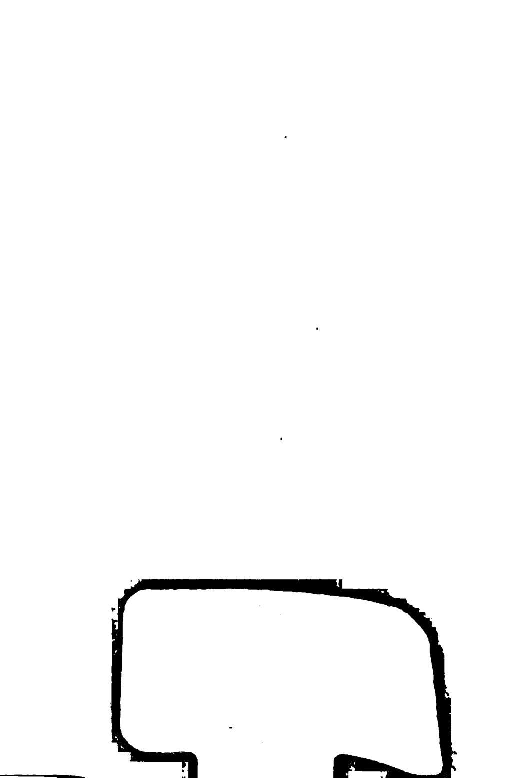




ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1797.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

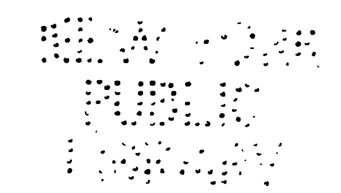
JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.

1797.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. October 1797.

TECHNOLOGIE.

EISENACH, b. Krumbhaar: *Stenographie, die Kunst mit der höchstmöglichsten Geschwindigkeit und Kürze in einfachen von allen andern Schriftzügen völlig verschiedenen, Zeichen zu schreiben.* Für die deutsche Sprache erfunden von *Friedrich Mosengeil.* 1796. 8. (3 Bogen nebst 6 Kupfertafeln. — 16 gr.)

Ohne uns auf die Frage einzulassen, ob die Stenographie in jetzigen Zeiten, und zumal für uns Deutsche so nützlich seyn könne, als der Vf. in der Vorrede uns S. 7. angiebt; beurtheilen wir bloss die Erfindung selbst. Hr. *M.* giebt die Definition der Stenographie zu Anfange des Buches richtiger an, als auf dem Titel; denn die völlige Verschiedenheit der stenographischen Charaktere von allen andern Schriftzügen gehört keinesweges zum Wesen der Kunst. Das stenographische Alphabet des Vfs. enthält die 16 Consonanten b. d. f. g. h. k. l. m. n. q. (warum dieses, da kw. es ersetzen könnte?) r. s. t. w. x. z.; indem c. theils durch k. theils durch z., v. durch f., p. durch b., j. durch g., ph. durch f., th. durch t. oder d. (warum letzteres?) ersetzt werden. Dagegen sind für ch. st. und sch. eigne Zeichen angenommen. Die Charaktere für diese Consonanten entstehen theils aus verschiedenen, willkührlich gewählten, Stellungen eines Halbzirkels und einer geraden Linie, theils aus kleinen Ringen, die an beiden angebracht werden. Jeder einzelne Consonans wird mit den übrigen, wie die Verbindungstafel lehrt, zu einem Zuge verbunden. (Hier finden wir zu erinnern, dass bt. dn. fr. lt. zg. undeutlich sind, weil alles bloss auf die Länge des Striches ankömmt, die unmöglich jedesmal weder Schreiber noch Leser messen können. Eben so geht es mit den Doppelconsonanten, die (S. 19.) durch grössere Länge der geraden Linie oder einen vergrösserten Halbzirkel oder Ring angedeutet werden, als bb. dd. gg. hh. kk. mm. nn. tt. ww. u. s. w. Zum Exempel dienen auf der Tafel der Beyspiele Nr. 5. das ww. hh. und ll. in weben, (welches mit wen verwechselt werden kann,) höhen, (hin,) lallen; Nr. 28. das fr. in fahrend, Nr. 30. das dn. und bt. in diener und beutel, (beil); und Tafel III. Nr. 3. das krt. in kreatur, (klaren?). Zwischen bl. und dl., bm. und dm., br. und dr., bs. und ds., lg. und ln., lk. und lm., nl. und gl., sl. und gz. schg. und schn. kann vorzüglich leicht eine Verwechslung Statt finden, Lg. und sg. sind mühsam und böse zu machen, weil der Winkel so ganz spitz seyn muss, da beide Striche einerley schräge Lage haben, welches besonders in längeren Wörtern, als beseligen, einsaugen, (Taf. d. Beysp. Nr. 2. 12.) der Fall ist. Das l. macht der Vf. bald so, dass der Ring zur rechten Seite des Striches steht, (Verbind. Taf. lb. bis lsch., rl., tl. bl. u. s. w. und Taf. d. Beys. Nr. 5. in lallen, Nr. 6. in lebt, Nr. 27. in länger, etc.) bald so, dass er an die linke Seite des Striches angebracht wird, (wie in der Verb. Taf. in hl. ml. wl. xl. schl. und Taf. d. Beysp. No. 3. in muschel, Nr. 4. in hüllen, wollen, Nr. 15. in wählen, Nr. 18. in haltbar, u. s. w.) Dies hat die Folge, dass man in der Taf. d. Beysp. Nr. 3. das Wort vogel eben so gut für fluss, floss, lesen kann. Für lq. (was ebenfalls leicht mit sl. und gz. irren würde) nq. qf. qg. qh. qs. qw. qz. qch. qsch. xd. xf. xg. xh. xk. xq. xz. xst. xch. stq. chx. fehlen in der Verbind. Taf. die Zeichen ganz, da doch qb. qd. qx. xb. xw. xsch. u. d. gl. aufgenommen sind.) Für die mit einem der zehn Buchstaben b. d. f. g. k. s. t. z. st. sch. zusammengesetzten Consonanten, wenn sie nämlich zu einer Sylbe gehören, sind auf der II Tafel Nr. 1. noch besondere Verbindungszeichen angewiesen. (Warum, da in der ersten und allgemeinen Verbindungstafel bereits alle diese Zusammensetzungen, ausser pr. und tzt., zwar in andern, aber bequemeren Zeichen enthalten sind? Vielleicht der Geschwindigkeit im Schreiben willen. Aber es können dadurch bey'm Schnellschreiben Fehler entstehen, indem leicht diese Einbiegungen mit den Ringen mehrerer Buchstaben, und umgekehrt, Aehnlichkeit erhalten können; und es erschwert das Lesen des Geschriebenen, selbst, wenn es von der eignen Hand des Lesers ist, ausserordentlich, bey einem einzelnen Zeichen sich erst durch so viele Bedeutungen durch zu arbeiten, ehe man die rechte findet. So kann in *diesen* Charakteren, z. B. bruch; hübsch; lebt; spitzig; schlagen; (Taf. d. Beysp. 6. bis 9.) schleppend; (ebendas. 21.) auch heissen: blech; hebt, habt, hobt, hebst, hobst; lübsch; sprüz; (denn wer kann, ohne Maasstab den Strich in z. und g. theilen?) schrägen, schwögen; schnappend, schrapend, schwappend, schwebend.) Diese eben angezeigten zehn Verbindungszeichen gebraucht der Vf. auch, das 1. 6. 9 und 10. ausgenommen, theils einfach, theils mit einer kleinen Einbiegung von der Linken gegen die Rechte, oder umgekehrt, um durch sie die ganze Conjugation der Hülfszeitwörter haben, seyn, und werden zu bezeichnen. Den Pluralis deuten eine kleine Null, den Conjunctivus eines jeden Tempus zwey kleine Striche oberhalb an.

Die einfachen Vocale, wozu auch ä. ö. ü. gerechnet werden, bekommen nie in der Mitte eines Wortes,

tes, sondern nur, wenn sie ein Wort anfangen oder endigen, einen Punct zum Zeichen, der jedesmal in gerader Linie mit dem Anfangs- oder Endzuge des Consonanten steht, zu dem er gehört. Die 2 Abtheil. der II Kupfertafel Nr. 1. und 2. macht dies anschaulich. Die Diphthongen werden ebenfalls, und zwar auch in der Mitte eines Wortes, durch einen Punkt angedeutet, der seitwärts, oder oben, oder unten neben dem Anfangs- oder Endzuge stehet. Ei, ey, eu, und ai sind noch durch die verschiedene Stellung dieser Punkte von au, äu, oi, und ui unterschieden, wie auf derselben Tafel die Numern 3. 4. 5. 6. ergeben, was sich aber nicht wohl, ohne dieselbe beschreiben läfst. (Wir fürchten, dafs dies leicht Verwechslungen und Schreibfehler veranlassen wird, besonders in Zusammensetzungen. Warum soll man nicht lieber die einfachen Vocale blofs durch einen Punkt über oder unter, und die Diphthongen zusammen durch einen andern rechts oder links neben dem Consonanten andeuten?) Auch die gedehnten Hülfslaute aa. ah. ee. eh. ie. ih. ieh. oo. oh. uh. äh. öh. üh. bekommen zu Anfange, in der Mitte, und zu Ende des Worts ein eignes Zeichen, das bey den drey letzteren dem Griechischen *accentus acutus* gleicht, bey den übrigen aber so (—) aussieht.

Nächstdem giebt der Vf. für gewisse, am häufigsten vorkommende Sylben ebenfalls eigne Zeichen an, die, je nachdem sie hier, oder dorthin gehören, entweder unter, oder über, oder neben dem Consonanten gesetzt werden. Ver, vor, für, haben das Zeichen des Griechischen *accentus gravis*: (wir vermissen noch die Anfangssylben be, mifs, und zer:) and, ant, end, ent, änd, änt, das des *spiritus lenis*: ind, int, und, unt, ünd, ünt, aber das des *spiritus asper*. Was blofse Endsylben sind, bar, fach, ung, ang, äng, ing, heit, hafft, keit, lich, mal, nifs, nen, nnen, ern, sam, thum, isch, zig, sten, stens, chen, schafft, (dazu gehörten noch big, tig, fig, gigt, rig, eln, und mehrere,) werden durch den Charakter des b. f. g h. k. l. m. n. r. s. t. w. z. st. ch. sch. angedeutet, nachdem dieser am Ende mit einer kleinen Einbiegung von der Linken zur Rechten versehen worden. Man sehe die I Tafel, Abtheil. 1. Nr. 2. (Aber diesem nach haben die Sylben ung. ang. äng. ing. dasselbe Zeichen, was auf der II Tafel Nr. 1. für sp. und spr. angenommen ist.) Die Schlufssylbe end der Participien aller Zeitwörter bekömmt denselben Charakter der eben genannten Consonanten, nur am Ende mit einer kleinen Einbiegung von der Rechten zur Linken versehen. Man sehe die I Tafel, Abtheil. 1. Nr. 3. (Allein nach dieser Einrichtung ist das Zeichen für gend einerley mit dem (Tafel II. Nr. 1.) gegebenen für schp. schl. schm. schn. schr. scht. schw.; das für nend einerley mit dem für str. und sts. (ebendas.); und das für fend gleich dem für pf. bf. bl. br. bs. bt. bst. bsch. Ich kann also leicht in die Verlegenheit kommen, z. B. für wagend oder hegend oder wägend oder fegend fälschlich wascht, hascht, wäscht, oder fscht; für losend oder loosend oder verloosend irrig hübsch oder liebst oder verliebt, zu lesen.)

Sogar einige häufig vorkommende Wörter, jedoch mit Ausnahme aller Substantiven, Adjectiven, und Zeitwörter, werden auf eigne Art bezeichnet, und der Vf. theilt dieselben in drey Ordnungen: 1) von 2 bis 4 Buchstaben; 2) von 4 bis 6 Buchstaben; und 3) von mehreren Sylben.

Um den Comparativus anzuzeigen setzt der Vf eine kleine Null über das Wortzeichen. Den Superlativus deutet dieselbe Null, mit einem kleinen Striche darüber, an. (Aber die Null ist zugleich, wie oben gesagt, das Zeichen des Pluralis der Hülfszeitwörter, und heifst aufserdem noch (Taf. d. Beysp. 29.) zum Beyspeil. Der Strich über dieselbe bedeutet auch (ebendas. 30.) überdem das heifst. Man könnte also das Zeichen für fl. (Taf. II. Nr. 1.) mit einer Null darüber eben so wohl für fester, als für, ihr habt, lesen.)

Zur Vermeidung des Irrthums, der entstehen könnte, wenn für etliche Wörter ein und dasselbe Zeichen sich bildet, räth der Vf., das erste dieser Wörter gar nicht, das zweyte mit zwey, das dritte mit drey, etc. kleinen Strichen zu bezeichnen.

Wörter aus fremden Sprachen und *nomina propria* soll man lieber mit lateinischen Buchstaben schreiben, oder, wenn man sie ja mit einem stenographischen Zuge andeuten will, durch einen kleinen horizontalen oder perpendiculären Strich am Endzuge unterscheiden. (Lieber mögten wir ein anderes Zeichen vorschlagen; denn wird der Strich nicht sehr vorsichtig gemacht, so kann er für ein r. oder n. angesehen werden.)

Von den Interpunctionszeichen behält Hr. M. das Colon, Semicolon, Frage-Ausrufungs- und Anführungs-Zeichen, auch die Parenthese, (welche doch mit dem Charakter des h. und k. verwechselt werden könnte,) bey. Aber den Punkt läfst er ganz weg, und das Comma bezeichnet er durch ein lateinisches kleines s. (Das Ausrufungszeichen kann doch mit dem Charakter des n. nebst einem Vocal am Ende, (Taf. I. Abth. 2. Nr. 2.) wie es wirklich z. B. auf der 3 Taf. Fabel 2. Z. 3. der Fall ist, und das Semicolon mit dem Charakter des k. hinter einem ei. (Taf. I. Abtheil. 2. Nr. 3.) irren, wie ebenfalls Taf. III. im Stollberg'schen Rundgesange, Sp. 1. Z. 2. Auch das Zeichen des Comma kann, wenn es nicht sorgfältig genug gemacht wird, mit dem des hk. allenfalls verwechselt werden. So ist es wirklich Taf. IV. in Hölty's Traum, nach den Worten: mir traumt', dem Zeichen des ant etc. (Taf. II. Nr. 2.) gleich geworden.)

(Der Beschlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Agasse: *Elemens d'Histoire naturelle par A. L. Millin.* L'An. 3. de la Republ. 444 S. und XXXII. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Rec. war auf dieses Werk durch einige öffentliche Nachrichten sehr aufmerksam gemacht. Allein jetzt, da er das Buch selbst kennt, ist er völlig überzeugt, dafs

dass Deutschland schon weit bessere Handbücher in diesem Fache besitzt.

Des Vfs. Absicht ist, der Jugend einen Leitfaden in die Hände zu geben, nach dem sie die Naturgeschichte studiren soll. Er zieht mit Recht die systematische Methode zu dieser Absicht vor. Die wenigen Blätter der dürftigen Einleitung sind nicht von dem Vorwurfe der Verwirrung und Unbestimmtheit frey. *Weltall*, *Wesen*, *Natur*, *Naturlehre*, *Naturgeschichte* sind die Begriffe, mit deren Bestimmung der Vf. anhebt. Die Naturgeschichte ist: „die Kenntniss der Wesen, die Beschreibung ihrer Organe, die Bestimmung ihrer Unterschiede." — Nun macht er seine Leser mit der *Methode* und mit ihren Abtheilungen: *Classen*, *Ordnungen*, *Gattungen* und *Arten* bekannt. Die Hauptabtheilung der *Reiche* ist also übergangen. Es wird ferner darin gefehlt, dass diese Abtheilungen nur durch ein von einer Armee genommenes Gleichniss erläutert werden, und dass der Unterschied der nothwendigen Abtheilung der Art von der willkührlichen Abtheilung der Gattungen, Ordnungen, Classen nicht gezeigt, nicht einmal angegeben ist. Gleich auf diese Bekanntmachung mit diesen Abtheilungen folgen die Worte: „Wir wollen also alle „mit unsern Sinnen wahrnehmbare Wesen theilen. „Zuerst wollen wir sie in zwey grosse Abschnitte „trennen: in *himmlische* und *irdische Körper*." Muss nicht der Lehrling diese Abschnitte für die erste der ihm eben bekanntgemachten Abtheilungen, für die Classen halten? Ist es nicht fehlerhaft, dass H. M. diese Abtheilungen des Systems jetzt schon anführte, da sie erst weiter unten, bey den auf unserer Erde befindlichen natürlichen Körpern, gebraucht werden sollen? —

Die Bestimmung der Himmelskörper und der Erde, ist nur unbefriedigend; die organischen Körper sind durch Bewegung und Leben von den unorganischen unterschieden; allein vergebens sucht man die Erklärung des Ausdrucks, *Leben*, die doch nothwendig hinzugefügt seyn sollte.

Der Vf. bestimmt nur die Classen und Ordnungen, die Bestimmung der Gattungen hielt er für seinen Zweck unbrauchbar. Die Mineralien sind nach *Daubenton*, die Pflanzen nach *Jussieu* in Classen zerfällt; bey den Säugthieren hat M. fünf Ordnungen nach der Beschaffenheit der Füsse; bey den Vögeln und Fischen ist er Linné gefolgt. Die Amphibien zerfällt er in zwey Abtheilungen: *Tetrapodes* und *Serpens*. Die Insektenordnungen sind von *Olivier*, mit einiger Versetzung in der Folge; die Ordnungen der Würmer von *Bruguière* entlehnt.

Wir müssen jetzt die Art der Ausführung anzeigen. In jeder Ordnung werden die merkwürdigern und in der Oekonomie des Menschen angewandten Naturkörper aufgeführt. Da eins der sichersten Hülfsmittel zur Erkennung eines Körpers, die Gattungen fehlen; so war kein anderes Mittel zur Bezeichnung des Gegenstandes, als eine nervige, charakteristische Darstellung desselben. Allein dazu gehört Kenntniss der Naturkörper selbst, die dem Vf. in den meisten Fällen fehlt. Die Beschreibungen sind kurze, schwankende, unbestimmte, charakterlose Umrisszeichnungen. Das Merkwürdige aus der Naturgeschichte ist gewöhnlich nur oberflächlich berührt.

Unter die mit Sauren aufbrausenden Steine ist der Alabaster und Flussspath gestellt; der Gyps ist zu den Salzen gerechnet. Der Begriff *Thier* ist durch die Ortsveränderung bestimmt; da doch die bekannten Beyspiele diese Bestimmung als unzulänglich zeigen. Auch die Definitionen der Classen des Thierreichs sind sehr fehlerhaft. Die Bestimmung der Amphibien ist: *Körper ohne Haare; eyerlegend.* Auf wie viele Insecten passen diese Kennzeichen, die doch bey dieser Classe als ausschliessend angegeben werden, nicht auch? Wem sind die Beyspiele lebendiggebährender Schlangen und Eidechsen nicht bekannt? Die Würmer sind definirt: *Thiere ohne Füsse und Schuppen.* Kommt dieses nicht auch vielen Schlangen zu?

Um ein Beyspiel der Behandlung der Arten aufzustellen, fällt uns eben S. 341. n. 15. in die Hände, die zugleich zum Beweise dienen kann, wie wenig der Vf. bey Aushebung der Arten und bey Anführung des Merkwürdigen einem bestimmten Plane folgt. „(*Prionus Gigas*) Cerambyx Géant. Man hat „diesen Käfer den grossen Widder (grand Capricorne) „genannt, wegen seines grossen Körpers und seiner „langen Fühlhörner. — Art. 19. (*Coccinella septem „punctata*.) Die Coccinelle mit sieben Punkten ist das „braunrothe halbkuglige Insect, das man gewöhnlich „Gotteshühnchen nennt. Es gibt mehrere ähnliche „Arten, die sich nur durch die Anzahl und durch die „Farbe ihrer Punkte unterscheiden."

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *A. J. C. Batsch* Professors zu Jena *Umriss der gesammten Naturgeschichte* ein Auszug aus den frühern Handbüchern des Verfassers für seine Vorlesungen. 1796. 288 S. u. 3te u. 4te Abth. m. eigner Seitenzahl. 160 S. u. 32 S. Regist. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was *Millin* auf einem etwas verschiednen Wege zu erringen strebte, das hat *Batsch* erreicht, so viel das Maass der Entdeckungen und der Kräfte Einem Manne zu erlangen gestatten. Eine Vergleichung beider Werke, das des Franken und das des Deutschen, fällt für unsern Mitbürger sehr vortheilhaft aus; sie zeigt, was der Kenner ausländischer Werke überall bemerkt, welche Riesenschritte Deutschland vor allen übrigen Nationen voraus in dem Gebiete der Naturgeschichte gemacht hat.

Der Vf. liefert uns in diesem Buche wieder einen vortrefflichen Beytrag zu dem naturhistorischen Schatze unsers Vaterlandes. Man wird sich sehr irren, wenn man darin ein Handbuch erwartet, das als Leitfaden zur Kenntniss der natürlichen Körper führt. Es ist die gedrängte markige Umrisszeichnung der ganzen Naturgeschichte im eigentlichen Verstande, die als Wissenschaft einen systematischen Gang foderte, und zur Erleichterung, zur Zusammendrängung der

Beobachtungen alle die Abtheilungen der Systematiker bis zu den Gattungen verfolgte. Die in wenig kraftvollen Strichen dargestellten Bildungen der Gattungen waren zur Erreichung der Absicht nothwendig. Das Merkwürdige und Besondere aus ihrer Naturgeschichte ist in kurzen aber nachdrücklichen Ausdrücken erschöpft.

Der Plan des Werks foderte ein System, das dem natürlichen sich näherte, so weit dies zu erreichen nöthig ist. Natürliche Classen und Ordnungen vereinen die Körper, welche in den meisten Theilen mit einander übereinstimmen, wo also die innere Organisation harmonischer eingerichtet ist, wo folglich die Resultate dieser innern Bildung allgemeiner, verwandter, ähnlicher sind. Ein künstliches System sieht gewöhnlich nur auf einzelne Theile; es bringt daher oft die fremdartigsten Geschöpfe in Verbindung, die zwar in diesem zum Grunde des Lehrgebäudes angenommenen Theile mit einander sich berühren, aber in jedem andern vielleicht sich fliehen.

Wie es sich von einem systematischen Werke schon erwarten läfst; so ist hier Alles, was sich im Allgemeinen sagen liefs, abgezogen, dadurch das Besondere deutlicher ausgehoben und Wiederholung vermieden. Bey den Pflanzen sind nur die natürlichen Ordnungen und Unterordnungen nach der von H. B. zur Richtschnur angenommnen Methode charakterisirt; die merkwürdigern Gattungen und Arten sind namentlich und mit Hinzufügung des Vaterlands angeführt. Auf eine sehr compendiöse Weise sind die innern Eigenschaften und die Benutzungen eines solchen Pflanzenbündels, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, durch Hinweisung auf die jeder Art vorgesetzte Numer angegeben.

Als Einleitung geht die Bestimmung der Naturwissenschaft voran; ihr folgt eine allgemeine Uebersicht des Weltalls, der Erde, der allgemeinen Naturkräfte, der Erdoberfläche und ihrer Veränderung, — alles zweckmäfsig, befriedigend und doch kurz. Ein doppeltes Register der Deutschen und Lateinischen Benennungen schliefst das Werk, das wir ungern von so vielen Druckfehlern befleckt sehn.

Jeder Naturliebhaber hat in diesem Umrisse ein vollständiges Compendium der eigentlichen Naturgeschichte, das ihm gewifs genugthun wird. Es wäre Unbescheidenheit, von einem einzelnen Manne zu verlangen, eben so bestimmt das Einzelne zu kennen, wie er das ungeheure Ganze umfafst. Einige hin und wieder bemerkte Unrichtigkeiten kommen hier nicht in Betrachtung. Das allenthalben sichtliche Bestreben nach Kürze und nach gedrängter Vollständigkeit hat manche dem ersten Anblicke dunkle Wortfügung erzeugt, an die man aber sich leicht und gern gewöhnt, da sie aus einer so löblichen Absicht entsprangen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der Meyerischen Buchh.: Gedichte von *Karl Loos*. 1797. 84 S. 8. (8 gr.) Nicht leicht ist uns etwas schlafferes und faderes vorgekommen als obige Gedichte, die zum Glück nur wenige Bogen einnehmen, aber dem, der sie zu lesen genöthigt ist, (wenn Rec. von sich auf andere schliessen darf) dennoch von unendlicher Länge scheinen. Die beiden längsten und folglich tadelhaftesten Stücke sind: *an Sophie*, mit gewaltigen Reminiscenzen aus Bürgers Elegie an Molly und seinem Hohen Liede, aber so ausgewässert, dafs man das Vorbild kaum wiedererkennt, ob sich die Nachahmung gleich auf einzelne Zeilen und Zusammenstellungen von Reimen erstreckt, z. B.

Bürger:	*Loos:*
In dem Paradies-Gefilde, Wie sein Aug' es immer sah, Waltet mit des Himmels Milde, Nach der Gottheit Ebenbilde, Adonis-Urania,	Nein! — Mich schützt die Himmelsmilde, Die aus deinem Auge stralt, Wesen nach der Gottheit Bilde, Wie in selige Gefilde Sie die Phantasie nur malt!

Wenn ihn Sophie beglückt, so will er nicht fragen

— nach der Sonne Licht,
Nach der Erde Huldigungen,
Oder ihren Lästerzungen;
Nach der ganzen Menschheit nicht.

Wir befürchten, *die ganze Menschheit* möchte dem Dichter gleiches mit gleichem vergelten. *Adelheid und Ilsenstein*, eine Ballade, das zweyte längere Stück, erinnert eben so stark, und auf eine für den Vf. eben so ungünstige Art, an Bürger. Das Sylbenmaafs ist das von des Pfarrers Tochter von Taubenhain, aber Zeilen wie:

An der verabredeten Stelle,

können einen Begriff davon geben, wie weit Hr. *L.* es in der Verskunst gebracht. Ein grausamer Vater, eine zärtliche Tochter, ein treuer Ritter, eine unglückliche Entführung, am Schlusse eine *allnächtliche* Geistererscheinung: man weifs dies auswendig. Zum Ueberflusse ist noch ein *geistich* Wesen angebracht, eine Nymphe der Eiche, eine Dryade, die dem Ritter viel Schönes verheifst, aber weder ihm noch dem Leser zu sonderlichem Troste gereicht. Und doch hofft der Vf. S. 38. „Welt und Nachwelt werde sich an dem Feuer seiner Seele wärmen." Welch ein mehr als antarktisches Klima müfste in der Geisterwelt überhand genommen haben, wenn dies möglich seyn sollte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. October 1797.

TECHNOLOGIE.

Eisenach, b. Krumbhaar: *Stenographie, die Kunst mit der höchstmöglichsten Geschwindigkeit und Kürze in einfachen von allen andern Schriftzügen völlig verschiedenen, Zeichen zu schreiben.* Für die deutsche Sprache erfunden von *Friedrich Mosengeil etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man wird aus dem bisher Erinnerten ohngefähr abnehmen können, ob der Vf. die Regel, die er S. 36. giebt: „möglichst zu vermeiden, dass für mehrere Worte nur ein Zeichen entstehe," und zu sorgen, „dass bey der nöthigen Deutlichkeit der Charaktere (S. 39.) selbige die höchstmöglichste Einfachheit erhalten," so ganz befriedigend befolgt habe, als er S. 4 und 36. meynt. Wir fürchten, dass ein auch nicht ungeübter Stenograph, der oft und viel schreibt und z. B. heute etwas in diesen Charakteren, um Zeit zu ersparen, aufsetzte, nach einem halben oder Vierteljahre mehr Mühe haben würde, bey so manchen Bedeutungen mehrerley einzelner Charaktere das Geschriebene wieder zu lesen, als wenn er es gleich Anfangs in gewöhnlicher Schrift verfasst hätte. Wie so leicht überdem Schreibfehler dabey einschleichen können, zumal, wenn man, nach der Regel des Vfs. (S. 40.) die Charaktere so klein macht, wollen wir aus den angehängten Kupfertafeln selbst, da doch kein Schreiber einen Strich so fein und genau machen kann, als der Kupferstecher, beweisen. So ist z. B. auf der Taf. d. Beysp. Nr. 7. in gafft das fst. (das Wort heisst, so, wie es da steht, Garn oder gern,) Nr. 8. in begrüsen das gr., Nr. 15. in stroh das str. und der gedehnte Laut oh., falsch; Nr. 17. in Pfründe das r. vergessen und zweymal ein ü. gesetzt; Nr. 19. in Gelehrsamkeit das Zeichen für das eh. ausgelassen und ein zweytes m. zu viel gemacht; Nr. 22. in mahlend das ah. ausgelassen; Nr. 24. in Jungen das ng. falsch; Nr. 25. unter dem zweyten die das ie vergessen; Nr. 38. in streichen das st. falsch; Nr. 39. in klingel das n. ausgelassen und der Ring des l. zu hoch gemacht, als wenn noch ein s. davor wäre; auf der 3 Taf. Fab. 1. Z. 1. in sonne das n. zu schräg gemacht, als wenn es ein t. wäre, wo es dann satte heissen könnte; Z. 2. statt des sch. in neidische ein w. mit dem Endstriche gesetzt, als wenn es wenn oder wohl hiesse; in Kräffte die Biegung des ft. falsch und das ganze Zeichen zu schräg; anzuwenden ist ebenfalls unrecht ausgedrückt; so, wie auch in Nr. II. Z. 1. Gesang. Dass der Vf. das b. in weben, oben, lobe, schreiben, glaube, durch ein w. und das ch. in wachsend durch ein x. charakterisirt, billigen wir nicht, da er für b. und ch. eigne Verbindungszeichen hat.

Schwerlich wird auf diese Art die Stenographie, auch im Privatgebrauche, bey uns ein ausgezeichnetes Glück machen; und am wenigsten möchten wir sie Studirenden, vollends z. B. Medicinern, zum Nachschreiben des mündlichen Vortrags (S. 9.) empfehlen, da diese sich gewöhnlich selbst leichter lesbare Abbreviaturen zu machen pflegen. Eine stenographische Druckerey aber (ebendas.) halten wir gar für eine unnöthige und zu wenig nützliche Sache: auch wird sich ohnehin Keiner zu der Vorlage verstehen. Mehr Einfachheit und Leichtigkeit haben die Vorschläge in nachstehendem Buche, obgleich auch manches dagegen zu erinnern ist.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Erleichterte deutsche Stenographie*, von *Horstig*. 1797. 8 Bogen, mit 3 Kupfertafeln. 4. — (12 gr.)

Der Vf. gebraucht zu seinem Alphabete nur 15. Hauptzeichen, nämlich für das b. ch. d. f. g. h. k. l. m. n. r. s. sch. w. z., indem er c. unter k. und z., ck. unter k., j. unter g., p. unter b., ph. unter f., q. unter kw., ss. unter s., t. und th. unter d., v. unter f., x. unter ks., tz. unter z., mit begreift. Jene Zeichen bestehen aus den acht verschiedenen Stellungen eines geraden Striches und eines Halbzirkels, aus einer kleinen Null für das r., dem vorn und hinten leicht gekrümmten Horizontalstriche für das m., einem ähnlichen, aber senkrecht stehenden, Zeichen für das z., und vergrösserten Halbzirkeln des g. h. s. v. für das k. ch. sch. und w. (Letzteres, nämlich die blosse Vergrösserung des Halbzirkels, scheint uns nicht unterscheidend genug. Bey'm Geschwindschreiben pflegt das Maass nicht immer so genau beobachtet werden zu können, und dann hält es im Lesen auf, und aus Sorge z. B. wird Schreck und umgekehrt. So ist wirklich Taf. III. Str. 5. Z. 1. das w. in wenn um Nichts grösser, als Str. 7. Z. 4. das V. in Vaterland, und kann also auch von, fein, Faun, etc. heissen. Das k. in October ist nicht unterschieden von dem j. in Julius, und October kann man also auch Gott lesen. Besonders leicht können diese Buchstaben in Zusammensetzungen unter einander verwechselt werden, als chk. hg. und hk., gh. gch. kch. und kg., gf. und kf. u. s. w. Sollte es nicht gerathener seyn, den Halbzirkel für das k. w. sch. und ch. noch durch

durch ein kleines Nebenzeichen zu unterscheiden, etwa durch einen kleinen Querstrich durch die grösseste Wölbung, z. B. ϶. wie die Aerzte den Scrupel bezeichnen? — Uebrigens haben Hn. H. Charaktere sehr viel Einfaches, auch in ihrer Zusammensetzung, und sind daher leichter für das Gedächtniss und die Hand, und gefälliger für's Auge, wozu besonders noch das beyträgt, dass er die Striche durch Dicke und Feinheit schattirt. — Die kleine Vorsicht beym Schreiben des m. und z., dass es nicht dem fs. hg. oder chg. oder hk. und chk. zu ähnlich werde und man aus matt z. B. fett mache, etc. lernt sich durch Uebung und nicht zu kleine Zeichnung der Charaktere, eben so, wie bey der Zusammensetzung des hs. chs. hsch. chsch. sch. sh. gs. gsch. ks. ksch. wh. wch. zl. zs. und zsch. die bequemere Art der Verbindung, auf die der Vf. S. 37. zielt, da diejenige, auf die man im ersten Augenblicke fällt, sehr mühsam und unbequem ist. — Nur die Verschmelzungen des m. (S. 85. f. 89.) wollen uns nicht gefallen, weil sie Irrungen veranlassen können, wie es mit dem Worte Sturm und Schmidt auf der I. Tafel geht, wovon das Erstere, so, wie es da steht, richtiger Strenge oder Strang gelesen werden würde. Es ist ja eine unbedeutende Mühe, die beiden kleinen Krümmungen des m. in allen Verbindungen beyzubehalten. — Bad (S. 35.) kann ja doch auch so geschrieben werden, dass das d. unterhalb des b. steht, und dann macht es keine Ausnahme. — Die Abkürzung des chs. und ks. in Wachs, Axt u. f. w. mit einem kleinen Querstrich zu durchkreutzen, ist doch fast etwas zu willkührlich, da diese Buchstaben sehr bald gemacht sind.) Alle überflüssigen Buchstaben, z. B. Doppelconsonanten, wenn sie durch keinen Vocal getrennt sind, und das h. in der Mitte eines Wortes fallen weg. (Wie in Ehre, Reh, Schuhe, aber das h. fehlen dürfte, (S. 38.) sehen wir nicht ein, da diese Wörter alsdann durch ein blosses r. oder sch. bezeichnet werden müssten, und eben so gut er, ihr, ohr, uhr, roh, Asche, Esche, etc. gelesen werden können.) Die Vocale werden, der Regel nach, bey'm Schreiben weggelassen. (Nicht ganz mit Recht hat der Vf. diese Regel in den beygefügten Kupfertafeln befolgt. Dann kann ich statt Glas, kühles, st. Klage, Glück, st. Lohn, allen, st. Bad, übet, st. Laut, alt, st. Dorn, Adern, st. Flotte, feilt, st. Blut, bald, Belt, Bild, st. Dornen, Thränen, Dirnen, st. Veilchen, Flächen, st. Band, Abend, st. Neid, und, st. flieht, fällt, füllt, st. bessre, böser, st. ärmern, Riemern, Römerin, st. siedelt, stellt, st. gern, grün, st. engt, nagt, st. uns, Nase, st. Grab, Garbe, st. Vater, Fuder, etc. und umgekehrt lesen. Geringere Verwechslungen in den Vocalen wollen wir gar nicht einmal erwähnen, ob es gleich dem Redner, Dichter, und überhaupt dem Stilisten, nicht gleich viel ist, wenn man ihm auch nur z. B. statt Gelehrsamkeit und schiesst, Gelahrsamkeit und scheusst unterschiebt. Der Zusammenhang ergiebt freylich (S. 47.) den Irrthum, aber das kostet doch immer auch erst Zeit. Die Bezeichnung der Vocale, an der rechten Stelle angebracht, würde auch dazu dienen, das d. und t., so wie n. und u., hintereinander (z. B. Taf. III. Str. 1. Z. 2. in findet,) zu unterscheiden, was sonst nicht möglich ist, oder zeitspielige Aengstlichkeit im Schreiben erfodert. Besser ist's doch, wenigstens die Anfangs- und Endvocalen durchgängig zu bezeichnen.) Auch giebt der Vf. in der Folge sehr bequeme Zeichen für das lange e. (ee. eh. ä. äh. ö. öh.) das i. (y. ie. ieh. ü. üh.) das a. (aa. ah.) das o. (oh.) das u. (uh.) das ei. (ey. eu. äu. — auch ai. und oi.?) und das au. an. (Wenigstens bey eignen Namen, auf deren Rechtschreibung oft vieles ankömmt, möchten wir doch für jeden besonderen Doppellaut ein eignes kleines Zeichen, dergleichen sehr leicht sind, empfehlen, um z. B. aus Göthe nicht Jette, aus Minden, Münden, aus Berlin, Börlen, aus Böhme, Behm, aus Wiesenbach, Wissenbach, aus Rönnberg, Renneberg, aus Bayern, Beuren etc. zu machen.) Wegen der Endsylben (S. 48. ff.) möchten wir fragen, ob es mühsamer seyn sollte, das letzte n. in der Endung ungen durch den angenommenen Charakter des n., nämlich einen Horizontalstrich von der Linken zur Rechten, anzuzeigen, als den Haken des g. zu verlängern und einen Strich von der Rechten zur Linken (S. 49.) zu machen? Sollte es so gar viele Zeit wegnehmen, in der Endung keit noch an dem k. einen senkrechten Strich für das t. und im Pluralis an dem t. noch ein n. anzusetzen? Die Verlängerung der Umbeugung nimmt eben so vielen Platz ein. Das Zeichen für die Endung sam kann Irrung veranlassen, denn friedsam z. B. werden die Meisten für Frieden oder Freuden lesen, da der Horizontalstrich einmal für das n. angenommen ist: dass er hier zur linken Seite des d. steht, macht wesentlich keinen Unterschied. Steht doch Taf. II. in *über*. das r. ebenfalls links. Am wenigsten gefällt das Zeichen uns, wo sam keine Endsylbe bleibt. Dann hätte *jede* einzelne Sylbe beynahe das Recht zu einem eignen Zeichen. Der kleine rückwärts gebogene Haken, der die Endsylben schaft und heit charakterisiren soll, irrt in dem Worte Freundschaft den Leser mit dem Endungszeichen in Sonderbarkeiten, (Taf. I.), und kann z. B. in Leidenschaft mit Ladung verwechselt werden. Auch hätten dann Eigenschaft und Eigenheit völlig einerley Zug. Dass diese Sylbe, auch als vorletzte, dies Zeichen behält, dünkt uns nicht distinct genug. Warum soll das lich (S. 49. und Taf. I. Freundlichkeit) einen vorwärts gebogenen Haken bekommen, der dem g. gleicht, da sich eben so geschwind der Haken umgekehrt machen lässt, dass es ein ch. wird? Und warum soll das lich, das auf schaft folgt, (S. 50. und Taf. I. Wissenschaftlich) einen blossen l. Strich, ohne Haken, haben? Das Zeichen des rückwärts gebogenen Haken am l. für die Endung ling in Sonderling etc. würde richtiger für die Endsylbe lisch, z. B. in teuffelisch, passen. — Unter den Abkürzungen kleiner, oft vorkommender, Wörter könnten vielleicht *denn* und *wenn* wegfallen, da *den* und *wen* schon da sind. Da hat doch fast ein zu willkührliches Zeichen.

chen. *Auf* sollte lieber allenfalls durch den a. strich, von *von*, und *wie* durch den Charakter des i. von *wo*, unterschieden werden; denn es ist nicht einerley, ob ich z. B. lese: er hat *von* oder *auf* dem Tische geschrieben, *wie* hat er gelebt, oder *wo* hat er gelebt? *Ueber* und *aber* sind blos durch die Stellung des r. unterschieden: warum nicht lieber ein Zeichen für Beide und, wenn es über heissen soll, oben den Charakter des ü darüber? Allein und verein haben einerley Chiffer. — Die Unterscheidungszeichen läfst der Vf. ganz in der Schrift weg.

Wie leicht aber, selbst bey diesen leichten Charakteren und ins Auge fallenden Kupfern, Schreibfehler sind und bleiben, mögen nur folgende Beyspiele beweisen. Auf der I. Taf. ist das g. in *Glas*, als wenn es Saales oder Seiles hiefse, und eben so das k. in klage, falsch, als hiefse es selig. Taf. II. in kupfer und Taf. III. Str. 2. Z. 1. in Schöpfung fehlt das p. fast ganz. Taf. III. Str. 4. Z. 2. steht des, statt dem; Str. 5. Z. 1. Furchtsamkeit, statt furchtsam; Str. 6. Z. 1. ist das g. in Grab unrecht, wie ein s. gezeichnet, als wenn das Wort Syrop hiefse; Z. 2. ist das m. in Dämmerung gar nicht zu erkennen. Taf. III. ist das j. in Jänner wieder zum s. geworden.

So lange, wir bergen dies nicht, die Stenographie sich noch so sehr der Steganographie nähert, die beym Schreiben ersparte Zeit beym Lesen, und der in der Breite des Papiers gewonnene Raum in der Länge desselben, nicht selten wieder verloren geht, wie nach den angezeigten Systemen beider Verfasser z. B. in den Wörtern Landeshoheit, Protonotarius, Bürstenbinder, Wiedehopf, etc. — so lange kömmt ihre systematische allgemeine Einführung uns eben so vor, als wenn man die Schreibekunst wieder auf ihre erste rohe Entstehung, die Zeichenkunst auf Silhouettenmacherey, (*Plin. H. N.* XXXV. 3.) zurückbringen wollte.

ERDBESCHREIBUNG.

RIGA, b. Hartknoch: *Meine Fufsreise durch die drey Brittischen Königreiche.* Voran einige Nachrichten von dem Feldzuge in Champagne. Von einem französischen Offizier, 1797. 356 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist nicht abzusehen, warum der Vf. sein Werk eine Reise durch die drey Brittischen Königreiche nennt; es sollte heissen „durch Grofsbrittannien, oder vielmehr durch England und Schottland" denn von Wales hat er wenig mehr als die Grenze gesehen, und nach Irland ist er gar nicht gekommen. — Sein Werk zerfällt in 4 Theile, wovon die Beschreibung des Feldzuges nach Champagne, des Rückzuges und der Abdankung des Emigranten-Chors 88 Seiten einnimmt. Seine Reise durch Holland geht bis S. 116. die Beschreibung von London und England bis 212. und das Uebrige nimmt Schottland ein. — Ob man schon die Beschreibung des Feldzuges durch Champagne mit Interesse lesen wird, so enthält sie doch nichts von Wichtigkeit, das man nicht schon in andern Werken gelesen hätte. Der Vf. legt grofsen Nachdruck auf die vielen Edelleute, welche das Emigrantenchor ausmachten. Wie wenig aber diese *Armee von Edelleuten* zu grofsen Unternehmungen gemacht war, sieht man aus den eigenen Geständnissen, die dem Vf. hin und wieder entschlüpfen. Z. E. S. 36. Man fing an ungedultig zu werden und zu murren etc. Die Noth, die wir ausstanden, machte uns gegen einander gespannt. Kaum gab es 4 Zelt-Cameraden, die beysammen blieben. Jeder trennte sich von dem andern und hielt seine Mahlzeit für sich. S. 36 und 37. werden *die aus Edelleuten bestehenden Compagnien* misvergnügt, und wollen zur Belagerung von Diedenhofen nicht zurückbleiben. S. 72 und 73. sagt er, dass Elend, Verdrufs, Demüthigung u. s. w. sie so gegen einander gespannt gemacht hätten, dafs wechselseitige Achtung und Höflichkeit unter ihnen verbannt waren, und einem störrischen, zanksüchtigen Humor Platz gemacht hatten, der fast täglich zum Ausbruch kam. — Es ist bekannt, dafs es nicht thunlich ist, eine Reise durch England zu Fufse zu machen. Es ging ihm also, wie einst Hn. Moritz; er fand Demüthigungen ohne Ende, und wurde vor einer Menge von Wirthshäusern rein abgewiesen. — In der Beschreibung von London und England steht nichts, das sich nicht in vielen andern Reisebeschreibungen auch findet. Dabey war der Vf. auf diese Reise nicht vorbereitet, machte wenig Bekanntschaften, verstand äusserst wenig von der Sprache: und daraus mufs man sich mehrere ganz falsche Nachrichten erklären, die er von so vielen Dingen giebt, die es aber zu weitläuftig seyn würde zu rügen. Manche Fehler hätte er freylich vermeiden können, wenn er nur mit offenen Augen gesehen hätte. Hieher gehöret S. 121. die Stelle: Alle Plätze in London sind mit einer *grofsen Menge vergoldeter* Statüen bedeckt. S. 151. Die jungen Leute zu Oxford sind in einen grofsen schwarzen Rock mit spitzen Aermeln gekleidet. (Er meynt den *Gown*, den sie über den Rock tragen.) Ebend. will er neben der Domkirche zu Oxford eine Taufkapelle gesehen haben, wie die zu Florenz, Pisa etc. die aber dort nicht existiret. S. 126. Es vergeht fast keine Woche, wo nicht Leute gehangen werden. S. 165. sagt er, das Land an der Themse sey niedrig, morastig und ungesund. Eben so unrichtig ist seine Art, die Zeit zu messen. Eine Predigt in England dauert gewöhnlich gegen 20 Minuten; eine von 28 bis 30 Minuten ist eine äusserst seltene Ausnahme. Der Vf. aber will S. 165. eine zweystündige Predigt zu Glocester gehört haben. Sehr richtig ist seine Bemerkung S. 202., wo er nicht begreift, wie man auf den Einfall gekommen ist, den Engländern einen strengen, finstern Charakter beyzulegen. „Sie lieben Freude und Vergnügen so sehr, wie ein ander Volk."

Der beste Theil des ganzen Buches ist die Reise durch Schotland, welche von S. 213. bis zu Ende geht.

Der Vf. hatte hier mehrere Empfehlungsbriefe, durch die er gut empfangen ward, machte die Bekanntschaft mehrerer Leute von Kenntnissen, ward gut unterrichtet, und immer an einem Orte auf den andern vorbereitet. Viele seiner Bemerkungen sind daher sehr interessant, und im Ganzen richtiger, als die über England. Er war in besserer Laune, hielt sich länger auf und sah richtiger. Rec. unterschreibt mit Vergnügen, was S. 259. und 260. über den vortrefflichen Anbau eines Theiles von Schotland gesagt wird, und über die Vorurtheile der Engländer, die von Schotland noch immer so reden, und es so betrachten, wie es vor 100 Jahren war. Was S. 333. und 334. über einige Celtische Sprachen gesagt wird, ist ganz falsch. Es sind gerade die schottischen Hochländer und Irländer, die einander verstehen; die Walliser hingegen *sehr* wenig. Die Sprache der letztern kommt der Cornischen näher, so viel man nämlich aus Bruchstücken urtheilen kann, die man von der Cornischen hat. Rec. hat oft in England gehört, dass vor nicht gar vielen Jahren noch eine alte Frau in Cornwal lebte, welche Cornisch verstand; mit ihr aber soll die Sprache ganz ausgestorben seyn. — Falsch ist es, (S. 348.) dass das Testament, wodurch ein Vater in Grossbrittannien seinen jüngern Söhnen etwas aussetzt, das nicht Mobiliarvermögen ist, 60 Tage vor dem Tode gemacht seyn müsse. Sie erhalten gewöhnlich Pensionen, die auf die Güter des ältesten Bruders und Erben gelegt sind, und auch bares Geld.

Dieses Buch ist angenehm und lebhaft geschrieben, und wird jedem Leser in einer müssigen Stunde eine angenehme Unterhaltung gewähren. Die Uebersetzung, die Rec. nicht mit dem Originale vergleichen kann, ist so fliessend und rein, dass man nicht daran denkt, dass man eine Uebersetzung liesst. Hin und wieder hat sich der Uebersetzer einige Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, wovon jedoch ein Theil vermuthlich Druckfehler sind. Hierher gehören S. 91. mit andern, die man ertappte, wurde gar übel mitgespielt. Ebend. der Prinz glaubte, diese Höflichkeit für einen Mann haben zu müssen, der zwar vor 6 Monaten Kutscher gewesen war, *wo* es aber jetzt nicht rathsam gewesen wäre etc. S. 116. Den vierten Tag landeten wir bey Tower etc. muss heissen „bey, oder an dem Tower, S. 318, sie haben eine grosse Anhänglichkeit an ihren (ihre) Nationalgerichten, an ihrer (ihre) Suppe etc. S. 231. Saloppe für einen Frauenzimmermantel ist ein garstiges Wort, das weder deutsch, noch französisch ist, so sehr man es auch von den Damen einer aufgeklärten deutschen Provinz hört. — Sehr oft steht durch einen Druckfehler der Accusativ, wo der Dativ seyn sollte. S. 259. statt Hopetor l. Hopetown. S. 304. statt Präsidenten l. Prätendenten. S. 320. ist das Jahr 1008. ein Anachronismus. — Dass der Uebersetzer die Härte gemildert hat, mit der der Vf. über die Preussen klagt, mag er bey dem Publicum verantworten. Uns dünkt, kein Uebersetzer hat ein Recht, den Ton, oder Geist des Textes zu ändern, wohl aber, unter dem Texte Anmerkungen und Milderungen zu machen.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

BERLIN, b. Vieweg d. Aelt.: *Plutarchi vitae parallelae Themistoclis et Camilli, Alexandri et Caesaris.* Ad optimas editiones expressae selectisque variorum notis illustratae. In usum juvenum graecae linguae studiosorum curavit *C. H. Joerdens.* Edit. nova, cui indicem locupletissimum verborum et nominum adjecit *J. H. Ch. Barby.* 1797. 266 und 71 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. No. 209.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Hannover*, b. Hahn: *Die Leichtsinnigen*, ein Schauspiel in vier Aufzügen von *Fried. Meisner*, 1796. 108 S. 8. (6 gr.) Eine ganze leichtsinnige, und folglich sehr uninteressante, Familie figurirt in diesem Stück; der Vater vernachlässigt über Wein und Büchern Haushaltung und Kinderzucht; die älteste Tochter ist eine Putznärrin, und der Sohn ein verschwenderischer Wollüstling. Die ganze Hoffnung des leichtsinnigen Vaters beruht auf einer doppelten reichen Heirath, die Sohn und Tochter, er mit einer Holländerin, sie mit einem Baron zu thun gedenken. Als endlich die Gläubiger aufwachen, nimmt der Vater seine Zuflucht zum Baron, der aber, weil er seine eigne Verschwendung durch Heirath wieder gut zu machen gehofft hatte, sich bald empfiehlt. Nun wirft sich der Vater dem Sohn in die Arme, dem aber eben die Holländerin, die schon verheirathet ist, alles im Spiel abgewonnen hat. Der Vater will sich erschiessen, wird aber von dem würdigen Liebhaber der zweyten Tochter, die sich selbst eine bessere Bildung zu geben gewusst, daran verhindert, und die ganze Familie gerettet. Diesen alltäglichen Plan würde ein Iffland immer noch durch die Ausführung zu heben gewusst haben; allein die komischen Personen dieses Vfs. schwatzen gerade so schaal, wie man täglich um sich schwatzen hört, und die zwey edlen Rollen sind so matt bearbeitet, dass man sie nicht ohne Gähnen lesen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. October 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: *Geist Jesu, wie sich derselbe auf Erden geäusert hat, und besonders nach den interessantesten Situationen, Verhältnissen und Umständen betrachtet.* 1797. XXIV Vorr. u. 624 S. 8.

Der ungenannte Vf. hebt mit einer Chrie über den Satz an: dass an berühmten Männern des Alterthums der Geist derselben unsre Aufmerksamkeit am meisten verdiene. Hierauf folgen einige Sentenzen alter Philosophen, die aus einem Florilegio entlehnt zu seyn scheinen. Er spricht ferner mancherley über den *Geist* Jesu, ohne sich bestimmt und deutlich zu erklären, was er eigentlich darunter verstehe. Am Ende sieht man wohl, dass er die moralischen Eigenschaften desselben darunter begreift. Diese will er untersuchen, und in ihr gehöriges Licht stellen. Rec. war auf die Ausführung begierig; wiewohl er, nach der vorhergehenden seichten und geschwätzigen Vorrede, voll schiefer Gedanken, zweifelte, dass sie gerathen seyn möchte. Er fand eine Lebensgeschichte Jesu, ohne beobachtete chronologische Ordnung (weil sie nicht zum Zwecke des Vf. gehörte,) in 56 Abschnitte zertheilt, z. B. Nr. 4. *Jesus im offenen Tempel der Natur.* Nr. 6. *Jesus urtheilt über Unglück.* Nr. 8. *Jesus und die Samariterin.* Nr. 17. *Jesus auf Reisen.* Nr. 27. *Jesus auch im Affect ehrwürdig.* Nr. 29. *Jesus ein grosser Lehrer bey Kleinigkeiten.* Nr. 30. *Jesus bey dem Anblick in die traurigste Zukunft* u. s. w. Die Methode des Vf. ist, dass er die Lehren und Begebenheiten desselben, wie sie in den Evangelien enthalten sind, theils nach der Lutherischen, theils nach eigener Uebersetzung oder Paraphrase, mit eingeschalteten Bemerkungen vorträgt, und nachher Betrachtungen darüber anstellt. Der Leser sieht von selbst ein, dass, wenn die moralischen Eigenschaften des Erlösers der Gegenstand der Untersuchung seyn sollten, eine ganz andere Methode gewählt werden musste. Indess würde man zufrieden seyn, wenn diese Lebensgeschichte nur sonst auf eine pragmatische Weise bearbeitet wäre, und irgend eine neue Ansicht eröffnete. Dies alles sucht man hier umsonst. Wären nur z. B. das Leben Jesu von *Hess* oder ähnliche gute Bücher mit Einsicht benutzt, oder, um mehr als nachsichtig zu seyn, zweckmässig compilirt worden, so würde diese Arbeit einer gewissen Classe von Lesern noch zu empfehlen seyn. Allein Rec. hält das ganze Buch für ein durchaus misrathenes Product. Die Art zu erzählen ist bald matt und wässerig, bald mit Bombast und unnützen Declamationen angefüllt. Sinn und Zusammenhang der Begebenheiten oder Reden Jesu werden selten in das erfoderliche Licht gesetzt, wie z. B. das Gespräch mit *Nicodemus;* und wo es geschieht, in ein falsches. So manche historische oder exegetische Dunkelheiten, die den Leser z. B. in den, aus dem Evangelio Johannis entlehnten, Stücken aufhalten könnten, werden weder bemerkt noch aufgehellt; der Vf. erzählt darauf los, ohne dass er selbst welche geahnet zu haben scheint. Die einzelnen Abschnitte fangen meistentheils mit einem Gemeinplatze an, bey welchen man zufrieden seyn muss, wenn solcher an seiner Stelle nicht ganz abgeschmackt ist, wie man hier öfters zu bemerken Gelegenheit hat. Wo der Vf. etwas starkes und nachdruckvolles sagen will — was oft mit vieler Selbstgefälligkeit versucht wird — so giebt er entweder etwas Albernes, oder das, was an sich Sinn hat, in einer posserlichen Wendung zum Besten. Die besondern Betrachtungen über die Begebenheiten oder Reden Jesu, sind nichts weiter als sogenannte porismata, wie sie der gemeinste Homilete, ohne eben seinen Kopf in Unkosten zu setzen, aus seinen Texten zu ziehen pflegt. Dafür hat der Vf. mit schiefen Räsonnements und leeren Kanzelbombast recht reichlich gewürzt. Nicht ohne Bedauern findet man, wie ein so schöner Stoff, z. B. die Leidensgeschichte (welche einen beträchtlichen Theil dieses dickleibigen Buches einnimmt) von einem so unbehülflichen Scribenten, der seiner eigenen Gedanken nicht mächtig ist, und, was er anderswo etwan gutes gelesen hat, in seiner Manier, d. h. verkehrt vorbringt, gemisshandelt worden. Wenige Stellen lassen sich ganz leidlich lesen; aber ehe man es sich versieht, folgt ein barockischer Gedanke, der einem alles wieder verleidet. Was das Matte, Seichte, Weitschweifige, die langen Declamationen, leeren Gemeinplätze anlangt, so kann Rec. keine Beyspiele geben; jeder Abschnitt ist Beleg dazu. Indess wird es doch nöthig seyn, das über das Ganze gefällte Urtheil mit einigen Proben zu rechtfertigen. S. 4. hält es der Vf. für nichts besonders, dass ein *Sokrates* unter den Griechen aufgestanden, weil dort Künste und Wissenschaften geblüht haben; dass *Jesus* hingegen unter den Juden aufgetreten, ist ihm ausserordentlich. Aber was war denn die Philosophie in Griechenland vor Sokrates Zeiten? Und musste *dieser* nicht, eben so wie Jesus, einen ganz neuen Weg einschlagen? Die jüdischen Lehrer sollen S. 5. weiter keine Kenntnisse besessen haben, als „*höchstens einige Kenntnisse der Religionsgeschichte ihres Volks.*" Diese Behauptung zeigt

von Unwissenheit! Zu den Worten „Jesus (der Knabe) nahm zu an Weisheit und Gnade bey Gott und den Menschen" setzt der Vf. hinzu *„dabey wollen wir stehen bleiben und desto freudiger bekennen: Jesu Lehre ist von Gott, und unsre Religion ist Gottes Werk!"* So etwas kann unstreitig nur in dem Kopfe des Vf. zusammenhängen! S. 36. wird bemerkt, dass die griechischen Weisen sich von ihren Schülern *ansehnlich bezahlen lassen*, Jesus hingegen unentgeldlich gelehrt habe. Der Vf., der sich oft eine altkluge Miene giebt, weiss also nicht, dass es in Griechenland schimpflich war, Weisheit für Geld zu lehren, und dass nur die Sophisten damit wucherten? S. 41. entdeckte *der beobachtende Scharfsinn Jesu die edeln moralischen Anlagen* von *Simon* und *Andreas*, welche am See Tiberias fischen, ehe er noch ein Wort mit ihnen gesprochen hat! Die Worte desselben „ich will euch zu Menschenfischern machen" nennt unser neue Longin „eine kurze *und erhabne* Anrede." Er setzt S. 43. hinzu: „vielleicht hat noch kein Weiser unvorbereitet auf der Stelle, nach der Lage *der Sachen* (?) nach Beschaffenheit der Menschen, treffender und *wirksamer* sich ausgedrückt, mehr mit so wenigen Worten gesagt, als Jesus bey dieser Gelegenheit" und vielleicht hat noch kein Prädikant, unvorbereitet auf der Kanzel, nach Beschaffenheit seiner Gaben, abgeschmackter über diese Worte sich ausgedrückt, als dieser Autor. Der vierte Abschnitt: *Jesus im offenen Tempel der Natur*, ist ein Stück voll leerer Declamation. Die Welt heisst da unter andern *ein Urbild der Gottheit*. Was das wohl heissen soll? S. 63. „Das Feuer der allbelebenden Sonne ist zu schwach *um* solche (leichtsinnige) Herzen zu erwärmen *mit Empfindungen* (?) der schönen Schöpfung!!" S. 119. meynt der Vf.: das Gespräch Jesu mit der Samariterin würde *schon als Erdichtung* — in Rücksicht der Kunst — das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes seyn. Er nennt es „eine *Scene* die unter den *schönsten* auf Gottes Erdboden *oben an* steht." S. 219. Was Luther Luc. 10, 42. unstreitig sehr gut übersetzt hat: „Maria hat das gute Theil erwählt" travestirt unser Vf. nach seiner Weise „Maria hat *ein gutes Gericht erkohren*." Ein absurder Eingang zu einem Abschnitte findet sich unter andern S. 445. Etwas geschmackloses vom Monde S. 523. Von der Sonne S. 529. Nachdem die Handlung des Fusswaschens erzählt worden, heisst es S. 451.: „Rührender Beweis von der Handlungsart Jesu! Erst lässt er *die lebendige Moral* (?) *mit der That vorangehen*, eine Moral die sich sogleich in *Saft und Kraft* verwandelt; dann folgt die *Anwendung davon durch Sprüche*." S. 40. wird bemerkt, dass die Art, wie Jesus Gutes gethan, immer etwas *Reizendes*, *Anziehendes* und *Interessantes* gehabt habe. *„Es scheint als hätte er dieses so ganz dem Vater im Himmel abgelernt!!!"* S. 51. meynt der Vf., dass eine Pädagogik im *Geiste Jesu der kostbarste Schatz für die Menschheit seyn würde!* Ob er sich wohl bey diesem frommen Wunsche selbst verstanden hat? Der gleich darauf mitgetheilte kurze Entwurf enthält ganz alltägliche Gedanken, die, seit *Basedow* die Pädagogik vom Himmel gerufen und in die Häuser und Städte eingeführt hat, in hundert und mehrern Büchern der Art abgehandelt worden. S. 474. wird behauptet, Jesus habe dem *Judas Ischariot* darum die Casse anvertraut, „um dem *Fehler* des Geizes bey ihm vorzubeugen, und ihn zur Genügsamkeit zu gewöhnen." Wie das auf *solche* Weise möglich sey, mag unstreitig der Vf. allein wissen. S. 529. „Die schreckliche Nacht (in welcher Jesus verrathen worden) war kaum vergangen; o dass Gottes Sonne nie säumt, auch dann den Tag heraufzubringen, wenn die Unschuld leiden und der Tugendverehrer bluten soll!" Wie albern! Sollte man es wohl glauben, dass der *Töpfersacker* von dem Blutgelde (S. 534.) noch *vor* der Kreutzigung Christi gekauft worden? Oder meynt vielleicht der Vf., dass die Hohenpriester, weil sie doch *Juden* waren, sogar bey dem dringenden, für sie überaus wichtigen, Geschäfte vor dem Procurator, nicht umhin gekonnt haben, zuvor noch etwas zu handeln? Noch eine einzige Stelle, worinn sich der Vf. selbst übertroffen zu haben scheint. S. 487. „Konnte Petrus jemals wieder einen *Hahn krähen* hören, ohne dass er sich voll Demuth an seinen Fall erinnerte, und mit neuen stärkern Eifer für die Ehre dessen wirkte, der mit so grossmüthiger Liebe ihm verziehen hatte? *So ist auch kein Hahn in Gottes Welt unwichtig!* Der Weiseste auf Erden hat es bewiesen, indem er *mit der Stimme dieses geringen Thiers den Fortschritt seines Schülers in der Tugend und moralischen Veredlung auf das genaueste verband.*" — Dieses Buch endigt sich mit dem Tode Jesu. Wir haben aber, laut der Vorrede, noch eins von demselbigen Schlage, über die folgende Geschichte zu erwarten. Die Drohung des Vf. scheint ernstlich zu seyn, und Rec. kann nicht umhin, ihm, wenn er nicht zu spät damit kommt, den wohlmeynenden Rath zu geben, sich zuvor gründliche Kenntnisse zu erwerben, über das Erlernte anhaltend nachzudenken, seine Ideen logisch ordnen zu lernen, die Sprache zu studieren, und durch gute Muster seinen Geschmack zu bilden, ausserdem würde er sich allemal unter die *capite censos* der deutschen Autoren verlieren.

FRANKFURT a. M., b. Bayrhofer: *Schutzschrift für Jesum von Nazareth*, oder *das Reich Christi und Gottes nach neutestamentlichen Begriffen*, von *Johann Friederich Des-Côtes*. 1797. 507 S. 8.

Der Vf., welcher Nassau-Weilburgischer Hofprediger und reformirter Pfarrer zu Kirchheim-Polanden ist, hat diese den Königen von Grossbritannien und Preussen dedicirte Schrift in einer Gemüthsstimmung zu Papier gebracht, die in seinem Alter (nach dem beygefügten Porträt ist er ein Mann von 62. Jahren) einem leidenschaftlichen Widerspruche gegen herrschende Parteyen eben so wenig, als einem leichtsinnigen Haschen nach Heterodoxien und Paradoxien günstig war. Der unselige Krieg mit den Neufranken hatte ihn über den Rhein nach Frankfurt und von da nach Hanau verdrängt (S. 100.), wo er nach einer Jahrelangen Trennung von seiner zu Wisbaden lebenden

benden Familie, und unter den Empfindungen des Schmerzens über den Tod eines hoffnungsvollen Sohnes (S. 461 f.), die hier mitgetheilten Untersuchungen als Früchte eines langjährigen Studiums des N. T., aufzeichnete und der Presse übergab.

In dieser Lage und bey den ächtreligiösen Gesinnungen, die der, schon aus seiner Schrift über die Auferstehung der Todten (1792) als ein denkender Theologe bekannte Vf., das ganze Buch hindurch äussert, konnte es ihm nicht darum zu thun seyn, gegen die *Calove* unserer Zeit zu Felde zu ziehen, sondern die Wahrheit, wie er sie ansah, zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen. Zu dieser Absicht hat er sich nun den Weg durch folgende Grundsätze gebahnt: „Das N. T. muss bloss aus sich selbst und in beständigem Widerspruche gegen allen Pharisäismus und Saducäismus und alle abergläubische jüdische und heidnische Theorien erklärt werden, wenn man die darin vorgetragene Religionslehre finden und richtig darstellen will (S. 25.). Jesus Christus war, wie schon *Orobio* behauptete, *selbst anfänglich ein Saducäer*, der aber in seinem dreyssigsten Jahre als der grosse Reformator, Verbesserer und Vollender der altisraelitischen Vernunftreligion auftrat, und solche von allem Aberglauben gereinigt, für alle Völker der Erde zur Beförderung wahrer moralischen Lebenswirksamkeit und Wohlfahrt brauchbar machte (S. 104.). Seine Lehre muss daher im Widerspruche gegen die pharisäischen und saducäischen Beschreibungen des Gottesreiches erklärt werden; sonst bekommen wir an Jesu einen verunglückten Judenmessias, den seine Jünger nur aus Verzweifelung in einen pharisäisch-christlichen Messias umgeschaffen hätten, der nun schon achtzehnhundert Jahre auf dem Wege sey, wiederzukommen, um die Todten aufzuwecken und Gericht zu halten (S. 132.). Jesus wollte nichts weiter werden, als ein allgemeiner moralischer Religionskönig aller Menschen, der durch seine Religionslehre sie beherrschen und regieren und unter die moralische Alleinregierung des einigen wahren Gottes und allgemeinen Menschenvaters, und in die von diesem gemachte moralische Ordnung, aus der sie durch abergläubische Verirrung getreten waren, zurückbrächte (S. 172.). Sein Todestag sollte sein Inthronisirungstag seyn; darum ward er freywillig das Opfer zur Aufhebung aller Thier- und Menschenopfer bey Juden und Heiden, aber auch aller abergläubischen Religionsbegriffe und Empfindungen, indem er sich über dem Bekenntniss der allgemeinen Vaterliebe Gottes, und dass er zur Verkündigung und Beglaubigung derselben von ihm gesandt sey, öffentlich hinrichten, und sich dadurch als den allgemeinen moralischen Religionskönig, am Kreuze krönen und inthronisiren liess, damit man ihn für das, was er war, anerkennen, seine Religionslehre und Erlösung annehmen, weiter empfehlen und ausbreiten und allgemein machen möchte (S. 181.)."

Man muss gestehen, dass der Vf. das Wesentliche der Lehre und Lehrart Jesu, den herrschenden Messiasbegriffen seiner Zeit eine moralische Tendenz zu geben, vortrefflich aufgefasst hat, und dass er in das eigentlichreligiöse, was in dem Buchstaben von der Versöhnung Jesu, von der Auferstehung des Körpers und einem sichtbaren Weltgerichte liegt, tief eingedrungen ist. Das ganze Religions- und dogmatische System des Vf. ruht auf dem festen moralischen Grunde, den jeder guter Mensch in sich selbst trägt, und wirkt deswegen auf Besserung und Beruhigung im wirklichen Leben weit inniger und kräftiger, als die schwärmerische Gnosis unserer dogmatischen Supernaturalisten. Man vergleiche nur die vortreffliche Anwendung, die der Vf. bey dem Tode seines geliebten Sohnes von 1. Thess. 2, 17—20. auf sich und sein verwundetes Vaterherz macht (S. 458 f.). In dieser Rücksicht empfiehlt Rec. diese Schrift mit Vergnügen als einen vortrefflichen Beytrag, das Christenthum, unabhängig von Wundern, über die Hr. *DC.* sehr helle denkt (S. 214 f. 234 f.), von seiner moralischen Seite ins Licht zu stellen. Minder vortheilhaft kann er dagegen von der Hauptidee des Vf., dass Jesus zur saducäischen Parthey gehört habe, so wie von seinen exegetischen Kenntnissen und von der Ordnung seiner Gedanken überhaupt urtheilen. Was jene betrifft, so glaubt zwar Hr. *DC.*: „Jesus habe sich ohne Zurückhaltung und geradehin öffentlich zur saducäischen Parthey bekannt, und schliesst dieses daraus, weil er seine letzte Osterlammsmahlzeit einen Tag früher, als die Pharisäer gehalten hat. Er hätte sie aber nicht ohne Bewilligung der Priester halten können, welche das Passahlamm im Tempel schlachten mussten, und für ihn allein wäre wohl keine Ausnahme bewilligt worden (S. 107.)." Allein dieses Argument verliert seine ganze Kraft, sobald man bemerkt, dass der Tag der παρασκευη, an welchem Jesus gekreuzigt wurde (Matth. 26, 62.), nicht Vorbereitungstag aufs Passah, als welches ganz Jerusalem schon einen Tag vorher gefeyert hatte, sondern auf den folgenden Sabbath (προσάββατον Mark. 15, 42.) war. Die Worte beym Lukas, ἦλθε δὲ ἡ ἡμέρα τῶν ἀζύμων, ἐν ᾗ ἔδει θύεσθαι το πάσχα (XXIII, 7.), beweisen deutlich genug, dass Jesus das Passah mit der Menge feyerte. Andere Gründe für des Vf. Meynung finden sich im ganzen N. T. nicht; wohl aber streitet ausser dem ganzen System Jesu, welches mit dem saducäischen nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, so sehr auch Hr. *DC.* dieses zu verschönern sucht, besonders der Umstand dagegen, dass die saducäische Parthey sich in der Folge gerade am feindseligsten gegen Paulus und die neue Sekte der Christianer beträgt (Apostelgesch. XXIII.), welches nicht wohl zu erklären seyn möchte, wenn Jesus aus ihrer Mitte hervorgegangen wäre. Eben so wenig will dem Rec. die Wortexegese des Vf. (z. B. S. 47. über den *Logos*, den er für den allgemeinen moralischen Religionslehrer, für Gott selbst hält), und die Art gefallen, wie er über die gründlichern Erklärungen *Eckermann's* und *Henke's* bey dieser Stelle urtheilt (S. 56.). Auch die Ordnung der Gedanken ist nicht strenge und regelmässig. Wenn sich der Vf. Zeit und Musse verstattet hätte, diese ganze Schrift noch einmal zu überarbeiten,

ten, so würden viele weitschweifige Digressionen weggefallen seyn, ohne dass dadurch die Untersuchung selbst an Harmonie und Interesse verloren hätte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. Jüng.: *Predigten bey der Feyer des Aerndtefestes von verschiedenen Verfassern*, gesammelt von *Georg Friedrich Götz*. 1796. 352 S. 8. (20 gr.)

Hr. G. ist, wie er in der Vorrede versichert, von dem Verleger aufgefodert worden, diese Sammlung zu veranstalten, weil viele seiner Freunde eine solche Sammlung wünschten. Sie enthält 19 Predigten, deren Verfasser sind: *Joh. Nolten*, *J. C. Martin*, *J. S. Putzke*, *J. Tim. Hermes*, *J. Chr. Stockhausen*, *J. C. Seyffert*, *C. D. Liebret*, *J. M. Müller*, *J. F. K. Hille*, *G. J. Pauli*, *C. J. H. L(indeman)*, *Löfler*, *J. H. Meyer*, *Kindervater*, *Murezoll und von Gohren*. Manche dieser Predigten hätten wohl wegbleiben können, z. B. die zweyte von *Martin*, wo das Thema und die Theile nicht wohl zusammen passen. Der Vf. will nämlich seine Zuhörer belehren: *Wie wir mittelbar zu einer gesegneten Aernte wirken müssen.* Hierauf folgen die Theile: *Ich will* 1) *von den genauen Verhältnissen reden, in welchen Aussaat und Aernte mit einander stehen;* 2) *unsere Pflicht in Absicht auf die Anwendung der erhaltenen Aernte betrachten;* 3) *davon die gesegneten Folgen zeigen.* — Das Unbestimmte des Hauptsatzes ist eben so auffallend, als das Fehlerhafte der Eintheilung. Indessen sind doch die meisten dieser Predigten gut; und daher wird diese neue Sammlung, (denn es sind ähnliche bereits vorhanden,) manchen Predigern willkommen seyn.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

ERFURT, b. Keyser: *Der deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrener*. 6tes Bändch. Verb. und verm. Aufl. 1797. 190 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 205. 1795. Nr. 195.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Berlin*, b. Mylius: *Von den Redeübungen auf gelehrten Schulen*, von *Joh. Ernst Blühdorn*, Rect. des Neustadt-Brandenburgischen Lyceums. 1796. 42 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Prag*, b. Widtmann: *Kurze Anweisung, wie man die Jugend zum Briefschreiben anführen soll.* Für angehende Lehrer, von *Joh. Pet. Hoffmann*, ord. ersten Lehrer auf der k. k. Hauptschule zu Pardubitz in Böhmen. 1796. 86 S. 8. (4 gr.)

3) *Leipzig*, b. Kummer: *Zweyhundert kleine denkwürdige Geschichten und Reden*, nebst Bemerkungen vermischten Inhalts, zur Unterhaltung oder zum Gebrauch bey Schreibeübungen als Vorschriften. 1797. 134 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. nimmt mit Recht die jetzt nur allzu sehr vernachläfsigten Redeübungen auf Schulen in Schutz, und giebt einige vorzügliche Gesichtspunkte bey denselben an. Er verlangt, dass der Lehrer anfangs die Jünglinge bey der Wahl des Redestoffs leite, und ihnen richtige Begriffe über Beredsamkeit mittheile. Er halte sich nicht lange bey der Theorie, desto länger bey der unmittelbaren Anwendung auf, und verwebe die Regeln in die Redeübungen selbst und in die Lectüre der Musterschriften. Auch die Aussprache und die Gebehrden oder die Declamation und Action müssen mit Sorgfalt ausgebildet werden. Die eigentlichen Reden gehören blos für die Mitglieder der ersten Ordnung; die übrigen müssen etwas Aufgegebnes und Auswendiggelerntes mit Gebehrde und Handlung rezitiren. Der Vf. von Nr. 2. bemerkt ganz richtig, dass man nicht allzu früh die Kinder Briefe schreiben lassen müsse: sie müssen erst geübt werden, vorerzählte und vorgelesne Geschichten u. dgl. nachzuerzählen; dann muss ihnen der Lehrer Briefe vorzeigen, um sie mit der äussern Form derselben bekannt zu machen, sie ihnen vorlesen und mit ihnen durchgehen. Sie müssen aber von solchem Inhalt seyn, der dem Knabenalter angemessen ist. Nach mehrern wiederholten Uebungen der Art muss der Lehrling selbst einen Versuch machen, Briefe mit Hülfe des Lehrers zu schreiben, der ihm durch Sokratik zur Erfindung eines Briefes behülflich seyn muss. Beyspiele solcher sokratischen Unterredungen und der aus ihnen entstandnen Briefe sind hier beygebracht, in welchen wir nur das tadeln, dass die Knaben zu altklug reden und schreiben. Wenn der Vf. gleich kein Freund vom alten Schlendrian ist, so kommen doch noch Spuren davon vor, z. B. in der Addresse „an den ehrsamen Hn. Joh. Blumenkorb, Bürger und Mauermeister etc." Wir haben vollständigere, tiefer eindringende und geschmackvollere Anleitungen zum Briefschreiben, vorzüglich seit einigen Jahren, erhalten: aber auch diese auf richtige Grundsätze gebaute und vorzüglich für Kinder der Bürgerschulen berechnete Anweisung ist des Dankes werth. Nr. 3. soll eine Auswahl solcher Geschichten seyn, welche nicht nur dem bestimmten Maasse einer Vorschrift angemessen, sondern auch zugleich lehrreich für die Jugend sind. Auch sind am Ende 100 *sinnreiche Wahrheiten*, wie sich der Vorerinnerer ausdrückt, beygefügt. Das Ganze scheint aus einer alten, staubigen Vorrathskammer von Anekdoten hervorgezogen und mit einigen neuen Lappen verbrämt worden zu seyn. Die Geschichtchen entsprechen weder dem Inhalt noch der Einkleidung und dem Vortrag nach, der höchst kläglich ist, ihrem Zweck, und der oder die Zusammenschreiber dieser veralteten Waare müssen gar armselige Wichte gewesen seyn, da sie so schreiben konnten, wie hier in einigen saubern Pröbchen folgt: *Georgius* der Leontiner. — Der weise Plato kam in *Olymp* mit unbekannten Leuten zusammen — *Xarons* f. Charones — Simonides der *Chinenser* — die *anticerische* Insel f. Anticyra — Cicero trauerte um seiner *Tochter Dolabella* Tod gar nicht — der Kaiser *Antonius* der fromme u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. October 1797.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Johann Lathams allgemeine Uebersicht der Vögel*, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Johann Matthäus Bechstein*, gräflich Schaumburg-Lippischen Bergrathe u. s. f. *Dritten Bandes erster Theil.* Mit acht und dreyssig ausgemalten Kupfertafeln. 1796. 278 S. 4.

Auch unter dem in Kupfer gestochnen und mit einem ausgemalten Vogel als Vignette gezierten Titel:

John Lathams allgemeine Uebersicht der Vögel mit gemalten Kupfern, aus dem Englischen übersetzt. *Fünfter Band.*

Nach der Eintheilung, die Hr. Latham befolgt, kommen jetzt die *Sumpfvögel*, *Grallae*, als die siebente Ordnung, deren Begriff durch den Zusatz: *Vögel mit gespaltnen Füssen* nicht erklärt ist. Jeder Ornithologe kennt die grossen Schwierigkeiten, welche diese Ordnung zu einer der verwickeltsten machen. So grosses Dunkel noch einige einheimische Gattungen Tringa, *Scolopax*, zum Theil *Rallus*, *Charadrius* u. a. umhüllt, so ist die Finsterniss, die auf mehrern ausländischen Gattungen ruht, doch noch undurchdringlicher. Gleich die zweyte Gattung *Palamedea* (*Anhima*) ist ein Beweis davon. *Linné* vereinigte mit der *P. cornuta* noch eine zweyte Art, *cristata*, die er, so wie alle spätere Schriftsteller nur aus Markgrafs unvollständiger Beschreibung kannte. Die Eigenschaften beider Vögel sind indessen, schon nach diesen Berichten, so abweichend, dass es weit besser gethan ist, die *P. cornuta* in ihrer Gattung allein zu lassen. Die *P. cristata* würde Rec. sehr gern mit Lathams *Vultur serpentarius* in eine eigne Gattung rechnen, die man mit dem Namen *Gypogeranus* (Geyerkranich) bezeichnen könnte, und zu deren Charakterisirung: „*Rostrum aduncum; Pedes longi, tetradactyli, fissi, unguibus arcuatis acutis*" hinlänglich scheinen. Es bedarf nur eines Blicks auf den Körperbau des *serpentarius*, auf seine hohen Stelzenfüsse, um das Unnatürliche der Lathamischen Gattungsverbindung einzusehn. Den Ausschlag für die Behauptung, dass dieser Vogel neben den Anhimas seinen Platz unter den Sumpfvögeln einnehmen müsse, gibt die Lebensart und die Sanftmuth, die ihm eigen ist, und die nicht einen Schatten von jener unbändigen Grausamkeit zeigt, die in dem Charakter der Raubvögel als Hauptzug hervorspringt. Der Kariama (*P. cristata*) scheint (genauer lässt uns die Markgrafische Ueberlieferung nicht sprechen,) in der neuen Welt das zu seyn, was der Sekretär (*Serpentarius*) in der alten ist. — Die *Mycterien*, *Jabirus*, lassen sich ohne Zwang mit *Ciconia* vereinen, welches der sonst in Kleinigkeiten so genaue Brisson, und der scharfsichtige Pallas schon thaten. Der *schwarze Storch* zeigt in seinem sanft in die Höhe gekehrten Unterkiefer schon den Uebergang zu der nur stärker empor steigenden Unterkinnlade eines Jabiru. Der Vf. lässt Ciconia und Grus noch mit Ardea verbunden. *Ard. Nycticorax* (nicht *Nychthycorax*). Hr. Bechstein erinnert mit Recht, dass Latham nicht das wahre ausgewachsene Weibchen beschreibt, das man durchaus nicht vom Männchen unterscheiden kann, ausser dass dieses einen kaum merklichen Anstrich von Gelb am Bauche hat: Die hier gegebene von Hn. Borkhausen dem Ueb. mitgetheilte Abbildung zeigt die Flügel wasserbläulich, da sie doch in der Natur bläulich grau sind. Bey dem weiblichen Exemplare, das der Rec. vor sich hat, zieht sich das Schwarz im Genicke hinab, und das Schwarz des Rückens ist fast noch schillernder blau, als beym Männchen. Was L. als Weibchen beschreibt, ist ein junger Vogel, den wir auch besitzen. Auf Bäumen nistet diese Art wohl nur sehr selten; in Ungern, wo sie häufig ist, findet man das Nest auf freyen Wiesen, an Morästen, in hohem Grase und unter Gesträuchen. — *Ard. comata*, Lapeirouse mag wohl Recht haben, dass *badia* und *erythropus* eine Art mit diesem in Ungern häufigen Vogel sind. Der Farbe des Halses entspricht am besten der Ausdruck: *Semmelgelb.* — *Ard. Egretta* lebt und nistet in Ungern, legt vier bis sechs wenig grünliche Eyer ins Rohr in Morästen; eben diess gilt von *Garzetta*, deren Eyer weiss und rundlicher, und von *purpurea*, deren Eyer grünlichblau sind. Sollte Linné's *Ard. alba* wohl die *Egretta* seyn, die er nicht genau genug kannte? — Das Weibchen des *Tantalus Falcinellus* unterscheidet sich fast gar nicht von dem Männchen; das hier als Weibchen abgebildete Thier ist also entweder eine besondre Art, oder ein junger Vogel; obgleich sein Schnabel verhältmäsig kürzer ist, so ist Rec. doch geneigt, Letzteres anzunehmen. — Zu *Scolop. Glottis* ziehen wir als Abart Frisch t. 236. und auch *Sc. fusca* Lin. S. N. 1, 243. 5. deren Beschreibung Linné von Brisson entlehnte, und die hier no. 30. vorkommt. — Von *Tringa ochropus* ist *T. Glareola* Lin. und Lath. 13. Magaz. d. Thierreichs b. Walth. t. 6. und Meyer Zool. Ann. t. 6. nur Abänderung. — Mit Unrecht wird der *Himantopus* zu den Charadrien gezählt; er bildet Rec. eine eigne Gattung, die jenen Namen behält, und durch diesen Charakter: „*Rostrum longum*,

gum, rectum, teres, subulatum, Pedes longissimi, cursorii, tridactyli" unterschieden ist. So wäre es auch wohl besser, die *Cour-vites*, die hier eine zweyte Familie von *Charadrius* bilden, als eigne Gattung zu trennen, die den Namen *Dromius* mit Recht führen dürfte. — Ist *Glareola* auch wirklich eine Gattung dieser Ordnung, sollte der scharfsichtige Linné sie nicht besser den Schwalben beygesellt haben? Der erste Anblick zeigt eher eine Schwalbe, als einen Sumpfvogel. — *Rallus* und *Fulica* sind noch nicht richtig getrennt. Es wäre wohl am zweckmäfsigsten, mit Pennant alle Rallen mit vielen Fuliken in eine besondere Gattung *Gallinula* zu bringen, der Familie mit Lappenfüsen den Namen *Fulica* und dem *R. aquaticus* den Namen *Rallus* zu lassen.

Die achte Ordnung besteht aus Vögeln mit Lappenfüsen, die der Ueb. *Halbschwimmer* genannt hat. In diese Ordnung sind Vögel zusammengedrängt, die bey Linné in zwey verschiedenen Ordnungen und alle unter andern Gattungen vertheilt waren: *Tringa*, *Fulica*, *Colymbus*. Wenn man auch die Gattungstrennung billigt, so scheint doch der zweyte Schritt, sie in eine eigne Abtheilung zu sondern, zu weit und unnatürlich. Ueberdem ist der Fuss eines Colymbus ganz anders gebildet, als der einer *Tringa lobata* oder *Fulica*. Man hat nur beide Bildungen mit Unrecht unter einem Namen *Lappenfüsse* begriffen. Rec. nennt die Füse des *Colymbus gespaltne Schwimmfüsse P. fissopalmati;* die Haut der Zehen ist an der Wurzel verbunden; die Klaue ist platt und nagelförmig. Die eigentlichen *Lappenfüsse*, *P. lobati* unterscheiden sich durch die bis zum Ursprunge der Zehen reichende Spaltung der Schwimmhaut und durch gekrümmte spitzige Klauen. Der Gattung mit gespaltenen Schwimmfüsen ist von den Ornithologen der Name *Colymbus* gelassen, der Familie von Colymbus Lin. mit vier Zehen hat man den Namen *Gavia*, und den dreyzehigen Taucherhühnern den Namen *Uria* gegeben. Hier heisst die erste Gattung *Podiceps*. Der *subcristatus* ist schon Linné bekannt gewesen, denn er wird von ihm Fn. Sv. 152. als Abänderung des weiblichen *C. auritus* beschrieben.

Dieser Theil enthält noch den Anfang der neunten Ordnung, der Schwimmvögel. Die erste Unterabtheilung enthält die *Langbeinigen S.*, die drey Gattungen *Recurvirostra*, die nach Hn. B. Vermuthung wahrscheinlich durch Kunst gemachte *Corrira* und den *Phoenicopterus*. Warum aber sind nun wieder diese Vögel von den Grallis abgesondert, mit denen sie doch in den Hauptpunkten ihrer Bildung viel mehr, als mit den Anseribus zusammenhängen? Es ist ja nicht nothwendig, bey der Vertheilung der Ordnungen blofs auf die Füfse Rücksicht zu nehmen. Ja bey den ersten Ordnungen ist es ganz unmöglich, und von dem Vf. selbst nicht beobachtet. Wollte Hr. Latham nicht den Vorwurf der Inconsequenz auf sich laden; so hätte er aus den Picis mit Kletterfüsen eine eigne Ordnung bilden und die Gattungen der Picae und Passeres mit Gangfüsen zusammenschmelzen müssen; eine Veränderung, die wenig Widerspruch gefunden haben würde, da auch die übrigen Theile auf die Natürlichkeit einer solchen Verbindung hinzuweisen scheinen. — Die *Rec. Avozetta* sieht man oft in der Mitte tiefer Sümpfe schwimmen, und nicht blofs am Rande.

Dass die zwar compilatorische aber doch sehr verdienstliche Arbeit des Hn. Latham durch die Bearbeitung eines Bechstein unendlich gewonnen habe, bedarf unsrer Versicherung nicht. Seine zahlreichen mehrentheils aus seiner vortrefflichen N. G. Deutschlands und auch aus andern Schriften und aus seinen und seiner Freunde Erfahrungen geschöpften, mit Fleiss, Beurtheilung und Sachkenntnifs hinzugefügten Zusätze geben dem Werk einen ungleich höhern Werth. Wir bitten Hn. B. sein Versprechen, von Zeit zu Zeit Supplemente nachzuliefern, ja zu erfüllen; sie werden dieses Werk seiner Bestimmung, ein vollständiges Repertorium der Ornithologie zu bilden, immer mehr nähern. Zu der Erreichung dieses Zwecks wäre ein alphabetisches Register aller im Werke vorkommender lateinischer, englischer und französischer Namen, auch der Synonymen, wohl nothwendig. Mit diesem Wunsche vereinen wir einen andern, der eben jenes Ziel zur Absicht hat. Bey dem öftern Gebrauche des Latham vermissen wir so sehr die *Unterscheidungskennzeichen* der Art, die *Differentia specifica* oder wie man sonst diese so nützlichen Inbegriffe des Eigenthümlichen der Art nennen will. Diese für die Arten und Abarten aus den Beschreibungen *selbst* auszuheben, auf das Werk nach der Seitenzahl und der Zahl der Art zu verweisen, und den Systemsnamen hinzuzufügen, wäre eine Arbeit, die Hn. B. den Dank jedes Freundes der N. G. erwerben müfste. Denn jedesmal eine oft seitenlange Beschreibung durchzulesen, kostet viele Zeit, ermüdet ausserordentlich, und macht dadurch, dass man eine Art leicht übersieht. Diese Differenzen würden am bequemsten mit jenem Register einen eignen siebenten Band ausmachen.

WALTERSHAUSEN, in d. öff. Lehranst. d. Forst- u. Jagdkunde, und SCHNEPFENTHAL, b. Müller: *Neue Gespräche im Wirthshause zu Klugheim gehalten über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie*, zur Vertilgung des so mancherley (mannichfachen) Naturaberglaubens und Verbreitung nützlicher Einsicht in die natürlichen Dinge. Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann, auch für Bürger- und Land Schulen. Erstes und zweytes Quartal. Mit Holzschnitten. 1796. 196 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Neue Gespräche im Wirthshause zu Klugheim, gehalten über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie, von *J. M. Bechstein*. Erstes Bändchen. Mit Holzschnitten und einer Titelvignette. (8 gr.)

Rec. ist überzeugt, dafs die Schrift zur Erreichung des auf dem Titel vorgelegten Zwecks Vieles beytragen kann. Es sind hier auf eine fafsliche Art und in einer

einer Einkleidung, die bey dieser Classe von Lesern am besten Eingang hat, folgende Gegenstände abgehandelt: Einige Witterungsregeln des Landmanns — Mehrere Eingeweidewürmer des Menschen — Pferdekrankheiten — Die Beförderung des Wachsthums der Obstbäume, besonders in Grasgärten; ihre Sicherung gegen den Frost — Die Schleyereule als ein Gespenst (m. e. Abbild.) — Der Hanfbau — Ein naturhistorisches Räthsel (d. Krebs) — Einheimische unschädliche Schlangen — Die schädliche Obstbaumraupe — Das Geschlecht der Pflanzen (m. e. Abbild.) — Floh — Blattern der Schafe — Hauptkrankheiten der Schafe — Gelbe Rübe oder Mohrrübe — Perle und Perlenfischerey (hätte dieser Aufsatz nicht einem andern Platz machen können, der zur Erlangung des bey diesem Buche zum Grunde liegenden Zwecks deutlicher hinwirkte?) — Böckelfleisch.

Wir wünschen dem Vf. die Leser, denen er diess Werkchen widmet; die aber gerade am wenigsten die ihnen bestimmten Bücher in die Hände bekommen. Indessen darf auch mancher andre gebildetere Leser aus der Lectüre dieser Gespräche sich grossen Nutzen versprechen.

Leipzig, b. Crusius: *Nova Generum Plantarum. Auctore Henrico Adolpho Schrader. Pars prima.* Cum tabulis aeneis (ↄ) coloratis. 1797. 32 S. Fol.

Nach der Aufschrift wird man verleitet zu glauben, wirklich neue *Pflanzengattungen* hier zu finden, da der Vf. *Planta* in einem ausgedehnterem Sinne, als bisher unter den Pflanzenforschern gewöhnlich war, gebraucht. Es ist hier die Rede von kleinen Haar- und Staub*gewächsen*, deren Geschlechtstheile wenigstens zur Zeit noch nicht bekannt sind. Allerdings ist es nothwendig, bey so kleinen vegetabilischen Producten, auf alle Kennzeichen derselben aufmerksam zu machen, je feiner diese selbst zu seyn pflegen, und nur mit Hülfe mehrerer zusammengenommen die Individuen bestimmt und genau unterschieden werden können; aber dabey bliebe dennoch zu erwägen, ob es rathsam wäre, dergleichen mühsam aufzufindende Merkmale zu Gattungscharakteren zu erheben. Diese müssen leicht und einfach seyn. Es würde auf die Art der zu bestimmende Gegenstand auch leicht an seiner Stelle gefunden werden. Ist diess einmal geschehen, so wird die zunächst darauf folgende Untersuchung der Art weniger unsicher und abschreckend seyn. Im entgegengesetzten Falle und bey allzu mikrologischen Charakteren, oder solchen, die nicht in jeder Periode der Vegetation erkennbar sind, unterbleibt oft die ganze Untersuchung. Wir fürchten deswegen, dass die Liebhaber cryptogamischer Gewächse, durch die Gattungen des Vf. in ihren weitern Untersuchungen eher abgeschreckt als angezogen werden. Die Namen der Gattungen in diesem Hefte sind: *Cribraria, Dictydium, Licea, Didymium. Cribraria* ist bereits in der gmelinischen Ausgabe des Nat. Syst. aufgenommen. Aber hier wird eine ganz andere Definition untergelegt. *Theca membrana duplici instructa: externa tenella fugaci, interna reticulata, semina filamentis orba per foramina emittentia* heisst es dort, hier: *Peridium plus dimidia parte superne cribri in modum reticulatum, per cujus foramina (interstitia) pulvis seminalis effunditur. Dictydium* soll durch ein durchsichtiges netzförmiges Peridium, welches oben, oder an den Seiten aufspringt davon verschieden seyn. Die Hinfälligkeit desselben findet man gleich an der ersten Art: *D. umbilicatum* (*Mucor cancellatus Batsch.*). Auch sagt der Vf. selbst von seiner Cribraria, dass das feine Netz unter sich verbunden sey (*maturitate, tenella haec membrana a nervorum reticulo dissoluta evanescit.*) Also wäre der *zuverlässige* Charakter in dem frühern oder spätern Verschwinden dieser Membran und in der unbestimmten Eröfnung zu suchen? — Beide Gattungen könnten ja leichter durch das netzförmige Peridium verbunden, und mit einem noch passenderen gemeinschaftlichen Namen (allenfalls *Reticularia Bull.*) belegt werden. Bey Licea findet der Vf. die wesentliche Verschiedenheit in dem Mangel eines netzförmigen Peridiums, *quo disrupto effundens pulverem filis orbatum*, und *Didymium* charakterisirt er durch ein gedoppeltes *Peridium filis conjunctum*. Da aber unter der erstern Gattung auch schon eine Art mit doppelten Peridium vorkommt, so wäre auch hier die Verbindung nicht schwer. Wie übrigens Didymium von Diderma verschieden seyn soll, stehet noch zu erwarten. Rec. kann sich hier so wenig auf eine genaue Prüfung der aufgeführten und grösstentheils beschriebenen auch vorgestellten Arten einlassen, als er sich berechtiget glaubt, über das Ganze, wovon diess nur der erste Theil seyn soll, zu entscheiden; aber so viel glaubt er versichern zu müssen, dass sich der Vf. selbst Fesseln, wie bey Licea angelegt hat, die ihn hindern werden, die Zahl der unbrauchbaren Gattungsnamen zu vermindern. Bey den vergrösserten Vorstellungen dieser so fein gebauten Schimmelarten, würden wir dem Zeichner einen weit gemässigtern und proportionirlichern Maasstab vorgeben, um das Nette der Figuren (allenfalls so wie in Haller oder Bulliard) in der intensiven Schärfe zu erhalten und nicht durch Verzerrung der Gestalten zu verlieren.

Stockholm, Upsal u. Abö: *Nova genera et species plantarum seu Prodromus descriptionum vegetabilium*, maximam partem incognitorum quae sub itinere in Indiam occidentalem annis 1783—87 digessit *Olof Swartz* M. D. 1788. 152 S. 8.

Erlangen, b. Palm: *Olavi Swartz* M. D. Prof. inst. berg. *Flora Indiae occidentalis aucta atque illustrata* sive descriptiones plantarum in prodromo recensitarum. *Tomus I.* 1797. 640 S. 8.

Westindien, oder vielmehr die sogenannten Antillen wurden zu verschiedenen Zeiten von berühmten Pflanzenforschern untersucht; *Plumier, Sloane, Browne, Jacquin* sind bekannte Namen. Hr. Swartz erwirbt sich das Verdienst, durch seine neuern botanischen Entdeckungen, unter ihnen genannt zu werden. Er untersuchte mehrere Jahre die Inseln Jamaica, Cuba, Hispa-

Hispaniola, und bereicherte die Pflanzenkunde beynahe mit 850 neuen Arten. Auf seiner Rückreise nach Europa, hatte er Gelegenheit in London seine gemachte Sammlung mit den vorzüglichsten Herbarien daselbst zu vergleichen und zu berichtigen. Die erste Frucht davon war sein Prodromus, welcher bereits verschiedentlich von den Herausgebern linneischer Werke, zu ihrer Bereicherung genutzt worden. Auch machte er schon damalen Hoffnung zu einem ausführlicheren Werke, in welchem Beschreibungen und Abbildungen zur vollständigern Kenntniss seiner neuen Gattungen und Arten wechselseitige Hülfe leisten sollten. Die Erfüllung dieses Versprechens nimmt mit dem ersten Theil gegenwärtiger *Flora Ind. occident.* ihren Anfang. Da Hr. Sw. den thunbergischen Veränderungen mit dem linneischen System zu folgen geneigt ist, so hat er in diesem ersten Theil, welcher sechs Klassen enthält, alle jene getrennten und vielehigen Pflanzen einverleibt, welche nach seiner Beobachtung dahin gehören. Es sollen in wärmern Erdgegenden die mehrsten Bäume vielehige, viele Zwitterblumen aber getrennte Geschlechtstheile hervorbringen. Von dem fortgesetzten Forschungsgeiste, so wie von der Wahrheitsliebe des Vf. zeigen auch die vielen Reductionen und Berichtigungen neuer Arten seines *Prodr.*, in der *Flor. ind. occident.* Z. B. *Schoenus surinamensis prodr.* ist *Scirpus corymbosus Lin.*; *Panicum polygamum* — *Pan. maximum*; *Pan. trichoides* — *Pan. brevifolium*; *Cenchrus setosus* — *Pan. polystachion*; *Psychodria Pavettae* — *Pavetta pentandra*; *Aralia capitata* — *Hedera capitata*; *Fagara trifoliata* — *Zanthoxylum ternatum*; *Hepetis angustifolia* — *Pitcairnia bromaelifolia*; *Tradescantia spatthacea* — *Tradesc. discolor*; *Cocos aculeata* — *Cocos fusiformis*. Auf 15 Quartokupfertafeln werden die Gattungen: *Brosimum*, *Lithophila*, *Linociera*, *Xiphidium*, *Scleria*, *Chloris*, *Leersia*, *Picramnia*, *Ernodea*, *Hoffmannia*, *Cococcypselum*, *Wallenia*, *Labatia*, *Boehmeria*, *Schefferia*, *Tricera*, *Argithamnia*, *Bumelia*, *Solandra*, *Ardisia*, *Cephalis*, *Schwenkfeldia*, *Ruyschia*, *Dichondra*, *Rochefortia*, *Microtea*, *Pitcairnia*, *Thrinax*, *Hedwigia*, *Hypelate*, *Valentinia*, *Petaloma*, *Meriania*, *Calyptranthes* — nach ihren Befruchtungs- und Fruchttheilen vorgestellt, und man erhält deutliche und anschauliche Begriffe davon.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Hof*, b. Grau: *Hollands Staatsverfassung bis zu ihrer Umänderung durch die Franzosen im Jänner 1795.* Aus dem französischen Manuscripte des Hrn. Maltheserritters *von Bray* übersetzt. Mit Anmerk. und zwey statistischen Tabellen herausgegeben von *A. Ch. Kayser* hochfürstl. Thurn- und Tax. Hofrathe 66 S. 8. ohne die Tabellen. Auf dem Titel ist von einer Umänderung der Staatsverfassung Hollands als schon erfolgt, die Rede, und in der Vorrede glaubt Hr. K. sicher annehmen zu können, weil die Franzosen Holland so *schnell* eingenommen hätten, so werde auch die Regierungsform dieses Landes ganz verändert werden. Der Mangel eines Werks, das Hollands Verfassung vollständig darstellte, bewog Hn. K. das Publicum mit diesem kläglichen Produkte heim zu suchen, das aus einem *zweyten* Briefe besteht, dem weder ein erster vorher geht, noch ein dritter folgt. Man erblickt hier historische und statistische Angaben mit politischen Bemerkungen durchwebt, die an Armseligkeit mit einander wetteifern. „Zu einer Zeit, sagt der Hr. Maltheserritter, zu einer Zeit, in welcher man sich mit den Regierungsformen gerade so beschäftigt, als ob alle diejenigen, die vor uns existirten, eitel Irrthum gewesen wären, ist das Studium alter Staatsverfassungen wichtiger, wie jemals." (Alte Staatsverfassungen heissen hier, die, welche vor der französischen Revolution sich fanden, und durch diese verändert wurden). „Ein kleiner Grad von Egoismus möchte (S. 3) wohl noch der ganzen *Masse* einer Generation erlaubt seyn; denn es ist in der Moral besonders etwas seltenes, dass irgend etwas das Gegentheil selbst erzeugt"!! „Man muss sich auch (S. 4) nicht einbilden, eine Constitution lasse sich wie eine Bildhauerarbeit aus einem ganzen Stücke heraus arbeiten, oder auf einem Guss giessen. Nur in Frankreich fand ein solcher Gedanke Anhänger. Er ist abgeschmackt; denn um eine Constitution dieser Art zu entwerfen, müsste man von allem, was vorhergegangen ist, eine unmögliche Abstraction machen." „Es ist eben so ganz falsch, (S. 8) was man so oft gesagt hat, dass nämlich Uebermaass von Unglück bey einer Nation Quelle der Staatsumwälzung sey; solche Revolutionen erfolgen durch Eingriffe in einige Gewohnheiten oder Lieblingsprivilegien." Holland war reich und mächtig, als es gegen Philipp die Waffen ergriff, und lächerlich ist es, weil es falsch ist, wenn man Holland nicht für reich und mächtig schon in jenen Zeiten hält. 1559 nahm Philipp von den zu Gent versammelten niederländischen Ständen Abschied und schiffte sich nach Spanien ein; von dieser Epoche an lässt sich der Ursprung des Unglücks der Niederlande datiren. Die utrechter Union ist das erste Grundgesetz der Constitution der sieben V. Provinzen; sie ist aber kein Ganzes, das seine verschiedenen Theile genau angäbe. Die sieben Provinzen (S. 33) sind souverain; die Generalstaaten sind es aber nicht; diese üben nur die Souverainetät im Namen und vermöge Auftrags ihrer Committenten aus. Der tragische Tod der *de Witts* erhob das Ansehn der Stathalter wieder, das durch jene fast ganz vernichtet war. — Die von dem Hn. K. hinzugefügten Tabellen sind nur zusammen geschrieben aus Büchern, die in jedermanns Händen sind, und nicht einmal so vielen Werth, als die Tabellen, haben die Anmerkungen. Ganzer zwey und neunzig Jahre lang kämpften auch nach Hn. K. Versicherung die Holländer mit der mächtigsten Monarchie, die jemals bestand, um ihre Freyheit; sie siegten endlich; aber diese Frucht ihrer Anstrengungen, — ein Gedanke, der dem Philosophen und Historiker gewiss nicht ganz gleichgültig ist, — ging in einem einzigen Winter verloren!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. October 1797.

PHILOSOPHIE.

Paris, b. Laran und Bailleul: *La Politique d'Aristote ou la Science des Gouvernemens.* Ouvrage traduit du Grec, avec des Notes historiques et critiques. Par le Citoyen *Champagne* Directeur de l'Institut des Boursiers du College de l'Egalité. 1797. Tom. I. LXVII. u. 424 S. Tom. II. 469 S. 8.

Die Achtung gegen das griechische Alterthum, welches in Frankreich zu allen Zeiten zahlreiche Lobredner, aber mehr Lobredner als Kenner gefunden hat, scheint die Zeiten überlebt zu haben, welche sich den gänzlichen Umsturz aller hergebrachten Meynungen zum Verdienste anrechneten. So tief war diese Achtung eingewurzelt, dass selbst die sansculottischen Redner des N. C., denen nichts heilig und ehrwürdig war, ihre Behauptungen durch die Autorität des Alterthums stützten, und nicht müde wurden, die Lehre des *Aristoteles* einzuschärfen, dass eine gute Verfassung auf die Tugend, und auf die Tugend allein gegründet seyn müsse. Wenn hier auf der einen Seite das Gemüth durch den höhnenden Widerspruch zwischen Worten und Thaten empört ward, so war es doch auf der andern erfreulich zu *sehn*, dass sich, bey der muthwilligen Vernichtung aller Anstalten, welche vormals die Kenntniss der alten Welt befördert und Achtung gegen dieselbe eingeflösst hatten, doch noch einige Fäden erhielten, die an dem heiligen Altare der Humanität fest geknüpft waren. Mitten in jenen stürmischen Zeiten fanden sich doch einige ruhige Beobachter, welche in der Betrachtung ähnlicher Stürme der alten Staaten Trost und Belehrung suchten, und die gefährlichen politischen Versuche, welche vor ihren Augen angestellt wurden, mit ähnlichen Versuchen der alten Republiken verglichen. Es war zu erwarten, dass, indem man damit umging, vor den Augen des erstaunten Europa das Muster einer vollkommenen Republik aufzuführen, der Grundriss dazu in der Republik des *Plato* gesucht wurde, von welcher Frankreich vor kurzem eine Uebersetzung erhalten hat; und wenn man hier in der einen Rücksicht einen Fehlgriff that, so fand man doch in diesem Werke, vielleicht unerwarteter Weise, die Geschichte der französischen Ochlokratie mit einer Richtigkeit und Anschaulichkeit gezeichnet, die, wenn hier eine Lehre helfen könnte, künftigen Zeiten zur Warnung dienen möchte. Mehr Belehrung und recht eigentlichen Unterricht hätten die Gesetzgeber aus der Politik des *Aristoteles* schöpfen können, in welcher alle politischen Erfahrungen, die das Alterthum mit vielen Kosten und grossen Gefahren gemacht hat, niedergelegt und mit einem fast unübertrefflichen Scharfsinne geordnet, gesichtet und beurtheilt sind. Sie enthält die Resultate des bewundernswürdigsten Fleisses, welcher aus der Geschichte von mehr als hundert und funfzig Völkerschaften Facta gesammelt, und eines eben so bewundernswürdigen Tiefsinns, welcher diese Facta auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt hat. So kann sie von der einen Seite als ein raisonnirender Commentar über die alte Geschichte, von der andern als eine zuverlässige Quelle politischer Weisheit und Einsicht betrachtet werden.

Bey der Anwendbarkeit der politischen Grundsätze des *Aristoteles* auf die wirkliche Welt, aus deren mannichfaltigen Erfahrungen sie abgeleitet sind, kann es für etwas mehr, als eine sinnreiche Wendung gelten, wenn der Vf. der vor uns liegenden Uebersetzung der Politik, unter den Hülfsmitteln, welche ihm den Sinn seines Autors aufgeklärt haben, die französische Revolution nennt, und sie für den grössten und belehrendesten Commentar derselben erklärt. Mit Recht sagt er an einer andern Stelle: „Wenn auch die Politik des A. nichts anders wäre, als ein treues Gemählde der Sitten, der Gesetze, der Revolutionen des bewundernswürdigsten Volkes, welches je auf der Erde gelebt hat, so würde dieses Werk schon hinlänglichen Anspruch auf unsere ganze Aufmerksamkeit machen dürfen. Aber es gewinnt für uns ein neues Interesse, seitdem wir eine Regierungsform angenommen haben, welche den Verfassungen der alten Völker Griechenlands so nahe kömmt. Wie viel höher muss dieses steigen, wenn wir sehen, dass unsere Revolution beynahe denselben Kreis durchwandert hat, welchen die Revolutionen so vieler Völker, deren Beyspiel *Aristoteles* anführt, durchlaufen haben; wenn wir dort die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Verirrungen, die nämlichen Verbrechen mit den nämlichen Resultaten finden; wenn wir dieselben Charaktere, und dieselben Menschen unter andern Namen wieder erkennen? Dann scheint uns *Aristoteles* nicht sowohl ein Schriftsteller aus dem Zeitalter Alexanders, als vielmehr der Geschichtschreiber und Censor der Begebenheiten, die sich in unsern Tagen ereignet haben."

Wenn den französischen Uebersetzer das Interesse des Inhalts zuerst auf die Bearbeitung dieses Werkes geführt hat, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man glauben wollte, dass er das gelehrte Verständniss desselben vernachlässigt habe. Er hatte sogar den griechischen Text für eine neue Ausgabe bear-

bearbeitet, und aus dem, was er S. LIX. hierüber sagt, scheint die Arbeit gröſstentheils vollendet gewesen zu seyn, deren öffentliche Bekanntmachung aber durch die Zeitumstände erschwert oder unmöglich gemacht wurde: *Il a fallu y renoncer*, sagt er unter andern, *car nous révenons à grands pas vers le tems du treizième siecle, où l'on disait chez nous: graecum est, non legitur.* Doch scheint er die Hoffnung, diese Ausgabe zu Stande zu bringen, nicht gänzlich aufgegeben zu haben, wenn er S. LXI. sagt: *Quant aux notes sur le texte même je les réserve pour l'édition grecque; je desire de trouver des tems plus heureux afin de la donner.* Auſser den besten Ausgaben zog er die Uebersetzung von *le Roy* (Paris. 1568.) zu Rathe, deren Anmerkungen ihm bessere Dienste leisteten als die Uebersetzung selbst, welche allzu wörtlich und an vielen Stellen unverständlich ist. Die meisten Aufschlüsse fand er beym *Aristoteles* selbst. Die Politik ist auf die Moral gegründet; diese und die Metaphysik muſs der Ausleger der Politik studiren, wenn er den wahren Sinn seines Autors nicht verfehlen will... Auſserdem erkennt er mit Dankbarkeit die Hülfe der Einsichten, zu denen ihm neuere Politiker verholfen haben. *Je déclare franchement, que je me serais cru incapable de traduire et d'interprèter la Politique d'Aristote, si je n'avais eu l'avantage d'avoir trois grands et profonds commentaires, que le Roy et Heinsius n'ont pû consulter. Ce sont l'Esprit des loix, le Contrat social, et notre révolution, le plus étendu et le plus instructif de tous.*

Die ausführliche Einleitung enthält auſser einigen flüchtigen Bemerkungen über die Methode des *A.* und die Quellen seiner Dunkelheit, eine Analyse des ganzen Werkes, in welcher der Zusammenhang der einzelnen Theile gezeigt wird. Jedem Buche ist noch eine besondere Inhaltsanzeige vorgesetzt, welche dem Leser, das was die Lectüre des *A.* am meisten erschwert, die Verbindung der Gedanken, sorgfältig darlegt. Was *A.* bey seinen Lesern voraussetzen durfte, von den Lesern der Uebersetzung aber nicht gerade gefodert werden kann, ist hier ebenfalls beygebracht. So geht vor dem *zweyten* Buche, welches sich mit Widerlegung der Grundsätze des *Plato* beschäftigt, eine Analyse der Gesetzgebung dieses Philosophen, sowohl aus den Büchern über die Republik, als aus denen über die Gesetze voraus; so wie das, was sich aus den Gesetztafeln des *Charondas* und *Zaleucus* erhalten haben soll, dem Schlusse des Ganzen angehängt ist. Die Constitution des *Hippodamus* aber, von welcher Tom. I. p. 371. eine Uebersetzung als Anhang versprochen wird, ist der Uebersetzer seinen Lesern schuldig geblieben.

Bey Beurtheilung der Uebersetzung selbst, müssen wir für's erste die Grundsätze von deutscher Treue und Gewissenhaftigkeit bey Seite setzen, an welche sich weder der Geist noch die Sprache der Franzosen jemals gewöhnen dürfte. Die anspruchslose Einfalt der Griechen in der ganzen Bildung des prosaischen Vortrags, sogar des rednerischen, scheint ihnen unkräftig zu seyn, und sie verlangen durchaus, daſs der Schriftsteller mit dem Gefühl seiner Wichtigkeit auftrete, und, wenn er spricht, durch einen raschen Aufschlag gleich im Anfange die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fodere. Man wird sich also nicht wundern, wenn man auch hier den untersuchenden Ton des kaltblütigen Philosophen in den überredenden Ton des politischen Redners umgesetzt findet. Die häufigen Anreden, die Fragen, die Zerspaltung der Perioden in abgerissene Sätze, die Superlativen und die poetischen Farben, welche dem trockenen Grunde der aristotelischen Sprache aufgestrichen sind, ändern den Stil und die Manier des Originals bisweilen bis zur Unkenntlichkeit, ohne daſs doch der Zweck dieser rhetorischen Kunstgriffe in seiner Vollkommenheit hat erreicht werden können. Der deutsche Leser wenigstens wird durch die häufig eingestreuten, *Prenez y garde, il y a plus. Tranchons le mot*, durch bildliche Ausdrücke, wie *les épines de la douteur, la rouille du vieux tems, l'édifice politique, le timon des affaires, la pomme de discorde, le flambeau de l'évidence, ôter un rouage à la machine politique* u. d. gl. nur das Gefühl einer nicht bis zur Verschmelzung gediehenen Verbindung des Antiken mit dem Modernen, und eines fruchtlosen Bestrebens erhalten, das was durchaus nur ein Gegenstand des Verstandes seyn sollte, in das Gebiet der Einbildungskraft hinüber zu spielen. Für diesen Mangel aber wird man sich fast durchgängig durch die Klarheit, mit welcher die Ideen des Originals aufgefaſst und dargestellt sind, reichlich belohnt finden. Bey einer sorgfältigen Vergleichung mehrerer Bücher mit dem Texte, schien uns der Sinn fast durchgängig, selbst in verwickelten Stellen, richtig getroffen und oft mit einer überraschenden Gewandheit entwickelt zu seyn. Auf die eigenthümliche Kürze des Originals ist hiebey nicht geachtet worden. Die Perioden desselben werden getrennt, die Gedanken anders geordnet, oft völlig versetzt; aber bey dieser gänzlichen Veränderung des Colorits ist doch das Wesentliche unangetastet geblieben, und die Uebersetzung vertritt bey diesen Eigenschaften die Stelle eines fortlaufenden Commentars in einem vorzüglichen Grade. Was ihr indeſs die Gerechtigkeit im allgemeinen zuzugestehen fodert, kann ihr doch nicht in jedem einzelnen Falle beygelegt werden. Bisweilen ist in der That durch die Entfernung von den eigenthümlichen Wendungen des Originals, ein falsches Licht auf den Sinn geworfen worden. Wenn es z. B. L. II. 3. nach einer wörtlichen Uebersetzung des Textes heiſst: „In Rücksicht auf das Vergnügen ist es nicht auszusprechen, wie wichtig es ist, etwas für sein Eigenthum zu halten. Denn nicht umsonst hegt jeder Liebe zu sich selbst, sondern es ist der Natur gemäſs. Aber die Eigenliebe wird mit Recht getadelt. Denn Eigenliebe ist nicht Liebe zu sich selbst, sondern eine Liebe über Gebühr; dergleichen die Geldliebe ist. Denn alle Menschen lieben diese Gegenstände," so ist dies auf folgende Weise ausgedrückt: *Il y a plus. N'est il pas vrai qu'on ressent un plaisir inexprimable, lorsqu'on peut se dire: ceci est à moi? Ce n'est pas une illusion que l'amour de nous-mêmes.*

mes. Ce sentiment est gravé dans notre âme par la main de la nature. L'égoisme, voilà le genre d'amour qui est justement décrié, parceque'il n'est amour de soi, mais une passion desordonnée de soi, passion funeste, qui entraine l'avare vers son argent, et tous les hommes vers l'objet de leurs désirs. Diese Stelle, in welcher der letzte Satz unrichtig gefasst ist, mag zugleich als eine Probe der Manier des Ueberfetzers angefehn werden, welcher uns bisweilen aus übertriebner Vorliebe gegen kurze Perioden den Zusammenhang aufgelöfst und demfelben dadurch etwas von feiner Bündigkeit entzogen zu haben fcheint. Wenn es S. 139. heifst: *La loi ne les astreint à aucune responsabilité dans leur gestion, tandis quelle pèse sur tous les autres citoyens par son extrême sévérité. Il est vrai que les Lacédémoniens se dédommagent de cette contrainte par la jouissance de tous les plaisirs, lorsqu'ils ne sont plus sous les yeux de la loi,* fo erfcheint, das, was im Original als eine nothwendige Folge der fehlerhaften Gefetzgebung angezeigt wird, nur als ein witziger Zug, den der Philofoph mit einem fpottenden Lächeln feinen Lefern in den Kauf giebt. Dem Sinne des *A.* gemäfser würde es heifsen: — *par son extrême sévérité, ce qui provoque les Lacédémoniens à se soustraire au joug de la loi, pour se dédommager de cette contrainte par la jouissance de tous les plaisirs.* Nirgends war der Ueberfetzer mehr in Gefahr, feinem Autor etwas Falfches unterzufchieben, als da, wo er an die Stelle der allgemeinften Bezeichnungen eines Begriffes, durch den Genius feiner Sprache veranlafst, etwas Concretes fetzt und gleichfam die Anwendung auf den befondern Fall fupplirt. Indefs, ob gleich hierdurch der Character des Originals ganz vorzüglich verwifcht worden ift, fo mufs man doch dem Ueberfetzer zugeftehn, dafs er in den meiften Fällen ganz richtig, und oft mit Wahrfcheinlichkeit errathen habe, was fein Autor im Sinne gehabt haben mochte. L. II. c. V. läfst der Ausdruck, οἷον ὁ Σόλων ἐνομοθέτησε, ohne Zweifel mehr als eine Erklärung zu; aber fchwerlich dürfte der Zusammenhang irgend eine mehr begünftigen, als die welche in der Ueberfetzung ausgedrückt ift: *C'est d'après ce principe, que Solon porta sa loi sur la division des classes.* Minder gewifs ift diefes L. II. 7. p. 139. *En second lieu, il n'est pas sûr de confier de si longs pouvoirs à des hommes, chez lesquels l'éducation developpe nécessairement tous les germes de l'ambition. Le législateur l'a si bien senti qu'il se défie d'eux, comme s'il ne comptait pas sur leur probité.* Wo es im Originale heifst: „Auch ift dies unficher bey Menfchen, die auf eine folche Weife erzogen find, dafs der Gefetzgeber felbft Mifstrauen in ihre Redlichkeit fetzt." Ganz unrichtig aber heifst es gleich darauf S. 140. *Mais ce n'est — là qu'une disposition vague, et je voudrais pour le sénat une responsabilité plus precise,* wo der Sinn ift: „Aber diefes ift für die Ephoren eine allzugrofse Vergünftigung, und es ift meine Meynung nicht, dafs man den Senat auf diefe Weife verantwortlich mache." — Wenn hier nur in der Erklärung, welche der Pharaphrafe zum Grunde liegt, geirrt worden, fo ift hingegen an einigen andern Stellen, das, was wörtlich übertragen allzu ungefchmückt fchien, mit ächt franzöfifcher Keckheit ausgearbeitet und aufgeputzt. In der Schilderung des Hippodamus L. II. 6. S. 122. *Il portait une longue chevelure frisée avec art; il était revêtu l'hiver comme l'été d'une tunique superbe, doublée de fourrures prétieuses,* gehört kaum die Hälfte der Züge dem Originale an. Hippodamus trug fein Haar lang gegen die Sitte gefetzter Leute; und ein einfaches Kleid, (ἐσθῆς εὐτελής) das aber, und hierinne beftand eben das auffallende, felbft im Sommer von einem warmen Stoffe war. Die Fütterung mit Pelz ift eine Vermuthung der Ausleger, und die koftbaren Pelze eine Zuthat des freygebigen Ueberfetzers. Einige Züge und Superlativen find von der Art, dafs fie das Andenken an die neuften Vorfälle dem Ueberfetzer entriffen zu haben fcheint; wie wenn es L. V. 5. heifst: *les démagogues par leurs violentes harangues ameutent contre eux (les riches) la classe qui n'a rien.* τὸ πλῆθος ἐπάγοντες, oder etwas weiter hin S. 27. (Tom. II.) *les gardiens de l'état flattaient bassement le peuple,* für δημαγωγοῦν. — Diefe Data werden zur Characterifirung diefer Arbeit hinreichend feyn. Stellen anzuzeigen, in denen der Sinn etwa verfehlt feyn möchte, fcheint uns bey der Beurtheilung eines ausländifchen Productes nicht zweckmäfsig. Kaum dürfte es bemerkt zu werden verdienen, dafs hier und da einige Worte und Zwifchenfätze, aber doch nicht leicht etwas von Bedeutung, in der Ueberfetzung übergangen worden ift.

Die Anmerkungen find von doppelter Art. Einige ftehen unter dem Texte, und enthalten gröfstentheils Vergleichungen des Ariftoteles mit ähnlichen Behauptungen der Neuern, vorzüglich Roufseau's, Montesquieu's und Mably's. Ihre Anzahl ift nicht fehr grofs. Zahlreicher und bedeutender find diejenigen, welche jedem Bande angehängt find. Sie erklären zum Theil die eigenthümlichen Ausdrücke des Philofophen; hauptfächlich aber hiftorifche, literarifche und antiquarifche Umftände. Einige find politifcher Art, und der Beftätigung oder Widerlegung gewidmet. Sie zeigen, aufserdem dafs fie ihrem Zwecke angemeffen find, eine mehr als gemeine Belefenheit in den Alten, und laffen weniges unerläutert, woran etwa der ungelehrte Lefer des *Ariftoteles* Anftofs nehmen dürfte.

Gotha u. Halle, b. Gebauer: *Der Menfch oder compendiöfe Bibliothek des Wiffenswürdigften von der Natur und Beftimmung des Menfchen und von der Gefchichte der Menfchheit.* Heft I. *Körperlehre.* 1794. 72 S. 8. Heft II. *Seelenlehre* 84 S. (Ladenpreis 6 gr.)

In gedrängter Kürze, welche durchaus keines Auszuges fähig ift, wird zuerft in der Einleitung zur Menfchenlehre eine allgemeine Ueberficht alles deffen gegeben, was darunter begriffen werden mufs. Die ganze Lehre zerfällt in die philofophifche Gefchichte des

Menschen und in die philosophische Geschichte der *Menschheit*, jede dieser Abtheilungen in den faktischen und raisonnirenden Theil. S. 15. liefert eine Tabelle aller Theile der Menschenlehre. Bey der Behandlung des Ganzen kann man einen philosophischen denkenden Kopf nicht verkennen. Der Vf. setzt bey dem anatomischen Theile *Loders* Anfangsgründe der medizinischen Anthropologie u. s. w. zweyte Aufl. 1793, als bekannt voraus, und läfst sich also auf keine Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers ein. In dem physiologischen Theile wird vorzüglich von der Lebenskraft und zwar als Unterabtheilung von der Bewegungskraft und ihren verschiedenen Aeusserungen gehandelt. Hier kommen manche interessante Notizen vor, unter andern werden *Galvanis* Versuche über den Metallreiz etwas ausführlicher erwähnt. Der folgende anatomische Theil, welcher wohl billig hätte vorangehen sollen, enthält bloss eine kurze Abhandlung über die Streitfrage: ob das Herz Nerven habe oder nicht? Rec. scheint diese Frage jetzt durch *Scarpas* treffliches Werk über die Herznerven völlig bejahend entschieden zu seyn. Am Ende ist noch aus einer Korrespondenz Nachricht aus Mähren ein Fall einer sonderbaren Misgeburt angeführt, welche mit einem Sacke am Rücken geboren wurde, der eine Verlängerung der äusseren Integumente zu seyn schien, und mehrere kleine Leibesfrüchte enthielt, wovon die gröfste einer wälschen Nufs grofs war.

Heft II. *Seelenlehre.* Unter folgenden Rubriken wird die Seelenlehre kurz und für den Plan dieses Werkes zweckmäfsig abgehandelt. *Einleitung* 1) Begriff der Seelenlehre 2) Methode der Seelenlehre 3) Quellen der Seelenlehre 4) Hülfsmittel beym Studium der Seelenlehre. *Seelenlehre selbst* 1) Theorie des Vorstellens, Einleitung, Theorie selbst 1) Theorie der Sinnlichkeit 1) äussere Sinne 2) vom innern Sinne 3) von der Einbildungskraft. *Menschenlehre im engeren Sinne.* Hier werden die Anstalten und Zwecke der Natur im menschlichen Leben betrachtet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Wilmanns: *Populäre Predigten mit beständiger Rücksicht auf die Grundsätze der praktischen Vernunft,* abgefasst von *Ludwig Immanuel Snell,* Candidaten des Predigtamts, zweyte Sammlung. 1795. 180 S. 8.

Ueber die erste Sammlung dieser Predigten hat schon ein anderer Rec. in dieser Zeitung seine Meynung gesagt. Das Urtheil über gegenwärtige ist, nach unparteyischer Prüfung, kürzlich dieses: dafs Hr. *S.* bey allem Bestreben Anders zu übertreffen, was er in der Vorrede äussert — dennoch kaum etwas Mittelmäfsiges geleistet hat. Popularität kann man ihm zwar nicht absprechen, aber die Materien selbst sind äusserst flach behandelt. Spuren von Menschenbeobachtung im Innern des häuslichen und bürgerlichen Lebens, welche die Nutzbarkeit der Kanzelvorträge so merklich erhöhen, und das Interesse des Zuhörers oder Lesers vermehren, sucht man hier umsonst. In Absicht der Form, der Einkleidung, des Ausdrucks, haben sie ebenfalls nichts empfehlungswerthes: alles ist platt und wässerig. Dasselbe Wort, dieselbe Wendung, wird oft da, wo Abwechselung sehr wohl möglich war, bis zum Eckel wiederholt. Selbst von grammatischen Fehlern ist der Ausdruck nicht ganz frey, Rec. überhebt sich der Mühe, dieses alles im Detail zu beweisen, weil eine zu weitläuftige Kritik daraus werden würde. Zweifelt jemand, ausser dem Vf., daran, so kann er sich durch eigene Lectüre sehr bald davon überzeugen. Hr. *S.* vervollkommne sich noch eine Zeitlang selbst, dann wird er zuverläfsig auch mehr Lob von seinen Arbeiten davon tragen. —

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*: *Warnungsgeschichte für Kinder.* 1797. 63 S. 8. (3 gr) Es ist allerdings nöthig, in unsern Zeiten junge Leute vor dem Missbrauche der Lectüre, insonderheit vor der Wahl solcher Bücher, welche zu phantastischen und abentheuerlichen Vorstellungen führen, und in welchen der Lauf menschlicher Schicksale auf eine den gewöhnlichen Gesetzen ganz widersprechende Art geschildert wird, zu warnen, und da Beyspiele und Erfahrungen in solchen Fällen auf das jugendliche Gemüth immer den stärksten Eindruck machen, durch wahre oder doch als wahrscheinlich erdichtete Erzählungen die nachtheiligen Folgen einer durch frühe Leserey erhitzten und verworrenen Phantasie zu zeigen. Der Vf. dieser Schrift stellt einige Beyspiele von jungen unerfahrnen Schwärmern auf, die sich durch jene abentheuerlichen Erdichtungen in dem *Robinson Crusoe*, der Insel *Felsenburg* und andern ähnlichen Büchern, ja selbst durch die missverstandne Absicht des für die Jugend sonst in vieler Rücksicht so lehrreichen *Campischen Robinson's* hinreissen liessen, auf eine Art ihr Glück zu suchen, wovon sie nur einen dunklen Begriff hatten, und sich auf diesem Wege höchst unglücklich machten. Der Vortrag in diesen Erzählungen ist zwar simpel und für junge Leser verständlich, aber nicht immer in der Sprache correct genug (ein Fehler, der bey einem zur Bildung der Jugend bestimmten Buche am wenigsten zu entschuldigen ist) und die Erzählung durch oft wiederholte, eingestreute moralische Reflexionen etwas gedehnt und schleppend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. October 1797.

OEKONOMIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Taschenbuch der Haus- Land- und Staatswirthschaft für Männer, Weiber und Kinder auf d. J.* 1797. Von *J. C. C. Rüdiger'n.* 302 S. 12. Mit Kupfern. (20 gr.)

Ausser dem Portrait des Hn. geh. Rath v. *Hoffmann* zu Dieskau, und vier Schattenrissen, zieren dieses Taschenbuch mehrere technologische, botanische und zoologische Kupferstiche. Man findet zuerst einen Sparofen, dreyerley Blumengeschirre, einen Dunstgrapen, mit dem Auffatz zum Distilliren, nebst zwey Sparbratöfen; dann den ächten Zuckerahorn, den Schotendornbaum, die Seidenpflanze; endlich die Fettgans aus dem Papualande, das Rennthier und den Büffel abgebildet. Der erste Abschnitt enthält die Uebersicht und Schilderung der grösten und besten, auch einiger kleinen und schlechten Wirthe und Wirthinnen der vorigen und gegenwärtigen Zeit. Hier überläfst sich der Vf. oft einer eignen satyrischen Laune z. B. „*Adam*, aber bey weitem nicht der erste Mensch, hat in dem hamburgischen Magazin über die Vertilgung der Maykäfer geschrieben, sie leben aber noch alle. *Adelheim* in Schweden, versuchte den Rocken in den Schnee zu säen, welcher aber mit dem Aufthauen davon geschwommen, und erst auf der pommerschen Küste aufgegangen seyn, auch nicht sonderlich gelohnt haben soll. *Angermann*, Baumeister des hallischen Waisenhauses hat die vortrefflichen Sparöfen erfunden, auch das schöne Trinkwasser, er selbst aber trank lieber Kaffee, und als einsmal die grosse Familienkanne, unter deren Zapfen er die leere Tasse zum 10ten mal hinschob, leer befunden wurde, sagte er ganz bescheiden: O! hat nichts zu sagen, die Natur ist ja auch mit wenigem zufrieden. *Borowsky* Lehrer der Wirthschaft zu Frankfurt a. d. O. ist, wie der Kanzler Ludwig von sich selbst sagte, dadurch zum Schreiben über die Landwirthschaft berechtiget, dass ihn der grundgütige Gott mit einem eignen Rittergute gesegnet hat. Die 100 Arten Sämerey, welche er für zwey Pistolen verkauft, sind mir zu theuer. Sein Abriss des preussischen Cameralwesens ist desto besser. *Giesicke*, Prediger, Bücherverleiher, Buchhändler und wer weiss was noch mehr, in Magdeburg, schreibt allerley gelehrte Sachen. Vorzüglich aber hat er ein sehr ungelehrtes allgemeines Düngemittel aus Kalk und Vitriol erfunden, womit er eine schlaue Geheimnisskrämerey durch das ganze Land treibt, welche ihm seinen Brandschatzungsbriefen zufolge von Edelleuten und Beamten Pistolen, von Predigern und Pächtern Ducaten, und von Bauern Reichsthaler und Gulden die schwere Menge einbringen soll. Als blosser Kabelhäusler in Trothe wäre ich daher nur etwa einen polnischen Gulden oder ein französisches Pfund in Anweisungs- oder Befehlzetteln beyzutragen schuldig. Aber als Wirthschaftslehrer und Pfuscher will ich doch aus lauter reiner Liebe zur Sache etwas zulegen, und mich allenfalls zu einem paar Pfund Sterlinge verstehen, wenn er sein Düngungsmittel der Prüfung einer Gesellschaft sachverständiger Landwirthe unterwirft, und diese dafür spricht, dass es besser und allgemeiner brauchbar sey, als mit Gunst zu sagen Pferde- Küh- oder Schafdreck. Urtheilt sie aber dawider; so muss er denn feyerlich dem ganzen Lande Abbitte thun, dass er so viel Papier mit Fruchtbarkeitsgeschichten angefüllet hat, die noch ärger sind, als die Erzählungen von den Wundern des Abts Paris oder die alltäglichen Gespenstermährchen der Ammen. Denn von jeher ist es mit dem kreuznacher Düngsalz, dem französischen Düngsalz und andern ähnlichen Quacksalbereyen immer gerade eben so gegangen."

Der grosse Staatsminister v. Herzberg war nicht, wie S. 72 gesagt wird, Stifter der ökon. Societät zu Potsdam; diese waren der Feldprobst Kletschke, P. Germershausen zu Schlabuch und Fabrikant Dikow. Der Minister ward erst im dritten Jahre nach der Stiftung Director der Gesellschaft, nachdem es in den beiden ersten Jahren der berühmte Domherr v. Rochow gewesen war. Die Gesellschaft zu Mohrungen in Preussen hat der Graf v. Herzberg gleichfalls nicht gestiftet.

Die Regenten des preussisch-brandenburgischen Hauses werden, von dem grossen Churfürsten an, mit allem Recht unter die grössten Wirthe vom Vf. gerechnet. Der von Friedrich II gegebene Befehl, dass alle Bauern Bienen halten sollen, war nichts Neues. Die preussische Dorf- und Fleckenordnung v. J. 1701 enthält ihn schon. Freylich konnte man durch diesen Befehl eben so wenig alle Bauern zu Bienenwärtern machen, als man hätte gebieten können, an allen Orten Fischerey zu treiben. Das unter dem grossen Könige nach S. 55 ergangene Verbot der bey den Papiermachern gewöhnlichen köstlichen Lehrbraten und der leckern Kost der Gesellen ist auch nirgends zur Ausführung gekommen. Letztere arbeiten von 2 Uhr des Morgens bis Abends um 6 Uhr, und verdienen daher durchaus eine bessere Speisung, als solche bey andern Künsten, Fabriken und Zünften gebräuchlich ist. Man hätte vorher erst die Papiermacher vernehmen

men sollen. Würden die Gesellen schlechter gespeiset, so würden die Meister ein Drittheil oder wohl gar die Hälfte ihrer Arbeit verlieren; auch würden weniger Menschen sich zum Metier bereit und willig finden, da unter 50 Gesellen kaum einer je hoffen kann, eine eigene Werkstätte dereinst erlangen zu können. Die bessere Speisung muss Lehrbursche herbey locken. Am meisten aber war es der Regierung um die Abschaffung jenes Missbrauchs zu thun, da die Gesellen sich einander auftreiben. Wenn ein Geselle z. E. ein Uebertreter des Keuschheitsgesetzes geworden ist, und er stehet nicht am Orte des Verbrechens die bey dem Gewerke von Alters her bestimmte Strafe aus, so wird sein Name an die schwarze Tafel geschrieben, als welches von denen stark wandernden Gesellen in jeder Werkstätte geschiehet, wo er nur hinkömmt. Der Verbrecher sey nun schon nach Ungarn hingewandert, so kann er nach Verlauf von kaum 3 Monaten bereits aufgetrieben seyn, und er ist in der Nothwendigkeit, stehenden Fusses nach dem Orte seines Verbrechens, um gestraft zu werden, zurückzuwandern. Sein Name ist überall übel angeschrieben; er findet nirgends mehr Arbeit; er muss erst an Ort und Stelle wieder ehrlich gemacht werden. Einen solchen Missbrauch konnten nun die preussischen Pappiermacher nicht abschaffen. Man musste ihre Einwendung gelten lassen, die darinn bestand, dass die meisten und besten Gesellen aus dem Reiche und andern Ländern einwanderten, und dass das Land nicht genug Gesellen habe, um die Werkstätten gänzlich damit zu besetzen.

Unter den Verhandlungen der preussischen Staatsverwaltung des jetzt regierenden Königs ist wohl für seine märkischen Unterthanen die wohlthätigste diese, dass er sie von einer der grössten Landplagen, der Betteley, so sicher als vorher in keinem deutschen Staate geschehen, befreyt hat. Er liess nämlich drey sehr geräumige Landarmenhäuser zu Brandenburg, Strausberg und Wittstock erbauen, um alle Bettler, zum Theil auch Invaliden, darinn unterzubringen. Kaum ward dieses Vorhaben des Königs im Lande bekannt, so gingen die meisten Bettler alsbald vom Müssiggange und der bisherigen Landstreicherey zum Fleiss und zur Arbeitsamkeit über, um dereinst nicht eingesperrt zu werden. Zur Ablieferung der Bettelleute wird keine eigene Miliz oder dazu bestellte Strassenbereuter gehalten; die Stadt- und Dorfgerichte müssen bey Strafe die bey ihnen betretenen Bettler aufgreifen und an ihre Behörde abliefern. Den Ueberbringern wird dafür ein bestimmtes Meilengeld ausgezahlet.

Von der Lehr- und Pressfreyheit sagt der Vf., dass sie unter der itzigen preussischen Regierung nicht so eingeschränkt sey, als manche Strudelköpfe klagen, und als einige nicht unterrichtete Ausländer besorgen. Denn, sagt er ferner, wir können immer noch mehr als unsre meisten Nachbaren über Glaubens- und Staatssachen vernünfteln und nach Belieben auch unvernünfteln, wenn wir nur die bestimmte Vorschrift der Gesetze beobachten; ja wir dürfen sogar diese öffentlich tadeln, wo sie uns mangelhaft scheinen, wenn es nur nicht auf eine freche, unehrerbietige Art geschiehet. Dagegen sind wir aber sicher vor allen willkührlichen Eingriffen eines Druckrichters und vor allem unbefugtem Einfluss der Grossen, welcher selbst in der Schweiz, Holland oder Amerika dem freymüthigen Lehrer oder Schriftsteller eher gefährlich werden kann, als bey uns im Preussischen. So kam ja noch kürzlich in England ein Prediger ins Gefängniss, weil er über die angebliche Kebsgemahlinn des Kronprinzen, Herzog v. Wales, die berühmte katholische Habichtsnase Mstrs. Fitzherbert, anzüglich geschrieben hatte. In dem neuen Freystaat jenseit des Rheins aber sind vollends schon Dutzende von freymüthigen Schriftstellern über öffentliche Missbräuche und Greuel, als Schlachtopfer der Grausamkeit eigenmächtiger Volksführer unter dem Eisen der Köpffalle gestorben. Solche Beyspiele wird es hingegen bey uns nie geben, und das ist ein Beweis der alten Wahrheit, dass sichs unter einem guten, aufgeklärten und gerechten Fürsten, wie Gott Lob die meisten in dem nördlichen Deutschland sind, freyer, sicherer und besser lebt, als in den meisten hochgepriesenen sogenannten Freystaaten."

In dem zweyten Abschnitte wird der allgemeine Gang und Werth der *Wirthschaftskünste* beurtheilet.

Der dritte Abschnitt aber ist der *Küche* gewidmet.

Im Artikel vom *Landbau* beklagt der Vf. den grossen Verlust, den man bey unsrer Bestellungsart an der Aussaat leide. Er trägt auf regelmässiges Stecken an. Rec. hat bereits vor vielen Jahren dergleichen Versuche in einem grossen Feldgarten bey einem seiner Freunde gesehen, wobey ein mehr als hundertfältiger Ertrag herauskam. Hr. *R.* gestehet freylich, dass diese Neuerung vor der Hand im Grossen unausführbar sey, glaubt aber, dass es bey steigender Bevölkerung mit der Zeit von selbst ins Grosse werde gehen können.

Die *grüne Schlangengurke* wird in den Gegenden von Halle über eine halbe Elle lang. Auch versteht man, bis nach Michaelis immer kleine und zarte Früchte dadurch zu erhalten, dass Ranken mit Erde bedeckt werden, und so zu neuen Pflanzen anwurzeln. Um Diemnitz bey Halle werden so viel Gurken gebauet, dass man 1 Schock für 6 Pfennig kauft. Die berühmten Salzgurken können an jedem Ort eben so gut gemacht werden, als in Halle, und werden nicht, wie Auswärtige glauben, mit Sohle, sondern mit Salz eingemacht.

Die *Obstpflanzungen* sind im Saalkreise so beträchtlich, dass manche Gemeinde oder Gutsbesitzer 2—500 Rthlr. davon lösen. Die *Baumzucht* wächst alljährlich in und bey Halle mehr an; die Gewinnsucht übertreibt aber bey vielen die Erziehung der jungen Bäume im fetten Lande nebst dem starken Beschneiden derselben, um sie nur bald hoch und fruchtbar zu machen, worüber sie nachher desto eher absterben, und die Käufer getäuscht werden. Von dem Spittelpächter in Halle, Hn. *Leiter* wird gesagt, dass er seine jungen Bäume auf der Stelle, wo sie aufwachsen, pfropfe. Sie tragen etwas später, aber dafür giebt es dauerhaftere Bäume, weil die Wurzel nicht so oft

ver-

verstutzt wird. Rec. hat sehr vielfältige gleichmässige Erfahrungen in den Bauergärten, wo die Baumzucht von jeher eben so behandelt wird, und findet darinn nach alten glaubwürdigen Urkunden Birnbäume, die 1—200 Jahr und darüber alt und doch noch sehr gesund und fruchtbar sind. Unter der Rubrik *Viehzucht* bringt der Vf. unter vielen andern Bemerkungen auch den Vorschlag bey, (nach dem Beyspiele des verstorbenen Markgrafen von Schwedt) das *Rennthier* in Deutschland zu ziehen. Das Lieblingsfutter dieses Thieres, das Rennthiermoos (*Lichen rangiferinus L.*) wächst häufig bey uns, dass es also bey uns wohl fortzubringen seyn würde, eben so wie es in Deutschland in ältern Zeiten auch Elenhirsche gegeben hat. Von dem *Acacienbaume* sagt der Vf., dass das Vergnügen des Ansehens und vortrefflichen Geruchs der Blüthe uns nicht verführen solle, ihn zum Forstbaume zu empfehlen. Er treibe zwar sehr lange Schossen, aber doch bey weitem noch nicht wie die Himbeere oder der Weinstock, welche doch niemand zur Holzung anbauen werde. Aber hier macht es ja doch einen grosen Unterschied, dass das junge Acacienholz hart ist, und in der Feuerung andern alten Hölzern, z. E. den Buchen gleich gefunden wird. Und wenn dem Vf. grosse Pflanzenkenner und Wirthe versichern, dass sie mit dem Ahorn, der Birke, weissen Weide und schwarzen Pappel weiter kommen, so heisst das nur so viel, dass diese Bäume zuletzt dicker und höher wachsen, als der Acacienbaum. So hat in den Pflanzungen von Sanssouci der Acacienbaum nicht die Höhe und Stärke vorbesagter mit ihm zugleich angepflanzter Bäume erreichet; unter allen aber zeichnet sich der Platanus aus, der die Stärke einer 2—300jährigen Eiche erreicht hat, und der daher um so mehr zu empfehlen ist, da er sich durch sogenannte Stecklinge so gar gleich den Weiden anziehen läst. Der Acacienbaum aber übertrifft, den vierzigjährigen Erfahrungen des Rec. zufolge, bis zum 9ten oder 10ten Jahre hin alle einheimische zur Feuerung dienlichen Bäume. Er muss daher auf eingefriedeten Plätzen alle 5—10 Jahre bis auf die Erde abgehauen werden, weil seine neu ausgetriebenen Stangen binnen eben so vieler Zeit wieder so hoch als vorhin erwachsen. Auf nicht befriedigten Plätzen aber muss er so stark und hoch ausgepflanzet werden, dass seine Rinde zum Abschälen zu stark ist, und seine Zweige von dem Viehe nicht erreicht werden können. Er muss sodann gleich den Kopfweiden alle 6 Jahre gekappt werden, worauf die neuen Stangen in gleicher Zeit ihre vorige Stärke wieder erreichen. Es ist also dieser Baum in holzarmen Gegenden als Brennholz anzuziehen. In einem sehr dürren Sandboden kömmt er zwar fort, hat aber ein äuserst geringes nichtsbedeutendes Wachsthum. In einem Mittelboden im Sandlande aber beweiset er sich am besten.

Wir übergehen, der uns gesteckten Grenzen eingedenk, die Artikel von Bergbau, den Künsten und der Staatswirthschaft; und haben auch schon genug ausgezogen, um den Werth dieses Taschenbuchs, dessen Fortsetzung man wünschen muss, zu charakterisiren. Der Vf. verbindet eine gründliche Theorie mit praktischer Erfahrung. Seine Freymüthigkeit gefällt auch da, wo man nicht seiner Meynung seyn kann. Die muntre Laune seines Vortrags schützt wider die Langweile, obgleich sein Witz zuweilen grotesk, und sein Ausdruck hie und da nicht edel genug ist.

OFFENBACH, b. Weiss u. Brede: *Oekonomisches Lehr-, und Hülfsbuch oder praktische Anweisung für Bürger und Landleute, welche lehret: wie Aecker, Gärten und Wiesen anzubauen und zu benutzen; das Vieh zu füttern; vor vielen Krankheiten zu bewahren; und wie demselben mit bewährten Mitteln zu helfen sey*, von *Joh. Wilh. J. Weissenbruch.* 1796. 530 S. gr. 8.

Wenn der Vf. offenherzig bekennt, „viele Artikel, „besonders die Mittel von Viehkrankheiten, welche „mir nicht kostbar und umständlich schienen, und die „mir als zweckmässig bekannt waren, *wörtlich* eingetragen" zu haben, so wäre dagegen nichts zu sagen, wenn er nur seine ungenannten Quellen besser geprüft, und was er daraus schöpfte, bedachtsamer gereinigt hätte. Er hätte dann den Lesern manchen unrichtigen, oder wohl gar ungereimten Vorschlag erspart.

Unrichtig ist es, dass die Zeit unmittelbar vor der Saatfurche als die beste Zeit zum Düngen angegeben, der Tauben- und Hühnermist für untauglich in Gärten erklärt, und ihn mit anderm Dünger zu vermischen angerathen wird. Unrichtig S. 147, dass das Grummet kräftiger als das Heu sey. Zu den ungereimten Vorschlägen rechnen wir den Rath S. 41. gedroschenes Getraide in Backöfen zu trocknen, oder in einem grossen, mit einer Zugröhre versehenem Fasse aufzubewahren, alle 8—10 Tage mit dem Blasebalge Luft in die Zugröhre zu blasen, oder: eine Kuh, die ein todtes Kalb geboren, an ein fremdes dadurch zu gewöhnen, dass man es mit der Haut von ihrem todten Jungen bedecke. — Unter dem Getraide wird weder der Sommer- noch Winterrübsaat gedacht. Felderbsen und Linsen haben sich S. 153—155 unter die Gartenfrüchte verirret.

MÜNSTER, b. Platvoet: *Ueber die römischen Schriftsteller von der Landwirthschaft* an die westphälische patriotische ökonomische Gesellschaft, von *Moritz Adolph Rump* Mitgl. d. Ges. 1796. 136 S. 8.

Diese Schrift soll, der Vorrede zufolge, ein Beytrag zur richtigen Kenntniss der Landwirthschaft seyn, die, wie der Vf. mit Grund bemerkt, so wie alle richtige Kenntniss des Nützlichen, und Schädlichen, des Mangelhaften und Fehlenden aus der Vergleichung des Alten mit dem Neuen, des Fremden mit dem Einheimischen hervorgehn muss. So sehr uns die Bescheidenheit, mit welcher der Vf. von seiner Arbeit spricht, zu einer nachsichtsvollen Beurtheilung auffodert, so können wir uns doch nicht überzeugen, dass sie zweckmässig genug eingerichtet sey, um etwas zur Erfüllung jener Absicht beytragen zu können. Der gröste Theil des Buches besteht aus übersetzten

Stellen der römischen *Scriptorum rei rusticae;* der übrige aus einem Anhange über die römische Landwirthschaft, in welchem die allerbekanntsten Dinge erzählt werden. In den Auszügen zeigt sich wenige Wahl. Die ausführlichsten sind aus dem *Cato;* aber weder die Stellen, welche die religiösen Gebräuche, noch auch die, welche den Aberglauben der alten römischen Landwirthe betreffen, gehören hieher; um so weniger, da der Vf. ernstlich glaubt, diese des Cato unwürdigen Stellen möchten von seinem Meyer (*villicus*) eingeschoben worden seyn. Vom *Varro* und *Columella* sind die Eingänge übersetzt; man sieht nicht warum. Von Erklärungen oder Vergleichungen des Alten mit dem Neuen, welche man am ersten erwartet hätte, ist die Rede nicht; und die Uebersetzung selbst, so wie sie hier steht, ist nicht eben gemacht, die alten Landwirthe oder ihren Vortrag den Neuern beliebt zu machen. Die Sprache ist durchgängig unrein und der Sinn an mehrern Stellen verfehlt. Folgende Zeilen aus dem 3ten und 4ten Kap. des *Cato* mögen dieses beweisen: „Der Herr eines Guts muss in der Jugend an Bestellung der Grundstücke (*studiose conserere*) und erst bey reifern Alter ans Bauen denken. (*aedificare diu cogitare*) Er muss sich nicht viel mit Gesprächen aufhalten, sondern mit Arbeiten beschäftigen. (*conserere cogitare non debet, sed facere oportet.*) Im sechs und dreyssigsten Jahre, wenn die Flur in Ordnung gebracht ist (*si agrum consitum habeas*) magst du bauen, und dann must du so bauen, dass das Gut nicht auf dem Hause und das Haus nicht auf dem Gute gesucht werde. (*? ne villa fundum quaerat, neve fundus villam.*) In der Stadt kannst du kostbarer bauen. Bauest du gut auf einem guten Gute, wirst du dein Geld gut anlegen u. s. w."

LITERARGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Selbstbiographien berühmter Männer.* Ein Pendant zu *J. G. Müllers* Selbstbekenntnissen, gesammelt von Prof. *Seybold. Erster Band. Thuanus.* 1796. 12 u. 553 S. 8.

Aufgemuntert durch den Wunsch, den Hr. *Herder* in seinen *Briefen über die Humanität* äusserte, eigene Biographien erlesener Männer in das grössere Publicum zu bringen, und nach weggeräumten mannichfaltigen Hindernissen, konnte endlich Hr. *S.* an die Ausführung seiner schon mehrere Jahre gehabten Idee, eine Sammlung von *Selbstbiographien*, berühmter und merkwürdiger Männer, hauptsächlich der neuern Zeiten zu veranstalten, gedenken. War ihm gleich Hr. *Müller* mit seinen *Bekenntnissen merkwürdiger Männer von sich selbst* zuvor gekommen, so glaubte er doch, dass sein Werk, das hauptsächlich auf die Geschichte Rücksicht nehmen und eigentliche Lebensbeschreibungen liefern sollte — neben jenem, das seine merkwürdigen Männer mehr in psychologischer und moralischer Hinsicht darstellen sollte — gar wohl würde bestehen können. Der erste, den nun Hr. *S.* auftreten lasst, ist der wirklich grosse *Jacob August de Thou*, ein Mann, der sich, wenn er auch sonst keine Verdienste hätte, durch die Geschichte seiner Zeit ein unvergängliches Ehrendenkmal errichtet hat. Die zuerst stehende, sogenannte vorläufige Nachricht, soll dem Leser eine kurze Uebersicht des merkwürdigen Lebens dieses Mannes gewähren. Auch wird in derselben der Veranlassung gedacht, die *de Thou* zu dieser seiner Selbstbiographie gehabt hat. Diese gab ihm das berufene Buch des Jesuiten *Joh. Baptist Machaut* das unter dem Titel: *In Jacobi Augusti Thuani Historiarum libros Notationes — Auctore Joanne Baptista Gallo, J. C.* 1614 zu *Ingolstadt* erschien, das mit den abscheulichsten Lästerungen wider seine Person sowohl, als wider sein Werk — zur ewigen Schande des Verfassers — angefüllt war. Da nun *de Thou* mit Recht glaubte, dass die Geschichte seines Lebens seine beste Rechtfertigung seyn würde, so machte er sich auch an diese Arbeit. Sie kam aber nicht eher, als nach seinem Tode, und zwar zum erstenmal vor dem ersten Band seiner 1620 zu *Orleans* in Fol. gedruckten Werke unter dem Titel: *J. A. Th. in Senat. Paris. Praef. de Vita sua Commentariorum Libri sex.* im Druck heraus. Rec. besitzt sie in dem Frankfurter Nachdruck, der 1621 in 5. Bänd. in gr. 8. zum Vorschein kam. Eine französische Uebersetzung davon kam 1711 zu *Rouen* heraus. Zu verwundern ist es allerdings, dass diese Biographie bisher keinen deutschen Uebersetzer gefunden hat; um so vielmehr verdient Hr. *S.* allen Dank, dass er seinen Landesleuten diesen Dienst endlich geleistet, nur hätte Hr. *S.* anzeigen sollen, ob seine Uebersetzung nach dem lateinischen Original, oder nach der französischen Uebersetzung gefertiget worden sey? Uns dünkt das letzte wahrscheinlicher. Die Anmerkungen sind von zweyerley Art, kürzere unter dem Text; und längere zu Ende eines jeden Buchs. Diese, die von dem französischen Uebersetzer herrühren, sind wieder zuweilen von Hn. *S.* berichtigt. Von den erstern gehören einige zuverläsig dem Hn. *S.*, andere aber wahrscheinlich dem französischen Uebersetzer; beide hätten billig von einander unterschieden werden sollen. Noch muss Rec. bemerken, dass die Biographie nicht vollständig ist. Sie besteht aus sechs Büchern, die vom J. 1553 bis 1601. gehen. Da nun *de Thou* erst im J. 1617 starb, so fehlen die Nachrichten von den letzten sechzehen Jahren seines Lebens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. October 1797.

TECHNOLOGIE.

1) Grätz, b. Ferstl.: *Vollständige Anweisung das Schachspiel durch einen vorhergehenden allgemeinen Unterricht, dann durch die nachfolgenden Erläuterungen der von den besten Meistern aufgestellten Musterspielen, ohne fernere mündliche Unterweisung, selbst ohne einen Mitspieler gründlich zu erlernen.* Herausgegeben von *J. K. Kindermann.* Mit zwey Kupfern. 1795. 259 S. 8.

2) Wien, b. Rötzl: *Neue theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiel,* von *Johann Allgaier.* Mit einer Kupfertafel. 1795. 296 S. 8.

Beide Anweisungen enthalten die Theorie des Spiels nicht so, wie sie Rec. vorgetragen wünscht, und wie es doch allerdings möglich ist. Beide spielen ihren Schülern, nachdem sie eine dürftige Theorie voranschicken, einige Spiele vor, zeigen, warum man so und nicht anders spielen müsse, woraus ein guter Kopf sich dann freylich manches für die eigentliche Theorie dieses Spiels abstrahiren wird. Aber von einer guten Theorie verlangt man, dass dieses Geschäfte von dem Vf. derselben bereits geschehn sey. Dies ist aber ohne eine gründliche Analyse der Schach*tafel* und der Züge der Figuren, die sich hier nicht vorfindet, unmöglich. In der Bezeichnung der Züge ist Kindermanns Methode der Allgaierschen vorzuziehn, welches schon jenem Werke einen merklichen Vorzug giebt, dem noch die bekannten 100 Spielausgänge des *Stamma* beygefügt sind, die sich nach der Kindermannschen Bezeichnungsart der Züge hier besser nachspielen lassen, als in dem Schach des *Calabrois* von *Moses Hirschel,* Breslau 1784 und einiger andern. Uebrigens wird das Studium dieser Anweisungen für den Liebhaber des Schachspiels nicht ohne Nutzen und Unterhaltung seyn.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Kunst der Geheimschreiberey, oder deutliche Anweisung zu einer geheimen Korrespondenz,* von P. L. 1797. 6½ Bog. 4. (8 gr.)

Der Inhalt dieser Bogen betrifft nur eine einzige Art von Geheimschrift, deren bereits *Friderici* (S. 5.) erwähnt. Jedoch ist gegenwärtige Art in Ansehung des Schlüssels etwas bequemer. Die Correspondenten kommen über irgend einen Buchstaben, eine Sylbe, oder ein Wort zum Schlüssel überein. Diesen Schlüssel setzt man stets Buchstabe unter Buchstabe, unter das Geheimniss, entweder so, dass man durch die ganze Schrift ihn ununterbrochen fortlaufen lässt, oder dass man mit dem Ende eines jeden Worts damit abbricht und mit dem Anfange eines neuen Wortes wieder von vorn anfängt. Nach einer Tabelle sucht man nun denjenigen Buchstaben, der mit den zweyen des Geheimnisses und des Schlüssels den Winkel macht, und so entsteht die geheime Schrift. Diese Tabelle kann allgemein seyn, dass man, im Viereck, oben der Quere und zur linken Seite herunterwärts das ganze Alphabet hinschreibt, und dann solchergestalt die Räume ausfüllt, dass sowohl von oben herunter, als von der Linken zur Rechten, immer die Buchstaben nach der Ordnung des Alphabets auf einander folgen. Eine solche Tabelle haben unter andern *Friderici* S. 2. und *Gustavus Selenus* S. 82.: Letzterer aus dem *Tritheim.* Oder man hebt, welches bequemer ist, nur eine oder einige Queer-Reihen aus dieser Tabelle aus, welche die Buchstaben des Schlüssels enthalten; z. B. *herz, auf* etc. jedoch jede derselben genau so, wie sie in der allgemeinen Tabelle steht. Die mehrsten Bogen dieser kleinen Schrift sind mit Beyspielen und Schreib- und Leseübungen angefüllt, deren so viele nicht nöthig gewesen wären. Uebrigens ist diese Art von geheimer Schrift bey weitem nicht, wenigstens nicht auf die Weise, wie der Vf. sie schreibt, so sicher, als derselbe meynt. S. 16. z. B. kann pzw. nichts anders heissen, als ihr, und da giebt mir gleich die allgemeine Tabelle, gehörig rückwärts gebraucht, die ersten Buchstaben des Schlüssels, nämlich fre: das Wort psspov. kann, nach der Zahl der Buchstaben, nur einen der sechs Monate Januar, Junius, Julius, August, September oder October bedeuten; aber keiner von Allen derselben giebt mir ein Wort, das Sinn hat, oder eine auszusprechende Sylbe, als der Januar, der mir: Freund, als Schlüssel entdeckt. Eben so ist S. 11. die erste Vermuthung, auf die man fallen kann, diese, dass die Worte ymz ose vw nichts anders als: ich bin in, bedeuten werden, und dann habe ich gleich den Schlüssel: mir, entziffert. S. 21. verräth sich die Anrede Rbsfosze auf den ersten Blick als das französische Monsieur, und dadurch der Schlüssel en.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Kopenhagen u. Leipzig, b. Brummer: D. *Jac. George Chr. Adlers,* königl. dänischen Oberconsistorialraths und Generalsuperintendentens des Herzogthums Schleswig, *Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien durchs ganze Jahr,* vor einer

einer gemischten Versammlung gehalten. 1797. 1ster Band. 471 S. 2ter Band. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Coburg, b. Ahl: *Johann Gottlieb Christoph Schwarz's*, Herzogl. Sachsen Coburg-Saalfeld. Hofpredigers, wie auch Pfarrers und Adjuncts zu Meder, *Predigten über alle Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres, nebst einigen Busspredigten.* Fast durchaus moralischen Inhalts. 1796. XVIII u. 800 S. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Rec. der seit einigen Jahren von Berufs wegen sehr viele Predigtsammlungen aus ganz entgegengesetzten Gegenden Deutschlands durchgesehen und durchlesen hat, freuet sich zu bemerken, dass die bessre Methode zu predigen immer allgemeiner wird. Da nach seiner Ueberzeugung der Einfluss der Prediger auf Religiosität und Sittlichkeit nicht so unbedeutend ist, als man hier und da behaupten will; so ist gewiss auch viel daran gelegen, dass die Religionslehrer mit ihrem Zeitalter fortgehen, und ihre Vorträge so einrichten, dass gebildete Personen sie gern anhören können, wenn es auch hauptsächlich auf Belehrung und Besserung der niedern Stände angesehen ist; dass sie Materien wählen, welche so viel möglich allgemeines Interesse haben und dieselben auf eine gemeinfassliche, von theologischer und philosophischer Pedanterey entfernte Weise behandeln. — Auch die beiden angezeigten Sammlungen zeigen von einem richtigen Geschmacke und von einer, wenigstens grösstentheils, aufgeklärten Denkungsart ihrer Verfasser, zu welcher den Wohnortern derselben Glück zu wünschen ist. Beide geben auch selbst, der erstere auf dem Titel, der andere in der Vorrede zu erkennen, dass sie sichs hauptsächlich zur Pflicht gemacht hätten, in einer, dem gemeinen Manne verständlichen und dem gebildeten Zuhörer angenehmen Sprache zu reden, welches allerdings die wahre Popularität des Vortrags ist. Und beide haben in der That Wort gehalten. Doch bedient sich Hr. D. Adler eines gewähltern Ausdrucks, als Hr. Schwarz, dem auch bisweilen, ob wohl selten, ein Wort, eine Wendung entwischet, die dem Anstande oder der Bescheidenheit des Kanzelredners zuwider ist; als z. B. S. 17. „Das Unglück ruhet vielleicht schon vor der Thüre, *sperrt seinen Rachen weit auf wie ein hungriger Löwe.*" S. 176. „*Der müsste blind seyn*, der nicht bemerken sollte." S. 94. „Dass *der Unsinn* derselben jedem, *der nur gesunden Menschenverstand hat*, gleich in die Augen fällt." Das Thema der vierten Predigt ist so ausgedrückt: wer verdient *den Ehrentitel* eines grossen und starken Geistes? — Beide Vf. sind auch darin einander ähnlich und der bessern Methode zu predigen treu, dass sie fast durchaus moralische Sätze abhandeln und die wenigen theoretischen ganz von der praktischen Seite behandeln. Wenn wir das, was wir oben von Beider aufgeklärten Denkungsart sagten, einigermassen einschränkten, so bezieht sich das bey Hn. Schw. theils auf seine Vorstellungen von Gott, den er noch mehrmals so schildert, als würde er „seinen gedrohten Fluch den Scheitel derer treffen lassen, die seine Liebe gern gerettet hätte, die er aber als unverbesserliche Bösewichte von der Erde vertilgen und zur Hölle schleudern muss;" theils auf die Predigt am Sonnt. Miseric. Dom. *von dem Glauben an die Genugthuung Christi*, von welcher er in der Vorrede versichert, dass sie seine feste Ueberzeugung enthalte, in welcher er Kraft und Stärke zum Guten und Trost und Beruhigung finde. Wer wollte ihn hierin stören; aber für richtig können wir sie keineswegs halten. — Bey Hr. D. Adler bezieht sich unsre obige Aeusserung hauptsächlich auf eine Stelle in der Busstagspredigt: *Anwendung des Satzes: bey Gott ist viel Vergebung.* Je richtiger der Vf. vorher von Vergebung der Sünde spricht, um desto mehr fällt S. 415. der Anthropomorphismus auf: „Siehst du mit so viel Mitleid auf die Vergehungen deiner Brüder; Gott, der Erbarmer sieht sie gewiss mit noch *innigerm Mitleid* an. Er wird nichts *unversucht* lassen, sie von dem Elende der Sünde zu retten, und *wenn es ihm nicht gelingen sollte;* o so wird er *vielleicht* noch in den letzten Stunden, *vielleicht* noch in der andern Welt, *Mittel finden* u. s. w." — Wenn sich übrigens Hr. Schw. durch mehr Eigenthümlichkeit in der Wahl seiner Thematum und in der Art sie auszudrücken, und durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Vorurtheilen, Fehlern und Bedürfnissen der niedern Stände auszeichnet; so ist an Hr. D. A. insbesondre die Lebhaftigkeit seiner Darstellung und die Kunst zu rühmen, womit er in seinen kurzen Eingängen durch glückliche Benutzung eines Umstandes aus dem Evangelio Aufmerksamkeit und Interesse zu wecken weiss. Je mehr man aber beym Durchlesen dieser Predigten überzeugt wird, dass Hr. D. A. selbst erfinden und seinen eignen Weg in der Ausführung gehen kann, um desto weniger kann man es billigen, dass er sich solche getreue Nachbildungen von Zollikoferschen Predigten *drucken* zu lassen, erlaubte, als: *Wahrheitsinn, eine nothwendige Eigenschaft aller derer, die sich der Erscheinung Jesu erfreuen wollen;* am 2ten Adv. *die christliche Eintracht;* am 2ten Sonntage nach Ostern. *Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein;* am 1ten Pfingsttage.

1) Hamburg, b. Wörmer: D. *Chr. Ludw. Gerlings*, Seniors und Pastors zu St. Jacobi in Hamburg, *Auszüge aus seinen Sonntags-, Fest- und Passionspredigten im Jahre* 1795. 292 S. 8.

2) Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feyertagsevangelien.* Herausgegeben von D. *Joh. Wilh. Rau*, Prof. der Theol. und Pastor zu Erlangen. Erster Band 1. St. Desselben 2. St. 1796. zusammen 322 S. 8.

3) Leipzig, b. Jacobäer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Jahres*, in Sturmischer Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der

der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. *Erster Jahrgang.* 179.. 334 S. 8.

1) Nach der in verschiedenen Reichsstädten eingeführten Gewohnheit, zufolge welcher Prediger vor den Sonn oder Festtagen den Entwurf der zu haltenden Predigt drucken lassen, damit sich der Zuhörer vorläufig mit dem Inhalte derselben bekannt machen könne, liefert der Hr Senior G. hiermit seinen *achtzehnten* Jahrgang. Der Umstand, öfters etwas drucken lassen zu müssen, was man, frey von dem Zwange des Herkommens, lieber in seinem Pulte ruhen liesse, schreibt der öffentlichen Kritik die allergelindesten Gesetze vor. Es ist beynahe unmöglich, dass ein Prediger, wenn er eine lange Reihe von Jahren hindurch, über die gewöhnlichen Perikopen gepredigt hat, und sofern er die Auszüge davon muss drucken lassen, eine und dieselbe Predigt, nach Verlauf einiger Jahre, nicht wieder halten darf, nicht je zuweilen auf eine sehr gezwungene Weise, neue Themata aus den Evangelien gleichsam herauspressen, oder die schon abgehandelten, auf eine etwas unnatürliche Weise, verändern sollte. Wer selbst Prediger ist, fühlt es ohne Zweifel mit Schmerzen, in welche Verlegenheit er hier zuweilen kommt. — Dieser Jahrgang Auszüge ist, im Ganzen genommen, sehr brauchbar. Der grössere Theil ist praktischen Inhalts, welcher auch, nach Rec. Urtheile, vor den dogmatisirenden Predigten des Vf. keinen unbedeutenden Vorzug hat. Was die dogmatischen Vorstellungen desselben anlangt, so gesteht Rec., dass er nicht immer seines Glaubens seyn kann. So wird z. B. S. 67. 98. der Begriff der *Erlösung von der Sünde* bloss auf den *Tod* Jesu eingeschränkt, indem Jesus durch Erduldung der Strafen die Menschen mit Gott versöhnt habe. Dies heisst aber die Sache nur einseitig betrachten, indem vornehmlich die Lehre Jesu und alles, was er that und litt, und in seiner Kirche veranstaltete, den Zweck hatte, die Menschen von der Herrschaft der Sünde und den nachtheiligen Folgen derselben zu befreyen, folglich der Tod desselben nie, abgesondert von jenem allem, als ein solches Errettungsmittel angesehen werden kann. Jedoch ist sehr zu loben, dass Hr. G. auch bey Erörterung *solcher* dogmatischen Sätze, die praktische Anwendung nie aus den Augen lässt, vielmehr sehr nachdrücklich einschärft, dass der Glaube an den Tod Jesu den Menschen im Guten nicht träge machen dürfe.

2) Der Hr. D. R. hatte es, nach Vollendung seiner (bekannten) Arbeit über die Sonn- und Festtagsepisteln nicht geglaubt, dass er zum Zweytenmale mit einer ähnlichen auftreten würde, indem es an Hülfsmitteln über die evangelischen Perikopen nicht fehle. Dessen ungeachtet hat er sich, in Verbindung mit mehrern Mitarbeitern, insbesondere mit dem Hn. Diaconus Bayer in Erlangen, dazu entschlossen. Er spricht darüber in der Vorrede sehr weitläuftig. Um dem Leser so kurz als möglich die Entstehungsgeschichte dieser Materialien mitzutheilen, dient zur Nachricht; dass der Verleger ein Seitenstück zu jenem foderte, und Hr. R. verstand sich dazu, weil, wie er glaubt, dergleichen Hülfsmittel immer noch ein Bedürfniss des Zeitalters sind, welches daraus zu ersehen sey, weil sie gekauft werden. Allein es giebt auch überflüssige und schädliche Bedürfnisse, die zu befriedigen, man sich nicht sogleich willig finden sollte. Hr. R. meynt zwar, es sey allemal besser, wenn gewisse Prediger aus zweckmässigen Materialien schöpften, als wenn sie ihre eigenen ganz schlechten Arbeiten auf die Kanzel brächten. Hierin mag er Recht haben; aber es ist doch eben so wenig zu leugnen, dass die weitläuftigen Noth- und Hülfssammlungen, in welchen man, wie hier, ausser einer kurzen Einleitung in jede Perikope, ausser der Uebersetzung, Paraphrase und Erläuterung derselben, vier bis sechs weitläuftige Entwürfe über jeden Text findet, die Trägheit vieler Prediger ungemein befördern müssen. Wenn z. B. ein Ehrenmann, der eine gewisse Antipathie gegen Arbeiten und Nachdenken empfindet, sich eine solche Materialiensammlung angeschafft hat, so mag nachher in der theologischen Welt vorgehen was da will, *impavidum ferient ruinae.* Er ist, was seine Kanzel anlangt, auf vier und mehrere Jahre geborgen! — Diese hier gelieferten Materialien sind, wenn einmal welche da seyn müssen, als brauchbar zu empfehlen. *Vier* Stücke werden einen Band ausmachen; und mit *fünf* Banden gedenkt Hr. R. das Ganze zu beendigen.

3) Diese Arbeiten sind von demselben Sammler, welcher schon Predigtentwürfe über die *Evangelia* in *Sturmischer* Manier herausgegeben hat. Ueber die Grundsätze, welche er hier befolgt hat, verweist er auf die Vorrede zum ersten Theile seines Repertoriums über die Evangelia. Rec. hat solche nicht gelesen; er ist aber auch nicht neugierig darnach. Sollen die Worte: in *Sturmischer Manier* einen Sinn haben, so müsste es dieser seyn: dass die hier gelieferten Arbeiten, in Absicht der logischen Ordnung der Gedanken, des Lichts und der Wärme in der Darstellung, der oratorischen Wendungen, der einzelnen Ausdrücke u. s. w. den *Sturmischen* so ähnlich als möglich wären. Aber sind denn etwan die musterhaften Arbeiten eines *Reinhard*, *Zollikofer*, *Löffler*, *Marezoll*, die neben mehrern hier im Auszuge mitgetheilt werden, dem oft weitschweifigen, wässerigen, affectirten *Sturm* ähnlich? Die eben genannten Männer, so wie mehrere in dieser Sammlung, würden sich eine solche Parallele unstreitig gar sehr verbitten. Diese Erinnerung ist dem Sammler schon bey seinen Entwürfen über die Evangelia, in irgend einer Recension gemacht worden, und er will auch nicht leugnen, dass der Rec. Recht habe; dessen ungeachtet meynt er, könne unter *Manier* dasjenige verstanden werden „was sich in der *Form* ähnlich ist.“ Ob er sich bey diesen Worten wohl selbst verstanden hat? Welche Form würde denn übrig bleiben, worinn z. B. *Zollikofer Sturmen* ähnlich wäre? Etwan darinn, dass man bey beiden ein Exordium, einen Hauptsatz, Theile, und eine Conclusion findet? Sonach hätte schon *Cicero* in *Sturmischer Manier* Reden gehalten. Die Kanzelredner, deren Werke hier compilirt wor-

den, sind, *Zollikofer*, *Löffler*, *Reinhard*, *Marezoll*, *Koppe*, *Ammon*, *Sintenis*, *Schulze*, *Sonntag*, *Schleussner*, *Tischer*, *Paldanus*, *Salzmann*, *Wagnitz*, *Petiscus*, *Veillodter* und — *Sander*. Prediger, mit deren Ungeschicklichkeit sich noch eine gewisse *vis inertiae* vereinigt, können diese Entwürfe allerdings mit Nutzen gebrauchen. Nur darf sich der Zuhörer an den Contrast nicht stossen, der in der Composition zwischen den hinzugesetzten Gedanken solcher Geistesarmen, und denen, der genannten Prediger nothwendiger Weise entstehen muss.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreussen, b. Korn d. ält.: *Sammlung einiger Reden, an christliche im Felde stehende Soldaten*, von *J. A. D. R.* 1796. 138 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. wünschte immer Feldprediger zu werden, wurde es aber nicht, sondern Lehrer einer Stadtgemeine in Schlesien. Jener Wunsch aber ist noch immer so lebhaft in ihm, dass er, um ihn einigermassen zu befriedigen, sich im Geiste in die Stelle eines Feldpredigers versetzte, sich die Armee in verschiedenen Lagen dachte, und so in müssigen Stunden diese Reden niederschrieb, die, wie er selbst sagt, nicht Muster seyn sollen, wohl aber manchem Feldprediger, der oft nicht Zeit genug habe, sich gehörig vorzubereiten, neue Gedanken zuführen möchten, auf die er vielleicht nicht gekommen wäre.

Man muss es dem Vf. lassen, dass er sich im Ganzen genommen, in die mancherley Situationen eines kriegerischen Heeres, und dessen herrschende Gemüthsstimmung, sehr gut zu versetzen wusste, einige Reden jedoch ausgenommen. Z. B. Rede III vor der ersten Schlacht zu halten:, worinn er den Gedanken an die leichte Möglichkeit, in dieser Schlacht den Tod zu finden, samt den Folgen in diesem Falle, mit so grellen Farben ausmahlt, dass sie durch die entgegengesetzten, ganz gewöhnlich ausgedruckten Trostgründe schwerlich ganz verwaschen werden möchten, zumal da er in dem gegenwärtigen Augenblicke der bald beginnenden Schlacht so viele Nahrung findet. Immerhin die Rede auf diesen Umstand gerichtet, aber ihn nur nicht selbst grade heraus gesagt. — Die *Texte* sind meistens gut gewählt, und alle aus dem A. T. entlehnt. Eine schöne Erscheinung, dass das N. T. an Texten der Art unfruchtbar ist! — Die *Ausführung* besteht darin, dass der Vf. den Text von Vers zu Vers erklärt, und auf die Zuhörer anwendet. Wir misbilligen diese Manier im Ganzen nicht, aber der Vf. hält sich meistens zu ängstlich an den Text. Daher stösst man auf viele Wiederholungen, und vermisst manches sachdienliche. Warum sollten nicht auch bestimmte Themata vor einem solchen Auditorio mit bündiger Gründlichkeit abgehandelt werden können? — Die *Schreibart* hat Wärme und Lebhaftigkeit, doch ist sie nicht ganz frey von undeutschen, unbestimmten und leicht zu misdeutenden, und nach dem Systeme schmeckenden Ausdrücken und Wendungen, z. B. S. 8. *wapnen*, S. 6. *rufte*, S. 23. *meine Geschwister*, S. 22. unser Herz *fühlt Empfindungen*. — S. 13. *Ihr werdet nicht allein als Preussen, sondern auch als Christen fechten, d. h. in eurem Berufe treu seyn* etc. — S. 16. *Gott verheisst allen denen Hülfe, die ihm durch Jacobs Saamen, durch Christum angehören*. Besonders hat sich der Vf. die Wendung: mit dem biblischen Schriftsteller *ausrufen*, den Zuhörern etwas *zurufen*, gar zu sehr angewöhnt. Sie kommt in jeder Rede wiederholt vor.

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

Leipzig, b. Feind: *Nomenclator botanicus*, omnes plantas ab illustr. Carolo a Linné descriptas aliisque Botanicis temporis recentioris detectas enumerans. Edit. III, curavit *Ern. Adolph. Raeuschel*, 1797. 414 S. 8. (Die erste Edit. erschien bereits 1782.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg*, b. Meyer: *Oratio inauguralis de origine, incrementis et fontibus juris publici territoriorum imperii romano-germanici communis*; nec non de utilitate, illud in academiis germanicis specialibus praelectionibus tradendi, habita a *Theodoro Conr.* *Hartleben*, J. U. D., Principis et Archiepiscopi Salisburg. Consiliario actuaii aulico etc. dum munus Professoris publici et ordinarii in universitate Salisburgensi suscipiebat. 1796. 30 S. 4. (5 gr.) — Neue Aufschlüsse darf man hier, nach dem Zweck dieser Gelegenheitsschrift, nicht suchen; aber gut und mit vieler Sachkenntniss ist das Bekannte zusammengestellt; auch zeichnen Schreibart und Darstellung den Aufsatz vortheilhaft aus. Zuerst giebt der Vf. eine kurze Nachricht von seiner literarischen Bildung; zeigt sodann die Quellen des deutschen Territorialstaatsrechts an; entwickelt, nebst Namhaftmachung der vorzüglichsten Schriftsteller, die wissenschaftliche Bearbeitung desselben, und geht endlich zu dem Beweise der Nothwendigkeit und Nützlichkeit, diesen Rechtstheil auf Universitäten in eigenen Vorlesungen zu lehren, über. — Aus dem Ganzen sieht man, dass der Vf. mit dem Geiste seiner Wissenschaft vertraut ist, und den Umfang derselben vollständig überblickt. Der Universität Salzburg gereicht es allerdings zu einem eigenthümlichen Vorzuge, dass auf ihr nunmehro ein eigener Lehrstuhl für das Territorialstaatsrecht und den Reichsgerichtsprocess errichtet, und dass solcher gleich anfangs mit einem so talentvollen jungen Manne, wie Hr. H., besetzt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. October 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Auswahl aus der Geschichte zu einem Lehrbuche für die mittlern Classen gelehrter Schulen*, von *H. M. A. Cramer.* 1797. 332 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Handbuchs fühlte, wie er sich in der Vorrede erklärt, das Bedürfniss eines historischen Leitfadens für Schüler der mittlern Klassen in gelehrten Schulen, eines Buchs, das dem Jünglinge nicht ein zu dürres und saftloses Skelett darstellte und ihm das interessante historische Studium verleiden könnte, und doch auf der andern Seite nicht durch einen zu grossen Reichthum an Sachen dem Lehrer die gute Auswahl und dem Lehrlinge die gehörige Uebersicht des Wichtigsten und Bemerkungswerthesten erschwerte. In der That konnte auch, ungeachtet wir itzt so manche zweckmässig abgefasste Compendien und Handbücher der Geschichte, theils zum Schulgebrauch, theils zum Selbstunterricht haben, ein solches Buch, das in fruchtbarer Kürze den zum weitläuftigern Geschichtscursus vorzubereitenden Jüngling durch das ganze Gebiet der Geschichte führt, und einem auf wenige wöchentliche Stunden des öffentlichen Unterrichts in dieser Wissenschaft beschränkten Lehrplane angemessen ist, vielen Lehrern und Schülern sehr erwünscht seyn, und Rec. zweifelt auch keinesweges, dass das gegenwärtige zu dieser Absicht mit Nutzen gebraucht werden könne, da es einen ziemlichen Vorrath von Sachen nach einer meist guten Auswahl enthält. Nur Folgendes scheint mit Recht an demselben gerügt werden zu müssen. Der Vf. wollte die zu compendiarische Form vermeiden, und grade in dem ersten Hauptabschnitte, der die alte Geschichte bis zur Geburt Christi umfasst, ist er selbst har mehr als zu aphoristisch. Er enthält nur 44 Seiten; mehr sey, glaubt der Vf., für Schüler, wie er sie sich denkt, aus diesem Theile der Geschichte nicht nöthig. Aber er scheint nicht erwogen zu haben, dass er für Jünglinge einer *gelehrten* Schule, die schon mehrere Jahre mit der Lesung griechischer und römischer Klassiker beschäftigt worden, sein Buch bestimmte; für diese ist eine grössere Ausführlichkeit in der alten Geschichte überhaupt, besonders in den beiden Haupttheilen derselben, der griechischen und römischen, durchaus erfoderlich, wenn sie mit einigem Interesse und richtiger Sachkenntniss ihre Autoren lesen sollen. Der junge Leser findet nichts von *Miltiades*, *Themistocles*, *Aristides*, *Pericles*, *Agesilaus* und *Epaminondas*, nichts von *Camillus*, *Hannibal*, *Scipio*, den *Gracchen*, *Sylla*, *Cato* und *Brutus* erwähnt, da doch von einigen andern, zum Theil minder wichtigen Männern beider Nationen nicht nur die Namen genannt, sondern selbst einzelne Anekdoten ziemlich ausführlich erzählt werden; ja auch selbst des Stifters einer 200 Jahre lang dauernden grossen Monarchie, des *Cyrus* ist nur ganz beyläufig in der Geschichte des *jüdischen* Volks gedacht, auch der Aegyptier nicht weiter, als bey der ersten Gründung ihres Reichs. Will der Vf. sich damit entschuldigen, er habe auf einen in einem Jahre zu vollendenden Cursus des historischen Unterrichts Rücksicht genommen, so lässt sich darauf antworten, dass der Lectionsplan offenbar fehlerhaft ist, nach welchem in der zweyten Klasse einer gelehrten Schule von oben an gerechnet, in zwey wöchentlichen Stunden die ganze Geschichte vorgetragen werden soll, oder dass, wenn das einmal nicht abzuändern wäre, dann lieber der neuern Geschichte, ohne zu nachtheilige Beschränkung ihres Gebiets, etwas abgenommen werden müsse, um für die alte etwas mehr Raum zu gewinnen. Die Begrenzung der alten Geschichte mit der Geburt *Christi* hat zwar die Auctorität eines beliebten historischen Schulbuchs für sich, aber sonst kann es dem Vf. nicht unbekannt seyn, dass unsre Historiker aus wichtigen Gründen lieber die alte Geschichte bis zum gänzlichen Untergange des occidentalischen römischen Reichs und bis zur Gründung eines neuen politischen Systems in Europa durch die sogenannte Völkerwanderung fortführen. Warum übrigens in der alten Geschichte die Eintheilung nach vier Jahrtausenden gewählt ist, die doch in der That viel Unbequemes hat, darüber hat sich der Vf. nicht erklärt; offenbar hat die Festsetzung gewisser Hauptepochen, die durch denkwürdige Revolutionen und grosse bey demselben mitwirkende Männer bestimmt werden, sowohl zur bessern Erlernung der Chronologie, als des Synchronismus den Vorzug, und ist darum auch in den meisten Lehrbüchern angenommen. In der neuen Geschichte hat sogar der Vf. mit jedem Jahrhundert einen neuen Abschnitt, in der Summe also nicht weniger als 18 Abschnitte, nach der alten *Zopfischen* Manier, gemacht; Rec., der selbst seit mehrern Jahren Jünglingen die Geschichte vorgetragen hat, gesteht gern, dass er nicht begreifen könne, wie bey einer solchen Methode die Verwirrung zu vermeiden sey. Schon bey der Eintheilung in Hauptepochen, von welchen jede mehrere Jahrhunderte umfasst, fühlt der Lehrer oft das Lästige der Zerstückelung der Geschichte, indessen kann er sich doch da auf manche Art helfen, wenn sonst die Epochen nur gut gewählt und nicht zu gehäuft sind;

sind; aber bey 18 Abschnitten muss sich der junge Mensch offenbar in dem weiten Chaos der Geschichte verlieren. Der Vf. scheint es auch selbst gefühlt zu haben, wie unbequem seine Methode ist; denn er musste sich nicht allein oft wiederholen, sondern auch bisweilen ganze Stücke der Particulärgeschichte an einem fremden Orte einschalten, anticipiren, oder auch nachtragen, wodurch die Unordnung nur noch grösser geworden ist. Dass in der Geschichte des 18ten Jahrhunderts in den die Fortschritte der Cultur und Aufklärung betreffenden Nachrichten theils Facultätsgelehrte, theils noch lebende, gar nicht genannt worden, ist sonderbar, und noch sonderbarer scheint es, dass der Vf. in der Vorrede erklärt, er habe dazu seine Gründe, die er aber verschweigt; glaubt er etwa, dass seine Leser ihm für diese Grille, durch welche dieser Abschnitt der Geschichte eine Lücke bekam, danken werden? An der Richtigkeit seiner Erzählungen zweifelt der Vf. nicht; auch will Rec. ihm im Ganzen dies Verdienst nicht streitig machen, indessen sind ihm beym flüchtigen Lesen nur folgende Irrthümer aufgestossen. S. 29 wird *Aegypten* zu Asien gerechnet; das ist wenigstens gegen die gewöhnlich in der Geographie und Geschichte angenommene Meynung. S. 25 werden noch drey Triumvirate erwähnt; es ist erwiesen, dass diese Benennung nicht bey den drey grossen Bürgerkriegen ohne Unterschied gebraucht werden könne. — S. 49 heisst es: das *mittägliche* Afrika (soll heissen das mitternächtliche) gehörte zum Reiche des Augustus. — S. 53. *Drusus drang bis an die Elbe vor ins heutige Sachsen;* wer sollte nach diesem auf derselben Seite noch einmal gebrauchten Ausdruck den römischen Feldherrn nicht in den Elbgegenden des heutigen *Meissnischen* oder *Churkreises* suchen? Bekanntlich drang *Drusus* nur bis an die Ufer der Elbe im heutigen niedersächsischen Kreise. Nach S. 78 soll der untere Theil von Italien die *Lombardey* seyn. S. 116 wird von *Conrad von Hohenstaufen* gesagt: er war Herzog von *Franken* und *also* ein schwäbischer Prinz. S. 157 ist der *schmalkaldische* Krieg in seiner letzten Periode ganz unvollständig erzählt. S. 255 da sich *gegen* 1756 *Oesterreich mit Russland, Frankreich, Schweden und den meisten Reichsfürsten verbunden hatte, Schlesien wieder zu erobern;* die Angabe ist darum nicht ganz richtig, weil diese Verbindung grösstentheils, besonders der Beytritt des deutschen Reichs zu derselben, erst ins Jahr 1757 gehört, nach der schon erfolgten Besitznehmung Sachsens durch die Preussen, welcher Schritt als ein Bruch des Landfriedens betrachtet wurde. Nach S. 259 soll August der 2te erst, nachdem er die polnische Krone erlangt hatte, katholisch geworden seyn. S. 268 heisst es von dem neusten Kriege: *Preussen, Oesterreich und die sämmtlichen übrigen deutschen Reichsfürsten* ergriffen 1792 die Waffen gegen Frankreich. Die Veranlassung zu diesem Kriege ist mangelhaft erzählt, da, wie bekannt, die Beeinträchtigung mancher Rechte einiger deutschen Fürsten durch die französische Revolution nicht die einzige Ursach der Verbindung der Mächte war, und das deutsche Reich nahm auch nicht sogleich vom Anfange daran Antheil, sondern erst im folgenden Jahre. — Dem Ganzen ist nach der in dem Buche angenommenen Eintheilung eine chronologische Tabelle beygefügt, die allerdings den nützlichen Gebrauch desselben befördern kann.

Regensburg u. Maynz (eigentlich Wien, b. Frister): *Geschichte des militärischen Marie Theresie Ordens seit desselben Stiftung.* Nebst einem Anhange. 1796. 226 S. 8. Anhang von den vorzüglichsten in den k. k. Erbstaaten florirenden Ritter-Orden. 84 S. (Auf Schreibpapier mit illuminirten Kupfern 2 Fl. 15 Kr. auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern 1 Fl. 24 Kr.)

Ein guter Beytrag zur österreichischen Statistik, der noch im December 1795 geschrieben ist, und bis zu jener Epoche das meiste Wissenswürdige von dem Marie Theresienorden und zugleich eine nicht verwerfliche Uebersicht der Kriegsbegebenheiten seit 1758—1795 enthält. Dem Vernehmen nach soll der Hofkriegsrath in Wien bey ähnlichen Büchern, um das *Permittitur* zu ertheilen, die Beysetzung eines ausländischen Druckorts von der k. k. Büchercensur fodern: warum? dies wissen wir nicht: besonders da, wie der Vorredner dieses Buchs bemerkt, dasselbe ein öffentliches Ehrendenkmal österreichischer Tapferkeit seyn soll. Eben so wenig wissen wir, warum diese militärische Hofstelle gewisse Actenstücke geheim hält, die ihrer Natur nach nicht geheim bleiben können, z. B. Generals-, Generalmajors-, Feldmarschallsinstructionen, welche nach der Hand im deutschen Reiche gedruckt worden sind: eigentlich aber zur öffentlichen Censur der Taktik und Dienstverständigen vorliegen, und jedem mindern Officier bekannt seyn sollten, um sich daraus schon vorläufig mit den Obliegenheiten und Kenntnissen höherer Dienstgrade vertraut zu machen.

Was die Statuten des M. T. Ordens selbst betrifft, so sehen wir darinn mit einigem Bedauern: dass die den Geist beugende Bedingung des Bittens, Bettelns und Anrühmens eigner Verdienste, auch Bewährung derselben durch Zeugnisse, die sich so leicht erschleichen lassen, eine Bedingung, die in keiner gutgeordneten Monarchie, wo der Regent mit eigenen Augen sieht, nicht einmal bey Civilämtern, vielweniger im militärischen Fache Platz greifen sollte, laut S. 9 u. 189 in diese Statuten sich eingeschlichen habe. Welch eine glänzende ermunternde Epoche war nicht jene für das österreichische Heer, wo Kaiser Joseph II fast alles selbst sehend, oder sein Vertrauen würdigen Oberbefehlshabern schenkend, jedes seiner Natur nach bescheidene ausgezeichnete Verdienst bemerkte und belohnte, oder bemerken und belohnen liess! Welchem Nepotismus und Privatcabalen eröffnet hingegen die eingeführte Cooptationsmethode und der entscheidende Einfluss des präsidirenden Grosskreuzritters beym Ordenskapitel das Feld! Darum sieht man denn auch in den ältern Beförderungstabellen meistens Grafen und Freyherrn mit diesem Kreuze beehrt.

Eine

Eine charakteristische, und dem jetzigen Monarchen zur Ehre gereichende Stelle aus dem Briefe Laudons an den Kaiser Joseph II verdient (aus S. 66) nach obigen Betrachtungen einen Platz: „Ich weiss, dass die Erzherzoge von Oesterreich *Feldherrn von Geburt, tapfere von Geburt und von Geburt Grosskreuze des militärischen Ordens sind.* — Ich darf aber E. M. allerunterthänigst bitten, Seiner K. Hoheit dieses Ehrenzeichen nicht im Geringsten als ein Vorrecht Ihrer Geburt, sondern als eine verdiente Belohnung Ihrer Tapferkeit zu geben, weil ich Eure Majestät versichern und betheuern kann, dass Seine K. Hoheit nicht bloss die Tapferkeit, zu der Ihre Geburt sie verpflichtet, bewiesen, sondern Gefahren gesucht, sie mit immer heiterem und fröhlichen Gesichte bestanden, den Soldaten durch Beyspiele und Worte ermuntert, und dadurch für Eurer Majestät Dienst viel Gutes gewirkt habe." —

Bey der Umhängung des Ordensbandes sind durch die Ordensstatuten gewisse Förmlichkeiten und sogar gewisse Worte, also ein ewiges Einerley vorgeschrieben! Diess giebt uns Anlass, die schon oft gemachte Bemerkung zu äussern, dass man doch wirklich in manchen monarchischen Regierungen zu wenig die Kunst versteht, durch neue Formen und anziehende äussere Schauspiele auf die durch die einförmige spanische Hofetiquette abgestumpfte Sinnlichkeit des Publicums zu wirken, und durch feyerliche Publicität gewisser Regierungsanstalten den Handlungen des Monarchen den Stempel des allgemeinen Volksbeyfalls aufzuprägen, so dass jeder die grosse edle Handlung des Monarchen gleichsam zu der seinigen mache, und dass das Verdienst glaube, seine Belohnung nicht aus der Hand des Monarchen allein, sondern selbst *aus der* öffentlichen Meynung zu erhalten. Uebrigens werden in einem bey eben diesem Verleger (Frister) jährlich erscheinenden Militäralmanach die folgenden Beförderungen nach dem Dec. 1795. angezeigt.

Aus dem Pillnitzer Vertrage werden S. 73 im Verfolg der Kriegsgeschichte folgende Worte angeführt: „Es gestatten Sr. (K. Preussischen) Majestät, weder die Verbindungen, worinn Preussen mit Oesterreich stehe, noch das verletzte Eigenthum mehrerer Stände des Reichs, noch die gemeine *Sache der Kronen, der Religion und des Glückes der Menschheit*, bey diesem von den Franzosen dem Kaiser angekündigten Krieg ohne thätige Theilnahme zu bleiben." — Diese Bruchstücke machen den Geschichtsforscher und den Staatskundigen nur noch begieriger nach den vollständigen Acten dieses Vertrags, welcher in der europäischen Geschichte eine Epoche von Veränderungen macht, deren Anfang schon so viele Millionen ins Elend gestürzt hat, und deren Ausgang sich nach Analogie der griechischen Geschichte wohl vermuthen, aber von Niemanden berechnen noch bestimmen, noch viel weniger mit Erfolg aufhalten, leiten und abwehren lässt.

Halberstadt, in der Grossischen Buchh.: *Edle Züge der Neufranken, besonders für diejenigen gesammlet, welche diesem Volke nie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ohne Rücksicht auf Politik.* 1797. 115 u. XXVI S. 8. (10 gr.)

An dem Daseyn solcher Züge, wie die vorliegende Sammlung zum Theil enthält, hat wohl noch niemand unter uns gezweifelt, vielleicht nicht einmal die Einwohner von Neustadt oder Cussel. Ob es aber wirklich solche Leute unter uns gegeben habe, oder noch gebe, die dem französischen Volke nie Gerechtigkeit — wohl zu merken! Gerechtigkeit — hätten widerfahren lassen oder widerfahren liessen: *daran* möchte Rec. sehr gern zweifeln, weil es ihm nahe geht, unserer Nation gerade einen ihrer anerkanntesten Vorzüge, die Eigenschaft, gegen andere Nationen, selbst gegen Feinde, in einem hohen Grade gerecht zu seyn, streitig gemacht zu sehen. Gesetzt aber auch, es hätte dergleichen Leute unter uns gegeben, oder es gäbe ihrer noch, so würde Rec. ferner zweifeln, ob sie wohl die vorzügliche Rücksicht, die hier auf sie genommen worden ist, verdienen möchten, und, wenn sie doch derselben würdig wären, ob sie wohl durch eine solche Sammlung, wie die vorliegende ist, bekehrt werden dürften. Läge auch dabey wirklich ein bestimmter Begriff von *edel* zum Grunde, und wären nach diesem Begriffe die verschiedenen Züge mit gehöriger Strenge ausgewählt (*jene* Bestimmung aber ist in dem wortreichen „*Prologus galeatus*" ganz vergessen, und von einer *solchen* Auswahl zeugt die Sammlung eben nicht): so würden doch die Gegner, die dadurch beschämt werden sollen, noch immer den unwiderleglichen Einwurf für sich behalten, dass der Schluss von *einigen einzelnen* Fällen auf eine *Allgemeinheit* durchaus fehlerhaft, durchaus unbeweisend sey. Soll aber die französische Nation im Ganzen gemeynt seyn, (in der *Vorrede* sowohl, als in den Einleitungen und Zusätzen zu den verschiedenen Bruchstücken der Sammlung, ist Beides vermischt und verwechselt): so kömmt es dabey auf Umstände an, von welchen weiter unten noch ein Wort folgen wird. Ausserdem ist es auch (dem Rec. wenigstens) nicht deutlich, was der Zusatz auf dem Titel: „*ohne Rücksicht auf Politik*" — für einen Sinn haben möge. Fast auf jeder Seite des Buchs kömmt etwas von den Verhältnissen zwischen den Neufranken und andern Nationen, insonderheit der unsrigen, vor: und dabey soll keine „*Rücksicht auf Politik*" eintreten? — Bey diesen ziemlich verschiedenen Ansichten der Dinge müsste Rec., um sich mit dem Redacteur dieser Sammlung nur einigermassen zu verständigen, eine weitläuftige — um das Gleichniss beyzubehalten — geharnischte Recension schreiben; dazu aber fühlt er keine Neigung. Ohne also das Raisonnement, dessen Schwäche — meistens eine Folge der erwähnten unlogischen Schlussart — sogleich in die Augen fällt, zu berühren, begnügt er sich in Absicht auf einige von dem Herausgeber in seiner *Vorrede* angeführte Thatsachen, mit Vorlegung einiger Zweifel und Fragen, deren Beantwortung, wenn anders jene Thatsachen wirklich so *neu* oder so *problematisch* sind, als sie dem Rec. vorkommen, für die historische Wahrheit

zu wünschen seyn dürfte. Woher, unter andern, die Data zu der Vermuthung (S. X), die aber beynahe den Ton von Behauptung anzunehmen scheint: „dass die „mehresten Ausschweifungen der Jourdanschen Armee „auf Rechnung des *trägen* (?), nachsichtigen und un- „*thätigen* (?) Chefs, (der doch das bekannte Decret für sich hatte und nunmehr in einem der gesetzgebenden Räthe sitzt,) „kommen dürfte?" In wie fern fällt „ein Theil der Schuld auf einige (*nur* auf *einige?*) „Unterbefehlshaber und Commissarien, die theils durch „ihr Beyspiel, theils durch fehlerhafte Verwaltung „ihrer Pflichten, (wie schonend!) Mangel, Unord- „nung und Indisciplin (nur das?) veranlasst haben?" — „Woher der Beweis, dass die gerügten Verbrechen „*nur* beym *Rückzuge* begangen worden, wo *wehrlose*, „fliehende Haufen *meuchlings* angefallen und getödtet „worden," wie S. XI behauptet wird? — Woher (ebendas.) die Veranlassung zu dem unanständigen „Zweifel an der „*Aufführung des andern Geschlechts* „*in Deutschland?*" — Woher ferner der Beweis der Versicherung S. XIII., dass *jetzt* die französische Nation die Verbrechen ihrer Mitbürger streng untersuche und ahnde? Woher dieser Beweis, über welchen besonders, nicht bloss eine Versicherung im *Allgemeinen*, sondern *genaue Nachweisung* hätte gegeben werden sollen. — Woher endlich der Beweis der Behauptung S. XIX: dass die französische Nation ein Volk sey, „welche die Tugenden *jeder* Nation ehre „und besonders der *deutschen* Nation *mehr als einmal* „den Tribut der verdienten *Ehrfurcht* entrichtet ha- „be?" (Tribut der verdienten *Ehrfurcht!* Wo? wenn? wie wäre *das* geschehen? Der *Deutsche* wird nur *Gerechtigkeit* wünschen.) Doch genug der Zweifel und Fragen, die nur zu leicht in den Ton eines *Epilogus galeatus*, den nun einmal Rec. nicht anstimmen mag, übergehen könnten! Achtungswerth bleibt immer die Absicht, wirklich edlen Zügen der Neufranken ein wohlverdientes Denkmal zu setzen, wenn gleich die Ausführung eine Tendenz genommen hat, die kein Deutscher billigen und vielleicht auch kein Weltbürger gut heissen kann.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten.* Zweyter Theil. 1796. 128 S. 8.

Auf den ersten fünf Bogen scheint es zwar, als wenn der Vf. seinem Titel getreuer werden, und sich aller *Abentheuerlichkeiten* enthalten wolle; aber sodann erscheint auf einmal ein Unbekannter, der in einer sehr romantischen Situation seinen besten Freund im Duell erstochen zu haben vorgiebt, und der am Ende dieses Theils, wo er plötzlich wieder verschwindet, durch falsche Münze, die er gegen gute eingewechselt, den Mann, der ihm eine Freystätte vergönnt hatte, in Verdacht und Verdruss bringt. Da der Leser den Schlüssel zu dem allen erst im folgenden *dritten* Theil erhalten soll, so wird dieses *Abentheuer* dadurch doppelt mystisch. Alles, was in diesem Theile *unabentheuerlich* ist, die Empfindeleyen, die Satiren und die Charakterzeichnungen sind so matt gerathen, und mit so vieler Geschwätzigkeit vorgetragen, dass der Vf. sich das Prognosticon ganz richtig gestellt hat, wenn er in der Einleitung sagt, dieser Theil werde noch weniger gefallen, als der erste.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

BREMEN, b. Wilmans: *Heinrich*, eine Geschichte aus dem Englischen des Herrn *Cumberland*. 4ter B. 1797. 446 S. 8. m. 1 Kupf. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 166.)

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der schöne Geist oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften.* VI Heft. 1797. 78 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. No. 235.)

STUTTGARDT, b. Metzler: *Schwäbische Provinzialblätter über Armenversorgung und Armenerziehung.* 2tes Heft. 1797. 128 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 309.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Gera*, b. Rothe: *Gewinn durch Verlust*, ein Lustspiel in drey Akten von *Friedr. Piper.* 1796. 112 S. 8. (8 gr.) Unter dem Titel: *Verlust durch Gewinn, und Gewinn durch Verlust* erschien dieses Stück zuerst 1795 in der *Olla Potrida*, und ward, gleich andern Dramen dieses Journals, auch einzeln verkauft. Hier findet man es umgearbeitet und verändert; die vornehmste Veränderung aber, dass nämlich aus *einem* Aufzuge *drey* gemacht worden, ist dem Stücke keinesweges vortheilhaft, indem der Mangel an Handlung bey der grössern Ausdehnung nur noch fühlbarer wird. Die komischen Charaktere der adelichen Familie, die ihrer Armuth durch eine doppelte Verbindung mit einem reichen bürgerlichen Hause aufhelfen will, so wie die Rolle des naiven Fräuleins, das, frey von Vorurtheilen der Geburt und des Rangs, nur ihr Herz zu Rathe zieht; sind dem Vf. besser gelungen, als die Schilderung der bürgerlichen Liebenden, deren Rollen viel langweiliges Geschwätz enthalten. Die Fiction von dem herabgesunkenen Reichthum des Mannes, auf dessen Geld der Adel Jagd macht, ist gar zu abgedroschen, und das Herausstürzen des Liebhabers aus dem Kabinet in der letzten Scene zu sehr Theaterstreich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. October 1797.

PHILOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Handbuch der Englischen Sprache*, in welchem die *Worte nach der Verschiedenheit des Vocallauts und der Sylbenzahl, zufolge des von William Smith entworfenen Abrisses geordnet, die von Johnson gelieferten Bedeutungen deutsch und französisch aufgeführt, und die Bemerkungen der vorzüglichsten Orthoepisten (eines Walker, Sheridan, Nares, Kenrick, Lowth u. s. w.) über Aussprache und andere wichtige Punkte der Grammatik beygebracht* sind, von *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. abendländischer Sprachen auf der Julius-Carls Universität. 1797.

Dieses Werk, ob es schon in seiner Art besser ist, als viele andre, ist doch wieder eins von denen, dergleichen wir seit einigen Jahren mehrere erhalten haben, und welche mehr oder weniger dahin abzwecken, den Deutschen in der Aussprache des Englischen zu verwirren, oder geradezu irre zu führen. Es ist ein Unglück, dass die mehresten dieser Schriftsteller entweder gar nicht, oder nur kurze Zeit in England waren, oder die Sprache von irgend einem Eingebornen lernten, der aus dieser oder jener Grafschaft herstammte und sich nie ganz von seiner Provinzialaussprache losgemacht hatte, oder wohl auch gar von Schotten oder Irländern, die nie in der englischen Aussprache ganz einheimisch geworden waren. Diese Schriftsteller nahmen nachher die Werke eines *Nares*, *Sheridan*, *Walker* und anderer Orthoepisten zu Hülfe, in denen die Zeichen, welche die Aussprache bestimmen sollen, manchmal nicht genugsam festgesetzt sind, oder welche der Deutsche missversteht, weil er den englischen Vocalen den nämlichen Ton giebt, den die ihnen entsprechenden deutschen haben. Sie wählten gewisse deutsche Buchstaben, durch die sie gewisse englische Töne auszudrücken gedachten, wodurch sie aber ihre deutschen Landesleute theils verwirrten, theils ganz irre führten. Es ist Zeit, dass es jemand auf sich nimmt, dem Unwesen zu widerstehen und laut dagegen zu reden.

Die englischen Vocalen haben in den mehresten Zusammensetzungen nicht die Töne, die die unsrigen haben, sondern gewisse Zwischentöne, z. E. das *a* zwischen *a* und *o*, das *e* zwischen *e* und *i*, das *o* zwischen *a* und *o*, das *u* zwischen *o* und *u*, Mitteltöne, welche wir in unserer Sprache nicht haben, und die sich also durch keine Buchstaben unseres Alphabets ausdrücken lassen; denn wie könnte man Töne in einer Sprache ausdrücken, die in dieser Sprache nicht existiren? Was ist also zu thun? Die Antwort ist höchst einfach: *So oft ein Vocal in einem englischen Worte vorkommt, der einen Ton hat, der in unserer Sprache nicht existirt, so schreibe man ihn ja nicht durch einen andern Vocal* (er müsste denn dem andern Vocale wirklich näher kommen, wie z. E. *bot* für *but*,); *sondern behalte im Deutschen den nämlichen, der sich im englischen Worte findet.* Diese Regel wird, mit einigen Ausnahmen, ziemlich sicher führen. Das englische *o* klingt freylich selten ganz wie das deutsche; es ist etwas schärfer, aber es kommt doch keinem unserer Vocalen so nahe als unserm *o*, und durch dieses und nicht durch ein *a* muss es ausgedrückt werden. Der Vf. aber ist durchaus in den nämlichen Fehler gefallen, der im Eberschen Wörterbuche und in so vielen Grammatiken und Werken über die englische Aussprache sich findet. Von ihm also lernt der Schüler *Yahrk* statt York sagen (S. 7), *Stahrk* statt Stork, *Lahrd* statt Lord, *Fahrk* statt Fork, *Kahrk* statt Cork u. s. w. durch das ganze Werk hindurch. Diese Aussprache ist nicht nur ganz falsch, sondern klingt affectirt und geckenhaft, ist einem englischen Ohre äusserst zuwider und bisweilen ganz unverständlich. So klingt z. E. das Wort *Lahrd* weit mehr wie lard (Speck) als wie Lord. *Wer also das o in allen diesen Fällen nicht wie ein Engländer aussprechen kann, der spreche es gerade zu wie ein deutsches* o aus, und er kommt nicht nur der Wahrheit weit näher, als wenn er *a* sagt, sondern er kann auch versichert seyn, dass der Engländer ihn allemal verstehen wird. Er wird sagen: dies ist ein Ausländer, er spricht das *o* nicht aus wie wir; aber er wird ihn nicht für einen Gecken halten, ihm wird nicht vor dieser Aussprache eckeln.

Eben so ist es mit dem englischen w. Es klingt freylich anders als unser deutsches w, ist aber durch keinen andern Buchstaben zu schreiben. Der Vf. setzt dafür ein deutsches u oder hu, welches nicht nur die Aussprache des englischen w ganz verfehlt, sondern auch den Deutschen geradezu irre führt und ganz unverständlich macht. Denn nach der Art, wie der Vf. durch sein ganzes Werk hindurch schreibt, wird der Deutsche nicht *wart* lesen sondern *u-ahrt*, nicht *quart* sondern *ku-ahrt*, nicht *dwarf* sondern *du-ahrf*, nicht *wheel* sondern *hu-ihl* etc. Der Vf. macht freylich den Queerstrich nicht; aber der Deutsche ist nun einmal gewohnt sein *u* so zu lesen: und für Deutsche schreibt doch der Vf. Er mache nur den Versuch, wie Rec. ihn sehr oft gemacht hat, und gebe solche Wörter Leuten zu lesen, die nicht Englisch verstehen, und er wird finden, dass sie durchaus lesen, wie Recensent oben schrieb.

Eben so ist es mit dem langen, geschleiften englischen a, das der Vf. durch ä übersetzt, (zweyte Abth. p. 12. ff.) wo noch über dieses Wörter unter der nämlichen Regel vorkommen, die nicht zusammen gehören. Wer das englische a in *bar*, *far*, *mar*, *par* etc. nicht aussprechen kann, der sage getrost *bahr*, *fahr*, *mahr*, *pahr*, und jedermann wird ihn verstehen und wissen, dass er *Riegel*, *entfernt*, *beschädigen* und *Gleichheit* ausdrücken will; liest er aber nach des Vf. Anweisung *bähr*, *fähr*, *mähr* und *pähr*, so wird man folgende Wörter verstehen: *nackt* oder *abgetragen*, *Messe* oder *Jahrmarkt*, *Stutte* und ein *Paar*. Und so ist fast alles falsch bis S. 16. Dabey begeht er noch den Fehler, dass er in mehrere Wörter ein *h* setzt, deren Aussprache gar nicht gedehnt ist, als in *plähnt*, *slähnt*, *grähnt*, *tschähnt*, *hähnt*, *mähsst*, *lähsst*, *ähss* u. s. w. bis S. 23. Alle diese Wörter haben kein gedehntes *a*, gehören auch überhaupt nicht unter diese Regel; denn hier läst sich wirklich das englische *a*, durch ein deutsches ä schreiben, man lese also *plännt*, *slännt*, *gränt*, *tschännt*, *hännt*, *mäst*, *läst*, *äss*.

Die Regel S. 25. ist so abgefasst, dass ein unenglischer Leser gewiss dadurch irre wird. Er vergleicht den Ton des dritten Vocallautes mit den französischen *veine* und *air*, wenn nämlich diese, setzt er hinzu, nicht auf eine ungeschickte Art ausgesprochen werden. Aber der Vocal in diesen beiden Wörtern, so wie Rec. zu Paris und sonst überall sie gehört hat, klingen gerade so, wie der englische Vocallaut hier *nicht* klingen muss; denn er klingt wie im hochdeutschen die erste Sylbe in *leben*, *geben* etc.; der englische Vocallaut aber muss wie das französische *é fermé* klingen, oder wie die erste Sylbe im hochdeutschen in *gehen*, *stehen*, *wehen*, *drehen* etc. nicht aber wie in *geben*, *nehmen*, *leben* etc. Nach dieser Berichtigung passen alle angegebene Wörter bis S. 49. unter die Regel. Vielleicht meynte der Vf. das nämliche als der Rec., nur dass er sich unrecht in der Regel ausdrückte; Rec. aber ist mit Fleiss umständlich über diesen Punkt gewesen, weil er bemerkt hat, dass Ausländer, wenn sie englisch reden, gerade darin am meisten verstossen. In allen Wörtern also, die von S. 25 bis 49. stehen, muss das englische a, ai, ay und eh wie das französische accentuirte é oder é fermé, oder wie das hochdeutsche e in *gehen*, *stehen* etc. ausgesprochen werden, und nicht wie das hochdeutsche e in *leben*, *geben*, *weben* etc. welches letztere eine höchst verwerfliche Aussprache ist, ob schon ein grosser Theil der Einwohner der Grafschaften York, Chester, Lancaster etc. sie hat.

Ueber die vierte und fünfte Abtheilung ist nichts zu erinnern, als dass sich über die Aussprache einiger wenigen Wörter streiten liesse. So würden wir z. E. *course* (S. 88.) nicht *kohrss* sondern *korrss*: *source* nicht *sohrss* sondern *sorrss*; *sport* nicht *spohrt* sondern *sporrt*, und S. 94. *bronse* nicht *brohns* sondern *brons* sprechen lehren.

In der 6ten Abth. S. 99. spreche man *book* (buck) mit Nares und nicht *buhk*. Eben so S. 100. *took*, *tuck* und nicht *tuhk*, *brook*, *bruck* und nicht *bruhk*. Aber das Verbum *to brook* ist lang *bruhk*. So auch *cook kuck*, nicht *kuhk*. S. 101. *wohm* ist mehr kurz als lang auszusprechen. S. 103. *soup* spreche man *süp* aus und nicht *suhp*; *croup*, *krup* und nicht *kruhp*; *group*, *grup* und nicht *gruhp*; *troop*, *trup* und nicht *truhp*. Wir wissen wohl, dass der Vf. für alle diese Wörter seine Autorität hat; aber man muss dem besten und allgemeinen Sprachgebrauche folgen, und nicht den Eigenthümlichkeiten dieses oder jenes Orthoepisten.

Durch die ganze 7te Abth. hindurch schreibt denn der Vf. das kurze, gezwickte englische *o* durch ein deutsches *a*, welches, wie schon erinnert, eine ganz falsche Aussprache giebt. Englische Orthoepisten konnten freylich ihr o durch ein a ausdrücken; aber man überlegt nicht, dass dieses englische a ganz anders als unser deutsches klingt.

Die Aussprache aller S. 148 und 149. angeführten Wörter in *ash*, würden wohl besser durch *äsch* als durch *assch* geschrieben; folglich *ash*, *äsch*, *cash*, *käsch*, *gash*, *gäsch* etc. Eben so mit *badge* S. 153: welches wir lieber durch *bädsch* bezeichnen würden. Und so abermals mit den 8 ersten Wörtern der 159. S. wo wir *kedsch* etc. zu sprechen empfehlen würden. Eben so S. 167. In *herb* S. 170. thut man am besten das h wegzulassen, weil man nicht nur die sogenannten Orthoepisten, sondern auch den Sprachgebrauch der besten Gesellschaft für sich hat. Was S. 170 und 171 über die Wörter, *gird*, *kirk*, *irk*, *virgin*, *bird* und *fierce* gesagt wird, kommt immer wieder darauf heraus, dass gewisse Töne nicht geschrieben werden können, sondern durch das Ohr gelernt werden müssen. Die englischen Orthoepisten selbst sind bisweilen bloss darum mit einander uneinig, dass sie verschiedene Zeichen wählen, über die sie sich nicht genug verstehen. So viel ist gewiss, dass dass *i* in *gird*, *kirk*, *irk* nicht ganz so klingt, wie das *e* in *herb*, *kerb*, *verb*, ob schon alle diese Wörter unter die nämliche Regel gebracht sind. Eben so ist es mit den folgenden Wörtern *earl*, *pearl* etc. wo der Vocal doch anders klingt als in *whirl*, *dirge*, ob sich schon der Unterschied des Tones nicht schreiben läst; doch würden wir die letztern lieber durch i anzeigen. Hierher gehören noch mehrere andere Wörter, die bis S. 185. vorkommen, und wo der Vocal ein i ist. S. 197. Auf den englischen Universitäten giebt es keine andern *inns*, als was wir Wirthshäuser nennen. Zu London heissen gewisse Gebäude *inns*, die Gesellschaften von Rechtsgelehrten gehören.

In der IV. Abth. S. 218. ist das deutsche o sehr richtig für das englische u gebraucht, weil es wirklich in diesen Fällen dem deutschen o näher kommt als dem u. Aber das kann Rec. nicht billigen, dass der Vf. die Wörter *Sir*, *stir*, *bird* etc. durch *ssör*, *sstör* und *bürd* schreibt, denn das deutsche ö ist, wenn es richtig, wie von den Niedersachsen, ausgesprochen wird, ein Ton, der in der engl. Sprache gar nicht existirt. Der Ausländer wird immer richtiger fahren und verständlicher seyn, wenn er *Sir*, *stir*,

bird

bird etc. sagt, als *Sör* etc. so lange er die eigentliche englische Aussprache nicht erreichen kann. Eben so wenig kann Rec. die Aussprache *ghraht* für *groat* S. 218. zulassen.

Von S. 255. bis S. 260. gebraucht der Vf. das nämliche Zeichen, dessen er sich in der 3. Abth. S. . . u. s. w. bedient, nämlich eh. Eins von beiden ist falsch; es kommt also darauf an, wie der Vf. das eh ausspricht. Spricht er es aus wie im hochdeutschen die erste Sylbe in stehen, gehen etc.; so hat er S. 2.. etc. recht, alle seine Wörter durch eh zu schreiben. Aus der nämlichen Ursache aber wären alle Wörter von S. 255. falsch geschrieben; denn der Ton aller dieser Wörter ist ä, wie in *Krähmer*, *Krähe*; oder wie die erste Sylbe im hochdeutschen *leben*, *geben*, *streben* etc. Also würde Rec. schreiben *air*, *ähr*, *bare*, *bähr*, *care*, *kähr*, und nicht wie der Vf. *eh'r*, *beh'r*, *keh'r* etc. Auch stehen in dieser Abtheilung Wörter, welche nicht nach dieser Regel ausgesprochen werden; denn *prayer*, *tear*, *wear*, S. 257. *suitar*, S. 259. lauten nicht wie *air*, *bare*, *care*, sondern gehören eher in die 3te Abth. S. 25.

S. 267. hat sich der Vf. abermals durch die englischen Zeichen, welche Walker gebraucht, irre machen lassen. W. sagt vermuthlich, das Wort *moor* (ein Mohr oder Neger) laute in der feinen Aussprache wie *muhr*; aber das macht im deutschen nicht Muhr, sondern Mohr, und so muss das Wort auch ausgesprochen werden. Eben so ist es mit den Wörtern *moor*, sumpfiges Land und *to pour* S. 267. welche nicht, wie der Vf. will, *muhr* und *puhr* ausgesprochen werden (denn so spricht der gemeine Mann) sondern *mohr* und *pohr*. Folglich gehören sie nicht unter diese Regel. Die nämliche Bewandniss hat es mit dem Worte *where* S. 368. welches der Vf. auch fälschlich *huhr* schreibt. Der Vf. bedachte nicht, dass das englische u, wodurch vielleicht Walker die Aussprache anzeigt, anders ausgesprochen wird als unser deutsches u.

S. 269. nehme man sich doch ja in Acht, das Wort *soften* mit dem Vf. *stahf'n* auszusprechen. Das *t* wird freylich sehr gemildert; aber niemand, der an die Sprache der guten Gesellschaft gewöhnt ist, wird es ganz unterdrücken.

Unter dem Artikel „zweyter Vocallaut" S. 270 u. 271. werden alle angegebenen Wörter weit besser durch a ausgedrückt, als durch ä, weil sie unserm a viel näher kommen; *hearten* und *fasten* ausgenommen, welche *hährten* und *fähsten* mögen ausgesprochen werden, und also nicht zu den übrigen gehören. „Dritter Vocallaut" S. 271. In allen hier aufgeführten Wörtern bis S. 274. lautet das a gerade wie in denen, die sich von S. 25. finden, und Rec. hat abermals zu erinnern, was er über die Wörter auf S. 255 bis S. 260. sagte. Der Vf. gebraucht das nämliche Zeichen, *eh*, wie dort, und eins von beiden ist also falsch.

Endlich ist über alle die Wörter, die der Vf. als anderthalbsylbig betrachtet und die er von S. 260 bis S. 310. behandelt, zu erinnern, dass sie eigentlich sammt und sonders zweysylbig sind, auch in der Dichtkunst fast durchgehends so gebraucht werden. Die Abkürzung der zweyten Sylbe rührt bloss von der Sprache des täglichen Lebens her. Es ist damit, wie mit den französischen Wörtern *rendre*, *vendre*, *notre*, *treffle* und tausend andern, deren zweyte Sylbe in der schnellen Sprache des Umganges so gezwickt wird, dass sie nur eine und eine halbe Sylbe zu haben scheinen. Es wäre also am besten, man liesse sie sammt und sonders dem Anfänger wie zweysylbige Wörter aussprechen; denn so wie er anfängt, geschwinder zu reden, wird er bald lernen die zweyte Sylbe zu zwicken.

S. 331. in der Mitte ist ein Druckfehler *wright* statt *write*. S. 335. *biee* ist eine Art von Grün. S. 336 u. f. gebraucht der Vf., so wie die mehresten seiner Vorgänger, ein deutsches *ai*, um das englische *oi* und *oy* auszudrücken. Damit bleibt der Deutsche nicht nur in gänzlicher Unwissenheit über die wahre Aussprache; sondern er gewöhnt sich auch an eine, die ganz unverständlich ist, denn das deutsche ai hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem englischen oi. Da wir nun einmal diesen Ton in unserer Sprache nicht haben, so behalte man doch lieber das oi bey, und spreche es aus so gut als man kann, bis man die bessere Aussprache lernt.

S. 347. das Wort *wound* wird im Umgange fast durchaus *wuhnd* ausgesprochen. Man würde den als sehr altväterisch betrachten, der *wauhnd* sagte. S. 348. *grouse* ist nicht *Auerhahn*; es ist ein viel kleinerer Vogel, den man in Irland und Nordbrittannien findet; und der dem Haselhuhn am nächsten kommt. S. 354. Lieutenant wird durchaus *Liftenänt* ausgesprochen von allen, die nicht für altväterisch oder affectirt gehalten seyn wollen. Die Wörter *lute*, *mute*, *flute* S. 256. klingen mehr wie *Liúth*, *miúth*, *fliúth*, als *Liuht*, *miuth*, *fliuth*. Das Wort *suit* aber (ibid.) ist *suht* und nicht *siuht*, so wie das Verb. *sue suh* ausgesprochen wird, und nicht *siuh*.

S. 359. *Shire* wird durchaus *Schelr* ausgesprochen, wenn es allein steht; aber wenn es einem andern angehängt wird, als *Tschesch'r*, *Läncäsch'r* etc. in Cheshire oder Chestershire, Lancastershire etc.

Das englische a in gewissen Zusammensetzungen durch ein deutsches ö anzuzeigen (S. 370.), ist abermals einer von den unglücklichen Einfällen, wodurch der deutsche Schüler gerade zu irre geführt wird, obschon dem Rec. nicht unbekannt ist, dass der Vf. mehr als einen Vorgänger darin hat. Spricht der Deutsche das ö aus, wie ein deutsches ö ausgesprochen werden sollte, so bekommt er eine barbarische Aussprache, die jedem Engländer anekeln wird; spricht er es aber aus wie die mehresten Kursachsen, so klingt es wie ein gemeines *e*, und der Vf. hat seine Absicht verfehlt. Man lasse hingegen *mortar*, *mortär* aussprechen, *tartar*, *tärtär*, *rhubard ruhbärb*, *bulwark bullwärk* etc. und jeder Engländer wird ihn verstehen und nichts weiter gegen seine Aussprache haben, als dass sie ausländisch ist. Eben so wenig gleicht das englische o oder u dem deuschen ö, wodurch der Vf. diese Buchstaben S. 373. bezeichnet hat. S. 376 u. 377. bezeichnet der Vf. auch das englische e mit

einem deutschen ö, gerade mit eben so vielem Fuge wie vorher. — Doch genug davon, denn wo würde sich Platz finden, wenn man alle Dinge dieser Art rügen wollte! Wenn wird man doch anfangen, besser zu thun dadurch, dass man weniger thut! Wie viele Regeln würde man dem deutschen Schüler ersparen, und er würde sich doch verständlich zu machen wissen, während dass jetzt manche Deutsche von deutschen Sprachmeistern ein Englisch gelernt haben, das man entweder mit Mühe oder gar nicht versteht. Uebrigens sind der Fleiss und die äusserste Sorgfalt, mit der der sonst sach- und sprachkundige Vf. alles zusammengetragen hat, nicht zu verkennen; die Bedeutungen der Wörter sind mehrentheils sehr richtig und oft sehr glücklich angegeben, und der Druck ist mit so vieler Sorgfalt corrigirt worden, dass es in dieser Rücksicht eines der fehlerlosesten Werke ist, die dem Rec. vorgekommen sind.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Uebungen zum Englisch-Schreiben* für junge Leute beiderley Geschlechts in abgekürzter Verbindung mit gemeinnützigen und wissenswerthen Kenntnissen nach den Haupttheilen der Sprachlehre in *Meidingers* und *Meinekes Methode*. Bearbeitet von *Friedrich Ludwig Langstedt*, Lector der englischen Sprache zu Göttingen. 1797. 191 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht des Vf. ist, wie er in dem Vorberichte sagt, jungen Leuten die englische Sprache auf eine angenehme und leichte Art *schreiben* zu lehren, und dem Anfänger Gelegenheit zu geben, eine Menge Worte und Redensarten über allerley Gegenstände zum *Sprechen* und *Schreiben* zu sammeln, und das vorzüglich zu *eigenen Arbeiten ohne Beystand des Lehrers*. Der Vf. liefert also deutsche Exercitien, unter welchen er jedesmal die englischen Wörter angiebt. Ein solches Werkchen wäre allerdings sehr brauchbar, wenn der Vf. der Arbeit gewachsen wäre; allein er bedachte nicht, dass, um englisch zu schreiben, es nicht genug ist, für jedes deutsche Wort ein englisches zu finden; sondern dass das englische Wort auch ein solches seyn muss, das jedesmal in die gegebene Stelle passe. Wer aber so schreibt, wie er es hier lehrt, schreibt bloss deutsch mit englischen Wörtern, deutsch-englisch, und bisweilen auch wohl eine Sprache, die ganz unverständlich ist. In einem Wörterbuche findet man freylich für jedes deutsche Wort mehrere englische; aber diese englischen Wörter sind darum nicht gleichbedeutend. Der Schüler also, der diese Exercitien übersetzt, erwartet jedesmal das Wort zu finden, das in die Stelle passt. Rec. muss also dieses Werk für unbrauchbar erklären, wofern nicht der Schüler einen geschickten Lehrer hat, der diese Exercitien nachher corrigirt und ihm zeigt, dass sie nicht englisch sind. Um diese Behauptung zu beweisen, wollen wir nur einige Seiten durchgehen, und zugleich die Druckfehler anzeigen, welche in einem Werke, das für Anfänger bestimmt ist, äusserst gefährlich sind. S. 2. statt „Krieg, *war*" lies: Krieger, *warrier*. Ib. die List des Fuchses, *the cunning*, oder *craftiness of the fox* ist richtig, aber nicht *trick*. S. 3. Die Strenge des Richters heisst *Severity*, aber nicht *strictness*. Ib. *don't hurt* etc. Man gewöhne doch ja nicht seine Schüler *don't* und *can't* und *shan't* für *do not*, *can not*, *shall not* zu schreiben; es ist nicht einmal in der elegantern Sprache des Umgangs nachzuahmen, denn es ist gerade als wenn man im deutschen sagte: „hab'n sie'n gesehen?" oder: „willst Du'n rufen?" Ib. Saget dem Volke etc. Hier ist das Verb. *to say* nicht zu gebrauchen; es muss heissen: *tell the people*. Ib. Der Vorzug vor etc. lässt sich nicht durch *before* ausdrücken, sondern allenfalls durch *over* oder *to*. Wir würden sagen: *prefer virtue to money*, oder *virtue is to be preferred to money*. S. 4. Wecket die Freude etc. Hier geht *to provoke* durchaus nicht an, und doch steht es neben den andern als gleichbedeutend. Ibid. Die Franzosen heissen auf englisch *the French* und nicht die *frenchmen*. Ib. Leckerey ist *dainties* und nicht *gluttony* oder *gurmandizing*. Ib. Lies *health* nicht *kealth*. Ib. Der Adler kann sehen etc. In diesem Falle sagt der Engländer: *the eagle sees*, und nicht *can see*. Ibid. In sehr grosser Entfernung ist nicht *in* sondern *at*, auch nicht *remote*, sondern *great*; also *at a great distance*. S. 5. Klein ist hier nicht *little* sondern *small*. Auch ist der Druckfehler in *litle* zu bemerken. Ib. statt *lines* lies *likes*. S. 5. Die Grammatik etc. muss heissen *grammar* und nicht *the grammar*. Ibid. Lehret uns etc. muss heissen *teaches us* und nicht *informs us*, so wenig als *learns us*. Ib. Die Kunst zu schreiben etc. ist nicht *the art to write*, sondern *the art of writing*. Ib. *history makes us known* etc. muss heissen *hist. acquaints us with* etc. *makes us understand* geht hier eben so wenig an. S. 6. statt *ressembel* lies *ressemble*. Ib. muss *fly* heissen, nicht *flee*. Ib. *hart* ist nicht das gewöhnliche Wort für Hirsch, sondern *stag*. Ib. Der Schäfer führt etc. muss heissen *leads* und nicht *carries*. — Auf diese Art könnte Rec. durch die ersten 30. S. des Buchs fortfahren; aber diese Untersuchung würde eben so unangenehm für den Vf. als langweilig für den Leser werden. Auch sage der Vf. nicht, dass, da er immer mehrere englische Wörter für ein deutsches angegeben hat, sich doch mehrentheils das rechte darunter findet: welches nicht einmal überall der Fall ist. Dieses hilft dem Neulinge in der Sprache gar nichts, denn er wird eben so oft das falsche, als das rechte wählen, eben weil er die Sprache nicht versteht, sondern sie erst lernen soll. — Wenn man tiefer in das Werk hineinkommt, wird es etwas besser, vermuthlich weil der Vf. hin und wieder englische Originale vor sich hatte, aus denen er in das Deutsche übersetzte. Solche bessere Exercitien sind z. E. S. 166. VIII. 168. 2. und vorzüglich S. 114. von den Worten an: „Die Thiere kennen" etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. October 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in der Waltherschen Buchh.: *Anatomie des Menschen.* Zum Leitfaden für angehende Aerzte und Wundärzte eingerichtet von D. *Heinrich Maria v. Leveling* d. Jüng. d. H. R. R. Ritter u. s. w. *Erster Theil.* vorläufige Begriffe der Anatomie. Knochenlehre. 294 S. 8.

Bey den vorzüglichen Lehrbüchern der Zergliederungskunde, welche wir in neueren Zeiten dem Fleisse eines *Sömmering*, *Loder*, *Maier* und *Hildebrandt* verdanken, ist es in der That kein großer Gewinn für die Wissenschaft, wenn ein neuer und jüngerer Schriftsteller mit einem Werke über denselben Gegenstand auftritt, welches nichts neues enthält, und sich auf der anderen Seite auch nicht durch zweckmässige Kürze und Präcision des Stils, durch neue Ansichten u. s. w. empfiehlt. Im Gegentheile wird der Wissenschaft in so fern vielmehr geschadet, als mancher, der sich ein Werk von der vorliegenden Art einmal angeschafft hat, das Bessere eines besseren Werkes aus Mangel an Vermögen oder an Beurtheilung sich nun nicht eigen machen wird. Der Vf. sagt zwar selbst in der Vorrede bescheiden genug, dass er nichts Neues zu liefern gedenke, und sich nebst der Natur vorzüglich an die oben erwähnten Schriftsteller gehalten habe, dass er vorzüglich nur für seine Zuhörer schreibe, und diesen ein wohlfeileres Werk unvermerkt in die Hände spielen wolle, indem er das Ganze von Zeit zu Zeit herauszugeben gedenke. Aber einmal wird das Ganze am Ende doch theuer genug zu stehen kommen, wenn es nach einem so weitläufigen Plane fortgeführt wird, und für das andere ist es gewiss höchst unnöthig, dass jeder Lehrer, zumal in einer Wissenschaft, welche blos Darstellung von körperlichen Gegenständen betrifft, seinen eigenen Leitfaden oder ein eigenes Lehrbuch schreibe; zumal da, wie der Vf. selbst sagt, bey den Vorlesungen über Zergliederungskunde man sich durchaus nicht an ein (zumal so weitläufiges) *Vorlesbuch* halten könne. Bey alle dem ist nun noch der Stil des Vf. oft schleppend, die Beschreibungen bey weitem nicht immer deutlich genug, welches doch vorzüglich bey einem Werke dieser Art das erste Erfodernis ist. Seine neu erfundenen Benennungen, denn auch daran fehlt es hin und wieder nicht, sind gewöhnlich sehr sonderbar, ja hin und wieder stösst man sogar auf Unrichtigkeiten. Rec. wird dieses Urtheil in einigen Citaten rechtfertigen. Die vorangeschickten vorläufigen Begriffe der Anatomie enthalten meist nur das in der Kürze, was in des Vf. *Introductio anatomica* etwas ausführlicher gesagt ist. Die Osteogenie schliesst der Vf. von den Lehren der Anatomie aus, sie gehöre in die Physiologie. In den vorläufigen Begriffen der Knochenlehre heisst es: „Gelenkhügel sind zweyfacher Art, ein-„mal, wenn sie kopfähnlich oder mehr glatt sind, „und zur Artikulation dienen; ein andermal, wenn „sie rauh und ungleich sind, zu keiner Artikulation „gehören." — Dann würde Rec. sie keinesweges Gelenkhügel nennen. S. 49. „Die nicht so sichtbaren „Löcher (an den Knochen nämlich) werden *Schweiss-„löcher* genannt??" — schwitzen denn die Knochen? Rec. würde diese Oeffnungen nie so nennen. S. 55. werden die Schaambeine als beständige Beyspiele einer *synchondrosis ossificata* angeführt, da doch nach Sömmerings Erfahrung ihre Knorpelverbindung nur äusserst selten verknöchert. S. 57. „In der Mitte ist „jeder Knochen am stärksten, welches man den *Kno-„chenkern* nennt!!" Was mag der Vf. wohl S. 62. für einen Unterschied zwischen über und ober machen? Es heisst hier vom Körper des Keilbeins und zwar von der oberen Fläche desselben: „diese ist grösstentheils ausgehohlt, aber *über* und *ober* dieser Aushöh-„lung auch ziemlich wölbrund." S. 63. „Ober dieser „Schleimhöhle mitten an der Wölbrunde dieser Flä-„che oder Vorfläche" rathen die Leser wohl, dass unter dieser Schleimhöhle, da vom Keilbeine die Rede ist, die *sella turcica* verstanden werde? Rec. könnte wenigstens hier nie eine Schleimdrüse, wie der Vf. weiter oben das *conarium* nennt, bemerken. Ferner vergleicht hier der Vf. die längliche Vertiefung über dem mittleren Knöpfchen, welches seitwärts in die *process, clinoid. med.* übergeht, mit einem Amphitheater!! S. 64. *Grätesschnabel* des Keilbeins; Keilbeinschnabel wäre ja viel kürzer, wenn einmal *rostrum* übersetzt werden sollte. Die untere Fläche des Keilbeines sey rinnenförmig; gerade umgekehrt. S. 96. nennt der Vf. den vorderen Rand des Augenhöhlenstückes am Stirnbeine den *Augenbogen (arcus superciliaris)!!!* Der eigentliche *arc. supercil.* liegt ja aber höher als der obere Augenhöhlenrand oder vordere Rand des Augenhöhlenstückes. Die Stirnhöhlen nennt der Vf. S. 99. *Stirnschleimbehälter.* Stirnhöhle ist auf jeden Fall besser, denn das in denselben abgesonderte Flüssige ist mehr wässerig als schleimig. Nach S. 101. scheint der Vf. nicht die besten mathematischen Begriffe zu haben, wenn er von der Dicke einer Fläche spricht: „wo sie (die äussere Fläche des Hinter-„hauptsbeines) spitzig in dem lambdaförmigen Win-„kel zuläuft, da ist sie am dicksten!" — Sowohl Ausdruck als Sache ist unrichtig, denn der Knochen ist da

wo die Hinterhauptshöcker liegen dicker. S. 104. übersetzt der Vf. sehr unpassend *foramen lacerum zerstücktes Loch*. Dass der Vf. nicht sehr consequent verfahren, sehen die Leser aus der Vergleichung der S. 102., wo er in einer Note es mit Recht unnöthig findet, den Kopf der Anfänger mit Muskelnamen zu beschweren, welche sie noch nicht kennen, und der Seiten 110. 114 und 128. wo gegen diesen guten Vorsatz sehr verstossen wird. Wenn der Vf. in der Bearbeitung dieses Werkes fortfährt, so ist ihm sehr zu rathen, dass er sich Kürze, Deutlichkeit des Stils u. s. w. angelegen seyn lasse. Uebrigens mag Rec. nicht noch mehrere Beweise für seine Behauptungen anführen, wonach er sonst nicht lang suchen dürfte.

Königsberg, b. Hartung: *Physiologische Adversarien* von *J. D. Metzger*. Erster Theil. 1796. 222 S. 8.

Diese Schrift ist zunächst gegen Hn. *Platner's Quaestionum physiologicarum L. II.* gerichtet. Es ist bekannt, wie sehr Hn. *Metzger's* Vorstellungsart von der Vorstellungsart des Hn. *Platner* abweicht, und diese Schrift giebt einen neuen Beleg, dass, wenn *dieser* einseitig für das Eine (Stahlsche) Extrem eingenommen ist, *jener* es nicht minder für das andere (Hallersche) sey. Beide werden einander nie überzeugen; denn der Gesichtspunkt, aus welchem sie sehen und über das, was sie sehen, urtheilen, ist bey Beiden zu verschieden. Ihr Scepticismus ist, wie Hr. *Platner* an einem andern Orte sich über sich selbst äussert, nichts anders, als eine Art von Systemgeist, und was der Richter in Lessing's Nathan von den drey Ringen sagt: die Ringe wirken nur zurück und nicht nach aussen, gilt umgekehrt von ihm. Aber für die Wissenschaft haben Bücher, wie das vorliegende, allerdings ihren Werth. Sie tragen dazu bey, das Irrige beider Extreme zu zeigen, und auf den Mittelweg der Wahrheit zu leiten. Zu einer ausführlichen Kritik der Metzgerschen Schrift ist hier der Ort nicht. Wenn sie zweckmässig ausfallen sollte, dürfte sie leicht ein drittes nicht viel weniger weitläuftiges Werk werden, als die Quästionen und Adversarien selbst sind. Wir begnügen uns, die Leser der Platnerschen Quästionen darauf aufmerksam zu machen, mit der Versicherung, dass sie manche interessante und scharfsinnige Prüfung der Platnerschen Meynungen darinn antreffen werden.

Wien, b. Blumauer: *Joseph Jacob Plenks Erster Umriss der Zergliederungskunst des menschlichen Leibes zum Gebrauche bey Vorlesungen aus dem Lateinischen übersetzt.* Dritte verbesserte Auflage. 1796. 407 S. gr. 8.

Der Verbesserungen bey dieser dritten Auflage sind äusserst wenige. Die deutsche Terminologie wäre derselben fast durchgehends wohl fähig gewesen. Gut ist die Hinzufügung der lateinischen Benennungen, welche in der ersten Ausgabe ganz fehlen. Die Lehre von den Schleimsäcken hätte aus mehreren Gründen erst nach den Muskeln stehen sollen. Sie ist auch in der Uebersicht der verschiedenen Lehren der Anatomie nicht mitangeführt. Die Definitionen mancher Dinge sind sehr unbestimmt. Z. B. S. 189. *Ein Muskel ist ein faseriger Lappen der zur Bewegung dient!!* S. 290. *Das Herz ist ein fleischiges Eingeweide, welches die Höhle des Herzbeutels einschliesst und das zu dem Bewegen des Blutes dient!!* hatte wenigstens heissen sollen, welches vom Herzbeutel eingeschlossen wird, denn so wie es im Buche steht, kann ein Unkundiger eben so gut verstehen, dass das Herz die Höhle des Herzbeutels einschliesse.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Crusius: *J. F. Kirchners praktische Anleitung zur Gartenkunst*, besonders von Treibung der Ananasse, Weintrauben, Pfirsich, Melonen, Spargel, frühen Erdbeere und aller Obstarten, so wie auch frühen Gemüsses und der holländischen Blumen; nebst gründlichem Unterricht zur Anlegung vorzüglicher Baumschulen, Baumgärten und Weinberge. Mit Kupfern und einer Vorrede vom Professor Dr. *Hirsching* in Erlangen. 1796. 253 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Vorrede des Hn. Prof. *H.* bestehet hauptsächlich in einer Beschreibung der Behandlungsarten der Aloepflanzen und ihren Sorten, besonders der amerikanischen Aloe, *Agave americana Lin.* davon er grosser Freund und Kenner ist. In der Einleitung giebt der Vf. Kirchner, Kunst und Lustgärtner auf dem Schlosse Thurn bey Erlangen, der die Kenntnisse seiner Kunst besonders in Holland und in den Niederlanden gesammlet hat, eine kurze Uebersicht der in dem Werk abgehandelten Abschnitte. Der I Absch. enthält eine *Anleitung, die Ananas am sichersten zu warten und zu erziehen, um nicht nur schöne Pflanzen, sondern auch grosse und schmackhafte Früchte zu bekommen.* Niemand wird leicht dem Vf. Beyfall geben, die Ananaspflanzen mit dem Gusse an der Wurzel zu begiessen, noch ihm nachahmen (S. 30.) die Pflanzen mit scharfem Urin aus einem Kuhstall zu begiessen. Aeussert dieser Urin vor seiner Gährung und Fäulniss eine solche ätzende Kraft, wie die der Kochsalzschärfe, dass auch das harte Hundsgras, die bekannte hart zu tödtende Quecke davon verbrannt wird und verdirbt; so mag wohl die Wurzel der Ananaspflanze diese Schärfe weit weniger ertragen können. Er sagt zwar, es hätten bey seiner Probe dieser Begiessung die Pflanzen eine ganz dunkelgrüne Farbe bekommen, und doch erkläret er S. 26. diese Farbe für ein Zeichen der Krankheit dieser Pflanze. — Was seine Berechnung S. 32. von den Kosten der Erziehung der Ananasse in den Treibhäusern betrifft, so zwar hier als eine Nebensache anzusehen ist, so versetzet uns sein Anschlag in die alten wohlfeilen Zeiten, deren sich Rec. kaum vor 40 Jahren bey Erlangen zu erinnern weiss, vielweniger in andern Gegenden mehr

zu

zu finden ist. Denn eine Aesche für 1 kr., eine grössere für 2 und 3 kr.. 1 Fuder Dung 1 fl. 15 kr., Loh 1 fl. und die Klafter Holz 2 und 4 Thaler etc. sind nunmehr Seltenheiten und Ausnahmen. — Bey der Anweisung, die Ananaspflanze in freyen Grund zu setzen, und im warmen Mistbeete zu erziehen, fehlt der so nöthige Unterricht vom Luftgeben, und bey dem *Ananaskalender* wird zwar im *Jan.* und *May* bemerkt, das Beet, wenn es kalt werden wolle, mit neuem Dung und Lohe zu verfrischen: aber nicht gesagt, welches die beste Methode sey, solches zu bewerkstelligen. Eben so wenig zeigt er, da er doch für Anfänger in der Gärtnerkunst schreiben will, wie die Beete von Tangel oder Tannennadeln und Laubstreu, deren er öfters gedenket, verfertiget werden müssen. II. *Absch. vom Melonenbau.* III. *Absch. von Bereitung der Mistbeete zu Melonen.* Hier kommen zwar verschiedene Arten warmer und kalter Mistbeeten zu verfertigen vor, aber sehr oberflächlich und für einen Anfänger bey weitem nicht hinlänglich unterrichtend. IV. *Absch. von einer guten Treiberey für Blumen und andere Gewächse.* — Eben so wenig interessant! Die Bereitungsart seiner treibenden Erde bestehet in 3 Theilen frischen Rindsmist, 3 Theile Schaaflorbeern (Schaafdung ohne Stroh) 1 Theil Pferdeknollen und 2 Theile Taubendung, im Backofen gedürret und zu Pulver gestossen. Die Anwendung ist diese: man thut von der gewöhnlichen Blumenerde ½ Zoll tief unten auf den Boden des Geschirres oder Blumentopfs, alsdenn ungefehr ¼ Zoll hoch der präparirten Dungerde; der übrige Raum aber wird so weiter mit ordinärer Blumenerde ausgefüllet: aber zwiebelartige Blumen können keine fette scharfe Dungerde vertragen. Hierauf redet er in alchymistischer Sprache von S. 73 bis 113. vom Salpeter und dessen vermuthlicher Wirkung auf den darinn eingeweichten Samen, und führet viele überflüssige Citate und albernes Zeug an aus *Plinius, Glauber, Theophr. Paracelsus, Baco, Digby. Cosmopolitor, Albertus magnus, Hermes* smaragdenen Tafel etc. V. *Absch. von Ranunkeln und Anemonen.* — Bekannte Sachen. VI. *Absch. Beschreibung der Obsttreiberey in Holland und wie das Obst in unserem kältern Klima zu behandeln.* — Ist so kurz als unbefriedigend und von sehr weniger Bedeutung. Denn diese Kunst zu beschreiben: die Accuratesse anzugeben, wie viel Grad Wärme zu Hervortreibung der Blüten, zu Erhaltung derselben, dass sie nicht übertrieben werden, um nicht abzufallen, sondern Früchte anzusetzen etc. nach einem richtigen Thermometer erfodert werden, und noch viele wichtige Punkte erfodern gewisslich mehr, als 4 Octavblätter, und eine vollständige Anleitung mehr Erfahrung, als der Vf. darin scheint gemacht zu haben. VII. *Absch. vom Spargeltreiben.* Bey seiner ersten Methode — *um ein kaltes Spargelbeet,* (dessen Grösse er gar nicht bestimmt,) *einen Graben zu machen, ihn mit frischen Pferdedung auszufüllen: einen Kasten mit Fenstern aufzusetzen: auf die Fenster Läden zu legen, die die ersten 3 Wochen mit Pferdedung belegt werden etc.* ist nicht abzusehen, wie der Vf. das ganze Beet bis in die Mitte, sollte es auch 6 Wochen anstehen, in Hitze bringen will? — Anstatt der 2ten überaus umständlichen und kostspieligen Methode hat man weit kürzere und bessere, die auch in Gartenschriften zur Genüge beschrieben sind. VIII. *Absch. von der Erziehung des frühen Gemüstes.* Wenig neues! IX. *Absch. von der regelmässigen Erziehung eines guten Samens besonders vom Gemüse, von Levkojen, Nelken, Aurikeln und Ranunkeln.* — Eitel bekannte und schon hundertmal vorgetragene Sachen! — Vom Mondeswechsel und seinem Einfluss beym Säen und Pflanzen, Pfropfen und Okuliren etc. hält er viel und behauptet, man müsse zu allem Säen und Pflanzen das erste Viertel erwählen. X. *Absch. von der Baumzucht.* Zuerst wird die *betrügliche Baumzucht und Baumhandel der Bamberger* beschrieben, womit sie bisher Deutschland, Polen, Ungarn, Russland, Dännemark, etc. betrogen haben. Die aus den Kernen erzogene Wildlinge und zweyjährige Baumpflanzen versetzen sie in einen stark gedüngten und gutgebauten Boden, da sie gleich Gewächsen in Treibbeeten schnell aufwachsen. Da sie aber deswegen zu schwank bleiben und ihre Kronen nicht tragen könnten, so werden sie das Frühjahr darauf unten abgeschnitten, und die Baumschule wieder mit frischem Dung übertragen, damit der Boden neue Geilung zu neuem verstärkten Trieb erhält. Im folgenden Frühjahr werden sie zum Theil gepfropft, zum Theil lässt man sie wild die Krone machen. Zu Pfropfreisern nehmen sie am liebsten die Wasserreiser, welche sie unbekümmert um gute Obstsorten auf 8 bis 12 Stunden in der Runde zusammenkaufen, damit nur die jungen Stämme so stark als immer möglich ins Holz wachsen und in die Höhe treiben: aber gemeiniglich bleiben diese Stämme unfruchtbar oder tragen erst späte im höhern Alter; viele der ganz unredlichen und schändlich betrüglichen Leute unter ihnen aber lassen die im ersten Jahr auf ½ Fuss abgestutzte Bäume wild zur Krone erwachsen, und geben diesen Verkürzungsort für die Veredlungsstelle an, welcher Betrug nicht so bald zu erkennen. — Ihren Baumhandel betreffend, der sehr beträchtlich ist, und nur allein dem Dorf *Effeldrich* jährlich 20 bis 24 tausend Gulden erträgt, so gehen alle Herbst 50 bis 60 Bambergische Baumhändler ins Ausland, lassen ihre Bäume auf zwey bis dreyhundert Karren an den nächsten Strom bringen, und so weit als möglich zu Wasser transportiren: geben sie wieder auf die Axe, um sie wieder am Strande eines Stroms in Fahrzeuge zu bringen u. s. f. bis sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen. Nicht selten nehmen sie die Stämme schon vor Michaelis in vollem Saft aus dem Lande, strüpfen das Laub ab, und fahren damit so gleich ab. Weil sie aber so dann natürlich einschrumpfen, so benetzen sie dieselben beym Auspacken mit Wasser, dass sie wieder aufschwellen, und von aussen ein frisches Ansehen bekommen. Tritt nun indessen harter Frost ein, so sind die Bäume für die Käufer ganz verloren, und oft büssen diese Betrüger selbst dabey nicht geringe Summen ein, weil sie die Bäume alsdann, um sie los zu werden, um eine

Kleinigkeit abgeben müssen. Mehrerer anderer hier entdeckter Betrügereyen vieler Bambergischen Baumhändler nicht weiter zu gedenken. — Von der Baumzucht meldet hierauf der Vf. ein und anderes, so zwar nicht wider die Regeln derselben streitet, (ausgenommen, was er oben im IV Absch. vom Anbohren der zu frechwachsenden Zwergbäume und von dem Spalten ihrer Hauptwurzeln sagt,) aber für einen anfangenden Gärtner unzureichend ist, sie daraus zu erlernen. Pomologe ist der Vf. nicht, wie meist der Fall bey Professionsgärtnern ist, und sein Verzeichniss der Obstsorten mit sehr unvollkommenen Beschreibungen hat unverzeihliche Druck- oder Schreibfehler. XI. *Absch. meine Gedanken über eine Gärtnerey, welche besonders Nutzen geben und also zu keiner Lustgärtnerey, sondern zu einem wahren Camerale (!!) gehören soll.* — Das Camerale bestehet darinn, dass der Garten bloss aus *Gemüsen und Baumzucht* bestehe, wenig hochstämmige aber viel Spalierbäume; keine breite Gänge und keine Verzierungen habe; keinen Buchs (wo ist der nicht abgeschaft?) zur Einfassung der Wege, sondern vielmehr Stachel und Johannisbeeren. XII. *Absch. Beschreibung von der Anlage eines Weinbergs so wohl nach rheinländischer als nach fränkischer Art, und bey denen unter kältern Himmelsstrichen gelegenen Ländern.* Die Provinzialbenennungen so wohl der Arbeiten in den Weinbergen, als der Theile des Weinstocks, und vieler anderer hieher gehörigen Sachen, die oft gar nicht, oft sehr unzureichend erklärt sind, machen diese Beschreibung, wie viele andere Schriften in diesem Fache, einem Ausländer sehr unverständlich und unbrauchbar. — Die Vergleichung des Fränkischen Weinbaues mit dem am Hardgebirge in der Pfalz ist aus dem *Journal von und für Franken 5 Bdes 4 Heft* genommen. — Bey der kurzen Beschreibung von den verschiedenen Pflanzungsarten der Weinreben in Europa kommen vor 1) die *Lagerreben*, die in Languedok, Rochelle, Sclavonien, einigen Orten in Ungarn, wie auch in Asien gebräuchlich; 2) *gerade Weinstöcke*, die wie kleine Bäume einen harten Stamm bekommen, auf dem die Reben oben auslaufen und sich in einander wicklen, wie in Gascogne, auf der Insel Candia, Corfu, Zante und einigen Orten Griechenlands: 3) *Baumreben*, welche an Bäume gesetzt werden, und sich an denselben hinaufschlingen, sodann die Reben von einem Baum zum andern geleitet werden, wie in Narbonne, besonders aber in ganz Italien; 4) *Weinlauben Geländerreben*, da die Weinstöcke an Wohnhäusern, an Gartengeländern etc. hoch hinaufgezogen werden, wozu auch die *Bogenlauben*, oder *Bogengänge* gehören: 5) *gestabelte Weinreben*, da die Weinstöcke an Pfälen gebunden werden. — Endlich folgt noch eine kleine Abhandlung von *Feigenhäusern und Wartung der Feigen.* — Hier findet man eine gute Anleitung, nur fehlet der Schnitt der Feigen.

Frankfurt u. Leipzig: (ohne Namen des Verlegers) *Gründlicher Unterricht, wie man ein guter Pferdekenner werden und überhaupt bey dem Pferdehandel verfahren solle, besonders auch die Betrügereyen der Rosshändler und falschen Kuren der Schmiede entdecken und verhüten könne.* Nebst einem angehängten neu eingerichteten Rosarzneybuche. 1795. VIII Vorbericht u. 134 S. kl. 8. (4 gr.)

Der ungenannte Vf. sucht in dem Vorbericht glauben zu machen, dass er bloss seine eigene Erfahrungen gesammlet, und sie dem Publikum übergeben habe, um ihm damit zu nützen, und es vor Schaden zu warnen. Gute praktische Erfahrungen (wären es auch nur wenige) sind gewiss der Reitkunst immer sehr willkommen, weil da noch vieles zu ergänzen ist; allein hier findet man bloss das Alte längst Bekannte, auf eine elende Art, nachgebetet. Doch hat der Vf. auch seine eigene Manier, Sachen zu beschreiben und anschaulich zu machen, denn S. 10. sagt er: „die schönste Stellung des Kopfes ist die, wo der Kopf „vollkommen in der Diagonallinie liegt; wenn sich „hingegen das Pferd von der Diagonallinie nach vor„ne mit dem Kopfe entfernet, so sagt man: es trägt „die Nase gegen den Wind; ziehet es aber den Kopf „aus der Diagonalen-Richtung nach dem Halse herab, „so ist es verkappt, oder es rüstet sich." u. s. w. Was mag der Vf. für einen Begriff von der Diagonallinie haben? Vielleicht hat er von der Perpendiculairlinie gehört. Ganz etwas Neues sagt er S. 11. „bey einem „Kutschpferde muss der Kopf viel stärker als bey ei„nem Reitpferde seyn, weil er durch seine Schwere „die Kraft und Bewegung der Schenkel vergrössert. „Um einzusehen, dass wirklich und eigentlich der „Kopf die Schenkel zur Bewegung bestimme, be„trachte man ein ausschlagendes Pferd, das den Kopf „tiefer herunter ziehet, je nachdem es höher aus„schlagen will." Gegen die Kuren der gewöhnlichen Kur- und Dorfschmiede eifert der Vf. sehr, sagt aber nichts genügendes, wie es besser gemacht werden soll. Das neu eingerichtete Rosarzneybuch bestehet aus bloss ausgeschriebenen Recepten, die ohne nähere Bestimmung wie und wo sie eigentlich angewendet werden sollen, hingeworfen sind. Doch, was bedarf dieses Product, das nun schon seinen Umlauf gehalten und, wahrscheinlich, auch schon wieder auf die Seite gelegt seyn wird, einer weitläuftigern Anzeige! Rec. müsste sich sehr irren, wenn dieses Schriftchen nicht aus der Feder des Hn. Beyer gekommen seyn sollte; denn dieser hat vor einiger Zeit schon die Probe gemacht, die *Pferdekenntniss*, die *Reitkunst* und die *Pferdearzneykunde*, in einem Werkchen für 8 gr. abzuhandeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. October 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Mainz u. Frankfurt, in der Andreäischen Buchh.: *Praktische Anleitung für Seelsorger am Kranken- und Sterbebette*, herausgegeben von *Gregor Köhler*, Benediktinerordens, d. h. S. D. und der Pastoraltheologie und Liturgik auf der hohen Schule zu Mainz öffentl. ordentl. Lehrer. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 1796. 311 S. 8. nebst 1 Bog. Vorrede und Inhaltsanzeige.

„Da der grossen Menge der vorhandenen Krankenbücher ungeachtet, dennoch viele Amtsbrüder in ihrem im J. 1789 an das erzbischöfliche Generalvikariat eingeschickten Gutachten das herzliche Verlangen nach einem zweckmässigen Krankenbuche geäussert hatten, so hofft der Vf., dass gegenwärtiges Werk diesem Verlangen und Wunsche entsprechen, und dadurch dem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen werde." Dieser Meynung ist nun Rec. nicht. Es kann seyn, dass diese Schrift vor andern ihres gleichen, welche Rec. nicht kennt, Vorzüge hat; aber deswegen ist sie an sich noch nicht vortrefflich. Es ist auch nicht zu leugnen, dass diese Schrift manche gute Eigenschaften hat, wohin z. B. die Ordnung gehört, in welcher sie abgefasst ist; aber es läst sich doch immer noch von einem solchen Buche viel erwarten, das hier gar nicht, oder nicht gut geleistet ist. Der Vf. handelt in drey Theilen von dem praktischen Seelsorger am Krankenbette, am Sterbebette, und bey öffentlichen zum Tode verurtheilten Verbrechern. In den vorstehenden allgemeinen Regeln sagt er viel Gutes, welches aber grösstentheils so bekannt ist, oder doch seyn sollte, dass wir diejenigen bedauern müssen, denen das erst gesagt werden muss. Er geht hernach die verschiedenen besondern Arten der Kranken durch, und hier ist es allerdings zu loben, dass er zeigt, wie man die Kranken, nicht einen, wie den andern, behandeln, sondern auf die verschiedenen Umstände eines Jeden Rücksicht nehmen müsse. In der Ausführung aber sagt er viel Allgemeines, Weitschweifiges, Unbestimmtes, auch oft zur Sache gar nicht Gehöriges. Gleich die erste Art, *krankes Kind*, S. 22 wie unbestimmt! Was setzt hier der Vf. für ein Kind voraus: von welchem Alter? von welchen Fähigkeiten und Vorkenntnissen? Erlaubt auch die Krankheit des Kindes diese Weitläuftigkeit? — Bey den *Schwer Gebährenden* S. 75 giebt er die Vorschrift, dass der Seelsorger, im äussersten Falle, zum Kaiserschnitte rathen, ja darauf dringen soll, und behauptet mit dem Vf. der *Embryologiae S.*, dass alle Seelsorger eine gute Kenntniss davon haben, und, denselben nöthigen Falls auch selbst verrichten zu können, Geschicklichkeit und Muth besitzen sollten, daher er S. 80 einen ausführlichen Unterricht dazu ertheilet. — Wer hätte das in einem solchem Buche gesucht? Gewiss eben so wenig, als man die ganze Taufhandlung, wie sie S. 86 ff. steht, darinnen sucht. — In den Anweisungen, Kranke zu ermahnen, zu trösten u. s. w. sind mit unter recht schöne Stellen, und es ist besonders zu rühmen, dass er durchaus ein sanftes und leutseliges Betragen gegen die Kranken empfiehlt. Aber die vorgeschlagenen Sprüche der Schrift und Stellen aus den Vätern konnten grösstentheils stärker gewählt seyn. Ganz sonderbar ist es, dass er diese Sprüche, Stellen, und auch einige Kapitel aus dem Buche von der Nachfolge Christi *auch lateinisch* anführt, *aus der Ursache*, wie er in der Vorrede S. IX sagt: „weil wir auch unsern erkrankenden Amtsbrüdern oder sonstigen Gelehrten, *die eine grössere Erbauung an lateinischen, als deutschen Zusprüchen finden*, beyzustehen haben." — Auch in den Anweisungen fürs Sterbebette hat der Vf. manches Gute beygebracht, besonders auch, was das äusserliche Verhalten des Seelsorgers betrifft, wo sich Rec. gefreut hat, die nicht oft genug zu wiederholende Erinnerung zu finden, mit dem Sterbenden langsam, abgebrochen, mit sehr leiser Stimme zu reden. Der Zuspruch bey einem Sterbenden ist ganz gut, S. 238 aber die Umschreibung des V. U. viel zu langweilig und zu matt. Die Vorschläge, die der Vf. zum Unterrichte für ganz unwissende Verbrecher giebt, S. 275 sind zu weit ausgeholt, und nicht zweckmässig. — Da der Vf. diese Schrift blos für die Seelsorger seiner Kirche bestimmt hat, so darf man sich nicht wundern, hier überall Behauptungen zu finden, die nur der strengste Katholik zugiebt. — Da der Ausdruck sonst gut und rein ist, so war es desto unerwarteter, dass Christus S. 47. 51 *der vermenschte Gott* genennt wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Gräffschen Buchh: *Hainings Briefe an Emma*, herausgegeben von *Ludwig Theobul Kosegarten*. I Band. 1791. II Band. 1791. 365 S. 8. mit zwey Vignetten und zwey grösern Blättern, von Penzel gestochen.

Die warmen Gefühle dieses Schriftstellers und die Ausdehnung derselben über die ganze Schöpfung — das Wandeln in überirrdischen Regionen und jenseits der Grenzen der Sinnenwelt — die ihm eigene

eigene Darftellung, der Schleyer einer leichten Melancholie, der über das Ganze geworfen ist — alles dieses finden wir in diesem wieder. Eben das Glühn für Christusreligion: eben die aus allen jenen einzelnen Zügen sich bildende Schwärmerey, der man zwar bey kühlen Blut nicht folgen wird, die man dennoch aber auch nicht verächtlich oder lächerlich findet, weil man sieht, dass sie reinen Quellen ihren Ursprung verdankt und zu reinen Ergiessungen führt, — auch einiges Antheil Witz und Laune, die sich vorzüglich bey Auffassung der Eigenheiten des menschlichen Herzens und der Schilderung der Scenen, welche daraus entstehen, verrathen.

Mit diesen Eigenschaften allein wird aber freylich kein Schriftsteller ein vorzügliches Werk hervor bringen. Sie nehmen unter denen, die man fodern darf, nur subalterne Stellen ein, und können dasjenige nicht aufwiegen, was wir an mehrern Arbeiten des Vf. und besonders an diesen Hainingischen Briefen von wichtigern Foderungen der Kritik unerfüllt sehen: — Mängel, die theils in der innern Modification seines Geistes und seiner Anlagen, theils in der Art, wie sich seine Empfindungen äussern und wie er diese Aeusserungen vor dem Publicum darstellt, — ihren Grund haben dürften.

In der erstern Rücksicht verräth sich vorzüglich ein gewisses Missverhältniss des Empfindungsvermögens zu der Denkkraft: jenes überströmt die letztere weit. So feurig der Vf. seine Gefühle ergreift und so fest er sie hält, eben so oberflächlich gleitet er über jedes Raisonnement hin, und so wenig dringt er tiefer in Wesen und Verhältnisse der Dinge: er scheint alle Wahrheiten, die er selbst als Resultat seines Denkens findet, oder auf Autorität anerkennt, nicht klar fassen, vielmehr sie nur fühlen zu wollen. Daher ist eigentliche Geschäftigkeit des Verstandes selten, auch, sobald er das Gebiet der Denkkräfte betritt, der Gang seiner Betrachtungen rhapsodisch, ohne Zusammenhang und Consequenz, und dem Gefühl wird bey diesen Untersuchungen eine eben so entscheidende Stimme eingeräumt, als billig nur der Verstand haben sollte. Daher ist vieles, was als Raisonnement eingestreut wird, so schwankend, so unbestimmt, so unhaltbar gegen den Probierstein einer schärfern Kritik, oder wenigstens, durch die Einmischung von Gefühlen, auf Stützen gebaut, die der Verstand nicht gelten läſst, wenn er auch das Resultat als Folgerung andrer Vordersätze zugestehen würde. Einige Beyspiele zu diesen Behauptungen: S. 67 „Heute (am Weihnachtstage) nicht fröhlich seyn, ist Empörung gegen Gott! Heute seinen Bruder neben sich betrüben, „das heisst dem Kindlein Jesu auch noch sein Stroh „aus der Krippe rauben, und es sich krümmen lassen „auf der kalten Erde." — S. 139 „O ich gelobe es „mir dann so fest, Dich zu beschwören, treu zu „seyn der Einfalt und Dünkellosigkeit deines Herzens, „sintemal Geistesgüte bloss gegeben wird, gleich der „Schönheit des Leibes; Tugend nicht erlernt, nicht „erworben, nicht gewonnen wird, sondern blosses „freyes unverdientes Gnadengeschenk der Götter ist, „wie der edle Plato lehrt." — S. 198 „Menschenliebe „ist ein Schattenriss der Gottheit." — Th. II. S. 48. — „unsere Seele ist *eine Ausblitzung Gottes*. Wo wir nun „Spur Gottes und Aehnlichkeit mit ihm vermerken, „da ahnden wir seine Gegenwart, da überrascht uns „die Sehnsucht nach dem Liebenswürdigen, da hängen wir uns an den Gegenstand, der seine Schönheit wiederstrahlt, und das ist wahre Liebe."

Das, was uns hiernächst in den Aeusserungen der Empfindungen des Vf. vorzüglich auffällt, ist die Einförmigkeit, die sich durchgängig findet. Es ist nicht allein ein gewisser Kreis von Ideen und Gefühlen — Andenken an Vergangenheit, Erwartung der Zukunft, Tod und Grab, Empfindung und Sehnsucht nach Genuss reiner geistiger Liebe, Anschauen der Natur, häusliches Glück — was den Vf. immer wiederkehrend beschäftigt, sondern alles dieses ist auch fast immer in derselben Beziehung auf sein Individuum und in demselben Grad der Lebhaftigkeit ohne alle, jeder Leidenschaft so natürliche Fortschreitung zum Stärkern oder Schwächern, gedacht und empfunden. Ist man mit diesem Kreise, nachdem man ihn einmal durchwandelt hat, bekannt worden, so findet man immer das Alte wieder, und ermüdet zuletzt bey dem Begegnen derselben Gestalten, wo man ausging, neue zu finden.

Ohne Auswahl stellt der Vf. Ideen und Schilderungen, die bey ihm oft durch eine ganz eigne Association, Wirkung hervorbrachten, auf. Daher Anspielungen und Gleichnisse, deren Beziehung dem Leser entgeht: S. 6. „Hier schlief ich von den Ermüdungen „aller dieser Tage erschöpft, *wie ein Jakute*." — S. 122 „Die Fluren überweht ein Hauch, mild und *melancholisch*, wie deines Mundes Odem!" — S. 289. „Die „Sonne ist dunkel hinuntergegangen und eine *kranke* „Röthe hinter ihr heraufgewallt!" Daher endlich die zahllosen müssigen und unbedeutenden Vorfälle, die zwey Liebende sich wohl in ihren Briefen übersehen, auch wohl wichtig finden, die aber dem lesenden Publicum gleichgültig und grösstentheils auch herzlich langweilig seyn müssen.

Die Sprache behandelt der Vf. oft mit anmassender Willkühr. — „Eine wollüstige *Mätte*." „Wenn „hier mein *verbraustes* Herz, dann so stille, stille geworden, wie *die Lispel* rund umher, schlummern „sollte etc." — „Indem kam auch das alte freundliche „Mütterchen *hereingetoffelt*." — Ich *kohr* einen sanftangehenden Rasen *aus*, da lagerten wir uns *allzumahl*." — „Das Licht meiner Seele *erglänzte*" — „*dörfliche* Gefilde:" *edenisches* Leben." — „Es *tischte* den „wilden Sturm meiner Seele mit unglaublicher *Uebergewalt*." — „*Kunde flüstern*." — „Herein *klozte* des „Müllers Sohn." — „die *puffendsten* Rosen" — „ein „*sonniger Siebenweisenspruch*." — „Die Lüfte sind still „und *schmoorig*" — „ich fand zwar nicht das ätherische *Nymphengebilde*, das meine Fantasie sich idealisirt hatte; aber doch ein herzgutes, *naturelles*, kugelrundes Mädchen etc."

Schriften dieser Art, die mit Hintansetzung dieser Grundsätze verfasst werden, wenn sie auch alle andern

andern mehr oder minder wichtigen Foderungen erfüllen, können nur durch Vorliebe ihrer Leser fürs Ungewöhnliche, durch eine in denselben von Ohngefähr eintretende Stimmung und Laune, durch einzelne Züge und Stellen, die den einen oder andern Leser hinreissen, einen entweder übelgestützten oder nur unvollkommenen Beyfall finden. Aber dafs dieser mehr als vorübergehend sey, dafs Arbeiten jener Art den Schriftsteller unter die Zahl derer setzen, die der Mit- und Nachwelt gleich interessant und lehrreich sind, fodert dieser umsonst.

Wir setzen, um über den Inhalt dieser Briefe unsre Leser nicht ganz ununterrichtet zu lassen, noch hinzu, dafs sie nichts schildern, als die Sehnsucht Hainings nach Emma von ihrer gegenseitigen Verständigung an, bis dahin, dafs er endlich eine Rectorstelle erhält und sie heirathet, nebst allen kleinen Vorfällen, die in diesem Zeitraum, vorzüglich in Emma's Geburtsort, und auf den Reisen dahin vorkommen, und dem, womit sich Haining sonst von Zeit zu Zeit beschäftigte; Intrigue aber und Verwickelung jeder Art enthalten sie nicht im mindesten, so dafs auch schon aus dieser Rücksicht sie die nach jenen zunächst lüsternden Leser auf keine Weise befriedigen möchten.

Ohne Druckort: ***Der Mann von warmen Herzen.*** Mit Senneis Bildnifs. 1796. 153 S. 8.

Der Vf. dieses Buches, das aus einer Sammlung von Aphorismen besteht, welche unter gewisse Rubriken geordnet sind, scheint in jeder Rücksicht mehr guten Willen als Kraft zu haben. Unzufrieden mit seiner häuslichen Lage, schüttet er den Unmuth seines Herzens in diesem Buche aus, in welchem mehrere Stellen nur durch Anspielungen und Rückblicke auf individuelle Veranlassungen begreiflich werden. Wer in einer solchen Stimmung schreibt, mag sein Herz erleichtern, aber für das Publicum taugt seine Schreiberey nichts. Der Ton der Bitterkeit und des Verdrusses ist niemals einladend; aber mit Mangel an Uebung im Denken und Schreiben verbunden wird er zurückschreckend. Hier ist nun alles diefs, und noch eine sonderbare Affectation in den Kauf oben drein. Einige kurze häusliche Conversationsscenen, in denen der Widersinn verkehrter Weiber nicht übel gefafst ist, sind das Beste in dem ganzen Buche; aber die angehängten erläuternden Reflexionen empfehlen sie nicht. Noch weniger kann man es billigen, dafs die dargestellte Natur einigemal die Niedrigkeit des Pöbels hat. (S. 69. 70 u. 76.) Gegen das Ende des Werkes kündigt er ein Werk unter dem Titel an: *Schatten im Lichte des Jahrhundert*, das, nach den räthselhaften Winken, welche er S. 145 davon gibt, seinem Titel entsprechen dürfte. S. 97 heifst die bekannte Schriftstellerin Emilie von Berlepsch — *Aemilia Perleps*, und wird eine *Schweizerin* genannt. Billig sollte man doch die Namen derjenigen richtig schreiben, die man zu bewundern und zu ehren vorgibt. — Der Vf. hat seine Schrift *der Welt* gewidmet; aber wir fürchten, dafs diese von der ihr erzeigten Ehre wenig Notiz nehmen wird.

Leipzig, b. Heinsius: *Der Einsiedler auf dem Oybin.* 1797. *Erstes Bändchen.* 222 S. *Zweytes Bändchen.* 198 S. 8.

Dieses Buch besteht aus zwey Hauptheilen, der Beschreibung eines Spatziergangs von Zittau nach dem Oybin; und der Geschichte des Einsiedlers, dessen Bekanntschaft der Vf. auf dem Oybin macht. Jene hat das Verdienst der Genauigkeit; jeder rauchende Meiler, jeder Bach, ja der Bauer mit seinem Schubkarren und die Bäuerinn mit ihrem Milchtopfe wird angemerkt. Dafs über dem Verweilen bey allen den Zufälligkeiten — unter denen das Morgenpfeifchen, das der Wanderer nebst seinem Begleiter anzündet, nicht vergessen ist — die Hauptsache, die wunderbare Gestalt der Natur jener Gegend fast ganz übergangen ist, wird vielleicht manchen Leser befremden; wir aber finden es uneigennützig und redlich, dafs der Vf. auf Peschecks Beschreibung verweist. Er eilte zu seinem Zwecke, der Lebensbeschreibung des Einsiedlers, die ihm, nach einer augenblicklichen Bekanntschaft, von dem alten Mann eingehändigt wird, weil dieser hört, dafs der junge Wanderer nach der Schweiz zu reisen gedenkt. Diefs ist nun zwar vortrefflich erfunden; aber wir können doch nicht umhin, eine kleine Täuschung zu ahnden, und den Vf. der Reisebeschreibung auch für den Vf. der Biographie zu halten. Der Stil in Prosa und Versen — denn ein Drittheil des Buches besteht aus eingeschalteten Gedichten — das Raisonnement, der Geschmack und die Gesinnungen sind in beiden Abtheilungen von einer bewundernswürdigen Aehnlichkeit. Der achtzigjährige Einsiedler schreibt vollkommen wie ein junger Mensch, der so eben die Klosterschule verlassen hat, und nichts belustigender kennt, als elende Schulstreiche, die er seinen Lesern in groser Menge und in ausführlichen Erzählungen mittheilt. Die Geschichte hat weder Zusammenhang noch Interesse, und ist durch eine Anzahl von eingeschalteten Erzählungen, die mit der Hauptsache nicht in der mindesten Verbindung stehn, aufgeschwellt. Zur Probe des Stils mögen folgende Stellen dienen. S. 10. „Sehr verschieden war das Colorit, in dem sie (die Gegend) durch den Frühnebel hindurch dem Auge erschien. Ostsüdwärts, wo der Nebel am dichtesten lag, grau; südwärts, wo er weniger dicht lag, dämmernd dunkelblau; südwestwärts, wo man fast nichts vom Nebel spürte, hellblau." S. 204 „auf einer sanft in der Mitte niedergedrückten und zu beiden Seiten lieblich aufschwellenden Streu von Rosenblättern, fand ich hier meine schlafende Lina, und der ätherische Schleyer nachläfsiger Grazie deckte die leicht aufgelöfst, in einem Meere der reinsten Wollust zu schwimmen scheinenden Glieder ihres idealisch schönen Körpers."

Augsburg, b. Stage: *Ludwig von Winckelmanns Edlen auf Uermitz* (Comitialgesandten in Regensburg) ...

burg) neues Malerlexicon zur nähern Kenntniſs alter und neuer guter Gemälde, nebſt einem Anhange von Monogrammen. 1796. Vorr. XVI S. und 287 S. gr. 8.

Schon im Jahr 1770 gab der Vf. ſein kurzes Malerlexicon heraus. Daſſelbe erſchien ſodann im J. 1781 unter dem Titel eines Handbuchs zur nähern Kenntniſs alter und guter Gemälde, weit vollſtändiger, mit einem Regiſter, in welchem gezeiget wurde, in welchem Fache ſich dieſer oder jener Meiſter vorzüglich ausgezeichnet hatte. Während dieſer Zeit hatte der Vf. Gelegenheit verſchiedene Sammlungen von Gemälden zu ſehen, manche ſchöne Originalgemälde kennen zu lernen, auch manche, bisher unbekannt gebliebene Meiſterſtücke zu entdecken, und auf dieſe Art ſeine, ohnedem ſchon groſsen und gründlichen Kenntniſſe der Gemälde zu vervollkommnen. Dieſes, und die mit verdienten Beyfall aufgenommenen vorhergehenden Verſuche veranlaſsten ihn denn nun, durch dieſe neue, ungleich vollſtändigere Ausgabe den Wunſch der Kenner und Liebhaber zu befriedigen, demſelben aber auch dadurch einen vorzüglichen Werth zu geben, daſs er nicht nur am Ende ein Verzeichniſs der Monogrammen und Unterſchriften der Maler auf ihren Gemälden beyfügte, ſondern auch überall bemerkte, welche Gegenſtände ſich dieſer oder jener Künſtler zu ſeiner gewöhnlichen Arbeit zu wählen pflegte. Indeſſen bedauert der Vf. ſelbſt, daſs dieſes ſein neues Werk, in Rückſicht der Beſchreibung der neuen Meiſter noch unvollſtändig habe bleiben müſſen. Aber mit welchem Recht könnte dieſes auch von einem einzigen Manne gefodert werden? Man wird vielmehr das, was derſelbe in Anſehung der vorhergehenden Jahrhunderte geleiſtet hat, mit Dank erkennen, und die Fortſetzung bis auf die neueſten Zeiten folgenden Sammlern und Kennern, ohne deswegen die groſsen Verdienſte des Vf. zu verkennen, überlaſſen müſſen. Uebrigens werden die Winke, die der Vf. anfangenden Gemäldeliebhabern in der Vorrede giebt — wie Originalgemälde von Copien zu unterſcheiden ſeyn möchten — wie zu beſtimmen, ob dieſes oder jenes Gemälde wirklich von dieſem oder jenem Meiſter, wofür es ausgegeben wird, ſey — u. dgl. auch geübtern Kennern nicht unwillkommen ſeyn. Der Vf. hat die alphabetiſche Ordnung erwählet. Von jedem Meiſter, deren über 1800 namhaft gemacht werden, wird der richtige Name deſſelben, der Ort und die Zeit ſeiner Geburt, ſo wie auch ſeines Todes, ſeine Manier, und vorzüglich die Gegenſtände, die er bearbeitete, zwar kurz, doch hinreichend und für den Kenner und Liebhaber befriedigend bemerket. Beygefügt iſt ein doppeltes Verzeichniſs. Das erſte zeiget, in welchem Fache der Malerey die Künſtler und Maler kennbar ſind. Daſſelbe iſt ſo eingerichtet, daſs dieſe Fächer nach alphabetiſcher Ordnung angeführt werden, z. B. Architectur, Alterthümer — Baumſchlag — Bataillen, Feldſchlachten, Seeſchlachten — Blumen, Früchte, Obſt, Kräuter u. ſ. w. Unter dieſen Rubriken ſtehen dann die Künſtler nach dem Alphabet. Das zweyte Verzeichniſs enthält verſchiedene Monogrammen und Unterſchriften von Malermeiſtern. Uebrigens würden es nur groſse Kenner verſuchen dürfen, mit Verbeſſerungen und Zuſätzen zu einem Werke von dieſer Art hervor zu treten. Um ſo viel weniger kann dieſes Rec. wagen. Doch nur ein paar Kleinigkeiten. S. 63 wird geſagt, daſs die Dietſchiſche Familie zu Nürnberg theils zu Ende, theils zu Anfang dieſes Jahrhunderts gelebt habe. Allein die letzte von dieſer Familie, Margaretha Barbara Dietſchin, eine ungemein geſchickte Blumenmalerin, ſtarb erſt im October 1795 und zwar ledigen Standes. Nähere Nachricht von dieſer berühmten Familie geben Hn. Hofr. Meuſels neue Miſcellaneen 3 St. S. 382 u. f. — S. 104 wird geſagt, Johann Horemans habe alles auf Leinwat gemalt. Allein Rec. ſelbſt beſitzt zwo, äuſserſt ſchätzbare — auf Holz gemalte Tafeln von demſelben. Unten auf dem einem derſelben ſteht ganz deutlich: J. Horemanſ. Ungern hat Rec. die beiden nürnbergiſchen Miniatur- und beſonders Inſectenmaler, den Auguſt Johann Röſel von Roſenhof und deſſen Eidam Chriſtian Friedrich Carl Kleeman vermiſſet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. Jena, b. Göpferdt: *Ueberſicht der Zeichen für die neuere Chemie*, von D. *Alex. Nicol. Scherer.* 1796. 1 Bog. Folio. Die franzöſiſchen Chemiker, welche bey den Entdeckungen, welche in unſern Tagen in der Chemie gemacht wurden, es nöthig fanden, eine neue Nomenclatur einzuführen, änderten auch die bisher üblichen chemiſchen Zeichen ab. Die Hn. *Haſſenfratz* und *Adet*, welche dieſes Geſchäfte übernahmen, ſuchten durch dieſe Zeichen die Verbindungen ſelbſt, welche ſie darſtellen, gleichſam vor Augen zu legen. Durch Hn. v. *Meidingers Ueberſetzung der chemiſchen Nomenclatur*, und ſein *Syſtem der chemiſchen Zeichen*, iſt dieſe Arbeit auch in Deutſchland bekannter geworden. Die von Hn. *Scherer* hier gelieferte Tabelle enthält nichts Neues, ſondern liefert nur eine gedrängtere Ueberſicht dieſer Zeichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. October 1797.

PHYSIK.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Abhandlung über die verbesserte Bereitungsart der weissen Stärke und des Puders, nebst Anlegung einer verbesserten Stärkefabrik*, als ein Beytrag zur Technologie, von *C. F. V. Jägerschmid.* Mit einer Kupfertafel. 1797. 151 S. 8.

Diese kleine Schrift wird gewiss jedem, der sich bisher nach der allgemein eingeführten Methode, die Stärke durch Austreten zu bereiten, beschäftigt hat, und das Geschäft zu vergrössern wünscht, sehr willkommen seyn, zumal da der Vf. diesen Gegenstand sehr gut behandelt, und vorzüglich die Art das Gährungsgeschäft abzukürzen, getreu beschreibt. In der Einleitung redet der Vf. von dem Ursprung des Namens dieses Produkts und von dem ausgebreiteten Gebrauch desselben. Er erwähnt zugleich die verschiednen Stärkearten, welche im Handel vorkommen, und giebt die Naturkörper an, welche zur Bereitung der Stärke angewendet werden können. Zugleich bemüht er sich, das Gährungsgeschäft nach Lavoisier's Lehre ins Licht zu stellen, doch merkt Rec. dabey an, dass nach eben dieser Lehre nicht Lebensluft, entzündliche Luft und Kohlenstoff die Bestandtheile des zuckerartigen Bestandtheils im Mehl so wie aller gährungsfähigen Substanzen seyn können, sondern dass bloss die Grundlagen dieser beiden Luftarten nämlich der Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff als Bestandtheile derselben angenommen werden müssen. Uebrigens zerfällt das Buch in zwey Theile. Der erste Theil handelt die Stärke- und Puderbereitung ab, und der zweyte die Benutzung des Abfalls. Im ersten Theil, der noch in acht Hauptstücke abgetheilt ist, ist die Rede von der vortheilhaften Anlegung einer Stärke- und Puderfabrik, nebst Einrichtung der nöthigen Geräthe, welche durch ein Kupfer anschaulich gemacht werden. Es ist hierbey vorzüglich auf den Preis des Weizens, auf die Güte des Wassers, auf den Arbeitslohn, auf Feuermaterial, gangbare Strassen u. s. w. zu sehen. Von Seiten der Polizey ist auch darauf zu sehen, dass das nicht mehr zu brauchende Wasser leicht weggeleitet werden könne. — Der Vf. erzählt dabey einen Fall, wo das Wasser nach und nach in die Erde drang, und die benachbarten Brunnen durch einen übeln Geruch und Geschmack so verdarb, dass die Brunnen nicht mehr genutzt werden konnten, und man an diesem Orte die Fabrikatur der Stärke einstellen musste. Das Einmaschen geschieht, nachdem der Weizen gehörig gereinigt ist, warm, und dann ist in zwey Tagen und Nächten die Gährung beendigt, wozu nach dem mehr gewöhnlichen Verfahren wohl 14 Tage nöthig sind. Nachdem die Gährung beendigt ist, geschieht das Treten oder Educiren vermittelst einer Maschine, die aus zwey auf der hohen Kante herumlaufenden Steinen bestehet, die durch Pferde in Bewegung gesetzt werden. Ist alles gehörig zermalmet, so wird die Stärke durch erwärmtes Wasser ausgespült. Hierauf kommt es zum Durchschlagen und Filtriren der Stärke. Das Durchschlagen geschieht durch Siebe, welche von Arbeitern hin und her bewegt werden, und das Rückständige wird mit lauwarmen Wasser ausgewaschen. Die Siebe müssen nach dem Gebrauch sogleich ausgebrühet werden, weil sonst der leimige Bestandtheil antrocknen und die Oeffnungen der Siebe verstopfen würde. Das Wasser muss über der sich abgesetzten Stärke so lange als möglich stehen bleiben, weil dadurch das leimigte Wesen mehr ausgezogen wird. Das Filtriren geschieht in Tropfsäcken, die in Kübeln hängen, und dadurch wird die Stärke von der Feuchtigkeit befreyet. In der Spitze der Tropfsäcke soll sich die feinste Stärke befinden. Die Stärke wird darauf sortirt, in Tafeln geformt, oder als Brockeln in Handel gebracht. Das Trocknen geschieht im Sommer auf lüftigen Böden und im Winter durch Ofenwärme. Bey der Puderbereitung ist vorzüglich auf das Krachen zu sehen. Weingeist thut dabey nichts, alles liegt in der zweckmässigen Trocknung. Beym 25. Grad Reaum. erhalte der Puder die krachende Eigenschaft und behalte solche bis zum 62. Grad — er müsse daher nicht an einem Orte getrocknet werden, wo er bis zum 62. Gr. Reaum. erhitzt werde. Im zweyten Theil wird Anleitung gegeben, wie man das dabey fallende Sauerwasser zur Bereitung des Brannteweins benutzen könne. Am Ende noch etwas von der Mastung und Ertragsberechnung der ganzen Anstalt.

PHILOLOGIE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Vermischte Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische.* Von *G. F. Herrmann*, M. A. und Lehrer der lebenden Sprachen in Wismar. 1795. 320 S. 8.

Vor den Aufsätzen, die zum Uebertragen ins Englische bestimmt, und mit Vocabeln und Phrasen unter dem Texte versehen sind, gehen Sprachregeln her, 38 an der Zahl, nach welchen der Uebersetzer arbeiten soll. Mit dieser Einrichtung ist Rec. vollkommen zufrieden, auch findet er die Aufsätze, welche aus Fa-

Fabeln, kleinen Geschichten und Erzählungen, Briefen von verschiedenem Inhalte, und Betrachtungen über Gegenstände der Natur bestehen, wohl gewählt. Aber den meisten Regeln fehlt das Gepräge der Richtigkeit und Vollständigkeit.

Die 1ste sagt: „Die eigenen Namen der Menschen, Städte, Länder, Tugenden, Laster, Elemente und alle Hauptwörter, die in einem allgemeinen Verstande genommen werden, haben keinen Artikel vor sich stehen, als *Peter*, *fire*, *temperance*" Ist denn z. B. *the elder Peter*, oder *The Alexander of the north*, oder *He is a Cicero with regard to eloquence*, oder *The temperance of his judgment pleases me*, oder *The fire on the hearth is out*, oder *God sees the virtues as well as the vices of all men* u. s. w fehlerhaft? Es müsste also diese Regel genauer ausgedrückt seyn.

Die 2te sagt: „*The* heisst oft *je*, *desto*, als *the sooner the better*." Auch hier bleibt der Anfänger in Ungewissheit, denn *oft* ist nicht *immer*, wie die gesunde Vernunft lehrt. Nur der feste Satz: *Je und desto vor einem Comparativ drückt man beständig durch the aus*, könnte ihn aus der Verlegenheit reissen, und er würde nicht nur das angeführte Beyspiel, sondern auch jeden andern gleichartigen Ausdruck, wie *the rather desto eher*, oder *um desto lieber* u. s. w. leicht einsehen.

Die 3te sagt unter andern: „Der unbestimmte Artikel *a* stehet auch nach *many mancher, viel*." In der Bedeutung *mancher* ist es wahr, aber bey *many viel*, richtiger *viele*, der Plural von *much*, lässt sich dieser Artikel nicht denken. Vor Alters sprach der Engländer zwar oft *many a times*, doch heutiges Tages heisst es *many a time* oder *many times*.

Die 4te sagt: „Wenn von einem Gewichte oder Masse die Rede ist, oder eine Handlung angezeigt wird, so wird der bestimmte Artikel in den unbestimmten *et vice versa* verändert; als *cherries sell 3 pence a pound; to play the fool*." Wie schwankend ist der Ausdruck *eine Handlung angezeigt wird*. Hiesse es, *wenn ein gewisser Charakter auf der Bühne vorgestellt, oder ausser ihr durch Handlungen verrathen wird*, so dürfte der Anfänger es treffen.

Die 5te sagt: „Folgende Redensarten sind zu merken: *he is a coming*, *he goes a hunting*, *at two a clock*, *a foot* zu Fuss, *a bed* im Bette." Es fehlt die Ursache der Merkwürdigkeit, welche keine andere ist, als dass die Sprache des gemeinen Lebens oft eine Präposition in *a* verwandelt, als *two a clock* für *two of clock; he goes a foot* statt *he goes on foot*; *he lies a bed* statt *he lies in bed* u. s. w. Ueberdem sind die von dem Vf. angeführten Redensarten nicht die einzigen dieser Gattung.

Die 8te sagt: „Der Dativus wird gemacht nach Haupt- oder Beywörtern, die ein Verlangen, Freundschaft, Hass, ein Amt u. s. w. anzeigen." Man spricht ja nicht *his desire* (*longing*) *to gold*, nicht *he is desirous to glory*. — Die philosophische, d. h. vernunftmässige Grammatik lehret besser den Dativ zu gebrauchen. S. Lowth, Harris, Monboddo u. s. w.

Die 9te sagt: „Auf die Frage *wohin*, wird bey Ländern *for*, bey Städten und Orten *in*, *into* vor dem Hauptworte gesetzt." Ist es fehlerhaft zu sprechen oder zu schreiben *the ship sails for Amsterdam — they embarked for London — he is bound for Lisbon — he went into Italy — he enquired the expence of the passage by sea home to England — let's go to town?* Es müsste also auch diese Regel näher bestimmt seyn; nicht weniger der Zusatz: „Auf die Frage *wo* wird *at*, *in* vorgesetzt," denn es ist ein eben so grosser Unterschied zwischen diesen Präpositionen zu machen, als im französischen zwischen *à* und *dans* oder *en*.

Die 10te sagt: „Die Beywörter (Adjectiva) stehen gemeiniglich vor den Hauptwörtern, ausser wenn *so* vor einem Beyworte steht, so wird es dem Hauptworte nachgesetzt, als *a house so elegant*." Ist denn *so elegant a house*, oder *so elegant houses*, oder *so much money*, oder *so little taste*, oder *so fine verses*, oder *so convincing proofs* u. s. w. fehlerhaft?

Eben so unvollständig ist unter andern die 25ste Regel: „*Lassen* wird durch *suffer*, *get*, *let* übersetzt." Erstlich ist der Unterschied zwischen diesen Wörtern nicht angegeben, und zweytens fehlt *leave* und *make*, welche auch nicht synonymisch sind. — Dieselbe Unvollständigkeit sieht man in der 35ten Regel: „Das Mittelwort (Particip) wird gemacht nach folgenden Vorwörtern, *by*, *for*, *from*, *of*, *with*, *without*, *on*, *upon*." Warum nicht auch nach *after*, *at*, *about*, *between*, *in within* und andern Präpositionen? — Man sieht sie auch in der 36ten: „Nach *if*, *tho'* wird zierlich (!!!) der Conjunctivus gemacht." Diese Conjunctionen lässt der Engländer nur dann den Conjunctiv regieren, wenn etwas zufälliges oder zweifelhaftes folgt, aber sobald das Gegentheil erhellen soll, erfodern sie den Indicativ. S. *Lowth's Introd. to engl. Grammar*, London 1778. S. 134 u. 135. — In der 38ten Regel stehet *but less* und *to fear less*. Es sollte in beiden Fällen *lest* heissen, denn dieses bedeutet *damit nicht*, aber *less weniger* oder *kleiner*, und diese so heterogenen Wörter dürfen ja nicht verwechselt werden!

Paris, b. d. Vf. u. b. Barret: *La prononciation françoise déterminée par des signes invariables, avec application à divers morceaux, en prose et en vers*, contenant tout ce qu'il faut savoir pour lire avec correction et avec goût; suivie de notions orthographiques, et de la nomenclature des mots à difficultés. Par *Urbain Domergue*, membre de l'institut national, et professeur de grammaire générale à l'école centrale des quatre-nations. L'an V de la Rép. franç. 312 S. 8.

Diese Anweisung hat, wie die Vorrede sagt, den Zweck, eine reine Aussprache in der ganzen französischen Republik einzuführen, weil die Gleichheit die Provinzen auslöscht, und die Politik die Vertilgung des

des *patois* befiehlt. Allerdings ein grofser und lobenswerther Zweck; denn den Repräfentanten des franzöfifchen Volks bietet fich oft Gelegenheit dar, für das Wohl des grofsen Staatskorpers zu fprechen; und unftreitig gereicht es ihnen zur Ehre, und den Zuhörern zum Vergnügen, wenn ihre Rede das Gewand einer correcten Ausfprache trägt. Der Nachbar der italienifchen, deutfchen und fpanifchen Länder findet in diefem Buche eine meifterhafte Vorfchrift feine Mundart zu verbeffern, und fie nach dem Mufter der Hauptftadt, befonders der feinern, gefchmackvollen Einwohner und der beften Redner, zu bilden. Gewiffe Zeichen, die fehr glücklich gewählt find, weil fie natürlich und fafslich fcheinen, deuten die befte Ausfprache an. Ihnen kommen Regeln und Beyfpiele zu Hülfe, womit der Vf. jeden Buchftaben, er fey Vocal oder Confonant, begleitet. Die Theorie wird dann durch längere Lefeübungen, welchen die Zeichen der Ausfprache zur Seite ftehen, anwendbar gemacht, zuerft in fimpler Profe, hernach in erhabener oder rednerifcher Profe, und endlich in Verfen. Kurz, man erblickt den Unterfchied zwifchen der Sprache des gemeinen Lebens, und der Ausrede bey feyerlichen und poetifchen Gegenftänden. Mit Recht heifst es S. 6.: *Tous les françois connoiffent une partie de la faine prononciation, peu la poffèdent tout entière, et, dans un fyftème où tel figne ne fignifie rien, où le figne de telle chofe en fignifie une autre, au milieu de mille menfonges orthographiques, quel oracle confulter pour la prononciation? L'academie eft un oracle muet; Féraud, un oracle trompeur.* — Dafs der Vf. nicht etwa ein mittelmäfsiges Lehrgebäude liefert, erhellet aus folgenden Worten: *J'ai écouté avec attention, et noté avec foin la prononciation de Lekain, de Brizard, de nos grands maîtres en l'art de la parole. Mon oreille avide a reçu et calculé tous les fons de ces femmes ftudieufes de tous les moyens de plaire, dont l'organe profodique communique au langage tant de grace et d'interêt.*

J'ai affemblé un juri grammatical; je lui ai foumis mon travail, et l'examen a été fuivi d'une approbation qui me raffure.

Enfin, j'ai fait, par la voie des papiers publics, un appel à tous ceux qui fe font particulièrement livrés à l'étude de notre prononciation, avec invitation de dénoncer et les nuances que j'ai pu mal noter, et celles que j'ai pu omettre, femblable à cet imprimeur qui, jaloux de donner des éditions fans tache, expofoit les épreuves aux regards du public, et promettoit une récompenfe à quiconque trouveroit une faute.

Mit diefem Lehrgebäude vereint der Vf. fein Syftem einer neuen Profodie, das nicht nach d'Olivet und deffen Nachbetern geformt ift, welche die franzöfifche nach der lateinifchen Profodie berechneten, fondern nach der Natur der franzöfifchen Laute, und daher nur achtzehn richtige und hinlängliche Regeln begreift, da hingegen das unüberfehbare und fehlerhafte Syftem von d'Olivet in 163 Regeln zerfliefst. Der Liebhaber der franzöfifchen Sprache lernt in der Folge diefes wackern Buches, aufser dem *Worttone*, auch den *Redeton* deutlich kennen, die jetzt als die befte anerkannte *Orthographie* der Wörter, den *Unterfchied* und *Gebrauch der Redetheile*, und das alles nach keiner alltäglichen, fondern philofophifchen und doch fehr einleuchtenden Methode. Mit einem Worte, das Urtheil (vermuthlich eines Cenfors) vor dem Titel fagt nicht zu viel: *Ce livre embraffe en entier la théorie et la pratique de la prononciation françoife, eft propre à corriger toutes les prononciations vicieufes, eft néceffaire à l'etranger, à l'habitant de département, et ne fera pas fans utilité pour le parifien lui-même. Il renferme tout ce qu'il faut favoir pour l'orthographe des mots et des phrafes, d'après un fyftème de claffification neuf, philofophique, et à la portée de l'intelligence la plus commune. Ce traité, d'où l'on a écarté tout ce qu'il y a, dans cette étude, d'inutile, de faux et d'ennuyeux, offre, en un petit nombre de pages, les avantages réunis du dictionaire et des règles grammaticales. C'eft un livre vraiment élémentaire, qui convient aux écoles primaires, aux inftitutions libres des deux fexes, et à l'education domeftique.*

Es wäre zu wünfchen, dafs von diefem nützlichen Werke ein Auszug für junge Deutfche erfchiene; doch müfsten die Laute der franzöfifchen Buchftaben, deren Kenntnifs Hr. Domergue gröfstentheils vorausfetzt, und befonders bey den Confonanten nur durch Beyfpiele aus feiner Sprache erklärt, fehr genau beftimmt werden, als in *famille*, *agneau*, *falut*, *rofe*, *azur*, *jufte*, *choifir* u. f. w. Auch würde man wohl thun, dem deutfchen Auge andere Zeichen der Ausfprache vorzulegen, und ftatt der meiften Lefeübungen, welche ftarken Republicanifmus (*la haine de la tyrannie et l'amour de la liberté*) athmen, Bruchftücke von einem andern Gepräge zu wählen; denn nicht jede Münze gilt in jedem Lande.

Koburg, b. Ahl: *Contes moraux par M. Marmontel.* Mit deutfchen Noten zum Schulgebrauch und Selbftunterricht herausgegeben. 1797. 463 S. 8.

Der ungenannte Herausgeber glaubt den Anfängern in der franzöfifchen Sprache einen wefentlichen Dienft zu erzeigen, dafs er ihnen die moralifchen Erzählungen von Marmontel abdrucken läfst, und felbige mit deutfchen Noten begleitet, welche die Schwierigkeiten des Originals erklären follen. Mit diefen Noten hat fich's aber der Herausgeber fehr leicht gemacht. Er reifst aus der Schützifchen Ueberfetzung die einzelnen Ausdrücke und Phrafen heraus, und fetzt fie in Noten unter den Text, z. B. unter *que de titres pour avoir tous les ridicules*, *waren dies nicht eben fo viel Freypäffe um ihm die lächerlichften Thorheiten durchgehen zu laffen;* unter *delicateffe*, *Grübeley;* unter *je le faurai*, *hier mufs ich klar fehen;* unter *étoit furieufe*, *hätte vor Aerger verzweifeln mögen*, und dergleichen mehr auf jeder Seite. Bedachte denn der Herausgeber gar nicht, dafs es ganz was anders ift, ein Werk des Witzes für die gebildete Lefewelt zu überfetzen; und ganz etwas anders, Redensarten einer

ner fremden Sprache für angehende Lehrlinge zu erklären? Mit der Güte der Schützischen Uebersetzung, die er hier gedankenlos in Phrasen zerrissen hat, kann er sich keineswegs entschuldigen, bloss die Finger und nicht den Verstand bey diesem Machwerk gebraucht zu haben.

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Sammlung deutscher Briefe zum Uebersetzen in das Italienische, für Aufänger, Schulen und Kaufleute.* Von *Agostino de' Valenti*, öffentlichen Lehrer der italienischen Sprache auf der Universität Jena. 1796. 310 S. 8.

Die hier vorgelegten Briefe sind grösstentheils aus italienischen Originalen ins Deutsche übersetzt, damit sie der Schüler, mit Hülfe einer brauchbaren Grammatik, wieder in das Italienische übertragen, und durch solche praktische Uebung weitere Fortschritte in der Sprache machen solle. Zu diesem Endzwecke steht unter dem Texte eine Phraseologie, welche die originellen Ausdrücke und Wendungen durch Zahlen nachweiset. Rec. lobt es übrigens, dass der Herausgeber vornehmlich Briefe in seinen Plan aufnahm; denn die deutsche Jugend, sie widme sich einer Kunst, oder einer Wissenschaft, hat bey zunehmendem Alter eher Gelegenheit einen italienischen Briefwechsel zu führen, als in einer andern Gattung des italienischen Stils zu schreiben. Doch findet sich auch eine Sammlung von Erzählungen, witzigen Einfällen, moralischen Sentenzen, Sprichwörtern und Formularen der gewöhnlichsten Gespräche in diesem Buche. Nur die Liebesgeschichte der Sigismunda und Guiscards hätte wegbleiben, oder mit einem andern ächt italienischen und dabey moralischen Stücke vertauscht werden sollen, weil das Buch, wie Titel und Vorrede sagen, besonders für junge Leute, sogar für Schulkinder bestimmt ist, welchen ein so wollüstiges Gemälde nicht vorgehalten werden müsste. Auch wird man wünschen, dass die häufigen Druckfehler angezeigt wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Kiel*, gedr. von Mohr: *Lyrische Gedichte aus dem Lateinischen übersetzt.* Ein Versuch für seine Zuhörer von *Johann Adolph Nesser*, Professor der Philosophie auf der Universität zu Kiel. 1795. 94 S. 8. (7 gr.) — Wir wünschten zu einiger Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung für diese kleine Schrift annehmen zu dürfen, es sey auf dem Titel ein Druckfehler vorgefallen, und solle heissen: *Versuche von seinen Zuhörern herausgegeben von* u. s. w. Freylich bliebe dann immer noch die Frage: wie man doch so unvollkommne Schulübungen dem Druck übergeben konnte? In der That, die Literatur wird nicht vorwärts dadurch gebracht, wenn man sich nicht schämt, Arbeiten, die Andern schon weit besser gelungen sind, von neuem zu machen. Diese Sammlung enthält einige Gedichte des Catullus und einige Oden des Horatius. Von dem letztgenannten haben wir zwar noch keine vollständige poetische Nachbildung, und jenem überall in seinem Muthwillen zu folgen, verbieten sogar unsre Sitten. Doch haben Ramler, durch die seinen Gedichten angehängten und in der Berliner Monatsschrift erschienenen Uebersetzungen horazischer Oden, dann Klopstok und Voss durch einzelne Bruchstücke schon gezeigt, wie man diesen Dichter übertragen soll. Die vorliegenden Stücke aus dem Horatius, obgleich mit abgesetzten Zeilen gedruckt, sind gar nicht einmal metrisch gearbeitet, und versetzen uns in das Zeitalter der ehemals beliebten poetischen Prosa zurück. Bey den catullischen Gedichtchen, ist zwar meistens ein gewisses Sylbenmaass beobachtet, doch ist es zum Theil nicht das der Originale, und dies hat einen wesentlichen Einfluss auf den Charakter eines Gedichts, wenn z. B. Hendekasyllaben in eilfsylbige Jamben verändert werden. Doch würde wahrscheinlich auch bey grösserer Genauigkeit hierin, wie jetzt, die Schalkhaftigkeit, Naivetät und ganz eigne Süssigkeit des Catullus verschwunden seyn. Ist der Vf. so wenig in unsern Dichtern bewandert, dass ihm Ramlers Uebertragung der Klage auf den todten Sperling entgangen war? Und wenn er sie kannte, hatte er so wenig Takt, dass er die seinige (S. 6.) ihr gleich stellen konnte? Gleich der Anfang des ersten Stücks lautet:

> Wem weih' ich dieses neue Spiel der Laune,
> Was jüngsthin erst der trockne Bimsstein feilte?

Wie kann der Bimsstein etwas *feilen?* und noch dazu *ein Spiel der Laune?* Im Originale steht *glätten*, und nicht der Inhalt des Buchs, sondern *das artige neue Büchlein* selbst. Der Anfang der horazischen Oden:

> Mäcenas, Sprosse von Königsahnen,
> Du meines Lebens Glück, mein Stolz!
> Der freuet des Staubes sich, der
> Auf Olympias Rennbahn ihn deckt; u. s. w.

verspricht nichts besseres und die geringe Erwartung wird überall bestätigt. Wer mit den alten Dichtern vertraut und seiner Muttersprache ein wenig mächtig ist, wird aus dem Stegereif besser übersetzen. Es wäre zu wünschen, dass in unsern Schulen an die Stelle der mehrentheils abgekommnen Uebungen in lateinischen Versen metrische Uebersetzungen alter Dichter gesetzt würden: doch müssten sich Lehrer, die wie der Vf. noch gar nicht zu wissen scheinen, wie weit die Nachbildungskunst, besonders in Ansehung der Alten, in unsrer Sprache schon gediehen ist, gefallen lassen, sich hiebey fürs erste unter die Schüler zu begeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. October 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Weidmannischen Buchh.: *Titus Lucretius Carus von der Natur.* Ein Lehrgedicht in sechs Büchern. Ueberſetzt und erläutert von *Johann Heinrich Friedrich Meineke*, des Fürſtlich Quedlinburgiſchen Gymnaſii Rector u. ſ. w. 1795. *Erſter Band.* XXIV und 414 S. *Zweyter Band.* 405 S. 8.

Wenn wir uns bey der Beurtheilung dieſer Ueberſetzung an den Geſichtspunkt halten wollten, welchen der Vf. in der Vorrede S. XX. angiebt, daſs er dieſelbe jungen Studirenden, denen es an Vorkenntniſſen oder an Hülfsmitteln fehlt, als ein bequemes und nicht ganz geſchmackloſes Erleichterungsmittel ihrer Privatſtudien beſtimme; ſo würde ſich unſere Kritik faſt lediglich auf die Unterſuchung der Richtigkeit in der Uebertragung des Sinnes, und die Beurtheilung der Zugaben einſchränken müſſen, welche die Einſicht in das Syſtem Epicurs und ſeines Interpreten zu befördern dienen. Aber wir halten es um deſto weniger für nothwendig, uns in dieſe engen Gränzen einzuſchlieſsen, welche das Verdienſt des Ueberſetzers unnöthiger Weiſe ſchmälern, da er es ſeinen Beurtheilern frey ſtellt, ſeine Arbeit als ein ausgeſtelltes Kunſtwerk anzuſehn, und eine ſtrenge Beurtheilung, auch in dieſer Rückſicht, nicht von ſich weiſt. Wir glauben dem Vf. unſere Achtung nicht beſſer an den Tag legen zu können, als wenn wir ſein Verlangen, ſoweit es in unſern Kräften ſteht, zu erfüllen ſuchen.

Es erregt kein ungünſtiges Vorurtheil für dieſes Werk, daſs Hr. *Wieland*, welcher bey Gelegenheit eines ziemlich verunglückten Verſuches eines Ungenannten (im Deutſchen Merk. J. 1792. September) das Ideal eines Ueberſetzers des Lukrez aufgeſtellt hatte, den Vf. der gegenwärtigen Ueberſetzung (im D. M. 1793. May.) zur Vollendung ſeiner Arbeit auffoderte; wenn wir gleich nicht eben behaupten möchten, daſs er ſich bey Beurtheilung der dort ausgeſtellten Proben von Hn. M. ſeines eigenen Maaſsſtabes mit Strenge bedient habe. Hier die Foderungen zu wiederholen, welche Hr. W. am a. O. an den Ueberſetzer eines der älteſten und ehrwürdigſten lateiniſchen Dichters thut, würde in mehr als einer Rückſicht zweckwidrig ſeyn; nur können wir in dem Eingange dieſer Kritik nicht verbergen, daſs wir es, nach unſerer Einſicht, für unmöglich halten, auch bey der Erfüllung jener ſtrengen Foderungen, eine Ueberſetzung des Lukrez zu liefern, die der Dilettant mit Vergnügen, der Kenner des Originals mit Befriedigung leſen würde. Daſs hier nicht von einzelnen Stellen die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt. Denn da, wo der Stoff der poetiſchen Behandlung entgegenkömmt, nöthigt uns L. die Ueberzeugung ab, daſs er den Virgil ſelbſt übertroffen haben würde, wenn ihn nicht ſeine Bewunderung des epicuriſchen Syſtems auf dieſen Stoff geführt hätte; ſo wie uns einige Stellen, in denen er dem Genie ſeines Meiſters huldigt, ahnden laſſen, daſs er durch die Bewunderung dieſes Syſtems zum Dichter geworden ſeyn würde, wenn er lieber die Rolle eines philoſophiſchen Dichters, als die eines poetiſirenden Philoſophen hätte ſpielen wollen. Jene einzelnen Stellen aber, die durch ihre unübertreffliche Schönheit das Verlangen, den L. in die Mutterſprache überzutragen, nur allzuleicht reizen, können keinesweges zum Maaſsſtabe des Ganzen gemacht werden; und diejenigen, welche etwa nur die Eingänge, oder einige meiſterhafte Beſchreibungen und moraliſche Tiraden dieſes Dichters geleſen haben, werden nicht den kleinſten Theil der Schwierigkeiten ahnden, die ein Ueberſetzer des ganzen Gedichtes zu beſiegen findet. Wenn ihn die Magerkeit des Stoffs, der faſt gänzliche Mangel des dichteriſchen Schmuckes und die trockene Einförmigkeit der Wendungen und Uebergänge nicht zur Verzweiflung bringt, ſo muſs es wenigſtens die Wahrnehmung thun, daſs dem lateiniſchen Dichter, bey allen dieſen Mängeln, doch ein gewiſſes unnennbares Etwas bleibt, das ſeine Sprache über die Proſa erhebt, und ſogar bisweilen mit einem Scheine poetiſchen Colorites täuſcht. Die alten Formen der Sprache, deren ſich der Nachfolger des *Ennius* noch mit einer Freyheit bedienen durfte, die ſeinen eignen Nachfolgern ſchon unterſagt war; der volle Klang des römiſchen Dialectes ſelbſt; der feſte Tritt des Hexameters, dem einige Rauheit bisweilen ſogar einen Zuſatz von Würde zu geben ſcheint; alle dieſe Umſtände, deren Wirkung faſt überall durch den alles durchdringenden Geiſt unwandelbarer und innig beglückender Ueberzeugung verſtärkt wird, tragen vereint dazu bey, jene Täuſchung hervorzubringen. Aber was kann der deutſche Ueberſetzer in dieſen Fällen thun, wo der Dichter ihn ſinken läſst? Er kann weder ſeiner Sprache ihre zahlreichen Vorſchlagsſylben, ihren Artikel und die Menge einſylbiger, für Gehör und Einbildungskraft gleich unbedeutenden Wörter entziehn; noch kann er den deutſchen Hexameter, auch durch den ſorgfältigſten Gebrauch aller proſodiſchen Kunſtgriffe, zu der Würde des

des römischen erheben; noch wird er, wenn er nicht etwa selbst ein zweyter *Lukrez* ist, die Begeisterung des Glaubens an die Stelle der poetischen Begeisterung setzen können. Wenn daher etwa in folgenden Versen (VI. 1079.)

Nec tibi tam longis opus est ambagibus usquam,
Nec mihi tam multam hic operam consumere par est:
Sed breviter paucis praestat comprendere multa.

das Ohr doch wenigstens gefüllt und durch eine gewisse Concinnität sogar ergötzt wird, so bleibt in der Uebersetzung nicht einmal dieses geringe Surrogat für den übrigen gänzlichen Mangel poetischer Diction:

— Du brauchst so weit nicht,
Freund, zu gehen, und ich — kann alles weitern Beweises
Ueberhoben seyn. Die Sache kürzlich ist diese.

Man vergleiche in derselben Rücksicht folgende Stellen. L. III. 371.

Illud in his rebus nequaquam sumere possis,
Democriti quod sancta viri sententia ponit,
Corporis atque animi primordia singula primis
Adposita alternis variare ac nectere membra.

Auch kann hierin nicht Democrits ehrwürdige Meynung
Angenommen werden. Er sagt: es passten so viele
Einzelne Seelenstoffe zu gleich viel Stoffen des Körpers,
Und dies wirk' alsdann die wechselseit'ge Verbindung
Unter den mancherley Gliedern. —

V. 196.

Quod si jam rerum ignorem primordia quae sint,
Hoc tamen ex ipsis coeli rationibus ausim
Confirmare aliisque ex rebus reddere multis,
Nequaquam nobis divinitus esse paratam
Naturam rerum; tanta stat praedita culpa.

Gesetzt, ich kennte das Wesen
Dieses Grundstoffs nicht: so wag' ich es doch aus des Himmels
Bau, und (der) Einrichtung so vieler anderen Dinge,
Diesen Satz zu behaupten: es sey bey unendlichen Mängeln
In der sichtbaren Welt, widersprechend, gleichwohl dieselbe
Für ein Meisterwerk allmächtiger Götter zu halten.

Wenn gleichwohl, unter diesen Umständen, das Wagstück einer Uebersetzung des ganzen L. unternommen worden ist, so erfordert es Pflicht und Billigkeit, das Horatzische *ubi plura nitent* zum Maasstabe der Vollkommenheit zu machen, und nicht mehr zu fodern, als wirklich zu leisten möglich war. Nach dieser nothwendigen Einschränkung kann diese Uebersetzung in mehr als einer Rücksicht Ansprüche auf ausgezeichneten Beyfall machen. Der Vf. derselben hat den Geist seines Originals zu fassen gesucht. — Da wo L. auf den Flügeln einer ächten poetischen Begeisterung getragen wird, fliegt er ihm oft mit glücklichem Erfolge nach; und da, wo der Römer, mit Beyseitesetzung seiner Pflichten als Dichter, zum trocknen Versificator wird, giebt er uns den Sinn und die Gedanken des Originals mit einer oft bewundernswürdigen Leichtigkeit und Klarheit wieder. Nur an einigen wenigen Stellen vermissen wir diese Eigenschaft; wie z. B. in folgenden Versen. III B. 133.

Also weil wir nunmehr die Natur des Geistes gefunden,
Und der belebenden Seel' als Theils des Menschen: so lass uns
Jenen, wer weiss woher (es fehlte die eigne Benennung)
Etwa von den Concerten in Helicons Haynen erborgten
Namen der Harmonie, *den Herrn*, die ihn borgten, *uns* lassen.

wo die Verbindung der Sätze, welche im Original vollkommen klar ist, dunkel und verschränkt erscheint, und noch überdies, um dieses beyläufig zu erinnern, die Bezeichnung der Gegner durch *die Herrn* einen höhnischen Nebenzug von so modernem Geschmacke giebt, dass ihn L. auf keine Weise anerkennen könnte. Folgende Zeilen, in denen der Dichter von der aus Träumen empfangenen Vorstellung der Götter spricht. (V B. 1177.)

Selig wähnten sie sie im höchsten Grade, theils darum,
Weil auf keine Art die Furcht des Todes sie quäle,
Theils auch, weil sie im Traum so viel von ihnen gewirkte
Wunderdinge sahn, doch ohne zu merken, dass ihnen
Dieses mühsam ward.

werden gewiss von den meisten Lesern in einem ganz andern Sinne verstanden werden, als die Absicht des Uebersetzers war, welcher sich hier schielend ausgedrückt hat. Mangel an Klarheit findet sich auch V. B. 120. ff. 211. ff. Stellen, die wir um der Kürze willen, nicht abschreiben.

So sehr wir uns nun verpflichtet fühlen, die Vorzüge dieser Arbeit zu rühmen, welche bey so vielen Schwierigkeiten und einem Werke von so langem Athem zu einem hohen Verdienste steigen, so glauben wir doch, und der Vf. dieser Uebersetzung selbst räumt dies mit einer anständigen Bescheidenheit ein, dass einem deutschen Uebersetzer des L. ein noch höherer Grad der Vollkommenheit in Rücksicht auf den Ton, den Ausdruck und die Versification zu erreichen stehe. Dieses ohne weitern Beweis zu behaupten, würde anmasslich, es durch einige aus dem ganzen langen Werke gesammelte Stellen beweisen zu wollen, würde ungerecht seyn; aber in jedem Falle wird der Beweis erst dann vollständig geführt scheinen, wenn wir etwas aufweisen können, worinne das Maass der Vollkommenheit in einem höhern Grade erreicht ist.

Die-

Diese Bequemlichkeit danken wir einer Uebersetzungsprobe im deutschen Mercur (1792. September. S. 44. ff.) K. v. K. unterzeichnet, in welcher ein so inniges und zartes Gefühl der Lukrezischen Schönheiten mit einem so freyen, leichten und vollendeten Ausdrucke gepaart ist, dass uns der Vf. derselben, unter mehrern, welche in diesem Lustro den Bogen des Ulysses zu spannen versucht haben, bey weitem die meiste Kraft und den meisten Beruf zu einem solchen Unternehmen zu haben scheint. Wir wollen daher den Eingang des I Buches nach der vor uns liegenden Uebersetzung etwas aufmerksamer durchgehn und ihr dann die genannte Probe entgegensetzen, ohne doch hiebey zu vergessen, dass es sehr viel leichter sey, ein einzelnes Stück, und eines der vortrefflichsten, bis zur Vollendung auszufeilen, als dieses bey einem ganzen Gedichte von so verschiedenartigen Theilen zu leisten.

22. Weil Du *denn also* allein die Regentin der grosen Natur bist;
Ohne Dich nichts *klimmt* zur glänzenden Pforte des Lebens;
Ohne Dich nichts froh, nichts liebenswürdig und hold ist:
25. *Darum* wünsch' ich mir Dich zu meiner treuen Gefährtinn,
Wenn ich von der Natur der Dinge zu dichten beginne,
Meinem Memmius, ihm, den Du mit hohen Talenten, Göttinn, *überall*, so *reich* vor allen, begabtest:
Gieb dem Gedichte nun auch Vollendung ewiger Schönheit.
30. Lass inzwischen die wilden Geschäfte des Krieges, in allen
Landen und Meeren *beruhn;* denn Deiner Allmacht allein ists
Möglich sterblichen Menschen den Trost des Friedens zu schenken.
Mavors lenkt *ja* die Kriege, der waffenmächtige Mavors,
Und der sinkt *ja* selbst *so* oft, von ewigen Banden
35. Deiner Liebe bestrickt, Dir an den wallenden Busen.
Froh wollüstiger Ruh wirft dann, mit gebogenen Nacken,
Schmachtende Blick' empor zu Deinem Antlitz der Krieger,
Und küsst liebelechzend von Deinen Lippen den Nectar.
Göttinn, wenn er dann *so*, von Deinen Armen umschlossen,
40. An dem heiligen Busen ruht, dann *ermüde* mit sanften,
Schmeichelnden Bitten den Krieger für Deine Römer um Frieden.
Ach was schaff' ich Dichter in diesen Zeiten der Unruh!
Und der erhabene Spross des Memmius kann sich dem Ruder
Seines Staats nicht entziehn in allgemeinen Gefahren.

In dieser Stelle, welche zu den vorzüglichern gehört, und die wir eben aus diesem Grunde gewählt haben, werden wir grösstentheils nur Kleinigkeiten auszustellen finden; aber Kleinigkeiten, die da, wo von Vollendung die Rede ist, nicht ohne Bedeutung sind. Hierzu gehört der häufige Gebrauch gewisser Partikeln, wo sie entbehrt werden konnten. Die *denn also*, die *darum* im Nachsatze, die wiederholten *ja* (V. 33. 34.) machen die Sprache bald schleppend, bald familiär. Ganz familiär, und nicht einmal in der Prosa zu dulten, ist die Verbindungsart (34.). *Und der* sinkt ja selbst — wozu in diesem Verse noch das müssige *ja* und das eben so müssige *so* kömmt. Im 27 V. ist die Verwerfung des Dativus hart, und um desto harter, da das vorhergehende Zeitwort *dichten* gar keinen darauf folgenden Casus erwarten liess. Der folgende Vers giebt das Gefühl der Mühseligkeit. Die einzelnen Glieder desselben fallen in grammatischer und metrischer Rucksicht fast aus einander, und der Ausdruck ist noch überdies unrichtig. Man begabt *reichlich* nicht *reich;* und Talente werden einmal, aber nicht zu verschiedenen Zeiten, nicht an verschiedenen Orten, verliehn. Dass die Worte *so reich vor allen* ein Zusatz des Uebersetzers sind, wollen wir nicht in Anschlag bringen. Gegen die Richtigkeit der Sprache ist ebenfalls V. 31. *die Geschäfte des Kriegs beruhn lassen* statt *ruhen lassen;* so wie auch der Ausdruck *ermüde* mit Bitten den Krieger *um Frieden*, entweder unrichtig, oder prosaisch, in jedem Falle aber etwas ungefällig scheint. Im 23 V. geben die *glänzenden Pforten des Lebens* weder dasselbe, noch auch ein so groses Bild als die *diae luminis orae* des Originals. Warum man aber zu diesen Pforten empor *klimmen* soll, sehen wir nicht ein. Im 29 V. ist an die Stelle der *ewigen Anmuth* (*aeterni leporis*) welche L. für sein Gedicht erbittet, etwas getreten, wobey wir uns nichts deutliches denken können, *Vollendung ewiger Schönheit.* V. 33. gefällt uns weder das Beywort *der Waffenmächtige*, noch die Wiederholung von *Mavors.* — Durch die Verwandlung des Schosses V. 35. in einen *wallenden Busen*, wird das folgende reizende Gemälde etwas verwirrt, in welchem die Worte *Froh wollüstiger Ruh* eigner, und in dem schon hinlänglich ausgeführten Bilde überflüssiger Zusatz sind; der *gebogene Nacken* aber, ob gleich fast wörtlich ausgedrückt, eine Idee von Peinlichkeit zuführt. Dass der 42 V. dem Uebersetzer entschlüpft ist, nimmt uns Wunder. Rhythmus und Sprache ist in demselben gleich tadelhaft. Endlich ist V. 44. *Seines* Staates unrichtig. — Fast alle die hier angeführten Mängel hat der vorhin erwähnte Uebersetzer glücklich vermieden; und wenn man auch bey ihm einige Fehler entdeckt, so verschwinden doch diese beynah vor der Fülle von Anmuth, die er über seinen Versuch zu verbreiten gewusst hat. Wir wollen, um den Raum zu schonen, nur einen Theil desselben hierher setzen:

Denn Du kannst nur allein den süssen Frieden gewähren
Deinem Menschengeschlechte; weil Er, der Waffengebieter,
Er, der mächtige Mars, wann er vom Getümmel der Schlacht kömmt,
Oft auf Deinen Schoss sich hinwirft, von ewiger Wunde
Deiner Liebe gefesselt den zarten Nacken auf ihn lehnt,
So in Dein Antlitz hinauf die liebelechzenden Augen
Starrend heftet und nur an Deinen Reizen den Blick labt,
Nur von Deinem geöffneten Munde die Seligkeit einhaucht.
Ruht er, Göttin, nun so auf Deinem heiligen Schoss aus,
Neige Dein seliges Angesicht über ihn, lasse von Deinen
Honiglippen auf ihn, Du Glorreiche, schmelzen die Worte
Die für Dein Römervolk den gefälligen Frieden erbitten.
Denn ich vermag es nicht, mit unbefangnem Gemüthe
Unter des Vaterlands stürmischen Wogen mein Werk zu vollenden,
Noch kann auch der herrliche Spross des Memmischen Stammes
Unter solcher Gefahr dem gemeinen Wohl sich entziehen,

(Der Beschluss folgt.)

PHILOLOGIE.

Stockholm, b. Holmberg: *Parallèle des Langues Françoise et Suedoise ou Dictionaire François et Suédois.* Tom. I. contenant les Articles François A—K, 3 Alph. 3 Bog. T. II. L—Z. 2 Alph. 21 Bog. 1795. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Fransyskt och Svenskt Lexicon, Tom. I och II. (Französisch und Schwedisches Lexicon.) 1 und 2 Theil.

Wir haben seit etwa 10 Jahren eine Menge Schwedischer Wörterbücher erhalten, die von der mehrern Cultur und Verbreitung dieser Sprache selbst zeugen, und vor den ältern Lexicons dieser Sprache viel voraus haben. Ausser des Hn. Prof. Müllers in Greifswald Schwedisch-Deutschen Wörterbuch in 4., wovon der dritte Theil 1790 ans Licht trat, hat Hr. Widegren ein *Svenskt och Engelskt Lexicon* von 5 Alph. in gr. 4. 1788, Hr. Nyström ein *Dictionaire François-Suedois et Suedois François*, wovon 1794 der 3 Theil auf 1 Alph. 15 Bog. erschien, Hr. D. und Bischoff Lindblom ein *Lexicon Lat. Suec.* Upsala 1790 in 2 B. in 4. herausgegeben; auch hier haben wir schon wiederum ein neues Französisch-Schwedisches Lexicon erhalten. Der erste Titel desselben *Parallèle des Langues Françoise et Suedoise* ist nicht so ganz anpassend, da er eher auf eine grammatisch critische Vergleichung als auf ein blosses Wörterbuch hinzuweisen scheint. Man hat dabey im Französischen das der *Academie Françoise*, und im Schwedischen *Sahlstedts Svenska Ordbok*, Stockh. 1793 in 4. zum Grunde gelegt, aber beide mit vielen Artikeln aus den besten Wörterbüchern und andern Sammlungen beider Sprachen bereichert. Es haben mehrere Personen, wie man aus der sich nicht immer gleichen Schwedischen Rechtschreibung der Wörter schliessen kann, daran gearbeitet. Dass sich immer noch Nachlesen zu dergleichen Wörterbüchern finden, ist natürlich, und besonders da die Französische Sprache seit den Revolutionszeiten eine solche Menge neue zum Theil genug sonderbare Wörter aufgenommen hat. Jedem Bande ist daher auch ein ziemlicher Vorrath von Zusätzen, Berichtigungen und Verbesserungen beygefügt, wo auch die neuen revolutionären Wörter mit aufgenommen sind. Aber über die Menge der Druckfehler müssen wir uns wundern, die vorzüglich bey Wörterbüchern vermieden werden müssten. Dem Plan gemäss sind eine Menge technische Wörter mitgenommen. Bey den botanischen und naturhistorischen ist der lateinische systematische Name, aber nicht immer sondern nur bisweilen beygesetzt worden.

Leipzig, b. Baumgärtner: ΑΝΑΛΕΚΤΑ ΕΛΛΗΝΙΚΑ ἩΣΣΟΝΑ *Sive Collectanea graeca* minora cum notis philologicis quas partim collegit, partim scripsit *Andreas Dalzel* S. R. S. Edimburg. in Academ. Edimb. Litt. Gr. Prof. etc. curavit et parvum Lexicon analyticum adjecit *Joannes Godofr. Grohmann* A. M. et Philos. Prof. in Acad. Lips. 1797. 332 S. 8.

Für Leser, welche sich einbilden, dass Bücher, so wie gewisse Getränke, durch eine Versendung über das Meer an Güte gewinnen, mag dieser Abdruck der Dalzelischen Chrestomathie einen Werth haben. Andere, welche das Gute an sich zu schätzen wissen, werden mit der Strothischen Chrestomathie zufrieden seyn, aus welcher die gegenwärtige grossen Theils entlehnt ist. Der deutsche Herausgeber hat die englisch geschriebenen Anmerkungen in das Lateinische übersetzt, und ein analytisches Wörterbuch, statt des aus dem Schrevelius excerpirten Index des Originals, angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. October 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Titus Lucretius Carus von der Natur.* Ein Lehrgedicht in sechs Büchern. Uebersetzt und erläutert von *Johann Heinrich Friedrich Meineke. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Um unsere Pflicht, auch selbst dem Wunsche des Vfs. der vor uns liegenden Uebersetzung zu folge, ganz zu erfüllen, müssen wir noch einiger Punkte Erwähnung thun, in denen sich diese Arbeit, unserm Gefühl nach, am meisten von dem Grade der Vollkommenheit entfernt, den man etwa zu fodern berechtigt wäre. Der eine ist die Versification. Dass Hr. M. über diesen Gegenstand nachgedacht hat, beweisen einige Bemerkungen seiner Vorrede; dass er ihn einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte, zeigt der grössere Theil seiner Arbeit. Aber er scheint doch bisweilen, und fast öfterer als wir wünschten, ermüdet zu seyn. In folgender Stelle V. B. 410. wird man Mühe haben, einigen Wohlklang zu entdecken:

Aber wie entstellt, wie fern von vernünftigen Gründen!
Feuer kann dann nur siegen, wenn aus unendlichem Raume
Mengen seines Stoffs sich häufen; und wenn es alsdann nicht
Gegenwirkung findet: so muss im glühenden Dunstkreis
Alles zu Grunde gehn. Nach einer andern Sage
Hatte das Wasser einst die Oberhand. — —

Ganz unlesbar ist III B. S. 296. der Vers: *Reifes mit blendenden Schnee bedeck'n, den ein heiterer Himmel;* so wie die Ausgänge *es könn' auch nicht von ewiger Daur seyn* (V. 63. 119.) *wahrscheinlich das Feur nahm.* (V. 1101.) Der Fehler aber, in welchen unser Uebersetzer am häufigsten verfällt, ist eine unangenehme Einförmigkeit des Rhythmus. Er fängt den Hexameter oft mit einem dreyfachen Trochäus an, der den Gang dieses Vers gleich im Anfange lähmt. Dieser Anfang findet sich im II Th. S. 242. *neunmal.* v. 1117. 20. 21. 23. 25. 28. 29. 34. Eine trochäische Penthemimeris mit einigen dreyfachen Trochäen gemischt findet sich ebensalls auf einer Seite neunmal II Th. 94. v. 014. 16. 17. 19. 20. 23. 25. 28. 29. 34. — Der Vers (III B. 44.) *Aber Freund gieb Acht dies ist wo nicht des Scheins und der Prahlsucht* kann nur durch Vernichtung des Accents und der Quantität scandirt werden, da auf die trochäische Penthemimeris *Aber Freund gieb' Acht*, drey reine Jamben — *dies ist wo nicht des Scheins*, folgen. Bisweilen besteht der ganze Vers aus reinen Trochäen, den fünften Fuss ausgenommen; wie z. B. III. 89. *Vaterlandes, oft Verräther zärtlicher Aeltern.* VI. 1087. *Auf das Eisen scheint mir diese Wirkung die beste.* Vergl. v. 1088. 1090. 1094. 1095. 1097. 1098. 1100. 1101.

Mit diesem Mangel ist ein anderer verwandt: Unrichtigkeiten der Sprache und Härten zu Gunsten des Sylbenmaasses. Elisionen, wie *folgend' Erfahrung* (II. 142, 397. III. 212.) dürfte die deutsche Sprache so wenig vertragen, als die Zusammenziehung des Artikels *das* mit einem Verbo. V. 46. *aber ists Herz nicht rein.* 816. *warme Luft wars Kleid.* 1013. *da fings Menschengeschlecht.* 1071. *wie sehr ists Wiehern der Rosse. Leichte* statt *leicht* schreibt der Uebersetzer ziemlich oft. Bisweilen läst er den Artikel aus, wo ihn der Sprachgebrauch fodert, wie V. 54. *verdient er nicht Rang*, wo es wenigstens einen Rang, aber eigentlich *einen Platz*, *eine Stelle* heissen sollte. V. 798. *Wie ist es Wunder?* — *Vergleich* statt *Vergleichung* (*comparatio*) wie es V. 23. heisst, ist schwerlich deutsch. Zum Theil unrichtig, zum Theil wenigstens sehr hart, sind folgende Wortverbindungen. II. 385. *Jenes himmlischen Feuers, so könntest du sagen, Figuren.* IV. 1116. *Wie der eine ein Sclav' des anderen Winks wird.* V. 1019. *Knüpften nun Freundschaftsbund, sich nie dem andern zu schaden. inter se nec laedere nec violare.*

Endlich dürfen wir wohl zweifeln, dass der Ton des Originals überall gleich und glücklich erhalten sey. Die ernste Würde des Römers, deren hörbaren Ausdruck unsere Sprache vergeblich nachzubilden suchen würde, ist in der Uebersetzung durch manche willkührliche gewählte Wendungen und Ausdrücke an sehr vielen Stellen geschwächt. Schon das häufig eingeschaltete, *Freund, mein Freund*, ja so gar oft, *mein Lieber*, zieht den feyerlichen Ton zu der Sprache des vertrauten Umgangs herab. Diese Metamorphose wird aber dann vollendet, wenn der Uebersetzer scherzhafte Worte und Wendungen einwebt; wovon wir schon oben eine Probe aus dem III B. 133. angeführt haben. Dass durch einen zu starken Zusatz an Laune die berühmte Stelle IV. 1154. ff. misslungen ist, wollen wir dem Vf. nicht zur Last legen; da er seine Uebersetzung derselben mit Misstrauen gegen sich selbst aufstellt, und es vielleicht überhaupt unmöglich seyn dürfte, diese Stelle auch nur dem Sinne, geschweige denn dem Geist und Tone nach, überzutragen. Aber diese Entschuldigung findet nicht statt

ſtatt bey den Verſen; welche kurz darauf (IV. 1174. ff.) folgen:

Auch die Schöne muſs räuchern, den Dunſtkreis, welcher die Mägde
Scheuchet, zu verbeſſern, und dieſe — *lachen ins Fäuſtchen.*
Dennoch weint der *Amant, rund abgewieſen,* und ſtreut nun
Blumen vor die Thür, und ſalbt und küſset die ſtolzen
Spröden Pforten. *Ich rieth ihm, bekömmt er ja Zutritt, beym erſten*
Uebeln Lüftchen, ſich gleich mit guter Manier zu entfernen.

Eine noch weit gröſsere, und uns in der That ganz unbegreifliche Ausweichung aus dem rechten Tone hat ſich der Ueberſetzer im III B. 928. erlaubt, wo es, vollkommen im Stile einer Parodie heiſst:

Mit dem Pocal in der Hand, das Haupt von Kränzen beſchattet
Singen ſie gleichwohl ſo herzlich:
Genüſst, genüſst die kurze Luſt,
Genüſst ſie jetzt noch, Brüder!
Denn hin iſt hin, in dieſe Bruſt
Kehrt ſie dereinſt nicht wieder.

Ferner dünkt es uns, als ob die Sprache des *Lukrez* hier noch um vieles proſaiſcher geworden, als ſie im Originale iſt. Es war vielleicht nur ein glücklicher Zufall, daſs zu der Zeit dieſes Dichters die philoſophiſche Sprache der Römer noch ſo dürftig war; ſonſt möchte L. vielleicht, von der Begierde recht deutlich und überzeugend zu ſchreiben hingeriſsen, noch einen Theil ſeiner poetiſchen Diction gegen die Ausdrücke der Schule aufgeopfert haben. Aber ohnerachtet dieſer Möglichkeit ſollte ihm doch ein Ueberſetzer nicht leihen, was er nun einmal nicht hat. Er ſollte die techniſchen Ausdrücke, die Formeln der Schule wenigſtens nicht häufiger brauchen, als im Originale geſchieht; ja, da er dieſem, ohne ſeine Schuld, ſo manche poetiſche Schönheit zu entziehen genöthigt iſt, würden wir es gerade nicht übel finden, wenn er ihm auch hin und wieder etwas von ſeinen proſaiſchen Wendungen nähme. Auf keine Weiſe aber hätte aus einem *Forſan* (VI. 345.) ein: *Auch läſst ſich der Fall als möglich denken*; gemacht oder ein *Fit quoque* in ein: *Ferner iſt folgender Fall noch möglich*, (VI. 550.) erweitert werden ſollen. Auch iſt der Ueberſetzer allzu freygebig mit den Kunſtwörtern: *Schwerkraft, Schnellkraft, Feuerſtoff, Glühſtoff, verflüchtigen, zerſetzen* u. d. gl. deren Gebrauch mehr bequem als poetiſch iſt.

Zum Beſten der Leſer, welche mit dem epicuriſchen Syſtem nicht bekannt ſind, hat der Ueberſetzer ein Leben *Epicurs* und einen Abriſs ſeiner Philoſophie, vorzüglich nach *Gurlitt*, vorausgeſchickt. In einer andern Abhandlung erzählt er das Leben des Dichters, deſſen Verdienſte S. XXIII. ff. gut aus einander geſetzt werden. Vor jedem Buche geht eine ausführliche Inhaltsanzeige voraus. Unter dem Texte ſtehen erläuternde, bisweilen auch kritiſche und moraliſche Anmerkungen. Die Letztern wurden durch einen Befehl des Churſächiſchen Oberconſiſtorii zu Dresden veranlaſst, welches den Druck dieſer Ueberſetzung nur unter der Bedingung verſtattete, daſs in den Anmerkungen für eine gehörige Portion Gegengiftes geſorgt, und einige der etwas zu plump aufgedeckten Geheimniſſe der phyſiſchen Liebe übergangen würden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Keil: *Nikodemus. Rückſprache mit Geiſtlichen und Layen in Sachen religiöſer Wahrheit.* 1796. 195 S. nebſt halb. B. Vorrede und Inhaltsanzeige. 8.

Wenn die Vertheidigung des Nikodemus der einzige Zweck dieſer Schrift wäre, ſo ſollte man faſt glauben, daſs es derſelben gar nicht bedurft hätte. Denn die nachtheilige Meynung, die man etwa ſonſt von dieſem Manne hatte, fällt in unſern Zeiten ziemlich weg, nachdem er von vielen einſehenden Männern, namentlich von Niemeyern, in einem ganz andern Lichte iſt dargeſtellt worden, und man denkt und ſpricht jetzt gröſstentheils vortheilhaft und richtig von ihm. Die wenigen, die ihm noch eine ſchändliche Menſchenfurcht, Heucheley, oder gar ein tückiſches Auflauern und Aushorchen Schuld geben, ſind von der Poſtille und ihrem verjährten Vorurtheile viel zu ſehr eingenommen, als daſs ſie dieſe beſſere Belehrung annehmen ſollten. Auch dünkt Rec. dieſer Theil der Schrift nicht der beſte zu ſeyn. Das erſte Kapitel, welches dem Nikodemus den Pilatus entgegenſetzt, konnte ohne Nachtheil des Ganzen wegbleiben, und die Vertheidigung des Nikodemus iſt in vielen Stellen zu ausführlich, zu ängſtlich geſucht, und doch nicht immer gut getroffen. Was der Vf. S. 67. ff. darüber ſagt, daſs Nikodemus bey der Nacht zu Jeſu gekommen, iſt zu künſtlich, als daſs es viel Glauben finden ſollte. Weit leichter und natürlicher iſt die gewöhnliche Meynung: daſs ja Nikodemus, als er zu Jeſu kam, Jeſum und ſeine Lehre noch nicht genug kannte, noch nicht ſo überzeugt war, daſs er ſich frey und öffentlich dafür erklären konnte. Es war alſo vielmehr weiſe Vorſicht, daſs er bey der Nacht kam, und alſo erſt ſeiner Sache gewiſs werden wollte, ehe er ſich öffentlich zu Chriſto bekannte. Und warum hat der Vf. die Freymüthigkeit des Nikodemus bey dem Begräbniſſe Jeſu übergangen, durch die er den Fehler, den er hier begieng, wenn man ihn anders eines Fehlers beſchuldigen kann, wieder gut machte? Doch es iſt dem Vf. nicht bloſs um die Vertheidigung des Nikodemus zu thun, ſondern er will dieſe Geſchichte zur Erinnerung an manche wichtige und tröſtlich zu beherzigende Wahrheiten

ten benutzen. Und das ist ihm vortrefflich gelungen. Ganz ungezwungen leitet er daraus die nützlichsten, wenn gleich nicht unbekannten, Vorstellungen her, und trägt sie so lichtvoll und bestimmt vor, dass man sie nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen wird. Wie facht er Kap. 2. und 3. den Eifer zum Forschen nach Wahrheit an! Wie richtig und bestimmt belehrt er Kap. 4. über die Frage: ob und wenn man bey abweichender innerer Ueberzeugung von der gewöhnlichen Lehrform seine äusserliche Verbindung aufheben, z B. sein Amt aufgeben müsse? Was er hier sagt, kann eben so zur Beruhigung der Aengstlichen, als zur Zurückhaltung der Voreiligen dienen. Wie deutlich lehrt er Kap. 5., was man der Wahrheit aufopfern, und in welchen Fällen es geschehen müsse! Die Schrift empfiehlt sich auch durch einen sehr angenehmen und einleuchtenden Vortrag.

Erfurt, in der Keyserschen Buchhandlung: *Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage* des katholischen Kirchen-Jahres von *Joseph Bauerschubert* Kaplan an der Marien-Kirche zu Fahrbrück im Hochstifte Wirzburg. Erster Band. 1795. XII. 275 S. Zweyter Band. 308 S. 8.

Diese Predigten gehören ganz unstreitig unter die guten dieser Art. Sie sind das, was sie seyn sollen, wahre Volkspredigten, nach Materie und Form, und ihrer Absicht, Unterricht und Erbauung, vollkommen gemäss. Zum Grunde liegen nicht die ganzen evangelischen Texte der Sonn- und Festtage, sondern nur kurze Stellen derselben, welche auch nur vor jeder Predigt abgedruckt sind. Daraus leitet der Vf. mit einer sehr glücklichen und feiner Einsicht und Erfahrung Ehre machenden Wahl solche Themata her, welche den Bedürfnissen der Klasse von Christen, für welche er schreibt, vornehmlich angemessen sind. Und diese trägt er in einer sehr fasslichen, doch edlen, Sprache so vor, dass der Verstand richtig belehrt und überzeugt wird, auch weiss er sie dem Herzen so nahe zu bringen, dass dasselbe fürs Gute erwärmt werden muss. Er kann allerdings, wie er in der Vorrede hofft, darauf Anspruch machen, dass seine Predigten eine reine Sittenlehre enthalten, und auf ein thätiges Christenthum hinarbeiten. Man lese, um nur einige Themata anzuführen, die vortrefflichen Predigten: *die Geburt Christi, eine Ehre für Leute vom niedern Stande, aber auch eine Auffoderung an sie, ihrem Stande Ehre zu machen;* Th. 1. S. 44. *über die wahre Absicht beym Fasten;* S. 6–. *über die gute und schlechte Anwendung eines jeden Jahres;* S. 72. *warum das Predigtwesen von den Katholiken nicht nach Verdienste geachtet wird;* S. 168. *über den Glauben an die Macht des Teufels;* S. 186. *über die wahre Beschaffenheit der Opfer;* S. 268. *einer müsse den andern durch Lehre und Beyspiel zum Guten führen;* Th. 2. S. 58. *warum so viele die Wahrheit nicht vertragen können, und wie man zur Erkenntniss derselben gelange;* S. 78. *worinnen denn eigentlich die wahre Rechtschaffenheit des Christen bestehe;* S. 231. *viele Brüderschaften, wenig Bruderliebe;* S. 240. *die vornehmsten Ursachen, warum man so wenig Nächstenliebe unter uns antrifft;* S. 293. u. a. und man wird die Kunst des Vfs., die Begriffe zu berichtigen und aufzuhellen, die Gründlichkeit, Ordnung und Deutlichkeit, mit welcher er vorträgt, die edle Freymüthigkeit, mit welcher er verjährte Vorurtheile angreift und auszurotten bemüht ist, den Ernst, mit welchem er auf thätiges Christenthum dringt, die Herzlichkeit, mit welcher er seine Zuhörer fürs Gute zu gewinnen sucht, mit Vergnügen bemerken. Ueber die Kürze der Predigten hatte der Vf. nicht nöthig, sich in der Vorrede zu entschuldigen, wir wollten sie ihm eher zum Verdienste anrechnen. Denn die Predigten sind lang genug, und der Vf. weiss auch sehr gut von dem, was zu sagen wäre, das Nöthigste auszuheben, und es so vorzutragen, dass man nichts vermisst. Eher könnte man dawider etwas sagen, dass nicht alles populär ist. Denn man findet nicht nur einzelne Stellen, sondern auch ganze Predigten, (z. B. *was muss der Christ thun, wenn er von schweren Zweifeln gequält wird,* Th. 2., S. 28. — an sich betrachtet, eine sehr schöne Predigt!) welche ganz gewiss fürs Volk zu schwer sind. Doch möchte Rec. dies nicht rügen, da er diese Predigten nicht nur in den Händen des Volks, sondern auch der höhern und gebildeten Stände wünscht, wo sie gewiss auch grosen Nutzen stiften können. Dagegen erlaubt sich Rec. folgende Anmerkungen. Bisweilen kommt auch eine Predigt vor, in welcher man die Gründlichkeit des Vfs. vermisst. So ist die Predigt: *alles ist Gott gehorsam, nur der Mensch nicht,* Th. 1, S. 128. mit andern verglichen, schwach. Es ist mehr Declamation darinnen, als gründliche Darstellung. In der Predigt *wider die Prahlerey,* Th. 1, S. 28. wünschte Rec., dass sie nicht blos von der lächerlichen und verächtlichen Seite vorgestellt wäre. Denn das fruchtet nicht immer. Der Grosssprecher hält diejenigen, welche ihn auslachen, für schwache Köpfe, die es nicht verstehen, und prahlt fort. Möchte sie der Vf. lieber mit dem ihm eignen Nachdrucke als unanständig, ungerecht, schändlich vorgestellt haben. Die Sprache ist rein, hin und wieder aber, wiewohl selten, stösst man doch auf kleine Nachlässigkeiten, Provincialismen, fremde Wörter, z. B. S. 86. *Sattheit,* S. 96. *über etwas gram seyn,* S. 256. *geschämig seyn,* Th. 2, S. 2. *eine Rede thun,* S. 87. *Fundament.* Auch möchte Rec. nicht gesagt haben, wie S. 75. steht: „ungerechtes mit Gewalt erpresstes, durch Betrug an sich gebrachtes Gut *hat meistens die Schwindsucht,*" so wenig als er auf der Kanzel *wetten* möchte, wie der Vf. einigemal thut. — Th. 1. S. 73. Z. 11. ist wohl ein Druckfehler, und soll statt *schrecklicher,* vielleicht *schicklicher* gelesen werden. Die Stelle Th. 2. S. 211. am Ende wäre wohl, im Drucke wenigstens, besser weggeblieben. — Die beiden Theile gehen vom 1 Adv. bis 13 Sonntag nach Pfingsten; noch ein dritter Band soll das übrige enthalten.

Leipzig, b. Crusius: *Handbuch für Söhne und Töchter* zum Gebrauch bey ihrer Confirmation, Abendmahls-

mahlsfeyer und in den Jünglings- und Jungfrauenjahren herausgegeben von *M. Gottfried Leopold Schrader*. 1797. 192 S. nebst einem halben B. Vorrede und Inhaltsanzeige. 8.

Der gröſste Theil dieſer Schrift enthält Belehrungen, ſowohl allgemeine S. 1—83. als beſondere für Söhne, S. 88—129. und Töchter S. 137—159. Es ſind alles recht gute und nützliche Vorſtellungen, in welchen Rec. nichts Hauptſächliches vermiſst hat, was jungen Leuten zu ihrer Beherzigung und Erinnerung zu ſagen nöthig wäre. Nur ſollten ſie nicht ſo allgemein ſeyn, ſondern mehr ins Specielle gehn. Wie allgemein iſt die Anleitung zur *Prüfung vor der Beichte*. S. 49. Der Satz: *gute Vorſätze muſs man auch ausführen*, S. 66. iſt etwas beſſer bearbeitet. Alle dieſe Belehrungen ſind einem Vater, der mit ſeinem Kinde redet, in den Mund gelegt. Der Ausdruck iſt gut und rein, aber der Vortrag ſollte lebhafter und andringender ſeyn; denn es herrſcht durchaus ein kalter, trockner Ton, der nicht viel Eindruck macht. Es iſt gar nicht, als ob es dem Vater mit ſeinen Vorſtellungen ein rechter Ernſt wäre. Von S. 167. folgen einige Sprüche und Lebensregeln, die, wie ſie hier ſtehen, füglich wegbleiben konnten. Denn wenn gleich Rec. von dem Nutzen ſolcher Sprüche zur Erinnerung, zum weitern Nachdenken, zur Warnung, überzeugt iſt, weil man ſie leicht faſſen kann, und ſie einem leichter wieder einfallen, ſo möchte er doch gerade die gegenwärtigen nicht dazu empfehlen. Es fehlt ihnen das Gefällige und die Schärfe, die ſolche Sprüche haben müſſen, wenn man ſie gern und leicht auffaſſen und behalten ſoll, und wenn ſie zum Nachdenken reizen und die Empfindung rege machen ſollen. Sie haben faſt alle etwas Schwerfälliges, und ſind zum Theil unvollſtändig und unbeſtimmt, z. B. *du wirſt dich der Gottheit würdig machen, wenn du nie etwas thuſt, was ihrer unwürdig iſt.* — *Es giebt nur eine Tugend: immer das Böſe meiden.* (nicht auch, das Gute thun?) — *Recht iſt das, was ſeyn muſs; Unrecht aber, was nicht ſeyn muſs*, u. ſ. w. Von S. 175. ſtehen einige, ſehr kurze, Gebete, die ganz gut, aber keine Muſter ſind. Solcher Gebetsformeln bedürfte es gar nicht, dergleichen macht ſich jedes gutunterrichtete Kind ſelbſt, und vielleicht noch beſſere.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Halle*, in der Rengerſchen Buchh.: *Der aufrichtige Baumgärtner, oder kurze und deutliche Anweiſung, wie man auf eine zweckmäſsige Art Bäume erziehen, veredlen und verſetzen ſolle.* Zunächſt für den Bürger und Landmann und für Gärtner auf dem Lande, aber auch für Gutsbeſitzer, Landprediger und Schullehrer, welche ſich mit der Baumzucht beſchäftigen wollen: von einem Freunde der Baumzucht. 1797. 100 S. 8. (6 gr.) Dieſes ſehr empfehlungswerthe Schriftchen iſt nicht nur in einer faſslichen, guten und präciſen Schreibart eingekleidet, ſondern entſpricht auch in ſeinen Lehren ſeinem Endzweck vollkommen, als welche mit einer richtigen Kenntniſs der Baumzucht kurz und gründlich vorgetragen ſind. Es iſt in 3 Abſchnitte eingetheilet. Der *erſte Abſchnitt* enthält die Regeln zur erſten Erziehung junger Bäume aus Kernen und Steinen, da denn das nöthigſte vom Samen des Obſtes: von der Beſchaffenheit des Samenbeetes und der künftigen Baumſchule: vom Ausſäen des Obſtſamens: Wartung des Samenbeetes und von der Baum- oder Edelſchule bündig geredet wird. — Der *zweyte Abſch.* handelt von Veredlung der Bäume und zwar durch Pfropfen, Okuliren und Kopuliren: von der Beſchaffenheit der Wildlinge: von der vorzüglichen Veredlungsart; von der nöthigen Beſchaffenheit der Reiſer zum Veredlen: von der bequemen Zeit zum Veredlen, und von der Behandlungsweiſe der veredelten Stämme. — S. 45. lehret der Vf., man könne den Baum, der zum Hochſtamm beſtimmet werden ſolle, 3. 4. bis 5 Fuſs hoch pfropfen; doch ſey es beſſer, lieber niedriger als höher; allein *jederzeit*, wenn der Baum nicht etwa die gehörige Dicke, Stärke und geraden Schaft hätte, daſs er oben zur Krone könnte gepfropfet werden, ſolle er ſeine Pfropfſtelle unten bey der Erde haben aus verſchiedenen ſehr richtigen Gründen. — S. 46. kann die Stelle: „wenn man „ſehr ſtarke Stämme in den Spalt pfropft, muſs man ohnehin „oftmals neben dem Reiſe einen kleinen Keil einſchieben, damit das Reis nicht zu ſehr gedruckt wird:“ wegbleiben, weil ſie leicht den Anfänger zu einem Miſsverſtändniſs und fehlerhaften Verfahren verleiten kann, und überhaupt nicht deutlich genug ausgedrückt iſt. — S. 49. Nr. 20. am Schluſs muſs beygefüget werden: *So bald indeſſen das Pfropfreis treibt, ſo ſchneidet den wilden Ausſchlag unter demſelben wieder weg, ſonſt nimmt derſelbe dem guten Reis den Saft weg, daſs es leicht zurücke gehet und verdirbt.* — S. 76. fünf Fuſs hoch zum Schafte für die meiſten Bäume: iſt allzuniedrig, und hat mehr Nachtheile als Vortheile; ſechs Fuſs iſt die gemäſseſte Höhe für Aepfel, Birne Pflaumen etc. Süſskirſchen und Kernobſtbäume, die an Wege zu ſtehen kommen, können 7 Fuſs Schafthöhe haben. — *Dritter Abſch. Vom Verſetzen der Bäume*: dabey vorkommt das Ausheben und Beſchneiden derſelben, und das Verſetzen der Bäume ſelbſt. — Was der Vf. S. 85. in der Anmerkung ſagt: „manche verſetzen auch wohl den Baum im „Herbſt, laſſen ihn unbeſchnitten den Winter über ſtehen, und „beſchneiden alsdann die Aeſte im Frühjahr:“ das ſollte er nicht zu verwerfen ſcheinen, ſondern ſeinen Lehrlingen anpreiſen. Denn wenn der Baum vor Winter beſchnitten wird, ſo kann die Kälte leichter eindringen und wenigſtens die oberen Augen verderben. — S. 87. hätte er die Nr. 6. *von den abgeſtochenen Raſenſtücken*, etwas ausführlicher erläutern ſollen. Sie dienen ſehr, das Loch, worein der Baum zu ſtehen kommt, (zumal bey einer nicht allzugünſtigen Erdart,) in der Tiefe recht zuträglich auszuſteuern. Freylich dürfen die Wurzeln des jungen Baums nicht ſogleich darauf zu ſtehen kommen. Erſt in folgenden Jahren finden ſie darin neue Nahrung. — *Dem Anhang*, worin die Fehler bey der Baumerziehung nach der Swiftiſchen Manier, oder ironiſch gerügt werden, hätte doch ein ernſthafter Ton beſſer geziemet; auch war es überflüſſig, da der Vf. bereits durch die ganze Abhandlung vor den hier gerügten Fehlern gewarnt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. October 1797.

PHILOLOGIE.

Basel, b. Decker: *Publi Terenti Afri Comoediae sex. Ad fidem optimarum editionum recensitae.* 1797. II. S. Vorr. 492 S. Text. gr. 4. (15 Rthlr.)

Ein würdiges Seitenstück zur zweyten Prachtausgabe des *Brunkischen* Virgilius, welches ebenfalls aus der Dannbachischen Officin in Strasburg hervorgegangen, von dem Verleger des letztern in der Vorrede bereits angekündigt, und mithin, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, von demselben verdienstvollen Herausgeber besorgt worden ist. In der That athmet auch der kurze Vorbericht an den Leser, abgesehen von einer einzigen, fast allzu bescheidenen Aeusserung, durchaus *Brunkischen* Geist; die Einrichtung der Ausgabe selbst zeigt den bekannten Geschmack dieses feinen Kritikers, und die Feststellung des Textes verräth den überzeugten und selbstdenkenden Nachfolger des grosen, um die Kritik dieses Komikers unsterblich verdienten Bentley. Je seltener auf Pracht- und Kabinetsausgaben kritischer Fleiss und Genauigkeit verwendet wird: desto mehr Auszeichnung verdient ein Werk, das dem forschenden Kritiker eben so willkommen seyn muss, als dem reichen Bücherliebhaber, der mit solchen kostbaren Tapeten seine Zimmer ziert. — Im Ganzen genommen ist der Herausgeber *Bentley's* Recension gefolgt: und dies nicht blos in Stellen, wo dieser aus Handschriften und alten Ausgaben, sondern auch in solchen, wo er durch Conjecturalkritik die ächte Lesart hergestellt hat. Aus der grosen Menge nur einige Beyspiele! *Andr.* III. II. 1—5. hat der Herausg. die *versus bacchiacos*, für deren Richtigkeit in den gewöhnlichen Ausgaben schlecht gesorgt ist, nach Bentley's Verbesserungen aufgeführt. IV, I, 13. *Si roges, nil pudent hic, ubi opu'st: illic ubi | Nil opu'st, ibi verentur.* Wieder eine treffliche Emendation von Bentley, welche das Metrum fodert. Unsere unmetrischen Herausgeber, auch in den neuesten Zeiten, welche hier an nichts weniger als an *versus creticos* denken, liefern dafür: *Si roges, nihil pudet: hic, ubi opus est, | Non verentur: illic, ubi nihil opus est, ibi verentur.* IV, II. 3. Die Vulgata: *Pa. Mysis, quid est? My. Hem, Pamphile, optume te mihi offers. Pa. Quid est?* Bentley bemerkt sehr treffend, dass *optune* und *optume* hier, wie anderwärts, verwechselt, und dass nach dieser Verwechselung der Zusatz *quid est?* zur Ausfüllung des Verses in den Text gekommen ist. Er verbessert daher: *Pa. Mysis. My. Quis est? ehem Pamphile, opportune te mihi offers.* Diese Verbesserung ist auch in unserer Ausgabe mit Recht aufgenommen worden. IV, IV, 10. lesen alle Handschriften und Ausgaben: *quem ego igitur rogem?* Der feinhörende Bentley warf *ego* heraus, und unser Herausgeber folgt. Bald darauf ist die gewöhnliche Lesart: *Verbum si mihi | Unum, praeterquam quod te rogo, faxis, cave.* Aber welcher Römer sagte: *cave si faxis,* statt *cave faxis*? Bentley fand in mehrern Handschriften *praetereaquam*, und änderte: *verbum unum mihi, | Praetereaquam quod te rogo, faxis cave.* Auch diese Aenderung ist in der neuen Ausgabe beybehalten worden. — *Eunuch.* Prolog. 25. hat der Herausg. Bentley's verwegene Conjectur: *Colacem esse nempe,* (st. *Naevi et*) *Plauti veterem fabulam* gleichfalls in den Text erhoben. Dass *Naevi* nicht stehen kann, leidet keinen Zweifel: aber wir bezweifeln noch immer, dass *nempe* die richtige Lesart sey. IV, V, 7. Nach der gemeinen Lesart: *Sed Thais multo ante venit,* wird den *versibus acatalecticis* hier ein *catalecticus* untergeschoben. Deswegen verbesserte Hare: *Multon';* Bentley richtiger: *Sed Tháis multo me ántevenit.* So auch in unserer Ausgabe. IV, VII, 19. *Omnia prius experiri consilio, quam armis sapientem decet.* Schon Guyet fand eine Abkürzung dieses Verses nöthig: durch einen Misgriff vertilgte er das Hauptwort: *sapientem.* Einige Handschriften lassen *consilio* weg; und da noch überdies der treffliche Cambridger Codex, den Bentley neun Jahrhunderte alt schätzt, die Lesart *quam armas* darbot: so stellte er durch eine überaus glückliche Aenderung Metrum und Sinn zugleich her: *Omnia prius experiri, quam árma, sapientém decet.* Dass unser Herausgeber auch diese Bentleyische Verbesserung in den Text aufgenommen hat, kann keineswegs getadelt werden. Aber wenn er sofort V. 25. die Worte *quid cum illo agas* u. s. w. auf die Autorität seines Vorgängers und gegen das Zeugniss aller Handschriften, dem Thrason beylegt; so macht der Sinn Schwierigkeit. Thais spricht die Worte, nicht zum Thrason, wie neuerlich auch Hr. *Schmieder* wähnte, sondern zu Chremes. — *Heauton Timorum.* II, 1, 13. *Nam hic Clinia, etsi is quoque suarum rerum satagit, attamen.* Unsere Ausgabe: *sat agitát, tamen,* nach Bentley, der hier die feine Bemerkung macht, dass nur nach *sed etsi* gewöhnlich *attamen*, nach *etsi* hingegen blos *tamen* folgt. Dieser Bemerkung kömmt jene alte, von Charisius aufbewahrte Lesart trefflich zu Statten.

Ungeachtet man in den angeführten Stellen und in einer sehr grosen Anzahl anderer nichts weiter als

als eine treue Nachfolge der Bentleyischen Recension entdeckt: so muss doch schon dies in unsern Tagen, wo man den Instaurator des Terentius so selten versteht und seine Grundsätze noch seltener befolgt, ein günstiges Vorurtheil für die neue Ausgabe erregen. Indessen stösst man auch auf eine beträchtliche Menge solcher Stellen, wo der Herausgeber seinen Vorgänger verlassen, und entweder die Vulgata durch Wiederaufnahme geschützt, oder der Lesart eines Bentleyischen Codex den Vorzug zugestanden hat. Neue Handschriften sind, wie wir uns durch eine ziemlich sorgfältige Vergleichung überzeugt haben, für diese Ausgabe nicht verglichen; eben so wenig neue Conjecturen zur Verbesserung mancher noch immer sehr corrupten Stelle (z. B. *Adelph.* IV, IV, 1—9. vergl. *Hermann de metris* p. 187.) vorgeschlagen worden. Demnach wird ein künftiger kritischer Bearbeiter dieses Komikers vorzüglich auf jene Abweichungen von dem Bentleyischen Text sein Augenmerk zu richten haben, um ihren Grund, den hier keine Note verräth, selbst zu erforschen, und die Wahrheit oder Nichtigkeit desselben darzuthun. Am leichtesten wird ihm dies Geschäft da gelingen, wo unser Herausgeber in Ansehung der Scenen-Abtheilungen eine Veränderung getroffen hat. Hier wird das Neue immer das Bessere seyn. So *Andr.* III, I, 10. wo mit den Worten: *quod remedium nunc huic malo inveniam?* eine neue Scene anhebt. Sehr richtig und natürlich! Denn die vorigen Personen treten ab, und Davus spricht mit Simon allein. Eine ähnliche Bewandniss hat es mit einer solchen Neuerung zu Anfang des Heauton Timorumenos, und an mehrern Stellen. — Schwieriger wird die Prüfung, wo es auf Verschiedenheit metrischer Grundsätze hinausläuft, oder wo alles auf einen feinen kritischen Tact ankommt. Hier tritt allerdings gegen Bentley ein Mann auf, dessen Widerspruch beachtet zu werden verdient, und der mit jenem den anständigsten Wettkampf beginnen darf. Möchte es ihm nur gefallen haben, die Gründe des Widerspruchs selbst mit ein paar Worten darzulegen, um unbestochene Kampfrichter nicht bloss einzuladen, sondern ihnen auch die Entscheidung zu erleichtern! Jetzt wird dem Leser oft eine leise Vermuthung, ein stiller Wink zur Entscheidung genügen müssen. — *Heauton Timorum.* III, I, 93. Bentley: *Continuo hic adsum. ita quaeso. di vostrām fidem.* Unser Herausgeber: *Continuo hic adero. ita quaeso; di vostram fidem.* Die Ursache dieser Verschiedenheit ist diese: Bentley las bekanntlich die Jambischen Verse *per dipodiam trochaicam;* Brunk hingegen scandirt sie auf die gewöhnliche Weise, nach Jambischen Füssen. Wer Bentley's Grundsatz angenommen hat, ohne hier seine Aenderung billigen zu können, der wird vielleicht folgenden Ausweg leichter finden: *Con | tinuo hic | adero. | quaeso. | di vo | stram fidem.* Der Anfang des nächsten Verses: *ita comparatam esse,* verräth die Einschaltung des getilgten Wortes. — *Andr.* IV, I, 11. Die Vulgata: *quis tu es? quis mihi es? cur meam tibi? heus,* wird von Bentley so verbessert: *quis tu homo es? quis mihi es? cúr ego meám tibi? heus,* Wenn unser Herausgeber jene beybehält: so wissen wir nicht, wodurch er die grosse Härte in der Scansion des *versus cretici* entschuldigen will. Was hier von dem Metrum gilt, dasselbe müssen wir *Eunuch.* III, II, 7. in Ansehung des Sinnes bemerken. Anstatt *ex homine hunc natum dicas?* weiss Bentley seinen sinnreichen Vorschlag: *abdomini h. n. d.* so scharfsinnig zu vertheidigen, und durch so treffende Beyspiele zu bewähren, dass uns auch hier die Fortpflanzung der gemeinen Lesart befremdet. Mehr spitzfindig, als wahr und dem Charakter des komischen Dialogs angemessen, ist vielleicht Bentley's Räsonnement *Eunuch.* IV, IV, 22. über *veternosus senex, colōre mustelino,* wo der Herausgeber dem vorgeschlagenen *stellionino* die Vulgata vorgezogen hat: ob wir uns gleich erinnern, dass der auch für den Terentius zu früh verstorbene *Reiz* in Leipzig gerade diese Bentleyische Vermuthung als Muster einer glücklichen Correction aufzuführen und anzupreisen pflegte. — *Heauton Timor.* I, II, 13. steht auch in dieser Ausgabe noch ein trochaischer Vers mitten unter Jamben: *Atque etiam nunc tempus est. Cave faxis, non opus est, pater.* Faernus bemerkte schon das Unschickliche, und Bentley verbesserte: *Atque etiam nunc satis tempori est. Cl. Cave fáxis; non est ópus, pater.* II, III. (Brunck II, II.) v. 56. ist ebenfalls die, wie uns dünkt, richtige Verbesserung dieses Kritikers: *Sci'n hánc, quam dicit sórdidatam et sórdidam,* verschmäht, und nach dem ersten Worte das den *ictus* schwächende *tu* wieder eingeschaltet worden. Gleich darauf v. 58. hat der Herausgeber aus einem einzigen, und noch überdies neuen Codex b. Bentley die Lesart gewählt: *quom tam negleguntur ejus internuntii.* Der Vers ist hart wegen der Prosodie in *négleguntur.* Will man nicht mit Bentley *quom tám neglegitur ejus internúntia* lesen: so lässt sich vielleicht die Vulgata: *quom ejus tam negleguntur internuntii* so vertheidigen, dass *tam* als *enclitica* genommen wird. In derselben Scene ist der Herausgeber auch v. 97. der gewöhnlichen Lesart *si istuc metuis,* wofür Bentley *si iste est metus* gesetzt hat, mit Recht treu geblieben; übrigens aber der Bentleyischen Anordnung der Verse, die sich auf die Autorität des Scholiasten Eugraphius und auf den Zusammenhang gründet, gefolgt. Nur v. 104. sehen wir die treffliche Emendation *Di dant* (st. *datur,* welches hier wahrscheinlich *Cli. Dāt* geschrieben war) ungern vertilgt. III, I, 41. ist aus dem *libro Bembino* das von Faernus bereits empfohlene *ingenio egregio ad miserias* (wo Bentley den Singular *miseriam* aus keinem zureichenden Grunde vorzieht) aufgenommen. Aber die Scansion des folgenden Verses *dixi, diem adimere aegritudinem hominibus,* ist äusserst hart, und das nachdrucksvolle *diem* wird gar nicht gehört. Auch hier würden wir kein Bedenken gefunden haben, die Wahrheit der Bentleyischen Kritik durch Aufnahme der von ihm vorgeschlagenen Lesarten anzuerkennen.

Noch bietet uns die Verschiedenheit der altrömischen Orthographie, welche sich in dieser und in der Bent-

Bentleyischen Ausgabe findet, Gelegenheit zu manchen Bemerkungen dar: allein da eine genauere Verfolgung derselben uns zu weit von unserm Ziel entfernen würde, so können wir den kritischen Leser bloss darauf aufmerksam machen. Wir erinnern daher nur dieses noch, dass der typographischen Schönheit auch in dieser Ausgabe der Nutzen und die Bequemlichkeit des Lesers aufgeopfert worden ist. Denn die Worte sind weder, nach Bentley's und Reizens Manier, mit metrischen Accenten bezeichnet, noch ist die Zahl der Verse am Rande oder am Anfang jeder Seite angegeben.

Möge übrigens dem würdigen Herausgeber, dessen wiederauflebende literarische Thätigkeit gewiss jeden Verehrer der Alten erfreuen wird, die glücklichste Muse erhalten werden, um seinem Aristophanes, an den er jetzt von neuem die kritische Feile gelegt haben soll, die schönste Ausbildung und Vollendung geben zu können!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) RIGA, b. Hartknoch: *Texte zum Denken* für Welt und Menschenkenner und die es werden wollen; französisch und deutsch herausgegeben von *Friedr. Schulz.* Erster Theil. 1796. 277 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Choix de pensées mêlées. Ouvrage destiné tant pour ceux qui connoissent le monde que pour ceux qui désirent de le connoître; publié avec la traduction allemande par Mr. *Schulz.* T. Imier.

2) BERLIN, b. Maurer: *Portefeuille des honnêtes gens*, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscript de feu Monf. *le Comte de Schulenbourg.* 1796. 43 S. 8. (4 gr.)

Beide Sammlungen von Maximen, Gedanken, witzigen Einfällen sind von sehr verschiednem Gehalt. In Nr. 2., welches den berühmten Feldmarschall *Matthias Joh. Graf v. Schulenburg* zum Vf. haben soll, dessen Leben auch vorgedruckt ist, findet man gut gedachte und gut gesagte Maximen, aber wenig oder nichts Ausgezeichnetes und Glänzendes. Es hat 3 Abschnitte. Der erste, *Pensées morales* zeigt uns den Vf. als einen sehr religiösen Mann. Ueber dem zweyten, den politischen Maximen, steht: *Instruction donnée par Charles V à Philippe II son fils, en lui résignant ses états héréditaires.* Hier stösst man unter seinen, auch moralischen Maximen der Politik auch auf eine hässliche Maxime der Fürstenpolitik S. 31. n. 15. Der letzte Abschn. ist überschrieben *Pensées amusantes et serieuses.* Die Texte von Nr. 1. gehören den scharfsinnigsten französischen Köpfen und Kennern des menschlichen Herzens an, einem *d'Aguesseau, d'Alembert, Bellegarde, Crebillon* dem Jüngern, *Duclos, Fontenelle, Pascal, Rousseau* und *Voltaire*, aus denen der Vf. das Schönste, Scharfsinnigste und Witzigste zur Bereicherung der Menschenkenntniss und der Philosophie des Lebens gesammelt und übersetzt hat, als einen Nachtrag zu den von ihm übersetzten *Maximen des Rochefaucault* und zu den *Aphorismen.* Welchem von den benutzten Schriftstellern jede einzelne ausgehobne Stelle angehöre, würde der minder Belesne gern bemerkt gesehen haben; aber der Vf. hat die Namen weder hier noch in den Aphorismen anzumerken für gut gefunden. Wenn die Uebersetzung gleich nicht durchaus die Vergleichung mit den Originalen aushält: so gehört sie doch unter die geschickten und glücklichen Nachbildungen. Die verfehlten Stellen sind nur Ausnahmen. Dahin rechnen wir Nr. 49., wo von dem allen Menschen gemeinschaftlichen Triebe nach Glückseligkeit die Rede ist; „wenn der Eine in den Krieg zieht, und der Andre zu Hause bleibt, so ist es immer derselbe Trieb, der aus ihnen handelt, *nur mit andern Absichten*" *accompagné de differentes vues.* Ihre Absichten oder Zwecke sind die nämlichen; nur die Gesichtspunkte (*vues*), aus denen sie die Glückseligkeit betrachten, sind verschieden. Nr. 54. *Chacun brille d'un faux eclat aux yeux de quelqu' autre.* „Es ist keiner, der nicht einem andern *unangenehm* das Auge blendete." Es müsste heissen: Jeder erscheint den Augen aller andern in einem falschen Lichte. Nr. 60. *Quand un homme feint de préferer mon interêt au sien propre, de quelque démonstration qu'il colore ce mensonge, je suis très-sûr qu'il en fait un.* Das Französische schimmert zu auffallend durch folgende deutsche Construction durch: „Stellt sich ein Mann, als ob er meinen Vortheil dem seinigen vorziehe, mit wie schönen Versichrungen er diese Lüge auch ausschmücke, immer bin ich sehr gewiss, dass er nur seinen sucht." Wir würden es etwa so ausdrücken: Giebt ein Mann vor, meinen Vortheil dem seinigen vorzuziehen, so bin ich sehr gewiss, dass er eine Unwahrheit sagt, mit welcher Schminke er sie auch überziehen mag! S. 49. auf der untersten Zeile muss gelesen werden: *Ausdruck oder Nachahmung.*

1) BERLIN, b. Maurer: *Discours moraux et politiques,* par Madame *de Genlis.* Imprimés pour la première fois à Paris dans le cours de l'année 1790. Nouvelle édition, à laquelle l'auteur a joint une préface et des notes nouvelles. 1797. VIII und 248 S. 8. (16 gr.)

2) Ebend., b. Ebendems.: *Moralische und politische Abhandlungen* über die Erziehung und verschiedene andre Gegenstände von der Frau *von Genlis.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *A. J. Fessler*, der Theol. D. u. Prof. 1797. VIII u. 261 S. 8. (16 gr.)

Die Verdienste, welche sich die Frau v. Genlis als Erzieherin und als Erziehungsschriftstellerin erworben, sind in und ausser Frankreich bekannt. Frankreich, welches hierin einen Rousseau zum Lehrer hatte,

hatte, ist doch immer weit in der Kunst, vernünftig, nicht modisch zu erziehen, zurückgeblieben, und die Frau von Genlis fand Gelegenheit genug, indem sie Rousseau's Winken folgte und das, was Alte und Neue über Erziehung geschrieben haben, verglich, viele richtigere Begriffe über Erziehung in Umlauf zu bringen. Ihr wichtigstes Verdienst für das Ausland besteht in ihren Lesebüchern und Erzählungen für die Jugend, an denen freylich auch noch manches auszustellen ist. Jedoch verdienen auch ihre abhandelnden kleinen Schriften dieser Gattung aufbehalten, ja gar manchen deutschen Versuchen in diesem Fache vorgezogen zu werden, und die Vffn. verdient Dank, dass sie dieselben aus der Zerstreuung, worinn sie sich in Zeitschriften befanden, gesammelt und mit neuen Anmerkungen bereichert hat. Der geschickte Ueberſetzer, der kürzlich eigne Beweise von seinen Einsichten in die Wissenschaft der Erziehung gegeben, hat sich in den untergesetzten, bald mehr bald weniger bedeutenden, Anmerkungen nicht gerade (nach herrschendem Ueberſetzerbrauch) als den Lobredner seiner Dame gezeigt, sondern ihre einseitigen Vorstellungen, ihre Declamationen, ihre Schriftstellereitelkeit oft gewürdigt und gerügt. Die Sammlung enthält 6 Aufsätze, die alle einen unmittelbaren oder mittelbaren Bezug auf Erziehung haben: Ueber die Erziehung des Dauphin; über die Annehmung an Kindesstatt; über die Aufhebung der Nonnenklöster und die öffentliche Erziehung der Weiber; über Botanik; über die öffentliche Erziehung des Volks; über den Luxus und die Gastfreundschaft.

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Lückenbüsser dieser compendiösen Bibliothek*, oder *Sammlung alles Witzigen, Sonderbaren, Belustigenden, oder sonst Unterhaltenden, was in keiner der andern Abtheilungen einen bestimmten oder schicklichen Platz finden konnte.* Erstes und zweytes Heft. 1796. 164 S. 8. (12 gr.)

Dieses Supplement, welches in Auswahl sowohl als in Vortrag dem Hauptwerke nicht nachsteht, und das auch als die 27ste Abtheilung der *compendiösen Bibliothek* selbst verkauft wird, enthält Excerpte aus der *Histoire de ma fuite des prisons de la republique de Venise* (sieben Bogen unter zweckmässige Rubriken geordnet) ein Beyspiel eines boshaften Betrugs aus *Gözens* Mannichfaltigkeiten, ein Rätzel, eine Beschreibung der Neuwieder Ducatengesellschaft, Fragen aus dem Naturrecht von *Cerutti*, Kanzelanekdoten aus *Schuler's* Geschichte der Veränderungen des Geschmacks, Nachricht von einem Buche vom nahen Ende der Welt, das noch 1792 erschien, Beyspiele von Intoleranz aus der Maynzer Monatsschrift, vermischte Anekdoten, worunter viele den vorigen König von Preussen betreffen, aus den zu Hamburg 1788 erschienenen Anekdoten und Erzählungen entlehnt, Beyspiele von natürlicher Magie aus *Gözens* Mancherley und aus *Eckertshausen* entdeckten Geheimnissen, und endlich Karten- und Rechenkünste aus einem gewissen Kuriositätenkabinet.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Taschenbuch für Regenten und Staatsmänner aus den Werken eines Friedrichs und Stanislaus gesammelt.* Aus dem Französischen übersetzt. 1797. XIV u. 272 S. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber sagt uns in der Vorrede, dass dies Werkchen eine Ueberſetzung der im J. 1768 von Dorville herausgegebenen *Pensees philosophiques, morales et politiques de main de maitre* sey, dass eine verehrungswürdige Dame solche gefertigt habe, und der veränderte Titel dem Buche gegeben worden sey, um es desto gewisser in die Hände derer zu bringen, welche zu regieren bestimmt sind.

Bey der Menge schöner und wichtiger Stellen, von welchen die Schriften der beiden königlichen Weltweisen voll sind, müsste in jedem Zeitalter eine nach dessen Geschmack und Bedürfnissen ausgewählte Sammlung eine eben so allgemein willkommne als besonders für Regenten und Staatsmänner nützliche Lectüre gewähren. Um diese zu liefern, müsste die Ueberſetzerin, vorausgesetzt dass sie die hierzu nöthigen Fähigkeiten hatte, jene Schriften selbst zur Hand nehmen und die zweckmässigsten Stellen, wie es Freyer in Rücksicht der Werke Friedrich II that, auswählen; nicht aber eine fremde Sammlung verdeutschen, welche vor 30 Jahren, also vor der Erscheinung der meisten Schriften Friedrich II, und gar nicht in der Absicht gemacht wurde, ein Taschenbuch für Regenten und Staatsmänner abzugeben.

Wir wollen nur einige nicht mühsam aufgesuchte und gleich aus den ersten Bogen genommene Stellen unsern Lesern zur eigenen Beurtheilung vorlegen:

S. 4. „Die *Deisten*, ein unverschämtes, eingebildetes „Geschlecht. Ihre Gesinnungen, die ich hier mit Entsetzen „schildere, machen die Vernunft erröthen."

S. 12. „Giebt es eine andere Religion für den Haufen „der Christen, und selbst für die grössten Geister, als der „Katechismus und der Glaube?"

S. 36. „Die Wissenschaften lehren nicht vielmehr, als „sich aufblähen und streiten."

Die Ueberſetzung ist äusserst mittelmässig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. October 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halberstadt, gedr. b. Dölle u. in Commiss. bey Gross dem Jüngern: *Lyrische Gedichte, von Friedrich Rassmann.* 1797. XXXI u. 221 S. 8. (16 gr.)

Wir erfahren in der Zueignung an Hn. Prof. *Ramler*, dass der Vf. auf eine demselben zugeschickte Ode zu Ehren seines *Wiegenfestes* (Geburtstages) eine sehr schmeichelhafte Antwort und ein Lob erhielt, „welches zu wiederholen (aber doch nicht bestens ins Licht zu stellen) ihm die Bescheidenheit verbietet." Diess „brachte in seiner Seele eine solche „Begeisterung hervor, dass er den Göttern an dem „Tage, wie der Samier einst, eine Hekatombe hätte „opfern mögen. Diess war der (das) ihm aufgesparte „Nepenthe, worinn er so manche unangenehme Erin-„nerung, die ihn von seinen ersten poetischen Aus-„flügen her begleitete, vergessen, auf einmal vergess-„sen sollte." Diese früheren Ausflüge sind uns nicht bekannt geworden: allein ihre Erwähnung zeigt, dass die vorliegenden Gedichte nicht als Versuche eines Anfängers zu betrachten sind; und da sie einen unzweydeutigen Beweis liefern, wie weit die Anlagen des Vf's reichen, so bedauern wir, dass er einen ganzen Band hindurch (S. 100) „der Dichtkunst die „Zügel seines Geistes in die Hände gegeben hat." Wenn seine Neigung zu ihr so gross war, dass sie ihm (S. 1..) „unser Leben in ein Geistes-Bacchanal zu „verwandeln" schien, so hätte er doch nicht über die Ansprüche eines unbekannten Dilettanten hinausgehen sollen; denn schwerlich gelingt es ihm (S. 96) „männ-„lich kühn an der Sterne Jaspisthor zu dringen, und „sich an des Ruhmes Strahlenzinnen im Wonnedrang „zu weiden." Wir sind genöthigt, ihm (S. 98) diese „Glanzjuwele der Wahrheit zu reichen, um ihn „vor des Irrthums Vipernhöle vorbey zu führen," in welche ihn allzu nachsichtige Urtheile hineinziehen könnten. Ein blendendes Prachtstück (προσωπον τηλαυγες) eröffnet zwar die Sammlung: eine *Hymne an den Fleiss*, im Sylbenmaass von Bürgers Hohem Liede, dessen festlicher Pomp des Ausdrucks auch sichtbar darinn nachgeahmt wird. An die Stelle desselben ist aber Buntscheckigkeit und Kostbarkeit in einem wirklich seltnen Grade getreten. Das Ganze scheint überhaupt mehr *von* dem Fleisse als *auf* ihn gedichtet. Alle Wissenschaften, Künste und Arten der menschlichen Thätigkeit werden durchgegangen, und alles Grosse was darinn geleistet worden, dem Fleisse zugeschrieben, der doch unter den zum Gelingen erfoderlichen Eigenschaften oft eine sehr untergeordnete ist. Der Vf. könnte sich freylich auf Büffons Ansehen berufen, welcher behauptet haben soll, das Genie bestehe eigentlich in der Geduld; allein aus diesem Satze ergäbe sich dann auch vielleicht, dass mehr Genie zur aufmerksamen Lesung eines solchen Gedichtes als zu seiner Hervorbringung gehöre. Ist es wohl möglich, einem mit der Ermahnung: fleissig zu arbeiten, früh aufzustehn und spät zu Bett zu gehn, den Kopf wirblichter zu machen, als durch das mystische Dunkel folgender Strophe geschieht?

> Nimm dafür der Arbeit Spindel,
> Hüllt den neugebohrnen Tag
> Kaum in ihre Rosenwindel
> Eos, lässt der Zauberschwindel
> In dem Reich der Träume nach;
> Und sey Held, nicht zu ermüden,
> Grüsst der Schlaf auch noch so schön,
> Bis die späten Horen wehn,
> Und in Norden, wie in Süden,
> Leuchtend alle Sterne stehn.

So arm, hol und seelenlos findet man diese Gedichte ihrem Gehalte nach überall, wo sie auch auf den ersten Blick durch Sprache und Versification täuschen könnten. Bey dem Lobe der Philosophie S. 8 heisst es:

> Baco, Leibnitz, Wolf, Reimarus,
> Und der tiefe Forscher Kant,
> Leuchten bis zum Obystrand,
> Leuchten ewig, wie ein *Pharus*,
> Zeigen dem Piloten Land.

Dies klingt beynahe, als ob alle die obigen Denker zusammen nur einen einzigen Pharus ausmachen sollten.

Die übrigen Stücke der Sammlung, wie sie auch heissen mögen: Oden, Elegien, Lieder, Sonette, Triolette, haben doch grossentheils den Charakter mit einander gemein, dass sie Gelegenheitsgedichte sind. Dies ist an sich gar kein Vorwurf, denn die Kunst kann auch geringe Gegenstände adeln; aber diese hier haben nichts an sich, was sie über Gelegenheiten wie folgende: *Als der Hr. Canonicus Gleim die Döllesche Officin hieselbst mit seinem Besuch beehrte; auf den Rathskellersaal zu Halberstadt; an meinen Vater, als der grosse Birnbaum im Garten umgehauen war; einer jungen Freundin zum Confirmationstage; an meinen Vater, bey seiner Verpflichtung zum Consistorialassessor; bey einer goldnen Hochzeit, einer Amtsjubelfeyer* u. s. w. im geringsten erhöbe. Ja, die Begeisterung des Vfs. lehnt sich so gern an äussre Anlässe, dass

dafs wir sogar zwey Gelegenheitsgedichte auf Gelegenheitsgedichte finden. (S. 79 u. 132) In dem letzten kömmt in drey Strophen dreyzehnmal *gute Nacht* vor, und wem sie am Ende derselben noch nicht zu Theil geworden ist, der muss wirklich an der Schlaflosigkeit leiden. Nun spreche noch einmal „ein Laye „dem Dichter das Vorgefühl der Zukunft ab!" Hr. R. hat ja im voraus geahndet, (S. 117) dafs sein Vater zum Consistorialassessor ernannt werden würde. Gleich darauf (S. 118) vergleicht er sich selbst mit einer Nachtviole: eine nicht bescheidne Anwendung des von Kleist entlehnten Bildes der Bescheidenheit. Bey dem Gedichte *an Karl Reinhard, bey der Nachricht von seinen schwächlichen Gesundheitsumständen*, wundern wir uns gar nicht über *den heroischen Ton*, wegen der Freundschaft, die der Vf. „für den Herrn Doctor hegt und beständig hegen wird;" aber dafs er, nachdem er sich eben zu rechter Zeit erinnert, dafs der geliebte Damon noch am Leben ist, ihn plötzlich auffodert zu sterben, dies ist allerdings mehr als seltsam.

Was nur der Freundin, deren Genesung S. 124 gefeyert wird, gefehlt haben mag, dafs „ihr Schwanenbusen sich mit Ungestüm gleich Wogen in der Windsbraut thürmte?" Wie der Vf. nicht selten das Unglück hat, seinen ernsthaften, ja traurigen Empfindungen einen komischen Anstrich zu geben, so ist uns bey seinen scherzhaften Stücken manchmal ganz schlimm zu Muthe geworden; z. B. bey dem *Sonett an einen meiner Freunde, als ihm eine Tochter geboren war.*

Heut über sechzehn Jahr, mein lieber Mann!
Komm' ich vielleicht im schmucken Feyerkleide,
In dieses Haus, mit Mienen voller Freude,
Und halte dreist um deine Tochter an.

Du lächelst? meynst gewifs, dafs ich alsdann
Wohl längst an Gattenluft mich *trunken weide?*
Das ist die grofse Frage noch! entscheide
Nach dem, was ich dir sicher melden kann.

Bey uns herrscht *ein gar strenges Regiment.*
Wir *armen Theologen* müssen warten,
Bis uns *das Feuer auf die Finger brennt.*

Wie traurig! Ja ja, eine solche Lage mufs wohl *erotische Dithyramben* (S. 125) und dergl. mehr auspressen. Es liefse sich noch viel merkwürdiges in diesem Geschmacke auszeichnen: doch Rec. bricht hier ab, damit nicht (S. 99) „Erynnis (Erinnys) Langeweile" seinen eignen und seiner Leser „Sinn auf die Folter spanne."

Leipzig, in der Pottischen Buchh.: *Intermetzo's in lustigen Stunden für lüsterne Leser.* 1797. VI u. 156 S. 8. (12 gr.)

Das Schild ist sichtbar genug ausgehängt: der Leser, welcher nach der darunter angebotnen Waare greift, erhält ein halb Dutzend Geschichten, die ihm schwerlich pikant genug dünken werden, wie sein Geschmack auch beschaffen seyn möge. Rec. ist keiner von den Gelehrten, auf die sich der Vf. in der Vorrede deshalb beruft, die einen solchen Stoff sogleich genau nachzuweisen wissen; aber er kann versichern, dafs die Form sehr schlecht ausgefallen ist, und die eingestreuten Verschen, wie z. B.:

Wie aus den Wolken fiel
Da Hans. Das war zu viel
Der Wonne für sein Herz.
Vor seinen Blicken lacht
In nie gesehner Pracht
Jetzt Gottes schöne Welt.
Weg war der Kummer, weg der Schmerz,
Der ihm im Busen nagt,
Und fürbafs ihn geplagt.

„Ists wahr, ist's Traum?"
Rief er mit aufgerissnem Maul u. f. w.

ihr nicht haben aufhelfen können.

1) **Erfurt**, b. Hennings: *Die Fürstentochter.* 1797. XVI u. 312 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) **Berlin**, b. Schöne: *Wilhelmine das Schweizermädchen*, oder *das Naturmaal.* 1797. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. XVI u. 280 S. Zweyter Theil. XII u. 282 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nr. 1 ist ein wunderbares Product: es giebt vor, aus einer neugriechischen Handschrift herzustammen, und erzählt in mystischer, sonst ziemlich lebendiger und blühender Sprache von gewissen Bewegungen alten Freyheitsinnes, und gewissen Verbrüderungen und Aposteln desselben, in gewissen Gegenden von Griechenland. Ein Jüngling Fiordello ist ausgesandt, erscheint in mancherley Gestalten, und läfst sichs sauer werden; man sieht nur nicht ganz ein, wohin es ihn führen soll. Ein Geist, ein Unsichtbarer, ein Armenier wenn man will, zeigt sich äusserst geschäftig, man erräth aber nicht recht wozu. Die Fürstentochter wird gleich anfangs auf eine furchtbare Weise eingeführt: schlau, hinreifsend, kalt, alle Herzen bestrickend und unmenschlich. Eine andere weibliche Figur, Fiordello's Geliebte, giebt nur einzelne Laute von sich, und kommt um wieder zu verschwinden. Fiordello hat sich auch blofs auf einen Schrey, den er von ihr hörte, in sie verliebt. Sie befindet sich eine Zeitlang in der Gewalt der Fürstentochter. Am Ende dieses Theils (auf dem Titel ist vergessen anzuzeigen, dafs hier nur der Anfang des Romans geliefert wird) ist aber alles so glücklich in Verwirrung gebracht, dafs man nicht mehr weifs, an welcher Stelle sich irgend eine der handelnden Personen befindet. Fiordello springt eben mit entblöfstem Schwerde jenem davon schwebenden Geiste nach. Wir begehren ihn nicht wieder zurück zu beschwören, und sind auch nicht besonders neugierig auf den *geheimen Schlüssel* dieses Romans, der zwar (wie er sich selbst nennt) politisch seyn mag, aber nicht sehr ästhetisch ist.

Nr. 2 giebt dem Beurtheiler mehr Anlass, die Mannichfaltigkeit der Wege zu bewundern, welche die Schriftsteller zur Unterhaltung des Publicums ausfindig machen, als sich über Nachahmungssucht zu beklagen. Es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einem andern Produkt, das uns in diesem Fache vorgekommen ist. Das Schweizermädchen spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle darinn. Wir werden zwar anfangs „tief unten an die Alpen in der Schweiz „in ein einziges einsames Hüttchen" versetzt, wo ein zärtliches junges Ehepaar nach älterlichen Freuden schmachtet; aber kaum sind ihnen diese gewährt, und Wilhelmine ist geboren, so wird das Kind geraubt, und man ist genöthigt, ihm in die verworfenste Gesellschaft zu folgen, und daselbst bis gegen das Ende zu verweilen, wo sich das Mädchen unversehrt aus dem Feuer rettet, und auf der Flucht nahe bey der Hütte ihrer Aeltern am Naturmaale wieder erkannt wird. Ein Graf, der sich eben so toll und albern als niederträchtig aufführt, ein liederlicher Prinz, eine Buhlerin, die sich der Graf zur Gemahlin aus Paris verschrieben, und die mit unter auch Gift mischt, das sind die Figuren, unter denen sich Wilhelmine in Knabentracht herumtreibt; und von welchen Scenen muss nicht der Leser Zeuge seyn! War es dem Vf., der übrigens so manche Ansprüche auf Empfindung und Delicatesse vorgiebt, möglich, jene als bloss lächerlich misszuverstehen, und der „sanften und edlen Minna," an welche eine seiner verschiedenen Dedicationen gerichtet ist, diese Lectüre im Ernst zuzumuthen? Ja, war es ihm möglich eine solche — Jugendsünde vermuthlich — noch nach vier Jahren durch einen neuen Titel aufwärmen zu lassen, da seine Vorberichte bereits von 93 datirt sind? Doch vielleicht ist hierin nur der Verleger zu beschuldigen, und wir hoffen daher, das Versprechen am Ende des zweyten Theils, noch einen dritten nachzuliefern, der die ausführliche Geschichte der Buhlerin enthalten soll, werde unerfüllt bleiben. Die letzten Auftritte, wo Wilhelmine, die für einen Knaben gilt, in Gesellschaft mehrerer Kinder ihres Alters geräth, sind nicht so schlecht behandelt, dass sich nicht von dem Vf. etwas besseres erwarten liesse. Vielmehr ist die Idee, einen von Wilhelminens Gespielen in einem Anfall von Zuneigung mit ihr flüchten zu lassen, der sich aber bald aufs innigste nach Hause sehnt, während das Mädchen mit kühnem Muth vorwärts dringt, recht artig ersonnen und ausgeführt.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Gedichte*, von *Christian Carl Ernst Wilhelm Buri.* Erste Sammlung. 1791. 110 S. Zweyte Sammlung. 1797. 112 S. 8.

Man kann nicht oft genug daran erinnern, dass die ästhetische Würdigung der moralischen darin ganz entgegen gesetzt ist, dass der gute Wille bey dieser alles, bey jener gar nichts gilt; und dass man ein sehr wackrer Mann seyn und doch mittelmäsige, das heisst schlechte Verse machen kann. Nach dieser Erklärung muss aber auch die Kritik ihre Rechte mit aller Strenge handhaben, und dasjenige, was nicht in das Gebiet der Poesie gehört, gradezu daraus verweisen dürfen. In den Gedanken und der ganzen Empfindungsweise enthalten obige Sammlungen nichts verwerfliches; durch die letzte zeigt sich der Vf. als achtungswürdig: aber ihren Aeusserungen fehlt es am Anziehenden, am Eigenthümlichen, am Poetischen. In der Art, wie Vorfälle aus der Wirklichkeit in ein paar Stücken (1 Samml. S. 67 und 2te Samml. S. 87) in Verse gebracht sind, ohne ihnen im geringsten Form zu geben, verräth sich eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Wesen der Poesie. Mit einigen sogenannten poetischen Phrasen, auch wohl Bildern und Gleichnissen, deren unzählige aus Hand in Hand gehen, und so abgenutzt gar nichts mehr gelten, wenn der Dichter ihnen nicht eignen Geist einzuhauchen, neuen Schwung zu geben weiss, ist es nicht gethan. Auch das negative Verdienst der Fehlerlosigkeit in Sprache und Sylbenmaass vermissen wir: die entsetzlichen Hexameter S. 56 u. f. S. 72 u. f. der ersten Sammlung wollen wir nicht näher untersuchen; aber auch die Pentameter der Elegie S. 60 der zweyten Sammlung hinken fast durchgängig, und in den gereimten Stücken finden sich häufig unächte Reime: *Donner, Bewohner, gegürtet, entbürdet, alle, Thale, Bild, spielt*, u. s. w. Wir können durchaus keinen Fortschritt in der zweyten Sammlung wahrnehmen, ob sie gleich sechs Jahre nach der ersten erschienen ist; dieser Umstand sollte allein schon den Vf. bestimmen, künftig lieber nur für den Zirkel seiner Freunde zu dichten, als durch öffentliche Ausstellung zu schonungsloser Beurtheilung aufzufodern.

1) Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Kayserbarts Leben und Schicksale*, von *Rupert Becker.* 1796. 390 S. 8. Mit einem Titelkupfer.

Auch unter dem Titel:

Romantische Chroniken, von *Rupert Becker.* 2 Band. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, im Verlag der Königl. Pr. Akad. Kunst- und Buchhandl.: *Philippe Welserinn.* Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhunderte. 1797. XII u. 204 S. 8. (18 gr.)

Der Held obiger Chronik Nr. 1 wird uns für einen Sohn Kaiser Siegmunds gegeben, und sein Daseyn gründet sich auf eine von Eberhard Windeck aufbehaltene scandalöse Anekdote, die bey einem Besuche Siegmunds zu Inspruck bey dem Herzog Friederich von Oesterreich vorfiel, nach welcher aber eigentlich der letztgenannte Kayserbarts Vater seyn müsste. Indessen machen seine Begebenheiten keine solchen Ansprüche, dass dem Vf. nicht jede willkührliche Benutzung der in der Geschichte vorkommenden Umstände erlaubt gewesen wäre. Er hat sich dieser auch nur sparsam, aber ziemlich glücklich bedient, um die Begebenheiten seines Helden damit zu heben, der sonst einem jeden gewöhnlichen Abentheurer zu ähnlich ge-

schen haben möchte. Vielleicht hätte sich noch mehr damit machen, und die Stelle besser ausfüllen lassen, die jetzt am Ende eine gar zu verbrauchte Gefangenschaft Kayserbarts und seiner Schönen in einem türkischen Harem einnimmt. Alles mögliche Lob verdient dagegen Schreibart und Darstellung. Jene ist nicht in einem nachgemachten veralteten Tone gehalten, in dem man sich so schwer ganz erhält, sondern lebhaft und fliessend; und diese, ohne ängstliche Beobachtung des Kostums so schlicht behandelt, dass die Sitte der Zeit recht gut dadurch ausgedrückt wird.

Von Nr. 2, einer Composition derselben Gattung, läfst sich so viel Gutes nicht behaupten. Keine empfindsame Studenten-Liebesgeschichte kann schaler behandelt, ärmer herausgeschmückt, und mit ungesalzneren Charakteren und langweiligeren Dialogen begabt werden, als diese Verbindung zwischen einem Kaisersohne und der Tochter eines augsburgischen Bürgers. Da nun aufser dem auch in den hier vorgestellten Begebenheiten nichts liegt, was etwa, dem Erzähler zum Trotz, zu einer besondern Theilnahme auffoderte, indem Philippe keine harte Verfolgung, noch sonst ein ausgezeichnetes Missgeschick erleidet, sondern während einer Abwesenheit ihres Gemahls, im ruhigen Besitz des Namens seiner Gattin und als Mutter verschiedener Kinder, in Melancholie verfällt und stirbt: so wird der Vf. „die Thränen, die er der „Dulderin nicht versagen konnte, da er an ihr Sterbelager treten und ihr Scheiden von dieser Erde erzählen *musste*," (?) wahrscheinlich allein weinen. Im Voraus hat er aber auch schon deren Gefühl *verwittert* genannt, welche sein Büchlein so missvergnügt aus der Hand legen, wie Rec. schon allein wegen der leeren und kostbaren Schreibart desselben zu thun nicht umhin kann.

Unter dem angeblichen Druckorte Bagdad: *Abentheuer einer Nacht in Stambul.* 1797. 440 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man denkt sich bey diesem Titel vielleicht etwas geheimnissvolleres oder nächtlicheres als darunter verborgen liegt. Er ist von der Nacht hergenommen, womit der Band schliefst; allein das Werk selbst umfafst so viele Nächte als merkwürdige Lebenstage des Helden, der von Geburt ein Pole und ein gar bescheidner Jüngling ist. Seine Abentheuer bleiben bis dahin in ganz bürgerlichen Schranken, und werden nur so eben ein wenig an die benachbarte Türkey hinübergespielt. Sie sind ohne einen verschwenderischen Aufwand von Abwechselungen unterhaltend, weil es dem Vf. nicht an Talent zu mancherley Caricaturzeichnungen fehlt. Nur hat er dem Vater des Helden einen zu widrigen Anstrich gegeben, und befasst sich überhaupt allzusehr mit dem Gemeinen. Der Onkel hingegen, der von seinem Bruder auf eine reiche Heirath bettelt, und immer die leidenschaftlichste Unterstützung findet, der Geizhals, der zugleich Kunstliebhaber ist, und andre Gestalten mehr, sind wirklich von launiger Originalität. Etwas mehr Geist in dem Helden hätte dem Ganzen ein höheres Leben gegeben, und eine sorgsamere Enthaltung von niedrigkomischen Zügen es den Foderungen eines feinen Geschmacks geniessbarer gemacht. Man freut sich indessen, bey einem Schriftsteller, der den Vorsatz hat ein grosses Publicum zu ergötzen, eine weniger verfehlte Richtung als die gewöhnliche anzutreffen; und wir zweifeln nicht, der Vf. werde seinen Zweck erreichen, wenn er bey der Fortsetzung (denn dieser Band enthält nur den Anfang des Romans) obigen Mängeln abzuhelfen sucht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Kurze Lebensbeschreibung des Ritters Peter von Verschaffelt*, Vorstehers der Churf. Zeichnungsakademie zu Mannheim. *Mit dessen Bildnifs.* 1797. 82 S. 8. Der bekannte treffliche Künstler, dessen Andenken durch diese kleine Schrift gefeiert wird, ward 1710 zu Gent in Flandern von unvermögenden Aeltern geboren. Bis ins neunte Jahr blieb er bey seinem Grossvater, einem mittelmäfsigen Zierrathschnitzer und wurde dann zu einem Handwerk bestimmt. Bald aber verliess er diese, seinem höher strebenden Genie nicht angemessne Bahn; kam zu einem Bildschnitzer und erreichte bald, selbst in schwachen Versuchen, seinen Meister. Noch ein Jüngling, ging er nach Paris zu dem nicht unberühmten Bildhauer *Verbreck*, bey welchem er mit unermüdlicher Anstrengung fünf Jahr arbeitete, einen akademischen Preis gewann, und dann von seinem zweyten Lehrer *Bouchardon* den Auftrag erhielt, eine der zwölf Apostelfiguren für die Kirche St. Sulpice, welche Bouchardon zu verfertigen hatte, auszuführen. Nach zehnjährigen Vorarbeiten in Paris, ging nun Verschaffelt i. J. 1737 nach Rom, wo sein Talent in den Stralen des Genius der Griechen zur höhern Vollkommenheit reifte. *Benedict XIV* liess von *Pietro Fiamingo*, — so nannte man ihn dort — mehrere der bedeutendsten damals verfertigten Kunstwerke ausführen, und dreymal sein eignes Portrait von ihm verfertigen, welche Arbeiten jetzt in Italien unter die vorzüglichsten Werke neuerer Kunst gerechnet werden. — Von Rom ging V. auf kurze Zeit nach London, und erhielt hier vom jetzigen Churfürsten von Pfalzbayern einen Ruf nach Mannheim, wo er zum Akademiedirektor und ersten Hofbildhauer ernannt ward. Die besten dortigen Anstalten zur Beförderung der Künste verdanken ihm ihre Entstehung und vieljährige Erhaltung. Er bereicherte Mannheim und Schwetzingen mit seinen Arbeiten, die man hier, so wie seine übrigen vorzüglichsten Werke, verzeichnet findet. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit der ausübenden Baukunst, und lieferte auch in diesem Fach redende Beweise seines Genies. Er hinterliess mehrere Handschriften über die Kunst, als er 1793 im 83sten Jahr, mit dem Ruhm eines grossen Künstlers und eines edlen biedern Mannes, starb.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. October 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Graf Donnritz und seine Mutter.* Eine Geschichte aus den Papieren des R**th H** herausgegeben von X*. Y*. G*. Erster Theil. 1797. VIII u. 272 S. 8. (18 gr.)

Aus einer kurzen Vorrede und dem Werke selbst ergiebt sich ein rühmliches Bestreben des Vfs, etwas Besseres im Fache des Romans zu liefern als ein gewöhnliches Lesebuch, das sich nur durch ein materielles Interesse empfiehlt: er wünscht nicht die Neugierde, sondern den Verstand zu beschäftigen. Aber wir fürchten, dass die hiezu in Bewegung gesetzten Mittel sich ihm noch nicht als die richtigen bewähren werden. Er will uns interessante Menschen zeigen; doch möchte diejenige Person, welche er bis jetzt am bestimmtesten ausgemalt hat, die Mutter, dem verständigen Leser noch zu viele Blössen geben, um ihn wirklich zu interessiren. Von der andern Seite versucht er durch psychologische, in ein feines Detail gehende Darstellung seinen Zweck zu erreichen. Der Vorsatz ist sichtbar, allein die Ausführung unter seinen Händen so sehr verunglückt, dass wir nichts als Langeweile von seinem guten Willen mit nach Haus bringen, vor der uns die häufig unterstrichnen Worte und Winke nicht zu schützen vermögen. Der Inhalt dieses ersten Theils ist, dass die Mutter, welche sich als junge blühende Wittwe in die Einsamkeit begeben hatte, für ihren nunmehr erwachsenen und auf der Universität befindlichen Sohn einen Hofmeister sucht, den ihr das Ungefähr in einem gewissen *Herrmann* zuführt, für den sie gleich anfangs das beste Vorurtheil hegt, aber ihn doch auf mancherley Proben stellt, ehe sie ihn ihrem Sohne zuschickt. Diese Proben nun sehen so zweydeutig aus, dass es dem jungen Herrmann zu verzeihen ist, wenn er darin Begünstigung seiner für die Gräfin gefassten Neigung erblickt. Andre sind so wenig zweckmässig, wie z. B. die Geistererscheinung, die auf einmal aus den Wolken fällt, oder so nichtssagend, wie die angestellte Gesellschaft von wohlgefällig bunt ausgemalten Originalen: oder auch so durchaus verwerflich in Betracht des dritten dabey aufgeopferten Individuums, (so sehr dies auch entschuldigt wird) wie die Versuchung, welche eine Predigerstochter, in eine Art von Wielandischer Nymphe umgeschaffen, Hermannen bereitet: dass man allenthalben ächten Zusammenhang und Haltung vermisst, und statt eines festen, deutlich gedachten Plans bey der Gräfin nur schwankende kindische Kunstgriffe erkennt. Herrmann selbst erscheint daneben als ein zwar unverdorbener Mensch, doch sonst ohne entschiedne Bedeutung, und der Erziehung zum Manne eben so sehr bedürfend, wie etwa der junge Graf selbst, dessen Seltsamkeit noch im Dunkeln liegt und nur in der Vorrede angedeutet wird. Bey aller Schwäche dieser Anlage zeichnet sich der schon erwähnte Vortrag und Stil des Vfs. als noch fehlerhafter aus. Er ist in eine gezerrte, weitläuftige Manier verfallen, der keine Geduld gewachsen seyn kann. Es sey nun, dass er eine Gegend malen, oder Menschen launig charakterisiren, oder geheime Regungen entwickeln will, durchgehends stellt er die Geduld auf die Probe, und macht es eben darum in der That schwer, einzelne Beweise auszuheben, weil man, um sie vollständig zu machen, ganze Seiten abschreiben müsste. Es giebt eine Weise sich auszudehnen und schwerfällig zu verweilen, grade indem man eine leichte und geistreiche Erscheinung machen möchte, von der eine abgerissne Stelle vielleicht schwach, allein der Eindruck des Ganzen um so stärker zeugt, und wir besorgen sehr, den Leser dahin getrost verweisen zu dürfen.

1) Halle, b. Hendel: *Liebe und Treue.* Von *Grosse.* Erster Theil. 1796. 195 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (12 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Der zerbrochne Ring.* Von *C. Grosse.* Erster Theil. 1797. 274 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (20 gr.)

Die Anlage von Nr. 1 ist eine der glücklichen Erfindungen des Hn. G., und erweckt das Verlangen, sie eben so glücklich zu Ende geführt zu sehn. In diesem ersten Theile ist sie fast nur noch Anlage geblieben: der Knoten ist gut geschürzt, aber die grössere Kunst wird sich darin bewähren, ihn gut zu lösen. Ein sehr gebildeter junger Mann von den feinsten sittlichen Eigenschaften und äusserst zarten, regsamen Gefühl, steht zwischen zwey Mädchen, deren Liebe zu ihm durch gleich gewogne Ansprüche unterstützt wird. Die eine ist ein eben so gewandtes als festes, ein so liebenswürdiges als geistvolles Wesen, voll wahrer Empfindung; in der andern haben Natur und Leidenschaftlichkeit bey den naivsten und anziehendsten Reizen noch mehr die Oberhand behalten. Die erste hat die frühere Liebe, die andre den Umstand für sich, dass sie dem Geliebten von seinen und ihren Aeltern zur Gattin bestimmt ist. Als solche betrachtet sie sich schon, und hält alle Mittel für rechtmässig, das Herz ihres Gemahls einer Nebenbuhlerin zu entwenden.

wenden. Diese ist vor den Augen der Welt mit einem entschiednen Wüstling versprochen, der insgeheim den Plan hat, sie zu verführen, aber nicht zu heirathen. So kämpfen alle Theile gegen einander; der Graf kämpft gegen sein eignes Herz, das heisst, er verhält sich leidend, und wird bald von der einen Seite, bald von der andern besiegt. Wo die Geschichte hier abgebrochen ist, scheint die erste Geliebte den Sieg zu behalten; er entflieht mit ihr, aber eine schlaflose Nacht verräth der zweyten seine Flucht, und sie eilt ihnen auf der Stelle nach. Die Schilderungen der Personen und Situationen sind dem Vf. meistens wohl gelungen, nur verwickelt ihn bey seiner Charakteristik das Bestreben nach der feinsten Seelenkennerey nicht selten in unausgleichbare Widersprüche. Er wirft abstechende Züge hin, wie es scheint in dem Zutrauen, noch irgend einen verknüpfenden Faden zwischen ihnen zu erhaschen, und dann das Ansehn eines desto tieferen Forschers zu gewinnen, je paradoxer er sich zuerst zeigte: aber der Faden will sich nicht immer haschen lassen, und der Vf. sollte sich hüten, so seiltänzermäsig in der Psychologie zu Werke zu gehn. Wie stimmt es z. B. zusammen, wenn er S. 91 von Josephen sagt: „wenig der Stärke ihrer Empfindungen trauend, hatte sie über den Mangel dieselben zu fühlen, die Kunst sie einzuflösen beynah gänzlich verlernt;" und in demselben Absatz S. 92 ihr Herz „ein durstiges Herz," nennt, „das der höchsten Leidenschaften empfänglich, ewige und heisse Liebe foderte, und bald alles, was es empfand, in einen einzigen Brennpunkt zusammenzog;" ja noch hinzusetzt: „hierauf vertraute sie." Wir können keine Brücke zwischen diesen verwirrenden Angaben gewahr werden. Die Situationenmalerey des Vfs. ist ebenfalls nicht frey von solchen Wagstücken. Die erste Zusammenkunft zwischen dem Grafen und Ulriken überschreitet die Schicklichkeit ein wenig mehr als nöthig ist; wir wollen nicht sagen die der Convenienz, sondern die der bescheidneren Natur. Die nämliche Wirkung hätte auf den Grafen gemacht werden können, ohne diesen gewaltsamen Ausbruch, der ihm leider noch dazu eine so leidende Rolle zutheilt, dass es uns eine schwere Aufgabe dünkt, ihn in der Folge von der Schmach der Unentschlossenheit und des Wankelmuthes zu retten.

Hätte der Vf. doch lieber Nr. 1 vollendet, als Nr. 2 angefangen! Wie hier der Held mit seinen drey Liebhaberinnen, der sittsamen Braut, der schwärmerischen Geliebten und der ausgelassenen Buhlerin, ja obendrein mit seinem Busenfreunde und dem zerbrochnen Ringe fertig werden wird, das interessirt uns in der That nicht sehr. Der Weg ist breit genug, worauf man eine so hingekleckste Composition zu Ende bringen kann, bey welcher einmal wieder das italienische Costum und die Zauberworte, Venedig, Gondeln, u. dergl. das Beste thun müssen.

HALLE, b. Hendel: *Adolph und Sidonie von Wappenkron.* Herausgegeben von *Johanna Isabella Eleonore* verwittwete *von Wallenrodt*, geborne *Freyin von Koppy.* Erster Theil. 1796. 323 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Bey einer gewissen Geläufigkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung krankt dieser Roman gar sehr an Gemeinheit der Gegenstände sowohl als der Ausführung. Die Schilderung einer herunter gekommenen adelichen Familie, in welcher auch in bessern Zeiten keine gute Erziehung zu Hause gewesen zu seyn scheint, bot nur allzuviel Gelegenheiten dar, in Plattheit zu verfallen, statt das Komische zu erreichen. Dieses ist nicht immer verfehlt worden, allein die wenigen Züge, welche man dahin rechnen kann, und die edlere Wendung, die einige Glieder jener Familie genommen haben sollen, halten doch bey weitem für den Charakter des Werkes überhaupt nicht schadlos.

WIEN, b. Wallishäuser: *Der Alte, überall und nirgends*, ein Schauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen, nach der Geistergeschichte des Herrn Spies bearbeitet, von *Karl Friedrich Hensler.* 1796. Erst. Theil. 96 S. Zweyt. Theil. 102 S. 8. (12 gr.)

Eine überschwenglich grosse Menge von Personen, schimmernde Decorationen, ungewöhnliche Kleidertrachten, überraschende Verwandlungen, und häufige Donnerschläge, die in diesem Schauspiele vorkommen, müssen den gaffenden Pöbel eben so sehr unterhalten als die Geister, Zwerge, Ritterbuben, Hofnarren, Küchenjungen, Kühhirten und Banditen ihn belustigt haben. Unter einem solchen Getümmel gab unstreitig niemand auf den prosaischen Dialog, so einschläfernd er auch im Lesen ist, Achtung, und die Gesänge, deren hier nach Verhältniss anderer Operetten wenige sind, unterstützte, so geringen Werth sie auch an sich haben, die Musik. Zur Probe der ernsthaften Gesänge diene folgender im ersten Theil S. 11:

> Wie ist mir doch *so heil* und *wohl!*
> Wie jauchzt mein Herz so *wonnevoll!*
> Wie fliesst mein Leben schön dahin,
> Ob ich gleich arm, doch ehrlich bin!
> Heil, Friede dem, der sagen kann,
> Ich bin ein Ehrenmann!
> Und reichte man mir Kronen *hin*,
> Ein Schurk zu seyn, ich dankte *schön*.
> Mit Ehrlichkeit und frohem Muth
> Lebt man auch in der Hütte gut!

Von den scherzhaften geben wir folgenden Th. I. S. 37:

> Was ich nicht seh, das glaub' ich nicht,
> Ich glaub' an keine Geister,
> Was auch die Welt von G'spenstern spricht,
> Und auch die Hexenmeister.
> Den einen sticht der Wein im Kopf,
> Den andern packt die Lieb' am Schopf,
> In jedem wohnt, so wie es heisst,
> Ein guter und ein böser Geist!

Da zwischen der Handlung des ersten und des zweyten Theils *hundert* ganzer Jahre verfliessen, und überhaupt

haupt in solchen Zauber- und Geistergeschichten wenig Zusammenhang ist: so ist es gar nicht nöthig, die beiden Theile dieser Wunderoperette hinter einander zu sehn, oder zu lesen, welches sonst eine sehr harte Arbeit wäre.

Gera, b. Rothe: *Emma von Hochheim*, ein Gemälde unsrer Tage. 1795. 181 S. 8. (10 gr.)

Wie ein Pachtersohn frühzeitig vorzügliche Talente äussert, einerley Erziehung mit einem Junker geniesst, alle Bildung annimmt, die akademischen Jahre nützlich anwendet, Adelsbrief, Rittergut, und Pension erhält; wie er in seiner frühesten Jugend sich in die Tochter seines adlichen Wohlthäters, *Emma* verliebt, wie diese Liebe durch die Mutter entdeckt, gehindert, und durch aufgefangene Briefe vereitelt wird; wie er seine *Emma* für untreu hält, und, indem er, um sich an ihr zu rächen, ein andres Mädchen aufsucht, mit ihr zwar zusammen kömmt, aber sie, wider ihren Willen, mit einem reichen Wollüstling verheirathet findet; wie nach einigen Jahren dieser Wollüstling auf der Jagd den Hals bricht, und die Liebenden nun ohne alle Hindernisse vereinigt werden — dieses, so wie die Episode von einem, dem Bordelle entrissenen, tugendhaften Mädchen, sind Scenen, die, so matt und fade, wie hier, bearbeitet, den Leser nur auf eine unangenehme Art erinnern, sie in hundert andern Romanen schon gefunden zu haben. Die verschiedenen Früchte einer ganz entgegengesetzten Erziehung, indem der Vater, da er von seiner thörichten Gattin eine vernünftige Erziehung aller Kinder nicht ernöthigen kann, die eine Hälfte auf seine, die andere auf ihre Art erziehen lässt, darzustellen, war zwar ein ganz guter Gedanke, aber der Vf. hat weder die edlen, noch die schlechten Personen seines Romans lebhaft zu charakterisiren verstanden. In seiner Erzählung kommen oft so platte Ausdrücke vor, wie folgende: *Man wird fragen, wer sind die jungen Eleven? Gehorsamer Diener, hier sind sie schon — Er entschloss sich, in einen sauern Apfel zu beissen. — Man kömmt immer mit so vielen Meynungen angestochen. — Ohne einen Muchs von sich zu geben. — Mit seiner Zufriedenheit ists Matthaei am letzten. — Er erhob manchen Mann, der schon im Dienste Cytherens invalid war, durch seine treue Beyhülfe in den Augen der Welt zum rüstigsten Scharfschützen.*

Chemnitz, b. Hofmann: *Casper von Straussenberg*, eine Sage aus den grauenvollen Zeiten der Vorwelt, dramatisirt. 1795. Erster Theil. 214 S. Zweyter Th. 256 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erdichtete Ritterbegebenheiten, zu denen ein Zeitraum von zehn Jahren, nämlich von 1190—1200, angenommen wird, sind hier in der, von den Regeln des Zusammenhangs so bequem dispensirenden, aber auch bey einer weitläuftigen Geschichte so ermüdenden, dramatischen Form erzählt. So wie unendlich viele unnütze Personen (der Hauptpersonen sind im ersten Theil zwanzig, im zweyten sechs und vierzig, die Figuranten und Statisten ungerechnet) sehr viele überflüssige Scenen, und manche unnöthige Reden darinnen vorkommen: so findet man, weil das Werk nicht für Zuschauer, sondern für Leser, die durch die Menge von Handlung schnell fortgerissen werden, bestimmt ist, den Dialog sehr nachläsig und kraftlos. Die Haupttriebfedern aller Handlungen sind zwey Frauenzimmer, *Kaspar's* würdige Geliebte *Blanka*, und eine, nur zu plump geschilderte Buhlerin *Adeline*, die, da sie sich von *Kaspar* verschmäht sieht, durch ihre Anbeter an ihm und an *Blanka* grausame Rache nimmt. Am Ende des ersten Theiles werden nach unendlichen Hindernissen *Kaspar* und *Blanka* zwar verbunden, aber als Gatten wieder durch *Adelinens* Bosheit getrennt. Der zweyte Theil besteht ganz nur in einer Execution, die der Vf. mit denen Personen vornimmt, welche er uns im ersten als Bösewichter hat kennen lernen. Nachdem *Adelinens* Anhänger alle eines schmählichen Todes gestorben, nachdem heimliches Gericht und Kampfgericht (mit aller Feyerlichkeit S. 16. und S. 206) über sie gehalten worden, fällt *Adeline* selbst in Männerüstung mit andern Vermummten *Kasparn* an, wird verwundet, und entleibt sich dann vollends mit einem Dolche. Das Werk endigt sich dann nicht bloss mit dem Wiederfinden der *Blanka*, sondern auch mit ihrem Wochenbette. Gefechte, Entführungen, Turniere sind hier so häufig, als man nur von einer Rittergeschichte verlangen kann, auch fehlt es nicht an Donnerwettern und Feuersbrünsten. Die beiden Maskeraden im ersten Th. S. 61 u. 164, wo einer sich in einen Pilger, der andere in einen Minnesinger vermummt, waren in Rittermährchen schon bis zum Ueberdruss da. Vielleicht sind in allen Ritterromanen zusammen nicht so viel *Humpen* geleert worden, als in diesem. Ueberhaupt lässt der Vf. es sich sehr angelegen seyn, dem Leser die Rohheit jener Zeiten recht fühlbar zu machen. Daher dann oft bey ihm Ausdrücke, wie folgende, vorkommen: *Schweig mit deinem Gesalbader — es sind Kerls, wie die Bullochsen. — So geht es, wenn man alt wird, und noch ein feurig Weibel hat, sie nimmt einem die Kräfte so mit, dass sie auch der beste Nierensteiner nicht ersetzen kann. — Wir wissen es nicht, müsstens uns die Sauen im Dickigt zugebrüllt haben. — Solche Töne höre ich gerne, sie klingen in meinem Ohre, wie junges Saugebrüll.*

1. Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Coronata oder der Seeräuberkönig.* Ein Holzschnitt. no. I. 1796. 422 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2. (Ohne Druckort und Verleger): *Das schöne Gespenst, eine Geistergeschichte aus dem zehnten Jahrhundert.* Erster Theil. 1796. 378 S. 8. (18 gr.)

No. 1. Wer an granzenlosen Abentheuerlichkeiten in Ideen und Ausdrücken Geschmack finden kann, dem müssen wir diese seltsame Schrift ganz besonders anempfehlen. Ueberschraubter Witz und gepresste Kraftsprache, die nach hochtrabenden mystischen Worten und Redensarten hascht, machen den Hauptcharakter

rakter des Buchs aus. Bisweilen aber läfst fich auch wieder der Vf. bis zu den populären Ausdrücken herab; halts Maul, du Donnerhexe.

No. 2. Wer einmal durch Rittergeschichten schon verdorben ist, der kann in Stunden der Musse, wo er seiner Einbildungskraft ein leichtes Spiel gönnen will, in der gegenwärtigen Schrift eine angenehme Unterhaltung finden, die nur zu oft durch die übertriebene Sucht nach Allegorien und Gleichnissen gestört wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Paris*, b. Gerard: *Observations nouvelles sur la surdité, la caecité, l'epilepsie, l'apoplexie etc., suivies d'un nouveau régime propre à ces différentes maladies, par François Tolyot de Nuretein*, doct. en med. ancien médecin de l'artillerie de France etc. L'an III de la république. 71 S. 8. Unter dem grofsen Wuste, womit zu unseren Zeiten, in jeder Messe, das medicinische Publicum von unberufenen, schreibseligen deutschen Büchermachern bestürmt wird, erinnert sich Rec. doch nicht leicht, etwas so tolles gesehen zu haben, als dies Product der französischen Charlatanerie. Der Vf., welcher wahrscheinlich mit der Revolution seinen vormaligen Posten verloren hat, tritt nun als Schriftsteller auf und sagt uns in diesen 72 Seiten in der That recht vieles, was wir nicht zu hören vermuthet hätten. Wer würde z. B. glauben, dafs dieser Abhandlung auf 10 Seiten eine Darstellung der Fortschritte der Arzneykunde von den ältesten Zeiten bis auf uns vorhergienge? Freylich ist sie dürftig und zwecklos genug, und soll blofs dazu dienen, den Vf. in den Augen der Leser zu heben, welcher sich ein grofser Hippokratiker zu seyn dünkt. Der Vf. behauptet, wir seyen seit Hippokrates Zeiten in der Heilkunde sehr zurückgekommen, und ungeachtet einiger Acquisitionen von Mitteln in den neueren Zeiten fehle doch noch sehr viel, ehe wir wieder dahin kommen können, wo man vor mehr als zwey tausend Jahren war. Nach dieser hochtrabenden Einleitung, welche aber wie gesagt, beynahe in gar keiner Verbindung mit dem Werke selbst steht, handelt der Vf., vielleicht wie er glaubt, ächt hippokratisch, von den auf dem Titel angegebenen Uebeln, und zeigt sich hier in seiner ganzen Gröfse. Er scheint diese Uebel gewählt zu haben, weil sie bis jetzt unheilbar gewesen sind, und eben deswegen, (eine scharfsinnige Bemerkung!) noch ihre alten Benennungen behalten haben. Es würde den Raum dieser Blätter schänden heifsen, wenn Rec. einen Auszug alles Unsinnes liefern wollte, welcher in den folgenden Kapiteln herrscht. Nur einiges zum Belege des schon gefällten Urtheiles und zur Warnung für die lieben Deutschen.

Es giebt keine angeborne Taubheit, weil das innere Ohr sowohl, als das äufsere vollkommen gut gebildet sind, (in allen Fällen? bis auf die feinsten Theile? sollte diese der Vf. wohl immer genau untersucht haben?). Ferner als Grund für diese Meynung. „*Les glandes dégorgent peu, mais elles „vomissent cependant, à persuader qu'elles ont encore une force „expulsive.*" Schön gesagt. Dem Leser dient zur Nachricht, dafs der Vf. bey fast allen Tauben das Ohrenschmalz vermisste, und daher hier auf die Drüsen oder Bälge zielt, welche dasselbe absondern. Ferner: Alle Tauben sind gallich und von cholerischen Temperamente, der Vf. fand noch keinen einzigen sanguinischen Tauben. Bey dieser Gelegenheit wieder ein schöner Commentar zu Hippokrates, welcher sagt, der gallige Durchfall heilte die Taubheit. Verstopfter Leib sey ein Zeichen der Taubheit. Vorzüglich aber hält der Vf. sehr genau und viel auf die Farbe des Trommelfelles, welches er mit Adleraugen bey seinen tauben Kranken beschauet. Durchsichtigkeit desselben zeigt ein gesundes Gehör, weifse Farbe desselben eine gewöhnliche Taubheit, Röthe desselben Schmerz, Zorn oder *la suite dangereuse d'un coït forcé!!* an. Man unterscheidet auch flechtenartige Flecken auf dem Trommelfelle, zuweilen sogar schwarze Flecken, welche ein *virus venerien* anzeigen, *et j'ose le dire, la presence des miasmes metalliques (?), peutetre donnés à trop forte dose.* Der Vf. unterscheidet zwey Arten von Taubheit, die natürliche (?) oder idiopathische, und die symptomatische. Rec. setzt doch das einzige innere Mittel, welches hier gegen die erste Art der Taubheit angegeben ist, hieher. Es ist ein *alterant* und zwar *le plus sur* aus 4 Gr. Jalappe 2 Gr. Scammonium und 1 Gr. *Troch. alhand.* mit Wermuthsyrup zu einem Bissen gemacht, wovon acht Gran auf einmal genommen werden. Ja wohl mag das eine Alteration bewirken. Sonst werden nur noch, aufser der sehr genau bestimmten Diät, wo man reichliche *entremets* und *deserts* zu sehen bekommt, die Laugenbäder, wo man dem Wasser ½ Pfund Soda zusetzt, angerühmt, welche aber auch Wunder thun.

Rec. denkt die Leser schenken ihm das Uebrige, denn so geht es nun ohne Sinn und Verstand immer weiter. Nur noch was ihm eben in die Augen fällt. Der schwarze Staar, dessen Ursachen übrigens gar nicht angegeben sind, wird, wenn alle übrigen, selbst vom Vf. angegebenen Mittel fehlschlagen, ganz unfehlbar und augenblicklich geheilt, wenn man das Trommelfell durchbohrt oder mit einem Aetzmittel zerstört, in dem Falle nämlich: *si l'aveugle brulait de la soif de voir.* Doch kein Wort mehr. Rec. entsagt mit Vergnügen der Ehre *d'etre du nombre des amis de l'auteur.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Schwerin*, b. Bärensprung: *Ermunterungen an junge Christen zur würdigen Erfüllung ihrer Bestimmung.* Ein Geschenk am Confirmationstage. 1797. 63 S. 8. Der Vf. dieser kleinen Schrift unterzeichnet sich unter der Vorrede: *G. C. B. Ackermann.* Obgleich nach des Rec. Urtheil hin und wieder Bestimmtheit der Begriffe fehlt, da der Vf. z. B. Religion bald als Erzeugnifs der Vernunft, bald als einen Inbegriff von göttlichen Geboten betrachtet, bald sie mit dem Christenthume als etwas Positiven verwechselt; obgleich die Ausführung mancher Behauptung zu wenig begründet und genugthuend ist, wie z. B. das, was von dem ungleichen Schicksal der Guten und Bösen auf der Erde gesagt wird; obgleich die Sprache correcter und weniger schulgerecht seyn sollte; so enthalten doch diese wenigen Bogen in der That die wichtigsten Belehrungen für junge Christen von den gebildeten Ständen, in einem zum Theil lebhaften und geschmückten, aber nicht überladenen Vortrage; und für junge Leute, die zu ihrem Unterrichte und zu ihrer Ermunterung im Guten lesen wollen, können sie als ein nützliches Geschenk betrachtet werden. Doch wundern wir uns sehr, dafs der Vf. in einer Schrift für Confirmanden nicht ein Wort von dem Werthe religiöser Feyerlichkeiten und der Theilnahme an denselben saget.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. October 1797.

GESCHICHTE.

Unter dem angeblichen Druckort, GERMANIEN und Bojoarien: *Beyträge zur Geschichte der Urverfassung Deutschlands, bey Gelegenheit des nach einer alten Abschrift abgedruckten rechtlichen Gutachtens*, „wessgestalt die Statt Regenspurg, von dem Herzogthumb Bayrn khommen etc." mit Bemerkungen zur Beherzigung für deutsche Männer von *Veremund Janus* Baccalaureus der Philosophie V. Z. E. 1797. 236 S. 8.

Der ungenannte Vf., nach gegebenen Winken S. 7. ein Bayer, der im Churfürstlichen Archive nicht unbewandert ist, hat zur nächsten Absicht, den Beweis von den gegründeten Ansprüchen Bayerns auf die Reichsstadt Regensburg zu führen, bringt aber bey der Gelegenheit eine Menge heterogener, theils übel, theils gut gefasster politischer Ideen an das Tageslicht. An die Spitze seines Buches stellt er das vom Hofe abgefoderte Gutachten eines Bayerschen Rathes aus dem vorigen Jahrhunderte, welches bisher nur handschriftlich existirte, und nach zweckmässigen Untersuchungen über den frühern Zustand der Stadt, ihrer Erhebung zur Reichsfreyheit durch den Fall Heinrich des Löwen, über die Rechte, welche die Herzoge von Bayern noch später daselbst besassen, über den endlichen Verkauf dieser Vorrechte an die Stadt durch Herzog Albrecht, mit dem Dafürhalten schliesst, „dass nit zu sechen ist, wie Ihro Churfürstl. „Durchleucht dieser Statt Regenspurg die Immedie„tät etc. mit einigem Rechtlichen Fundament mit Fueg „Eintrag erzaigen khönne." Diese Darstellung findet der Vf. des Buchs völlig ungegründet, bloss durch Oesterreichs Bestechungen entlockt, und setzt ihr den Ausbruch seiner feurigen Vaterlandsliebe entgegen. Von den angeführten Thatsachen weiss er zwar keine zu leugnen, wohl aber sie nach Belieben zu verpflichten. Die Hauptsache beruht auf Herzog Albrechts Verkauf; von 1496 an, durch welchen er den beträchtlichen Hoheitsrechten, welche Bayern in der Stadt auszuüben das Recht hatte, völlig entsagte. Der Vf. erkennt ihn für richtig, zeigt aber die offenbare Ungültigkeit desselben durch folgenden hier ins Kürzere gezogenen Beweis. Alle Lande des Pfalz-Bayerschen Hauses sind ein unveräusserliches Fideicommiss, nach dem Vertrag von Pavia; folglich fällt nach Erlöschung der einen Linie der andern immer das Ganze heim. Der Erbfolger muss sich also verpflichtet fühlen, wird von dieser pragmatischen Sanktion aufgefodert, alle vom vorigen Regenten geschlossene *nachtheilige* Verträge nicht zu erkennen; sondern sein altes Recht hervor zu suchen. „Vernichtet ist denn also H. Albrechts Veräusserungs-Tractat, in dem Augenblicke, da das hohe Bayerische Haus sich entschliessen dürfte, sein angestammtes Recht geltend zu machen." Zu Folge des gesprochenen Urtheils fodert er nun die Bayerischen Landstände auf, ihren Fürsten zu überzeugen, dass Hausverfassung und Regentenwürde ihn zwingen, endlich einmal bestimmte Maassregeln zur Ergänzung der Landesintegrität zu ergreifen. Des Vf. Gründe lassen wir auf ihrem Werthe oder Unwerth beruhen, wollen nicht anführen, dass dieser Vertrag von Pavia schon so wiederholt, und bald nach seiner Entstehung von den Interessenten gebrochen wurde, dass der Kurfürst von der Pfalz dem Kaiser Carl IV. nebst seiner Princessin zugleich die Anwartschaft auf seine Erbländer versprach etc., dass beym Regensburger Verkauf nicht von Land und Leuten, sondern von der Abtretung einiger Hoheitsrechte die Rede war, die dem Herzoge wenig nützten und der Stadt Fesseln anlegten: nur einen Gedanken können wir ihm nicht vorenthalten. Wer wird bey der Annahme solcher Grundsätze es jemals wagen dürfen, sich mit Bayern in einen Vertrag, von welcher Art er sey, einzulassen? Oder wie könnte es diesem erhabenen Hause gefallen, wenn ein Mächtigerer wider ihn ähnliche alle öffentliche Treue zerreissende Grundsätze aufzustellen beliebte? — Ob übrigens das Ministerium alte Ansprüche auf Regensburg hervor zu suchen willens ist, wissen wir nicht; aber so viel wissen wir, dass es bey einem solchen Falle gewiss nicht den Vf. dieses Aufsatzes zum Verfechter seiner Gerechtsame machen wird. So viele Selbstgenügsamkeit in jedem absprechenden Urtheile mit so seichten Kenntnissen findet man selten in einem Manne vereinet. Seine Quellen sind Aventin, der Jesuite Brunner und einige Neuere; aus diesen entlehnt er seine Facta und nimmt ohne weiters als unstreitig erwiesen an, was er bey ihnen zu seiner Absicht dienliches findet. Bey ihm leidet die Wahrheit des Satzes gar keinen Zweifel, dass die alten, anfangs Souverainen Agilolfinger, Arnulph, welcher gegen die Kaiser Conrad I. und Heinrich I. kämpfte, und die noch regierende Familie aus dem Hause Wittelsbach in gerader Linie von einander abstammen; dass die alten Herzoge der deutschen Hauptstämme ihre Länder als erbliche Landesherren besassen, und nur einen Kaiser über sich duldeten, weil es ihnen so beliebte. Er hält es S. 60. für längst erwiesen, dass die Päpste in Verbindung mit den deutschen Fürsten, die Retter der germanischen Freyheit waren. S. 26. sucht

sucht er die Welfischen Stammgüter im heutigen Braunschweig-Lüneburg. Dies waren die Nordheimischen Güter, welche Heinrich der Stolze durch seine Gemahlin Kaiser Lothars Tochter ererbte. Die Welfischen Güter lagen in Schwaben; eben daher behauptete Heinrich der Löwe mit allem Grunde nach den Fränkischen Gesetzen, dass seine Sache in Schwaben und nicht in Sachsen sollte entschieden werden. — Zuweilen giebt sich der Vf. die Miene, als wenn er die Quellen selbst zu Rathe gezogen hätte, sagt z. B. S. 36. die Herzoge wollten Conrad I., der bisher ihres gleichen gewesen, nicht gehorchen; er musste ihnen ihre vormals zu regieren anvertraute Herzogthümer, als erbliches Eigenthum hinterlassen. Als Beweis citirt er *Luitprandus*, *Wittichind*, *Ditmar*, bloss mit Namen, ohne nähere Hinweisung, und verräth die wahre Quelle gleich darauf: *Ludwig* in seiner *Germania Princeps*.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung* von *J. G. A. Galletti*, Professor zu Gotha. Erster Theil, 1797. 432 S. 8.

Unter der Menge von Schriften ähnlichen Inhalts, welche ein jeder glaubt liefern zu können, der nur mit halbem Blicke in das Fach der Geschichte sich verirrt hat, zeichnet sich die Arbeit des Hn. G. zu ihrem Vortheile aus. Sie ist sichtlich für den Endzweck bearbeitet, Romanenleser zur nützlichern Lectüre wirklicher Begebenheiten hinzuleiten; schwerlich läfst sich aber die Erreichung dieser guten Absicht hoffen. Wer dies mit Glück auszuführen gedenkt, muss ausser einem gefälligen Stil, welchen wir dem Vf. nicht absprechen können, aus den Begebenheiten bloss die wichtigsten auszuheben verstehen, und diese ausführlich, nicht mit Hindeutung auf Nebenumstände erzählen, die erst noch weiterer Erklärung bedürfen; er muss so vollständig ausmalen, als es die vorhandenen Angaben erlauben. Von der übrigen Geschichte läuft dann nur so viel mit neben bey, als zur Erhaltung des allgemeinen Zusammenhanges nöthig ist. Hr. G. hingegen erzählt zwar gut und zusammenhängend, aber so, dass der unerfahrne Leser zuweilen, noch einen Commentar zum Verstand des Gelesenen nöthig hat. Und gerade dies bleibt ein Stein des Anstosses bey den unbeschäftigten Leuten von gewöhnlichem Schlage, deren Hauptgedanke ist, durch das Buch in der Hand ohne alle weitere Anstrengung die lange Weile zu verbannen. Freylich lasst sich bey einem Anfange, denn dieser Theil reicht nur bis zur Entstehung der Persischen Monarchie, einzig und allein bey den Juden eine solche Entwicklung der Handlungen gedenken, und die Geschichte dieses bloss deswegen interessanten Volkes, weil wir von den wichtigern aus diesem Zeitraume so gar wenig wissen, nimmt auch den grössten Theil des Raums in diesen Erzählungen weg. Abrahams und seiner Nachfolger Geschichte wird mit einer solchen Vollständigkeit vorgetragen, dass man fast schwören sollte, Hr. G. sey selbst Augenzeuge gewesen. Hier malt er mehr, als die vorhandenen Angaben erlauben. Ueberhaupt ist es beym ganzen Vortrag der Jüdischen Geschichte eine kitzliche Sache die glückliche Mittelstrasse zu treffen, welche auf einer Seite nicht immer Wunder und den unmittelbaren Einfluss der Gottheit zur Stelle ruft, und doch auf der andern über das Auffallende vieler Handlungen, die dem unbefangenen Leser nicht anders als widrig scheinen können, den Schleyer einer günstigen Erklärung zu werfen weiss. — Eine Zierde dieses Buchs ist die kurze physikalische Einleitung in die Entstehung und natürliche Beschaffenheit unserer Erde, wenn auch einige Ausdrücke entschlüpfen, die Hr. G. wohl gerne wieder zurücknehmen wird. Z. B. S. 2. „Da sich die Erdkugel immer fortdreht, so können nicht alle Oerter auf der Oberfläche zu einerley Zeit Tag und Nacht haben." Dies folgt ja schon aus dem blossen Umdrehen der Erde. Oder: „die Erde steht in schiefer Richtung gegen die Sonne, die Sonnenstralen fallen daher bald senkrecht bald schief auf die Oberfläche der Erde. So entstehen die verschiedenen Jahreszeiten; und alle Jahrszeiten sind zugleich auf unserer Erde." Wir würden mehrere Seiten brauchen, um alle schiefe Gedanken dieser Vorstellung zu entwickeln. S. 4. wird dem Meere vier Fünftel von der Oberfläche der Erde eingeräumt; doch wohl etwas zu freygebig. S. 9. glaubt Hr. G. in Europa und *Nordafrica* leben grösstentheils weisse Menschen. Wir kennen keine weissen Menschen in Nordafrica. Auch in der Geschichte vergisst sich Hr. G. zuweilen; er behauptet S. 159. an Syrien gränze nordwärts Phönicien; er wollte ohne Zweifel sagen, an Palästina. S. 189. wird Samuel zum Hohenpriester gemacht. S. 239. wird bemerkt, dass Jerobeams Nachkommen nicht lange auf dem Throne von Samaria gesessen seyen. Dies wird jedermann gerne zugeben, da zur Zeit Jerobeams noch keine Stadt Samaria vorhanden war.

LEIPZIG, b. Voss: *Calvins Leben, Meynungen und Thaten. Ein Lesebuch für seine Glaubensgenossen.* 1794. 204 S. 8.

Völlig dieselbe innere und äussere Einrichtung mit dem in eben dem Verlage erschienenen Leben *Luthers* und *Leben Melanchthons*. Daher auch gewiss der Vf., der sich hier J. F. W. T. unterzeichnet, kein anderer ist, als der sich unter der Vorrede zu Luthers Leben (3 Aufl.) nennt, *Joh. Fr. Wilh. Tischer;* ein Prediger in Kursachsen, von dem das Publicum schon mehrere Schriften, z. B. *Luthers Sittenbuch*, *Psychologische Predigtfragmente*, mit Beyfall aufgenommen hat. Calvins Leben hat nun zwar *für seine Glaubensgenossen*, denen der Vf. diese Schrift zum *Lesebuche* bestimmt, so viel Interesse nicht, als Luthers und Melanchthons Leben für die ihrigen; indessen wird immer der von so vielen Seiten merkwürdige Mann verdienen, auch dem ungelehrten Liebhaber der Religions- und Reformationsgeschichte bekannter zu seyn. Für diesen ist hier gesorgt, er gehöre zu welcher Parthey er wolle.

wolle. Die Erzählung von den Schicksalen und von dem thatenreichen Geschäftsleben Calvins, ist unterhaltend, die Würdigung seiner Verdienste unpartheyisch, und die Abschilderung seines, in einzelnen Erscheinungen zweydeutigen, Charakters, ohne Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit, behutsam und schonend. Neue Aufschlüsse und Bemerkungen in der Kirchen- Literär- oder Büchergeschichte wird Niemand hier suchen, und in manchen Stellen durfte der Vf., seiner Absicht nach, noch weniger, als er gethan hat, von eigentlich *gelehrten* Merkwürdigkeiten einige Notiz geben; wie wenn S. 33. angeführt ist, der berühmte *Lefebre* (er hiess le Fevre) sey *einiger neuen Lehren in der Mathematik wegen von den Pariser Theologen als ein Ketzer vertrieben.* Es ist dem Ungelehrten gar nicht begreiflich, wie jemand wegen *mathematischer* Lehren als Ketzer angesehen und vertrieben werden konnte; im gegenwärtigen Fall ist es aber noch überdem falsch.

Barby, in der Brüdergemeine, und Leipzig, in Commission b. Kummer: *Leben August Gottlieb Spangenbergs*, Bischofs der Evangelischen Brüderkirche, beschrieben von *Jeremias Risler.* 1794. 32 und 516 S. 8.

Es ist nicht das Leben Spangenbergs, des alten, welterfahrnen, mit so vielen Ländern, ihren Menschen und Sitten, bekannt gewesenen, und auf so vielfache Art beschäftigten Mannes, sondern Spangenbergs, *des Bischofs* der Brüdergemeine, *als solchen.* Auch mag es nicht so wohl *Leben*, als *Lob* desselben, oder *Gedächtnissschrift* auf ihn, hauptsächlich zur *Erbauung* für die Evangelischen Brüder, genannt werden. Schade! Denn Sp. wäre wohl einer Biographie von Meisterhand, nicht viel weniger würdig, als sein vieljähriger Freund, *Franklin*, mit dem er so viel ähnliches hatte. An einem reichen Stoffe dazu fehlt es vielleicht nicht; der Mann hat Freunde genug gehabt, die ihn genau kannten; Briefe von ihm und Nachrichten, die nicht blos das Missionsgeschäft oder das Seelenheil der Brüder betreffen, sind gewiss vorhanden. Bey der gegenwärtigen Schrift liegt der Aufsatz zum Grunde, den Sp. selbst im achtzigsten Jahre seines Lebens, zur Erläuterung seines Wunsches, dass jedes Mitglied der Brüder- Unität seinen eignen Lebenslauf selbst schreiben möchte, fertigte. In diesem Aufsatze (er steht schon vollständig in *Henke's* Archiv f. d. neueste Kircheng. B. II. S. 429.) ist nun das die Hauptsache: er „wollte (wie er selbst sagt) die Liebe, die Geduld, die Langmuth, die Treue, die Gnade, die Weisheit, die Mühe, die der Heiland und sein Vater, und der heilige Geist an einem armen Sünder beweiset, jedermann durch sein Exempel gern anpreisen, und seinen lieben Brüdern (und nur diesen, als Brüdern, um auch so noch an ihrer Seelenführung zu arbeiten) ganz offenbar werden." Hr. *R.* sagt, dieser eigenhändige Aufsatz *Sp's.* sey der Text des Buchs; und so findet sichs wirklich. Alles, was hier aus Sp. mündlichen Erzählungen, Briefen, Berichten, gedruckten und ungedruckten Aufsätzen mitgetheilt wird, dient dazu, jenen Text zu belegen, und den *armen alten Joseph*, (wie er sich selbst zu nennen pflegte) durchaus als einen demüthigen Verehrer des Heilands und thätigen Beförderer der Liebe desselben darzustellen. Aber auch diese einseitige Darstellung hat für den, welcher sie zu gebrauchen weiss, einen bedeutenden Werth. Sie ist getreu und sie ist bis ans Ende ausgehalten; der Held der Geschichte erscheinet in allen seinen Lebensverhältnissen, in Predigten, Gesprächen, Geschäften, Briefen, in gebundener und ungebundener Rede, sich selbst gleichförmig. Das kommt daher, weil nur gerade *die* Erscheinungen ausgehoben sind, die zum Zwecke gehörten. Sie ist auch voll charakteristischer Züge, nicht des Mannes, (denn in der Brüderunität verliert sich die Individualität, und stimmt sich alles zu einer abgemessenen gemeinsamen Singularität; oder es kommt doch in der Abschilderung des einzelnen Bruders, oder Führers der Brüder, nicht darauf an, ihn in anderer Hinsicht wie einen individuellen Menschen darzustellen, als wie fern jeder Bruder entweder seine eigenthümliche Einladungsweise zur Gemeinschaft mit dem lieben Heilande, oder sonst gewisse Züge und Winke und Segensspuren von demselben empfunden hat) sondern der ganzen Gesellschaft, an deren innerer Einrichtung und äussern Verfassung Sp. fast vom Anfange so viel Antheil nahm, und deren zweyter Vater er nach des Gr. Zinzendorfs Tode genannt werden konnte. Und so enthält sie denn auch viele interessante Nachrichten von den Colonien und Gemeinen der Brüder in der alten und neuen Welt. Die Schrift hat die bequeme Einrichtung, dass sie in Abschnitte, zusammen achtzehn, nach den verschiedenen Perioden des Lebens, der Geschäfte und Reisen, auch des Aufenthalts Sp's., abgetheilt, und ihr eine ausführliche Inhaltsanzeige vorgesetzt, auch über jeder Seite der Inhalt des Paragraphen bemerkt ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gera, b. Rothe: *Schatten und Licht, Geschichte zweyer Mädchen.* 1796. 252 S. 8. (16 gr.)

Nicht *zwey* Mädchen, sondern *drey* figuriren in diesem Roman, eine Unbesonnene, mit der man Mitleiden haben muss, eine, von der der Vf. versichert, sie sey ein Inbegriff aller Tugenden, ohne dass man Beweise davon sieht, und eine offenbare Kokette, die nichts als Verachtung verdient. Die *Unbesonnene* platzt mit dem Geständniss ihrer Liebe für einen Jüngling so albern heraus, wirft sich ihm, ehe er noch antwortet, so rasch in die Arme, ist so thöricht, ihr Bekenntniss, ob sie gleich seine Gleichgültigkeit weiss, noch einmal verkleidet zu wiederholen, dass man über sie lächeln muss; aber die Melancholie, in die sie darauf verfallt, erregt Mitleiden. (Sehr klein ist es von ihrem Vater, der doch sonst als ein würdiger Mann beschrieben wird, dass er durch Hetzereyen

und Intriguen seiner Tochter den Jüngling zu verschaffen sucht, und einfältig von ihm, dass er glaubt, der Jüngling werde schnell aus Rache seine Tochter nehmen.) Die *Tugendhafte* fehlt doch immer darinn, dass sie die Liebschaft hinter ihrer, freylich sehr unwürdigen, Mutter treibt, weshalb man sie hernach, wenn sie die Mutter darum misshandelt, weniger bedauert. (Gar zu arg ist es, wenn die tigerartige Mutter S. 144. ihre Tochter schlägt, tritt, und mit dem Messer auf sie losgeht.) Die *Kokette* macht es gar zu plump mit den beiden Liebhabern, die sie zu gleicher Zeit unterhält, und verdient es daher, dass beide sie sitzen lassen. Dem Helden, einem Handelsdiener, werden vom Vf. zwar grosse Eigenschaften des Geistes nachgerühmt, aber interessiren kann sich der Leser unmöglich für ihn. Wenn er die *Unbesonnene* nach ihrem zudringlichen Geständnisse aus Eckel zurückstiesse, so wäre dies kein Wunder; dass er aber überhaupt noch gar keine Idee von Liebe haben, und dass er von ihrer so ernstlichen Liebe gar nichts ahnden soll, ist ganz unwahrscheinlich; im höchsten Grade aber unedel ist es von ihm, dass er, nachdem er nun überzeugt ist, was sie aus Liebe für ihn leidet, gesetzt, er könnte der Tochter seines Wohlthäters gar kein Gehör geben, nicht wenigstens ihr Herz zu heilen sucht. Seine Liebe für die *Tugendhafte* entsteht so schnell, dass man wohl sieht, wie mehr ihre körperliche Reitze, als ihre Tugend, ihn fesseln. Eben so geschwind vergisst er, nach den unzweifelhaftesten Beweisen ihrer stärksten Liebe, sie bey der *Kokette* wieder, und nun schickt der Vf. den Leser heim, ohne ihn zu der *Tugendhaften* zurückzuführen, oder ihn sonst eine andere Verbindung eingehen zu lassen. Das Ganze schliesst mit dem Ausruf: „Dreymal glücklicher Jüngling, der du mit „Ueberzeugung sagen kannst: Ich bin, was ich seyn „soll, *ohne ein Mädchen zu besitzen*; kannst du es aber „nicht, so behalte das alte Sprüchelchen: Trau, schau, „wem!" Viele, eben so schlecht gesagte, Reflexionen, viele Empfindeleyen, viele Exclamationen im dem Tone: *Da sass nun der gute Junge!* — dehnen diesen unbedeutenden Roman.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Frankfurt* a. M., b. Hermann: *Holland* vor und nach der Revolution in Beziehung mit der Statthalterwürde betrachtet. 1795. 74 S. 8. Ein kleines Werk, so, wie sichs in einem Traume von einem Manne schreiben liess, der auch wachend nichts des Druckes werthes über seinen Gegenstand zu sagen wüsste. Mit *allgemeinen Sätzen*, die bis S. 22. reichen, beginnet unser Vf. Selbstständigkeit, sagt er S. 6. ist jedem Staate deswillen unumgänzlich nöthig, weil er sonst von andern Staaten leicht unterdrückt und seines Handels und seiner Gewerbschaften beraubt wird. Die Gewalten im Staate (S. 7.) müssen gehörig vertheilt seyn. Dieses aber ist das grosse Problem, dessen Auflösung schon Ströme von Menschenblut gekostet hat, und noch immer auf ganz verschiedenen Wegen ventilirt wird. Jeder Staat hat zwey Gewalten, eine gesetzgebende und eine ausübende; beide zusammen genommen bilden die Regierung. Dem ersten Anschein nach sollte man denken, dass die ausübende nach der gesetzgebenden sich zu richten habe, indem der spirituelle Rang dieser jener weit vorzustehen scheint; aber wie, wenn die ausübende blindlings exequirt, wo bleibt dann das Ansehen der Gesetze! Die executive Gewalt ist (S. 10.) diejenige, welche die Totalität des Staats am besten übersieht, und die Perfectibilität desselben am richtigsten zu schätzen weiss. Sie muss also den ersten Platz im Staate behaupten, die Gesetze vorschlagen, und dem gesetzgebenden Rath zur Approbation übergeben, oder doch gemeinschaftlich mit letzterem bey dem Geschäft der Legislatur wirken. Wird die ausübende Gewalt oft verändert, so fehlt die Allgemeinheit der Uebersicht, und bleibt die legislative nicht beständig, so giebt das Veranlassung zu einseitigen und nicht überall passenden Verordnungen; vieler anderen Mängel nicht zu gedenken. Nur da (S. 15.) wo alle ein ruhiges, harmonisches Leben geniessen, das rein und gleichsam idyllenartig dahin fliesst, nur da, wo jeder sich vor der Weisheit und Silberlocke der Erfahrung neigt, nur da kann der Thron der Demokratie erbauet werden.

Ueber die letzte Revolution, welche das Unglück der vereinigten Niederlande vollendete, will der Vf. die Urtheile des Publicums berichtigen; ein Geschäft, was ihm um so wichtiger ist, da der Erbstatthalter wegen seiner Herzensgüte unter die liebenswürdigsten Regenten gezählt wird, und der niederländische Freystaat eines der merkwürdigsten Länder des Erdkreises ist. — Vorher (?) waren die sieben vereinigten Staaten Provinzen der grossen spanischen Monarchie. Wilhelm I. stellte sich an die Spitze seines Volks und half ihm die Freyheit erkämpfen. In der Utrechter Union vereinigten sich die sieben Provinzen zu einem Staate, doch so, dass ihrer sieben souveraine Staaten blieben, und hier war es, wo der *erste Grund* zu den holländischen *Unruhen* gelegt wurde! So blühend Hollands Handel *von jeher* war, mit so vielen Schwierigkeiten hatte er doch immer zu kämpfen; die ungeheuren Sandbänke den Küsten *entlang* beschwerten das Einlaufen der Schiffe und die verschlossene Schelde sicherte bisher den Holländern ihren Handel und hinderte das Aufblühen von Antwerpen und der anderen Städte dieses Flusses. — 1784 liess der Erbstatthalter die holländische Armee eine Stellung nehmen, welche die kaiserliche Armee so ausser allem Vortheil setzte, dass ihr die Lust zum Vordringen benommen wurde und Unterhandlungen begannen. Die spätern Unruhen waren das Werk von Menschen, die *Catilina* gebildet hatte; der Vf. stiess sogar auf einen Antioranier, der ihm ganz offen gestand, er hasse den liebenswürdigen Fürsten, den Erbstatthalter, ohne Gründe dazu zu haben. Wie die Franzosen Holland eingenommen hatten, hielten sie redlich ihr gegebenes Wort; der französische Soldat durfte nicht plündern, nur Brandschatzungen wurden angesetzt; allein dazu hatten sie ihre guten Gründe; das Plündern würde den Soldaten reich und weichlich gemacht haben, die Brandschatzungen aber flossen in die Kriegskasse!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. October 1797.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Kleine Aufsätze für die Geschichte*, von *Joh. Frid. Gaab*, Professor in Tübingen. 1797. 178 S. 8.

Vier Aufsätze, welche durchaus den scharfsinnigen Forscher verrathen, und neue Gesichtspunkte selbst dem angeben, der mit den Behauptungen des Vf. hie und da nicht eines Sinnes seyn sollte. Die erste, *„was ist von den Wundern zu halten, die nach der Apostel Zeiten unter den Christen geschehen seyn sollen,"* behandelt beynahe zu gelinde das, was selbst in den meisten der angeführten Beyspiele fast unstreitig auf Rechnung des muthwilligen Betrugs zu setzen ist. Hr. G. nimmt nämlich in vielen Fällen Selbsttäuschung an, deren verschiedene Arten er sehr schön auseinandersetzt und durch passende Beyspiele erläutert. Man muss aber des Vf. Absicht haben, alles zum Besten zu kehren, wenn man nicht in neun und neunzig von hunderten die Spuren der absichtlichen Täuschung erblicken soll. 2) *Ueber den Parallelismus in der Geschichte.* Uns scheint dieser Aufsatz der weniger wichtige unter seinen Brüdern zu seyn. Dass ähnliche Ereignisse mit jedem Tage auf das Neue in der Geschichte vorkommen, dass selbst die Beweggründe zu Handlungen, Modificationen abgerechnet, immer die nämlichen bleiben, weiss jedermann, und deswegen behauptet ja vorzüglich die Geschichte ihre Rechte als Lehrerin der Menschheit. Die Beyspiele selbst, welche Hr. G. aus der ältern Geschichte aufnimmt, und ihnen neuere zur Seite stellt, geben wenig Belehrung zur Handlungsweise des Menschen im Allgemeinen; passen wohl auch nicht so ganz zusammen, wie z. B. die Geschichte der Weiber von Weinsberg, welcher eine ähnliche aus der nordischen Geschichte als Gegenstück beygefügt wird. Der dritte Aufsatz verbreitet sich *über des Bar-Hebraeus Syrische Chronik,* welche durch des Hn. Prof. Bruns Uebersetzung in mehrere Hände gekommen ist. Wahrscheinlich geht des Vf. Absicht dahin, den übertriebnen Eifer zu mässigen, mit welchem einige Gelehrte die Wichtigkeit dieses Buchs anzupreisen beliebten. Hr. G. geht den rechten Weg; er untersucht mühsam die Quellen, aus denen der Syrer geschöpft haben könnte, und legt zugleich vor, was er uns mehr, oder anders sagt, als die übrigen bekannten Schriftsteller. Die Ausbeute in Ansehung des erstern ist ganz unbedeutend, und das Abweichende darf gewiss mehr auf die Nachlässigkeit und den Irthum des Bar-Hebräus als auf Rechnung uns unbekannter Nachrichten gesetzt werden. Seine Quelle sind wahrscheinlich bloss Byzantinische Geschichtschreiber, die dem Syrer des 13ten Jahrh. noch immer gäng und gebe waren. Der vierte und wichtigste Aufsatz giebt einen Plan zum *zweckmässigern Vortrag in der päbstlichen Geschichte.* Die gewöhnliche Methode, das Leben und die Amtsführung jedes einzelnen Pabstes vorzuerzählen, gewährt nie reine Uebersicht, sondern lauter Bruchstücke, erschwert das Studium, verursacht Ekel, und folglich Vernachlässigung. Sein zum eignen Gebrauch verfertigter Entwurf ist folgender. Er theilt die Geschichte der Päbste in fünf Perioden nach dem Steigen und Fallen ihres Ansehens ab, zerreisst aber dann die ganze Masse in mehrere von einander unabhängige Darstellungen. 1) Wie viel waren Päbste im Ganzen, wie viel in jeder einzelnen Periode? 2) Untersuchung vom Vaterlande und den Verhältnissen, in welchen sich die Päbste jedes Zeitraums vor ihrer Berufung zur höchsten Würde befanden? 3) Auf welche Art und durch welche Personen wurden die Päbste in den verschiedenen Zeiträumen gewählt? 4) Von den Schicksalen und Verhältnissen der Päbste, ehe sie den Thron bestiegen — fällt oft mit dem zweyten Abschnitte in Eins zusammen. 5) Was kommt unter jedem Pontificat in Beziehung auf den römischen Stuhl von Bedeutung vor. Diese Rubrik muss natürlich die weitläuftigste werden, wenn die Aufmerksamkeit auch nur auf die merkwürdigsten Facta eingeschränkt bleibt. Daher werden drey Unterabtheilungen erfoderlich: was der römische Bischof als solcher, als Aufseher seines eigenen Sprengels; was er als weltlicher Fürst that; seine Handlungen als Oberhaupt der Christenheit. Es kann nicht anders als interessant seyn, bey einer so schwierigen Sache als der gute Vortrag bey der päbstlichen Geschichte ist, die Meynung und Ordnung eines Gelehrten zu hören, der die Sache lang mit Eifer und Erfolg betrieben hat; deswegen lieferten wir auch die Skizze seines Leitfadens, und finden manches Bequeme, aber, wie es hier kaum anders möglich ist, auch manches Unbequeme in demselben. Anstatt das Studium zu erleichtern, und dem Lernenden Geschmack dafür beyzubringen, verliert er wohl einen beträchtlichen Theil seines Eifers durch die vorbereitenden Rubriken, in denen ihm nothwendig manches dunkel bleiben muss, da das politische Daseyn der Päbste vor Erlangung der höchsten Würde, mit ihrer Handlungsart auf dem Throne meist so innig verbunden ist, dass bey der Zerreissung ein richtiger Blick sich nicht wohl hoffen lässt. Der Studierende verliert mit jedem Augenblicke den Faden, welcher ihm den Zusammenhang erleich-

leichtern sollte; und wie viele Wiederholungen bleiben dabey unvermeidlich! — Vielleicht hat der gewöhnliche mit Einsicht gewählte Vortrag noch immer seine Vorzüge, dass man z. B. die Hauptperioden angiebt, und eine allgemeine Uebersicht der Geschichte voraus schickt, ohne auf die Person eines Pabstes Rücksicht zu nehmen, so wie Hr. G. selbst vorschlägt; sich dann aber genau an die Person jedes Pabstes hält; in seinem vorhergehenden Leben oft schon die Grundlage seines künftigen Handelns findet, und sich dadurch leichter in die Verkettung des Ganzen einstudieret, als durch zu grosse Zerstückeluug. — Dass übrigens der Vf., wie es öfters geht, wenn man sich mit Vorliebe ganz in das Studium eines Fachs gesetzt hat, häufiger der Apologete päbstlicher Anmassungen, als ruhiger historischer Beurtheiler wird, wissen wir schon aus seiner Apologie Gregors VII, und erblicken es auch in diesem Entwurfe. Er erkennt, dass es unverzeihliche Verletzung fremder Rechte war, wenn der Pabst es sich heraus nahm, den Bischof eines von ihm unabhängigen Landes sich selbst unterzuordnen, „aber da sie auch öfters von ihren rechtmässigen Instanzen gemisshandelt wurden, so war die Anmassung Roms *manchmal* zur wahren Wohlthat für sie." So spricht gewiss nie ein Geschichschreiber, selbst wenn man annehmen wollte, die Behauptung des Vf. sey erwiesene Wahrheit. Die Mönche musste nach seiner Meynung der Pabst in den Schutz nehmen, damit das Gezänke zwischen ihnen und den Weltgeistlichen zu Ende ginge. Aber da konnte er ja eben aus dem nämlichen Grunde die Weltgeistlichen in den Schutz nehmen. Der Vf. wollte nicht sagen, dass kein Pabst eine solche allezeit fertige geistliche Armee mit seinem guten Willen zu Grunde richten wird. Aehnliche Beyspiele eines schon zum Vortheil seines Gegenstandes eingenommenen Geistes erscheinen noch zahlreich auf den nächsten Seiten. Wir führen sie nicht an; den Lesern geschähe kein Gefallen, und Hr. G. würde doch durch blosse Anzeige auf keine andere Gesinnung kommen. — Die Reihe der Aufsätze schliessen einige Aeusserungen D. Luthers über die Geschichte. Man verkennt aus dieser Zusammenstellung den richtigen Blick nicht, welchen dieser Mann auch zur Geschichte brachte. Er äussert unter andern folgenden Gedanken: die Historien sollen mit höchsten Treuen und Wahrheit geschrieben werden. Aber dies wird nunmehr, acht ich wohl, nicht geschehen. Indess müssen wir uns lassen begnügen an unsern Historien, und zuweilen selbst denken und urtheilen, ob der Schreiber etwas aus Gunst oder Ungunst schlipfere, zu viel oder zu wenig lobt etc. In der Vorrede äussert Hr. G., gewisse Ereignisse hätten ihm den Muth benommen, mehrere Aufsätze beyzufügen, die schon zum Drucke bereit lagen. Es ist Schade, dass er sich zurück halten liess; denn wenn uns gleich Partheylichkeit in der Geschichte der Päbste hervor zu leuchten scheint: so verkennen wir doch den wahren Beruf des Hn. G. zum Geschichtschreiber und das Mühsame seiner Untersuchungen nicht.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: K. E. *Mangelsdorfs*, der Geschichte, Beredsamk. und Dichtkunst ord. Prof. zu Königsberg. *Hausbedarf der allgemeinen Geschichte der alten Welt für seine Kinder und für andere von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber.* Fünfter Theil. 1797. 226 S. 8.

Dieser letzte Band sollte die noch übrigen Begebenheiten bis zum Untergange des abendländischen Reichs fassen; da aber noch Raum übrig war, so erstreckt er sich in den Abendländern bis zur Geschichte der Franken unter den Carolingern, und im Morgenlande bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken. Gute Gedanken und starke Darstellung sind wir von dem Vf. gewohnt, sie finden sich auch in diesem Theile. Nur eine Stelle zur Probe. S. 10. Ein Grieche rieth Kaiser Theodosius dem Jüngern die Einwohner der Provinzen in Masse aufstehen zu lassen, um sich des Drucks barbarischer Völker zu erwehren. So was ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Bewaffnung in Masse setzt eine Nation voraus, die sich innig als Nation fühlt, und die, wenn sie in das Feld zieht, überzeugt ist, dass sie ihr Leben für sich, nicht für eine kleine Zahl daheime unterdrückender Gewalthaber aufs Spiel setzt." — Uebrigens merkt man doch der Erzählung an, dass Hr. *M.* mit den Ereignissen späterer Zeiten nicht so vertraut als mit den ältern ist. Er spricht S. 117. von den Suren des Korans, und hält sie für gleichbedeutend mit *Versen.* Er glaubt S. 118. die Araber hätten ihre älteste Schrift erst zu Ende des sechsten Jahrh. erhalten; und wir wissen wohl, dass mehrere Gelehrte die nämliche Meynung geäussert haben. Wie kann er aber dies von einer der grössten Handlungsnationen der Vorwelt auch nur glauben? Die Griechen selbst sprechen im ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung von Zollschreibern in den arabischen Handelsstädten. S. 167. „Im Besitz von Aegypten mussten die Araber bald eine Seemacht werden." Durch Aegypten gewiss nicht; es wächst daselbst kein Baum, der zum Schiffbau dienlich wäre. S. 177. spricht Hr. *M.* von den *Emirs tatarischer* Horden etc. Um diesem Theile die gehörige Stärke zu geben, fügt Hr. *M.* noch einige Abhandlungen bey. 1) „Hat die christliche Religion für das Beste der Menschen hier auf Erden gewirkt." Die Antwort fällt bejahend aus für die reine Christuslehre, nicht aber für das christliche Christenthum. Folglich ein zweyter Anhang: christliches Christenthum und christliche Theologie nach Concilienschlüssen und landesherrlichen Verordnungen. Eine Reihe widriger die Menschheit beleidigender Handlungen und Gebote werden gesammelt und einander zur Seite gestellt. Der dritte Anhang schildert das christliche Mönchthum, entlehnt aus Zimmermanns schönem Buche von der Einsamkeit. Der vierte giebt gut gewählte arabische Sentenzen. Der fünfte verbreitet sich über die alte germanische Gesetzgebung, wo jedes Verbrechen mit Geld gebüsst wurde; er zeugt von dem gründlichen Studium des Vf. in den alten Gesetzen und Capitularien. — In der Vorrede glaubt Hr. *M.* den Rec. wegen einiger in den vorhergehenden Thei-

Theilen gemachten Vorwürfe widersprechen zu müssen. Er hätte es nicht thun sollen; seine Widerlegung beweist blos, dass er in den meisten Stellen nicht eingesehen hat, was an seinen Aeusserungen getadelt wurde. — Diesen Band ziert das schön gestochene Porträt des Vf.

SCHÖNE KÜNSTE.

CHEMNITZ, b. Wesselhöft: *Theodor Gaston, ein romantisches Gemälde seltsamer Schicksale, aus den Zeiten der französischen Revolution*, von *Kramer*. 1795. 270 S. 8. (20 gr.)

Durch ein zweytes Titelblatt erfährt man, dass hiermit der Anfang einer Sammlung gemacht werden soll, die lauter *Revolutions-Romane* enthalten wird. *Revolutions-Romane*, ein, nach dem eignem Geständniss des Vf. etwas ungrammatikalischer Ausdruck, sollen aber nicht Dichtungen seyn, die sich unmittelbar auf die Begebenheiten der französischen Revolution selbst beziehen, sondern romantische Schicksale einzelner Personen aus diesen Zeiten, Auftritte, die unter dem Gewühl der grossen Ereignisse unbemerkt geblieben, den Einfluss der Revolution auf Familien und häusliche Verhältnisse darstellen. Mit einem Wort, die Revolution ist nur Decoration, nur Aushängeschild, um diejenigen Leser anzulocken, die nichts schätzen, als was mit den neuesten Staatshändeln in Verbindung steht. So bekannt *Gaston's* Name in der Geschichte der Revolution ist, so lernt man doch wenigstens in diesem Bande, noch wenig von seinen Schicksalen in dieser Epoche. Erst S. 142. sucht ihn eine Dame, aber vergeblich, für die Freyheitsplane zu stimmen, und erst S. 252. ist die eigentliche Revolution ausgebrochen, die ihn zu wiederholtenmalen in Todesgefahr bringt. Ueberhaupt ist die politische Rolle, die er in diesem Romane spielt, sehr untergeordnet. Die Hauptsache sind die Liebschaften, die hier einem, in der Revolutionsgeschichte bekannten, Manne angedichtet werden. Nachdem er in der Liebe gegen eine gewisse *Julie* (die, um dem Kloster zu entgehn, einen alten Vormund heirathet, als Ehefrau von einem Wüstling verführt, und verlassen wird, und zuletzt S. 169. ein nur zu tragisches Ende nimmt) und gegen eine gewisse *Luise*, eine feine Kokette, unglücklich gewesen, verliebt er sich in *Emilien*, ein dürftiges, aber edles Mädchen. Erst von der Zeit an, da er ihr ewige Treue gelobt und hält, bekömmt der Roman einiges Interesse; die Gefahren und Leiden, worinn ihn die geheime Verbindung mit *Emilien* verwickelt, bringen einige gute Situationen hervor. Das Ganze ist aber viel zu flüchtig hingeworfen, zu nachläsig bearbeitet, und zu redselig ausgeführt. *Gaston* ist als Schwärmer in der Liebe geschildert, und so erscheint er dann auch als Enthusiast in politischen Meynungen, aber den Leser durch *Gaston's* Enthusiasmus zu entzünden, ist des Vf's. Darstellung zu matt. Sehr oft will er den komischen Ton anstimmen, aber seine Scherze sind meistens so fade, wie folgender S. 23.: „Er lockte durch die Macht seiner Musik die schöne „*Julie* ans Fenster, so wie einst *Amphion* bey der Erbauung von *Theben* durch die nämliche Wirkung „selbst leblose Steine in Bewegung setzte, die nach „seinen begeisternden Vaudevillen eben so leicht hüpfend herumsprangen, als in unsern Zeiten die „schwerfälligen Holländer nach dem muntern *ça-ira* „der Franzosen." — Hin und wieder findet man bey dem Vf. so sonderbare Ausdrücke, wie *Deutsamkeit, ein hinschwelgender Reiz*.

LEIPZIG, b. Meyer: *August Rollo, oder das Gewebe meiner Schicksale*. 1796. 300 S. 8. (20 gr.)

Liebschaften auf Schulen und Universitäten, Liebschaften, wie man sie unter Schülern und Studenten alle Tage sieht, machen dieses, eben so schlecht angelegte, als aufgelöste *Gewebe* aus, das in einer sehr langweiligen Biographie von der Wiege an bis zum Brautbette besteht. Schilderungen von Studentensitten füllen das meiste aus; gleich nach überstandnen akademischen Jahren, von S. 178. an überschüttet das Glück den Helden so sehr mit seinen Wohlthaten, und hält damit so ununterbrochen an, dass es ihm Gönner, Ehrenstellen, Güter, Braut, kurz alles was er sich nur im Traume wünschen mag, zuwirft. Da es dem Vf. auch oft beliebt, wie er sich S. 200. ausdrückt, den Leser *mit Extrapost* von einem unerwarteten Auftritt zum andern zu führen, so braucht es keine künstliche Verwicklung und Entwicklung. In der Erzählung läst der Vf. bald *den Winter den beeisten Thron besteigen, in der nektarsüssen Muttermilch Stärkung zum Leben trinken, die Sinne ein jovialisches Pickenik halten, Auroren mit dem Purpurwagen am dämmernden Himmel heraufflammen* — bald *die Laune zum Kukuck gehn, sichs Ehre und Vergnügen seyn, mit dem Mamsellchen bekannter zu werden, das Herz dem Verstand eins ins Genick geben, das Herz von lauter Liebe blindhagelvoll seyn* u. s. w.

HANNOVER, in der Ritscherschen Buchh.: *Georg Treumann und seine Familie und Freunde*. Eine dialogisirte Geschichte von *J. C. Fröbing*. 1796. 216 S. 8. (12 gr.)

Es thut dem Rec. leid, dass er dem Vf., den er sonst als einen guten Volksschriftsteller ehrte, über die gegenwärtige Schrift weiter nichts zum Lobe nachsagen kann, als dass sie in der besten Absicht geschrieben seyn mag. Plan, Anordnung und Haltung sucht man vergebens in diesem Stücke. Es besteht aus Unterredungen, wie man sie im gemeinen Leben weit besser hören kann, aus einigen Räthselaufgaben, von denen die meisten weit unter dem mittelmäsigen stehen, und aus einer Gespenstergeschichte, die sich durch nichts in der Welt auszeichnet. Alles dieses ist zusammen in ein Ganzes gewebt und in einer Sprache vorgetragen, die überall ins Niedrige, sogar bis zu den pöbelhaften Ausdrücken: Hurenbagage, Hurenbankert, Schweinevieh von Kerl etc. herabsinkt. Adel und Würde des Ausdrucks scheint der Vf. gar nicht zu kennen. Die feinste Person im Drama, die sanfte und gebildete Isabelle weiss sich vor ihrem eignen

 Sohne

Sohne mit nichts als mit Schimpfen zu retten. Bis zum Ekelhaften treibt der Vf. die unnatürlichen Spielereyen des Witzes in dem Munde der Domestiken: *was ist euer Gnaden Dummkopf hoher Befehl — ja, gnädiger Herr Esel* und nun noch einmal *gnädiger Herr Schafkopf.* Eben so abgeschmackt und possirlich klingt das Französische, welches der Vf. hier und da eingemischt hat.

Leipzig, b. Schneider: *Lebensbeschreibung Joh. Friedr. Gottfr. Riedel's*, Musketier's vom Regiment Churfürst von Sachsen, oder der Exstudent im Soldatenrocke. 1795. 308 S. 8. (20 gr.)

Wir würden sagen, dass diese von der Reinigung durch die Wehmutter bis zum ersten Ausrücken in den ersten Feldzug gehende Lebensgeschichte eines angeblichen Musketiers sich vollkommen zu einer Lectüre für Musketiers qualificire, wenn wir nicht auch in diesem Stande schon so viel Geschmack vermutheten, dass der grösste Theil desselben diesen Roman schlecht finden werde. Wenn wir nun noch hinzusetzen, dass er auch als der neun und dreyssigste Band der *Neuen Originalromane der Deutschen* verkauft wird, so sind wir hoffentlich der Mühe überhoben, für Leser der A. L. Z. etwas weiter hinzuzufügen. Wir beschliessen daher mit der angenehmen Nachricht, dass, dem zweyten Titelblatt zufolge, dieser neun und dreyssigste Band auch der *letzte* jener Sammlung seyn soll. Doch wer weiss, ob nicht über kurz oder lang noch *Neuste Originalromane* von demselben Gehalte nachfolgen?

Leipzig, in der Sommerschen Buchh.: *Julie Farnese.* Aus den Zeiten Pabst Alexanders des sechsten. Vom Verfasser der *Familie Eboli* etc. 1796. 296 S. 8.

Man sieht es dem Vf. wohl an, dass er sich Mühe giebt, etwas vorzügliches zu liefern, aber es gebricht ihm an innrer Kraft. Seine Zusammenstellung englischer und teuflischer Charaktere wird zur Bereicherung der Moral und Seelenlehre gar wenig beytragen; und was die Art des Vortrags betrifft, so scheint der Schriftsteller nichts anders dabey im Sinne gehabt zu haben, als wie er dem Liebhaber solcher Romanengattungen das Lesen von Grund aus verleiden will.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Marburg*, in der neuen akadem. Buchh.: *Kurzgefasste theoretisch-praktische Abhandlung vom Concurs-Process.* Allen Freunden der Gerechtigkeit gewidmet von *J. C. Kornemann*, M. Amtmann zu Breuna. 1796. 84 S. 8. (6 gr.) — Rec. wurde sehr misstrauisch gegen dieses literarische Product, als er den Eingang der Vorrede las, der also lautet: „Wenn mehrere Umstände auf einen gewissen Brennpunkt sich vereinigen und hinlänglich genug sind, das, was ihr Ziel ausmacht, zu befördern; so entsteht entweder Vollkommenheit oder Unvollkommenheit. Zu der letztern zähle ich, nicht ohne allen Grund, das was unser Zeitalter Concurs-Process nennt"!!! In der Folge versteigt sich zwar der Vf. nicht mehr in das ganz Unverständliche; allein er beweist doch auf jeder Seite, dass er dem Gegenstande, den er bearbeiten wollte, ganz und gar nicht gewachsen war. Die einzigen Führer, die er sich wählte, sind *Ludovici*, *Richter* und *Schmid*; die übrigen vorzüglichen, älteren und neueren Schriften hingegen scheint er gar nicht zu kennen. Er bleibt durchaus bey den allgemeinsten Grundsätzen stehen, ohne sich in einiges Detail einzulassen, und versündigt sich darneben oft gegen die ersten Rechtsbegriffe auf das unverzeihlichste. Zur Warnung des Vf. daher, und Anderer, die ihm gleichen, eine kurze Anzeige des Inhalts. — *Erstes Kapitel. Vom Concurs-Processe überhaupt.* Der Vf. gedenkt hier der Abtheilungen des Concurses in den materiellen und förmlichen, in den allgemeinen und besondern, bestimmt aber nicht nur die Begriffe nicht richtig, sondern ahnet auch nicht einmal etwas von allen den Erläuterungen, die man über diesen wichtigen Gegenstand in den neuesten Schriften findet. Eben so unvollständig und zum Theil unrichtig ist dasjenige, was von eisernen Briefen, dilatorischen und remissorischen Verträgen gesagt wird. *Zweytes Kapitel. Von Vorladung der Gläubiger.* Der Vf. hat es für überflüssig gehalten, sich darüber zu äussern, wenn eine allgemeine Ladung hinreicht, und wenn eine besondere erfodert wird? Desgleichen, welche Gläubiger die erlassene Ladung verbindet, welche nicht? u. s. w. *Drittes Kapitel. Von der Administration der Geschäfte.* Die Geschäftszweige des Güterpflegers und Concursvertreters sind gar nicht vollständig und genau gezeichnet. Auch ist es gegen alle logische Ordnung, dass schon hier, wo eigentlich bloss von der Verwaltung der Concursmasse die Rede ist, des Contradictors gedacht wird. *Viertes Kapitel. Vom Process insbesondere.* Hier handelt der Vf. von der Liquidation der einzelnen Foderungen. *Fünftes Kapitel. Von der Einlassung im Concurs.* Vom Compensations-, Retentions- und Separationsrechte wird hier gehandelt; Rec. müsste aber ein eigenes Buch schreiben, wenn er alle Verirrungen des Vf. rügen wollte. *Sechstes Kapitel. Von Classification der Gläubiger.* Einem Manne, wie Hr. K. ist, konnte es nicht schwer fallen, diese ganze, so verwickelte Lehre auf vierzehn Seiten kurz abzuthun. — — Doch Rec. fürchtet seinen Lesern beschwerlich zu fallen, wenn er die Blössen des Vf. noch weiter aufdeckt, und will daher bloss die Ueberschriften der übrigen Kapitel noch hierher setzen. *Siebentes Kapitel Von der Präclusion der Gläubiger. Achtes Kapitel: Von Auszahlungen während dem Concurs. Neuntes Kapitel. Von der paulianischen Klage. Zehntes Kapitel. Von einigen Nebenpunkten bey dem Concurs.* Hier ist von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten; von der Frage: ob nach geendigtem Concurs der Gläubiger noch in Anspruch genommen werden könne? und endlich von der Rechtswohlthat der Unterhaltung die Rede.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. October 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Ingolstadt, b. Krüll: *Institutiones patrologiae in usum academicum:* scripsit P. *Steph. Wiest* ord. Cisterc. in abbatia Alderspacensi infer. Bavariae professus — Sereniss. Princ. et Elector. Palatino-Bavarici Consiliarius ecclesiast. actualis, et theolog. dogmaticae, patrolog. et histor. litterar. in alma catholi. Univers. Ingolstadiensi prof. p. ord. nuper. 1795. 576 S. 8.

Wäre es gleich viel, den Schild einer neuen Wissenschaft aushängen, und die Sphäre des Wissens wirklich erweitern, so hätten wir, seit *Maria Theresia* auf österreichischen Universitäten der Patrologie eine eigene Lehrstelle weihte, was denn auch hier und da das übrige katholische Deutschland nachahmte, eine neue Wissenschaft. Denn was man vorher darüber hatte, war weiter nichts, als Sammlungen von Nachrichten über das Leben und die Werke der Kirchenväter oder auch der Kirchenschriftsteller, grösere oder kleinere *Väterbibliotheken* zur Bequemlichkeit der Suchenden, aber keine *Patrologien*, welche die historische Kritik auf sichere und bestimmte Grundsätze zurück gebracht, gehörig verbunden, und auf eine interessante Prüfung der Kirchengeschichtsquellen angewandt hätten. Nur so wäre es möglich gewesen, diesem Studium, statt es zu einem aus mehreren Fächern zusammengeleiteten Aggregate zu machen, etwas Eigenes und einen wissenschaftlichen Charakter zu geben, unter der Voraussetzung, wie sichs versteht, dass man Einsicht und Muth genug gehabt hätte, die von Daille und Jo. Clericus bezeichnete Bahn weiter zu verfolgen. Wenn man sich's aber nur zur Pflicht macht, diesen Männern ein Kapitel zur Widerlegung zu widmen, wenn man sich dünken lässt, reicher an Kenntnissen zu seyn, weil man die Geschicklichkeit hat, seine wenige Baarschaft jetzt so, jetzt anders zu sortiren, um nur das Volumen zu vergrösern; wenn man gemächlich genug ist, *Walchs bibliotheca patristica* zu copiren, nur dass man noch die Eintheilungen dieses Werkes ein wenig modificirt, und die ganze Verbesserung desselben darein setzt, dass man aus den Rüsthäusern der katholischen Dogmatik und Polemik *de traditione et auctoritate patrum* Manches herbeyführt; dann kömmt freylich nichts heraus, als ein Allerley von bibliographischen Nachrichten ohne kritische Beleuchtung, von Biographien, wo man vor Glorie des Heiligen den Schriftsteller nicht kennt, und von einer durchsichtigen Sophistik, welche die Kunstgriffe lehrt, die Väter durch Folterzwang reden zu lassen, wovon sie nichts wissen, und falls sie überlaut rufen, den Hörer zu betäuben. Das wäre denn also eine summarische Recension der Patrologien des P. Macarius zu Grätz, des Pr. Schleichert zu Prag, des Pr. Willhelm zu Freyburg, und auch unseres Wiest, deren Gesichtszüge ihre Verwandtschaft unter einander verrathen.

P. Wiest unterscheidet sich von seinen Brüdern durch grosse Belesenheit, die er aber auch durch viele ausführliche und unnöthige Citate, welche den Zweck eines Vorlesebuches überschreiten, und noch dadurch widerlich macht, dass er rings herum auf den Chor jetzt lebender katholischer Schriftsteller, die sich durch die Ehre seiner Citation geschmeichelt fühlen werden, mit dem Weihrauchfasse gewaltige Züge führt, beynahe möchte man denken, um es in dankbare Hände abzugeben. Noch unterscheidet er sich durch eine im Kleinern natürlichere Ordnung, und ein nicht zu verkennendes Gefühl der Lücken, die seine Vorfahren gelassen, und die er durch ein gewisses Hinstreben nach schärferer Bestimmung und Beweisen zu füllen sucht. Da er aber nicht Kraft genug hatte, durchzugreifen, so fallen diese Mängel nur desto mehr auf, und seine Genauigkeit artet in eine besonders durch Wiederholungen sich zeigende Ueberfüllung aus.

Aus den vielen Fehlern, die dieses Werk verunstalten, liefert Rec. hier einen kleinen Auszug, um sein Urtheil zu rechtfertigen, und den ersten Dogmatiker unter jenen deutschen katholischen Theologen, denen die Aufrechthaltung des Katholicismus noch am Herzen liegt, zu charakterisiren. Von der kirchenväterlichen Bibliographie, dem ersten Theile seiner Patrologie, hat der fleissige Vf. noch am meisten Ehre, nur, so fern er kritische Anzeigen über die Aechtheit dieser Werke damit verbindet, vermisst man hier und da Genauigkeit. Wenn er ohne Rücksicht auf die Einwendungen des Jo. Clericus, den ersten Brief des römischen *Clemens* ein *opus omnium criticorum consensu genuinum* nennt, und Ignazens kürzeren Briefen eben diesen Werth *omnium fere criticorum judicio* einräumt; wenn er den Schwärmer Hermas als *communi sententia virum apostolicum et Pauli discipulum* aufführt, wenn er die *acta Symphorosae* und *Felicitatis* im Rouinart als überall für ächt anerkannt herauspreisst, wenn er ohne Anstand das Buch: *quis dives salvetur* — dem Alexandriner Clemens beylegt, so wird er so wohl jene, welche die Stimmen der Kritiker zählen, als jene, welche sie wägen, gegen sich haben.

Die Biographien der Väter sind kurz, und doch manchmal mit sehr unwesentlichen und den Schrift-

steller nicht charakterisirenden Erzählungen überladen. Da findet man z. B. das dem Martyrer Ignaz beygelegte Sprüchelchen: Jesus meine Liebe ist gekreuziget, und die Nachricht, die wir zuerst dem Baroni verdanken, die aber auch schon lange *Calixtus de conjug. Clericorum edit. Henke* S. 274 in ihrer Blöfse hingestellt hat, Eusebia, Gregors von Nyssa Gemahlinn sey, als dieser Bischof ward, eine enthaltsame Diakonissinn geworden. An Genie, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, Beredsamkeit haben nach Hn. W. Vorstellung die Kirchenväter fast alle grofsen Ueberflufs. Hilarius von Poitou ist *zelo religionis ardens*, und *stylo vehementiori adversus Constantium* (den er einen Nero nannte) *usus* — und doch *mitis naturae et placidus*, und sein Stil *absque ulla artis affectatione*, und doch dabey eine Nachahmung Quinctilians, und *turgidus et sublimis*. Die Charakterzeichnung fängt gemeiniglich damit an — *Character illius fuit sequens* — (ein *folgsamer Charakter!*). Beyläufig ein Beweis, dafs W. seine Mühe, das Schullatein zu verbessern, nicht ganz glückte. W. hat zwar noch einen ganzen Abschnitt seines Werkes der Untersuchung über die Gelehrsamkeit der Väter überhaupt gewidmet, wo man aber durch Wiederholungen ermüdet, am Ende doch nicht klüger wird. Gelobt müssen die Väter seyn und als die ersten der Menschen aufgestellt werden — so will's die Dogmatik; und doch drängt sich auch dem Halbkenner aus der Geschichte sogar viel dagegen auf! Die Folge ist eine zweydeutige Sprache. W. legt den Vätern im Durchschnitte die höchste Gelehrsamkeit bey, und, hört man ihn weiter, so macht er der Ausnahmen so viele, dafs wenig davon übrig bleibt. So hören wir, was auch Walch schon gesagt hatte, sie hätten wenigstens für ihr Zeitalter keine unbeträchtliche Gelehrsamkeit inne gehabt, in der That ein sehr kleiner Mafsstab für uns. Ihrer tiefen Bibelkenntnifs soll gar nichts gleich kommen, so, dafs die vertrautesten Kenner der Väter (doch wohl nicht als solche?) die besten Erklärer der Bibel wären. Die Jagd derselben auf Allegorien entschuldiget er mit ihrer Absicht auf Erbauung — denn bekanntlich rechtfertiget der Zweck überall die Mittel. Eingestanden wird ihre Unkunde in Sprachen; aber was schadet das ihrer Bibelkunde *quoad dogmata et mores* — eine feine Distinction und ein Steckenpferdchen gar wohl zu gebrauchen, es mag die Rede von Verirrungen untrüglicher Concilien, von Verstöfsen der authentischen Vulgata, oder den Versehen heil. Väter in der Schrifterklärung seyn! Auch konnten sie bey der Authenticität der 70 Dollmetscher sichern Schrittes einhergehen. (Gerade so sicher als die abendländische Kirche bey ihrer Vulgata). Eingestanden wird ihr Hang zu Plato, aber mit der Erinnerung, dafs er höchst vernünftig war, und gar nicht zum Verderben des Christenthums ausschlug, wie denn auch die Dreyfaltigkeitslehre auf *keine* Weise aus dem Platonism herrühre, weil, nach Huetius, die *Consubstanzialität* nicht daher entlehnt sey. Haben doch gar die Väter, nach des Vaters Cyrill von Alexandrien würdigem Zeugnisse, die christliche Religion so vollkommen gelehrt, dafs man dazu die Bibel nicht weiter nöthig hat!! S. 388. —

Die Regeln über die Auslegung der Väter sind entweder schale und immer sich wiederholende Gemeinplätze, oder Kunstgriffe, den Kopf unmündiger Theologen zum Behuf der herrschenden Lehre zu verdrehen, die bey dem dämmernden Lichte der Aufklärung den Vf. selbst in Widersprüche zogen. Jetzt hören wir: die Worte der Väter müfsten *in sensu obvio, naturali et populari* genommen werden. Und jetzt: die *locutiones durae, antiquatae et minus aptae* (wozu? zum katholischen Lehrbegriffe?) müsse man *benigne et reverenter* (nicht *in sensu naturali?*) auslegen. Bald heifst es: Willst du ein Dogma recht kennen lernen, lies vor allem die Schriften der Väter darüber, die sie aus Veranlassung einer Ketzerey fleifsiger bearbeiteten. Bald wird man vor der polemischen Hitze derselben gewarnet §. 204. 208. Immer wird es darauf ankommen, ob diese Hitze dem zu vertheidigenden Dogma zuträglich ist, oder nicht, um die erste oder zweyte Regel zu wählen. Schlägt Cyprian den anmafsenden Stolz des römischen Stephanus auf Peters Stuhl mit nicht zu vermummender Klarheit nieder, so gibt man unter der Hand zu verstehen, man müsse die leidenschaftlichen Ausdrücke des heil. Martyrers entschuldigen. Vernichtet der Erzpolemiker Augustin des guten Pelagius Lehre über den freyen Willen auf viele Jahrhunderte, so werden die Streitschriften dieses immer extremischen Bischofs über die Gnade als klassisch angepriesen. Sowohl ihrer gröfsern Unbefangenheit als ihres höhern Alters wegen verdienen allerdings die Väter der drey ersten Jahrhunderte den Vorzug, den die Verehrer kirchlicher Traditionen nicht umhin können, ihnen einzuräumen. Allein das Interesse der römischen Dogmatik setzt gleichwohl den spätern, und durch Polemik befangenen Vätern einen höhern Werth. W. drückt diese Antinomie seiner Kirche in einem und eben demselben §. 263 und in unmittelbar sich folgenden Sätzen gar schön aus. — *Lumen, quo soli vicinius est, eo splendet illustrius — fides tribus primis seculis non eadem claritate expressa, ubi multae veritates obscurius cognitae erant, sequiori aevo evolutae ac decisae.* — Alles eine Probe, wie sehr W. seine eigene Vorschriften, die Väter *cum pietate, charitate et humilitate* und doch auch ohne Vorurtheil zu lesen S. 449 selbst erfüllt.

Dies zeigt er noch mehr in dem Haupttheile seines Buches *de auctoritate Patrum*, wo ein gleiches Gemisch von Licht und Finsternifs herrscht, so sehr er sich auch in der Vorrede schmeichelt, hier mehr Licht als andere aufgesteckt zu haben. Nachdem er sich erklärt hat, den Vätern weder zu viel noch zu wenig beylegen, oder sie weder wie untrügliche noch wie gemeine Kirchenschriftsteller ansehen zu wollen, setzt er die aus der Tridenter Synode zum Theil entnommene Regel fest, vermöge welcher Uebereinstimmung der Väter in Glaubens- und Sittensachen und in Erklärung der Bibel als ein gültiger Beweis eines christlichen Lehrsatzes gilt, ohne dafs er den Grund und die Bedingungen dieser Regel bestimmte. Worauf beruht

ruht denn dieses Ansehen der Väter? Haben sie nur für Thatsachen das Ansehen eines Zeugen? Wirklich beweisst W. seine Regel aus der historischen Gültigkeit einstimmiger bewährter Zeugnisse — denn die nöthige Einsicht und Ehrlichkeit der Väter glaubt er in das hellste Licht gesetzt zu haben §. 320. — Allein zufolge anderer Stellen legt er ihnen Ansehen von höherer Art bey. Denn ausser dem, dass er den Kirchenvätern mehr einräumt, als den Kirchenschriftstellern, welche §. 330 auch als gültige Zeugen angenommen werden, wird diess S. 10 aus einer Stelle des Cardinals Gotti ausdrücklich gesagt. Hatte doch von jeher in der katholischen Kirche der Charakter der Väter ein halb kanonisches Gewicht, und etwas Schwankendes zwischen dem Ansehen eines untrüglichen Lehrers, und dem Ansehen eines Zeugen kirchlicher Tradition. Auch hat die *Uebereinstimmung* der Väter noch etwas Unsicheres. Bald sagt uns W. sie schränke sich nur auf die Vorzüglichern dieses Ordens ein, bald begnügt er sich in der Materie von der Gnade mit dem einzigen Augustin. Da er's nun an mehrern Orten der untrüglichen Kirche überlässt, zu bestimmen, welcher Vater unter die Vorzüglichern gehöre, welcher seines Vorzuges wegen den Titel Doctor verdiene, sogar, wer nur Vater sey, wobey es hauptsächlich auf Heiligkeit, und §. 10 bey dieser auf die Reinheit seines Katholicismus ankommt, oder wer nur als *scriptor ecclesiasticus* (Stiefvater) wegkomme, so gelehrt und rechtschaffen er übrigens seyn mag, z. B. Origenes — so könnte der Zirkel nicht schöner seyn, in welchem der Glaube aus den Vätern, die Aechtheit des Vaters aus der Aechtheit seines Glaubens bewiesen wird, und die Kirche ihre Entscheidungen hauptsächlich aus den Vätern nimmt, aber auch entscheidet, wer Vater sey, wie ein Fürst, der seiner Räthe Gutachten einholt, aber nur solche Räthe fragt, oder nur solche zu Räthen macht, von deren Einstimmung mit seinen Wünschen er vorher schon sicher ist. In diesem Zirkel liegt das ganze Geheimniss dieser Patrologie.

LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte der vornehmsten Kirchengebräuche der Protestanten. Ein Beytrag zur Verbesserung der Liturgie*, von *Gottfried Benjamin Eisenschmid*, Catecheten an der St. Salvatorskirche zu Gera. 1795. 523 S. 8.

Die auf dem Titel angegebene Bestimmung des Buchs, die Verbesserung der protestantischen Liturgie befördern zu helfen, giebt sowohl den Gesichtspunkt zu erkennen, aus welchem der Vf. die Geschichte der protestantischen Religionsgebräuche betrachtet, als den Maßstab, nach welchem er diese Geschichte hauptsächlich beurtheilt wissen will. Unstreitig wird auch zur Einsicht in die Zulässigkeit und Nothwendigkeit liturgischer Verbesserungen, und zur Beurtheilung und Schätzung der in neuern Zeiten häufig darauf gerichteten Vorschläge, eine gründliche Kenntniss des Ursprungs und der Veränderungen dieser Anstalten ungemein viel beytragen können. Wie so manche Gebräuche und Gestalten des gesellschaftlichen Cultus auf unlautern Begriffen beruhen, andre einen bloss zufälligen Anlass, ein Recht des Herkommens, eine willkürliche Satzung, eine auf Umstände der Zeit und des Orts sich beziehenden und jetzt hinwegfallenden Zweck haben, wieder andre nur darum eingeführt oder fortgesetzt, oder wenn sie schon abgestellt und verändert waren, wieder zurück gebracht sind, weil auf der einen Seite Besorgnisse eines wichtigen Nachtheils entstanden, auf der andern die Abstellungsweise nicht mit weiser Schonung oder mit durchgreifenden Ernste versucht ward, welchen Gründen für und wider gewisse Cerimonien man ein besonders Gewicht gab, welche Zwistigkeiten, Irrungen und Trennungen bald durch widerspenstige Zeloten unter den Geistlichen, bald durch unduldsame und unvorsichtige Obrigkeiten, bald durch einen verleiteten und verhetzten Pöbel, nur durch einen einzigen unberufenen Schreyer, verursacht wurden, wie oft bald eine vorgreifende und unvorbereitete Neuerung, bald ein parteyischer, eigensinniger und feindseliger Widerspruch dagegen, Gelegenheit zu vielem Bösen gab — diese, und noch so viele andere lehrreiche und warnende Winke, giebt die Geschichte der protestantischen Religionsgebräuche denen, die hier Verbesserungen vorschlagen, versuchen und einrichten wollen. Als wir nun aber das gegenwärtige Buch mit der Erwartung, zu welcher uns der auf dem Titel angegebene Zweck zu berechtigen schien, dass die Geschichte der protestantischen Religionsgebräuche hier vornehmlich in dieser Hinsicht bearbeitet seyn werde, so fanden wir dieselbe durchaus nicht befriediget. Gerade dessen, was in dieser Beziehung die Geschichte merkwürdiges enthielt, ist hier viel zu wenig. Vornehmlich würde eine *pragmatische* Erzählung der adiaphoristischen Händel, der Streitigkeiten über Exorcismus und Beichte, auch der in England aus der ungleichen Beurtheilung der Gebräuche entstandenen Verwirrungen und Spaltungen, ferner der noch unter Friedrich Wilhelm I. im Brandenburgischen über gewisse geringe liturgische Veränderungen erregten Unzufriedenheit u. s. w. hieher gehört haben. Auf der andern Seite aber ist der Umfang, oder doch die Mannichfaltigkeit, des historischen Theils dieser Schrift für jenen Hauptgesichtspunkt zu gross. Die Geschichte der Gebräuche wird aus dem frühesten Alterthum heraufgeholt und durch alle Zeitalter verfolgt. Was da von ihren Schicksalen und von ihren verschiedenen Formen gesagt wird, gehört meistens wohl in eine Geschichte der Kirchengebräuche überhaupt, aber nicht eben der *Protestantischen*, obgleich wiederum den Begriff von Protestanten der Vf. zu enge gefasst, und fast durchweg nur auf die *lutherische* Kirche in *Deutschland* eingeschränkt zu haben scheint, weil er für diese allein seine Verbesserungsvorschläge nützlich zu machen suchte. Der englischen Kirche wird nur einigemal wie im Vorbeygehn gedacht, desto häufiger der römischen oder griechischen Kirche, und ihrer Gebräuche, Geräthschaften, Gefäse, Formeln, Meynungen u. s. w. Daher ist denn

die Ausführlichkeit in manchen Stellen dieses Buchs eben so wohl, als die Kürze in andern Stellen, nicht nur planlos, sondern auch planwidrig. Der Vf. giebt, was er hat und weiss, bald mehr, bald weniger, als er, seinem Zwecke nach, geben sollte und wollte. Seine Hauptquellen sind Calvör, Casalius und andre gemein bekannte Bücher; das Ganze eine missrathene Compilation. Auch fehlt es nicht an Abschweifungen von dem, was nur überhaupt in eine christliche Ceriemoniengeschichte gehörte; hie und da sind literarische, historische Bemerkungen, meistens oberflächlich und unrichtig, aus Recensionen, hie und da auch lustige Priester- und Beichtstuhlsgeschichten, angebracht. Wozu dient es denn S. 430, wo von *Beza* angeführt wird, dass er „auf dem Colloquio zu Mömpelgard mit äusserster Heftigkeit wider die Kirchenmusiken gesprochen habe," in einer besondern Note anzumerken: „den Codex dieses Mannes (welchen? es wird *Cod. N. T. Cantabrig.* gemeynt) hat D. Kipling zu Cambridge mit vielem typographischen Pomp (so?) herausgegeben, jedoch hat das Werk viele Druckfehler: ein Exemplar davon schickte die Universität dem Könige von Dänemark" — war es denn nicht vielmehr nöthig, hier das Zeugniss des Widerspruchs, den Beza zu Mömpelgard vorbrachte, herzusetzen? Ein grosser Theil der Schrift besteht aus παρεργοις und περιεργοις, wenn das meiste auch nicht so fern liegt als das angeführte.

Altona, b. Hammerich: *Das Christenthum in Deutschland. Ein historischer Versuch.* 1795. 132 S. 8.

Unter dieser dunkeln Aufschrift giebt uns ein Ungenannter eine geschichtliche Rechtfertigung des Gedankens, dass die deutsche Kirchenreformation ein unvollendetes Werk sey, und der auf diesem Gedanken beruhenden Bemühungen, das Christenthum noch immer mehr zu reinigen. Er bringt die Sache unter zwey Fragen: „I. Haben wir Deutsche das Christenthum in seiner ursprünglichen Lauterkeit, wie es in den heil. Schriften der Christen enthalten ist, empfangen? oder war es bey seiner Einführung in Deutschland schon entstellt und verdorben? II. Ist das Christenthum in der Folge von den unächten Lehren gereiniget? und durch wen? Ist besonders die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland als so vollendet anzusehen, dass den folgenden Zeiten in der Hauptsache nichts zu verbessern übrig blieb?" Wie die Antwort auf beide Fragen laute, sieht der Leser schon aus des Vfs. Absicht; auch, dass sie hauptsächlich auf einer Darstellung des Zustandes, in welchem sich das Christenthum zu den beiden Zeitpunkten, seiner allerersten Einführung in Deutschland und seiner Verbesserung in Deutschland, befand, gegründet sey. Im ersten Abschnitt zeigt er also, dass schon das bey weitem nicht mehr Christenthum, sondern Papstthum, war, was Bonifacius und andre Apostel des römischen Stuhls in Deutschland predigten und einführten; eine meistens aus bekannten Büchern zusammengezogene Beschreibung der in den ersten sechs bis sieben Jahrhunderten eingerissenen Verderbnisse in Lehren und Uebungen der Religion. Im zweyten giebt er eine richtige Idee von dem, was die Kirchenverbesserung seyn wollte und seyn konnte. Wie viel wahres und wichtiges hier auch gesagt wird, so hätten wir doch gewünscht, der Vf. hätte sich tiefer in die Geschichte eingelassen, weniger den Sachwalter gemacht, und einige kleine Versehen in Nebensachen (z. B. dass *Rufin* den *morgenländischen* Kirchenvätern beygezählt wird u. a.) vermieden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Fleischer d. jüng.: *Buchstaben- und Lesebuch für die zartere Jugend*, von *G. Ch. C.* 1796. 38 S. 8. (2 gr.) Bey der fast zahllosen Menge von Buchstabir- und Lesebüchern, die wir itzt haben, kann man billig von einem neu erscheinenden erwarten, dass es sich durch irgend etwas vor einem der schon vorhandnen auszeichne, es sey in Ansehung seines Inhalts, oder der Methode, oder auch des Preises. Von dem gegenwärtigen lässt sich weder das eine, noch das andre behaupten. Es enthält nach dem Alphabete die gewöhnlichen unverständlichen Sylben *ca*, *ce*, *ci*, *co*, *cu*, dann zwey ganze Seiten Zahlwörter (glaubt der Vf. wirklich, dass es einem Kinde interessant seyn könne, diese hintereinander fortzulesen, und kennt er keine bessre Nahrung für den ersten A. B. C. Schüler?) Nachrichten von der Eintheilung der Zeit, einige Sätze aus der Naturlehre, das Allgemeinste aus der Naturgeschichte, und Sittenlehre, theils durch Lehren der Vernunft, theils in biblischen Sprüchen, endlich einige Kindergebete, das lateinische Alphabet und Sittensprüche, mit lateinischer Schrift gedruckt, deutsche und römische Zahlen und das Einmaleins, und alles dies in sehr aphoristischer Kürze. Es scheint, dass dem Vf. mehrere unsrer auch für Volksschulen sehr zweckmässig eingerichteten Lesebücher, die auch durch einen geringen Preis sich empfehlen, z. E. das *Junkersche*, *Platoische*, *Splittergarbsche* unbekannt geblieben seyn müssen, weil er sonst das seinige entweder reichhaltiger und zweckmässiger würde eingerichtet, oder es auch gar ungeschrieben gelassen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. October 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin und Leipzig, b. Nicolai: *Ritter Blaubart.* Ein Ammenmärchen, von *Peter Leberecht.* 1797. 190 S. 8.

2) Unter dem angeblichen Druckorte: Bergamo, auf Kosten des Vfs. bey Onorio Senzacolpa: *Der gestiefelte Kater,* ein Kindermärchen in drey Akten mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge, von *Peter Leberecht.* Aus dem Italienischen. Erste unverbesserte Auflage. 1797. 144 S. 8.

Wer von unsern Lesern hat nicht in seiner Kindheit mit unendlichem Behagen und Entsetzen das berühmte Mährchen von Barbe-bleue erzählen hören? Hier hat es ein Dichter gewagt, gewiss *ein* Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter, diesen unscheinbaren Stoff zu einer ausführlichen dramatischen Darstellung zu entfalten. Er hat dabey, um dem luftigen Nichts eine örtliche Wohnung und einen Namen zu geben, „die Scene nach Deutschland versetzt, und das deutsche Ritterkostum gewählt. Aber wenn man sich etwa nach dieser Angabe das Buch als einen dialogisirten Ritterroman bestens empfohlen seyn lassen sollte, so müssen wir der Täuschung vorbeugen. Der Vf. ist ein wahrer Gegenfüssler unsrer gewappneten ritterlichen Schriftsteller: da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste, Abgedroschenste als höchst abentheuerlich, ja unnatürlich vorzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleide erscheinen zu lassen. Wie leicht wäre hier ein Burgverliess nebst den beweglichsten Ausrufungen, ein geheimer Orden von Blaubärten, Geister u. dgl. m. anzubringen gewesen? Was für verabscheuungswürdige teuflische Dinge hätten sich dem vortrefflichen Bösewicht Blaubart in den Mund legen lassen? Aber nichts von dem allen. Anfangs könnte man den Ritter für nichts weiter als einen rüstigen, rathslustigen Krieger halten; dass sein Bart blau ist, dass er mit seinen besiegten Feinden übel umspringt, und es eben in der Art hat, seine Weiber aufzuknüpfen, wenn sie neugierig sind, kömmt nur so gelegentlich und ohne viel Aufhebens an den Tag. Ja wenn sich die Sitte mit dem Aufhängen rechtfertigen liesse, so würde es dem Blaubart durch die nachdrücklichen Gründe gelingen, womit er zu zeigen sucht, Neugier sey der Keim der ärgsten Laster. Dies ist in der Natur: nur in den schlechten Schauspielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend, und die Bösewichter von ihrer Abscheulichkeit. Die übrigen Charakter geben sich ebenfalls nicht für dieses oder jenes: sie sind wie sie sind, ohne zu wissen, dass es auch anders seyn könnte. Die der muntern Agnes, welche Blaubarts Frau wird, zugesellte Schwester ist unaufhörlich mit ihrem abwesenden Geliebten beschäftigt, während jene nichts von der Liebe begreift, und nur immer zu reisen und neue Herrlichkeiten zu sehen wünscht. Eben so artig sind die drey Brüder der Agnes zusammengestellt: der vernünftige und vorsichtige, der leichtsinnige Abentheurer, und der schwermüthig grübelnde. Es ist gar drollig, wie der letzte in der Sprache des gemeinen Lebens tiefsinnig philosophirt, und die Andern in das Innre seines Gemüths zu führen sucht, die ihn denn immer nicht verstehen. So erwiedert er, nachdem er witzig geschildert hat, wie sein wilder Bruder denkt oder vielmehr nicht denkt, auf die Frage der Agnes: aber wie denkst *du* denn?

> *Simon.* Ich? — das ist eben die Schwierigkeit und meine Unruhe, — sehe, es ist schwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, versteht, das, was gedacht wird, soll denken; ein Casus der einen sonst ganz vernünftigen Menschen wohl toll machen könnte.
>
> *Agnes.* Wie so?
>
> *Simon.* Siehst du, jetzt verstehst du mich gar nicht, weil du auf die Gedanken noch gar nicht gekommen bist. — Siehst du, ich denke und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken wie dieses Zeug selbst beschaffen sey. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden.
>
> *Agnes.* Es ist wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.
>
> *Simon.* Nun seht ihr, und doch fragt ihr immer noch, warum ich melancholisch bin?

Dieser Hang ist nicht müssig in dem Gange des Stücks; die Erscheinung der Brüder in dem entscheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden soll, wird dadurch herbeygeführt, Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schicksale seiner Schwester gehabt. Alles was den wesentlichern Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreist, und der Agnes die Schlüssel zurücklässt, mit der Warnung, nicht in das siebente Zimmer zu gehn, bis zu seiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leisesten Anregung allmählich zu einer unwiderstehlichen Gewalt steigt; die Beschreibung ihres Eintritts in die schreckliche Kammer; ihr Zustand der höchsten Angst und erhitzten, zerrütteten Phantasie; wie sie dem Blaubart durch schlaue Wendungen den Schlüssel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dies ist mit Meisterhand den ächtesten Zügen der Natur nach-

gezeichnet. Man könnte wünschen, dafs die vorhergehenden Scenen rascher zu diesem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger fast nur episodischer Personen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüfst. Wir meynen dies nicht von dem *Narren* und dem *Rathgeber*: sie sind ein paar Caricaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimirt sich durch genialische Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des sehr weisen, aber sehr wenig gescheuten, Rathgebers. Von beiden gilt, was der Dichter in dem eben so gefälligen als sinnvollen Prolog sagt:

Wie Schatten auf- und abwärts schweben, lasst
Durch Traumgestalten euch ergötzen, stört
Mit hartem Ernste nicht die gaukelnden;

und auf die zu grofse Länge des Stücks möchten wir anwenden, was der Narr von seinem Hange zum Plaudern sagt: „es ist doch bald vorbey, wenn man „redet; und da lohnts der Mühe nicht, dafs man es „so genau nimmt." In der That wird man beym Lesen durch die klare besonnene Darstellung so leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, dessen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da sind artige Liederchen eingeflochten, z. B. S. 23.:

Beglückt, wer an des Treuen Brust
In voller Liebe ruht!
Kein Kummer naht und stört die Lust,
Nur heller brennt die Gluth.

Kein Wechsel, kein Wanken;
Zum ruhigen Glück
Flíehn alle Gedanken
Der Ferne zurück:

Und lieber und bänger
Drückt Mund sich an Mund,
So inn'ger, so länger;
Von Stunde zu Stund
Beschränkter und enger
Der liebliche Bund.

Wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter etwas in einer andern Art zu fodern, als er hat leisten wollen, so wünschten wir, der Vf. hätte seinem Talent von dieser Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen Theil des Dialogs, versteht sich mit aller Freyheit, versificirt.

Wenn Lesern, welche durch die ohnmächtige Ueberspannung blofs leidenschaftlicher Darstellungen verwöhnt sind, Ton und Weise hier zu wenig piquant vorkommen sollte, so kann es dem Vf. ein Beweis seyn, dafs er seine Umrisse recht rein und einfach gezogen hat. Denn offenbar ist es nicht Mangel, sondern überlegte Mäfsigung, wenn er nicht grellere Farben dicker aufträgt. — Ueberhaupt sind aber Kinder im Fache der Mährchen wohl die besten Kenner, und es ist eine misliche Sache sie Erwachsenen vorzutragen. Diese haben meistens schon zu vielerley im Kopfe, um sich einem ganz unbefangenen Spiele der Phantasie hinzugeben. Sie können sich nicht vorstellen, dafs es mit dem blofsen einfältigen Mährchen gethan sey; sie allegorisiren es, deuten es, weil sie meynen, es müsse durchaus noch etwas dahinter stecken. Bey dem zweyten, welches *Peter Leberecht*, vermuthlich um sich vor Verantwortung sicher zu stellen, aus dem Italienischen übertragen zu haben vorgiebt, steckt nun allerdings noch etwas dahinter. Die komische Laune, womit dies aus eben der Quelle geschöpfte Mährchen dramatisirt ist, bleibt nicht in den Schranken des Gegenstandes stehen. Es spielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bey Aufführung des Stücks hinter und vor den Coulissen, im Parterre und den Logen merkwürdiges vorgeht, ist mit auf den Schauplatz gezogen, so dafs man das Ganze, wenn es nicht zu tiefsinnig klänge, das Schauspiel eines Schauspieles nennen könnte. Es ist zu befürchten, dafs es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu bestimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel sieht man ohne tiefe Kennerschaft ein, dafs es eine Posse ist, eine kecke, muthwillige Posse, worin der Dichter sich alle Augenblicke selbst zu unterbrechen und sein eignes Werk zu zerstören scheint, um nur desto mehr Spöttereyen rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu lassen. Doch geschieht dies mit so viel fröhlicher Gutmüthigkeit, dafs Rec. es ergötzlich finden müfste, wenn auch seine Vettern und Basen lächerlich gemacht seyn sollten. Wer also etwa durch die Lustspiele, die man auf unsern Theatern giebt, in eine zu ernsthafte Stimmung gerathen ist, dem können diese Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater ist für die Hauptrolle anzusehn: er äufsert edle Gesinnungen und ist doch dabey weltklug, (seltne Vereinigung!) überall beweist er Gewandheit und Gegenwart des Geistes. Wie rührend wird es geschildert, dafs er, um seines Herrn Glück zu machen, sich die gefangnen Kaninchen am Munde abspart, die er alsdann dem Könige als ein Geschenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt sich mit Würde: man sehe nur den erhabenen Ausdruck seiner Verzweiflung, da das sehnlich verlangte Kaninchen verbrannt ist. Die Prinzessin ist Dilettantin in den schönen Wissenschaften, und wird dabey von dem Hofgelehrten unterstützt. Kurz, alle Personen bis auf den Popanz *Gesetz* (den am Ende, da er sich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freyheit und Gleichheit proclamirt), tragen nach Maafsgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bey. Ungeachtet aller dieser Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke selbst durch. Schon ehe die Vorstellung anfängt, erheben sich die Kenner und Kunstrichter im Parterre, sogar die simpeln Zuschauer (*Yoriks simple travellers*) gegen den wunderlichen Anschlag, ein Kindermährchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsstück, oder sonst etwas der Art sehen. Mit Mühe besänftigt man

sie.

sie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von neuem; nur bey einigen empfindsamen und moralischen Stellen wird geklatscht. Am Ende des zweyten Acts bricht ein grosses Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angst hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muss der *Besänftiger* mit dem Glockenspiel aus der Zauberflöte erst eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuschauer vor demselben bezaubern. Zu Anfange des dritten Acts ist noch alles in grosser Verwirrung: der Dichter berathschlagt mit dem Machinisten, was zu machen sey, und beschwört diesen, das Stück durch eine glänzende Decoration zu retten; da sie merken, dass der Vorhang schon aufgezogen und dies also vor den Augen aller Zuschauer geschehen ist, laufen sie beschämt davon. Nun soll der König erscheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: „Nein, ich geh nicht vor, „durchaus nicht; ich kann es nicht vertragen, wenn „ich ausgelacht werde." Die Sachen werden doch leidlich wieder ins Gleis gebracht, und eine Scene, worinn der Hofnarr und Hofgelehrte vor dem Könige förmlich disputiren, ob das Stück gut oder schlecht sey, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muss doch die Decoration mit dem Feuer und Wasser aus der Zauberflöte, nebst der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien noch das beste thun. Der Hofgelehrte schliesst mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man sieht, es geht ziemlich bunt durcheinander: wenn es den Vf. nur nicht einmal gereut, sich und andre unterhalten zu haben! Denn — verstehn wir ihn anders recht — so hätte er sich ja gar über das *Publicum* selbst lustig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen sehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Besten hatte: aber nicht alle Nationen besitzen in gleichem Grade die Gabe Spass zu verstehn, und man will behaupten, es sey nicht der ausgezeichnetste und allgemeinste Vorzug unsrer Landsleute. Dem sey wie ihm wolle: da das Publicum nicht in Person das Empfangene vergelten kann, so mögen es diejenigen thun, mit welchen sich Peter Leberecht besonders in den Stand des Krieges gesetzt hat. Doch sey Scherz die Waffe, denn mit Ernst ist solch ein Dämon nicht wegzubannen.

Berlin, b. Maurer: *Bambocciaden.* 1797. VIII u. 200 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. ist sowohl in der geharnischten Vorrede als in dem Buche selbst mit seinen künftigen Recensenten in einen solchen Hader verwickelt, dass man argwohnen möchte, er sey bey frühern Versuchen von ihren Collegen nicht aufs freundlichste empfangen worden, und es habe ihn daher bey Bekanntmachung dieser launigen Darstellungen eine unheimliche Empfindung angewandelt; eine Vermuthung, wozu die sonstige Beschaffenheit derselben gar keinen Anlass giebt. Denn sie sind leicht, natürlich, frey von Uebertreibungen, und ohne die materielle Beyhülfe der Leidenschaft unterhaltend. Sie verrathen keineswegs einen Vielschreiber, und das Buch nimmt eher ein Ende als man es wünscht. Der Titel scheint uns nicht ganz passend gewählt. Vermuthlich den Lesern zu Gefallen, die gar zu gern etwas nicht verstehn, giebt der Vf. eine Erklärung des Wortes, die zwar beyläufig auch auf eine Bambocciate oder *Bambochade,* (nicht *Bambocciade,* welches weder recht italienisch noch französisch ist) ausserdem aber noch sonst auf manches, unter andern auf Fratzen und Caricaturen, anzuwenden wäre, Wenn der berühmte Peter Laar, *il Bamboccio*, mit einem niederländischen Pinsel, der in Italien nur mehr Feuer gewonnen hatte, die Beschäftigungen und Ergötzungen gemeiner aber kräftiger, gesunder Naturen malte, die sich in voller Freyheit bewegen: so weiss unser Schriftsteller die Gravität des Vorurtheils, die Anmassungen der Leerheit, die schiefen Richtungen der Eitelkeit in manchen gesellschaftlichen Verhältnissen der höhern Stände mit Feinheit zu bezeichnen. Dort bringt der unverhehlte Ueberfluss von Leben, hier der versteckte Mangel daran das Komische hervor; dort liegt in der Weise der Darstellung ein gewisses Behagen an ihrem Gegenstande, hier eine eben durch die scheinbare Schonung geäusserte Spötterey. Der immer zweydeutige Ehrenname eines Bamboccio, der weniger die Bewunderung für das Talent, als die Verachtung gegen seinen Gebrauch ausdrückt, kann also, wenn er diesem Schriftsteller nicht eigentlich zukommt, leicht mit rühmlichern Vergleichungen vertauscht werden. Das erste Stück, die *Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen*, macht jene rechtliche, langweilige, geistlose Nichtswürdigkeit lächerlich, die sich oft im bürgerlichen Leben so viel Achtung erwirbt. Die Hauptperson kontrastirt gut mit den übrigen sie umgebenden Figuren, die sonst sämmtlich nicht viel taugen; es fallen auch etwas niedrige Scenen vor, aber das Platte ist nicht platt behandelt. Die zweyte Erzählung: *Sechs Stunden aus Finks Leben*, die neben ihrer belustigenden Seite auch einen ernsten Gehalt hat, verräth eine noch reifere Bildung und geübtere Hand. Sie hat zuerst im *Archiv der Zeit* gestanden, erscheint hier aber mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, die im Schoosse jener Zeitschrift — wie soll man sagen? — eine Art von bürgerlichem Kriege gestiftet haben müssten. In einer gelehrten Gesellschaft wird einer der Mitarbeiter des Archivs, der pseudonyme Schriftsteller *Gottschalk Necker*, geschildert, wie er im Saale auf und ab trabt, mit allen spricht und lebhaft gesticulirt; wie er hiernächst auf Ersuchen ein dickes Manuscript aus der Tasche zieht, und eine Satyre vorliest, die von der Gesellschaft mit Bewunderung aufgenommen wird, wovon aber Fink, der seinen richtigen Geschmack gleich zu Anfange bewährt hat, behauptet, der Vf. habe sich damit nur den Spass gemacht, zu versuchen, ob man etwas so schlechtes mit Beyfall aufnehmen werde. Diese ganze literarische Zusammenkunft ist sehr drollig beschrieben, unter andern

dern sind die Reden des angeblichen Kunstkenners, welcher die aufgehaschten Namen immer in verkehrten Combinationen an einander reiht, und die des Ministers äusserst charakteristisch. Dabey ist der Vf. von jener schwerfälligen Gründlichkeit frey, womit manche unsrer Schriftsteller selbst das Komische, wenn sie sich einmal dazu rüsten, zu ergründen bemüht sind; es wird bey ihm nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Ein Mitglied der Gesellschaft entwirft dem hier noch fremden Fink Bildnisse von den übrigen, die zum Theil vortrefflich gerathen sind. Z. B. S. 183. „Jene — Madam Moses ist eine Jüdin, und von ihr „werden Sie wohl schon bemerkt haben, dass sie sich „mit Mühe so viel Grazie erworben hat, dass sie da„durch ungemein misfällt. — Sie ist in dieser Gesell„schaft die eigentliche *schöne Seele*, sie hat von Ju„gend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — „welche ihr eine runde Summe von allgemeinen „durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterliessen, die „sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zu„zählt. — Sie ist immer in irgend einen Göthischen „Charakter masquirt — am liebsten zeigt sie sich als „Prinzessin im Tasso, deswegen lernt sie auch jetzt „Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht „auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst „nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber „indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — „Madam Moses." Gleich darauf S. 185.: „Diese Da„me heisst Riny und ist eigentlich Mademoisell. — „Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Ar„me, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen liess. „Diesen Umstand benutzte sie aufs beste, und machte „es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hau„ses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. „Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld — da sie ein „sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freun„de sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wol„len; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit „vor, weil sie hier müssig seyn kann." In solchen Schilderungen erkennt man eben so sehr das geistvolle Auge des Beobachters, als die individuelle Wahrheit des Bildnisses. Doch dies sind nur beyläufige Ausschmückungen; das Ganze der Erzählung dreht sich eigentlich um eine verwickelte sittliche Frage: wie viel Einfluss die Stimmung des Augenblicks auf unsre Handlungen haben darf? und in wie weit es möglich ist, sich diesem Einflusse zu entziehen? Es hat den Reiz einer dreisten, entschiednen Vielseitigkeit, dass der Vf. uns nur in die beiden entgegengesetzten Ansichten hineinführt, ohne am Ende durch die Wendung der Geschichte oder durch seine eigne Dazwischenkunft eine Entscheidung zu geben, die nur solchen Lesern willkommen seyn kann, für die unabhängiges Nachdenken zu unbequem ist. — Da der Vf. den, welcher ihm die Schmach des Beurtheilens anthun würde, mit so furchtbaren Beschwörungen aus dem *Macbeth* angeredet, so nimmt Rec. gleichfalls mit einem Verse dieses Trauerspiels von ihm Abschied:

Bleib, unvollständ'ger Sprecher! sag mir mehr!

1) Cöthen, b. Aue: *Ernestine.* Eine Novelle der neusten Zeit, als Spiegel aufgestellt für Väter und Söhne, Mütter und Töchter, Jünglinge und Mädchen. 1796. 122 S. 8. (8 gr.)

2) Berlin, b. Hartmann: *Julie von Steinau.* Eine interessante Geschichte aus der letzten Hälfte des jetztlaufenden Jahrhunderts. Erster Theil. 1796. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. hat eine bekannte Geschichte im ersten Abschnitte seiner Schrift nach seiner Art bearbeitet und im zweyten Abschnitte weiter ausgeführt. Sonderliche Ehre aber hat er sich in beiden nicht eingelegt. Gleich am Anfange, wo Ernestine dem Geliebten ihres Herzens ihre Unschuld opfert, macht der Vf. eine erbauliche Anmerkung über das Wort Hure, indem er den unverantwortlichen Missbrauch rügt, der mit diesem Ausdrucke getrieben worden sey, da das Wort huren eigentlich so viel als heuern oder miethen bedeute. Die schwangere Ernestine wird von ihren Aeltern verstossen, nachdem ihr Geliebter vom Pferde zerschmettert worden ist, da er eben eine Procuratorstelle erhalten sollte. Ein altes Mütterchen Bertha nimmt sie auf, und es gelingt einem Prediger sie wieder zu ihren Aeltern zu führen. Zur Abwechslung lässt sie nun der Vf. im 2. Abschnitte in Versuchungen des Hofes fallen, bis ihr zuletzt der Prediger seine Hand bietet und sie zur glücklichsten Gattin macht.

Etwas besser behandelt ist Nr. 2., obgleich die Schreibart hier und da noch viele Blössen zeigt; aber unbegreiflich ist es, wie es Menschen geben kann, die ihr Gedächtniss mit solchen Erzählungen beschweren können, bey denen weder der Verstand noch das Herz eine gedeihliche Nahrung findet.

Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Originalzüge aus dem Leben merkwürdiger Künstler.* 1797. 196 S. 8.

Diese artige Anekdotensammlung von grossen bildenden Künstlern, Dichtern, Schauspielern und Tonkünstlern, ist zur Unterhaltung bestimmt, und erfüllt neben diesem Zweck auch den der Belehrung, mehr als sehr viele Romane, wovon die Messkatalogen ganze Alphabete von Titeln liefern. Es sind Züge des Lebens und Charakters, einzelne merkwürdige Begegnisse und witzige Einfälle der Künstler, von dem Sammler aus seiner Lectüre, besonders von Reisebeschreibungen, Journalen und einzelnen Biographieen, mit Benennung der Quellen, zusammengetragen. Eigentliche Künstlerlexica scheint er vorsätzlich nicht benutzt zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. October 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Nöthiger Unterricht für Hypochondristen, die ihren Zustand recht erkennen und sich vor Schaden hüten wollen;* von Dr. *J. C. Tode*, Prof. zu Kopenhagen. 1797. 135 S. 8. (8 gr.)

Hr. T. war selbst eine Zeitlang Hypochondrist, so dass er sich schon seine Grabschrift machte; der Leser hat hievon den Vortheil, die Symptome dieser lästigen Krankheit ganz nach der Natur gezeichnet zu finden und nicht aus Büchern abgeschrieben, welches Hr. T. Abschreiber abschreiben, aus Sammlern sammeln und Copien copiren nennt. Hr. T. ist aber auch genesen, zeichnet also nicht mehr *mit* Hypochondrie, der hypochondrische Leser findet sich also durch ihn nicht an einen höllischen Abgrund geführt, der ihn zu verschlingen droht, sondern die Zufälle in ihrer Unbedeutsamkeit und Flüchtigkeit gezeigt, mit Uebergehung des traurigen Extremes der Krankheit. Wir rechnen dies dieser Schrift zu besonderem Guten an. Gewiss nur sehr wenigen Hypochondristen wird Furcht, die man durch Erzählung von Tollhausgeschichten ihnen einjagt, nützen, den meisten schadet sie entsetzlich, und das diensamste ist ihnen, wenn ihr Zustand ihnen selbst lächerlich gemacht wird, versteht sich mit Behutsamkeit und Gutmüthigkeit, in angstfreyen Stunden. Wer den Einfluss einer heitern Geistesbestimmung auf das körperlichste Leiden, der besonders bey Hypochondristen so unglaublich stark ist, nur einigermassen kennt, wird aus dem Gesagten nicht schliessen, Rec. gehöre zu der hartherzigen und unwissenden Menge, die die wirklich herzlich kranken Hypochondristen als eingebildete Kranke betrachtet und behandelt. — Hr. T. gibt *im ersten Kapitel* folgendes als den *wahren Charakter der Hypochondrie* an: „Man hat die Hypochondrie, wenn man in seinen „besten Jahren, oder noch später, eine Krankheit „oder vielmehr eine Verbindung von Krankheitszufäl-„len von schlechter Verdauung an sich wahrnimmt, „die am gewöhnlichsten aus Magendrücken, Hiels-„brennen, Blähungen, unordentlicher Leibesöffnung „oder Neigung zur Verstopfung, bestehen, wobey auch „öfters andre Theile des Körpers auf mancherley Art „und das Gemüth selbst, zumal durch Unruhe, Be-„sorgniss oder gar Angst, leiden können, und wel-„ches alles ursprünglich in einer besondern Schwäche „des Magens oder eigentlich der ersten Wege seinen „Grund hat, mehr oder weniger lange anhält und ge-„meiniglich erst dann verschwindet, wenn der Patient „die ordentliche Nervengicht oder das Podagra be-„kömmt, zuweilen aber auch, ohne dass diese sich „zeigen, gehoben wird." Dann eine weitläuftige Erklärung dieses Satzes. *Kap. 2. Namen dieser Krankheit. Kap. 3. Von den Symptomen überhaupt. Kap. 4. Die gewöhnlichsten Zufälle der Hypochondrie*, als schlechte Verdauung, Sodbrennen, Brennen im Magen, Druck in der Herzgrube, Aufstossen, behindertes Schlingen, Erbrechen, unordentliche Leibesöffnung, eigner Colikschmerz und gesperrte Blähungen, bey welchem allen meistens natürlicher Geschmack, Esslust und reine Zunge sind. *Kap. 5. Zufälle, die aus Mitleidenschaft entstehen*, als eigner Kopfschmerz, Schmerz an einer Seite des Halses, augenblickliches Klopfen in irgend einem Gliede, als würde schnell eine Flasche ausgeleert, Geschwulst eines Testikuls, flüchtiges Spannen in einer Leiste, Einschlafen des Schenkels, flüchtige Schmerzen in irgend einem Theile, die gemeiniglich für rheumatisch gehalten werden. *Kap. 6. Gemüthszustand:* Unvermögen recht zu denken mit Geneigtheit sich zu versprechen bey nüchternem Magen. Hiegegen wird empfohlen, den Magen durch etwas Seidlitzer Salz zu reinigen und allenfalls dann etwas Madera zu trinken. (Sehr oft bedarf aber der Magen gar keiner Reinigung, sondern bloss einer Reizung durch zweckmässiges Getränk, da diese Schwäche meist von Reizlosigkeit herrührt, und ein leerer Magen Hypochondristen fast bis zur Ohnmacht erschöpfen kann.) Schwermuth, besonders 5—6 Stunden nach der Mahlzeit, Heftigkeit in Leidenschaften, besonders in den niederdrückenden, als Gram, Furcht. *Kap. 7. Gründe, warum das Gemälde der Hypochondrie nicht vollends ausgemalt ist* (s. oben). *Kap. 8. Unterscheidung von ähnlichen Krankheiten.* Von Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes unterscheidet sie sich durch ihre Remissionen und Intermissionen, die Integrität der Farbe, Esslust und des Schlafes, die fehlende bleibende Auftreibung; oft ist aber zugleich eine solche Verstopfung da. (So ganz sicher möchten diese Unterscheidungszeichen doch nicht seyn, da auch Krankheiten mit so zu sagen mechanischen Fehlern starke Intermissionen und Remissionen machen, weil im lebenden Körper Nichts rein mechanisch vorgeht; da verstopfte Eingeweide gar nicht immer aufgetrieben, sondern gegentheils eingeschrumpft sind.) Von Dyspepsie unterscheidet sie sich durch ihr unmerkliches Heranschleichen. (Schleicht nicht die Dyspepsie aus täglich wiederholten Diätfehlern, z. B. die der Brandteweintrinker, gemeiniglich eben so unmerklich heran? Sobald aber nicht Hypochondrie hinzukommt, weil es an der Anlage dazu fehlt,

fehlt, worunter Rec. vermehrte Reizbarkeit und Empfindlichkeit versteht, so bleiben die Zufälle der Dyspepsie mehr örtlich, wie z. B. bey einem Gesunden nach Ueberladung des Magens; es entstehen wenigstens nicht die krampfhaften Symptome in entfernteren Theilen.) *Kap.* 9. *Aehnlichkeit mit dem hysterischen Uebel.* Die Zufälle, Ursachen, Wendungen und Heilmethoden beider Krankheiten scheinen Hn. *T.* so gleich zu seyn, dass er beide Uebel aus diesem Grunde, nicht wegen der meisten Autoritäten, die nicht besser entscheiden sollen, als das Abzählen an den Knöpfen, für eine und dieselbe Krankheit hält, und bloss den Unterschied annimmt, dass die Hypochondrie (bey Männern) meistens zu einer ordentlichen Gicht werden kann, oder wohl gar wird, hingegen die Hysterie (bey Weibern) gemeiniglich eine unerkannte Gicht ist und bleibt. (Wollen wir bey der Hysterie dieselben Symptome, nämlich die Verdauungsfehler, für *wesentlich* annehmen, so ist es freylich unnütz, die Krankheit bey den verschiedenen Geschlechtern verschieden zu benennen, dies ist aber *petitio principii.* Wie viele hysterische Männer und besonders Weiber giebt es nicht, die die schönste Verdauung haben, nie an Säure litten etc.? Warum sollen wir nicht durch Hysterie die Anlage zu Krämpfen bey beiden Geschlechtern bezeichnen? Die Hysterie ist dann prädisponirende Ursache der Hypochondrie, indem sie die Wirkungen von ein wenig Säure und Luft in den Gedärmen so erhöht und allgemein verbreitet. Dass alles, was die Gebärmutter bey Hysterischen leidet, sich bloss auf Mitleidenschaft einschränke, wie Hr. *T.* sagt, kann man auch unmöglich zugeben, wenn man die Wichtigkeit derselben als Empfindungsorgan und als ausleerendes bedenkt, und allenfalls nur Einmal die heftigen Krämpfe beym Mutterkrebse beobachtet hat. Sehr oft rühren gerade umgekehrt die Verdauungsfehler sympathisch von der idiopathischen Afficirung der Mutter her, z. B. in der Schwangerschaft.) *Zehntes Kap. Ursachen der Hypochondrie.* Dieser werden zwey angenommen, nämlich Nervenschwäche und Podagra. Letzteres soll die gewöhnlichste Ursache seyn und die erstere wird nur nebenbey angenommen. „Das ganze *malum hypoch.* ist „nichts anders, als eine unvollkommne Gicht, die in „dem Magen oder in den Gedärmen sitzt, wenn sie „in der grossen Zähe sitzen sollte," sagt Hr. *T.* nach Weikard, und nennt es deswegen auch das *Magenzipperlein.* Gegen Schriftsteller, die diese Ursache übergehen, wird stark geeifert, weil es von der gründlichen Heilung ableite (des Vf. Mittel, *Magnesia, Quassia* und *Liquor anodynus* wendet doch auch der an, der nur Schwäche und vermehrte Reizbarkeit als Ursache annimmt), weil man dann den Kranken nicht gleich durch den Ausspruch: „wenn du nur erst das „Podagra bekommen hast, so wirst du gesund seyn," beruhigen könnte. (Hierin wird aber Mancher gar keinen Trost finden. Hr. *T.* wurde durch das Chiragra von seiner Hypochondrie befreyet; nachher litt er aber an Sprachlosigkeit und Lähmung der Hand, welches dem hypochondrischen Leser doch wohl einen Schrecken einjagen möchte.) Alle Menschen, die einen guten Bau haben, fährt Hr. *T.* fort, sind Candidaten des Zipperleins. Nachher wird dieser Satz doch wieder eingeschränkt. „Hütet man sich vor Al„lem, was schwächen kann, so dass man alle seine „Kräfte behält; führt man eine mässige, einfache „und arbeitsame Lebensart, so wird man auch vom „Podagra befreyet bleiben. Versieht man sich in die„sen Punkten, ohne jedoch seine Kräfte zu schwä„chen," (heisst dies nicht, schwächt man sich, ohne sich zu schwächen? Kann man sich in diesen Punkten versehen, ohne sich zu schwächen?) „so kann man „sein Zipperlein ohne vorhergegangene Hypochon„drie bekommen. Hat man sich hingegen auf eine „oder die andre Art geschwächt, so fehlt es an dem „hohen Grade von Kraft, der erfoderlich ist, um das „Podagra sogleich an seinen rechten Ort oder nur nach „einem äusserlichen Theile zu bringen, und es bleibt „auf dem durch Diätfehler geschwächten Magen." (Muss man Hn. *T.* nicht eben so sehr und noch mehr der Einseitigkeit beschuldigen? Gibt es denn weiter gar keinen Krankheitsstoff, der den Magen quälen kann, als die Gicht? Nicht einmal einen exanthematischen Stoff? Können nicht so zu sagen mechanische Fehler, als ein variköser, scirrhöser Zustand des Magens, Verdauungsbeschwerden erregen, die durch Nervenschwäche auf den ganzen Körper besonders stark wirken und so dieselben Zufälle erregen? Hr. *T.* sagt (S. 4) dass die Hypochondrie sich selten erst nach dem 40sten Jahre äussere, weil es alsdann schon mit der Gesundheit bergab gehe. Finden wir aber unter diesen Umständen nicht gerade am meisten die *unvollkommne* Gicht?) *Kap.* 11. *Wahre Cur der Hypochondrie.* Diese muss gegen die Schwäche des Darmkanales und des übrigen Körpers, gegen die Säure im Magen und zuweilen auch gegen die Krämpfe gerichtet seyn. Diess alles erfüllen *drey* Mittel, *Quassia, Magnesia* und *Liquor nervinus.* (Aerzte werden oft genug einsehen, dass sie mit diesen Mitteln nicht auslangen, dass anhaltender Gebrauch der *magnesia* die Schwäche des Magens sehr vermehrt, Mancher sich bey der China besser befindet als bey der Quassia, dass sehr viele den Kampher gar nicht vertragen, wie Hr. *T.* selbst sagt, und der Baldrian die trefflichsten Dienste thut u. s. w. Aber hypochondrische Layen lesen mehr medicinische Schriften und Recensionen, als mancher Arzt, suchen sich selbst in ihnen Heilmittel auf, und plagen sie dann dem Arzte ab. Aus diesem Grunde gibt Rec. sich und seinen Collegen zum Besten hier seine Stimme ab, dass Hn. *T.* Behandlung zu einseitig ist. Dass die so heilsamen warmen Bäder gar nicht empfohlen sind, ist unbegreiflich, da sie so besonders schön zu des Vf. Vorstellung von Magenzipperlein passen.) *Kap.* 12. *Nutzen und Gebrauch der Quassia.* Hr. *T.* hält sie für das am wenigsten hitzende bittere Mittel, räth aber doch sie nie länger als ein paar Wochen anhaltend zu gebrauchen, wegen der Congestionen, die sie nach dem Kopfe und besonders den Augen macht. Er lässt 1 Theeloffel voll mit einer Tasse kochenden Wassers ausziehen und diess täglich einmal trinken, oder

oder vom Pulver 10 Gran und noch weniger mit Zucker oder Magnesia nehmen. *Kap.* 13. *Nutzen und Gebrauch der weissen Magnesia, allein und mit Quassia versetzt.* So oft er Säure spürt, mag er 1 Theelöffel voll davon nehmen. (!) Quassia wird ⅙ oder ⅛ hinzugesetzt. *Kap.* 14. *Vom liquor nervinus.* Kampher in *liquor anodynus* aufgelöst. *Kap.* 15. *Von einigen andern Arzneymitteln*, als Fieberrinde, Eisenmittel, Abführungen u. s. f. die alle meistens verworfen werden. Die *Asa foetida* wird wegen ihrer erhitzenden Kraft höchst bedenklich (!) gefunden. Um Leibesöffnung zu befördern, wird, Abends beym Schlafengehen einen gebratenen Apfel zu essen, als das beste Mittel empfohlen, (welches nur auch bald seine Wirksamkeit zu verlieren pflegt.) *Kap.* 16. *Diät.* Dieses Kapitel ist nach des Rec. Bedünken sehr gut. Fleischnahrung und überhaupt reizende Kost wird vorzüglich angerathen. (Die gelben Wurzeln sind aber doch nicht so ganz zweckmäfsig, da sie besonders leicht unverdauet abgehen. Gedörrte Pflaumen machen zu leicht Säure. Auch sind die rohen Austern bey weitem zuträglicher, als die mit Fett gebratenen.) *Kap.* 17. *Diät in Ansehung der Getränke. Vin de Graves* und *Madera* werden besonders empfohlen. Der Bastard von Caffee, die Cichorien, werden durchaus verworfen. — Ein schwacher Magen vermag doch die fette Chokolade *ohne* Gewürze, wie Hr. *T.* sie anräth, nicht zu verdauen. Nach der Mahlzeit bis zum Abendessen gar Nichts zu trinken, bekommt vielen am besten. *Kap.* 18. *Uebriges Verhalten der Hypochondristen* in Absicht der Kleidung, (auf deren Wärme der Patient meistens schon zu ängstlich bedacht ist, und es durch die Idee von Gicht noch mehr werden kann) Bewegung u. s. w. — Wir wünschen und versprechen dieser Schrift viele Leser, und eben deswegen haben wir angezeigt, was uns in derselben unrichtig und unzweckmäfsig zu seyn schien.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Theoretisch praktische Abhandlung über den grauen Starr*, von *R. A. Schiferli.* 1797. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Der Vf. gibt sich in der Vorrede als Schüler des in der Schweiz berühmten Augenarztes Juzeler an, der in Bern auf Kosten des Staates einer klinischen Anstalt für arme Augenkranke vorstand, und dessen Krankheitsgeschichten Hr. *S.* erbte. Vorliegende Schrift ist die Uebersetzung der in Jena erschienenen Inauguraldissertation, die aber jetzt manche Verbesserungen und Zusätze erhalten hat, nachdem der Vf. mehrere Augenärzte lehren hörte und operiren sah. — Statt der üblichen Benennung hat der Vf. die des *Starrs* angenommen, weil die Krankheit vom Starrsehen herkomme, und jene Synonymie mit dem Vogel Staar zu sympathetischen Curen mit diesem Vogel Anlafs gebe, wovon er ein Beyspiel erzählt. (Das Letztere möchte wohl nicht rechtfertigen, von einer allgemein angenommenen Benennung abzuweichen.) Da dieser Gegenstand von Richter, Beer und andern schon so deutlich und vollständig abgehandelt ist, so beruhet der ganze Werth dieser Schrift auf den eingestreuten Beobachtungen, die meistens von Juzeler herrühren. Rec. hebt die vorzüglichsten aus. *Arten des Staars.* Unter den Milchstaaren oder besser (?) Eiterstaaren wird auch ein putrider angeführt, da *J.* einmal bey Eröffnung der Kapsel eines solchen Staares einen heftigen Gestank wahrnahm. Hr. *S.* nimmt die Existenz desselben in Schutz, weil die Linse absterben und so in Fäulnifs übergehen könne; Rec. zweifelt aber hieran, weil die hinzutretende Luft fehlt, und nicht einmal ergofsnes Blut unter solchen Umständen fault. — Dafs der Nachstaar immer von zurückgebliebnem Schleime und nie von Verdunklung der Kapsel entstehe, mag Rec. auch nicht mit Schmidt behaupten, aber unsers Vf. Gegengrund, dafs er dann nach der Niederdrückung häufiger als nach der Ausziehung entstehen müfste, ist falsch, weil bey der erstern, besonders nach der Willburgschen Methode, die Kapsel mit niedergedrückt wird. *Ursachen.* Hr. *S.* sah in einem Gallenfieber einen Perlstaar entstehen und nach dem Gebrauche ausleerender Mittel wieder vergehen. *Diagnosis.* Zu den Zeichen des falschen Staares von ergossenem Eiter oder Blut ist noch hinzuzusetzen, dafs diese Stoffe meistens über den untern Rand der Iris in die vordere Augenkammer sich senken. Dafs der angeborne Staar gar nicht immer flüfsig ist, wie man gemeiniglich annimmt, zeigen mehrere Erfahrungen von *J.* *Prognosis.* Dafs bey Staaren, die durch äufsre Verletzungen entstanden, gemeiniglich auch andre Krankheiten des Auges waren, die die Operation unnütz machten, fand *J.* in vielen Fällen nicht. *Innerliche Heilungsart.* *J.* hat die berühmtesten innerlichen Mittel versucht, (unter denen Rec. doch das *chelidonium majus* und die *aqua laurocerasi* vermifst, da er von beiden unstreitigen Nutzen sah), aber blofs von der *pulsatilla* bemerkte er, wie *Beer*, dafs sie das Uebel im Fortgange hinderte. Hr. *S.* erwartet auch vom *Kampher* Nutzen. Die Electricität fand Rec. auch sehr wirksam; unter den innern Mitteln steht sie aber hier mit Unrecht, so wie auch die verschiedenen Augenwasser. *Operation.* Der Vf. verrichtet sie stehend, und läfst das obere Augenlied mit einem Hacken in die Höhe ziehen. *Barth's* Methode, auch den Kranken stehen zu lassen, hält Rec. besonders deshalb für verwerflich, weil bey ihr eine etwa eintretende Ohnmacht in grofse Verlegenheit versetzen mufs. — Wie gewöhnlich werden auch hier nur zwey Arten der Operation angegeben, nämlich Niederdrückung und Ausziehung; es gibt ja aber auch noch eine dritte, nämlich die Durchbohrung und Zerreissung des angewachsenen Nachstaares z. B. — *Scarpa* legt die Linse auf die Art um, dafs sie an die äufsre Wand des Augapfels kommt, mit dem obern Rande aufwärts, dem untern abwärts, mit der einen Fläche gegen die Nase, mit der andern gegen die Schläfe hingekehrt. — Hr. *S.* bedient sich eines dem *Murfinna'schen* ähnlichen Messers, welches kürzer und schmäler, als das *Richtersche* ist. *Siebold* bedient sich des *Siegeristischen* Messers, aber eines kürzern (Rec. kann hinzusetzen, dafs er dies blofs des leichten Eindrin-

gens wegen gewählt hat, und nicht mit demselben im Vorbeygehen die Kapsel öffnet.) Bey stark hervorragenden Augen wird Wenzel's schräger Schnitt empfohlen, weil nach demselben die Ränder der Hornhaut besser in Berührung mit einander bleiben. — Casaamata hatte den (sonderbaren) Einfall, um die Linse zu ersetzen, eine gläserne durch die Wunde der Hornhaut ins Auge zu bringen; sie fiel aber immer wieder heraus (und würde sonst heftige Entzündung gemacht haben.) — Wenn die niedergedrückte Linse wieder aufsteigt, zieht Hr. *S.* die Ausziehung der abermaligen Niederdrückung vor. (Sobald sie aber die Pupille nicht wieder ganz gefüllt hat, ist zu fürchten, dass der Glaskörper statt ihrer heraustritt.) Wenn die Pupille sich nicht ausdehnen wollte, sah Loder grossen Nutzen vom Eintröpfeln des folgenden Augenwassers: *Rp. pulv. hrb. belladonnae grana duo.— aquae fontanae drachm. sex. — ebull. colat. D.* Auch vor der Operation angewandt dehnte sich die Pupille dadurch aus. Nach 28 Staaren, die *J.* niederdrückte, sah er dreymal den schwarzen Staar entstehen, und nur bey 19 einen glücklichen Erfolg. Die Ausziehung verrichtete er bey 143 und von diesen bekamen 117 das Gesicht wieder. Die Ausziehung hatte also (bey ihm) einen bessern Erfolg.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Wilmans; *Des Amtmanns Tochter von Lüde.* Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. 1797. 272 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 4 gr.)

Inhalt und Behandlung dieser höchst traurigen und daneben leider wahrscheinlichen Geschichte, der auch eine wahre Begebenheit zum Grunde liegen soll, können wir hier nicht anders als von der ästhetischen Seite nehmen: denn ob der Vf. gleich bey ihrer Bekanntmachung nur einen moralischen Zweck gehabt zu haben angiebt, so ist doch das Bemühn sichtbar, ihn durch die Kunst zu heben und auszuschmücken. Fast möchten wir auf den Titel als auf ein Beyspiel verweisen, in wie fern es ihm damit gelungen sey. Der erste Theil desselben ist einfach, und scheint zugleich, vielleicht durch seine Aehnlichkeit mit der Ueberschrift: *des Pfarrers Tochter zu Taubenheim,* eine rührende Ankündigung zu enthalten; der Zusatz hingegen kommt uns überflüssig und geschmacklos vor. So sind im Buche selbst die erste Erscheinung der unglücklichen Tochter, manche Details über ihre jetzige Lage und verwirrte Gemüthsstimmung, und die ganze Erzählung des Vaters, dem Gegenstande sehr entsprechend. Allein die eingestreuten Declamationen, Gebete und philosophischen Nutzanwendungen; das Verweilen bey der Person Eduards, (der besser ganz in seinem eignen Namen erzählt hätte) da dieser doch nur gleichsam das Organ seyn soll, wodurch der Leser die unglücklichen Auftritte erfährt; die allzugehäuften Naturbeschreibungen, die eine vollständige Topographie der Gegend um Ellrich abgeben können, sind eine lästige Zugabe und schwächen den Eindruck des Ganzen. Wenn wir uns indessen auch denken, dass die Darstellung in einem schlichteren Tone wäre gehalten worden, der die Sache ergreifender für sich selbst reden liesse, so würde der Eindruck freylich immer durch eine Beymischung vom Widrigen an solche Wirklichkeit erinnern, welche nicht mit einer ästhetischen Form besteht. Wir werden nämlich allzutief in das menschliche Elend geführt; es ist hier nicht die Rede vom Kampfe der Leidenschaft und Natur gegen Verhältnisse, aus dem, nach einem Ausdrucke des Vfs., das hervorgeht, „was die Welt ein Laster nennt." Der Fall ist der. Ein Vater von zwey heranwachsenden Töchtern giebt ihnen einen Hofmeister, weil er in seiner ländlichen Einschränkung nichts anders für ihre Bildung zu thun weiss. Beide Mädchen verlieben sich in den jungen Mann, er giebt ihrer Neigung nach, hintergeht und verführt sie beide. Die jüngste stürzt sich ins Wasser, und endigt so ihr und noch eines andern Wesens Daseyn. Der Unglückliche erschiesst sich auf diese Nachricht vor den Augen ihrer Schwester. Die Mutter stirbt vor Schreck und Kummer. Der Vater verläst mit seiner übrig gebliebnen Tochter den Ort, und kommt in die Gegend, wo Eduard ihn antrifft, und endlich, nach der Niederkunft des Mädchens, sie nebst ihrem Kinde eine Grabstätte findet. — Die Verblendung der Aeltern, und vorzüglich die durchaus nichtswürdige Schwäche des Verführers, Erscheinungen, welche beide in der menschlichen Natur gewiss nur zu oft anzutreffen sind, erfüllen mit lebhaftem Unwillen, der sich aber ganz und gar gegen einzelne Menschen wendet, dem Geschick nichts vorzuwerfen hat, und so alle mildere Rührung verzehrt. Nicht aus Leidenschaft, ja nicht einmal aus Leichtsinn entspringt hier das Unglück: der Verführer wird nicht durch sein Herz, sondern durch die weichlichste Sinnlichkeit regiert; man kann ihn nicht bedauern und auf keine Weise Theil an ihm nehmen, nur ihn verachten. Er wäre daher als erdichteter Charakter sehr zu verwerfen, und da vollends das Schicksal der Uebrigen von ihm ausgeht, steckt er alles mit seinem nachtheiligen Einfluss an. Wir wünschen von Herzen, dass, was dem Roman abgeht, der Moral hier zu gute komme, und Aeltern, Jünglinge und Mädchen sich warnen lassen mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. October 1797.

GESCHICHTE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Geschichte des Herzoglichen Fürstenhauses Sachsen Weimar und Eisenach*, gesammlet und entworfen von *Joh. Gottlieb Gottschalg*, Pastorn zu Gross-Brembach. 1797. 394 S. 8.

Der Vf. hat, nach seinem Vorbericht, die Absicht „ein nützliches Lesebuch zu liefern, welches die „Weimarsche Regentengeschichte enthalten soll, und „woraus mancher biedere Unterthan Weimars die re„ligiösen, weisen, tapfern, tugendhaften, grossmü„thigen, gerechten und billigen Regenten seines Va„terlandes näher kennen lernen könne." Er schrieb also blos für Dilettanten und Ungelehrte, und für diese Klasse von Lesern schien es ihm schon genug, aus alten und neuen Thüringischen und Weimarschen Annalen und Geschichtsbüchern die wissenswürdigsten Nachrichten aufzusammlen, sie in chronologische Ordnung zu bringen und in einem fliessenden Stil vorzutragen. So verdienstlich auch immer diese Arbeit seyn mag; so bleibet doch gewiss jedem Freunde der Deutschen und besonders der Sächsischen Geschichte der Wunsch übrig, dass irgend ein Gelehrter sich die Mühe nehmen möchte, die Geschichte der Sachsen Weimarschen Lande aus gedruckten und ungedruckten Urkunden von jenen Zeiten an zu entwickeln, wo selbige noch unter gewissen kaiserlichen Gaugrafen standen und vom 11ten bis zum 15ten Jahrhundert das Eigenthum der Grafen von Weimar und Orlamünda ausmachten. Es fehlet nicht an Hülfsmitteln, diesen literarischen Wunsch zu befriedigen und das Weimarsche Archiv enthält einen schätzbaren Reichthum von Urkunden und handschriftlichen Ausarbeitungen, aus welchen der Ursprung, Fortgang und die Verfassung dieses ansehnlichen Landes, in vollem Lichte dargestellt, und dabey auch auf die Bearbeitung der Geographie des mittlern Zeitalters Rücksicht genommen werden könnte. Hier würde man denn z. B. den noch ganz unbekannten Gau *Usiti* finden, welcher in einer Urkunde vom J. 957., (*in Gercken Cod. dipl.* T. I. p. 23.) mit einigen, darinn gelegenen, Ortschaften *Wurmezstat*, *Otumpach*, *Gozarstat und Hoholstat* (Wurmstet, Utenbach, Mönchgosserstett und Holstet) vorkommt, und von dessen Existenz weder das *Chronicon Gottwicense*, noch die Thüringischen Gaubeschreiber etwas gewusst haben. Dieser Gau lag im heutigen Fürstenthum Weimar in der Gegend von Apolda und Dornburg, stand unter dem Graf Wilhelm, einem entfernten Stammvater der Grafen von Orlamünda, und hatte den *Pagum Engilli* zum Nachbar. Bey dieser Bemerkung hat Rec. weiter keine Absicht, als den künftigen Geschichts- und Alterthumsforscher der Weimarschen Lande auf den Gebrauch einer Urkunde aufmerksam zu machen, die sich nicht in jedermanns Händen befindet. Untersuchungen von der Art, verbunden mit einer kritischen Darstellung der ältern Geschichte und Statistik, erfodern freylich einen Mann von ausgebreiteten historischen Kenntnissen, die man von dem Vf. dieses Lesebuchs nicht erwarten darf. Wir hätten aber doch geglaubt, dass er sich wenigstens die Mühe gegeben haben würde, auch seinen ungelehrten Lesern von dem ältern Zustande ihres Vaterlandes, unter der Regierung der Grafen von Orlamünda, eine, obgleich nur oberflächliche, Uebersicht zu liefern, und zugleich den Uebergang dieser Lande an die Herzoge zu Sachsen bemerklich zu machen. Statt dessen beginnt Hr. G. seine Geschichte, in der *Einleitung* mit einer Charakteristik der Anherrn und Vorfahren des fürstlichen Hauses Sachsen Weimar, ernestinischer Linie, und füllet manche Seite mit frömmelnden Declamationen, die sich allenfalls für den Kanzelvortrag schicken, aber in einem Geschichtbuch keine Parade machen. Folgende Stelle erinnern wir uns wörtlich in einer Gedächtnissrede gelesen zu haben: (S. 10.) „wer erquickt sich nicht an dem Anblicke Friedrich den „Weisen und Johann den Beständigen, ihre Erblande „gemeinschaftlich und einträchtig regieren zu sehen? „Wem geht nicht das Herz auf, wenn er an das Be„tragen der Gemahlin des Kurfürsten Johann Fried„richs des Grossmüthigen denkt, wie sie das Unglück, „ihren Gemahl gefangen zu sehen, so innig fühl„te; — — gleich preiswürdig, aber noch thränen„werther, ist das Beyspiel der Fürstin Elisabeth, der „Gemahlin des unglücklichen Johann Friedrich des „Mittlern. — Alles war für ihn verloren; selbst der „Trost blieb ihm nicht, sein Unglück nicht ver„anlasst zu haben. Nur das Herz seiner Gemahlin „blieb ihm übrig, die sich nach fünf Jahren voll ein„samen Kummers, endlich die Erlaubniss erflehte, „ihren Gemahl im Arrest besuchen zu dürfen. — Wel„che Familiengemälde! und welche Kraft liegt in ih„nen, um in eines jeden Fürsten Herz die sanften „Gefühle der Menschlichkeit zu beleben! O Sibylla, „du würdige Gemahlin des grossmüthigsten Fürsten! „O Elisabeth, du grossmüthigste Trösterin des un„glücklichsten Gemahls! Edle weibliche Seelen! Eure „Thränen sind längst abgetrocknet; aber sie werden „noch nach Jahrhunderten dem weisen Geschichts„forscher Thränen der Bewunderung und manchem „fürstlichen Jünglinge Thränen der Sehnsucht, ein „Herz

„Herz wie das eurige, unter den Fürstentöchtern zu finden, aus den Augen locken." etc. — Die eigentliche Geschichte theilet Hr. G. in *drey Zeitabschnitte.* Der *erste* erzählet die Begebenheiten vom Jahre 1530. (eigentlich vom J. 1554.) bis 1586, und macht mit der Regierung Johann Wilhelms, als dem Stammvater des Weimarschen Hauses, den Anfang. Neue historische Wahrheiten und unbekannte Nachrichten darf man hier um so weniger suchen, weil *Müllers* Annalen die alleinige Quelle waren, woraus der Vf. schöpfte. Man vermisst daher manchen Umstand, der einer Bemerkung werth gewesen wäre. So ist z. B. die vom Herzog Johann Wilhelm 1572 für sich allein am kaiserlichen Hof ausgewürkte Expectanz auf die Kur- und Fürstlich Sächsischen Lande, — die zum Nachtheil seiner minderjährigen Vettern, 1573 erlangte Beleihung mit der, auf dem Fall gestandenen, Grafschaft Henneberg u. a. m. ganz mit Stillschweigen übergangen; auch von der nach des Herzogs Tode, vom Kurfürst August geführten Vormundschaft und insonderheit von dessen, während der Vormundschaftlichen Regierung erworbenen 7/12 Theilen der Grafschaft Henneberg hätte man aus den bekannten Druckschriften und Urkunden eine weit umständlichere Darstellung erwarten sollen. — Nicht 1577 (wie es S. 35. heisset) sondern 1548 starb die Henneberg-Römhildische Linie aus; und eben so unrichtig ist dasjenige, was der Vf. gleich darauf von dem Sächsischen Besitz des Amtes Salzungen erzählt, der sich keinesweges von dem bekannten Erbfolge-Vertrag herschreibet, sondern ganz andere Verhältnisse zum Grunde hat. Der *zweyte Abschnitt* beschäftiget sich mit der *Geschichte der Weimarschen Linie, bis zum 30jährigen Krieg und dem Tode Herzog Wilhelms IV. vom J.* 1586 — 1662. Dieser Zeitraum ist reich an wichtigen Begebenheiten, und wir müssen dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er sich alle Mühe gegeben habe, seine Leser mit den vorzüglichsten Handlungen der Weimarschen Regenten bekannt zu machen; nur fehlet ihm die Kunst, die aus gedruckten Quellen aufgesammelten Thatsachen mit ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen in Verbindung zu bringen und dadurch der Geschichte ein eigenthümliches Interesse zu geben. So wird z. B. (S. 46.) nur mit wenig Worten erzählet, dass Herzog Friedrich Wilhelm, als Kursachsens Administrator den *Kryptocalvinismus* ausgerottet, den Kanzler *Crell* in Verhaft genommen und ihn zum Tode verurtheilet habe. Da diese Begebenheit damals in Deutschland viel Auffehens machte, *Crell* auch noch in neueren Zeiten seine Vertheidiger gefunden hat, und mancherley Umstände dabey vorkommen, welche beweisen, dass Religions-Meynungen, die in einem Jahrhundert als unumstössliche Wahrheiten gelten, in dem darauf folgenden für gefährliche Ketzerey erkläret wurden; so wäre es wohl der Mühe werth gewesen, Crells Schicksal in seiner ganzen Verbindung hier etwas ausführlicher zu erzählen. Ueberhaupt ist die an sich merkwürdige Regierungs-Geschichte des Herzog Friedrich Wilhelms sehr unvollständig bearbeitet; und wir könnten daraus ein langes Register von historischen Mängeln und Gebrechen liefern. Der Kürze halber beziehen wir uns auf die, von dem verstorbenen Geheimen-Rath Grüner 1791. herausgegebene und mit Urkunden belegte, Biographie dieses Fürsten, die dem Vf. ganz unbekannt geblieben ist. Unter den mancherley historischen Unrichtigkeiten wollen wir nur diese berichtigen, wo es (S. 50.) heisset: „das Stift *Hersfeld* (??) wollte das Amt Fischberg das seit langer „Zeit dem Hause *Sachsen* (??) verpfändet gewesen „war, wieder einlösen, es begnügte sich aber endlich „mit 21000 Rthlr." u. s. w. Nicht *Hersfeld*, sondern *Fulda* hatte das Schloss Fischberg, dem Grafen Wilhelm von Henneberg (keinesweges aber dem Hause Sachsen) in den J. 1455 und 1468. unterpfändlich eingeräumet und kündigte die Pfandschaft 1584 dem Hause Sachsen, als Henneberg. Landesfolgern, auf. Die Ablösung wurde aber durch einen Vertrag von 1594 auf 31 Jahre verlängert und der Pfandschilling nicht auf 21000 sondern 25000 Rthlr. bestimmt. Ohnfehlbar war es ein Gedächtnissfehler, dass der Vf. S. 317., wo er die Fischbergischen Pfandschaftsstreitigkeiten bey dem J. 1714. (aber wörtlich aus *Galletti's* Thüringische Geschichte Th. VI. S. 158.) richtiger erzählet, jene begangenen Irrthümer nicht zu berichtigen suchte. Der übrige Theil dieses Abschnitts enthält die Regenten-, Familien-, Kriegs-, und Theilungsgeschichte der Weimarschen Herzoge bis auf Wilhelm IV, dessen Söhne 1672 eine abermalige Theilung vornahmen und die Weimarische, Eisenachische, Marksuhlaer und Jenaische Linie stifteten. Die Schicksale der beiden letztern sind auf 2 Seiten, ohne Absatz, so dürftig abgefertigt, dass man davon weiter nichts als die Existenz und die Erlöschung derselben kennen lernt. Eben so verhält es sich mit der Eisenachischen Linie, von welcher man, unter der viel versprechenden Aufschrift: *umständliche* (?) *Geschichte der Herzoge zu Eisenach*, (S. 164 — 168.) eben nicht vielmehr findet, als was schon längstens aus *Heinrichs* Sächsischer Geschichte Th. II. S. 201 — 205. bekannt ist. Es geschiehet nicht einmal der Erbvergleiche Erwähnung, die 1683 und 1685 zwischen Sachsen Weimar und Eisenach errichtet wurden. Bey dem *dritten Abschnitt*, welcher die Geschichte der Herzoge zu Sachsen Weimar vom J. 1662 — 1795. in sich fasset, ist der Fleiss und die Sorgfalt, mit welcher Hr. G. die Regierungs-Begebenheiten in chronologischer Ordnung vorträget, nicht zu verkennen, und es scheint, dass er hin und wieder auch manche ungedruckte Quellen benutzet habe. Was (S. 227.) von der Sachsen Lauenburgischen Erbfolge erzählet wird, bedarf in so fern einer Berichtigung, dass Kurfürst Johann Georg II. die kaiserliche Expectanz (1662) unter dem Vorwand ausbrachte, weil die, dem Ernestinischen Hause Sachsen vormals (1507) ertheilte, Anwartschaft auf Lauenburg in der Wittenbergischen Capitulation vom J. 1547 der Albertinischen Linie als ein *accessorium electoratus*, zu Theil geworden war. Die spätern über diesen Gegenstand, zwischen den Fürstlichen Häusern Sachsen, und dem Hause Braun-

Braunschweig Lüneburg errichteten Verträge von 1732 und 1734, worinne erstere auf ihre Erbansprüche, gegen ein Aversional-Quantum, Verzicht thaten, und ihnen dafür die Mitbelehnschaft nebst dem Gebrauch des Titels und Wappens von dem Kurfürst von Braunschweig Lüneburg (nicht aber von Kur-Sachsen) zugestanden wurden (Reichsfama Th. XX. S.729. und *Schultes* dipl. Beyträge Th. I. S. 157. ff.) sind Hn. G. ebenfalls unbekannt gewesen. — Von den zwischen Sachsen Gotha und Sachsen Coburg, wegen der Vormundschaftlichen Regierung der Weimarischen Lande, 1748 entstandenen Streitigkeiten; von der Regentschaft der verwittweten Frau Herzogin Anna Amalia, und von der bisherigen Regierung des jetzigen Hn. Herzogs hat der Vf. zwar einige bemerkenswerthe Nachrichten aufgezeichnet; es bleibet aber doch dem künftigen Geschichtschreiber noch eine sehr beträchtliche Nachlese übrig, wodurch die neueste Geschichte dieses Hauses ergänzet werden muss. Denn über die vielen Schmeicheleyen und kanzelmässigen Seegenswünsche, die er fast auf jeder Seite anzubringen wusste, sind ihm manche Regentenhandlungen entgangen, die zur Landesgeschichte und zur Kenntniss der Staatsverhältnisse gehören, und die man in einem, diesem Gegenstande gewidmeten Lesebuch, nicht vermissen durfte. Auch die beygefügten vier Geschlechtstafeln sind zum Theil mangelhaft, und die Erweiterung der Sächsischen Genealogie hat dadurch nichts gewonnen. An statt eines brauchbaren Registers machen drey Seiten Druckfehler und Verbesserungen den Beschluss dieses Buches, dessen Plan und Ausführung uns das Geständniss abnöthiget, dass Hr. G. bey allen seinen fleissigen und mühsamen Compilationen doch der Mann nicht sey, von dem eine, mit pragmatischer und kritischer Auswahl geschriebene, nach einem zweckmässigen Plan angelegte, und aus archivalischen Quellen geschöpfte, Geschichte des Fürstenthums Weimar zu erwarten seyn dürfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, bey der Verlagsgesellschaft: *Novellen fürs Herz, erste Sammlung*, 368 S. *zweyte Sammlung*, 318 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die *erste* Sammlung enthält folgende fünf kleine Erzählungen: 1) *Der Schutzgeist*. Ein Jüngling mit den besten Anlagen, den man für die grosse Welt erziehen wollte, und bey dem man alles anwendete, um seine Seele mit Zweifel an aller menschlicher Tugend zu erfüllen, bleibt unverdorben, verschliesst sich in sich selbst, versinkt in düstere Melancholie, reisst sich, sobald er kann, von denen los, die ihn zum Opfer ihrer ehrgeitzigen und eigennutzigen Plane machen wollten, und flieht in die Einsamkeit. Hier wird er ein Schwärmer, und hofft auf Erscheinungen und Eingebungen seines *Schutzgeistes*. sein *Schutzgeist* aber wird ein edles Mädchen, das ihn für die schuldlosen Freuden der Natur, und die süssen Gefühle der Liebe wieder empfänglich macht. 2) *Adelinde*, die beste Erzählung dieses Theils, so kurz sie auch ist, und so wenig Verwicklung auch ihr Plan hat. Die abwechselnden Leidenschaften in dem Herzen eines Mädchens bey der zögernden Rückkunft des Geliebten, an dessen Treue sie bey allem verdächtigen Anschein, und bey allen Warnungen der Mutter unerschütterlich glaubt, und die frohe Ueberraschung bey Ankunft des ersehnten Geliebten sind tauschend wahr, und interessirend geschildert. 3) *Die Siegel*. Ein schwärmischer Jüngling, der sich ein Ideal seiner künftigen Geliebten träumt, „aus deren Seele er mit stillem Entzücken den feinern Strahl „des weiblichen Sinnes in die seinige saugen, mit „deren Seele die seinige unauflösslich verwebt werden könnte," — unternimmt auf Anrathen seines Vaters Reisen, sein Ideal aufzusuchen, glaubt öfters, es gefunden zu haben, sieht sich aber oft getäuscht, bis er unerwartet ein Mädchen trifft, mit dem er ganz sympathisirt. 4) *Ludwigs Traum*, die unerheblichste Novelle dieses Theils. Ein junger Mensch muss, damit doch einer vor der Familie gerettet werde, auf Zureden der Seinigen aus Frankreich entfliehn, und Vater, Gattin, und Kind zurück lassen, ungewiss, ob er sie je wieder sehe. Nachdem er lang hin und her gewandert, entschlummert er einst unter einem Baum, traumt, die Seinigen wieder zu sehn, und beym Erwachen ist der Traum Wirklichkeit. 5) *Wunsch und Besitz*. Nicht Reichthum, nicht Sinnengenuss, nicht Ehre, nicht Welt- und Menschenkenntniss — nur Liebe allein macht glücklich; dies wird in der Geschichte eines reichen Erben recht anschauend gemacht. — Die *zweyte* Sammlung besteht auch aus fünf Aufsätzen, nämlich: 1) *Geständnisse*, eine ziemlich unerhebliche Erzählung, die bloss in den offenherzigen Geständnissen besteht, welche die Liebenden der Mutter und dem Grosvater thun. 2) *Der Schatten*; mit einem jungen Menschen, der, vom Rausch sinnlicher Freuden erwacht, eine traurige Leere in seiner Seele fühlt, und bey dem nun die Liebe sich regt, werden vermittelst einer Geister- und Zauber-Maskerade viele Prüfungen vorgenommen, die ihm zwar noch Kampf kosten, die er aber doch glücklich übersteht. Nicht so wohl das Wunderbare, das in Romanen zu verbraucht ist, um noch zu wirken, als die rasche Darstellung von den Stürmen in des Jünglings Seele machen diese Erzählung anziehend. 3) *Adolar*; zwey Liebende, wovon jedes durch die Seinigen vor der Liebe gewarnt wird, halten ihre Gefühle mit dem äusserten Zwang zurück, und welken darüber hin, bis dieser Zwang unerwartet gehoben wird. 4) *Die Augenblicke*; ein Jüngling, für Naturgefühl und Tugend gebildet, aber in Unbekanntschaft mit der Liebe erzogen, soll nach des Vaters Willen sie auch nicht kennen lernen, um vor ihren Leiden und Täuschungen bewahrt zu bleiben, aber eben die Mittel, die der Vater wahlt, um ihn davon zurückzuhalten, wirken das Gegentheil. Das Getümmel der Jagd macht ihn auf ein edles Jägermädchen aufmerksam, und die Zerstreuungen des Hofs würden ihn fast in die Stricke eines

eines wollüftigen Fürften verwickeln, wenn ihn nicht der Anblick eines Mädchens, das mit der Jägerin verwandt ift, noch zu rechter Zeit wieder zu fich felbft brächte. Dafs er aber die Jägerin dann ganz vergifst, und überhaupt erft nach zehn Jahren heirathet, ift feinem feurigen Temperament nicht gemäfs. Uebrigens ift diefe Gefchichte vorzüglich gut erzählt. 5) *Recht und Unrecht*, eine ganz kleine Novelle. Glückliche Eheleute hatten vor dem, durch Treulofigkeit in der Liebe unglücklich, die Liebe verfchworen; jetzt fehen fie ein, dafs fie Unrecht hatten; ein Onkel aber, dem das Schickfal für gleiches Unglück keinen Erfatz gethan, ift ledig geblieben. — Nicht fo wohl die Erfindung, die meiftens fehr einfach ift, als die warme Sprache des Gefühls, das Anfchauende der Darftellung, die Feinheit der einzeln Züge, und oft eine idyllenartige Simplicität zeichnen diefe Novellen aus, wovon die meiften auf das *Herz* der Lefer ftarken Eindruck machen müffen. Nur dadurch, dafs die Liebenden des Vfs. meiftens Enthufiaften find, entfteht eine gewiffe Einförmigkeit; hier und da kommen Empfindeleyen vor, die an die Siegwartifche Epoche erinnern, und in einigen Novellen wird der Ausdruck des Vf's. zu überfpannt und zu deklamatorifch.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Die Familie von Bornhelm*, ein hiftorifches Gemälde aus der grofsen Welt, 1796, 302 S. 8. (18 gr.)

Warum diefer Roman ein *hiftorifches* Gemälde heifst, davon ift kein Grund angegeben; er ift ganz Fiction, ohne irgend einige Beziehung auf wahre Gefchichte. Aber die Scene liegt in der *grofsen Welt*, das heifst, man findet hier ein grofses Gewebe fchwarzer Hofkabalen, die gegen einen braven Mann gefpielt werden. Die Haupttriebfeder ift ein gewiffer Kanzler, der, nach dem Herkommen der Romane, alle Lafter in fich vereinigt, und der gegen einen Steuerdirektor *Bornhelm* die abfcheulichften Intriguen anwendet. Die vornehmften Werkzeuge des Kanzlers find feine eigne buhlerifche Tochter, und fein boshafter Schreiber *Tellmann*. Da er auch *Bornhelm's* eignen Neffen, einen Jüngling von unbeftimmten Charakter, durch allerhand Kunftgriffe mit fich verbindet, und einen gewiffen *Werner*, der fich wider Willen durch Böfewichter regieren läfst, als Sekretär bey *Bornhelm* anbringt, da er den fchwachen und wollüftigen Fürften auf die Schönheit von *Bornhelm's* Tochter aufmerkfam machen läfst: fo fcheint es faft unmöglich, dafs *Bornhelm* den gelegten Schlingen entgehen könne. *Bornhelm's* Lage (nachdem ihn der Tod zweyer Gattinnen trübfinnig gemacht, und in ihm die Reue über feine jugendlichen Vergehungen erneuert hat) wird dadurch noch fchrecklicher, dafs *Werner* der Bruder eines Mädchens, das *Bornhelm* einft in feiner Jugend um feine Unfchuld betrog, und durch den Auftrag der Verftorbenen und ihres Vaters ihr Rächer, dafs *Tellmann* der ehmalige Liebhaber diefes Mädchens ift. Nachdem das Komplot von *Bornhelm's* Feinden wirklich Unterfuchung und Gefängnifs über ihn verhängt, und das ewige Einerley der glücklich von ftatten gehenden Kabalen den Lefer genug ermüdet hat, fiegt, nach Romanenbrauch, plötzlich die Unfchuld, und alles endigt fich freudig. Die Perfonen, die den Lefer am meiften intereffiren, find die beiden Liebenden *Werner* und *Minna*, erfterer durch den Kampf mit fich felbft, und durch die Schwierigkeit, fich von den Böfewichtern loszureifsen, diefe durch ihre Standhaftigkeit. Nächft ihnen zeichnet fich der würdige Pfarrer aus, der den Leidenden nicht mit Declamationen, fondern mit ächten Weisheitslehren, und mit der That beyfteht. Die Verkleidung des Liebhabers S. 120., und das Poffenfpiel S. 278., da man jemanden überredet, er fey in die Hände eines heimlichen Gerichts gerathen, find keine glücklichen Erfindungen. Die Erzählung ift gefchwätzig, nachläffig, und fehr ungleich; bald läfst der Vf. S. 106. die Räthe mit der Gerechtigkeit *Hafchemann* fpielen, oder S. 158. die Bosheit der Juftitz *ein Bein unterfchlagen*, bald S. 143. die Gefühle um einen wollüftig füfsen Gedanken *einen üppigen Wirbeltanz feyern*, und den Liebhaber feine Gefühle in den *Ozean* von den erkünftelten Gefühlen der Schöne *untertauchen*.

LEIPZIG, in der v. Klefeldifchen Buchh.: *Prinz Haffan, der Hochherzige*, beftraft durch Rache, und glücklich durch Liebe, eine morgenländifche Urkunde. 1796, 164 S. 8. (12 gr.)

Prinz *Haffan*, ein platonifirender Schwärmer, dem die geile Tochter der Fee *Voluptueufe* vergeblich Schlingen von alter Art legt, wird endlich von ihr, da fie fich ganz von ihm verfchmäht fieht, aus Rache zu einer unerfättlichen Begierde verdammt, die unbefriedigt bleibt, fo viel er auch geniefst, und diefer Zuftand foll nach dem Verdammungsurtheil fo lange dauern, bis er ein Weib findet, die fröhlichen Sinnes, und doch tugendhaft ift. Er findet es, und nun erlöft ihn die Fee *Modefte* von jenem fchrecklichen Zauber. Diefe fehr alltägliche Erfindung wird theils durch eine ekelhafte Befchreibung von den wollüftigen Ausfchweifungen des Prinzen während des Zaubers, theils durch die langweilige und fteife Erzählung des Vfs. noch unausftehlicher. Solche Ausdrücke, wie *verköftlichen* für *koftbar machen*, *um einer folchen Ausfetzung nicht mehr zu bedürfen*, für *um dich nicht mehr einer folchen Gefahr auszufetzen*, *er fchreckte zurück*, für *er bebte zurück*, *die Ueppigkeit wiederte ihn an*, ftatt *war ihm zuwider*, *er fchützte feinen Arm vor*, ftatt *er hielt ihn vor*, *fie hörten nichts ungleiches*, ftatt *nichts unrechtes*, *der nervenfchwache Trunkenheitsfchlaf*, *eine beleidigende Herausnahme* — beweifen, wie viel auch nur in Rückficht der Sprache dem Vf. zu einem erträglichen Schriftfteller mangelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. October 1797.

PHILOSOPHIE.

Frankfurt a. M., in d. Andreäisch. Buchh.: *Marc. Aurel. Antonins Unterhaltungen mit sich selbst.* Aus dem Griechischen mit Anmerkungen und Versuchen zur Darstellung stoischer Philosopheme, von *Joh. Wilh. Reche.* 1797. XXX und 543 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn gleich die Selbstgespräche des Kaiser Antonin nicht für das Publicum, sondern nur zum Privatgebrauch bestimmt waren, und in dieser Rücksicht von Seiten der Sprache und des ästhetischen Werthes verlieren, so erhalten sie doch durch den erhabenen moralischen Sinn, der in ihnen wehet, durch den durchaus praktischen Geist, durch die eigene Gestalt, welche die Stoische Philosophie in diesem originellen Kopfe erhielt, ein immerwährendes Interesse. Die Uebersetzung, welche Hr. R. davon geliefert hat, ist daher, obgleich nicht die erste deutsche, immer ein verdienstliches Unternehmen, sowohl weil sie mit sichtbaren Fleisse gearbeitet ist, als auch wegen der schätzbaren Anmerkungen, womit sie der Vf. begleitet hat. Wir können zwar nicht behaupten, dass sie in jeder Rücksicht unübertreflich sey, worauf der bescheidene Vf. auch keinen Anspruch macht; wir glauben aber dagegen, dass die Kritik in Rücksicht auf das Original und die besondern Umstände, worinn sich der Vf. befand, etwas von ihren strengen Foderungen nachlassen müsse, und dass er, dieses vorausgesetzt, alles geleistet habe, was man billiger Weise fodern kann. Die Uebersetzung, sagt der Vf. S. XXVII. ist die Frucht eines Jahres, welches zum Theil unter furchtbaren, durch den grausamsten Krieg der neuern Zeit bereiteten, Umständen durchlebt ward, und wo man nichts Heilsameres unternehmen konnte, als in stiller Einsamkeit sich mit stoischer Gesinnung zu versorgen, um doch diese hernach entblösten Schwerdtern allenfals entgegensetzen, und auf die Zitternden um sich her, wo möglich, fortpflanzen zu können."

Das Original ist im Ganzen treu und verständlich übersetzt, welches in den Augen derjenigen, welche diesen Schriftsteller kennen, kein kleines Lob ist. Mit Recht ist aber die Treue der Verständlichkeit untergeordnet, und, wo der Text zu kurz, zu dunkel oder auch verdorben ist, hat sich der Vf. bemüht, den Sinn, ohne sich genau an die Worte zu halten, auszudrücken. Freylich war es dabey unvermeidlich, oft nur wahrscheinliche Vermuthungen aufzunehmen; aber sie sind dennoch mit Sachkenntniss nach der Analogie des Gedankensystems des Weisen gewählt. Die Uebersetzung ist dadurch wirklich lesbarer als das Original geworden. Die Kürze und Stärke des Originals ist, so viel es die Verständlichkeit erlaubte, auch in der Uebersetzung beybehalten. Unter dem Texte stehen Anmerkungen, welche theils die gewählten Lesarten oder eigne Conjecturen des Uebersetzers anzeigen, theils andere nöthige Erläuterungen und Verweisungen auf die nachfolgenden allgemeinen Anmerkungen enthalten, und im Ganzen sehr zweckmäsig eingerichtet sind. Diesen allgemeinen Bemerkungen fügen wir noch einige besondere bey, wodurch wir den Vf. auf einige Mängel seiner Verdeutschung aufmerksam machen wollen. Den Titel würden wir nicht *durch Unterhaltungen*, sondern lieber durch *Betrachtungen* übersetzt haben. In einigen Stellen ist der Sinn gar nicht, oder nicht deutlich genug ausgedrückt. Z. B. III, 2. und *seinem Kennerauge* wird eben so wenig die reife Schönheit einer Matrone oder eines Greises, als der jugendliche Liebreiz eines Knaben entgehen können." Gewiss hat hier Antonin gar nicht an das Kennerauge gedacht, sondern das ὁρᾷν τοῖς ἑαυτῶ σώφροσιν ὀφθαλμοῖς heisst mit *keuschen* Blicken anschauen. I, 17. „dass meine *so früh verstorbene Mutter* doch ihre letzten Jahre noch als meine Hausgenossin verleben konnte." Enthalten diese Worte irgend eine den Göttern zu verdankende Wohlthat? Das Original sagt vielmehr: dass meine Mutter, die in ihrer Jugend dem Tode nahe war, noch bis in mein Alter mit mir gelebt hat. Wenn es in eben dem Kapitel heisst: dass mir ein Bruder zu Theil ward, der durch sein *edles* Beyspiel mich eben so sehr zu einer sorgfältigen Vervollkommnung meiner selbst anreizen konnte, so ist das Wort edel ein Zusatz des Uebersetzers, der nur gewissermasen dadurch entschuldigt werden kann, dass alle Ausleger in dieser Stelle das Lob des Lucius Verus als eines moralischen Mannes zu finden geglaubt haben. Allein der Widerspruch mit den Geschichtschreibern und die gezwungene Erklärung hätte schon längst auf eine andere Ansicht hinleiten müssen, die auch schon eine aufmerksame Erwägung des Textes gewähret. Ich danke den Göttern, sagt Antonin, dass ich einen Bruder erhielt, der mich zwar durch seine Aufführung zur Aufmerksamkeit gegen mich selbst anreizen konnte, (dieses muss ja nicht nothwendig von edeln, kann vielmehr auch von schlechten Sitten verstanden werden) dennoch aber auch zugleich mich durch seine Achtung und Liebe erfreute. III, 3. am Ende: „Ist nicht der dienstbare Theil deines Wesens weit edler? Dieses ist dein Verstand, der Genius in dir, jenes nur Erde und Blutmasse." Rec. kann sich nicht

nicht überzeugen, dass dieses der ächte Sinn des Antoninus sey, der dem Geiste seines Systems geradezu widerspricht. Kann das ἡγεμονικὸν der dienstbare Theil des Menschen seyn? Gataker, dem Hr. R. folgte, schlug vor anstatt ἢ περίεστι τὸ ὑπηρετῶν zu lesen ἢ π. oder ἢ ὃ π. τὸ ὑπερητῶν; die letzte Conjectur kommt der wahren Lesart am nächsten, wenn man nur die Negation wegstreicht. *Oder ist etwa der dienstbare Theil des Menschen der vortrefflichere? Dieser ist deine Vernunft, dein Geist, jener aber Erde und Blut.* — Die eignen Conjecturen des Vf. müssen mit Nachsicht beurtheilt werden, weil er von allen literarischen Hülfsmitteln entblösst war, als er diese Uebersetzung ausarbeitete. Wir finden unter ihnen viele gute, aber auch manche, die sich auf keine Weise vertheidigen lassen oder ganz unnöthig sind. Nur einige Beyspiele von beiden. III, 32. καὶ βλέπε, πόσοι κατεντα θέντες, μετὰ μικρὸν ἔπεσον — will Hr. R. πόσοι κατατεθέντες μετὰ μακρὸν, e. gelesen haben und übersetzt, *wie viele, die auf einen erhabenen Posten gestellt waren*, gefallen sind. Diese Conjectur ist unnöthig, weil κατενταθεντες in der Bedeutung *enixe contendere*, in welcher auch κατεντεινομενον XII, 27. vorkommt, recht gut in den Zusammenhang passt, und μετα μακρον κατατιθεναι auf einen erhabenen Posten stellen — gegen alle Analogie der Sprache ist. VII, 56. ὡς ἀποτεθνηκότα δεῖ καὶ μέχρι νῦν βεβιωκότα τὸ λοιπὸν ἐκ τοῦ περιόντος ζῆσαι κατὰ τὴν φύσιν möchten wir übersetzen: der bis jetzt gelebt hat, muss eben so gut wie der verstorbene seine übrige Lebenszeit nach der Natur leben. Die vorgeschlagene Veränderung ὡς ἀποτεθνηκότα τῷ μέχρι νῦν βεβιωμένῳ (nämlich βίῳ), da du für dein bisheriges Leben doch gleichsam todt bist, ist gezwungen, weil nicht die zweyte, sondern die dritte Person stehet, und, wie uns dünkt, ganz überflüssig. Scharfsinnig und dem Geist des Schriftstellers angemessen scheint uns hingegen unter mehrern die Conjectur VIII, 38. εἰ δύνασαι ὀξὺ βλέπειν, βλέπε κρίνων (τὴν) φύσιν σοφωτάτην für κρίνων, φησὶ, σοφωτάτοις, und X, 12. ἐπεὶ σοὶ ἤ γε ἀπόπτωσις ἀπὸ τούτου ἔσαι für ἐπεί τοι ἤ γε ἀπόπτωσις ἀπὸ τούτου ἔσω. Vorzüglich haben uns einige Bemerkungen gefallen, durch welche der Vf. die Unverdorbenheit mancher Stellen gegen andere Kritiker gut vertheidigt, z. B. IV, 46.

Die allgemeinen Anmerkungen enthalten die philosophischen Lehrsätze des Antonins im Zusammenhange unter gewisse Rubriken gebracht; nämlich: *Gott, Welt, Vorsehung, Menschennatur, Moralität, Willensfreyheit, Glückseligkeit, Zukunft.* Der Vf. zeigt darin nicht nur eine gründliche Kenntniss der stoischen Philosophie überhaupt, sondern auch eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste und Systeme des Antonins. Die Lehrsätze werden daher nicht nur aufgestellt, und die Stellen, wo sie zu finden sind, nachgewiesen, sondern auch mit denen der übrigen Stoiker verglichen, ihre Verschiedenheit gezeigt, und ihre Gründe entwickelt. Mit Recht bemerkt der Vf., dass Antonin nur das stoische System von seiner moralischen Seite auffasste, und die mehresten speculativen Sätze entweder mit Gleichgültigkeit behandelte, oder von der praktischen Seite in sein Gedankensystem verflocht! Man sollte daher denken, der Vf. habe nicht die beste Ordnung gewählt, indem er mit metaphysischen Gegenständen anfing, und er hätte vielmehr von dem Moralsystem des Antonin ausgehen sollen, welches selbst bey den Lehren von Gott und der Welt vorausgesetzt werden muss. Indessen, da das Moralsystem wieder auf gewissen theoretischen Sätzen beruhet, oder doch mit denselben innigst verschlungen ist, so lässt sich jenes Verfahren um so mehr entschuldigen, da die Beziehung auf die Moralität bey jedem Lehrstücke auseinandergesetzt ist. In Rücksicht der Vollständigkeit ist wenig zu wünschen übrig geblieben, ausser dass der Vf. nicht nur die moralischen Grundsätze, sondern auch ihre Anwendung auf die besondern Verhältnisse des Menschen, mit einem Wort die specielle Moral, so wie sie Antonin sich entwickelt hatte, welche uns gerade das Vorzüglichste in dem ganzen Werke scheint, möchte dargestellt haben. Die Wahrheit der Darstellung hängt grossen Theils von der Richtigkeit der Uebersetzung ab. Ungeachtet wir nun oben manche Fehler dieser Art gerügt haben, so haben diese doch keinen Einfluss auf die Auseinandersetzung der Philosopheme gehabt, weil sie keine philosophischen Lehrsätze, sondern andere Dinge betrafen. Es ist uns nach einer sorgfältigen Vergleichung nur ein einziger Fall vorgekommen, wo eine falsche Ansicht in der Uebersetzung den Vf. auch in den allgemeinen Anmerkungen irre geführt hat, nämlich §. 24. S. 330. wo Antonin in Ansehung des Uebels in der Welt soll behauptet haben, es fehle Gott weder an Macht noch Weisheit, aber er sey doch unfähig, manches zu verhüten oder zu verbessern. Die Stelle, worauf er sich beruft II, 11. οὔτε κατ' ἄγνοιαν, οὔτε εἰδυῖα μὲν, μὴ δυναμένη δὲ προφυλάξασθαι ἢ διορθώσασθαι ταῦτα ἡ τῶν ὅλων φύσις παρεῖδεν ἄν, ist augenscheinlich falsch übersetzt: Die Allnatur, unfähig so etwas zu verhüten, oder zu verbessern, hat folglich hierin weder unwissentlich noch wissentlich sich einer Nachlässigkeit schuldig gemacht. S. 330. §. 6. ist dem Antonin auch ein Gedanke in den Mund gelegt, der aus X, 6. gar nicht, ohne dem Texte die grösste Gewalt anzuthun, gefolgert werden kann. Dass Antonin nach S. 394. die Seele, in so fern sie den Körper belebe, zu dem passiven Theil des Menschen rechne, ist auch nicht richtig, und widerspricht der Bemerkung S. 390. 392. dass die Seele ihrer Natur nach Luft, und diese das Princip der Bewegung sey. Die Urtheile des Vf. über den Gehalt und Werth dieses Moralsystems und einzelner Sätze derselben, und die Vergleichung derselben mit der kritischen Philosophie vermehren den Werth dieser Anmerkungen, wenn er gleich zuweilen in dem Lobe etwas zu weit geht.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Versuch über den freywilligen Tod*, von *K. J. Bischof*. 1797. XVI u. 232 S. 8. (17 gr.)

Der Titel bestimmt nicht genau genug den Gegenstand der Untersuchung; aber auch in der Ausführung selbst

selbst hat der Vf. nicht für nöthig erachtet, sich näher darüber zu erklären. S. 29. sagt er, er wolle sich des Ausdrucks *Selbstmord* nicht bedienen, weil der neuere Sprachgebrauch schon das Verdammungsurtheil über die Handlung damit verbunden habe, und S. 33. heisst es, er wähle dagegen lieber den, *Selbsttödtung*, um dem gemeinen Sprachgebrauch auszuweichen, weil damit sowohl der freywillige als *unfreywillige* Tod bezeichnet werden könne, da er mit beiden in der Abhandlung zu thun habe. Wie stimmt das mit dem Titel? Nachdem im zweyten Abschnitte von den Beweggründen zur Selbsttödtung gehandelt worden, so werden am Ende desselben alle Beweggründe, die freywilligen Aufopferungen aus Pflicht gegen andere ausgenommen, unter einen Gesichtspunkt gebracht, nämlich, dass das Leben aufhört, ein Gut zu seyn, und drey Fragen angegeben, auf deren Auflösung die Streitfrage (welche? muss man rathen) beruhe: 1) Kann das Leben aufhören ein Gut zu seyn? 2) Hab' ich das Recht darüber zu schalten? 3) Ist es auch recht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen? oder über die Moralität der Selbsttödtung. Diese Fragen werden in drey Abschnitten, aber gar nicht befriedigend untersucht, weil der Vf. durchgängig mehr declamirt als untersucht, und weil er weder einen strengen Plan vorgezeichnet, noch die Grenzen der Untersuchung gehörig abgesteckt noch den Gegenstand genau bestimmt hat. Bey der ersten Frage sagt er, das Leben könne nach einem doppelten Maasstabe geschätzt werden, je nachdem man den Menschen als sinnlich vernünftiges oder als vernünftig sinnliches Wesen betrachte. Für jenen habe nur die Summe angenehmer Empfindungen, für diesen die freye Wirksamkeit der Vernunft einen Werth. Nun werden die Fälle aufgezählt, wo für jenen das Leben aufhört ein Gut zu seyn. Da aber, wie der Vf. selbst gesteht, dieses ein falscher Maasstab ist, so käme es darauf an, ob es Fälle geben könne, wo die freye Wirksamkeit der moralischen Vernunft nicht etwa gehemmt, sondern schlechterdings unmöglich ist. Dieses ist aber nicht bewiesen worden, und kann nicht bewiesen werden; der Vf. spricht nur hypothetisch, wenn es solche Fälle giebt, so hört das Leben auf in jeder Rücksicht ein Gut zu seyn. Im 4. Abschn. heisst es: unter die ohne unsern Willen unveräusserlichen Urrechte gehört auch das Recht, über das was ausschliessungsweise mein ist schalten zu können, wie ich will; jedoch mit Respectirung des Eigenthums des Andern; denn das höchste *Eigenthum des Menschen ist er selbst.* (?) Er hat also unter obiger Einschränkung das Recht, über seine *physische und geistige Existenz schalten zu können, wie er will.* Welchen Grund könnte der Vf. wohl für dieses Recht anführen, wodurch der Mensch zur Sache wird? Ein Recht zur Aufhebung der geistigen Existenz, also auch so viel wir wissen, der Persönlichkeit widerspricht der Vernunft, und alles was dafür gesagt wird, kann nichts als Sophisterey seyn. Es ist daher auch vergebliche Arbeit, über die Rechtmässigkeit der Anwendung dieses Rechts nur ein Wort zu verlieren. Gleichwohl nimmt diese Untersuchung den weitläuftigsten Abschnitt der ganzen Schrift ein. Die Selbsttödtung wird nach den Gründen und Zwecken eingetheilt 1) in Selbsttödtung aus moralischen Gründen, aus Pflicht gegen andere oder aus Pflicht gegen sich selbst. 2) Selbsttödtung aus blossem Recht. 3) Selbsttödtung aus Leidenschaft. Hier zeigt sich das planlose Verfahren am deutlichsten. Denn die Aufopferung des Lebens aus Pflicht wurde oben ausdrücklich von der Untersuchung ausgeschlossen; dennoch führt sie der Vf. hier wieder, und zwar als Recht auf. Und wenn die Pflicht gebietet, das Leben herzugeben, wie kann da noch von einem Rechte die Rede seyn, dessen rechtmässige Anwendung noch einer Untersuchung bedarf? Auch ist die Entscheidung der hier vorgetragenen Collisionsfälle zuweilen dem Sittengesetz gerade entgegen, es wird z. B. als Pflicht angesehen, sich selbst zu entleiben, wenn der Körper, durch oder ohne eigne Schuld, so gebrechlich geworden, dass er nicht mehr als Organ der moralischen Thätigkeit dienen könne. Unter der zweyten Numer, Selbsttödtung aus blossem Recht, werden mehrere Fälle angeführt, in denen dies Recht eintrete, als gänzliche Zerrüttung der materiellen Maschine, bevorstehender schmählicher und grausamer Tod, Gefangenschaft, verletzte Ehre, Lebensüberdruss, entschiedener Verlust dessen, was wir als das höchste Gut umarmten, in sofern es von der Vernunft als ein solches anerkannt wird; und die einzige Bedingung, unter welcher die Ausübung dieses Rechts für moralisch erklärt wird, ist, dass dadurch fremdes Eigenthum nicht verletzt werde. Was muss der Vf. für Begriffe von der Moralität haben? Doch wir wollen uns nicht länger bey einem Werke aufhalten, dem es so sehr an logischen Erfodernissen und an Principien fehlt, in dem mehr geschwazt und declamirt als kaltblütig räsonnirt wird, welches keinen einzigen Begriff aufklärt, und endlich auch durch den Vortrag sich nicht auszeichnet, man müsste denn lange, zuweilen auf mehrere Seiten ausgedehnte, durch Einschiebung zu vieler Zwischensätze verworrene, Perioden dahin rechnen. Der Vf. scheint nicht ohne Talent zu seyn, aber er muss es erst cultiviren, ehe er den Schriftsteller machen will.

Ohne Druckort: *Ueber den Geist des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meynung.* 1797. 264 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift (nach der Vorrede vom Vf. des Versuchs über das Gleichgewicht der Macht bey den alten und neuern Staaten) besteht aus zwey sehr verschiedenen Theilen, von welchem der letzte (das neunte Kapitel S. 175—264.), Zustand von Europa in Rücksicht auf seine äussere und innere Lage, in keinem rechten Zusammenhange mit dem ersten steht. Die übrigen Kapitel haben folgende Ueberschriften: Gang des Geistes in Europa in Rücksicht auf politische Wissenschaften. Tendenz des Zeitalters zur Aufklärung der Begriffe. Genius des Zeitalters. Wie entsteht die öffentliche Meynung. Wie werden heutiges

tiges Tages Revolutionen möglich. Es ist gefährlich die Aufklärung gewaltsam zu unterdrücken. Vergleichung der Reformation mit der französischen Revolution. Wodurch werden Revolutionen gehindert? Man findet in allen diesen richtige Beobachtungen und scharfsinnige Bemerkungen; aber damit ist die auf dem Titel angegebne wichtige Materie keinesweges erschöpft. Das Bestreben alles zu prüfen und der Kritik zu unterwerfen, die Neigung zu den ernsthaften Wissenschaften, die Liebe zur politischen Freyheit, Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und eigennützige Denkungsart; dieses sind die Züge, welche der Vf. in dem 3. Kap. von dem Geiste des Zeitalters auf acht Seiten flüchtig hinzeichnet. Wenn sie auch gerade nicht falsch sind, so sind doch einige nicht gerade unserm Zeitalter ausschliesslich eigen, andere sind nur von einzelnen Klassen abstrahirt. Noch weniger befriedigt das folgende Kapitel über die Entstehung der öffentlichen Meynung. Der Vf. sagt, „man müsse dem öffentlichen Interesse in seiner Verbindung mit dem besondern das Entstehen *gewisser Ideen* zuschreiben, und diese Ideen bildeten die öffentliche Meynung!" Welche Ideen? ist gar nicht bestimmt und also auch nicht erklärt worden, was die öffentliche Meynung ist. Eine gründliche Untersuchung über ihren Ursprung war daher auch gar nicht zu erwarten. Ueberhaupt gelingt dem Vf. die Entwickelung der Begriffe gar nicht; aber glücklicher ist er in Betrachtungen über das was geschehen ist, z. B. in Vergleichung der Reformation und der französischen Revolution. Auch das neunte Kapitel zeugt von gründlichen historischen und statistischen Kenntnissen, Einsicht in die Politik und gesunder Beurtheilungskraft.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort u. Verleger: *Poetische Sammlungen zur Erweckung des Gefühls für Menschenwürde.* Im 4. Jahre der Frankenrepublik. 1795. 196 S. 8. (14 gr.)

Der Geist des Sammlers dieser Poesien charakterisirt sich hinlänglich in der Vorrede, worinn der Vf. die Grenzen einer edeln Freymüthigkeit an mehr als einer Stelle überschreitet. Nach einer solchen Einleitung müssen die Lieder, Sinngedichte und Fabeln, welche grösstentheils von Voss, Herder, Halem, Zachariae, Götz, Lichtwehr, Pfeffel und Gieseke entlehnt sind, den Werth verlieren, den sie vielleicht in einer ähnlichen Zusammenstellung erhalten würden, wenn man sie bloss zum Beweise anführen wollte, wie die angesehensten Dichter der Nation schon vor vielen Jahren das nämliche behauptet hätten, was man jetzt nicht mehr laut zu sagen sich unterfangen darf, wenn man nicht für einen Demokraten ausgeschrieen seyn will.

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Die Urnen edler Liebenden in sanft-rührenden Erzählungen und Gemälden.* 1796. 216 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er von schwärmerischer Empfindsamkeit und fader Empfindeley ein abgesagter Feind sey. Er mag dieses aber wohl nur im Scherze geredet haben, denn gleich darauf versichert er, dass einem so wohl zu Muthe sey an einem schönen Sommerabende; man ist, setzt er hinzu, so versöhnt mit der ganzen Welt; die wohlwollenden Freudenthränen kommen einem in die Augen — und in dem Tone ist nun auch das ganze Buch geschrieben, welches sieben verschiedne Erzählungen enthält. Zuweilen vergisst sich der Autor und wird unerträglich prosaisch. Auch an Paradoxien lässt er es nicht fehlen, worunter unter andern die originelle Grabschrift gehört:

Mutter,
ich freue mich, dass du gestorben bist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Königsberg*, b. Hartknoch: *Geographia veteris imperii romani breviter adumbrata.* — Scripsit in usum studiosae juventutis *Aug. Sam. Gerber*, collegii reg. Frieder. praec. primar. Accedunt III tabulae et index. 1796. 86 S. gr. 8. — Ein sehr mittelmässiges Compendium der alten Geographie, welches noch überdies wegen seiner Kürze und Trockenheit die Schüler wohl schwerlich befriedigen wird. Nitschens Wörterbuch der alten Geographie, den er unter die vorzüglichsten Geographen unsers Zeitalters zählt, dient als Hauptführer, wenn wir Hn. *G.* gleich die Versicherung, öfters die Quellen selbst zu Rathe gezogen zu haben, nicht streitig machen wollen. Fehler, vorzüglich der Auslassung, finden sich leicht in einem Buche, das so sehr nach Kürze strebt. Unter den vorzüglichen Städten in *Gallia Narbon.* wird *Nemausus* übergangen, in *Celtica Lutetiae Parisiorum*, welches durch einen zweyten Fehler unter *Belgica* vorkommt. In Indien finden wir kein *Palimbothra*, in Persien herrscht durchgängige Verwirrung. Medien und Parthien soll nicht dazu gehören, und das Land doch an *Sogdiana* grenzen. In Arabien vergisst er die reichen Handelsstädte, *Muza*, *Saba* etc. und setzt dafür *Berenice* und *Ocelis* an. Der lateinische Stil ist im Ganzen gut, wenn gleich hin und wieder das Wort *terrae* in unrichtiger Anwendung statt *regio*, *imperium* vorkommt, und in der Vorrede die Wortfügung erscheint: *non is sum, qui putet.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. October 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Testu: *Almanach national de France*, l'an cinquième de la Republique françoise une et indivisible. (1797.) 544 S. gr. 8.

Der *Almanach National de l'an* 3. ist in der A. L. Z. N. 24. 1795. kurz angezeigt. Der vorliegende aber ist nach der Constitution von 1795 für das französische Jahr vom 22 September 1796 bis dahin 1797 abermals ganz neu bearbeitet, und folglich seinen republikanischen Vergängern, *de l'an* 3 *et* 4 fast wiederum eben so wenig gleich, als diese es dem bekannten *Almanac Royal* waren. Voran auf zwey unpaginirten Bogen der französische Calender, vollständig mit allen Surrogaten der Heiligen Namen, aber auch noch die katholischen Feste. a) S. 1—46 die Constitutionsurkunde vom 6ten Fructidor mit einigen Nachträgen. b) S. 47—91 der vom Volk delegirte Vicesouverän, nämlich die beiden Räthe, und das Directorium; beides nach dem Alphabet; daneben die Leibgarden und die Minister nebst ihren *bureaux*, statistisch bearbeitet. — c) S. 91—100 Gesandschaften von und bey der Republik; unter jenen z. B. *Reinhard* und *Lagau* zu *Hamburg*, unter diesen *Mandelsloh* und *Abel* von *Würtemberg*; *Schenk* von *Oranien-Nassau*; *Reitzenstein* von *Baden*; *Normann* und *Bühler* vom *schwäbischen Kreise*, *Basse* und *Oelsner* von der Stadt *Frankfurt*; ein Heer von Consuln und Viceconsuln, zum Beweis, dass dieser Charakter immer mehr für den Privatnutzen gemissbraucht wird. Einige Namen der Ausländer sind in diesem Abschnitte bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wie z. B. statt *Dettmar* (ein Taufname) *Dettemart* als Familienname u. s. w. d) S. 100—132 Territorial-Militärdivisionen, (ein in *Posselt's* Annalen v. 1797 übersetzter Artikel.) Generalität, Artillerie und Ingenieurs, die grosse Schaar der Kriegscommissäre und *Ordonnateurs*, welche für Deutschland so drückend wurde, Invalidenchefs und Militärschule. e) S. 133—160. Oberste Finanzstellen. f) S. 161—195 Justitzhöfe z. B. sehr weitläuftig über das nachahmenswerthe Hypothekenwesen. — g) S. 195—320. Stellen innerhalb der 98 Departements, skizzirt. Insbesondere h) S. 321 bis 460 das Departement der Seine und dessen Hauptstadt Paris, nach den 12 Municipalitäten; Notarien, Bankiers, *hommes de loi*, militärisch organisirte Corps der Feuerspritzer, mannichfaltige Polizeystellen, Aerzte, Wundärzte, Apotheker, *societé des pharmaciens*, mit ihren auswärtigen Correspondenten, (z. B. *Klaproth* und *Hermbstädt* in Berlin.) S. 398 das Nationalinstitut der Wissenschaften und Künste; unter den auswärtigen Mitgliedern die Staatsbürger *Koch*, *Brunk*, *Oberlin* und *Schweighäuser*, *Reinhard* in Hamburg; das Nationalmuseum, *Collège de france*, *bureau des longitudes*, Nationalbibliothek, polytechnische Zeichen- Baukunst- Schulen u. s. w. — i) S. 428—450 Centralschulen in sämmtlichen Departements. — k) S. 455—539. Post- und Botenwesen in Frankreich nach der neuen Organisation, sehr vollständig, und mit ächt statistischen Geiste bearbeitet; in alphabetischer Ordnung, so dass es für Reisende ein herrliches Hülfsmittel ist; die *jours pairs* und *impairs* des Abgangs und der Ankunft der Posten, die Postordnung, deren Unkunde schuld ist, dass noch jetzt so mancher deutscher Brief im Pariser Postamte unbefördert liegen bleibt; sogar ein *negatives* Verzeichniss, nämlich von allen Hauptörtern der Cantons, wo keine Postämter sind: dieses ist ein überaus gründlich bearbeiteter Abschnitt.

Aus dieser Skizze der nicht ganz systematisch geordneten Nomenclatur ergiebt sich sowohl deren mannigfaltiger Inhalt, als der grosse Nutzen für das Studium der französischen Staatskunde. Welchen Querstrich übrigens auch der 4te Septembermorgen 1797 über ganze Seiten dieses Buchs gezogen haben mag, so bleibt doch der Werth der statistischen Zusätze unverändert. Für die Stadt Paris ist ausserdem dieser Almanach, wegen der beygefügten Wohnungsnummern, zugleich ein Addressbuch.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Ueber die Schweiz und die Schweizer.* Zweyter Theil. 1796. 283 S. 8.

In diesem Theile, der ebenfalls aus 15. Briefen besteht, klügelt, und empfindelt der Vf. über Basel, Solothurn, Lucern und die kleinen Cantone. Der beynahe kindische Hang des Vf. zu Tadeleyen zeigt sich in diesem Theile nicht weniger, als im ersten. So giebt ihm die bekannte Eigenheit der Stadtuhren in Basel Anlass S. 5 allen Eidgenossen folgenden Vorwurf zu machen: „Aber die Schweizer haben eine „allen Glauben übersteigende Anhänglichkeit an alle „Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten, die die Wür„de des Alterthums tragen. Die Einführung irgend „einer Neuerung, irgend einer Verbesserung, und sey „sie noch so nothwendig, noch so heilsam und wohl„thätig, wird eben *darum*, weil sie neu ist, immer „den hartnäckigsten Widerstand finden." Ohne der sehr guten Seite der Anhänglichkeit an das Alte in Republiken zu gedenken, wünschte Rec. vom Vf. zu vernehmen, *wo* es wohl anders sey? und wie er den Eidgenossen diese Anhänglichkeit so verweisend vor-

wer.

werfen konnte, ohne für seine eigenen Landsleute zu erröthen? oder ist etwa die Beybehaltung des Bocksbeutels der Universitäten, der symbolischen Bücher, der Krönungen und der Hofetiquette weniger Anhänglichkeit an alte Gesetze und Gebräuche? Wenn der Vf. mit diesem Hange weniger behaftet wäre, so würde er das Verbot, an öffentlichen Orten Freyheits- oder Revolutionslieder zu singen, nicht getadelt, sondern vielmehr als eine Polizeyklugheit der Regierung zu Basel gelobet haben, indem es Pflicht der Polizey ist, alles zu verhindern, was Ruhe und Ordnung stören kann, um so mehr an einem neutralen Orte, wo sich Menschen von beiden Parteyen aufhalten. Zwar nimmt es unser Vf. den Eidgenossen gewaltig übel, dass sie neutral geblieben sind, und meynt, die Schweizer des vierzehnten Jahrhunderts würden nicht neutral geblieben seyn, sondern würden ihren Nachbarn brüderlich geholfen haben, den Kampf der Freyheit zu kämpfen. Was der gute Mann für Begriffe von den Pflichten einer Regierung gegen ihre Bürger und gegen ihre Nachbarn haben mag! Und dieses so unpolitische Deraisonnement beschliesst er mit folgendem in seinen Augen, wer weiss, wie geistreichen Machtspruche (S. 27): „Die Schweizer haben nun schon seit Jahrhun„derten von dem Kapital der Tugenden ihrer Voraltern „gezehrt; haben immer davon genommen; nie etwas „dazu gethan. Je geringer dieses väterliche Gut wird, je „ärmer werden die Schweizer an Tugend, an Wahrheit, „an Freyheit, an Unabhängigkeit. Bald wird er ganz „verschwunden seyn, dieser schätzbare väterliche „Nachlass; und dann wird auch das Werk der Cor„ruption durch alle Theile vollendet seyn." Diese Stelle, nicht die einzige ihrer Art, verstösst eben so sehr wider die Wahrheit als wider die Richtigkeit des Ausdruckes, obgleich der Vf. in der Vorerinnerung von sich rühmt, er werde „weder den Schweizern „noch der Wahrheit zu nahe treten."

Da sich der Vf. schon im ersten Theile so laut wider Fabriken und Handlung erklärte, so ist es allerdings sonderbar, dass er S. 125 von Lucern missbilligend anführt, „es habe gar keine Fabriken;" und dass die Appenzeller (Brief 28) gar sehr Gnade bey ihm gefunden haben, obgleich sie fast ganz allein durch Fabriken und Handlung bestehen. Solche Widersprüche lassen sich nur dadurch erklären, dass man annimmt, es gehe dergleichen Autoren, wie schwachen Fürsten und einfältigen Rathsherren, welche fast immer demjenigen recht geben, den sie zuletzt gehört haben.

Was übrigens die Abentheuer *à la Yorik* (woran es auch in diesem Theile nicht fehlt) dazu beytragen sollen, die sittliche Schweiz zu schildern, ist nicht zu begreifen, besonders wenn die Hauptacteurs oder Actricen nicht Schweizer sind, wie die schöne Unbekannte im 16 und 20 Briefe; die Dame du Ton, im 18. Br. „welche gross, hager und reizlos ist. Sie hat „wenigstens drey und vierzig Frühlinge erlebt... „Ein paar kleine, *beynah erloschene Augen* — die man „eben nicht als Annalen der Keuschheit betrachten „kann — versuchen *Blitze zu schleudern*, die aber ge„wöhnlich *ersterben*, ehe sie den bekannten Gegen„stand erreichen." Welch ein geschmackloses Geschwätz!

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *William Lovell.* 1796. Zweyter Band. 434 S. Dritt. Band. 476 S. 8.

Diese beiden Bände, die das Werk beschliessen, machen den *Lovell* um nichts interessanter, als er im ersten erschien; vielmehr ist das Resultat von ihnen, dass er dem Leser als der verächtlichste, als der eckelhafteste Mensch erscheint. Seine wiederholten Plane auf weibliche Tugend, seine Buhlerkünste, seine niedrigen Intriguen und Verkleidungen, wodurch so viele Mädchen Unschuld, Ehre und Leben, so viele Väter und Liebhaber alles, was ihnen auf Erden theuer ist, verlieren, seine Treulosigkeiten, die Meuchelmorde, die Feuersbrünste, und die Vergiftungen, die er sich erlaubt, um zu seinem Endzweck zu gelangen, die Spielsucht, die ihm erst sein ganzes Vermögen kostet, ihn dann zum Betrüger, und endlich gar zum Räuber erniedrigt — stellen ihn zwar nicht als einen determinirten Bösewicht, aber dagegen als einen Wüstling dar, der anfänglich durch Sophisten und Beyspiele anderer verführt ward, dem aber endlich Wollust zur Gewohnheit wird, als einen leichtsinnigen Flattergeist, der sich von jeder auflodernden Leidenschaft hinreissen lässt, als einen schwachen Menschen, der, durch einen sterbenden Vater und durch warnende Freunde, auf einige Augenblicke zur Reue gestimmt wird, aber zu ohnmächtig ist, sich von den Fesseln des Lasters loszureissen, als einen Thoren, der aus Eitelkeit und Nachahmungssucht mit seinen Ausschweifungen grossprahlen, und sie gar noch mit Vernünfteleyen entschuldigen will — kurz, als einen Menschen, der die rächende Pistole nicht werth ist, die ihn zuletzt tödtet. Manche sehr anstössige Gemälde von den Unthaten seines Helden (z. B. B. II. 157) wollte der Vf. vermuthlich dadurch wieder gut machen, dass er die letzten Tage desselben im höchsten Grade tragisch schildert. *Lovell* sieht sich von seinen vermeynten Freunden ganz verlassen, ja, verhöhnt, und, ehe er noch selbst von der Welt scheidet, nehmen die meisten seiner Bekannten beiderley Geschlechts ein fürchterliches Ende. Das entsetzlichste ist diess, dass er zuletzt noch erfährt, er sey ganz die Maschine eines andern gewesen, ohne es zu wissen. So wenig diess seine Frevelthaten entschuldigt, so schauderhaft ist es für den Leser, sich die Möglichkeit zu denken, dass es so schwarze Menschen geben könne, als der war, der den *Lovell* unvermerkt leitete. Es war dies ein Betrüger, der durch anscheinende Wunder, durch Geistererscheinungen und philosophische Charlatanerie *Loveln* und viele andre zu Werkzeugen so schändlicher Absichten machte, ein Vorsteher einer mystischen Gesellschaft, dergleichen jetzt in so vielen Roma-

Romanen paradiren. Noch in keinem aber ist diese Rolle so matt und kraftlos ausgeführt worden, als in diesem. Ausser *Lovelln* und seinen Freunden kommt noch eine grosse Menge andrer Personen vor, die aber, nur flach gezeichnet, bloss zur unnöthigen Ausdehnung des Ganzen dienen. In den Briefen *Lovell's* und seiner Freunde sind auch in diesen Bänden manche originelle Bilder, und stark gesagte Maximen, allein in den Raisonnemens, die grösstentheils das Verächtliche von der Lebens- und Handlungsweise der Sterblichen betreffen, ist zu viel Einförmigkeit und Wiederholung, und die Bilder oft entweder zu gesucht, oder zu gehäuft. — Das ganze Werk sieht übrigens einer Uebersetzung eines mittelmäsigen englischen Originals gleich, obschon der Titel nichts davon sagt. Diese Muthmasung wird durch einige Stellen bestätigt, die einer nur zu buchstäblichen Uebersetzung ähnlich sehen. Wenn es B. II. S. 10 heisst: „Ich würde gegen einen Hund, der aus meiner Hand lieber, als aus einer andern, sein Stückchen Brod äffe, mehr *Andächtigkeit* haben" so sieht man wohl, dass die *Andächtigkeit* hier am unrechten Ort steht; vielleicht hatte das Original das Wort *devotion*, allein diess bedeutet bekanntlich auch *Ergebenheit* und *Diensteifer*. Was ein *breiter* Scherz seyn solle, wird mancher Leser bey B. II. S. 15 fragen, aber vielleicht ist das Wort *flat* nur unrichtig übersetzt. Der Regenbogen B. III. S. 43 *umarmt* nicht den Horizont, sondern (*embrace*) *umspannt* ihn.

GERA, b. Rothe: *Klara von Boyneburg*, ein historisches Gemälde der Vorzeit, von *J. A. Schaubrod*, 1796. Erster Theil. 296 S. Zweyter Th. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein deutscher Edelmann bat den Rec. einst angelegentlich, ihm *Gotter's* Schauspiel: *Veit von Solingen* zu verschaffen; in der Meynung, dass es auf die Familiengeschichte derer *von Solingen* Beziehung habe. Sein Irrthum war leicht zu berichtigen, indem ihm der Rec. versicherte, dass es damit in gar keiner Verbindung stehe, und dass *Gotter* nur ein französisches Lustspiel willkührlich mit deutschen Namen versehen habe. Eben so könnte irgend jemand, der von dem oben angezeigten *historischen Gemälde* hört, wähnen, dass er hier viele Beyträge zur Geschichte eines alten, noch fortblühenden, Geschlechtes, (einem noch lebenden Gliede desselben ist das Buch gewidmet) das jedem, welcher mit *Leibnitzens* Schicksalen bekannt ist, so wichtig seyn muss, finden werde; allein er würde sich sehr betrogen finden. Es ist ein gewöhnliches Rittermährchen, dessen Hauptperson eben so gut jeden andern alten Familiennamen, als diesen, führen könnte. Vielleicht wird dereinst die Adelsgeschichte, die erst neuerlich ein wenig von Legenden gereinigt worden, wieder mit andern angefüllt, wenn man das, was die vielen Rittergeschichten von den Ahnherrn bekannter Familien fabelt haben, erst nur anführt, dann halb glaubt, und endlich als Wahrheit wiederholt. Tücken geiler Pfaffen, Kirchenbann, Keuschheitsbestürmungen, Bundesbeschlüsse, Wallfahrten, Besoldungen, Gefechte, Belagerungen, Überfälle, Brand, Mord, Turniere, kurz, alles das bunte Gewühl eines Ritterromans kömmt in diesem unter neuen Namen, wieder vor. Keine Scene ist vorzüglich geschildert, kein Charakter besonders anziehend gemacht, und, da sich an der Erzählung weder viel loben, noch viel tadeln läfst, so gehört das Ganze zu den mittelmäsigen Produkten, die man, so wie man sie gelesen, sogleich wieder vergisst. Nachdem *Klare* im *ersten* Theil den Klauen des Pfaffen und seiner Verschwornen glücklich entrissen worden, wird ihre Liebe zu einem Knappen, mit dem sie Th. I. S. 189 nur zu vertraute Zusammenkünfte hält, entdeckt. Da man ihre Standhaftigkeit weder durch die Bestrafung ihres Liebhabers, noch durch Drohungen erschüttern kann, so soll sie gezwungen werden, einen unerträglichen Ritter zu heirathen. Aber gleich mit Anfang des *zweyten* Theils erscheint *Klarens* Vater, den man im Morgenlande glaubte, wie durch einen Theaterstreich; ja, der Leser soll gar die sehr unwahrscheinliche Mähre glauben, der Vater sey im ganzen ersten Bande unter der Maske eines Hauskapellans immer um die Seinigen gewesen. Ueber Wahrscheinlichkeit weiss sich der Vf. überhaupt sehr leicht wegzusetzen; er läfst *Klarens* Mutter, die im ersten Band starb, wieder leben, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, genau anzugeben, wie das zugegangen sey. Die glücklichen Begebenheiten für *Klaren* und ihren Geliebten häufen sich nun so schnell — wie es in Romanen zu geschehen pflegt. Der Knappe wird zum Ritter geschlagen, trägt in einem Turnier den Preis davon, wird mit seiner Schöne verbunden, und ist am Ende gar der Sohn eines Grafen. Desto unangenehmer ist es für den Leser, wenn nun S. 187 die Entführungen, und die Gefechte von neuem angehn. Die Kriegsgeschichten von mehrern Jahren, so abwechselnd auch das Kriegsglück dabey ist, machen die andre Hälfte des zweyten Theiles sehr langweilig, so wie der erste am Ende durch Digressionen in die alte Familiengeschichte gedehnt wird. Noch gut, dass der Vf. in beiden Theilen zuweilen einige Jahre überspringt! Lob verdient es im ersten Bande, dass der Vf. S. 151 die Art und Weise, wie wollüstige Schandbuben edle Frauen zu ihrem Willen zu zwingen suchen, nicht detaillirt hat; aber auch die Jungfernschändung im zweyten B. S. 334, und die gräfsliche Scene, wo die Geschändete sich im Wahnsinn den Hals abstürzt, hätte wegbleiben sollen.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kaven: *Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen.* 1797. *Erstes Bändchen.* VI u. 320 S. *Zweytes Bändchen.* 200 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine Sammlung von Geschichten grösseren und kleineren Umfangs, welche der Vf., so viel sich aus einem etwas verworrenen Vorbericht schliessen läfst, zum Besten der Menschheit zusammengetragen hat.

... n Leben *dem* besten Menschen be... ck, entspringt, wenn wir es nach ... tehung untersuchen, *gemeiniglich* aus dem ... n einer verfehlten Grundanlage und dem Ent„wurfe *seines* vermeynten Wohls *derer*, die ihn bil„deten. — Es würde überflüssig seyn, hierüber Be„weise zu führen, da selbst das mannichfaltige Ver„hältniss der *unvoraussehenden* Umstände, und unsere „Leidenschaften uns Drangsale and Uebel zu *erwirken* „vermögend sind." Deshalb will er nun Beyspiele aufstellen, und hofft, „vorliegende Geschichtserzäh„lungen werden vielleicht seiner vorläufigen Erinne„rung wenigstens in etwas entsprechen, wenn sie nicht „ganz als zwecklos und mit allgemeinem Missfallen „aufgenommen werden sollten." Da es wohl möglich ist, dass ein Schriftsteller die Menschheit erbaue oder ihr doch die Zeit vertreibe, sollte er sich auch gegen Orthographie und Grammatik, ja mitunter gegen die Logik versündigen, so wird es mit dem allgemeinen Missfallen freylich keine Noth haben. Auch verdienen einige dieser Erzählungen wirklich Beyfall, wie z. B. *Ulrike und Sophie*, wo in einer wahrscheinlichen Situation die Stärke und Schwäche des weiblichen Herzens recht natürlich und einfach dargestellt ist. Diese Geschichte scheint ein deutsches Original zu seyn, die übrigen sind meistens aus dem Französischen genommen. Viele derselben sind unbedeutend, manche verwerflich, wohin wir besonders *Wildenberg und Ernstthals Schicksale ihres Lebens* rechnen, die auf alle Weise eine höchst gemeine Feder verrathen. Von einer Schreibart wie folgende trifft man durch das ganze Buch Spuren an. B. 1. S. 6. „Jetzt nun schick„te es sich, dass ich mit der Fräulein Tochter des „mir gesetzten Vormunds in Bekanntschaft gerieth, zu „welches Zeit ein fürstlicher Prinz v. K** der eben „auf Reisen war, sich auf dessen Schlosse zugegen be„fand." — „Sie war ein Mädchen, an der sich die Na„tur auf *Jahrzehende* erschöpft hatte, und welche „bey ihrer wirklichen Schönheit von der *rechtschaf„fendsten* und edelsten Gemüthsart war." S. 8 heisst es von obigem fürstlichen Prinzen: „seine körperli„chen Reize *waren* in sehr geringem Grade, und „noch weit geringer waren seine *besitzenden* Eigen„schaften."

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Halle*, b. Ruff: *Schreiben an Herrn Nicolai'en über die Völkerstämme und Celtischen Namen in Deutschland*, von *J. C. C. Rüdiger'n*. 1797. 44 S. 8. Hr. R. kämpft mit siegreichen Waffen gegen Hn. Nicolai, der im 11ten und 12ten Theile seiner Reisebeschreibung eine Menge in Schwaben vorhandener eigener Namen aus dem Keltischen ableitet, selbst solche, die unstreitig ihre deutsche Abkunft auch dem Nichtkenner verrathen; z. B. *Hohen-Zollern*. Hr. Nic. findet das Wort *Hohen* im Keltischen, zusammengesetzt aus O (*Berg*) und Hen (*Spitze*). Das Studium des Kelt. Wörterbuchs von *Büllet* verleitet ihn zu Uebertreibungen, die er gewiss in der Folge selbst einsehen wird. Nach ähnlicher willkührlicher Art zu etymologisiren kann es wirklich nicht schwer fallen, in fast allen Sprachen der Erde Wörter nach Tausenden zu finden, welche die Keltische als ihr Eigenthum ansprechen dürften. Schwaben, so wie das ganze südliche Deutschland, hatte zwar Jahrhunderte hindurch Kelten zu Bewohnern, und in vielen aus den Alten bekannten Namen lassen sich die Spuren ihres Daseyns nicht verkennen; aber diese sind längst verwischt, wenn sie nicht etwa in einigen Gebirgen und Flüssen sich noch erhalten haben. Von der Donau ist wenigstens diess auffallend, dass sie genau so weit diesen Namen führte, als die Geschichte der Kelten Sitze an demselben reichen lässt; im östlichern Laufe hiess sie der Ister-Strom. Wenn also Hr. R. den zu raschen Gang des Hn. Nic. rügt, und zeigt, dass dessen Hauptführer Büllet zur keltischen Sprache gezogen habe, was auf keine Weise zu derselben gehört, z. B. das Irische, Biscayische, wenn er überhaupt auf das Gefährliche willkührlicher Ableitungen aufmerksam macht: so verdient er den vollen Dank des Publicums, um desto mehr, da sich ungebetene Nachahmer bey jedem Unfuge nur gar zu leicht einfinden. Nur müssen wir beynahe fürchten, Hr. R. möchte einst auf einem andern Weg in ähnliche Verirrungen kommen. Er verspricht in künftigen Abhandlungen die Entstehung der Hauptvölker und Sprachen aus der Wiege des Menschengeschlechts, dem hohen Asien, zu zeigen, und giebt schon hier einen Vorschmack davon; findet es unter andern nicht unwahrscheinlich, dass die Negern der Goldküste mit den Biscayern in Spanien gemeinschaftliche Abstammung, oder wenigstens gemeinschaftliche Sprache haben. Vielleicht wird es noch ungleich schwerer auf diesem Wege keine Blössen zu geben, willkührlich angenommene Sätze nicht als Gewissheit anzusetzen, der Geschichte nicht zu widersprechen, oder sie nach Belieben zu drehen, bis sie zum System passt, oder neuere Sprachen an die Stelle älterer zu setzen. Ein Sprachforscher wie Hr. R., den wir zugleich als einen Mann kennen, dessen Sache Hypothesensucht nicht ist, wird indessen gewiss nicht vor die Augen des Publicums treten, bis er sich von der Wahrheit seiner Behauptungen versichert hat. Noch eins. Die Art des Vortrags in dieser Abhandlung, oder in diesem Sendschreiben, gefällt uns nicht. Er macht Ansprüche, und zuweilen glückliche Ansprüche auf Witz und Laune, verliert sich aber auch nicht selten in das Niedrige. Sollte wohl Hr. R. nach längerer Ueberlegung folgende Stelle S. 10 seiner würdig halten? „Erlauben Sie mir immer freymüthig zu sagen, dass sie „in Büllets Hasenfett zwar nicht, aber doch ein wenig in den „Schmutz Celtischer Wortfügung getreten und sich damit ver„unreinigt haben, welches ich denn als Deutscher Grenzwärter „in dem Siechhause gegen das Ausland mit der Bürste fein säu„berlich abnehmen muss."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. October 1797.

GESCHICHTE.

Hermannstadt, (Cibinii) b. Hochmeister: *Scriptores rerum Transsilvanarum*, cura et opera Societatis Philohistorum Transsilvaniae editi et illustrati. Tomi I. Vol. I. complexum *Christiani Schesaei Ruinas Pannonicas adcurante Josepho Carolo Eder*.

Auch unter dem besondern Titel:

Christiani Schesaei Saxonis Transsilvani Ruinae Pannonicae libri quatuor, statum Rei publicae et Religionis in Ungaria et Transsilvania temporibus Johannis Sig. Zapolya complexi ex editione Wittemberg. ann. 1581. recusi. Accesserunt nunc Notitia literaria de Schesaeo; Notae deinde et Excursus ad historiam et jus Publicum Transsilvaniae adtinentes cum indice critico duplici: opera *Josephi Caroli Eder*, Scholae Normalis Cibiniensis Directoris, 300 S. 4. (Pränumerationsp. 1 Guld.)

So wie der nach Herstellung der 1780ger Verfassung, im Jahr 1799 abgehaltene Ungrische Reichstag, durch die während demselben so sichtbar gewordene Reibung der Köpfe und behauptete Presfreyheit, auf die Literatur den vortheilhaftesten ephemerischen Einfluss durch Hervorbringung einer Menge sehr freymüthiger Flugschriften gehabt, jedoch aber im Grunde nichts Bleibendgutes für die Literatur gestiftet, sondern alles an die hernach mit so wenig Erfolg abgehaltene Deputation im Studienwesen verwiesen, und durch Mangel eines Gesetzes zur Feststellung einer geordneten Presfreyheit, das düstere Schweigen vorbereitet hat, welches jetzt im Ganzen wieder unter den Ungrischen Schriftstellern herscht: so hat hingegen der zu gleicher Zeit abgehaltene, an Flugschriften eben auch nicht arme Siebenbürgische Landtag, den ersten wiederauflebenden Enthusiasmus für Ungrische Sprache und Vaterlandskunde, mit wesentlichem Vortheil der Literatur und des Landes benutzt, und demselben eine bestimmte, schöne, zweckmäsige Richtung gegeben. Durch die vom K. Gubernator Grafen v. Bánffy unterstützte Bemühung eines sehr thätigen Mannes, Hn. Georg v. Aranka, jetzt wirklichen Beysitzers der K. Gerichtstafel in Marus Vásárhely, entstand eine Gesellschaft zur Beförderung der inländischen Gelehrsamkeit, welche in Rücksicht auf die Mitglieder in zwey Klassen, nämlich in Mäcenaten, die jährlich einen geringen Beytrag zur Aufrechthaltung des Instituts zusagten, und in Mitarbeiter, in Rücksicht des Gegenstandes aber ebenfalls in zwey Zweige, in die Gesellschaft für vaterländische Sprachkunde, und für den Vortrag der Wissenschaften in Ungrischer Sprache — und in die Gesellschaft für Siebenbürgische Geschichtskunde zerfiel. Einheit in beiden Classen und Zweigen, ward durch Ernennung eines gemeinschaftlichen Präsidenten in der Person des in dieser Rücksicht sehr schätzbaren Grafen v. Bánffy, welchem dieser erste Theil der Scriptorum mit Recht zugeeignet worden ist, und eines gemeinschaftlichen Secretärs in der Person des Georg v. Aranka erhalten. Dem Vernehmen nach soll die Abtheilung für die Ungrische Literatur bereits angefangen haben, ein Journal in Ungrischer Sprache, und in demselben die schon zahlreich eingelaufenen Aufsätze ihrer Mitglieder herauszugeben. Für jetzt giebt uns vorliegendes Buch die nächste Veranlassung: von der sogenannten *Societas Philohistorum* zu sprechen. Diese hat den vortrefflichen Gedanken gefasst: vor allen andern die Quellen zu öffnen, woraus Geschichte zu schöpfen ist, nämlich die so zahlreichen noch in Handschriften liegenden Geschichtschreiber von Siebenbürgen, und dessen Nationalfürsten seit dem XVI Jahrhundert ans Licht zu befördern. Zu dem Ende ward ein Verzeichniss von allen solchen Handschriften, so viel man deren besass, oder auch nur wenigstens dem Titel nach kannte, aufgenommen, und durch den Druck bekannt gemacht, auch unter die Ungrischen Literatoren *Pray*, *Kovachich*, *Keler*, *Katona*, *Engel* u. s. w. vertheilt, um von diesen noch Zusätze und Berichtigungen zu erhalten. Unter den Mitarbeitern, denen die Hauptredaction und Herausgabe der Schriftsteller anvertraut wurde, zeichnet sich Hr. *Eder* sehr vortheilhaft aus. Dieser rüstige Mann, ein ehemaliger Jesuit, jedoch wie es scheint, von der gröbern Unduldsamkeit und dem fanatischem Geiste dieses Ordens nicht angesteckt, hat sich als einen eifrigen, in manchen Stücken aber freylich voreiligen, Geschichtsforscher bekannt gemacht, und zwar durch folgende Schriften. a) *Supplex libellus Valachorum cum notis historico — criticis J. C. E. Cibinii* 1791.; eine Schrift, die dem Vf. wenig Ehre gemacht hat, da sie, anstatt zur Emporhebung der Walachischen Nation durch mehrere Cultur die Hände zu bieten, vielmehr ein gewisses ironisches Lächeln über die dieserwegen gemachten Schritte der Walachischen Bischöfe und einiger Walachischen Edelleute zu verbreiten, und die Nation herabzuwürdigen sich bemüht. b) Versuch einer Darstellung des Zustandes von Siebenbürgen — in Ungrischer Sprache, eine Schrift, deren Anzeige wir uns für einen andern Ort vorbehalten. c) *Commentatio de origine et juribus Nationis Saxon.* Eine sehr schätzbare Arbeit. d) Mehrere

Aufsätze und Recensionen in der Siebenbürgischen Quartalschrift. —

Mit innigem Vergnügen sehen wir nun schon durch Hn. Eder's Fleiss den ersten Band der versprochenen Siebenbürgischen Schriftsteller erscheinen: nur wurden wir durch eine sehr wichtige Betrachtung, in dem reinen Genuss dieses Vergnügens gestört. Warum muss denn die Herausgabe von Siebenbürgischen historischen *Handschriften* mit dem *Schesaeus* anfangen, dessen Werk, metrisch geschrieben ist, in vielen poetischen Floskeln und Wendungen wenig neues (wie Parallelstellen aus gedruckten Schriftstellern beweisen,) für die Zeitgeschichte enthält, schon zu Wittenberg 1581 gedruckt, und in den Bibliotheken der Sammler für Ungrische Geschichte zu finden ist? Da es einerseits so schwer hält, in die glückliche Lage zu kommen, um sogenannte *Scriptores rerum Hung. et Trans.* herauszugeben, weil sich sehr selten Mäcenaten zu den Kosten verstehn, noch seltner Buchhändler sich damit befassen wollen, und der Pränumerationsweg, zumal zu den jetzigen Zeiten des gehemmten Geldumlaufs theils verhasst, theils wenig ergiebig, andererseits aber die Masse des Herauszugebenden so sehr gross ist: so muss die erste Foderung an einen jetzigen Herausgeber dahin gehen, dass er Platz gewinne, folglich Noten und Excurse und mit dem Wichtigsten zuerst hervor eile. Nicht sich, — nein die Geschichte selbst soll ein solcher Mann ins Licht stellen. Wenn einst eine ganze Reihe von quellenmässigen Schriftstellern, und eine Sammlung von Urkunden (denn das zerstreute Liefern derselben ohne Zeitfolge und Zusammenhang in Excursen und Noten eines solchen Werks hat unsern Beyfall nicht ganz) dem Publicum zur Einsicht vorliegt: dann erläutert ein Schriftsteller den andern, dann können Noten und Excurse, die hiebey noch nöthig scheinen, viel kürzer werden, dann sind sie aber auch von mehr Gehalt und Zuverlässigkeit, und der Notenmacher selbst befindet sich nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit, dasjenige, was er in Noten und Excursen behauptet hat, hintendrein im sogenannten *Indice Critico*, (wie jetzt bey Hr. Eder Z. E. S. 296. geschieht) zu widerrufen. Wozu die ganz ausgeschriebenen Stellen aus dem allgemein bekannten *Thuanus*, aus den gedruckten Briefen des *Mich. Brutus*? Wozu die häufigen wörtlichen Anführungen, ja ein ganzer Gesang 249 – 266. als Bruchstück aus dem Ungrischen Geschichtschreiber oder vielmehr Sänger *Sebastian Tinódi*, dessen Werk: *Já nos Kiraly testamentoma* (Testament des Königs Joh. v. Zápolya.) zu Clausenburg 1577 ohnehin im Druck erschienen ist, und in Büchersammlungen aufbewahrt wird? Warum hat Hr. E. nicht lieber den Amtsbericht der von Ferd. I. zur Uebernahme von Siebenbürgen abgeschickten Commissäre *Georg Wernher* und *Paul Bornemissa*, über die Einkünfte dieses Fürstenthums vom J. 1552 herausgegeben, von welchem er selbst gesteht (S. 281.), dass dieses Aktenstück bey weitem das wichtigere über Siebenbürgen sey, was wir vom XVI Jahrhundert besitzen, und von welchem er eine vollständige Abschrift in Händen zu haben sich rühmt? Kann wohl die Herausgabe der Reime des Schesaus Predigers zu Mediasch (starb 1585.) damit hinlänglich entschuldigt werden: dass er die Zeiten des ersten Siebenbürgischen eigenen Nationalfürsten des Joh. Zápolya, nämlich die Begebenheiten der Jahre 1540 — 1571. beschreibt? Kann es wohl entschuldigt werden, dass uns Hr. E. meldet: es seyn noch sechs andere Bücher vom *Schesaeus* (*Ruinae Pannonicae alii libri sex.*) im J. 1584. an Stephan K. von Polen gesendet worden, ohne uns anzuzeigen, wo diese stecken, warum der Herausgeber sie nicht bekommen konnte, um sie den schon bekannten sechs erstern Büchern beyzudrucken, und so den Werth derselben zu erhöhen? — Doch man darf allerdings zufrieden seyn, wenn bey so wenigen Aufmunterungen, (über deren Wenigkeit Hr. E. selbst klagt) doch noch etwas für die Literatur durch Privatbetriebsamkeit geschieht. Vorzüglich kann man auch immer sich an der hier durch Hn. E's. Fleiss und Scharfsinn in Noten und Excursen gelieferten Ausbeute genügen lassen: sie ist so beträchtlich, dass kein Ungrischer und Siebenbürgischer Geschichtsforscher dieses Buch wohl entbehren kann.

Von noch ganz ungedruckten Urkunden findet sich hier:

- S. 13. ein Brief von Verboth an Georg Martinuss. von Constantinopel. d. d. 17 Oct. 1540.
- S. 64. Fragmente von Szekler Urkunden 1339. 1508.
- S. 84. Fragment. Vereinigung einiger Grossen Siebenbürgens mit den Sachsen zu Gunsten Ferdinands I. vom J. 1551.
- S. 161. Fragmente. Spuren Siebenbürgischer abgesonderter Landtäge vom J. 1470 et 1498. (jedoch meistens nur *ad videndas et intelligendas literas Regias.*)
- S. 165. Einladung der Sachsen zum Ungr. Reichstag vom J. 1457.
- S. 167. Aehnliche Einladungen von 1510. und 1521.
- S. 205. Beytritt des Woywoden, Bischoffs, und der Sachsen von Siebenbürgen zum Erbvertrag zwischen Ulad. II. und Max. vom J. 1492.
- S. 213. f) Auszüge aus Urkunden Clausenburg betreffend vom J. 1342. 1405. 1459. 1488. 1527.
- S. 217. f) Ganz abgedruckte Urkunden, vom J. 1458. 1465 und 1514. über eben diese Stadt.
- S. 226. f) Ueber Bistricz, und dessen altes Verhältniss zu dem übrigen Sächsischen Körper Urkunden v. Jahr 1303.
- S. 235. Fragment. Städtische Freyheiten von Moderu unter Ludw. I.
- S 238. *Comites Siculorum*, zugleich *Bistricienses et Brassovienses* aus Urkunden. 1355. 1462. 1463.
- S. 240. Urkunde über die Unveräusserlichkeit der Sächsischen Städte und Stühle v. J. 1453.
- S. 242. Verleihung des Bistritzer Schlosses an Mich. Szilagyi 1458.
- S. 244. Bestätigte Unveräusserlichkeit von Bistritz 1464 et 1464. 1474. (nebst einem Fragment von 1458.)

Die Excurse selbst verbreiten sich über folgende Gegenstände. I. Ueber die Szekler in Siebenbürgen. Nachdem Hr. E. die bisherige Ableitung des Namens Székely von Szekhely (Stuhlsort) ungenugthuend befunden hat: so bleibt er endlich bey jener Hypothese S. 296. stehen, nach welcher in alten Urkunden *Szekelii* überhaupt Gränzhüter auf den Bergen heissen sollen.

sollen. So hat schon *Sambucus* (am Ende seiner Herausgabe des Bonfinius) eine dieses bestätigende Urkunde von Bela (doch ohne Tag und Ort) bekannt gemacht; Palma will eine Urkunde des nämlichen Königs von gleichem Inhalt im Original gesehen haben, und Timon meldet uns: dass auf der Regetzer Herrschaft noch zu seiner Zeit Wald- und Berghütter *Szekelii* hiessen. Wir wollen diese Hypothese auf sich beruhen lassen, so lange wir nicht die Urkunden sehen, auf welche sich Sambucus und Palma beziehen; wegen der Möglichkeit, dass die Timonischen Waldhütter in Regetz und die *Sekelii* des Bela wirklich gebohrne Szekler gewesen seyn könnten, und wegen des Umstandes, weil Gränzhüter in alten Urkunden und Gesetzen gewöhnlich und dem Sprachgebrauch sehr angemessen *Eurii* genannt werden; wo hingegen das Wort *Sekelii*, für die Bedeutung von Wald- oder Gränzhütern, gar keine etymologische oder analogische Rechtfertigung aus der Ungrischen Sprache aufweisen kann. Was Wunder aber, wenn man über den Namen streitet: weiss man doch nicht einmal den Ursprung der Szekler! Pray hält sie für Nachkommen der Petschenegen, Thurotz aber für Abkömmlinge der Attilaischen Hunnen, die sich nach Palma in der Moldau aufhielten, und an die Arpadianischen Ungern anschlossen. — Hn. *E.* schüttelt zu beiden Behauptungen den Kopf, und weiss nichts besseres zu sagen. Rec. ist schon vor mehrern Jahren über diesen Punkt zur überzeugenden Gewissheit gelangt, indem er den Const. Porphyrog. und den Anonym. Belä Not. auf Veranlassung der *Comment. Jo. Christ. Engel de orig. Hungarorum Viennae* 1791. S. 116. mit einander verglich. Die Worte des erstern geben einen deutlichen Fingerzeig: er erzählt nämlich: dass, als die Ungern noch am Dnestr, Pruth und Sereth (d. h. in Atel Cusu) sassen, und so eben (gegen Swatopolk) ausser Landes gezogen waren, Simeon der Bulgare im Einverständnisse mit den Petschenegen ihr Land angegriffen, und diejenigen von der Nation, welche zur Bewachung dieses Landes zurück geblieben waren, verjagt habe. — Diese Verjagten flohen aus der obern Moldau, wie man sich leicht hinzu denken kann und muss, nirgends anders hin, als in die Berggegenden, welche heute noch das Szekler Land ausmachen, und Siebenbürgen von der Moldau scheiden. Welch ein Jubel war es nicht nach dem sehr umständlichen und glaubwürdigen Zeugnisse des Anonymus *Paulus Belä Not.* für die Ungern, als sie nach dem Eintritt ins heutige Ungern über die Carpathen und nach dem weitern Vordringen ins heutige Siebenbürgen, ihre vermissten hinterlassenen Brüder und Nationsverwandten auf diesen Bergen wiederfänden! Sie nannten sie bey dieser Gelegenheit wahrscheinlich Flüchtlinge (*Szökelyck* von *szökni* fliehen); daher der Name Székely durch die auch sonst sehr häufige Veränderung der Rechtschreibung. Doch Rec. behält sich die ausführlichere Darstellung und Apologie dieser Meynung an einem andern Orte vor. Nur kann er den Wunsch und die Hoffnung nicht bergen, dass durch nähere Aufklärung der Szeklerischen Alterthümer, auch für die Kentniss der älteren Verfassung und Eintheilung der Ungrischen Nation viel gewonnen werden möge! So z. E. meldet uns Hr. *E.* S. 65. aus Urkunden und aus der Handschrift eines gewissen Jo. Simenfalvi: dass sich die Szekler, nach alter Nomadischer Sitte, in sechs alte Geschlechter ehemals theilten, nämlich: *Halom, Eröslik, Jenö, Medgyes, Adorian*, und *Abrán*. Jedes Geschlecht spaltete sich weiter in Linien als z. E. das Geschlecht *Medgyes* hatte unter andern die Linien *Dudor*, und *Kyurth*; das Geschlecht *Halom* die *Linie Náznán*. — Aeusserst wichtige Angaben, wenn gleich Hr. *E.* ohne ihre Wichtigkeit zu ahnden, sie nur im Vorbeygehen anbringt. Denn nach *Constantinus Porphyr.* theilte sich die Ungrische Nation in acht Geschlechter, deren Namen zum Theil mit den Szeklerischen übereinstimmen, Z. E. *Megere* kommt überein mit *Medgyes*, *Genach* mit *Jenö*, *Tariani* mit *Adorián*. Wer weiss, wie die Szeklerische Linie *Kyurth*, mit dem Geschlecht des Const. Porph. *Curtugermati* zusammenhängt? Es wäre also der Geschichte ein wesentlicher Dienst geleistet, wenn Hr. *E.* diese genealogischen Aeste der Szekler Nation bis auf Stamm und Wurzel herab, und bis auf die kleinsten Zweige herauf mit Hülfe von Urkunden und Handschriften verfolgen wollte! Ueberhaupt ist die Szeklerische Nation ein eigenes schönes Phänomen für den Politiker und Geschichtsforscher. Eine ursprünglich freye und gleiche Nation, welche ihren Grund und Boden noch eher besass, als die Ungern nach Siebenbürgen kamen, welche also von keiner K. Schenkung und Caducitäts-Nachfolge des K. Fiscus, (*Jus Regium*), von keiner Unterthänigkeit wissen, oder wissen sollten, weil sie ein ursprüngliches selbst über das adliche Besitzthum erhabenes Recht auf ihren Grund und Boden haben. Ein Volk, bey dem nach der ursprünglichen Verfassung das unbewegliche Vermögen bloss auf den Sohn übergeht, beym Aussterben einer Familie der Nachbar erbt, und im Fall, dass nur eine Tochter übrig bleibt, dieser und ihrem Manne das Vermögen zufällt; so dass eine solche Erbin der Grammatik zu Trotze *Fuiteány*, (Sohn-Tochter) heisst. Ein Volk, das nach dem Berichte der Ferdinandischen Commissärs die Hauptverbindlichkeit mit dem Ungrischen Adel gemein hat, bey Defensionskriegen ins Feld zu ziehen. Ein Volk, bey dem sich eben dieses Kriegsdienstes wegen; so wie einst bey den freyen Republikanischen Griechen, die Eintheilung in *Equites (Primipilos Lófejek)* und *Pedites*, in Reuterey und Fussvolk (oder *Pyridarios*, Musketenträger) organisirt hat, weil nicht alle so reich und begütert waren, sich ein Pferd zu halten, und zu Pferde zu dienen. Daher die jährlichen Musterungen, *Lustra*, wie bey den Römern genannt; daher die Möglichkeit, bey mehrerem Vermögen aus der Classe der Fussgänger in jene der Ritter zu gelangen. Daher aber auch besondere Uebung gewisser reicher Familien in der Kriegskunst und Taktik; daher vorzügliche Geschicklichkeit derselben zu Officiers oder Generalsstellen; daher eine eigene dritte Classe der Officiere und Richter, (der *Elsök*, *Fönépek*, oder *Fö-*

Föföszékelyck, *Primores*, späterhin auch *Nobiles* genannt; man denkt an die Griechischen Archonten) welche mit Rücksicht auf Vermögensumstände aus den *Primipilis* gewählt wurden, weil diese Officiere besser equippirt, und mit mehr Dienern und Handpferden im Felde erscheinen mussten. Bey einem solchen Feldzug lebten die Szekler einen Monat lang auf eigene Kosten; nach Verlauf dieser Zeitfrist erhielten sie ihren Sold vom Landesherrn. — In Friedenszeiten mussten sie mit dreymaliger jährlicher Abwechselung 100 Reiter an den Königl. Hof zur Wache schicken; und so wie diese Last nur die Officiere und Reiter traf: so waren hingegen die Musketenträger verpflichtet, wegen des sicheren Genusses ihres Feldbaus und ihrer Viehzucht, jeder bey Gelegenheit der Krönung und Verheirathung des Königs, so wie bey Geburt eines Prinzen jedesmal einen Ochsen, dem das Kgl. Zeichen eingebrant ward (*Signatura boum, Oekörsüts*) abzugeben. Unter dem König Johann Zapolya wurde zuerst durch das Uebergewicht der Ungrischen und Sächsischen Nation mit Abschaffung beider letztern Lasten, den Szeklern ein bestimmter Beytrag eine Steuer in Geld aufgelegt. Durch diese Abgabe, wozu bloss die Officiere ihre Einwilligung gegeben hatten, und welcher sich doch dieselben durch Uebermacht entzogen, wurden die geldarmen Musketenträger genöthigt, sich unter den Schutz der Officiere und Primoren zu begeben, sich für Ansiedler auf den Gründen der Primoren zu erklären (*Földön lakó Székelyck*) und dadurch der Contribution zu entgehen. Bald aber wurden, durch Patricier-Uebermuth, aus Beschützern, befehlende Herren, welche noch mehr Abgaben, als der Landesfürst selbst foderten. Das freye sich fühlende Pyxidarier-Volk ertrug dieses nicht; sie erregten einen Aufstand zunächst gegen ihre sich über die Gebühr erhebende Nationalisten; der schlaue *Melchior Balassa*, Ferdinands I. Anhänger, gab aber hernach diesem Aufstande die Richtung gegen den Fürsten Johann Sigismund selbst; im J. 1562 versammleten sich die Pyxidarier zu *Székely Udvarhely* und schworen Tod oder Freyheit. Da es ihnen an geübten Anführen mangelte; so schlug sie *Ladislaus Radák* bey *Manes Vásárhely*, und *Gabriel Maylath* bey *Udvarhely*; die Anführer wurden hingerichtet, und zu Segesvár 1562 ein Landtag gehalten; in diesem wurden die *Primores* und *Equites* für Edelleute erkläret, denen die obigen Ansiedler, wie Unterthanen zu dienen hätten, wogegen die übrigen freyen Musketenträger, die sich als Ansiedler niemals angegeben hatten, gegen die beiden mächtigern Classen durch eigene Gesetze in Schutz genommen und nur ihre Verbindlichkeit zu Abgaben bestätigt wurde. So entstand durch Aristokratismus der erste Riss in der schönen freyen Szeklerischen Constitution. Nach manchen Abwechselungen grösserer oder geringerer Freyheit, riss unter den Fürsten *Bethlen*, *Rákótzy*, *Apaffi* die Gewohnheit ein, die tapfern Pyxidarier durch Adelsbriefe von der Contribution zu befreyen, hingegen diejenigen, die sich im Felde schlecht hielten, als Unterthanen zu verschenken. So kam persönlicher und begüterter Adel unter ein Volk, das seinem ersten Ursprung nach durchaus gleich und frey, älter und edler als der Ungrische Adel selbst war. Der 1750 eingeführte Contributionsfuss nach Kübeln und Eimern, und die 1764 nur in einigen Stühlen errichtete Szekler Gränzmilitz hat die ganze alte vortreffliche Verfassung zu einer unkenntlichen Carricatur verunstaltet. Diese Skizze schien uns für ausländische Leser des Ederischen *Schesäus* um so nöthiger, als sie sonst vieles, was Hr. E. nur in Ungrischer Sprache beygebracht hat, nicht verstünden.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Wahre Begebenheiten im romantischen Gewande von Jäger*. Erstes Bändchen. 1796. 390 S. (1 Rthlr.)

Das Buch enthält: Hedchen Hemler, eine Kriminalgeschichte, (ziemlich interessant.) — Sympathie und Antipathie — Geschichte der unglücklichen Gräfin von Seebach, (empfindsam) — Ländliche Familienscenen, (eine zusammenhängende Geschichte, aber keine Starkischen Gemälde) — der Kriminalprocess, Dialog und Erzählung (unterhaltend). Wenn der Vf. nicht in seiner Grundanlage etwas Fades hätte, so würde aus ihm vielleicht noch einer der bessern Schriftsteller geworden seyn.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen, gestochen von Sprinck und Hüllmann*, 8 Kupfertafeln 4. (ohne Text.)

Ein guter Theil dieser 27 verschiedenen Angaben von Leichensteinen und Grabdenkmälern, sind im edeln und reinen Geschmack erfunden, und artig gestochen. Rec. vermisst den Massstab, welcher unter einem jeden derselben hätte mitgetheilt werden können, um deren Ausführung zu erleichtern. Es ist zu wünschen, dass solche und ähnliche Angaben benutzt, und damit so unzähliche gothische Missgestalten von unsern Kirchhöfen und öffentlichen Begräbnissplätzen hinweggeschafft würden, welche sich, gleichsam als die hässlichen Schatten jener Verderber des guten Geschmacks, über den Gräbern der Todten erheben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. October 1797.

GESCHICHTE.

Hermannstadt, b. Hochmeister: *Scriptores Rerum Transsilvanarum* Tom. I. Vol. I. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. Ueber den Antheil Siebenbürgischer Stände an der gesetzgebenden Gewalt in ältern Zeiten unter Ungrischen Königen. Hiervon ist folgendes das Resultat. a) Nach den bisher bekannten Anzeigen erschienen nur der Woywode und der Bischoff von Siebenbürgen — auf den Ungrischen alten Reichstägen; aus den einzelnen Siebenbürgischen Comitaten ward niemand berufen, wenigstens sind *bis jetzt* keine solche *Regales* oder Berufungsschreiben bekannt. Seit 1457 findet man aber solche Berufungsschreiben an die Sächsischen Stühle, welche, nach den von Sigismund über den Bürgerstand festgesetzten Grundsätzen für *membra Coronae R. Ungariae* gehalten wurden. b) Zur Abfassung von Municipalaordnungen, welche aber den Ungrischen Reichsgesetzen nicht zuwider laufen durften, zur Anhörung der Kgl. Befehle, und zur Vertheilung der auf dem Ungrischen Reichstag bewilligten Subsidien hielten die Vojwoden von Zeit zu Zeit Landtäge zu Thorda. III. *Ueber den Beytritt der Siebenbürger zu dem Erbfolgevertrag zwischen Max. und Ulad. II.* vom J. 1492. Dieser Excursus bestehet aus blossen aus dem K. K. geheimen Hausarchiv genommenen, sehr schätzbaren, oben schon bezeichneten Urkunden. IV. *Von den alten Inwohnern der Stadt Clausenburg.* Diese theilten sich von jeher in zwey Gemeinden, in Deutsche und Ungern; in der Richterwahl wechselten beide Nationen jährlich ab, und weil in alten Zeiten die Sächsische Gemeinde das Uebergewicht hatte, so ward auch die Justizverfassung nach Sächsischem Fuss eingerichtet, und die Appellation nach Bistritz und weiter an den Herrmannstädter Gerichtsstuhl gestattet. Nie war jedoch Clausenburg eine ganz Sächsische Stadt in vollem Sinne, wurde auch nie unter die Sächsischen Stühle gerechnet; sondern stützte ihre Existenz als Freystadt auf eigene K. Privilegien. Nach der Reformation, und nach Ueberhandnehmung des Socinianismus ward die Zahl der Ungern in Clausenburg überwiegender. V. *Von der Ernennung und Abschaffung eines beständigen Grafen von Bistritz.* In die Ungrische Constitution waren folgende zwey Grundsätze der Bürgerlichen Freyheit innig hineingewebt. a) die Unveräusserlichkeit der freyen Städte; wobey sich die Könige öfters durch Grundprivilegien soweit die Hände banden, dass, wenn auch wirklich sie oder ihre Nachfolger sich zu einer Schenkung verleiten lassen wollten, diese Schenkung für ungültig angesehen, und derselben widersprochen, ja der Ausführung derselben Gewalt entgegen gesetzt werden sollte. Eine nöthige Vorsicht, bey der Uebermacht und dem Hofeinfluss des Adels! In diesem und keinem andern Sinn heissen die Städte *Peculium Regis* (d. h. unveräusserlich bloss dem König unterworfen) nur Aristokratismus verdreht dies, und nennt die Bürger Bauern des Königs. Nichts desto weniger haben wir an einigen Zipser Ortschaften, welche ehedem zu den XXIV. jetzt XVI. Städten *regalibus* gehörten, und an einigen Biharer Dörfern, welche ehedem zu den freyen Hayduken Flecken gezählt wurden, so wie an einigen Bischöfflichen und andern Städten und Flecken, Beyspiele, dass sie wirklich, trotz aller Unveräusserlichkeitsprivilegien verschenkt worden sind, dass sie den zu leistenden Widerstand in der Dunkelheit der Zeit verschliesen, und dass sie jetzt als Unterthanen (da sie doch ehedem freye unabhängige Leute waren,) — Robotten und Abgaben leisten müssen. b) Die eigene Wahl ihrer Beamten von den Gemeindegliedern bis auf den Richter, Bürgermeister, *Comes* oder Landgrafen. Ein bürgerlicher *Comes* (Landgraf) unterschied sich dadurch vom K. *Comes*, Burggraf, (weil er in einem Comitats-Hauptschloss wohnte) oder Obergespann, dass jener über die freyen Bürger durch Wahl, dieser über Adel und Bauern, die etwa im nämlichen Comitat mit einem bürgerlichen Corps vermischt wohnten, durch Kgl. Ernennung gesetzt war, und nur manchmal gemeinschaftlich mit dem Landgrafen, oder in Appellationsfällen bürgerliche Processe, worinn an ihn vom Landgrafengericht appellirt wurde, entschied. Die Bistritzer waren in grosser Gefahr, beider dieser bürgerlichen Vorrechte beraubt zu werden, als ums J. 1453. Johann von Hunyad vom Könige zum Grafen von Bistritz ernannt, und dieser letztere Sächsische District zu einer Grafschaft erhoben ward. Zwar ward hiedurch Hunyad kein Grundherr, und die Bistritzer keine Bauern; aber der bisher dem König bezahlte Zins sollte doch ihm bezahlt werden: und anstatt dass die Bistritzer von dem gemeinschaftlich gewählten Sächsischen Comes abhängen sollten, sahen sie sich schon ehedem wegen Beschützung der Gränzen dem zeitigen Grafen der Szekler (dem sie auch einen Zins zahlten) und jetzt auf einmal einem Erbgrafen unterworfen. Daher sagt auch Joh. Hunyad in einer eigenen Urkunde: er habe das *Dominium*, die Herrschaft über die Stadt und den District von Bistritz erlangt. Unter *Matthias Corvinus* brauchten die Bistritzer Gewalt gegen die Schlossbeamten ihres Erbgrafen

fen Mich. Szilagyi und erkauften sich vollends mit 6000 Goldgulden die Befugniss, das von Hunyad errichtete Schloss niederzureissen und aus den Steinen eine Mauer um die Stadt herum aufzuführen, so wie die Zurücksetzung der Stadt in ihre alten Freyheiten und die Erklärung (1474) dass sie nie mehr veräussert werden solle. VI. *Vom Tode des Stephan Lossontzi, in Temesvár.* Aus Tinódi. Merkwürdig für Ungrische Sprachforscher. Tinódi ist jedoch, wie schon oben bemerkt worden, einzeln gedruckt. VII. *Genealogische Tabelle der Familie Bánffy von Lossontz.* Kurz und gut.

Nun noch eine Nachlese von kleinern Anzeigen und Bemerkungen. Der Vf. verspricht uns S. 50. eine Geschichte der in Siebenbürgen ausgebreiteten kirchlichen und theologischen Neuerungen aus vielen noch nicht öffentlich bekannt gewordenen Urkunden; diese werden wohl alle Leser, die sich aus dem Bisherigen vom Fleisse und von den Kenntnissen des Verfassers einen Begriff gemacht haben, mit uns zugleich sehnlichst erwarten. S. 249. erklärt er den Namen Zips auf eine Art, wie Rec. ihn schon vor mehrern Jahren erklärt, und seine Meynung auch andern mitgetheilt hat: nämlich der Zins, den die neuen Flamländischen Ansiedler in Deutschland nach Hoche Untersuchung über die Niederländischen Colonien S. 92. 97. bezahlten, soll Zip geheissen haben. Wie wär es, wenn auch die Zipser Deutsche einen solchen Zins entrichtet, und daher den Namen Zipser erhalten hätten? Hieraus ist sodann das Ungrische *Szepes*, und das Lateinische *Scepusium* entstanden. Vor der Ankunft der Deutschen scheint dies gebürgigte Ländchen unbebaut und namenlos gewesen zu seyn.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Grieshammer: *Animadversiones et Lectiones ad Aristotelis libros tres Rhetoricorum*, scripsit *Joannes Severinus Vater.* Philos. Doct. A. A. L. L. M. Accedit Auctarium *Frid. Aug. Wolfii.* 1794. XVII und 217 S. 8.

Diese Anmerkungen über ein Werk, welches ehedem das Handbuch aller Humanisten war, seit dem XVI Jahrhundert aber, nur selten die Aufmerksamkeit eines Gelehrten auf sich gezogen hat, sind ein so schätzbarer kritischer Beytrag, als sich in neuern Zeiten keine andere ächte Schrift des *Aristoteles*, die Poetik ausgenommen, erhalten zu haben rühmen darf. Nach den Verdiensten, welche sich vornehmlich *Victorius* um die Wiederherstellung des Textes der Rhetorik gemacht hatte, sah man die Arbeit geraume Zeit hindurch entweder für geschlossen an, oder man war unbekümmert, wie weit sie gediehen sey; so dass man sich fast lediglich mit der Wiederholung dessen begnügte, was das sechzehnte Jahrhundert für die Kritik dieses in so vieler Rücksicht merkwürdigen Werkes gethan hatte. Ja auch nicht einmal jene, zum gemeinsamen Gebrauch aufgescheuerten Früchte, wurden vollständig und nach Verdienste benutzt. Von *Muret's* zahlreichen Verbesserungen sind nicht einmal diejenigen, welche er in seinen *Variis lectionibus* anführt, von *Sylburg* und dessen Nachfolgern mit Genauigkeit ausgezogen; noch viel weniger aber die Vermuthungen und Lesarten, die er bey der Uebersetzung der beiden ersten Bücher der Rhetorik befolgt hat, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Mehrere der neuern Herausgeber aber richteten ihre Blicke mehr auf den Inhalt als auf Worte; mehr auf die Wahrheit und Anwendbarkeit der Vorschriften des *Aristoteles*, als auf die Integrität und Richtigkeit des Textes; so dass sich die kritischen Verdienste von anderthalb Jahrhunderten leicht auf den Zuwachs von einem Dutzend gelungener Verbesserungen zurückbringen lassen möchten. Mit desto grösserm Vergnügen zeigen wir die vor uns liegenden Bemerkungen an, durch welche die Kritik des Textes der Rhetorik mit einemmal einen sehr bedeutenden Schritt zu ihrer Vollkommenheit gethan hat.

Die Absicht des Vf. ging weder auf die Verfertigung eines Commentars, noch einer vollständigen kritischen Sammlung, sondern zunächst auf die Berichtigung und Erläuterung verdorbner oder missverstandner Stellen, mit gänzlicher Uebergehung desjenigen, worinn er mit den vorigen Auslegern und Herausgebern zusammenstimmte. Indess verfuhr er hierbey nicht anders, als ob er es auf einen vollständigen kritischen Apparat abgesehn habe. Er verglich die ältesten Ausgaben — die *Edit. Trincavelli* und *Morelli* ausgenommen — den Scholiasten, welcher fast von allen Herausg. vernachlässigt, oder nur flüchtig benutzt worden war, und einige lateinische Uebersetzungen, vorzüglich die Muretische. Aus dem Vorrathe abweichender Lesarten, die sich durch diese Vergleichung ergaben, hat die Variantensammlung der Zweybrücker Ausgabe, deren Beschaffenheit vor kurzem in diesen Blättern beschrieben worden ist, eine so ansehnliche Menge von Zusätzen erhalten, dass sie nur erst mit diesem Supplemente als vollständig betrachtet werden kann.

Von diesen kritischen Beyträgen verdienen diejenigen, welche sich aus der Vergleichung der Muretischen Uebersetzung ergeben haben, in mehr als einer Rücksicht vorzügliche Auszeichnung. Wenn sie von der einen Seite nur ein Gewinn des Fleisses sind, so haben sie doch den Vf. so häufig zu eignen kritischen Untersuchungen veranlasst, und sind von ihm oft mit so scharfsinnigen Gründen unterstützt worden, das sich das Verdienst des Finders fast bis zu dem Verdienste eines Erfinders erhebt. Ein grosser, ja bey weitem der grösste Theil derselben besteht in der Bemerkung von fremden Zusätzen, welche in diesem Werke, so wie, der Bemerkung des Hn. Prof. Wolf (Auctar. p. 199.) zufolge, in allen Schriften, deren man sich als Compendien bediente, höchst zahlreich sind. Sogleich in den ersten Capiteln finden sich einige Stellen dieser Art. I. 1. 10. (die Paragraphen sind nach der Zweybrücker Ausgabe angegeben)

geben) läſst *Muretus* die Worte ἢ τῆς περὶ τὰ συναλλάγματα aus, wahrſcheinlich weil dieſer Art von gerichtlichen Verhandlung in der ganzen Rhetorik keine Erwähnung geſchieht. II. 14. καὶ ἐνδεχόμενα. 15. περὶ τὰ ἐνδεχόμενα καὶ ἄλλως ἔχειν. 20. ὥσπερ καὶ κατὰ τὴν διαλεκτικὴν μέθοδον τῶν συλλογισμῶν und gleich darauf τοὺς ἀκροατάς. Dieſe Stelle giebt zu einer ausführlichen kritiſchen Unterſuchung Veranlaſſung, welche von dem Vf. des *Auctarii* fortgeſetzt, und, wie es uns ſcheint, zu Ende gebracht wird. Im §. 21. verwirft der Vf. προτάσεις mit *Muretus*. Eine Auslaſſung dieſes ſcharfſinnigen Interpreten ſtellt, I. 6. 24. den unverſtändlichen Text wieder her, ὥσπερ καὶ Φαῦλοι, οὓς οἱ Φίλοι ψέγουσι καὶ οὓς οἱ ἐχθροὶ μὴ ψέγουσι — eine Stelle, welche der Vf. der Anmerkungen mit meiſterhafter dialektiſcher Kunſt von allen Seiten beleuchtet hat. Hr. Prof. *Wolf* iſt der Meynung, daſs wie im zweyten Gliede ἀγαθοί vor οὓς, ſo auch im erſten Φαῦλοι von der Hand eines Interpolators herrühren. Schwerlich dürfte man gegen dieſe Vermuthung etwas erhebliches einwenden können; ſo wie es auch L. II. 2. 1. wahrſcheinlich iſt, daſs, auſser den von *Muretus* verworfenen Worten αὐτῷ ἢ τῶν αὐτοῦ auch αὐτῷ vor ἐφίεται ein unächtes Einſchiebſel ſey. — Etwas miſslicher war es, in dieſer vortrefflichen, aber keinesweges wörtlichen, Ueberſetzung, die abweichenden Lesarten aufzuſpüren, denen *Muretus* auf die Autorität ſeiner Handſchriften oder nach eignen Vermuthungen gefolgt iſt; aber auch hier iſt es dem Vf. gelungen, einige Vermuthungen zu entdecken, die zugleich als wahre Berichtigungen des Textes betrachtet werden müſſen. Wir rechnen hierher L. II. 9. 11. ἀγαθὰς-ῶν τοῦ μὴ ἁρμόττοντος ſtatt μὴ τοῦ ἁρμ. 13. σπουδαῖοι οὐ τυγχάνουσιν ſtatt σπουδαῖοι τυγχ. 10. 1. μὴ ὅτι μή τι αὐτῷ wo die zweyte Negation fehlt. 23, 20. ἢ γένοιτο ſtatt εἰ μὴ γένοιτο. — Zu dieſer Art von Bereicherung des kritiſchen Apparats müſſen wir noch eine Anzahl von Vermuthungen neuerer Kritiker rechnen, unter denen die Verbeſſerung von *Toup* I. 11. 15. καὶ κιθαριστικάς ſtatt ἐριστικάς, unſers Bedünkens, den erſten Platz verdient. In demſelben Capitel §. 23. wo der Vf. *Twining's* Conjectur μιμούμενον ſtatt μεμιμημένον anführt, lieſt *Tyrwhitt ad Ariſtot. Poet.* p. 136. auf die nämliche Weiſe; eine Uebereinſtimmung, die uns doch nicht bewegt, dieſe Verbeſſerung Hn. *Vaters* leichterer Umänderung der Nominativen γραφική, ἀνδριαντοποιία und ποιητική, in den Ablativum vorzuziehn. Einer andern etwas kühnen Conjectur L. III. 8. 4. σεμνὸς, ἀλλὰ λεκτικῆς ἁρμονίας δεόμενος, auf welche *Madius* zuerſt verfallen iſt, dürfte vielleicht die zufällige Einſtimmung deſſelben ſcharfſinnigen Kritikers, am a. O. p. 137. ein gröſseres Gewicht verſchaffen.

Die eignen Verbeſſerungen des Vf. tragen faſt insgeſammt alle Merkmale kritiſcher Evidenz. Sie ſind eben ſo wohl Früchte eines glücklichen Scharfſinns, einer genauen Bekanntſchaft mit dem Geiſte und der Sprache des *Ariſtoteles*, und eines reiflichen Nachdenkens. Ohne alle Wege der Erklärung verſucht, den Zuſammenhang des Ganzen, den Sinn der einzelnen Sätze, die grammatiſche Verbindung und Währung der Wörter mit aller Schärfe eines gewandten Erklärers geprüft zu haben, wagt der Vf. keine Conjectur. Bey dieſem Verfahren aber gewinnt der Leſer auch da, wo er vielleicht nicht in die Vermuthung einſtimmt, an deutlicher Einſicht; und die Erörterung der Schwierigkeiten ſelbſt iſt auch da, wo ſie nicht aus dem Wege geräumt werden können, wichtig und fruchtbar. Als Beyſpiele ſolcher Erörterungen, mögen die Anmerkungen zu I. 9. 33. und II. 18. 1. gelten, welche ſtatt vieler dienen können, das Verfahren des Vfs. kenntlich zu machen. Wie er den Zuſammenhang ganzer Abſchnitte aufhellt, und den Sinn wichtiger Kunſtwörter erläutert, kann aus der Anmerkung S. 16—24. erkannt werden. Wir wollen hier nur einige wenige Verbeſſerungen anführen, die uns vorzüglich beyfallswerth zu ſeyn ſcheinen. I. 7. 40. διὸ τὸ πλουτεῖν καὶ δοκεῖν (ut Veneta) φανείη ἂν μεῖζον ἀγαθὸν τοῦ μὴ δοκεῖν ſtatt des gewöhnlichen διὸ τὸ πλουτεῖν φανείη ἂν μεῖζον ἀγαθὸν τοῦ δοκεῖν. Zugleich aber glaubt der Vf., daſs dieſe Worte ehemals im §. 37. nach ἢ δοκεῖν βούλονται geleſen worden. Beide Vermuthungen bekräftigt der Scholiaſt. Sehr glücklich wird I. 9. 18. καὶ δι' Ἁρμοδίου ſt. καὶ Ἁρμ. geleſen und εὕρηται aus dem Vorhergehenden ſuppliſt. II. 2. 18. μὴ προσηκόντως, wie im Anfange des Capitels, ſtatt μὴ προσήκοντες. II. 5. 21. wird der ganze Satz θαρραλέον — ἀδικουμένοις als unächt verworfen; ſo wie II. 7. 1. χάρις in der Definition höchſt wahrſcheinlich unächt iſt. II. 10. 7. οὗτοι, οἱ ἐγγὺς καὶ ὅμοιοι, wo der Artikel fehlt; eben ſo wie II. 16. wo von der Hand eines andern Kritikers ὑπερήφανοι, οἱ (οἱ vulgo abeſt) πάσχοντές τι wiederhergeſtellt worden iſt. II. 23. 4. wird dem Sinne durch eine Verſetzung der Worte glücklich aufgeholfen, ἐκ τοῦ, εἰ τὸ μᾶλλον (vulg. ἧττον) ὑπάρχει, καὶ τὸ ἧττον (vulg. μᾶλλον) ὑπάρχει. Die L. I. 8. 5. bemerkte lückenhafte Stelle kann vielleicht aus *Ariſtot. Polit.* V. 10. p. 351. ed. *Conring.* ergänzt werden, ob ſich ſchon hier keine Vermuthung denken läſst, welche mit Sicherheit für die wahre Lesart gehalten werden könnte. Dem Sinn angemeſſen wäre etwa: βασιλείας δὲ φυλακή, τυραννίδος δὲ ἰδία ὠφέλεια.

Ein Theil dieſer Anmerkungen iſt der Prüfung und Sichtung der Erklärungen und Conjecturen voriger Herausgeber gewidmet. Selbſt *Muretus* verfuhr bisweilen zu raſch, wie an mehrern Beyſpielen (I. 1. 3. wo M. ῥῆμα ſt. σῶμα vorſchlug. 11. wo er die Worte περὶ δὲ συλλογισμοῦ — μέρους τινος verwarf; u. a. m.) gezeigt wird. Wir brauchen kaum zu erinnern, daſs der Vf. hierbey mit eben der Behutſamkeit, mit welcher er ſeine Vermuthungen vorbereitet, und aller Beſcheidenheit zu Werke geht, welche auf der einen Seite das Anſehn des *Ariſtoteles*, auf der andern die Achtung gegen fremdes Verdienſt und die Humanität überhaupt erheiſchte.

Als eine Frucht der Bemühungen des Vfs. um die Rhetorik können wir den Anhang von Anmerkungen

kungen betrachten, mit denen sein Lehrer und Freund, Hr. Prof. *Wolf*, diese Arbeit vermehrt und geschmückt hat. Ein Theil derselben kann als eine weitere Fortsetzung der Untersuchungen des Vfs. angesehn werden, wo der geübtere Kritiker dadurch, dass er nur noch einen Schritt weiter thut, das Ziel der Wahrheit erreicht; andere bemerken übersehene Schwierigkeiten; noch andere holen dasjenige nach, was dem Fleisse des Vfs. entgangen war. Auf wenigen Blättern viel Vortreffliches. Eben so leicht als schön ist I. 3. 2. die Verbesserung ὡς χείρονος ἀποτρέποι st. χεῖρον. 6. ὡς δ' ἄδικον st. ὡς οὐκ ἄδικον. II. 2. 14. ἐπειδὰν δὲ σφόδρα οἴωνται ὑπάρχειν ἐν ἑαυτοῖς oder αὐτοῖς statt ἐν τούτοις. III. 5. 7. ἔτι τάδε ποιεῖ σολοικίζειν, τὸ μὴ ἀποδιδόναι ἐὰν ἐπιζευγνύῃς, ἀμφοῖν ὃ ἁρμόττει. und L. III. 19. sin. τελευτῇ δὲ τῆς λέξεως statt τελευτή.

Frankfurt a. M. b. Hermann: *Sammlung der neusten Uebersetzungen der römischen Prosaiker* mit erläuternden Anmerkungen. *Zwölfter Theil; siebenter Band.*

Auch unter dem Titel:

Des Titus Livius aus Padua Römische Geschichte, was davon auf unsere Zeiten gekommen ist. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. P. Ostertag*. *Siebenter Band.* 1796. 460 S. 8.

Dieser Band enthält die Uebersetzung von vier Büchern, vom XXXII – XXXV. incl. im Ganzen ziemlich in derselben Manier, welche wir bey der Anzeige der ersten Bände charakterisirt haben. Indessen scheint es uns doch, als ob hier etwas mehr Sorgfalt und Fleiss auf den Ausdruck gewendet worden sey. Etwas mehr; aber doch nicht so viel, als der beredteste und anmuthigste aller römischen Geschichtschreiber verdient hätte; oder auch nur so viel, als erfoderlich wäre, um den Beyfall gebildeter und ihrer Sprache kündiger Leser erwerben zu können. Der häufige Gebrauch der Participien, die langen, öfter verschränkten als verschlungenen Perioden, lassen uns nie vergessen, dass wir eine Uebersetzung und zwar eine Uebersetzung aus dem Lateinischen vor uns haben. Vielleicht dürfte zwar auch der sorgfältigste Uebersetzer nicht alle Spuren der Sprache, aus welcher er übersetzt, hinwegwischen können; aber auffallen muss es, dass Hr. P. O. die lateinischen Wendungen und Periodenverbindungen seiner Uebersetzung auch da aufdringt, wo eine getreuere Nachbildung des Originals ihr eine weit freyere und dem Genius unserer Sprache angemessenere Gestalt gegeben haben würde. Man vergleiche zum B. XXXII. 13. *Postero die — perennes habet;* mit der Uebersetzung S. 28. Ganz fehlerhaft sind folgende Stellen. XXXII. 19. Allein dem Könige selbst traueten sie wegen *dessen* Grausamkeit und Treulosigkeit wenig, und ohne auf *dessen* jetziges, den Zeitumständen angemessenes Betragen zu achten, sahen sie in ihm *nach geendigten Kriege* zum voraus einen sehr strengen Gebieter. C. 24. So ward der Consul Meister von der Stadt, *die* er plündern — und dann den Königlichen Truppen in der Burg, wenn sie das Gewehr strecken würden, freyen Abzug — *versprechen liess*. Einzelne Sprachfehler, wie: mit *minderen* Heeren; in dem *Herz* etc. fallen ebenfalls unangenehm auf. Hin und wieder scheint die Uebersetzung auch in Rücksicht auf den Sinn einer Verbesserung bedürftig zu seyn. L. XXXII. 11. können die Worte *cum magis vellet credere, quam auderet (credere scil.)* nicht übersetzt werden: „*Bey allem Zutrauen* wollte der Consul anfänglich doch nichts wagen;" denn das Anerbieten war so, dass er ihm kaum trauen durfte, so sehr er auch wünschte, ihm trauen zu dürfen. Cap. 18. „Bey diesem schlechten Fortgang der Belagerung war dem Consul die nachtheilige *Vergleichung* der beiderseitigen Truppen und Waffen sehr unangenehm." Dieses giebt keinen Sinn. Offenbar ist hier *comparatio* in der Bedeutung zu nehmen, wo es von Fechtern, die einander gewachsen sind, gebraucht wird. Cap. 22. — „So war also zu einer gültigen Versammlung nur noch ein Tag übrig, *an welchem* die Gemüther dergestalt in Hitze geriethen." — Das, was kurz darauf folgt, lehrt hinlänglich, dass diese Uebersetzung unrichtig sey, auch ohne Zuziehung des Originals: *Supererat unus justi concilii dies, in quem adeo exarsere studia.* — Man würde sich hier vergeblich bemühn, die Kürze des Originals ohne Undeutlichkeit nachzubilden; aber vielleicht könnte es heissen: *das was an diesem Tage bevorstand*, brachte die Gemüther so in Bewegung. — Die verdorbene Stelle XXXII. 5. *Macedonum animos sibi conciliavit cum Heraclide. nam cum eum maximae invidiae sibi esse cerneret, multis criminibus oneratum in vincula conjecit*, sucht Hr. O. dadurch zu retten, dass er annimmt, *cum* zeige hier eine Bedingung an, und müsse durch *vermittelst* übersetzt werden. Wir können nicht finden, dass dieses einen sehr bequemen Sinn gebe; noch haben wir uns überhaupt von der Integrität überzeugen können. Ein Versuch, sie wieder herzustellen ist in *Jacobs Animadvers. in Euripidem p.* 198. gemacht, wo — *cum Heraclidem amicum, quem maximae. — conjiceret*, verbessert wird. Vielleicht könnte man auch mit einer geringern Veränderung lesen, — *sibi conciliavit, Heraclidem amicum, cum eum m, i. sibi esse cerneret, m. c. o. in v. conjiciens*, welches der Sprache des Livius angemessen scheint. — Die Anmerkungen, welche den Text begleiten, sind nicht immer in dem besten Geschmack. Da wo von dem Demiurgen der Achäer die Rede ist, S. 55. heisst es: „Δημιουργος ein Werkmeister, ein Künstler. So nennten einige Weltweisen die Gottheit. Hier bezeichnet dies Wort einen τα δημοσια εργαζομενον *qui negotia ad rem publicam pertinentia curat atque administrat.* Dergleichen sind die Generalstaaten im Haag. Bey dem Aristophanes heisst auch dieses Wort, eine Ehestifterin προμνήστρια."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. October 1797.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Sammlung einiger Urkunden und Actenstücke zur neuesten wirtembergischen Geschichte,* herausgegeben von *L. T. Spittler.* 1792. 248 S. *Zweyte Sammlung einiger Urkunden und Actenstücke* etc. 1796. 510 S. 8.

Beide Sammlungen sind zur Kenntniss der wirtembergischen Geschichte und des wirtembergischen Staatsrechts überaus wichtig, und verdienen den lebhaftesten Dank des historischen und staatswissenschaftlichen Publicums. Sie enthalten lauter bisher ungedruckte Stücke, einige wenige ausgenommen, die theils der Verbindung wegen wiederholt werden mussten, theils aber auch so gut als ungedruckt waren, weil sie nur in einem kleinen Kreis von Personen circulirten. Wo die Publicität auf irgend eine Weise bedenklich scheinen konnte, da unterblieb die Bekanntmachung. Eben daher hat Hr. *Sp.* zwar das erste reichshofräthliche *Votum ad Imperatorem,* welches bey Schliessung des neuesten wirtembergischen Erbvergleichs erstattet wurde, weggelassen; aber er konnte sich nicht überwinden, auch das zweyte, in eben dieser Sache erstattete, reichshofräthliche Gutachten zurück zu behalten, weil es für die Exegese jenes Fundamentalgesetzes unentbehrlich ist. Wenn wird doch einmal die Nothwendigkeit aufhören, die Publicität zu scheuen, und Sachen zu verheimlichen, die für das allgemeine Wohl eines Staats so manches Interesse haben!

Die *erste Sammlung* liefert folgende Urkunden und Actenstücke, die auf das Familienrecht dieses Fürstenhauses und auf die Verfassung des wirtembergisches Landes einen sichtbaren Einfluss haben: I) *Kaiser Carls VII. Bestätigung aller Privilegien und Freyheiten der wirtembergischen Landschaft und der Universität Tübingen.* Frankfurt den 4ten November 1743. II) *Herzog Carls Confirmatio Privilegiorum et Reversalium.* Stuttgart den 23ten Merz 1744. III) *Herzog Carls Versicherung und Reversalien wegen des 1749 zu Ludewigsburg gehaltenen Frohnleichnamsfestes und Hinwegnahme zweyer Proselyten insonderheit, als auch wegen beständiger Vesthaltung der Landesgrundverfassung in ecclesiasticis et politicis überhaupt.* Bayreuth den 30ten Junii 1756 nebst zugehörigen Stücken. Der Herzog versprach seinen Landständen, dass künftig dergleichen Processionen in dem Herzogthum nicht mehr gehalten, und was den *Statum religionis* betrifft, es bey dem westphälischen Friedensschluss unabänderlich bleiben sollte." Zu dieser Urkunde gehöret das, jener Sache wegen, *in Conferentia Evangelicorum* auf dem Reichstage zu Regensburg abgefasste *Conclusum* vom 29ten Jul. 1750. IV) *Vergleich zwischen Wirtemberg und Zwifalten.* Stuttgard den 13ten und Zwifalten den 30ten April 1750. Dieser Vertrag endigte einen 200jährigen Streit, und hob das Territorialband zwischen beiden Contrahenten auf, dergestalt, dass Zweifalten zu einen unmittelbaren Kreisstand erhoben wurde. V) *Eheberedung Herzog Friedrich Eugens von Wirtemberg mit der Prinzessin Friederike Dorothea Sophia von Brandenburg.* Berlin den 23ten Novbr. Schwed den 24ten Nov. Stuttgardt den 15 December 1753. Vielleicht künftig der Fundamentalvertrag des ganzen regierenden Hauses. VI) *Instruction, Staat und Ordnung, wornach sich im Herzogthum Wirtemberg, bey der von 1713 bis 1741 fortgeführten Generalrevision des landschaftlichen Steuerfusses die ausgeschickten Commissarien und andere verpflichteten Steuersetzer zu verhalten haben.* Ein für die wirtembergische Statistik ungemein wichtiges Actenstück. Die Summe des Steuerertrages von allen Städten und Aemtern beläuft sich auf 167.398 Fl. 26 Kr. 2 Pf. und von den Hintersassen und Klöstern auf 16,370 Fl. VII) *Reichshofräthliches Votum ad Imperatorem in causa der wirtembergischen Landstände contra des Herrn Herzogs zu Wirtemberg Durchlaucht pto diversorum gravaminum nunc Transactionis.* 1770. Diese lehrreiche und interessante Schrift, die jedem Landstande zur Beherzigung zu empfehlen ist, enthält eine genaue Darstellung der sämmtlichen, in 6 Hauptklassen abgetheilten, landständischen Beschwerden, über deren gütliche Beylegung der Reichshofrath sein Gutachten erstattet. Was die S. 100 erwähnte *Clausulam salvatoriam* betrifft, wodurch die Befugnisse aller Interessenten und *Successorum,* die bey dem Vergleich nicht mit concurriret haben, verwahret werden; so erlediget sich solche nun von selbst, weil beide Brüder des Herzogs eine uneingeschränkte Acceptationsurkunde ausgestellet haben. VIII) *Vertrag zwischen Wirtemberg und Taxis, das Land- Kutschen- Fuhrwesen betreffend.* Stuttgardt den 13 Regensburg den 18ten Nov. 1775 mit den dazu gehörigen *Conferenzprotocoll.* Wenn man eine vollständige Sammlung der vielen Verträge hätte, die das fürstliche taxische Haus mit verschiedenen Reichsständen, wegen des Postwesens, geschlossen hat; so würde diese Materie manches Licht erhalten. X) *Vergleich des Herrn Herzog Carls mit seinen beiden Brüdern Herzog Ludwig Eugen und Herzog Friedrich Eugen,* den 11ten Februar 1780. Eine wichtige Urkunde, die zwar Hr. *Sp.* in seinem göttingischen Magazin bekannt gemacht

gemacht hat, aber des wiederholten Abdrucks um so viel würdiger war, weil sie mit dem sub Nr. XI. beygedruckten. XI) *Vergleich des Herzog Carls wegen Bezahlung der* (in 1,046,651 Fl. 40 Kr. bestandenen) *Eberhard Ludewigischen Schulden* von 10ten May 1780, in Verbindung stehet. XII) *Incorporationsrecess der neuerkauften Herrschaft Bonningheim*, d. d. Hohenheim den 17ten Junii 1786. Für den Steuerzuwachs, den die Landschaft durch diese Acquisition erhielt, übernahm sie, zur Abbezahlung der auf 463,000 Fl. sich belaufenden Böningheimer Kaufschillings-Capitalien, eine Concurrenzquotam von 200,000 Fl. Ausser den bisher bemerkten Urkunden und Actenstücken, liefert Hr. S. in einem *Anhang* noch einige wirtembergische Familienrecesse, worunter besonders der Vertrag Herzog Christophs mit seinem Oheim, Graf Georg, dem Stammvater des noch blühenden Hauses, von 1555 und die fürstbrüderlichen Vergleiche von 1717, 1618, und 1628, der Bekanntmachung würdig waren.

Die *zweyte Sammlung* enthält folgende Stücke: I) *Wirtemberg - Herzogthums gesammten Prälaten und Landstände contra den Herrn Herzog zu Wirtemberg puncto diversorum Gravaminum in specie puncto Confirmationis, Transactionis initae super Classe prima Gravaminum.* Diese Schrift macht nun mit dem in der ersten Sammlung Nr. VII. abgedruckten reichshofräthlichen *Voto ad Imperatorem*, ein Ganzes aus, und beide zusammen sind ein sehr brauchbarer Commentar zur Erläuterung des ganzen Erbvergleichs. II) *Königlich preussische Garantie des wirtembergischen Erbvergleichs;* Berlin den 10ten May 1771. III) *Kaufbrief über den, der Herzogin Louise von Meklenburg und ihrer Prinzessin Schwester, der verwählten Erbprinzessin von Schwarzburg Rudolstadt zustehenden Antheil an der Grafschaft Limburg - Geildorf, sammt den zugehörigen Separatartikeln.* Schwerin den 25ten October 1780. Für diesen limburgischen Landestheil und die damit verbundene Reichs - Kreis - und gräflich - fränkische Collegialstandschaft, zahlte der Herzog Carl von Wirtemberg zweyhundert und achttausend Gulden rheinische Währung. IV) *Kaufbrief über die Herrschaft Schmiedfeld*, Stuttgardt den 25 Octob. 1781, vermöge dessen die Herren Wild - und Rheingrafen und ihre Frau Schwestern die Herrschaft Schmiedfeld, als ihren gemeinschaftlichen Landesantheil an der Grafschaft Limburg, dem Herzoge von Wirtemberg um 375000 Fl. käuflich überliessen. V) *Kaufbrief über das gräflich Grönsfeldische Ein - in Drittheil an dem Amte Obersontheim in der Reichsgraf - und Herrschaft Limburg Sontheim;* Stuttgardt den 26ten Jan. 1782. Die gräflich gronsfeldische Relicten und Geschwister verkauften dem Herzog diesen Antheil um 98000 Fl. und 200 Ducaten Schlüsselgeld. VI u. VII) *Präliminartractat zwischen Pfalzbayern und Wirtemberg, den Salz - und Weinhandel auch andere commercialische Angelegenheiten betreffend;* München den 10ten September 1781. nebst der herzogl. wirtembergischen Ratification. VIII) *Additionalverständniss zu vorstehenden Vertrag gehörig*, von 12ten April 1782. IX) *Hauptvertrag zwischen Pfalzbayern und Wirtemberg, den Salz - und Weinhandel auch andere commercialische Verhältnisse betreffend;* München und Stuttgard den 16ten Jul. 1782. X) *Nachtragsconvention, zum geschlossenen Hauptvertrage gehörig*, den 1ten October 1782. XI) *Chausseerecess zwischen Pfalz und Wirtemberg*, als eine zum Commerztractat gehörige Acte den 16ten Dec. 1783. XII) *Convention mit dem Canton Craichgau*, wegen eines auf den pfalzwirtembergischen Commerztractat sich beziehenden Chausseebaues, den 19ten Dec. 1783. XIII) *Kayserliches Erhöhungsdiplom der Carlsakademie zur Universität.* Wien den 22ten Dec. 1781. Bey dem am 11ten Febr. 1782 gehaltenen Inaugurationsfeste erklärte der Herzog in einer besondern Anrede, dass dieses Actenstück noch zur Zeit statt des Stiftungsbriefs dienen sollte. XIV) *Schreiben des engern landschaftlichen Ausschusses an den stuttgardtischen Stadtmagistrat, zur Widerlegung der Prätensionen des Letztern an einen Platz im engen Ausschusse*, den 9ten Jul. 1793. Seit anderthalb hundert Jahren war es Sitte geworden, dass der engere landschaftliche Ausschuss, ehe er, nach dem Tode des stuttgardtischen Assessors, zur neuen Wahl schritt, vom Magistrat zu Stuttgardt sich Candidaten vorschlagen liess. Letzterer folgerte hieraus das Recht einer freyen Wahl und schlug 1793 einige Männer vor, aus denen der engere landschaftliche Ausschuss zu wählen Bedenken hatte und dem Magistrate seine Gründe dazu vorlegte. Er deducirte sehr deutlich, dass das landschaftliche Wahlrecht des engern Ausschusses völlig uneingeschränkt sey, und weder Stuttgardt noch irgend eine Municipalität des ganzen Landes rechtliche Ansprüche an eine Stelle im engern landschaftlichen Ausschusse habe. Diese gründliche Deduction, die hier zum erstenmal im Druck erscheinet, verbreitet über die wirtembergische landschaftliche Constitution ein grosses Licht, und verdiente sehr in diese Sammlung aufgenommen zu werden. XV) *Herzog Eberhards III. erneuerte und vermehrte Canzleyordnung* vom 1ten Sept. 1660. Ein Landesgesetz, welches noch nirgends gedruckt war, als in den Beckmannischen Beyträgen zur Oekonomie. Bey dem gegenwärtigen Abdruck ist eine gute Handschrift zum Grunde geleget. Ihre Grundlage machte Herzog Joh. Friedrichs Kanzleyordnung. XVI) *Abschied, mit dem vom ganzen Lande besonders bevollmächtigten grössern Ausschusse errichtet.* Stuttgardt den 14ten Sept. 1694. XVII) *Grössern Ausschusstags Abschied* von 31ten May 1735. Beide Abschiede sind als ein Paar, zur wirtembergischen Grundverfassung gehörige, Supplemente anzusehen. Auf dem durch den letztern Abschied beendigten grossen Ausschusstage ist es sehr gesetzwidrig zugeganzen. Man schickte herzogliche Commissarien an die Städte und Aemter und drang ihnen auf, wohin sie ihre Deputirten bevollmächtigen sollten. Selbst bey der Zusammenkunft ging es nicht ohne Drohungen ab, und die Deputirten mussten sich zu dem verstehen, was die Hofpartie haben wollte. Als 10 Monate hernach der Herzog Karl Alexander starb und andere rechtschaffene Männer an das Ruder kamen; so wurden auf dem, im Jahre 1739 gehaltenen, Landtage

tage die wichtigsten Punkte des Recesses vom Jahre 17?6 abgeändert. XVIII) *Zwey Vergleiche zwischen Herzog Karl Rudolf von Wirtemberg Neustadt und der verwittweten Herzogin Maria Augusta, Vormundschaft und Landesadministration betreffend, nebst dem zugehörigen Regierungsreglement für diese Periode der Administrationsregierung*, Stuttgard den 5ten Nov. und 18ten Dec. 1737. Beide Urkunden, wovon der Administrationsrecess nicht einmal unter den Beylagen der bekannten georgischen Deduction vollständig anzutreffen ist, erscheinen hier zum erstenmal in Druck. Den Beschluss dieser Sammlung macht ein, von Hn. *S.* gefertigter, *Entwurf der Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses;* eine Abhandlung, die mit der, ihrem Vf. eigenthümlichen Gründlichkeit und Einsicht bearbeitet ist und 157 Seiten enthält. Er erklärt sich in der Vorrede über die Absicht dieses Aufsatzes, der eine Geschichte des Corps und nicht der einzelnen Personen in sich fassen soll, auch Manches enthält, was der Lehre von den Landständen überhaupt einiges neue Licht verschaffen kann. Sehr lobenswürdig ist die Behutsamkeit, womit Hr. *S.* bey dieser Arbeit zu Werke gegangen ist. „Ich habe (sagt er) viel weggestrichen, was vielleicht hätte stehen bleiben sollen. Manche Stelle ist gemildert worden, die, mit voller unerschrockner Wahrheit gesagt, vielleicht viel gutes gethan hätte. — Unser Zeitalter ist entzündbar und die schriftstellerische Eigenliebe malt sich leicht die Täuschung vor, als ob ein Wort, mehr oder weniger gesagt, wenigstens noch mit hinzu wirken könnte, schon halb wach gewordene Empfindungen vollends zu wecken. Dass es aber nicht gut sey, wenn man jetzt weckt, was noch halb schläft, und dass die Momente dieses Wachwerdens — viel ängstlicher berechnet werden müssen als vor 10 Jahren, ist wohl kaum eine Frage." — Herzog Eberhard I rief 1482 zum erstenmale Deputirte von allen Städten und Aemtern zusammen, und liess sie für sich und ihre Nachkommen einen Eid schwören, dass die von ihm und seinen Vorfahren erworbenen Lande ungetheilt und ungeschwächt beysammen bleiben sollten. Seitdem waren nun die häufigern Zusammenkünfte dieser Deputirten unvermeidlich, und je schneller sich die Fälle, die die Grundveste des wirtembergischen Fürstenhauses zu erschüttern schienen, zutrugen; je leichter entstand eine Fertigkeit des Zusammenkommens. Hr. *S.* entwickelt hierauf die successive Ausbildung des Repräsentantencorps, nach ihren verschiedenen Formen und Einrichtungen, und streuet überall treffende und lehrreiche Bemerkungen ein, welche der Aufmerksamkeit des wirtembergischen Patrioten würdig sind. Von dieser, durch ihren Inhalt nicht weniger als durch ihre Ausführung, höchst interessanten Schrift können wir keinen Auszug geben, ohne das Ganze abzuschreiben; daher wir nur versichern, dass selbst Leser, denen die landschaftliche Verfassung des Herzogthums Wirtemberg nicht ganz unbekannt ist, die gegenwärtige Abhandlung mit Vergnügen lesen und nicht ohne belehrenden Unterricht aus den Händen legen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Des Herrn Ritters Pinetti de Merci physikalische Belustigungen* oder *Erklärung der sämmtlichen in Berlin angestellten Kunststücke desselben*, von *J. W. A. Kosmann* Prof. der mathemat. Wissenschaften und des deutschen Stils. Zweyter Theil. Mit einer Kupfertafel. 1797. 128 S. 8.

Man muss den Titel dieses Buches nur als einen Rahmen ansehen, in welchen der Vf. mehrere Kunststücke, die zu der natürlichen Magie gerechnet werden, zusammenfasst, von denen übrigens die wenigsten, ja fast kein einziges, vom Hn. Ritter *Pinetti* in Berlin ist angestellt worden. In der Vorrede sucht der Vf. das Zweckmässige seines Unternehmens zu zeigen. Er will Aberglauben ausrotten, Aufklärung unter seinen Zeitgenossen verbreiten. Einige Perioden hebt Rec. darum aus, weil ein *Lehrer der deutschen Sprache* sich solche Härten nicht müsste zu Schulden kommen lassen. — *Wie aber Dummheit und Aberglauben wieder einreissen, und jedem Schwindler den Weg bahnen, das Volk zu verführen und zu seinen Absichten zu benutzen; wie die Barbarey des finstern Zeitalters wieder einreisst; umnebelt auch alles, was Betrüger wollen, sogleich den Geist der Nation, lähmt es auch ihre(?) volle Kraft.* — *Muss* **nicht** *der uncultivirte unter uns dadurch nicht auf den Wahn gerathen, dass es um das ganze menschliche Wissen sehr schwach stehe, da man dadurch oft* **nicht einmal** *die Thaten eines* **Judenjungen** (ist der etwa *nothwendig* dümmer, als wenn er von christlichen Aeltern geboren wäre?) *zu enträthseln vermöge.* u. s. w. S. 15—26 *sind mit Kartenkunststücken* angefüllt, die um so weniger verdienten abgedruckt zu werden, da sie allgemein bekannt, und fast in allen Büchern ähnlicher Art enthalten sind. Eben das gilt von den *Rechenkunststücken* S. 26—37. S. 37—56 enthält Bemerkungen *über das Kunstkabinet und die optischen Vorstellungen des Herrn Enslen.* Zuerst sucht der Vf. die Frage zu entscheiden, ob Hr. *Enslen als wirklicher Künstler* die Achtung des Publicums verdiene. Hier wird unter andern Gründen auch folgender angeführt: *Dass die hiesige (Berliner) Gesellschaft naturforschender Freunde Herrn* **Enslen** *nicht nur zu ihren Sitzungen einlud, sondern ihm auch ungetheilten Beyfall gab, liess mich nun gleich vermuthen, dass ich obige Frage würde zu bejahen haben.* — Wäre dieses Argument beweisend, so müsste Hr. *Kosmann* auch den Ritter *Pinetti* als *wirklichen* Künstler anerkennen, indem ihm in dieser Rücksicht gleiche Ehre mit Hn. *Enslen* wiederfahren ist. Was die *Geistererscheinungen*, von denen S. 55 die Rede ist, betrifft; so kann sie Rec. nicht mit dem Vf. für *katoptrische*, sondern muss sie für *dioptrische* Wirkungen halten. Da Hr. K. selbst Lehrer der Mathematik ist, so wird er anerkennen müssen, dass Spiegel, mit denen man dergleichen Erscheinungen bewirken könnte, andre Schwierigkeiten ungerechnet, von einer so seltnen Grösse seyn müssten, dass sie fast noch mehr als die Versuche selbst, der Aufmerksamkeit des Physikers werth gewesen wären.

ren. Rec. hält sich vielmehr für überzeugt, dass die Hohlspiegel nur zur Erleuchtung des Objects dienten, die Vorstellung selbst aber durch eine Laterna magica *mit drey Gläsern* bewirkt wurde. Den Standpunkt des Künstlers mit dem Objecte, einer lebenden Person, muss man hiebey nothwendig auf dem Theater *vor dem Vorhange* (etwa in einem *schwarzen* nach der Seite der Zuschauer hin *aufs genauste* verschlossenen Kasten) annehmen. Uebrigens setzt die hiebey nöthige Erleuchtung des Objects, immer nicht gemeines Talent des Künstlers voraus. S. 65 *wird die Bereitung einer (?) dephlogistisirten Luft gelehrt.* Der Vf. empfiehlt dazu den Salpeter. Genauere Versuche haben gezeigt, dass dasjenige, was von dem in Lebensluft so sehr zunehmenden Leuchten der Johanniswürmchen S. 69 gesagt wird, ungegründet sey, so wie es falsch ist, dass der Phosphor in Lebensluft sich von selbst entzündet. Dieses findet nur dann statt, wann die Temperatur derselben 34° Far. beträgt. Auch giebt der Salpeter im Feuer keine fixe Luft, wenn er nicht mit Kohlenstaub verunreinigt ist, wohl aber einen Antheil Stickluft. Das übrige des Buches enthält die Beschreibung der Kunststücke, die ein Jude *Gabriel* in *Kopenhagen* gemacht hat. Durch die beygefügte Kupfertafel wird die Eintichtung des magnetischen Tisches, seine Verbindung mit mehreren unter dem Fussboden eines Zimmers angebrachten Magneten, und die dadurch zu bewirkenden Erscheinungen erläutert, auch wird das Verfahren angegeben, dessen man sich bey den *Ombres chinoises* bedienet.

Leipzig, b. Hilscher: *Mathematische und physikalische Erzählungen*, mit erläuternden Zusätzen und literarischen Anmerkungen für Alle welche Freunde obwohl nicht Kenner der Messkunst und Naturkunde sind. Von *Johann Gottlieb Schmidt* d. W. M. u. Lehrer der Mathematik an der Landschule zu Pforte. 1797. 371 S. 8.

Der Vf. liefert in dieser Schrift sieben und sechzig Erzählungen, welche er unter acht Abtheilungen gebracht hat. Die *erste dieser Abtheilungen* enthält Erzählungen, *welche Bewegung, Kraft und Gewicht;* die *zweyte, welche das Wasser betreffen.* Die *dritte* ist Erzählungen gewidmet welche von *Meteoren* handeln. Die *drey folgenden* Abtheilungen haben auf *Gegenstände der Optik* Beziehung; die *siebente* ist Erzählungen, welche *den Magnet* betreffen; die *achte* solchen Erzählungen gewidmet, *welche Beyspiele der Unwissenheit und des Aberglaubens in der Mathematik darlegen.* Der Zweck des Vf. ist nicht allein zu unterhalten, sondern auch zu belehren. In Anmerkungen werden sorgfältig die Titel derjenigen Schriften angegeben, aus welchen das angeführte Factum entlehnt worden ist. Da übrigens bey jeder Citation alle Titel, Würden und Aemter der Verfasser, und bey ausländischen Werken auch diese Umstände von den Uebersetzern angegeben werden, so entstehen an vielen Orten mehr Noten als Text, diese Umständlichkeiten müssten billig bey einer etwanigen Fortsetzung dieser Schrift vermieden werden. Einige Erzählungen haben auch zu wenig Autorität für sich. So giebt z. B. von dem *Logging Stone* in *Cornwallis* (S. 19), der durch einen Finger beweglich seyn, dem Stoss aber mit den Kräften des ganzen Körpers widerstehen soll, ausser *Shaw* kein Reisender Nachricht. Eben so unwahrscheinlich ist eine andre Nachricht von eben diesem Reisenden, dass er im Gebiete von *Tripolis* einige Teiche gefunden habe, deren Wasser so schwer war, *dass es wie Quecksilber bloss durch den Körper hindurchging!!* Oder wenn von dem persischen Schach *Nadir* gesagt wird (S. 33), dass, wenn er ferne Kriegsexpeditionen gehabt habe, er die grossen Kanonen in Stücke habe zersägen, und so auf Kameele und Maulesel packen lassen, an dem Orte hingegen wo er ihrer benöthigt war, sie aufs Neue habe giessen lassen. Interessant ist eine Bemerkung, die S. 85 mitgetheilt wird. Ein Freund des Vf. besass ein Barometer, in dem das Quecksilber bey Gewittern, am hellen Tage, ein starkes Licht von sich gab. Wenn nämlich ein Gewitter heraufzog, erschien über der Oberfläche des Quecksilbers ein hellleuchtendes Kügelchen, welches am Tage auch in der Entfernung von einigen Ellen vom Barometer konnte wahrgenommen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Handlungswissenschaft. *Frankfurt*, b. Zessler: *Tabelle für Kaufleute und Kapitalisten*, die ohne rechnen nöthig zu haben, *den Werth und das Verhältniss der Staatspapiere nach ihrem Verluste, ihren Zinsen, und verschiedenen Zahlungszeiten*, zu wissen wünschen. Nebst einer Anweisung zum Gebrauch dieser Tabelle und wie solche Berechnungen weiter anzustellen sind. Von *J. Stern.* 1796. 1 Bog. 8. nebst der Tabelle. (4 gr.) Zu wie viel Procent verinteressirt sich ein Kapital, wenn man dafür Papiere, die erst nach *a* Jahren bezahlt werden, mit *b* pro Cent Nachlass ankauft? Solche Fragen werden durch die Tabelle beantwortet, wenn *a* nicht grösser als 30, und *b* nicht grösser als 12 ist. Auch enthält die Tabelle noch ein paar Columnen, um Zinsen, welche erst nach mehrern Jahren zu heben sind, mit solchen zu vergleichen, die jährlich entrichtet werden. Aus der Einleitung kann man die Gründe abnehmen, nach welchen der Vf. gerechnet hat; und darnach mag jeder, der die Tafel brauchen will, beurtheilen, ob ihm für seinen Zweck Genüge geschehen. Wenigstens wird sie zu mancher vorläufigen, ungefähren Ueberschlagung gute Dienste leisten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. October 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Nicol: *An authentic Accont of an Embassy from the King of Great Brittain, to the Emperour of China* by Sir *George Staunton*. Vol. I. 518 S. Vol. II. 626 S. 4. nebst einem Bande in Fol. 44 Karten und Kupfertafeln enthaltend. 1797.

Mit aller typographischen Pracht und den herrlichsten Kupfern versehen, ist so eben die lange erwartete Reise der brittischen Gesandtschaft an den Kaiser von China erschienen: sie bestand aus dem Lord Macartney, Sir George Staunton, und einem zahlreichen Gefolge von Gelehrten, Seeleuten und andern Personen, unter denen auch Hr. Hüttner, ein Deutscher, war, dessen Verdienste bey dem ganzen Geschäfte an mehreren Orten gerühmt werden. Die Absicht der Gesandtschaft war, den Handel der Britten nach China zu erweitern, oder wenigstens ihn von den bisherigen Bedrückungen in Kanton zu befreyen, die unbekannte östliche Küste von China genauer zu untersuchen, und gelegentlich Japan, die Philippinen und die benachbarten Inseln näher zu erforschen. Diese ward, wie wir unten zeigen werden, zwar *nicht* ganz erfüllt; indessen glückte es doch dem Befehlshaber der Flotte einen beträchtlichen Theil der unbekannten chinesischen Gewässer, vorzüglich das gelbe Meer, aufs genaueste zu untersuchen. Da die Gesandschaft ferner einige Zeit in Peking verweilte, auch das ganze Reich von Norden nach Süden durchreisete; so gelang es ihr, in sofern nicht Unkunde der Sprache und die Eifersucht ihrer Begleiter Hindernisse verursachten, über den kaiserlichen Hof, den Zustand des Landes, die Lebensart der Einwohner, die Kriegsmacht, und andere chinesische Einrichtungen neue und sichere Nachrichten zu sammeln, und dadurch unsere bisherige Kenntniss von China zu erweitern, oder ältere Erfahrungen zu bestätigen. Auch über die Länder und Küsten, welche die Flotte, wie Madera, Teneriffa, die Inseln des grünen Vorgebirges, Macao etc. gelegentlich berührte, enthält das vor uns liegende Werk eine getreuere, mehr das Ganze umfassende, Uebersicht, als dessen Vorgänger uns zu geben im Stande waren, denen die Gelegenheit und Vorkenntnisse fehlten, das Merkwürdigste von diesen Kolonieen zu erfahren.

Sir Georg Staunton ist der Vf. dieser in jedem Betracht höchst interessanten Reisebeschreibung. Er hat dabey nicht nur seine eigenen Bemerkungen, sondern auch die Tagebücher seiner vornehmsten Begleiter benutzt, die jeder in ihrem Fache Beobachtungen anstellten. Oft hat er ihre eigenen Worte eingerückt, wie die nautischen Observationen des Sir Erasmus Gower, oder was der Gesandschaftsarzt Doctor Gillam über Gegenstände der Geogonie, Mineralogie etc. aufgeschrieben hatte. Ein eigentlicher Naturforscher befand sich unter den Begleitern nicht; aber zwey erfahrne Gärtner wurden mitgenommen, deren botanische Entdeckungen bey den Orten mitgetheilt sind, wo sie lange genug verweilten, um Excursionen anzustellen. So mannichfaltige Gegenstände sind in diesem Werke in ein treffliches Ganzes geordnet, das dem Leser alle grosen und kleinen Theile desselben sehr lebendig darstellt. Auf den Ausdruck hat der Vf. besondere Sorgfalt angewandt, der Stil ist correct und geschmeidig, und den Gegenständen angemessen.

Unsere Leser werden sich wahrscheinlich erinnern, dass bereits vor zwey Jahren Hr. Anderson, einer der geringern Reisegefährten, über die vielen neuen Gegenstände, die ihm unterwegs aufstiessen, seine Bemerkungen drucken liess. Man findet auch bey ihm einzelne Angaben, die wir in der vollständigen Reisebeschreibung vermissten. Manche hielt vielleicht Hr. *St.* nicht der Mühe werth in seinem Werke aufzunehmen, weil ein Schiffsunterofficier die Vorfälle anders, als die Gesandten ansah. Anderson war auch über den Zweck der Reise, die Ursachen welche ihn vereitelten, und was zwischen den Gesandten und den Mandarinen vorging, keinesweges unterrichtet. Verschiedene von ihm ins Publicum gebrachte Thatsachen sind ganz im falschen Lichte vorgestellt, und andere, die ein jeder Theilnehmer bemerken musste, von ihm übergangen. So erfährt man nicht einmal, in welchem chinesischen Hafen die Gesandtschaft landete, und dass dieser so weit gegen Norden auf einer bisher unbekannten Küsten, in der Nachbarschaft von Pekin belegen war. Nach ihm war die Stadt Chuson der Landungsplatz, der aber zu weit südwärts von dem Flusse Pei-ho liegt, wo die wirkliche Landung geschah. Chuson war blofs der Aufenthalt der Flotte, so lange der Gesandte am kaiserlichen Hofe verweilte.

Da die ganze Reise unternommen ward, den brittischen Handel in China, und die Schiffahrt in wenig bekannten Meeren zu erweitern, so wird eine kurze Nachricht über die Anfänge des brittischen Verkehrs mit China vorangeschickt. Vor 1634 war kein Schiff dieser Nation so weit gekommen, und damals schlossen erst einige Privatkaufleute einen Vertrag wegen des freyen Handels durch ganz Asien, mit dem portugiesischen Vicekönig in Goa. Bald hernach se-

gelten englische Fahrzeuge nach Kanton, die sich aber den Weg dahin mit Gewalt bahnen musten, weil die Portugiesen in Macao die unbekannten Handelsleute als einen Seeräuberschwarm verschrieen. Das eigentliche Jahr ihrer Ankunft ist nicht angegeben, ungeachtet Hr. *St.* das handschriftliche Tagebuch dieser Reise vor sich hatte. Der Handel blieb indess lange Zeit unbedeutend, und die Chinesen hatten für die Engländer keinen andern Namen, als rothköpfiges Volk. Wie in diesem Jahrhundert sich die Engländer mehr in Indien verbreiteten, und zu Hause der Verbrauch des Thees stieg, vermehrte sich der Handel mit China. England erhielt dorther zu Anfange dieses Jahrhunderts nur 50,000 Pfund, jetzt aber seit 1784 nahe an 20 Mill. Pfunde Thee. Während der kurzen Zeit, dass die Engländer Herren von Corsika waren, haben sie dort Theepflanzungen angelegt, die vermuthlich nach ihrem Abzuge eingegangen sind.

Während der Zurüstungen zu dieser weiten Reise, hatte der Hof grosse Mühe, jemand zu finden, der chinesisch verstand, um als Dolmetscher gebraucht zu werden. Die englischen Kaufleute, die in Canton gewesen waren, besasen geringe Kenntniss dieser Sprache, weil es verboten war, Fremde in der Landessprache zu unterrichten, und die dortigen Mäckler so viel von den fremden Sprachen verstehen, dass sie sich im Handel verständlich machen können. Weil sie aber den Buchstaben R nicht aussprechen können, so entstehen daraus die lächerlichsten Missverständnisse, wie *lice* für *rice*. Ueberhaupt ist auch der cantonsche Dialekt von dem von Pekin ganz verschieden. Man suchte sich also in Paris in der *Maison des Missions étrangères* Dolmetscher zu verschaffen. Allein hier fand man nur einen alten Mann, der seit 20 Jahren schon China verlassen, und die Sprache vergessen hatte. In Rom war die Nachfrage ebenfalls vergebens; doch erhielt man hier Empfehlungen an den Vorsteher des chinesischen Collegiums in Neapel, worinn junge Chinesen zu Geistlichen gebildet und in ihrer Muttersprache geübt werden, um hernach in ihrem Vaterlande die christliche Religion auszubreiten. Zwey von diesen Zöglingen machten wirklich die Reise mit, sie verstanden ausser ihrer Muttersprache nur Latein und Italienisch. Vor Abfahrt der Schiffe erhielt der Hof von Pekin Nachricht, dass eine brittische Gesandtschaft ankommen würde. Da der Kaiser von China mit einer solchen Sendung den Begriff der Huldigung oder Hoheitsanerkennung verbindet, so wurden alle Anstalten zu ihrem guten Empfange gemacht. Den 22. Sept. 1792 segelte der Gesandte von England ab und landete den 5. Aug. 1793 auf der chinesischen Küste. Auf dieser langen Reise besuchte die Flotte, um Erfrischungen einzunehmen, mehrere Häfen, landete aber auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung nicht. Funchal auf der Insel Madera war von diesen der erste Hafen. Madera ist 407 englische Quadratmeilen gross und zählt 80000 Einwohner. Von 25000 Pipen Wein, der jährlichen Aernte, wird die Hälfte ausgeführt. Vom sogenannten Malvasiermadera ist die Aernte geringer, und höchstens werden 500 Pipen gewonnen. Die reinen Einkünfte des Königs von der ganzen Insel betragen nach den Ausgaben etwa 8000 Gl. In Teneriffa wollten einige von der Reisegesellschaft den Pico besteigen; sie wurden aber durch Nebel, Kälte und Stürme gehindert seinen Gipfel zu erreichen. Früher war es einem dort angesessenen Engländer, Hn. Johnson, gelungen, dessen Beobachtungen hier eingerückt sind. Bey der Stadt Orotava ist ein Garten für mexikanische Gewächse angelegt, die man hernach nach Spanien verpflanzt. Auf den Capverdischen Inseln fand die Gesandtschaft das Land ganz von der Hitze versengt, und die Einwohner mit Hunger und Elend kämpfend, weil es dort beynahe in drey Jahren nicht geregnet hatte. Die meisten Flüsse und Bäche waren vertrocknet, und aller Handel war zerstört. Ausser dem Hafen Praya giebt es auf diesen Inseln mehrere sichere Häfen, die aber wegen ihrer Unbekanntschaft nicht besucht werden. Auf allen zwanzig Inseln leben höchstens 42,000 Einwohner.

Von hier steuerte die Flotte nach Rio Janeiro. Die Milde des Clima, die Schönheit der Stadt St. Sebastian und die dortige Betriebsamkeit werden sehr gerühmt. Alle Kramläden waren mit englischen Waaren angefüllt. Die Bekehrung der Indier liegt den dortigen Geistlichen wenig am Herzen. In dem botanischen Garten ward die Cochenille gepflegt. Das Insect nebst der Pflanze, auf welcher dasselbe lebt, wird ausführlich beschrieben, und durch ein besonderes Kupfer erläutert. Noch ist der Ertrag sehr geringe, und es werden jährlich nur 20 Pfund gewonnen. Allein in der Nachbarschaft der Stadt giebt es ansehnlichere Kopalerien. Von den 20,000 Sklaven, die jährlich aus Afrika nach Brasilien gebracht werden, erhält Rio 5000. Von jedem Sklaven muss in Angola bey der Abfahrt ein Zoll von 10,000 Reis (16 Rthlr. 16 gr.) bezahlt werden. Ein dortiger Franciscaner arbeitet an einer brasilischen Flora unter dem Titel: *Flora Fluminensis*. In Rio grande wächst trefflicher Wein; aber die Einwohner dürfen ihn nicht keltern, damit das Mutterland seinen Weinhandel nicht verliere. Sonst haben wir über die brasilische Ausfuhr und das Verkehr dieser Provinz mit Portugall nur die gewöhnlichen allgemeinen Bemerkungen wieder gefunden. Kurz vor Ankunft der Schiffe war ein Aufstand in der Provinz Minasgeraes gewesen, davon in Europa nichts bekannt geworden ist.

Auf der fernern Reise wurden verschiedene unbewohnte Inseln im indischen Ocean untersucht, unter andern *Tristan d'Acunha*, 37°. 6'. südlicher Breite. Diese hat gutes Wasser und sichern Ankergrund, und da sie in der Nachbarschaft der gewöhnlichen Strasse nach China belegen ist, so verdiente sie wohl eine Niederlassung. Eben so die Insel Amsterdam 38° 42' südlicher Breite. Auf ihren Felsen erblickte die Flotte Menschen, die um Hülfe zu rufen und dort Schiffbruch gelitten zu haben schienen. Es waren aber Franzosen und Amerikaner, die auf diesen unwirthbaren

baren Felsen Robben schlugen. Sie lebten hier schon fünf Monate, dachten noch zehn Monate länger zu verweilen, und gehörten zu einer Gesellschaft, welche die Robbenfelle nach China verhandelte. Ihr ausgesandtes Schiff fiel hernach der Gesandtschaftsflotte in die Hände, weil damals der Krieg mit Frankreich schon ausgebrochen war. Die Chinesen wissen das Fell von den groben harten Haaren zu befreyen, so dass bloss die feine Wolle übrig bleibt, auch das Leder geschmeidig zu machen. Bis zur Rückkunft ihres Fahrzeuges hofften sie 25000 Seehunde, bloss der Felle wegen, zu erlegen, die in Canton mit einem bis drey Plaster bezahlt werden. Die Insel hat sehr heisse Quellen und das Meer ist an ihren Küsten fischreich. Nun segelte die Flotte durch den indischen Ocean, und ankerte endlich auf der Rhede von Batavia. Dort hatte man nichts von der Gesandtschaft erfahren, und die Regierung schien anfänglich ihren Plan vereiteln zu wollen. Sie zeigte sich in der Folge aber den Engländern geneigter. In der Beschreibung dieser Stadt und ihrer Einwohner haben wir nur die bisher durch andere Reisen bekannten Nachrichten wieder gefunden. Die Festungswerke der Stadt waren sehr im Verfall und die Besatzung so sehr durch das ungesunde Klima geschwächt, dass man 500 Eingebohrne bewaffnen musste, um den gewöhnlichen Dienst zu verrichten. Die von Holland erwartete Commission zur Untersuchung des Verfalls der ostindischen Geschäfte schien den wenigsten zu behagen. Die Schädlichkeit des giftigen Upasbaum, ward allgemein für eine Erdichtung des Chirurgus *Förtsch* gehalten.

Die Fahrt von Batavia nach Cochinchina war wegen der Windstille und Gegenwinde langsam, bis die Flotte in der Bay Turon in Cochinchina vor Anker kam. Das Reich war in einem blutigen Erbfolgekrieg verwickelt, der schon zwanzig Jahre gedauert hatte. Der Name des Meerbusens war den Eingebornen unbekannt, weil fremde Seefahrer ihn erfunden hatten, und sie nannten ihn *Han-San*. Die dortige Sprache und Lebensart ist grösstentheils chinesisch. Die Hauptstadt von Cochinchina, welche 40 englische Meilen nordwärts von Turon liegt, heisst *Hué-fu*. Der Handel lag ganz danieder, und das Gold, welches sonst in Menge ausgeführt wurde, war sehr selten. Im Handel brauchten die Kaufleute Goldstücke, vier Unzen, und Silberstücke zwölf Unzen schwer. Spanische Thaler waren ihnen nicht unbekannt. Besondere haarichte Insecten, von der Grösse der gemeinen Fliegen, die hier zwar abgebildet, aber nicht näher bestimmt sind, bestreuen die Zweige der von ihnen bewohnten Büsche mit einem feinen weissen Staube, aus dem man durch Beymischung von Oel Lichter zieht. Da die Flotte sich der chinesischen Küste näherte, beschloss man nach Macao zu gehen, um über die fernere Fortsetzung der Reise Kundschaft einzuziehen. Die Stadt Tien-Sing am Flusse Pei-ho 36° N. Br. war zum Landungsplatze bestimmt, ob sie gleich vom Meere zwey Tagereisen entfernt lag. Auf dem Wege dahin erreichte eins von den Schiffen die Chusaninseln und die Stadt Ting-hai, um Piloten für die fernere Fahrt zu erhalten. Dazu wurden zwey Einwohner gezwungen, welche in Tiensing gewesen waren. Die Mannschaft ward gut aufgenommen; sie durfte auch in der Stadt frey umhergehen. Besonders fielen ihr die kleinen Füsse der modischen Chineserinnen auf. Ihre Schuhe und wie sie den Fuss durch Einbringen der Zehe unter der Fusssohle verunstalteten, zeigt die Schlussvignette dieses Abschnitts. Mit dergleichen kleinern Abbildungen ist das ganze Werk reichlich versehen, und beide Theile sind mit 26 saubern Vignetten verziert, welche chinesische Gottheiten, Gebäude, Geräthschaften und mancherley einzelne Gegenstände darstellen. Die an Bord genommenen Piloten brachten ihre Compasse mit, welche, wie die Abbildung beweist, manche Verschiedenheiten von den unsrigen haben. Die Chinesen nennen ihn die Nadel, welche nach Süden weist, da wir hingegen ihre Neigung nach Norden annehmen. Im sogenannten gelben Meer traf die Gesandtschaft ein ihr mit Depeschen von Macao nachgesandtes Fahrzeug. Dasselbe hatte früher die Pelewinseln besucht. Dort war, von dem reizenden Klima und der Gutmüthigkeit der Einwohner angezogen, der englische Lieutenant Mac Cluer geblieben, um unter ihnen den Rest seiner Tage zu beschliessen. Er war vorher dahin ausgesandt, um dem alten Abba Thule, das Absterben seines Sohnes in England zu hinterbringen, und nachher von der ostindischen Gesellschaft gebraucht worden, genaue Karten von verschiedenen indischen Küsten und Gewässern aufzunehmen. Der Vf. dieser Reise befürchtet wohl mit Recht, er werde dermaleinst seinen zu raschen Entschluss bereuen, weil er unter den Pelewanern seine Kenntnisse doch nicht anwenden konnte.

So wie sich die Gesandtschaft dem Ort ihrer Bestimmung näherte, ward sie von mehreren Mandarinen zu Wasser und zu Lande, aufs höflichste bewillkommt, und überflüssig mit Lebensmitteln und Erfrischungen aller Art versehen. Man befragte sie gewöhnlich, was sie für Waaren mitbrächten, weil die Chinesen die Engländer nur als Handelsleute kannten. Bey ihrer Ankunft im Flusse Pei-ho fuhren ihnen zwey Mandarinen vom ersten Range entgegen. Der Titel Ta-zhin, grosser Mann, bezeichnete, nebst einem blauen Knopf auf ihrer Mütze ihre Würde. Nach der Farbe dieser Knöpfe sind die Mandarinen in mehrere Klassen vertheilt. Nur die Vornehmste darf einen rothen tragen. Ausser diesen Knöpfen unterscheiden sich die chinesischen Grandes, durch eine oder mehrere Pfauenfedern an ihren Mützen. Diesen Mandarinen musste ein Verzeichniss der Geschenke an den Kaiser gegeben werden. Darin war mit vielem orientalischen Wortgepränge die Beschaffenheit eines jeden Artikels ausführlich beschrieben. Die Geschenke bestanden in einem sauber gearbeiteten Planetensystem, einem Herschelschen Fernrohre, in Himmels- und Erdkugeln, einer Luftpumpe, einem Train Artillerie, dem Modell eines Kriegsschiffs von 110 Kanonen, einem Brennspiegel, und einer Menge brittischer

fscher Manufacturwaaren, unter denen hernach die Vasen von Wedgwoods Fabrik sehr bewundert wurden.

Tacoo, ein Flecken am erwähnten Flusse, war der erste Ort, wo die Fremden anhielten; häufig wurden ihnen Tempel zum Ruheplatz und Nachtquartier angewiesen, wo mitten unter ihnen Geistliche und Weltliche ihre Andacht verrichteten. Sie wurden von einer militärischen Wache escortirt, und so oft einer von den Engländern, von den chinesischen Fahrzeugen, auf denen sie bis in die Nachbarschaft von Pekin schifften, ans Land stieg, hatte er immer einen Soldaten zum Beobachter. Die Stadt Tien-sing, an eben diesem Flusse, welche zu ihrem Erholungsort von der Reise bestimmt war, ist der allgemeine Marktplatz der nördlichen Provinzen, und hat nach den Zeugnissen der Mandarinen 700,000 Einwohner. Hier erfuhren sie erst, dass der Kaiser die Gesandten jenseit der chinesischen Mauer in Zhe-hol, zu seiner Geburtstagsfeyer den 17. September erwarte. Die meisten Häuser in den Städten sind nur von einem Stockwerk, sehr wenige ausgenommen. Einer von den Führern der Gesandtschaft, der in der Reise unter dem Namen des Generals von Tibet erscheint, zeigte sich bey aller Gelegenheit als ein Feind der Engländer. Ausser den Aufhetzungen der Portugiesen, die von ihnen in Pekin die nachtheiligsten Gerüchte ausgestreuet hatten, und der Furcht, sie möchten die französischen Revolutionsgrundsätze in China verbreiten, hatte dieser General die englische Regierung in Bengalen beschuldigt, sie hätte die Feinde des Reichs in einem der letztern Kriege unterstützt, und die Niederlagen bewirkt, welche das chinesische Heer unter seiner Anführung an den südlichen Grenzen von China erlitten hatte. Den Gesandten war diese Anklage höchst unerwartet, und sie erfuhren erst nach ihrer Rückkehr den Zusammenhang dieses Kriegs, den ein Nachbar der Engländer der Rajah von Nepal wegen verschiedener Einfälle in Tibet mit den Chinesern geführt hatte, und an dem die erstern nicht den geringsten Theil nahmen. Hr. *St.* hat bey dieser Gelegenheit mehrere interessante Nachrichten über die neuesten Revolutionen in Tibet, die Verhältnisse der Chinesen mit diesem Reiche, und dem Betragen der bengalischen Regierung während jenes Krieges eingeschaltet. Eben dieser General verhinderte auch, dass die Gesandtschaft weder mit den zurückgelassenen Schiffen, noch mit der Factorey in Canton den geringsten Briefwechsel unterhalten konnte.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Der vollkommne Haushalter und Kaufmann*, oder Sammlung von Haushaltungs-, Holz-, Interess-, Rabat-, Münz-, Maass- und Gewichts-Tabellen, vermittelst welcher man auf eine leichte Art 1) den Preis jeder Menge von Dingen für jeden Werth derselben, 2) den Cubik-Inhalt des Holzes in behauenen Bäumen, 3) die Interessen jeder Summe vom Capital von 1 bis 6 pro Cent, für Jahre, Monate und Tage, 4) den Rabat a 4⅔ und 8⅓ Monat, 5) die Arten und den Werth der mancherley Münzen, 6) die Vergleichung der Ellen und Gewichte fremder Oerter, gegen Berlin u. s. w. zu finden im Stande ist. Nebst den Quadrat- und Cubik-Zahlen der Wurzeln von 1 bis 1000, und der Resolution aller Arten von Brüchen eines Rthlr. u. dgl., von *Joh. Andr. Christ. Michelsen*, Prof. am Berlin. Cölln. Gymnas. Zweyte verbesserte und vermehrte Aufl. 1796. 22 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das 5te Stück rührt vom Hn. Pr. *Fischer* her, und dieser hat nunmehr die besten und neuesten Nachrichten nach Hn. *Gerhardt* benutzt, da er hingegen bey der ersten Ausgabe bloss die ältern Notizienbücher von *Kruse*, *Riccard* etc. befolgt hatte. Hiebey ist viel Fleiss und Ueberlegung glücklich angewandt, um das nöthigste auf einen kleinen Raum zusammen zu bringen; welches man nicht allen übrigen Stücken dieses Buchs in eben dem Maasse nachrühmen kann. Auch ist bloss für Hn. Fischers Arbeit mit Bestimmtheit angegeben, worinn die Verbesserung dieser neuen Ausgabe bestehe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften, *Hamburg*, b. Mutzenbecher: *Gegenwärtiges politisches Verhältniss der Hanse.* — Wie sollte sich dieselbe bey dem künftigen Frieden benehmen? 1796. 96 S. 8. Eine Abhandlung, zu welcher die Anerkennungsangelegenheit des französischen Gesandten *Reinhardt*, bey den Städten Hamburg, Lübeck und Bremen Anlass gab. Das Verhältniss derselben, oder der jetzt bestehenden Hanse mit England, Frankreich, mit dem Erzhause Oesterreich und den deutschen Mitständen wird von dem Vf. nach dem republikanischen Handlungssystem entwickelt, und auf die wahrscheinlichen Wendungen des Kriegs angewandt. Unter letztern nimmt er die Rheingränze und das freundschaftlichste Verständniss zwischen Preussen und Frankreich an; als Folge des letztern sogar eine Theilung von Deutschland, nach welcher die hannöverischen Lande an die Städte Hamburg und Bremen kommen sollten. Auf diesen seichten Grunde bauet nun der Vf. das Erneuerungssystem der Hanse und deren Selbstständigkeit, ohne Rücksicht auf den Kaiser und den Reichsverband. Nachdem ihn der Freyheitsflug bis zu diesem Aether der Phantasie getrieben, wird der Leser durch eine publicistische Erörterung des reichsständischen Bündnissrechtes, und von S. 57. an, durch eine schwerfällige historische Darstellung des Ursprungs und Fortgangs der Hanse überrascht. Letzteres ist indess noch der verdienstlichste Theil des Ganzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. October 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Nicol: *An authentic Account of an Embassy from the King of Great Brittain, to the Emperour of China* by Sir *George Staunton* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von Pekin bis Zhe-hol war die Reise beschwerlicher, weil die Chinesen kein anderes Fuhrwerk, als ungestaltete zweyrädrige Karren haben, oder Vornehme in Tragesesseln reisen, welche ein zahlreiches Gefolge von Bedienten, Soldaten und andern Personen zu Fuss begleitet. Einen Theil der sehr zusammengesetzten Geschenke, welche auf der langen Reise leicht beschädigt werden konnten, liess man in einem kaiserlichen Pallast, in der Nachbarschaft von Pekin, zurück, nebst den benöthigten Personen, sie auszupacken und aufzustellen. Pekin entsprach seiner ungeheuern Grösse ungeachtet der Erwartung nicht. Die kaiserlichen Palläste ausgenommen, waren die Häuser wie in den andern Städten beschaffen. In Pekin sind vier christliche Kirchen, und die Stadtmauern wie in den übrigen Städten so hoch, dass man davor die Häuser nicht sehen kann. Die Beschreibung der kaiserlichen Palläste müssen wir übergehen. Dem Thron nähern sich die Chinesen auch in der Abwesenheit des Kaisers mit der tiefsten Verehrung, und der erwähnte General verlangte von dem Gesandten, sich ebenfalls vor demselben niederzuwerfen, wie hernach bey der wirklichen Audienz. Ueber diese Foderung und das Cerimoniel bey den Audienz, dem sich der Gesandte nicht unterwerfen wollte, ward lange zwischen beiden Theilen unterhandelt, bis die Chinesen zuletzt zufrieden waren, der Gesandte sollte dem Kaiser gleiche Verehrung wie dem König von England erweisen. Sie waren so sehr von der Hoheit ihres Landesherrn überzeugt, dass die Fahrzeuge, auf welchen die Gesandtschaft nach Pekin reisete, in ihren Wimpeln die Worte führten: Gesandter der den Tribut von England überbringt. Die bekannte chinesische Scheidemünze mit einer viereckten Oeffnung in der Mitte heisst im Reiche *Li*, und tausend derselben gehen auf ein *Leang* oder Unze Silbers. Pekin hat die Gestalt eines Parallelograms, welches etwa 14 englische Quadratmeilen einschliesst. In der Mitte liegt der kaiserliche Pallast. Die Zahl der Einwohner steigt nahe an 3 Millionen. In einem jeden Hause kann man gewöhnlich drey Familien oder Generationen rechnen, weil die Verehrung der Alten bey den Chinesen sehr gross ist, und die betagten Aeltern bey den Söhnen bleiben. Von den ausgesetzten Kindern, oder solchen, die man mit einem hohlen Kürbis an den Hals dem Flusse opfert, sind die allermeisten weiblichen Geschlechts. Die Missionarien versicherten, dass in Pekin allein jährlich 2000 auf diese Art ihrem Schicksal überlassen würden. Manche aber werden auf Befehl der Regierung aufgefischt und erzogen; auch suchen die Missionarien so viele, wie sie können, zu retten, welche hernach das Christenthum annehmen. Die Fahrt des Gesandten, in einer englischen mit vier Pferden bespannten modernen Kutsche, war in Pekin ein grosses Schauspiel. Wegen der Furcht des Umschlagens wagte es anfangs kein Chinese darin zu fahren. Ein ähnlicher geschmackvoll gearbeiteter und verzierter Wagen war für den Kaiser bestimmt, aber man musste den Bock vorher abnehmen, weil die Mandarinen mit grossem Erstaunen vernahmen, der Kutscher würde einen höhern Sitz als der Kaiser einnehmen. Das Herauf- und Herunterlassen der Kutschfenster erregte nebst den Blenden, die Sonne abzuhalten, allgemeine Bewunderung. Zwanzig Meilen nordwärts von der Hauptstadt, und in der Nachbarschaft der chinesischen Mauer ward das Land gebirgichter, und die Bevölkerung war mit der in den südlichen Provinzen keineswegs zu vergleichen. Die Einwohner waren grösstentheils Tartaren, und die Felder weder so sorgfältig noch so mannichfaltig angebauet. Die Gesandtschaft zog den gewöhnlichen Weg durch die Mauer, nämlich durch den Pass Ku-pe-Ku, den andere Reisende schon beschrieben haben, und dieses merkwürdige Ueberbleibsel der Vorzeit, dreyhundert deutsche Meilen in der Länge, liegt hin und wieder zwar in Ruinen, ist aber durch zahlreiche Garnisonen beschützt. Capt. Parisch, im Gefolge der Gesandtschaft, hat den Grenzwall ausführlich untersucht, und einige Kupfertafeln erläutern seine Beschreibung. Von hier kam die Gesandtschaft in einem Tage nach Zhe-hol, dem Sommeraufenthalt des Kaisers 41°. 58' N. Br., und ward einige Tage vor dem kaiserlichen Geburtstage frühmorgens, in einem kostbaren Zelt, das mitten im Garten stand, zur Audienz gelassen. Viele von den anwesenden Mandarinen, waren dem Gesandten zu Ehren in englischem Tuche gekleidet, da sie sonst nur in Seide vor dem Kaiser erscheinen dürfen; auch wohnten dieser Cerimonie die Fürsten und Gesandten vieler tartarischen und anderer tributären Nationen bey. Der Kaiser ward von sechszehn Mann in einem offenen Tragesessel in das Audienzzelt getragen, von einer grosen Schaar Höflinge, Gardisten, die Fahnen und Sonnenschirme trugen, begleitet. Seine ersten

Minister

Minifter unterredeten fich mit ihm knieend, wenn er auf dem Thron fafs. Der Gefandte hielt fein Creditiv in einem goldnen mit Juwelen verzierten Käftchen in die Höhe, ftieg damit die Stufen des Throns heran und überreichte es ihm felber mit einem fpanifchen Reverenz in die Hände. Diefe Ehre war fonft keinem Gefandten wiederfahren; ihnen wurden gewöhnlich die Depefchen von einem Hofbedienten abgenommen. Der Kaifer bezeigte fich fehr gnädig und fragte unter andern, ob jemand von den Fremden die Landesfprache redete. Der Sohn des Hn. Staunton, ein Knabe von 13 Jahren, mufste alfo hervortreten und chinefifch reden. Dies behagte dem alten Kaifer fo fehr, dafs er ihm feinen gelbfeidenen, mit Drachen verzierten, Geldbeutel reichte; eine Ehre, die in China zu den allererften gerechnet wird. Die Gefandten fetzten fich hierauf an der linken Seite des Throns, welches in China die Ehrenfeite ift, und die Abgeordneten von Pegu, und anderer Reiche erfchienen hernach vor dem Kaifer. Sie mufsten fich aber neunmal vor ihm niederwerfen und hernach entfernen. Die anwefenden Engländer hingegen wurden mit mancherley Erfrifchungen bewirthet; der Kaifer fchickte ihnen Speifen von feiner eigenen Tafel, und gab zuletzt den Gefandten mit eigenen Händen ein Schälchen warmen Wein, der den Gefchmack von fchlechtem Madera hatte. Nach ihrer Zuhaufekunft wurden fie mit feidenen Zeugen, Porcellain und Thee befchenkt. Nach der Befchreibung des letztern fcheint es eine Art Ziegelthee gewefen zu feyn. fie waren auch bey allen Feyerlichkeiten des kaiferlichen Geburtsfeftes zugegen, wurden auch in den kaiferlichen Gärten von den vornehmften Mandarinen herumgeführt. Die Menge der Theilnehmer an den Hoffeyerlichkeiten war fehr grofs, man zählte an 12000 anwefende Mandarinen, und beynahe 80,000 Soldaten erfchienen den erften Tag in Parade. Zu den vorzüglichften Luftbarkeiten gehörten Seiltanzen, Pofituren machen, Balanciren und mancherley Sprünge. Es zeigten fich ferner die verfchiedenen Nationen des chinefifchen Reichs in ihren mancherley Trachten. Vor allen aber verdienten die Feuerwerke die Bewunderung der Europäer. Es wurden auch für die auserlefenen Gäfte Pantomimen auf einem kaiferlichen Privattheater aufgeführt, und der junge Staunton mufste fich dort den Frauenzimmern des Harems zeigen. In Zhe-hol war keine Gelegenheit von Gefchäften zu fprechen, zumal der Colao oder der erfte Minifter eine Zeitlang unpäfslich war. Wie alfo die mehreften Gäfte diefen Ort verliefsen, gieng die Gefandtfchaft auch wieder nach Pekin zurück, und ihr waren, wie bey der Hinreife, kaiferliche Palläfte zum Nachtquartier angewiefen. Unterwegs ftarb einer von dem Gefolge, da aber in den kaiferlichen Wohnplätzen kein Sterbender geduldet ward, fo mufste der Verftorbene die überlebenden den andern Tag insgeheim in einem Palankin begleiten, unterwegs ward fein Tod bekannt gemacht, und die Leiche ohne Umftände unter chinefifchen Maufoleen begraben. In der Kaiferftadt ward ihnen der weitläuftige Pallaft eines abgefetzten Mandarinen von Canton eingeräumt. Ihren zurückgelaffenen Leuten war während der Gefandten Abwefenheit aller Umgang abgefchnitten; fie durften nicht einmal Kleinigkeiten kaufen; zuweilen ward ihnen doch, was fie verlangten, unentgeldlich geliefert. Einem der zurückgebliebenen Maler ward das Geftell zum Aufziehen der Leinewand verweigert, aus Furcht, er möchte Feftungswerke von Pekin abzeichnen. Da die Gefandten in allen Dingen freygehalten wurden, und man in China keinen Begriff von einer beftändigen Gefandtfchaft hatte, die auf eigene Koften lebte; fo befchlofs Lord Macartney fich zur Abreife zu rüften. Er fand überdem, dafs der erfte Minifter und deffen Rathgeber eben nicht englifch gefinnt waren, und feine Abreife unter dem Vorwand des ungefunden Clima wünfchten. Er erhielt auch bald nach des Kaifers Ankunft in der Nachbarfchaft von Pekin, deffen Schreiben an den König von England nebft vielen Präfenten, womit fein ganzes Gefolge, felbft die Matrofen auf den Schiffen befchenkt wurden, welches nach dem chinefifchen Cerimoniel das Zeichen zum Aufbruch war. In der Hauptfache war alfo nichts ausgerichtet; die Gefandtfchaft ward während ihres Aufenthaltes mit Höflichkeiten überhäuft, und in der letzten Unterredung mit dem Colao konnte er nur die Befchwerden der Engländer, über die chinefifchen Bedrückungen in Canton fchriftlich übergeben. Er erhielt bey feiner Abreife auch eine kaiferliche Antwort, von deren Inhalt aber nichts weiter gefagt wird. Jedoch bekam vor feiner Abreife die Provinz Quantung, worin Canton liegt, einen andern Statthalter mit dem Befehl, die fremden Kaufleute gut zu behandeln. Der Kaifer liefs dem Gefandten auch während feines Aufenthalts in diefer Stadt wiffen, dafs ihm eine zweyte englifche Gefandtfchaft angenehm feyn würde, und zwar im Jahre 1796. Um diefe Zeit hatte er befchloffen, feine lange Regierung niederzulegen. In einem der kaiferlichen Palläfte fahen die Engländer eine alte in London verfertigte Spieluhr. In Canton ift die einzige Glashütte im ganzen Reich, welche nur aus Glasfcherben Glas verfertigt. Daher ift diefer Artikel in China nicht häufig. Die Fenfter beftehen aus geöltem Papier von Korea, oder feidenen bemahlten, oder mit Figuren beftickten Jaloufien. Die Laternen, womit eine grofse Pracht getrieben wird, (bey der Rückkunft des Kaifers von Zhe-hol war der ganze Weg mit Laternen erleuchtet,) haben entweder Scheiben von feingefpaltenen Horn, geölten Papier oder feidenen Stickwerk, und nur der bedeckte Tragfeffel des Kaifers war auf der Reife mit Glasfcheiben verfehen. Wegen der Dünnheit des Papiers werden die chinefifchen Bücher nur auf eine Seite bedruckt. Der Buchbinder heftet die lofen Blätter zufammen, fo dafs die Falte des Papiers nach vorn kommt. Zeitungen werden auch in Peking gedruckt, es find aber blofse Hofzeitungen; oder fie melden Veränderungen, die im Reiche vorgefallen, Promotionen, Beftrafungen, von andern Ländern aber keine Sylbe. Der chinefifche Gefchmack in

der

der Malerey ist bekannt. Unter den königlichen Geschenken an den Kaiser befanden sich einige Gemälde von den besten Meistern. Die Chinesen, die von Licht und Schatten keinen Begriff hatten, fragten, ob die Gesichter von Natur von verschiedenen Farben wären. Der Unterschied unter den Mandarinen ist sehr gross. Die von den untern Klassen, empfangen die Befehle der Obern auf den Knieen, und bey allen Unterredungen des Gesandten mit den Mandarinen musste der chinesische Dolmetscher stehen. Manche wollten ihn gar zum Knieen nöthigen. Auf der Rückreise nahm die Gesandtschaft einige Zeit denselben Weg; den sie gekommen war, weil man glaubte, die Schiffe würden sich in den Hafen Chusan befinden. Lord Macartney hatte auch deswegen an den Befehlshaber geschrieben, und dem Colao den Brief zur weitern Beförderung gegeben. Ihm war zwar vorher der Inhalt verdolmetscht, allein er trauete den Fremden nicht, und wie er Niemanden in Peking fand, der einen englischen Brief übersetzen konnte, so ward derselbe zurückgehalten. Die Flotte segelte bis auf ein Schiff nach Canton ab, und dahin musste sich der Gesandte begeben, der auf diese Art einen beträchtlichen Theil des Reichs von Norden gegen Süden durchreisete. Ueberall ward er von den chinesischen Wachen salutirt, und wo er etwa ans Land stieg, pflegten die paradirenden Krieger vor ihm auf die Kniee zu fallen. Die Reise von Pekin bis Canton dauerte vom 7. Oct. bis den 19. Dec. 1792. Die grossen und kleinen Städte, welche auf diesem Wege lagen, die verschiedene Beschaffenheit des Landes, werden ebenfalls nebst den mancherley Beschäftigungen der Einwohner beschrieben, unter denen die verschiedenen Arten der chinesischen Fischereyen vorzüglich die Aufmerksamkeit der Engländer erregten. Ihr Einzug in Canton war sehr feyerlich, und hier fanden sie alle zurückgelassenen Schiffe beysammen. Ueber Canton und dessen Einwohner theilt Hr. *St.* eine Menge Beobachtungen mit, die er des kurzen Aufenthalts wegen nicht bey andern Städten geben konnte. Mit diesen verbindet er mancherley Nachrichten über die Sprache, Wissenschaften, Kenntnisse und Einrichtungen der Chinesen, die wir hier wegen Mangel des Raums nicht wiederholen können. Von unsern Buchstaben fehlen B. D. R und X in ihrer Sprache. Die Wiederholung derselben Sylbe bezeichnet gewöhnlich die Mehrheit, oder grössere Menge desselben Gegenstandes. So heisst ein Baum *mu*, mehrere Bäume beysammen *mu-mu*, und diese Sylbe triplirt, oder *mu-mu-mu* ein Wald. Nach der Versicherung der Mandarinen bestand die chinesische Armee aus 800,000 Reutern, die Tartaren mit eingeschlossen, und einer Million Infanteristen. In der Nachbarschaft von Canton stand der dort ankommenden Fremden wegen ein zahlreiches Heer, oder eine weit grössere Anzahl, als die Gesandtschaft in andern Provinzen beobachtet hatte. Ausser ihrem ansehnlichen Solde, der von 2 bis 7 Unzen Silber monatlich beträgt, erhalten die Truppen eine bestimmte Quantität Reis, ein Gratial wenn sie heirathen, ihnen Söhne geboren werden, oder ihre Aeltern sterben; denn die chinesischen Begräbnisse sind des dazu erfoderlichen Gepränges wegen mit grossem Aufwand verknüpft. Die Tartaren bekommen höhern Sold als die Chinesen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Macao nahm der Gesandte wegen des Krieges mit Frankreich alle englischen Chinafahrer unter seine Bedeckung, und segelte, ohne weiter als bey St. Helena anzuhalten, nach England zurück.

Am Ende hat der Vf. zehn Beylagen über einzelne Gegenstände der chinesischen Statistik angehängt, welche über die Grösse, Bevölkerung, und den Handel der Europäer mit China mannichfaltiges Licht verbreiten. Nach diesen leben in den alten Provinzen des chinesischen Reichs, die spätern Eroberungen ungerechnet, auf 1,297,999 englischen Quadratmeilen 333 Millionen Menschen. Die kaiserlichen Einkünfte steigen jährlich auf 36,548,000 Taels oder Unzen Silber, ohne was die Unterthanen ihm an Naturalien liefern müssen. Eben so reichhaltig sind die Nachrichten von den Veränderungen im Handel zwischen England und China, den Folgen der brittischen Commutationsacte, und dem Verhältnisse des brittisch-chinesischen Handels zu dem aller übrigen europäischen Nationen. Seit 1786 hat der Theehandel der fremden Gesellschaften zusehends abgenommen. England versendet jährlich von London und seinen indischen Besitzungen nach Canton an Waaren und Baarschaften für 2 Mill. Pf. St., alle übrigen Europäer nur für 200,000 Gl. In den zehn Jahren von 1786—1797 sind 214 englische Schiffe aus China in London angekommen, in dieser Zeit liefen in allen andern europäischen Häfen nur 145 chinesische Retourschiffe ein. Die ostindische Compagnie hat in London vom 1. Sept. 1784 bis zum 1. März 1797 an Thee 216,273,685 Pfund verkauft, welche die Käufer mit 37,647,230 Gl. bezahlten.

Ein besonderer Folioband enthält die zur Erläuterung der Reise dienenden trefflich gearbeiteten 44 Kupfer und Karten. Die ersten bestehen in Abbildungen chinesischer Städte, Tempel, Palläste und Fahrzeuge, Aussichten auf Gebirge, kaiserliche Gärten, Brücken und Kanäle, verschiedener militärischen Posten und chinesischer Soldaten in ihrer vollen Rüstung. Ein besonderes Blatt von gleicher Art und Kunst zeigt den kaiserlichen Hofstaat an dem Tage, wie ihm die englischen Gesandten vorgestellt wurden, und wie er sich, von den vornehmsten Mandarinen begleitet, in das Audienzzelt tragen lässt. Auch ist der *Pelicanus Sinensis*, den die Einwohner zum Fischfangen brauchen, nach dem Leben abgebildet. Auf dem Titelkupfer vor dem ersten Theil erscheint der chinesische Kaiser *Tchien-Lung* in seiner gewöhnlichen Kleidung; doch soll das Gesicht ihm nicht ganz ähnlich seyn. Die Karten stellen theils chinesische Küsten und Ankerplätze vor, die der Befehlshaber der Flotte aufs genaueste untersuchte, theils andere Inseln, Vorgebirge und Häfen, welche bey der Hin- und Herreise aufgenommen wurden. Eine Generalkarte nach Merca-

Mercators Projection zeigt die ganze Reiseroute der Gesandtschaft. Auf derselben ist auch das chinesische Reich nach dessen jetzt weit nach Westen erweiterten Umfang zu sehen. Nach ihr gehen die westlichen Grenzen von China bis zum Aralsee, der grosse Fels Gihon (Oxus) fliesst ganz durch das chinesische Gebiet, und die nördlichen Gebirge von Kaschemir scheiden dieses Land von China, auch sollen Ava, Pegu, Siam nebst den Staaten auf der östlichen Küste der Halbinsel jenseit des Ganges dem Kaiser zinspflichtig seyn. Zwey andere Karten dienen zur Uebersicht der Gesandtschaftsreise zu Wasser und zu Lande auf chinesischen Grund und Boden, von der Mündung des Peiho nach Zhehol, und von hier über Pekin wieder zurück nach Canton. Alle grossen und kleinen Städte, die an ihrem Wege lagen, ihre täglichen Ruheplätze, die verschiedenen Flüsse, Seen etc. sind auf denselben aufs genaueste verzeichnet.

MATHEMATIK.

Anclam, b. Verfasser: *Praktisches Rechenbuch für Stadt- und Landschulen*, besonders in den Königl. Preuss. und angrenzenden Staaten, entworfen von *Joh. Friedr. Walther*, Lehrer im Rechnen bey der Rathsschule in Anclam. 1795. 19 Bog. 8. (16 gr.)

Allerdings ist es besser, dass die Jugend in Anclam nach diesem Buche, als dass sie fernerhin nach Heinsens Tyrocinium unterrichtet werde, wodurch sie nicht einmal nach dem dort landesüblichen Münz und Maassystemen rechnen lernt. Eben dadurch wurde der Vf. veranlasst, sich eine Menge Aufgaben für landesübliche Währungen, Gewichte und andere Maasse zu verfertigen, und dafür ein eignes Rechenbuch zusammen zu setzen; das nun aber wenigstens um hundert Jahre zu spät kommt, um in Absicht auf Methode und Vortrag allenfalls zu den mittelmäsigen gezählt zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Fauche u. *Leipzig*, b. Rabenhorst: *A Letter from Germany to the Princess royal of England on the english and german languages* with *a table of the different northern languages and of different periods of the german*, and with an index, by *Herbert Croft*, LL. B. 1797. 96 S. 4. — Es würde uns schwer werden, wenn wir, wir wollen nicht sagen einen Auszug, sondern nur einen bestimmten Begriff von diesem Werke geben sollten. Das, was der Vf. auf dem Titel ankündigt, nimmt nicht den 10ten Theil des Ganzen ein; das Uebrige ist ein Gemisch von einer solchen Menge und Mannichfaltigkeit von Dingen, die eben so gut, oder so schlecht in jedes andere Werk passen würden, dass ein blosses Verzeichniss davon ein paar Seiten anfüllen möchte. Der Vf. hat eine ganz eigene Art, von einem Gegenstande auf den andern zu springen, dass der Leser ohne Unterlass vergisst, wovon eigentlich die Rede war. Rom erinnert ihn an Buonaparte, Waaren an den Prof. Busch, wollene Zeuge an Yorkshire und Hamburg, und dieses an das englische Packetboot, das er von Yarmouth nach Hull verlegt haben möchte. Von Plattdeutsch kommt er auf die Messiade, von dieser auf Klopstock, von Klopstock auf Young u. s. w. und von jedem hat er etwas zu erzählen; und von letzterm rückt er einen Brief ein, der freylich mit der Aehnlichkeit zwischen der deutschen und englischen Sprache gerade eben so sehr in Verbindung steht, als mit der Anekdote von Lord Moira, der 12000 Gulden für die Aussteuer von 24 armen Wienerinnen bestimmte. Am Ende findet sich eine Beschreibung von Hamburg und von der Insel Helgeland, von den Schiffbrüchen, die dort sehr häufig sind, und von einem Gemälde, das er dort gekauft hat, nebst einem Briefe, der zu dem Gemälde gehörte. Dabey klagt er häufig, dass er sein Leben im Dienste des Publicums zugebracht hat, und dass dieses seine Dienste nicht verlangt. Dieses bezieht sich auf eine neue Ausgabe von Johnsons grossem Wörterbuche, die er schon seit mehrern Jahren angekündigt hat, und in welche er gegen 20,000 Wörter zu bringen verspricht, die jetzt nicht darin stehen. Darum, dass der Vf. unglücklich ist, verdient er unser herzliches Bedauern aber Rec. fürchtet sehr, dass gegenwärtiges Werk wenig dazu beytragen wird, ihm Subscribenten, oder einen Verleger zu verschaffen. — Sehr rühmlich ist die Absicht des Vf., der sich seit einiger Zeit zu Hamburg aufhält, seinen Landsleuten die nahe Verbindung zu zeigen, die zwischen der englischen und deutschen, besonders altdeutschen, und ganz vorzüglich plattdeutschen Sprache herrscht. Er vergleicht zu dem Behufe die ersten 8 Verse des Reinecke Fuchs mit einer englischen Uebersetzung, die er so viel als möglich dem Originale anpasst. Nebenher tadelt er die Göthische Uebersetzung, ohne dass Rec. eigentlich sehen kann, was er mit seinem Tadel meynt. Die Stelle S. 20. 21 u. 22. ist so verworren, dass sich schlechterdings kein Sinn herausbringen lässt, man müsste denn annehmen, dass der Vf. das Wort *Leinwand*, welches Göthe für *Laken* braucht, nicht verstehe und glaube, es bedeute wollenes Tuch. — Auch hat er das Vater Unser in gothischer, fränkischer, alemannischer, altdeutscher, sächsischer und angelsächsischer Sprachen abdrucken lassen, übergehet aber das ohne weitere Bemerkungen, so wie die Stelle Luc. 1. v. 5. 6. 7. die er in 13 Uebersetzungen abdrucken lässt. — Hierauf kommt der Vf. auf die Messiade, und übersetzt S. 48 u. f. einige Stellen, über die er nachher commentirt, und in denen er die Aehnlichkeit der beiden Sprachen zeigt. Hier wird der Liebhaber der beiden Sprachen manches Interessante, vielleicht manches, woran er nie dachte, finden; aber freylich wird er auch hier öfters die Achseln zucken, wenn er auf so gar vieles stösst, wovon er schlechterdings den Zweck nicht absehen kann. — Sollte Hr. *C.* sich länger in Deutschland aufhalten, und eine genauere Kenntniss unserer Sprache sich erwerben, so würde er vielleicht im Stande seyn, seinen Landsleuten, denen das freylich weniger bekannt ist als uns Deutschen, ein gleich interessantes und wichtiges Werk über die beiden Sprachen zu liefern; wohlverstanden, wenn er sich entschliessen könnte, bey der Sache zu bleiben, und die hunderttausend Dinge, die ihm seine Einbildungskraft ohne Unterlass darbietet, von dem vorgesetzten Gegenstande zu entfernen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. October 1797.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Hebräische Sprachlehre*, von *Joh. Severin Vater*, Privatdocenten zu Jena. Nebst einer *Kritik der Danzischen und Meinerischen Methode* in der Vorrede. 1797. 542 S. 8.

Der Vf. selbst berechtigt in seiner Vorrede den Rec. zu einer öffentlichen Theilnahme an der Freude, eine *vollständige* hebräische Grammatik nach Grundideen durchgeführt zu sehen, durch die er noch vor einigen Jahren selbst in seinen Vorlesungen über die Fundamente des hebräischen Sprachunterrichts die freye, natürliche Ansicht desselben nach Gründen, die aus der Entstehungsart der Sprachen überhaupt folgen, zu erleichtern bemüht war. Das erste Bestreben musste seyn, diesen Theil der, leider, einst als heilig — das hiess, nicht nach den sonst gültigen Regeln des Menschenverstands — behandelten Philologie von tausend spitzfündigen Verworrenheiten, in welche ihn abergläubige, geschichtwidrige Vorurtheile mit unglaublicher Kunst verwickelt hatten, nicht blos in einzelnen Stücken, zu befreyen, sondern vielmehr das Ganze davon ebenmässig zu reinigen. Der Grundirrthum, welcher die alten Grammatiker missleitete, und für dessen Resultate mehrere Selbstdenker unter den spätern, besonders Danz und Meiner, all ihren Scharfsinn verschwendeten, war dieser, dass man gegen alle Analogie der übrigen Sprachen einzig die hebräische so abhandelte, wie wenn über der Festsetzung ihrer Flexionen und Formen entweder im grauen Alterthum, (etwa zwischen Abrahams und Mose's Nomadenzügen?) eine sprachgebietende Academie *de quarante*, oder wenigstens in der nicht einmal sicher zu bestimmenden Epoche der völligen Ausbildung des Vocalsystems irgend eine geheime *Synagoga magna* grammatischer Despoten sich zusammengesetzt hätte, um die ganze Aussprache durch Vocallaute, nebst den Formen, welche in andern Sprachen den Unterschied der Casus und Tempora bezeichnen, nach einer ängstlichen Rechnung von drey Dritttheilen oder vier Viertheilen Zeit für jede Sylbe zu regeln (*Systema trium aut quatuor morarum*) und für sogenannte Verwandlungen heterogener in heterogene Buchstaben mit einemmal für Mit- und Nachwelt ewige Gesetze zu decretiren. Und hätte man nur dieses Kunstgebilde von jeher Menschen zuzuschreiben versucht! Eben dadurch würde die Unmöglichkeit einer solchen Allgewalt über eine schon gangbare Sprache, die Undenkbarkeit erkünstelter Buchstabenmetamorphosen, und die Gewissheit, dass für ein Unternehmen dieser Art in der ganzen Geschichte des hebräischjüdischen Volks kein möglicher Moment der Ausführung anzugeben sey, desto leichter fühlbar geworden seyn. Allein jene grammatischen Andächtler waren sehr weit entfernt, wärs auch nur zum Versuche gewesen, das, wie es ihnen schien wirklich vorhandene unvergleichbare Kunstwerk irgend auf menschlichen Ursprung zurückführen zu wollen. Die consequentesten behandelten vielmehr diese Sprachbildung sonder gleichen, als das Merkzeichen von der Heiligkeit der Sprache selbst, als den unauslöschlichen Charakter ihres unmittelbar göttlichen Ursprungs, als eine anbetungswürdige Spur, dass in ihr, ja sogar in ihren Schriftzügen, die erste Philosophie der Dinge verhüllt sey, und an jedem Pünktchen (Jehova selbst hatte auf Sinai die Spitzen der Buchstaben ausgemalt!) ein Geheimniss der Ewigkeit hänge, mit einem Wort, dass im Himmel selbst anders nicht als hebräisch gesprochen werde; ein Satz, welcher für den Fleiss der Theologie studierenden Jugend mehr als ein Consistorialexamen bewirkte, ihren Fleiss in Erlernung einer Sprache, deren Lenkung seit dem babylonischen Thurmbau Gott sich selbst vorbehalten, und die künftig die Sprache der Seligen im Himmel seyn würde, desto mehr zu beleben.

Doch; thun wir unsern guten Vorgängern nicht etwa Unrecht? War nicht die Grundlage jenes heiligphilologischen Aberglaubens schon von Scaliger und Capellus entblösst und völlig erschüttert? Wurden nicht nach Erpenius die Folgen desselben von Alb. Schultens durch Theorie und Anwendung siegreich bekämpft und verbessert? Hat nicht Joh. Dav. Michaelis, mit andern mittelbaren und unmittelbaren selbstdenkenden Verehrern der Leydner Schule, jenes Bessere schon lange in Deutschland verbreitet und geltend gemacht? Ist nicht endlich die alte Masse antikritischer Vorurtheile, wenn sie gleich durch die *Formula consensus Helvetici* 1675. sogar unter die „*pure et simpliciter*“ zu unterzeichnenden symbolischen Lehren aufgenommen oder aufgebürdet worden war, selbst in den Rüstkammern derjenigen Theologen zur verlegenen Waare geworden, welche nicht leicht weder Thatsachen noch Begriffe an sich und nach ihrem innern Gehalt prüfen, sondern alles, was noch nicht bis über den Ekel hinaus dargethan ist, blos nach dem störenden Einfluss, den es auf ihr System haben würde, zu beurtheilen, und, so lange als sie vermögen, entfernt zu halten pflegen? — Alles wahr. Nach Millionen von Verketzerungen und Klagen über diese Brüche Zions, aber auch nach immer neuen und stärkern, für die Wahrheit ankämpfenden Aufklärungen aller abgeleugneten Momente stund man endlich nach

nach 200 Jahren, um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts auf dem Punkte, zu welchem hin der antirabbinische Luther nur noch Einen Schritt zu thun hatte. Nach der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts leuchteten denn endlich die Gründe der unzähligemal anathematisierten Behauptungen, dass auch die hebräische Sprache, ein menschliches Gepräge an sich trage, dass ihre Schriftzüge menschliche Erfindung seyn, dass der alttestamentarische Bibeltext eine Menge, grossentheils nie wiederherzustellender Aenderungen erlitten habe u. s. w. so hell in die blödesten Augen, dass, vornehmlich, weil man in Göttingen und Halle über diese Dinge freyer sprechen durfte, auch die, welche selbst das Fundament des theologisch-dogmatischen Systems, die historische Qualität der Religionsurkunden, aus dem Systeme heraus zu bilden beflissen waren, doch endlich fühlen mussten, wie lächerlich das Unternehmen sey, den festen Thatsachen der Geschichte luftige Demonstrationen *a priori* entgegen zu setzen, und also von diesen nicht länger haltbaren Bollwerken sich in einen andern Theil von dem, was sie die Festung nennen, zurückzogen. Und so verlor sich endlich gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts die Denkart, welche schon Alb. Schultens (*Praef. ad Grammat. arab.* p. CLIX.) mit Recht als Hemmung der Fortschritte in der protestantischen Lehrreformation vor dem Tribunal des ächtprotestantischen Geistes mit Ernst und Würde denuncirte. Denn was anders, als die Begründung und Verbreitung historisch-wahrer Bibelkunde mangelte damals, als unsre muthvollen Reformatoren die auffallendsten Anmassungen des despotisirenden Kirchenglaubens niedergestürmt hatten, und nun das Aufbauen des besseren nothwendig von einer nicht metaphysicierenden, sondern historisch-genauen Kenntniss der Quellen des Urchristenthums hätte beginnen sollen? Ein Grundanfang, der bekanntlich, weil nicht jeder dialektische Kopf sogleich, neben einem Melanchthon, Strigel etc. über sie mit sprechen kann, von der Menge der Halbphilosophen aller Zeiten als entbehrlich beschrieben, und im Grunde als ein ihrem leicht erschwatzten Ansehen gefährliches Stück Arbeit gehasst wurde.

Aber auch nun, da der Schauer vor der Heiligkeit der Sprache Canaans in ein menschlich aufmerksames Betrachten und Studieren derselben übergieng, war der lange Irrthum noch von lange fühlbaren Folgen. O! wie lange dauren oft Resultate unter den Menschen auch dann noch fort, wenn man schon ihre ersten Prämissen längst zu den Archaismen zählen kann? Durch die rabbinisirenden Prämissen von der himmlischen Unvergleichbarkeit der hebr. Sprache war für sie einmal, neben andern höchst unhistorischen Speculationen, ein von aller Analogie anderer Sprachen abweichendes Grammaticalsystem so sinnreich erkünstelt und zusammengefügt, dass, wenn nichts als der innere Zusammenhang, und nicht auch die äussere Möglichkeit und Schicklichkeit, zur Begründung einer Hypothese nöthig wäre, die Hauptstütze jenes Kunstgebäudes, das Altingisch-Danzische System der Moren und auch ohne dieses die tabellarisch-spielende Verwandlung der Formalbuchstaben und Vocale untereinander, (wie Schickard, Speidel, Steinweg etc. sie etwas freyer vortrugen) wenn gleich nicht für wahrscheinlich, doch für wahr gehalten werden musste. Besserte nun gleich Alb. Schultens (1737) in der ersten hebräischen Grammatik, welche diesen Namen verdiente und bis auf die neueste Zeit der Prototyp alles Brauchbaren in diesem Fach geblieben ist, im Einzelnen sehr vieles; so herrschte doch noch über das Ganze ein Dämon des überkünstlichen, wie er oft bey den kenntnissreichsten und arbeitsamsten Gelehrten, wenn sie, mit Leib und Geist an ihr Pult geheftet, sich nicht ins wirkliche Leben, an Ort und Stelle der Entstehung einer Sache, versetzen können, zu hausen pflegt. Lässt nicht selbst noch Schröder dem *Systema morarum* sein Plätzchen, und der *productio*, *correptio*, *permutatio vocalium*, der *compensatio* einer Verdopplung des Consonans bey Gutturalen durch einen langen Vocal, und allen solchen Ab- und Zurechnungen ihre gleichsam gesetzmässige Stelle? Wird nicht in den besten noch späteren Sprachlehren immer mehr das Auge, als das Ohr (die lebende, lange nicht gelehrt abgemessene Aussprache) gefragt, warum eine Wortform so und nicht anders aussehe? Führen sie nicht immer noch zu einem Analysieren, in welchem das Charakteristische eines Casus, Tempus etc. nicht als Erfahrung angemerkt, sondern gleichsam aus Gesetzen deducirt wird, und zwar aus einer ordentlichen Stufenfolge Schlag auf Schlag gebietender Gesetze, die der Geübte wie die Register einer Orgel anzieht, oder wie eine wohldressirte Miliz in Reihe und Glied treten lässt; da es doch in jeder angewandten Grammatik keine Gesetze (Aussprüche der Nothwendigkeit) sondern bloss Erfahrungen über die Gewohnheit, so oder so zu sprechen, geben kann. Erfahrungen, welche, wenn von ihnen eine durchgängig wirkende Veranlassung entdeckt wird, zu einer Erfahrungsregel berechtigen, wenn sie aber bey ähnlichen Fällen variiren und sich nicht gleich bleiben, nur in simplen Observationen als Facta zu beschreiben sind. — Und, was noch mehr ist, herrscht nicht über alle bisher vorhandene hebräischen Grammatiken wegen ihrer ganzen Anlage, wegen der ersten methodischen Hauptfrage: Was darinn nothwendig abzuhandeln sey und was nicht in das Gebiet der Grammatik gehöre, eine nur durch allgemeinere Ideen der Sprachphilosophie zu verbannende Willkühr? Fehlt nicht ferner in jeder andern Grammatik die Befolgung des strengen Gebots der Consequenz, nach welchem gleiche Fälle überall auf gleiche Art behandelt werden sollen? Hat man nicht z. B. auch alsdann, wenn man das Meiste bey den Zeitwörtern durch Aufzählung der Formen in Regeln und Observationen entschied, bey den Nennwörtern noch immer aus Vocalverwandlungsgesetzen bestimmt, was Rechtens sey? An Vollständigkeit der aufgezählten Formen war dann ohnehin nicht zu denken.

So langsam geht es, bis endlich durch freymüthig bescheidene Beobachtung der Fortschritte und der Fehltritte so vieler Vorgänger der muthige Entschluss entsteht, das vorhandene zwar alles, theils zur Beleh-
rung

rung theils zur Warnung, zu benutzen, fürs erste aber, wie wenn noch gar nichts vorhanden wäre, über Plan und Grundbegriffe des Ganzen mit sich selbst einig zu werden, und alsdann unveränderlich genau nach den festgesetzten Prämissen alle einzelne Theile durchgehends gleichförmig zu behandeln. Diesen Entschluss hat der Vf. fest gefasst. In der allgemeinen Sprachphilosophie nach der Richtschnur und dem gesetzmäsig bestimmbaren Umfang einer Sprachlehre forschend, und von einer durch *Schütz* und *Wolf* gebildeten Genauigkeit in den unverkennbaren Subtilitäten anderer Sprachen unterstützt, hat er sich einen die Willkühr ausschliessenden Plan entworfen. Die Ingredienzien dieses Ganzen, welche erst die Vorbereitung aller Wortformen, die Lehre von den Schriftzügen, Sylben und dem Ton, alsdann die Formenlehre der Nenn- und Zeitwörter und endlich das Eigenthümliche in der Zusammenordnung der Worte, den Syntax, betreffen — hat er, mit den besten Vorarbeiten wohl bekannt, nicht bloss mit ungewöhnlicher Vollständigkeit gesammelt und dem Plane gemäss geordnet, sondern sich auch vornehmlich das Verdienst gemacht, sie nach Grundbegriffen, die aus der Entstehung der Sprachen sich erweislich oder begreiflich machen lassen, entweder auf erklärende Veranlassungen zurück zu führen, d. h. in Regeln zu fassen, oder bloss als faktisch gegebene Producte von Ursachen, die sich mehr ahnen als beschreiben lassen, classificiert in Observationen aufzuzählen.

Hier war es gleich nothwendig niederzureissen als aufzubauen. Die Richtigkeit des aufgebauten ruht nicht nur auf der Natürlichkeit der dabey befolgten Grundbegriffe, das heisst, auf der Ableitung derselben aus dem Ursprung und der Beschaffenheit aller Sprachen, so wie aus dem Eigenthümlichen in der Entstehung des hebräischen nach den Sprachorganen und dem die Aussprache und Wortfügung modificirenden Charakter der Hebräer. Sie ruht zugleich auch auf dem Erweis, dass theils die vorhandenen Erscheinungen der Sprache nur auf diesem Wege ohne Künsteley sich erklären lassen, theils aber die Unerklärbarkeit gewisser andern Sprachphänomene daraus ohne willkührliche Erdichtungen begreiflich werde. Aus diesen Gründen war zu Festsetzung und Durchführung dieses Systems eine Vollständigkeit und Pünktlichkeit nothwendig, die vielleicht bey denen, welche man seit 10 bis 20 Jahren durch hebräische *Grammatiken in nuce* wenigstens für das Erlernen der Elemente gewinnen wollte, und welche dann selten über die nothdürftigen Elementarbüchelgen hinausgegangen sind, einen Haupteinwurf gegen den Vf. erwecken könnte. Diesen leicht zu vermuthenden Klagen der an etwas anderes gewöhnten, oder der mehreren, die sich gerne an nichts als an Nothbehelfe ihrer *vis inertiae* gewöhnen wollen, hält der Vf. mit Recht entgegen, dass eine genaue Sprachlehre (und eine andere taugt nicht, um über den Sinn des gesprochenen und geschriebenen gewiss zu werden!) ohne im Einzeln in viele Kleinlichkeiten — der seel. Reiz sagte: „in das *kümmelhöfte*" — einzugehen, eine Unmöglichkeit sey. Er gibt zugleich den Wink, dass seine jetzige eben sowohl wegräumende als aufbauende Arbeit vornehmlich auf die competenten Richter in der Sache und auf selbstprüfende, indess aber für ein anderes System eingenommene Forscher, f... auf Lehrer des hebräischen und auf die, welche nicht bloss in den Vorhöfen stehen bleiben wollen, berechnet seyn musste, dass aber aus dieser vollständigeren Darstellung, mit Weglassung der negativen und widerlegenden Sätze ein anders modificierter Auszug für den Anfangsunterricht möglich sey, welcher schon dadurch, dass er das Behauptete allein heraushöbe, leichter zu umfassen und zu fassen seyn würde. Wir können hinzusetzen, dass der Vf. durch die uneigennützigste Ersparniss des Raums bewiesen hat, wie sehr es ihm bey jeder Erweiterung bloss um die Sache selbst zu thun gewesen sey; noch mehr aber, dass er schon jetzt für Verdeutlichung durch Stufenfolgen im Fortschreiten vom einfacheren zum zusammengesetzten, durch Zusammenordnung des Gleichartigen und Abscheidung des ohne Grund verbundenen, durch analoge Beyspiele aus lebenden Sprachen und selbst durch Benutzung mancher typographischen Vortheile häufig mit bestem Erfolg gesorgt hat. Mehr noch wird dafür geschehen können, wenn der Anfangsunterricht häufiger den analytischen Gang, von der aufzulösenden Erscheinung zur Auflösung selbst, einschlägt, dabey die Grundbegriffe, nach welchen das Problem sich löst, bey den schwierigsten Kapiteln ausdrücklich und anschaulich voranstellt, und was den Ausdruck selbst betrifft, eine gewisse, wir möchten sagen pythagoräisch-ernste, bey subtilen Gegenständen so schwer vermeidliche Enthüllungssprache überall verbannt, welche für jetzt noch, in dem ersten Unternehmen des Vfs., in einigen Hauptsätzen wie S. 58. §. 106. eine vermeidliche Dunkelheit übrig liess. Auf alle Fälle aber müssen wir freylich gar sehr bedauren, unsern schnellgelehrten jüngeren Zeitgenossen, welche sich so gerne alle Kenntnisse durch den Mutterwitz, den sie gesunden Menschenverstand nennen, inspiriren oder inoculiren lassen möchten, nicht die Hoffnung machen zu können, dass eine durchdachte, und gründliche, das heisst, zweckmäsige Sprachlehre ihnen je eine so leichte und bequeme Unterhaltung als ein zum süssen Schlafe einladender Ritterroman gewähren werde.

Erinnerungen gegen einzelne Erklärungsversuche des Vfs., an denen es nicht fehlen kann, da Rec. diese Sprachlehre buchstäblich durchzulesen und zu prüfen würdig fand, bey denen aber auch hinwiederum der Rec. selbst sich gar nicht als Instanz betrachten könnte, sondern als ein von gleichen Grundbegriffen ausgehender und nur in einzelnen Anwendungen derselben zweifelnder oder anders überzeugter Forscher angesehen werden müsste, — solche Erinnerungen würden, wider den auf das allgemeinere wirkenden Geist und Zweck der A. L. Z. allzu sehr ins Detail sich einlassen müssen. Sie sind ganz unterschieden von Erinnerungen gegen wirkliche Mängel und Unrichtigkeiten, welche jeder sachkundige Rec. bey einer empfehlenswehrten und vorzüglichen Schrift, in der sie

 den

den Ungeübtern hindern könnten, mit verdoppelter Genauigkeit aufzusuchen die Pflicht hat, während er eben so unparteyisch bemerken muss, dass sie bey einem so vielseitigen Werk, wie dieses, wenn sie so selten, als bey dem Vf. vorkommen, desto gerechtere Ansprüche auf Entschuldigung haben.

In der Vorrede widerlegt der Vf. die Danzische und Meinerische Vorstellung von dem mehrmals schon berührten *Systema morarum* durch eine gerechte, vielseitige Beleuchtung. Aber unabhängig von jenem Versuch grammatikalischer Rechenkunst existirten schon in den rabbinischen und daher in den ersten und folgenden christlich rabbinischen Grammatiken alle Ingredienzien, welche durch das Morensystem die Gestalt der gesetzlichen Nothwendigkeit erhalten haben, unter den willkührlichen und aller Sprachphilosophie widersprechenden Fictionen von Verwandlungen und Vertauschungen, Verkürzungen und Verlängerungen, ja sogar von einem grammatikalischen Schadenersatz (*compensatio*) u. dgl. m. Diese Vorstellungen enthielten nicht nur die Keime aller andern Verirrungen, sondern sie erhielten sich auch im südlichen Deutschland, wo Schickards *Horologium* eben so allgemein, als das Danzische *Nucifrangibulum* etc. im nördlichen Deutschland, doch in der That mit mehr innerer Liberalität, als dieses, regierte, bis auf sehr neue Zeiten herab, durch Sprachlehren von Speidel, Hiller, Steinweg etc. ungemischt mit dem Morensystem, in unverkümmerten Ansehen. *Weckherlins* hebräische Grammatik ist die erste in jenen Gegenden, welche, gewissermassen autorisirt, von jenen Afterkünsten abgieng und daher, selbst als Versuch, doppelt Aufmunterung verdiente. Denn Schröders Auszug aus Schultens, zu Ulm nachgedruckt, genoss bis dahin bloss eine Art von Toleranz; er musste immer noch in niedern und höheren Schulen, und daher z. B. auch in dem Clemmischen Elementarwerk, mit den Schickard-Speidelischen Willkührlichkeiten den Platz theilen. Nur die Universität war, durch Schnurrer und Storr, von letzteren gereinigt! — Diese Vorstellungsarten hätten also, noch ungemischt mit dem daraus hervorgegangenen Morensystem, von dem Vf. eine deutliche Würdigung oder, was hier eben so viel ist, eine gerechte Herabwürdigung verdient. Er würde dadurch seinem Werk in einem literärisch beträchtlichen Theile von Deutschland einen Stein des Anstoses aus dem Wege geräumt haben.

Was für gewöhnliche Grammatiken Nebensache wäre, darf und muss bey dieser, da sie von allgemeiner Sprachphilosophie auszugehen das Verdienst hat, strenger beurtheilt werden. Im Anfang der Einleitung ist die Definition von *Sprache* „artikulierte Laute, Töne, welche durch den abgesonderten Gebrauch der verschiedenen Sprachorgane hervorgehen“ nicht völlig bestimmt. Eine Vocalmusik, welche nicht Worte, sondern bloss ohne Bedeutung Sylben ausspricht, um die modulierte Stimme daran gleichsam zu knüpfen und festzuhalten, besteht (gerade bey gewissen jüdischen Kunstsängern) aus solchen articulierten Tönen, und ist doch nicht Sprache. Dies, dass *Gedanken* (was auch der Vf. berührt) und nicht *blosse Empfindungen* durch artikulierte Laute ausgedrückt werden, macht das unterscheidende der Sprache. Richtiger würde also der Anfang der Einleitung sagen: „Die Menschen drücken ihre Gedanken durch articulierte Laute aus, d. i. durch Töne, welche durch den abgesonderten Gebrauch der verschiedenen Stimmenorgane hervorgebracht werden. Eine für das Bedürfniss hinreichende Summe solcher tönenden Gedankenzeichen nennt man Sprache.“ *Oefnung des Mundes*, welche der Vf. sogleich darauf in die Definition einer Sylbe aufnimmt, ist, wie die Bauchredner erweisen, nicht nothwendig. Auch müssen Dialekte nicht gerade „Zweige eines *noch lebenden* Stammes“ seyn. Das eigenthümliche einer *Sprache* ist, dass ihr Urstoff aus eigenen Stammworten bestehe. Eine *Mundart* ist von andern Zweigen des nämlichen Sprachstamms in Aussprache, Flexion, Formation, Syntax verschieden, hat aber die nämlichen Stammworte, Identität im Grundstoff des Sprachstamms; wie hebräisch, altarabisch, altaramäisch. Davon möchte Rec. noch den *Dialekt* unterscheiden, welcher da ist, wenn nicht nur Verschiedenheit der Aussprache u. s. f. den Unterschied macht, sondern auch, ausser dem Grundstoff des einen Sprachstamms, ganz heterogene Früchte eines andern Sprachstamms einheimisch geworden sind; wie im samaritanisch-cuthäischen, im neuhebräischen oder rabbinischen. — — Soweit etliche Proben von Foderungen philosophischer Präcision. Eine Art von Rüge, welcher sich eine Menge hebräischer und anderer Grammatiken gar nicht aussetzt, welche, wenn es allgemeinere Begriffe betrifft, *quid pro quo* zu setzen sich zum Voraus das Privilegium nehmen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Magdeburg* u. *Leipzig*, (ohne Anzeige des Verl.): *Abriss einer Lebensbeschreibung des berüchtigten Caspar Stahlberg*. 1797. 80 S. 8. (6 gr.) Eine ziemlich gedehnte Erzählung einer Criminalgeschichte, die zwar eine Menge Veränderungen des Zustandes ihres Helden, aber eigentlich nichts Auszeichnendes enthält, wesgen sie verdient hätte, durch den Druck bekannt gemacht zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. October 1797.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Hebräische Sprachlehre*, von *Joh. Severin Vater* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ein Zweck des Vfs. ist, auch mit den brauchbarsten Schriften über alle Zweige des hebräischen Sprachunterrichts bekannt zu machen. Eine Parenthese, welche den Preis angäbe, wäre zweckdienlich. Auch bedarf die Schrift, ungeachtet der angewandten Revisionsarbeit, noch ein accurates Druckfehlerregister. Ein Elementarbuch muss hierinn das äusserste thun.

Wenn nach S. 21 Vocale die Laute sind „welche geradehin (ohne zusammengesetzte Thätigkeit der Stimmorgane) hervorgestossen werden, indem man den Mund mehr oder weniger öfnet" (oder vielmehr — „den Schlund mehr oder weniger voll haucht"); so sind die gewöhnlich so genannten Kehlbuchstaben, d. i. die *blossen Hauche*, welche durch א, ה, ח und das im arabischen unpunktirte ע bezeichnet werden, (S. 23) unter die Vocale zu zählen. Denn der Vf. bemerkt mit Recht, dass ח nicht ch, χ, sondern nur ein tieferer Vocalhauch sey; daher correspondiert im griechischen Alphabeth das η. Noch tiefer heraufgehaucht, aber dem א ähnlicher ist das reine ע ع. Der Hauch א aber ist nicht ein a sondern ein blosser, uns unnachahmlicher, unbestimmterer Vorklang. Es verhallt, wie §. 115. richtig bemerkt, in *jeden* Vocallaut, selbst in Schurek und Chirek m. Keine Tradition will, dass man אֵם aem אִמּוֹ aimmo ausspreche. ו und י hingegen gehören, wenn man an der obigen Definition festhält, nicht, wie §. 98 zugeben will, zu den *Vocalbuchstaben*. — Ob es passend sey, die Aspiration der Consonanten durch ein beygesetztes h (S. 22) zu bezeichnen, wie ד dh, ג gh, ist vielleicht zweifelhaft; aber wenn der Vf. ebendas. ע durch hhh ausdrückt, so ist diese Verdreyfachung nicht bloss unbequem (er selbst schreibt nachher hh dafür) sondern selbst unrichtig. Denn nicht der *Hal*aut war, nach den alten Versionen, im reinen ע oder ist noch jetzt im arabischen ع vielmehr ein verstärkter Laut, gleich dem, was א gewesen seyn muss. — ג ist dsh und nur in Aussprachen, wo gj soviel als dsh ist, kann man gj substituieren. — Warum soll Saegol S. 23 in der ersten Sylbe ae in der Endsylbe e seyn? Hingegen ist die Bemerkung, dass die Endsylbe, wenn sie einen kurzen Vocal hat, unbestimmter nachgehallt haben müsse, zur Erklärung mehrerer Sprachphänomene, z. B. auch bey den Verbis geminatis trefflich. Eine ähnlich fruchtbare Bemerkung möchte seyn, dass Patach in manchen zusammengesetzten Sylben nicht immer ein helles a war. Vgl. das Arabische. Daher erklärt es sich Rec. dass אַחֲרֵיו (von אַחַת, אַחֲרֵי abstammend) אַחֲרָיו geschrieben wurde, weil es nämlich eben so klang. Auch Kametz vor w muss mehr wie o als wie a geklungen haben. Dies und die Bemerkung wegen des kurzen Nachklangs der letzten Sylbe macht die Entstehung קוֹם aus קָם u. dgl. begreiflich, wenn man sich auch nur an die jetzige hohlere und stossende Aussprache der Juden erinnert. — Dass der Vf. lange Vocale durch Verdopplung ausdrückt, Kametz durch aa, Zere durch ee, ist schwerlich passend. Denn so müsste man nicht Einen verlängerten, gedehnten, sondern zwey Hauche hervorbringen. Die Bezeichnung â, ê etc. scheint uns wahrer. — Zu S. 25 gehört, dass auch nach ֵ ein fulcrum י stehen kann. Dass aber dies fulcrum (Vgl. auch §. 122.) *nicht* ein Consonans sey, beweisst auch das parallele י im Chireck magnum, welches nicht als Jod nachklingt. Der Vf. sollte eben deswegen auch das Chirek magnum nicht durch ij ausdrücken. Diese ו und י wenn sie als Nichtconsonanten an sich gar keinen Laut geben, sind die wahren matres lectionis oder Vocalzeichen in der Reihe der Consonanten. Sie deuteten bloss darauf, dass man sich die simpelsten Vocallaute e, i, — o, u — hinzudenken solle. Stünd weder ו noch י als Nichtconsonans, so verstund es sich, dass der Vocallaut a oder ae sey. Es gab kein Viertes. Denn ה war in der That — §. 112. ist darüber zweifelnd — keines Vocallauts Zeichen unter der Consonantenreihe. א war daher auch gar nicht als mater lectionis nöthig, kommt äusserst selten in dieser Analogie vor und ist alsdann vermuthlich erst Fund rabbinischer Orthographie. — Zu §. 53. (einer scharfsinnigen Bemerkung) gehört, dass man das ם plurale oft abbrevirte; יְדֵי statt יְדֵים — S. 40. „Buxtorf *bewies* das Uralter der Vocalzeichen." Der Vf. will sagen: er behauptete; — Dass §. 79. וְ (*und*) *wu* zu lesen sey, nöthigt uns der Ursprung aus וְ *we*, vgl. das arab. و, anzunehmen. §. 80. „Sylben wie *Geld* sind dem Hebräischen nicht angemessen." Richtiger: sind in der hebräischen Schriftsprache selten, doch in וַיֵּבְךְּ וַיַּרְא, קֹשְׁטְ, נֵרְדְּ u. dgl. ganz, in allen Vocibus Millel, wo die letzte Sylbe nur nachklang-

klang, halb übrig. — §. 85. חָטֻף eine *paſſive* Form bedeutet nicht rapiens, ſondern raptum, furtivum, ſchnell verhallend. — §. 114. בִּישְׂרָאֵל kommt nicht vor. — Die Beyſpiele §. 123. kann Rec. für nichts anſehen, als für ein Falſchſchreiben nach dem Gehör. Eben ſo das §. 124. angeführte הֲשְׁפּוֹת. Auch הֲלְכוּא §. 126. iſt mehr nicht, als Schreibfehler derer, die arabiſch mit hebräiſchen Buchſtaben zu copiren ſich angewöhnt hatten und dann, wenn ſie etwas hebräiſches copirten, leicht Eigenthümlichkeiten der arabiſchen Orthographie einmiſchten. Hingegen iſt בְּנוֹ פְעוֹר ein Aramäismus des Aramäers Bileam, wie im deutſchen: des Peors *ſein* Sohn. — §. 129. „ר wurde von den Hebräern nicht verdoppelt." Richtiger: ר findet ſich in der jetzigen, maſorethiſchen Schriftart höchſtſelten verdoppelt; für das, was vorher geweſen ſeyn mochte, gibt *σαρρα* ein bekanntes Beyſpiel. — §. 132. „eigentlich compenſirt das Dageſh f. immer den ausgelaſſenen Buchſtaben" ausgenommen in den Fällen, wo es bloſs den affektvollen Stoſs von Wort an Wort bezeichnen ſollte; nach Nr. 4. — Was von Dageſch lene §. 136. angeführt werden muſste, weil es ſonſt recipirt iſt, bleibt bloſs rabbiniſche Erfindung. Denn es ſetzt ſchon das Auge (ob das Schwa an der Stelle eines langen Vocals ſtehe oder nicht) und nicht das Ohr zum Richter. — Gegen Wähners §. 158 angeführten Grund iſt gerade das Umgekehrte wahr. Auf der langen Endſylbe weilt man länger und eilt alſo weniger zum nächſten Wort, als von einer Endſylbe mit einem kurzen, wenig nachhallenden Vocal.

Verzeihung, wenn manche Leſer denken, daſs unſre Proben von kleinen Tadel zum Theil zu unbedeutend ſeyen. Wir wollten abſichtlich alles aufzählen, was uns irgend über den ganzen *erſten* Theil groſses oder kleines bey einer aufmerkſamen Nachleſe aufgefallen war. So wenig war es! So ſehr leuchtet des Vfs. Fleiſs aus den wirklich aufgeſuchten Mängeln hervor. Hätten wir umgekehrt, ſo oft als es nöthig geweſen wäre, bemerken wollen: dieſe Bemerkung oder Auflöſung iſt neu, fein, treffend benutzt! unſer Verzeichniſs würde beträchtlich länger geworden ſeyn. Kurz: jedem, welcher das Hebräiſche erſt neu, oder gründlich und ohne falſche Kunſt ſtudiren will, kann Rec. nach ſeiner Einſicht nichts beſſeres empfehlen. Wer aber auch, an ein anderes Grammaticalſyſtem gewöhnt, nicht gern ändern möchte, den können wir verſichern, daſs er alle zu löſenden Probleme der Sylben- und Formenlehre nirgends aus dem meiſten vorhandenen vollſtändiger, als hier, geſammelt finden werde, und obendrein einen nicht nur reicheren, ſondern auch beſſer als ſonſt geordneten Syntax erhalte.

GESCHICHTE.

Karlsruh in Macklots Hofbuchdr.: *Am Schluſs von Karl Friedrichs funfzigſten Regierungsjahr 1796. Unterhaltungen mit gebildetern Bürgern des Badiſchen Landes.* 202 S. 8.

Ein guter Fürſt, welcher funfzig Jahre hindurch regieret hat, iſt ein Gegenſtand, welcher uns leicht bis zur Begeiſterung erheben kann, und eine Darſtellung ſeiner Verdienſte, entworfen am Ende eines halben Jahrhunderts ſeines wohlthätigen Lebens, könnte deshalb leicht der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ganz entſprechen, zumal wenn ein Unterthan jenes Fürſten Urheber davon iſt. Um deſto mehr Lob verdient der patriotiſche Vf. dieſes Verſuches, welcher mit ſtatiſtiſcher Sorgfalt und Treue uns immer nur bemerken läſst, was die Regierung bey den Mitteln, welche ihr ohne übermäſsige Anſtrengung der Kräfte des Staates zu Gebot ſtanden, für das Wohl deſſelben wirkte. „Wer auch nur, heiſst es S. 2., mit der Wahrheit, mit dem wirklich uns zugetheilten Grad des bürgerlichen Glücks unbändig in die Poſaune ſtieſse, und alles, was die Zeit Gutes gebracht hat, auf alleinige Rechnung der Regierung ſetzte: der würde gleich ſtark den perſönlichen Charakter des Fürſten und ſein groſses Verdienſt um das Land beleidigen; denn daſſelbe bedarf keiner Blendgläſer und nicht einmal einer Anſtrengung des Schauers."

Nicht ohne Kunſt der Darſtellung iſt das Gemälde von den Verdienſten Karl Friedrichs um ſeine Unterthanen entworfen, indem die groſse Menge von einzelnen Notizen, welche ſich darboten, unter gewiſſe vorzügliche Geſichtspunkte gebracht iſt. Nur wäre zu wünſchen, daſs die Sprache weniger geſucht und ungelenk wäre. So heiſst es z. B. S. 4. wo von jenen Geſichtspunkten die Rede iſt: „Laſſet uns erſt in den Saal dieſer Gemäldeſammlung, alsdann in drey Kabinette derſelben eintreten und ſo unſere Anſichten unter vier Abtheilungen bringen." Dieſe ſind dann folgende: 1. wie iſt für die Perſon des Menſchen geſorgt? 2. wie iſt das Eigenthum der Einzelnen geſchützt? 3. wie haben Vermögen und Cultur des Landes im Ganzen zugenommen? 4. ſind die Laſten dabey erträglich geweſen, und vermehrt oder vermindert worden?

Wenn man aus dem Reichthume von ſtatiſtiſchen Nachrichten, welche der kundige Vf. in dieſen vier Abtheilungen liefert, einige hier mittheilen wollte: ſo würde man von dem eigentlichen Zwecke dieſer trefflichen Schrift, den Totaleindruck, welchen eine ſo lange herrliche Regierung machen muſs, den Leſern zu verleihn, doch kaum die leiſeſte Ahndung erregen, und dem Statiſtiker iſt ohnedies die ganze Schrift unentbehrlich. Nur zwey Bemerkungen, die ſich beym Leſen derſelben aufdringen, können wir nicht zurückhalten. Erſtens iſt es bewundernswürdig, wie ſehr der edle Markgraf bey dem eifrigſten Streben nach Ordnung im Staat und der ſparſamſten Benutzung ſeiner Kräfte doch dahin trachtete, die Freyheit der Einzelnen ſo wenig wie möglich einzuſchränken; und zweytens, mit welcher rührenden Humanität er ſtets beſorgt war, frohen Lebensgenuſs unter ſeinen Unterthanen allgemein zu machen. Weg, ſagt er ſelbſt in einer eigenhändigen Schrift von 1783, weg mit allem Neid, mit der Selbſtheit, die Andern das

das versagen will, was sie für sich selbst für nützlich hält! Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, freye deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnet, wo ihr schon vor 700 Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführet wurdet, vereiniget eure Kräfte mit den Meinigen, der ich nun bald 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniss, euch vorzustehen — vereiniget Euch mit mir zum allgemeinen Wohl! Lasst mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, dass ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe!"

Züllichau u. Freystadt, b. Frommann: *Philosophische Geschichte der französischen Revolution von der Zusammenberufung der Notabeln bis zur Auflösung der National-Convention*, von *Anton Fantin-Desodoards*, französischem Bürger. Mit einigen Berichtigungen eines Augenzeugen. 1797. Erster Theil. 421 S. Zweyter Theil. 393 S. 8.

Je weniger wir jetzt schon im Besitze der Quellen sind, die zu einer sichern Geschichte der französischen Revolution nöthig seyn möchten, um so mehr dürfen wir fodern, dass derjenige, welcher uns ein Gemälde von derselben entwerfen will, uns diesen Mangel durch das Colorit seiner Darstellung, die Unschuld seines historischen Genius und jene Divinationsgabe, welche die Wahrheit aus wenigen Zügen erräth, zu ersetzen wisse. Der Vf. des gegenwärtigen Versuches hat keine dieser Eigenschaften in einem bedeutenden Grade. Dennoch ist sein Buch ein angenehmes Geschenk für das Bedürfniss unsrer Zeit, wegen der Leichtigkeit des Stiles, wegen des unverkennbaren Strebens des Vf. nach Unparteylichkeit, wegen der guten Auswahl der Begebenheiten und der hinreichenden Ausführlichkeit der Erzählung. Also verdient auch der Uebersetzer, welcher von dem Guten seines Originals nichts hat verloren gehn lassen, schon als solcher unsern Dank, mehr aber noch wegen seines interessanten Nachtrages über den Feldzug in die Wüsten von Champagne, auf welchen der Wink des Titels über die Berichtigungen eines Augenzeugen sich bezieht. Er machte ihn selbst mit, in Civilverhaltnissen, in dem Gefolge eines durch seinen grossen Geist und seine ausgezeichneten Talente eben so wohl als durch seine erhabene Geburt berühmten preussischen Generals.

Nach der Bemerkung, dass die ersten Urheber der grossen Coalition gegen Frankreich die Emigranten waren, welche durch ihre Zweifel an der Festigkeit der Nation, die durch die nachfolgenden Ereignisse widerlegt wurden, vor ganz Europa bewiesen, dass dieser Zug des vorigen Nationalcharakters der Franzosen allein der ihrige gewesen, und dass er mit ihnen aus Frankreich ausgewandert sey, kommt er auf den besondern Antrieb, welchen der Herzog von Braunschweig zu der Unternehmung wider die französische Nation haben mochte, nämlich das allzu frische Andenken an die leichte Eroberung Hollands. „Der Gedanke, in zwey Staaten die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt zu haben, hatte allerdings unendlich viel Verführerisches, und war der schönste Triumph für die edle Seele eines erhabenen Feldherrn." Die Beobachtungen, welche der Uebersetzer dann über die Stimmung der Franzosen beym Einrücken des Feindes in ihr Vaterland mittheilet, zeugen von einem fein bemerkenden Geist. Unter den vielen artigen Zügen, durch welche er beweiset, wie wenig das Volk seinen sogenannten Errettern geneigt war, und wie leicht die Anführer des grossen Heeres dennoch eine Zeitlang in dem entgegengesetzten Wahn erhalten wurden, hat uns die angenehm erzählte Anekdote von der Denkart der Besitzer eines Meyerhofes in der Nähe von Longwy vorzüglich charakterisirend geschienen. (S. 204. Th. I.) Gleichfalls gilt dieses von einem andern Zuge zur Bestätigung der Behauptung, dass selbst die gemeinsten Leute in Frankreich trotz der Bestürzung, welche die Einnahme von Longwy in der Gegend umher verbreitete, fest überzeugt waren, es werde den Preussen nicht glücken, bis in die Hauptstadt vorzudringen. „Ein Dienstmädchen in Longwy, das den Tag vor dem Aufbruche der Armee in einem Gasthofe einem Freunde und mir, eine Bouteille Wein ins Zimmer brachte, fragte diesen, wo wir denn von hier hinzugehn gedächten? — Nach Verdün, sagte dieser? — Und dann? — Weiter hin gegen Chalons! — Und dann? — Und dann! dann gehen wir nach Paris! — Hier schlug das Mädchen ein helles Gelächter auf. Wissen Sie denn auch, wo Paris liegt?. Gehen Sie nur dahin, aber rechnen Sie nicht auf die Rückkehr. Longwy ist nur ein Nest, das freylich durch einige Bomben genommen werden kann. Verdün ist nicht viel besser, aber rechnen Sie doch ja nicht, dass Thionville, Metz, Sedan, Montmedi und die andern Festungen sich eben so leicht ergeben werden; und dann können Sie mir auf mein Wort glauben, dass Sie auf Ihrem Marsche so viele Feinde antreffen werden, als Steine auf Ihrem Wege! — Dies strömte uns die Unglücksprophetin mit feuriger Wärme entgegen, und verliess schnell das Zimmer. Betroffen über die neue, nie gehörte Sprache sahen wir uns an, und fingen an zu glauben, dass der Weg ins Luxemburgische sicherer für uns wäre, als der gegen Verdün!"

Wenn der Uebersetzer bey den weitern Operationen der Preussen nach der Einnahme von Verdün behauptet, Dümourier habe den König von Preussen zu bereden gewusst, dass er ganz royalistisch gesinnet sey, daher bey der ersten Gelegenheit mit der Armee zu ihm übergehn, und alsdann vereinigt mit ihm auf Paris losmarschiren wollte, um dem Könige die Freyheit zu geben, und die alte Verfassung wieder herzustellen: so möchte man ohne sehr überzeugende Beweise mit ihm schwerlich darin übereinstimmen, dass dieser Umstand die verborgene Ursache von dem sonst unerklärlichen Plane gewesen sey, welcher von

de an befolgt wurde. Leichter wird er bey der Mehrheit seiner Leser Glauben finden, indem er erzählt, dass der König von Preussen bey Valmy wirklich den Feind habe wollen angreifen lassen, welches der Herzog von Braunschweig widerrathen habe. Der Feind würde zwar, erinnerte dieser, ohne Zweifel geschlagen werden; aber dieser Sieg, nach der furchtbaren Position, welche die Republikaner inne hätten, könnte vielleicht sechs bis achttausend Mann kosten, und die Sache der Deutschen würde dadurch nicht gebessert, sondern eher verschlimmert werden. Dümouriez würde sich ohnfehlbar gegen Chalons zurück ziehen, wo ein von Natur eben so festes Lager auf ihn wartete, so wie das dortstehende ehemalige Lucknersche Reservecorps, wodurch seine Armee würde verstärkt werden. Die Preussen hingegen würden abermals zwölf Stunden tiefer ins Land dringen, die Communication mit den Magazinen in Verdün noch mehr erschwert werden, und das ganze Heer dadurch in die äusserste Gefahr gerathen.

Es hat uns gewundert, dass der scharfsichtige Uebersetzer einige der gröbsten Irrthümer von Desodoards, z. B. seine sonderbaren Begriffe von den Illuminaten, welche freylich bey den französischen Schriftstellern gewöhnlich sind, die Nachricht, dass La Fayette nach Spandau gebracht sey u. s. w. nicht sogleich berichtigt hat.

Hannover, b. Ritscher: *Interessante Scenen aus der Geschichte der Menschheit.* Erstes Bändchen. 1796. 218 S. Zweytes Bändchen. 1797. 280 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dass eine gut bearbeitete wahre Geschichte besser sey, als ein schlechter Roman braucht keines Erweises, wenn aber auf beiden Seiten alles gleich ist, wenn in der wirklichen, so wie in der, jener nachgebildeten, Geschichte, Wahl des Süjets, Entwicklung der Charaktere, und Darstellung sich vereinigen, um ein gutes Buch zu machen, dann erst läst sich fragen, welches von beiden ergiebiger für Menschenkenntnis, und moralische Belehrung sey, und da könnte oft der Vorzug auf Seiten des Romanenschreibers seyn, insofern dieser mehrere (aus der wahren Geschichte; und aus Erfahrung abgezogene) Züge vereinigen, und besonders mehr in das Detail des Privatlebens gehen kann. Ideale freylich in dem Verstande, wie dieser Vf. in der Vorrede des ersten Bandes die Romanenschreiber aufgestellt zu haben beschuldigt, das heisst, solche, die gar nicht existiren, sollten gar nicht aufgestellt werden, wenn man aber unter Idealen eine Zusammendrängung einzelner zerstreuten Züge versteht, so kann man sie ihnen nicht ganz untersagen. Halbromane, vernünftig bearbeitet, können nützlicher seyn, als wahre Geschichten, indem die hinzugedichteten Umstände Handlungen und Charaktere anschauend machen helfen. Aber freylich die *Wunderromane* unsrer Tage, die nur die Imagination beschäftigen, und sie mit grotesken Fictionen anfüllen, haben nicht allein keinen Nutzen, sondern schaden auch, insofern sie den Hang zum Aberglauben nähren. Um das Publicum von diesen abzubringen, und es zu belehren, dass man in der wahren Geschichte Begebenheiten genug finde, die bey dem Ausserordentlichen, das sie haben, auch zugleich etwas Lehrreiches enthalten, haben schon mehrere Schriftsteller (z. B. der Vf. des *Menschenspiegels* S. A. L. Z. 1796. N. 194.) Erzählungen aus denselben gesammelt. Dahin geht auch die Absicht der gegenwärtigen Sammlung, der man Mannichfaltigkeit, Auswahl des Denkwürdigen, und einen natürlich guten Vortrag nicht absprechen kann. Nur ist die Ausführung zu wenig pragmatisch, die Facta sind nur hingestellt, ohne sich auf die Motive einzulassen, die Moral, die sie erläutern sollen, fast nur in den Vorreden angezeigt, die reichhaltigsten Gegenstände (z. B. *Konradin's* tragischer Tod, *Hussens* Leben, *Ludwigs XVI* Hinrichtung, bey der fast nur declamirt wird, *Don Carlos* trauriges Schicksal, die Verschwörung des *Fiesko*, *Calas* Verfolgung) zu flüchtig behandelt, und der Erzählung zu wenig Schmuck gegeben, als dass sie es mit den Romanen, die dadurch verdrängt werden sollen, aufnehmen könnte. Das *erste* Bändchen enthält neunzehn, und das *zweyte* drey und zwanzig Artikel, worunter einige aber nur kleine Anekdoten enthalten. Nur bey neunen im ersten, und bey sechsen im zweyten Bändchen sind die Quellen angezeigt, aus denen der Vf. schöpfte. Meistens sind es englische und französische Werke, deren er sich bediente, wovon manche sehr bekannt, einige aber doch z. B. das *Tableau de la guerre de la pragmatique sanction* minder bekannt sind. Nur zweymal hat der Vf. aus deutschen Schriftstellern nach erzählt, und nur einmal etwas Eignes (aber etwas sehr unbedeutendes von einem blutigen Kinderspiel im Rhingau) geliefert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Frankfurt: *Religionsunterricht für reifere Christen.* 1796. 16 S. 8. Reifere Christen werden in diesem Bogen wenig finden, was ihnen nicht längst bekannt gewesen wäre; sie müssten denn einen schlechten Religionsunterricht empfangen haben. Der Unterricht ist in Fragen und Antworten abgefasst, und war vermuthlich für Confirmanden bestimmt. Dann ist aber der Titel unpassend. Der Vf. scheint in der Kunst zu fragen nicht sehr geübt zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. October 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Versuch einer historischen Entwickelung des wahren Ursprungs des Wechselrechts*, ein Beytrag zur Geschichte des Handels des Mittelalters. — Nebst einer *Sammlung* alter und neuer bisher in Deutschland wenig bekannter, insonderheit *italienischer*, *spanischer*, *portugisischer und englischer Wechselgesetze* und einiger andern Urkunden mit nöthigen Uebersetzungen. — Von *Georg Friedrich von Martens*. 1797. Die Schrift selbst hat 80 S. die Urkundensammlung 260 S. gr. 8.

Mit wahrer Dankbarkeit für das beym Lesen dieser Schrift empfundne Vergnügen zeigen wir diesen ausgezeichneten Beytrag zur neuern Rechtsgeschichte an. Reiche Sammlungen kann man bey den grofsen literärischen Schätzen in Göttingen von jedem dortigen Gelehrten erwarten und fast fodern; und schon diese Erwartungen hat Hr. *v. M.* vollkommen befriedigt. Aber er hat noch weit mehr gethan; er hat durch scharfsinnige Benutzung und feine Verbindung derselben mit andern zum Theil bekanntern Nachrichten eine so wahrscheinliche Ableitung des Wechselrechts zu Stande gebracht, dafs sie nicht blofs allen bisherigen Versuchen darüber ganz ungezweifelt vorzuziehen ist, sondern auch in der Hauptsache wohl schwerlich mehr einen glücklichen Angriff fürchten darf. Ueberdem ist die Anordnung der ganzen Entwicklung so natürlich, und der Vortrag so fliesfend, dafs man ohne allen Anstofs darüber fortgleitet, und mit grofser Leichtigkeit jedem vorgezeichneten Schritte der Ausbildung dieses Geschäftes folgen kann, vorausgesetzt dafs man mit dem Wechselwesen nicht ganz unbekannt sey, wie bey solchen Erörterungen wohl immer angenommen werden mufs. Dies Verdienst mufs man dem Vf. bey dem Reichthum des Inhalts, der fast in jeder Zeile ein Factum nennt, um desto höher anrechnen. Hr. v. M. gesteht mit uns (S. A. L. Z. 1786. N. 106. B. I. S. 132) unter den bisherigen Hypothesen über die Entstehung des Wechselrechts der Büschischen den Vorzug zu, und bekennt selbst, dafs er dadurch zu weitern Forschungen veranlafst sey, giebt aber zugleich die Unzulänglichkeit derselben an. Für seine genauere Untersuchung setzt er daranf als die eigentlichen Hauptpunkte folgende fest: warum, wo und wann zuerst aus einer für einen *Wechsel* erkärten Handschrift gegen den Aussteller, Acceptanten oder Indossanten, der nicht zahlt, sogleich auf Gefängnifs erkannt worden? Für welche Art von Wechseln dies zuerst eingeführt worden? Welches das erste Verfahren bey den verschiedenen Theilen des Wechselgeschäfts gewesen, und wie unsere heutigen Wechselgesetze entstanden seyn? Dies alles beantwortet er durch eine Entwickelung, deren Hauptmomente wir hier ausheben wollen.

Zu einer Zeit, wo keine Posten waren, und der abwesende Kaufmann seine Geschäfte durch Unsicherheit der Wege, schlechte Justizverfassung etc. beschränkt fand, war es sehr schwer, den Handel von Hause aus durch Correspondenz zu führen; daher konnte nur der gegenwärtige Kaufmann sein Geschäfte mit Erfolg treiben; und zur Erleichterung desselben wurden Messen errichtet, wo Verkäufer und Käufer sich persönlich versammelten. Unter den Privilegien derselben war auch die „Bestimmung, dafs in Händeln, die aus Mesrcontracten erwuchsen, mit Uebergehung aller Förmlichkeiten die schleunigste Rechtshülfe statt haben solle." Dies war sehr natürlich, weil Fremde, die an den festgesetzten Zahltagen nicht zahlten, gewifs der Flucht verdächtig waren. Solche Zahltage waren meistens nach den zum eigentlichen Waarenhandel bestimmten Tagen festgesetzt. Man gab über die auf denselben zu machenden Zahlungen *lettres de foire*, welche häufig in Zeiten, wo die Schreibkunst weniger verbreitet war, unter öffentlicher Autorität (*sous scel de foire*) ausgestellt wurden. Man liefs sich auch wohl die Zahlung gemeiner Schulden auf der Messe versprechen. Aus diesen *lettres de foire* hatte nun die gedachte schleunige Execution durch ein *mandement de foire* statt; und dies allen *schriftlichen* Mefscontracten gemeinschaftliche Privilegium der Mefsschulden, das noch jetzt so häufig angewendet wird, ist der Grund des strengen Wechselrechts durch die Mitwirkung folgender Umstände.

Wegen der Münzverwirrungen, Münzverfälschungen und Münzveränderungen des Mittelalters, die die Verwechselungen der Münzen so nöthig machten, schränkte man die Erlaubnifs, das Gewerbe des Geldwechselns (*cambium*) zu treiben, um die verrufenen Münzen in die Münze, und die neuen in Umlauf zu bringen, auch manchen Bedrückungen des unwissenden Volks vorzubeugen, bekanntlich auf wenige zuverlässige Leute (Münzbürger, Münzgenossen, *Campsores*) ein. Diese verbanden mit dem eigentlichen Wechselgeschäfte andere Geschäfte grofser Anleihen, der Uebermachung von Geldern an dritte Orte durch Anweisung etc. Zu solchen erweiterten Unternehmungen war das Vermögen einzelner Privatleute oft nicht hinreichend; es verbanden sich also grofse Gesellschaf-

schaften, welche nun an verschiedenen (oft zehn bis sechszehn) Orten ihre Handelshäuser hatten, und eben deshalb Geld um so leichter anweisen oder übermachen konnten. Meistens waren Geschäfte dieser Art durch einen grossen Theil von Europa in den Händen der Italiener (Lombarden). Sie erborgten dazu Gelder und liehen wieder an andere aus, und das um Gewinn, folglich um damals verbotne Zinsen.

Der Hauptsitz dieser Geschäfte der Campsoren nun war auf Messen, die insonderheit in Italien und Frankreich so häufig waren. Da ward wegen der Mannichfaltigkeit der zusammentreffenden fremden Münzen der Geldwechsel an sich beträchtlicher und verwickelter. Da wechselte der fremde Kaufmann seine unbrauchbaren Münzen beym Campsor aus, liess auch sein Geld, bis er es brauchte, beym Campsor stehen und sich einen Schein darüber geben, der dann so bald die eingewechselte Münzsorte darin benannt war, ein *Instrumentum super cambio* hiess. Bald liess er sich auch wohl, um das Geld nicht baar mitzunehmen, vom Campsor auf einen andern Ort, besonders auf eine andere Messe, eine Anweisung geben, und meistens in der Münzsorte, die er an jenem Ort brauchte, wodurch dann oft ein neuer Geldwechsel wieder statt hatte. Eine solche Anweisung ward an einen andern Wechsler oder an einen Factor desselben Handelshauses in Form eines Briefs gerichtet und hiess alsdann doch wohl mit dem vollsten Recht eine Wechselanweisung, *Wechselbrief* (*lettera di cambio*). Man brachte diese Verwechselung der Münzsorten ohnehin um so lieber hinein, weil dies mehr Gelegenheit gab, durch Aufgeld zu gewinnen. Diese Entstehung auf Messen erklärt es auch, warum Messwechsel noch jetzt *cambia regularia*, Ausser-Messwechsel *c. irregularia* heissen.

Gegen den Aussteller eines solchen Wechselbriefs hatte sodann, wenn der Trassat denselben nicht annahm, schleunigste Execution statt, erstlich und hauptsächlich wegen des Privilegiums der Messschulden, da die *lettres de change* eine Art von *lettres de foire* waren, zweytens weil die Wechselbriefe auch wohl *sous scel de foire*, also als *instrumenta publica*, geschlossen waren, oder auch die von den öffentlich angestellten Campsoren geschriebenen Instrumente öffentlichen gleich geachtet wurden, drittens weil das Wort *Wechsel* (*de cambio*) selbst auf die schon geschehene baare Zahlung der Valuta deutete. Das gegen den Acceptanten eines Wechselbriefs geltende strenge Wechselrecht war durch keine der bisherigen Hypothesen aufgeklärt; begründeten aber die Wechselbriefe besonders Messschulden, so ist alles klar, und das ward noch dadurch unterstützt, dass die Acceptanten meistens Campsores waren. So ist demnach das Wechselrecht allmählich durch die Messen entstanden, ein bestimmtes Factum der Entstehung ist wohl nicht anzugeben. Bekannt aber war das Wechselwesen schon im 1[illegible]ten Jahrhundert.

Durch die Verlegung des Zahlungstermins gemeiner Schuldscheine auf die Messen entstand ganz natürlich, und wohl nicht später als die trassirten Wechsel, auch das Vorrecht der eignen, und das um so eher, wenn man vielleicht in demselben versprach, auf der nächsten Messe in einer andern Münzsorte zu zahlen, wo alsdenn der eigentliche *Wechsel* deutlich genug war, und also der Schuldschein ein eigentliches *Instrumentum super cambio* war. Dabey gewann man leichter als durch verzinste Darlehne, und versteckte auch wohl unter dem Aufgeld manches Darlehn. Der Vf. erläutert dies durch einelne Wendungen des Geschäfts sehr lehrreich.

Dass gegen unberufne Winkelcampsoren nicht gelinder verfahren worden sey, bedarf wohl keines Beweises. Auch konnten wohl bald Wechsel, die ausser der Messe fällig waren, entstanden seyn, zumal wenn sie von Campsoren auf Messen ausgestellt waren, weil man damals, wie jetzt, wohl am meisten auf die Sicherheit von Seiten des Trassanten sah. Besonders vervielfältigten sich Ausser-Messwechsel wohl durch den hanseatischen Bund, in dessen System Messen nicht passten. Solche Ausser Messwechsel waren in ihren verschiedenen Zweigen schon zu Anfange des des 14ten Jahrhunderts, wie durch eine belehrende Nachricht bewiesen wird, sehr ausgebreitet, selbst schon das *uso* häufig festgesetzt. Zur Einführung des strengen Wechselrechts ausser den Messen wurden wohl theils Campsores, theils ein Ort erfodert, „wo die Kaufmannschaft am frühesten eine feste Verfassung und eine den Messen ähnliche Einrichtung, insonderheit ein eignes Handelsgericht, erhielt. Dies traf bey einigen Städten Italiens schon im 12ten und 13ten; allgemeiner aber für manche Städte Italiens und Cataloniens erst im 14ten Jahrhundert zusammen." Hiernach führt der Vf. genauer aus, warum auch auf Ausser-Messwechsel, aber nicht auf Waarenschulden, das Privilegium der Messschulden überging. Dies, wie manche Nebenerläuterung, übergehen wir.

Nach dieser Hauptableitung entwickelt er nun, wie die Form der Wechselbriefe aus der Briefform entstanden sey, und dann welches die älteste Form und Absicht der Acceptation, des Protests und des Indossements gewesen, spricht darauf von den ersten Wechselgesetzen, unter denen er eine Verordnung des Magistrats zu Barcellona von 1394 für das älteste anerkennt, und hängt noch etwas zur Literatur gehöriges und einige Wünsche über die Hannöversche Wechselgesetzgebung an.

Im Anhange sind eine Menge nach Ländern classificirter und mit einigen Erläuterungen versehener italienischer, spanischer, portugiesischer, niederländischer und englischer Wechselgesetze und anderer merkwürdiger Nachrichten, meistens aus seltnen gedruckten Werken, einiges auch aus Manuscripten mitgetheilt, zu deren leichterer Uebersicht noch zuletzt ein chronologisches Verzeichniss angehängt ist, in welchem Gesetze von Verona über Handelsschulden, insonderheit der Campsoren, von 1310 den ersten, und ein Edict des höchsten Handelsconseils des Königs beider Sicilien über Wechsel von 178[illegible] den letzten Platz hat.

Wir hätten kaum etwas noch zu wünschen, als etwa, erstlich dass der Vf. sich nicht zu leicht zu einer Bestim-

Bestimmung des heutigen Rechts durch den Ursprung leiten lasse, welches oft irre führen kann, wovon aber nur ein paar Spuren vorkommen, und dann so viel die Geschichte selbst betrifft, dass es dem Vf. gefallen möchte, seine treffliche Entwickelung noch mit der Geschichte des Executivprocesses in genauere Verbindung zu setzen. Er weist selbst schon auf dessen Einwirkung an ein paar Orten hin, und wir möchten an unserer Seite unsere schon sonst (A. L. Z. 1786. N. 106.) geäusserte Ueberzeugung wiederholen, dass man darauf nothwendig Rücksicht nehmen müsse, um es erklärlich zu finden, wie die akademischen Rechtsgelehrten dies neuere Verfahren mit dem fremden Recht vereinbaren und ihm nicht widerstreben konnten. Ueberhaupt werden wohl alle diejenigen, denen die Ausbildung juristischer Wissenschaften am Herzen liegt, in eine Bitte an einige Göttinger Rechtsgelehrten einstimmen.

Die seit Jahrhunderten den Juristen eigenthümliche Citirsucht macht es vielleicht in der Jurisprudenz leichter als in irgend einer sonstigen Wissenschaft, den Ursprung und die Ausbildung von Lehren zu verfolgen und also Dogmengeschichte zu bearbeiten, falls man nur alle nöthigen Bücher so gleich zur Hand hat. Daher dürfte wohl in diesem Fach nicht leicht jemand es denjenigen gleich thun können, welchen die grossen literärischen Reichthümer in Göttingen zu Gebote stehen, wenn sie sich zur Bearbeitung desselben entschliessen wollten. Die gegenwärtige Schrift liefert ein so schönes Beyspiel, wieviel sie leisten können; und von dem grossen Einfluss, den juristische Dogmengeschichte auf die Systeme haben muss, zeugt zwar schon die Natur der Sache; aber Rec. hat auch noch erst neuerlich ein paar merkwürdige Belege darüber aufgefunden, die er, zu seiner Zeit dem Publicum vorlegen will. Wir nehmen von diesem wichtigen Buche in der Geschichte des Wechselrechts Veranlassung, an ein Hauptbuch über das Wechselrecht zu erinnern, das zwar noch nicht Epoche gemacht hat, aber gewiss noch machen wird:

Hamburg, gedr. b. Treder: *Materialien zu einem vollständigen und systematischen Wechselrecht*, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg; denkenden Rechtsgelehrten und Kaufleuten zur Prüfung vorgeleget. — Zum Druck befördert von der Hamburgischen Commerzdeputation. 1792. 206 S. 8. mit breitem Rande.

Zunächst ist dies ein Entwurf zu einer Hamburgischen Wechselordnung, von mehrern Kaufleuten bearbeitet, unter denen wir aber als Hauptverfasser den bekannten Hn. *Georg Heinrich Sieveking* nennen können. Sie ist in dieser Rücksicht schon merkwürdig genug, weil sie vollständiger als irgend eine andere, selbst die preussische ist. Sie ist mit breitem Rande gedruckt, damit man sogleich Bemerkungen hinzuschreiben und solche Exemplare zur Erwägung an die Commerzdeputation einschicken könne, welche dankbare Zurückgabe verspricht. Was in dieser Rücksicht geschehen und wie weit etwa eine neue Wechselordnung für Hamburg darnach schon weiter vorgearbeitet sey, wissen wir nicht. Für einen entferntern Gelehrten muss es immer einige Schwierigkeiten haben, über Vorschriften zu urtheilen, welche sich doch zuweilen auf die besondere Lage des Hamburgischen Handels beziehen können, wenn auch freylich die meisten Regeln offenbar nicht von Localitäten abhängen dürfen. Für unsere Blätter würde indessen immer eine ganz genaue durchgängige Prüfung, auch wenn sie früher gekommen wäre, unzweckmässig gewesen seyn; denn einige Abweichungen von Ordnung und Bestimmtheit sind zwar zur Charakteristik für den Leser, und also für den Zweck einer Recension, hinlänglich; aber wie wenig wirkt das für den Zweck der Herausgeber! Indessen mag von jenen doch etwas hier zur Probe stehen.

Die Ordnung richtet sich nach dem gewöhnlichen Gange des Wechselgeschäftes, doch so, dass die gewöhnlicheren Incidentpunkte, als Weigerung der Acceptation, Protest von Nichtacceptation, Intervention zur Acceptation, Indossament oder Cession, gleich mit eingeflochten, und nur ungewöhnlichere, z. B. verlohrne und gestohlne Wechsel, Deposition, Verhältniss des Mandans und Mandatarius, nachgeholt, zuletzt aber Wechselprocess, Aufhebung des Wechselrechts etc. angehängt sind! Es liesse sich fragen, ob nicht noch zweckmässiger der allereinfachste Gang dieses Geschäftes vorher abgehandelt, und alle Abweichungen als Ausnahmen erst angehängt wären? Es liesse sich selbst bey der einmal angenommenen Ordnung fragen, ob nicht §. 61. lieber zur Zahlung gelassen, §. 65. besser mit §. 46 und 64. verbunden wäre, ob §. 87—89. hier am rechten Ort stehe? §. 100. gehört wohl zur Frage, *was* kann acceptirt werden, wie §. 105. zum Protest. §. 186. und §. 213. und 215. enthalten ganz dasselbe; eben so §. 115. und 123. In dem ganzen zehnten Abschnitt vom Indossament und der Cession hätten wir überhaupt eine bessere Ordnung, selbst eine deutlichere Entwickelung der Hauptbegriffe, gewünscht, obgleich man sonst diesem Abschnitte so sehr ansieht, wie viel sicherer und richtiger der Geschäftsmann gehe und urtheile, als so mancher Rechtsgelehrte, der dem System treu bleiben will, aber die unterzuordnenden Begriffe nur halb versteht.

Eben so liessen sich auch bey aller bewundernswürdigen Vollständigkeit doch hie und da noch Lücken auffinden. Bey §. 63. z. B. frägt sich noch: ob auch der Bezogne nicht *verbunden* und der Inhaber nicht berechtigt sey, einen präsentirten Wechsel an einem Tage zu acceptiren, an dem die Religion des *Inhabers* Geschäfte verbietet? Sollten bey §. 78. nicht Fälle denkbar seyn, in denen man den Eigner des Wechsels für verantwortlich ansehen müsste? Worüber wird nach §. 79. der Mandatarius verantwortlich und in welchem Process? Bey §. 109. und 110. fehlt die Bestimmung, wie die Wechselinteressenten verbunden

bunden werden, wenn die Acceptation auf einem, und die Indossamente auf dem andern Originale stehen? etc. Doch genug von diesen Beweisen, dass wir dies Werk mit Aufmerksamkeit gelesen haben, und überhaupt genug von dieser Seite der Localbeziehung desselben. Die bescheidenen Vf. geben es der Vorrede nach als Manuscript, gleichsam als ob sie nicht ahndeten, welches höchst bedeutende Geschenk sie dem grösseren gelehrten Publicum damit machen. Wir meynen damit nicht die reiche Anführung Hamburger Usanzen, so dankenswerth diese den Rechtsgelehrten auch seyn muss. Eine solche ausführliche und umfassende Theorie des Wechselrechts hat die gelehrte Welt durchaus noch nicht, wenn man anders auf Gehalt und nicht auf Wortschwall sehen will. Sie ist aus der Natur der Sache entwickelt, aber ganz sichtbar mit Benutzung einer so ausgebreiteten Erfahrung, dass niemand als ein wirklich grosser Kaufmann, am wenigsten aber ein blosser Rechtsgelehrter, so etwas liefern konnte. Die Gründe sind in der Regel nicht angeführt, ausser bey einigen Fällen, wo sie nicht so in die Augen springen dürften und die Bestimmungen besonders neu waren. Nach dieser Lage der Dinge muss man sich desto mehr wundern, dass noch so wenige Rechtsgelehrte, besonders von denen, die sonst immer auf Entwickelung aus der Natur der Sache dringen, diese Materialien benutzt haben. Freylich so wie sie da sind, können sie nicht unmittelbar ins System übergehen. Allein was ihnen in dieser Rücksicht fehlt, kann ihnen auch kein Geschäftsmann geben; da geht eben die Arbeit des Rechtsgelehrten an. Die Verknüpfung mit den allgemeineren Grundsätzen des positiven Rechts, die Würdigung des unterzuordnenden durch jene, die Vervollständigung und Vergleichung, die sich daraus ergeben muss, der strengere Beweis mit genauer Bemerkung, wieweit die allgemeinern Grundsätze hier anzuwenden sind, wo und warum ihr Einfluss aufhört, und wo demnach die Natur der Sache alles entscheiden muss; diese ganze verdienstliche Nacharbeit hat der Rechtsgelehrte zu übernehmen; aber wenn er sie gut ausführt, gewiss zum Dank seiner Mitgenossen sowohl als der Geschäftsleute. Für immer wird es nun hoffentlich diesem höchst verdienstlichen Werk an einer solchen Bearbeitung nicht fehlen.

Leipzig, b. Kummer: *Grundsätze des Wechselrechts* von D. *J. L. E. Püttmann*. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1795. 216 S. 8.

Verbesserungen und Vermehrungen, besonders literärische, hat dies vor manchem andern vorzügliche Lehrbuch in der That erhalten, wie man vom verstorbenen Vf. erwarten konnte, auch in den Beylagen ein neues Kursächsisches Mandat von 1786. Sie anzuführen wäre hier zu weitläuftig, zumal da uns keine sehr beträchtlichen aufgestossen sind. Die Ordnung ist im Ganzen unverändert geblieben, obgleich gerade daran viel zu ändern gewesen wäre. *Sieveking's* Materialien sind auch hier angeführt, aber auch nicht benutzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Evangelische Religionsgeschichte des hohen Stifts Strasburg, mit vorzüglicher Rücksicht auf die daselbst erblich gegründeten Domherrnstellen des Herzoglichen Hauses Mecklenburg*, von *Christian Gottlieb Gumpelzhaimer*, Herzogl. Mecklenb. Schwerin. Hofr. und Legationssecr. bey der Reichsversammlung. (Vermuthl. gedr. zu Regensp.) 1794. XVI. und 96 S. 8. Zum Ersatze der grosen Aufopferungen, welche das Haus Mecklenburg im dreyssigjährigen Kriege, und hernach vornehmlich bey der Entschädigung Schwedens, durch die Abtretung von Wismar, ertragen musste, erhielt es, im Westphälischen Frieden, unter andern zwey Dompfründen zu Strasburg, und kam im J. 1651. wirklich zum Besitz. Als aber nachher 1681 Strasburg in Französische Hände fiel, ward zuerst der zu diesen Pfründen gehörige Brüderhof in Strasburg, hernach auch durch die Reunionskammer den Protestantischen Domherrn alles entzogen, und obgleich die Friedensschlüsse zu Ryswick und zu Baden dem Hause die Wiederherstellung dieser Pfründen zuzusichern schienen, so kam dieselbe doch nie zu Stande. Indessen haben weder Kaiser und Reich, noch das Haus Mecklenburg, sich ihrer Rechtsansprüche begeben. Als daher die Französische Nationalversammlung im J. 1789. das ganze Hochstift Strasburg und die politische Existenz aller ein Elsass vorhandenen reichsständischen Besitzungen vernichtete, so nahm ausser mehrern hiedurch gekränkten Ständen, der jetztreg. Herzog von Mecklenburg Schwerin, als erblicher Domherr zu Strasburg, seine Zuflucht zur Reichsversammlung, und versprach sich von der Vermittelung des Kaisers und Reichs die Wiederherstellung des über ein volles Jahrhundert seinem Hause entzogenen Besitzes, oder eine gleichgeltende Schadloshaltung. — Die Hauptschrift ist das in Deutscher und Französischer Sprache 1791. herausgegebene (von Hn. Legationsr. *Rudloff* verfasste) P. M. die Ansprüche des Herzogl. Hauses Mecklenburg auf zwey Canonicate des Domstifts Strasburg betreffend. Gegenwärtige Privatschrift enthält nun die ganze Geschichte der Protestantischen Canonicate zu Strasburg zwar wohl im weitern Umfange, aber gerade nicht in grösserer Ausführlichkeit oder Genauigkeit. Dass, dem Regionsfrieden gemäss, beide Religionsverfassungen in Deutschland *sich schwesterlich lieben sollten*, wie S. 6. steht, scheint uns nicht nur ein ästhetisch, sondern auch historisch, unrichtiger Ausdruck zu seyn.

Druckfehler. Nr. 324. S. 95. lies Lyrische Gedichte von *Nasser* nicht Nesser. N. 329. S. 129. Graf Donwitz nicht Domritz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. October 1797.

NATURGESCHICHTE.

GOTHA, b. Ettinger: *Belehrung die Pflanzen zu trocknen und zu ordnen, sie frisch nach dem Linné zu untersuchen und im System ausfündig zu machen.* Für junge Botaniker von D. *Johann Hedwig*, Professor der Gewächskunde u. s. w. 1797. 200 S. 8. (14 gr.)

Mit Vergnügen sieht man hier den verdienstvollen Veteran, dessen Ruhm durch selbstständige Werke für immer gesichert ist, sich bey anscheinenden Kleinigkeiten, und ihrer ausführlichen Auseinandersetzung, zum Besten der Anfänger, gefällig verweilen. Man findet nichts von dem anmassenden Tone, der, selbst neben dem entschiedensten Verdienste, immer drückend, und bey der Naturforschung doppelt unschicklich ist; die entgegengesetzten Meynungen werden sogar mit Billigkeit angeführt und beurtheilt. Der Inhalt des Werkchens entspricht seinem Titel, und der Anfänger findet die Hauptsachen für das daselbst versprochne beysammen, auch ausser dem Bekannten manches, das dem Vf. eigen ist, und durch die Genauigkeit und Sorgfalt, mit der es erzählt wird, um so willkommner ausfällt. Rec. will indess, nicht aus Tadelsucht, sondern nach einer vieljährigen Bekanntschaft mit dem Gegenstande, einige Bemerkungen hinzufügen. Er vermisste unter den botanischen Geräthschaften das Vasculum Dillenianum, oder überhaupt ein Gefäss für zarte Wassergewächse, und die Pincette, die bey dem Zerlegen der Blumen von ungemeinem Nutzen ist. - Das Einlegen schon etwas gewelkter Pflanzen möchte er eben so wenig, als den frühen Gebrauch der Presse anrathen. Viel besser ist es, wenn man die frischen schön ausgebreiteten Pflanzen sogleich zwischen Papier bringt, und den Druck verhältnissmässig so zunehmen lässt, wie die Feuchtigkeit der Pflanzen abnimmt. Die Presse darf eigentlich erst gebraucht werden, wenn die Pflanzen bey einem gelindern Drucke schon fast ganz ausgetrocknet zu seyn scheinen; sie werden nun flach und schön, ohne die Farbe zu verlieren. Ohne die Papierbogen zu wechseln, lässt sich schon durch das freye Hinlegen der geöffneten Bogen, durch das Hin- und Herlegen der Pflanze von einer Seite zur andern, wobey die Papierflächen mit der Hand gestrichen werden, das Ansetzen des Schimmels verhüten. Flechten und Schwämme muss man nie pressen wollen, ihr Charakter ist mit dieser Behandlung ganz unvereinbar. Dem Aufleimen lässt der Vf. Gerechtigkeit widerfahren, doch besteht der wesentliche Vortheil darinn, dass die durch das Trocknen so spröd gewordenen zarten Pflanzentheile, die oft bey der grössten Vorsicht sonst nicht vollkommen zu schonen sind, durch die Papierfläche gesichert werden. Der Methode, die der Vf. bey den sich durch das Befeuchten leicht zusammenrollenden Gewächsen angiebt, möchte Rec. ein anderes Verfahren vorziehen, wo man nahe an der Pflanze, von einem Punkte aus, unter ihr das Papier bestreicht, die kleine Strecke durch Andrücken, und so weiter fort das Ganze befestigt. Man irrt sich so weniger im Umriss. Wenn der Vf. S. 80. das Linneische System unbedingt anzurathen scheint, ohne seiner alle Schicklichkeit und Erkennbarkeit untergrabenden Fehler zu gedenken; so ist Rec., welcher glaubt, dass man nur mit der reinen Wahrheit in die Länge auskommen könne, nicht derselben Meynung. Die drey vorletzten Classen sind anerkannt zur Untersuchung unschicklich, und die Classen der Verwachsungen verdienen doch wohl nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen, und in Ansehung der zu erreichenden Absicht, eher die Benennung *widersinnig*, als der Ausdruck: *Calyx Perianthium*, der diese Herabsetzung nach des Vf. Aeusserung verschuldet haben soll. Der Vf. sah es als eine Hauptsache seiner Unterweisung an, die Ausnahmen der Arten, die nicht an der gewöhnlichen Stelle ihrer Gattungen zu finden sind, aufzuzählen. Er schränkte sich, wie man bald sieht, nicht bloss auf die einheimischen Fälle ein. Rec. hoffte das, was schon Roth (Anleitung zum Pflanzensammeln), Batsch (Synopsis universalis generum), und Succow (Pflanzengattungen) in dieser Hinsicht gesammelt hatten, vermehrt, und berichtigt zu sehen. Allein er vermisste selbst in den kleinen Classen der Diandrie und Triandrie mehrere Fälle; in jener z. B. Vella, Lemna, Schoenus, Amaranthus, Corispermum, Holcus, Holosteum; in dieser Valantia, Dioscorea, Petitia, Chionanthus, Hirtella, Boerhavia, Mirabilis, Ruscus, Corispermum, Juncus, Triglochin, Königia, Polycnemum, Tillaea, Empetrum. Blumen und Fruchtpräparate hätten billig eine Erwähnung verdient. Die Vorstellung, dass die Schönheit der Natur um des Menschen willen da sey, ist weder richtig, noch würdig genug. Der Vf. zieht mit Recht die trockne Pflanzensammlung in den meisten Fällen den Zeichnungen vor, dringt auf die, leider noch so sehr vernachlässigten, wirklich unterscheidenden Kennzeichen der Arten, auch auf die eben so nöthige, jetzt, wenn man sie beobachtet hätte, viel Verwirrung ersparende Untersuchung der zufälligen Veränderungen durch den Standort, und empfiehlt das Mikroskop bey der Pflanzenbeobachtung, wie billig.

Er beschribt auch die rechte das Auge gehörig sichernde Art, die dadurch noch vollkommner wird, wenn man zwey bis drey Linsen mit einander verbindet.

TORGAU, beym Herausgeber; in Commission zu LEIPZIG, b. Rabenhorst: *Botanische Schattenrisse, nebst einer kurzen Einleitung in die systematische Kräuterkunde nach Linné, und einer Beschreibung der Pflanzen nach ihren Kennzeichen und Eigenschaften.* Herausgegeben von *Carl August Ulitzsch*, Senator und Apotheker in Torgau. *Erster Heft.* 80 S. und 40 Blätter mit Abdrücken von Pflanzen-Blättern. 1796. 4. (20 gr)

Wenn die botanischen Schattenrisse des Hn. *U.* eine Sache sind, die blofs zwischen ihm und seinen Subscribenten verhandelt wird, so hat eigentlich ausser beiden Theilen niemand ein näheres Recht, über sein Unternehmen zu urtheilen; da sie aber auch ins Publicum kommen sollen, so kann er es nicht übel deuten, wenn über seine gutgemeynte Bemühung öffentlich und unbefangen geurtheilt wird. Die kurze Einleitung in die Kräuterkunde ist viel zu dürftig, als dafs sie zu einer Anleitung für Anfänger dienen könnte, auch enthält sie mehrere oberflächliche, und unrichtige Bestimmungen z. B. Palmen haben einen schuppigen saftigen Stamm, der beynahe so hoch wird, wie bey den Bäumen, — Schwämme, Bilze, Fungi, sind lockere Gewächse, von denen man nicht weifs, wie sie entstehen, — wenn die Blumen am Ende eines Stengels stehen, so bilden sie entweder einen Kopf, oder eine Aehre, — theilen sich die Aeste wieder in Zweige, so nennt man ihn (den Stamm) brachiatus." Die blofse Abschrift der Gattungsnamen unter den Linneischen Classen und Ordnungen S. 23—46. kann zu gar nichts dienen. Nützlicher wären die im dritten Abschnitt gegebnen Beschreibungen von Pflanzen, die sich auf die Blätterabdrücke beziehen. Das empirische Verfahren, welches in der Vorrede zur Benutzung dieser Abdrücke empfohlen wird, ist nicht ganz zu verachten. Für Leute die weniger im System geübt sind, für die Vergleichung in vorkommenden Fällen, wird es immer Nutzen bringen, und manchen Schaden verhüten können. Man soll nämlich vorkommende Pflanzen mit den Blätterfiguren vergleichen, und wenn man eine ähnliche darunter findet, weiter durch die Beschreibung entscheiden, ob man die beschriebne nützliche oder sonst merkwürdige Pflanze vor sich habe, oder nicht. Rec. ist überzeugt, dafs die Blätter, unter den gehörigen Einschränkungen, für die Arten bezichnender sind, als man gewöhnlich zu glauben pflegt. Er erinnert sich eines Manuscripts, aus dem 16 Jahrhundert, wo, wie hier, Blattabdrücke, aber illuminirt, beygefügt, und auf den ersten Blick kenntlich waren. Aber Hr. *U.* ist noch nicht Meister in seiner Kunst, und seine Abdrücke stehen weit hinter denen von Junghans, Martius, und Mayr zurück. Man vermifst die Feinheit der Adern, die Schärfe im Umrifs, die Sauberkeit des Ganzen. Sollte der an sich gute Gedanke nicht besser dadurch ausgeführt werden, dafs man statt der Abdrücke lieber die gut getrockneten Blätter selbst den Beschreibungen beyfügte?

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *Griechische Anthologie aus den besten Dichtern gesammlet*, nach den Dichtungsarten geordnet und mit literarischen Notizen begleitet. Für Gymnasien und Academien. Herausgegeben von M. *Friedrich Rambach.* Prof. der Alterthümer bey der Königl. Academie der Künste und Subrect. des Friedrichwerd. Gymn. Mit einem griechisch-deutschen Wortregister. 1796. 882 S. 8.

Wir stimmen mit dem Herausgeber dieser Sammlung überein, dafs Liebe für die griechische Literatur durch eine ausgebreitete Bekanntschaft mit griechischen Schriftstellern am besten befördert werden könne; obgleich nicht ganz ohne Besorgnifs, dafs das jugendliche Alter, durch den Reiz der Mannichfaltigkeit und Abwechselung verwöhnt, das ernste Studium gröfserer Werke vernachläfsigen und sich mit einer seichten Kenntnifs der Sprache und des Geistes der Alten begnügen möchte. Einzelne vorzüglich schöne Stellen zu lesen, und ehe die Gedult abgenutzt ist, zu etwas Neuem überzugehn, sagt den Neigungen der Jugend zu, so wie es ihrer Eitelkeit schmeichelt, die grofsen Namen des Alterthums als Bekannte, nennen zu können; dafs es aber für die Erlernung der Sprache und eine feste Bildung des Geschmacks unendlich ersprieslicher sey, einen Schriftsteller in einem Athem und zu wiederholtenmalen zu lesen, kann der Jüngling nur aus der Versicherung seines Lehrers wissen. Der Lehrer wird also Sorge tragen, bey dem Gebrauche einer Chrestomathie wie die gegenwärtige, dem Nachtheile, welcher einem soliden Studium der griechischen Sprache daraus erwachsen könnte, vorzubeugen, und auf der andern Seite allen den Nutzen daraus zu ziehen, welcher, der Absicht des Herausg. zu folge, daraus gezogen werden soll.

Die Einrichtung dieses Werkes ist gröfstentheils auf dem Titel ausgedrückt. Der Herausgeber fängt mit einer kurzen Geschichte der griechischen Poesie an, und reihet an dieselbe, nach chronologischer Ordnung, vorzügliche Stellen der berühmtesten Dichter jeder Dichtungsart an. Gegen die Auswahl dürfte sich wenig erinnern lassen. Es sind gröfstentheils anerkannt schöne, oft anziehende Stellen ausgehoben; und solche entsprachen vorzüglich dem Zwecke des Herausg., wenn er aufserdem vielleicht manches hätte wählen können, woran der eigenthümliche Geist der Verfasser sichtbarer und schärfer ausgedrückt ist. Etwas allzufreygebig dürfte der Herausgeber mit Hymnen gewesen seyn. Dagegen dürfte das, was aus dem *Aristophanes* ausgehoben ist, kaum hinreichen, einigermafsen in die Manier dieses Dichters

einzuweihen. Der Text ist nach den besten Ausgaben ziemlich correct abgedruckt, ohne alle Anmerkungen, folglich auch ohne Bemerkung der verdorbnen Stellen, die dem Lehrer bey der Erklärung anzuzeigen überlassen bleibt. Vielleicht hätten in einer Sammlung dieser Art, wo nicht die strengste Kritik erfodert wird, glückliche Vermuthungen in den Texte aufgenommen, oder doch, wenn dieses die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers nicht zuliess, unter dem Texte angezeigt werden können. In der Elegie des *Hermesianax*, welche nach der Ruhnkenischen Recension abgedruckt worden, ist vieles gänzlich unverständlich, was aus *Ruhnkens*, *Ilgens* und *Heinrichs* Vermuthungen mit Wahrscheinlichkeit verbessert werden kann. Den Hymnus des *Aristoteles* aber würden wir ohne Bedenken nach den, von *Brunck* selbst in den Lectt. p. 32. angegebenen sinnreichen Verbesserungen eines anonymen englischen Kritikers, (Bey *Hurd* zu Horatz Brief an die Pisonen S. 166.), verändert haben.

Einen wesentlichen Theil dieses Werkes machen die auf dem Titel erwähnten literarischen Notizen aus; aber diesem Theile können wir unsern Beyfall nicht schenken. Bey den sonst bekannten Talenten des Vf. müssen wir glauben, dass er dieser Arbeit nicht Zeit und Fleiss genug gewidmet habe, um ihr die Vollkommenheit zu geben, die er ihr ausserdem wohl zu geben vermocht hätte. — Jeder Abschnitt fängt mit einer Theorie der Dichtungsart und einer flüchtig entworfnen Geschichte derselben an, worinn wir oft Richtigkeit der Materie, Schärfe des Urtheils und Präcision des Ausdrucks vermissen. Wir wollen keine Beyspiele anführen, über welche gestritten werden möchte; sondern solche, bey denen die angezeigten Mängel so fort in die Augen fallen. Wie soll man S. 66. das Urtheil über die alexandrinischen Epopöendichter verstehn, von denen es heisst: „Ohne Erfindungen zu wagen, nahm man den Stoff, wie man ihn fand, und um neu zu scheinen, wählte man die *verborgensten* Sagen, auf welche man nur *hinwinkte*, die man nicht mit poetischen Farben ausmalte. Man suchte neue Zusammenstellungen, und überall Schmuck, über den man aber in den Geist der alten Mythen und ihres Zeitalters einzudringen vergass." Hier hängt nichts, gar nichts zusammen. Jene Dichter wählten alte Fabeln zu ihrem Stoff, und sollen doch nur auf dieselben hingedeutet haben; sie malten diesen Stoff nicht mit poetischen Farben aus, und suchten doch überall Schmuck! Vielleicht ist indess an allen diesen Kennzeichen etwas wahr; aber so wie sie hier zusammengestellt sind, können sie für keine Charakteristik gelten. Gleich darauf heisst es vom *Apollonius*, sein Plan sey gut, seine Sprache schön; nur verstehe er nicht durch Einfalt und anschmiegende Wahrheit die Theilnahme zu erwecken, zu welcher Homer hinreisst. Nach welchen Grundsätzen der Plan der *Argonautica* gut heissen könne wissen wir nicht; was anschmiegende Wahrheit sey, verstehen wir nicht; aber dass der Unterschied zwischen dem *Homer* und *Apollonius* in andern, als den angezeigten Ursachen liege, wissen wir gewiss. Ferner: „Er besorgte zwey Ausgaben." Wovon? Wird hier der Schüler fragen, und mancher Lehrer wird hierauf keine Antwort zu geben wissen. In der Geschichte der dramatischen Poesie S. 237. sagt der Vf.: „Aus den Reihen taumelnder Chöre sprang ein Begeisterter hervor, sang und tanzte allein des Gottes Thaten, und der Chor sammelte ruhend Kraft zu neuen Tänzen. Der Begeisterte sang nicht den Gott, er selbst war der Gott, und sang als Gott, und jede Bewegung war die des Gottes im Augenblicke der Handlung. Er stellte ihn dramatisch dar. Sein Lohn war ein Bock, den er dem Gotte opferte." Wenn die Einbildungskraft eines Schriftstellers die Quelle der Geschichte, welche er beschreibt, seyn darf, so mag auch diese Stelle, die wir zugleich als eine Probe des ungleich aufstrebenden und sinkenden Stiles ausgezeichnet haben, als Geschichte gelten. Ganz unverständlich ist uns, was von *Aeschylus* S. 241. gesagt wird: „Ein *unglücklicher* Zufall machte, dass er seine letztern Stücke nicht mehr auf dem bretternen *Theater*, sondern im prächtigen Bacchustheater aufführen sah." Hat dieses auf seine Reise nach Sicilien Bezug? Will der Vf. andeuten, dass er dort ein prächtigeres Theater antraf, als er in Athen verlassen hatte? Dieses wäre noch der einzige Sinn, den diese Worte haben könnten, ob wir schon zweifeln, dass der Vf. so gemeynt habe. Gleich darauf heisst es: „In den schönen Künsten geht die Periode des grossen gigantesken Stils vor der Feinheit voraus, deren Kennzeichen Schönheit ist mit Grazie verbunden, ein Eigenthum der Cultur. Vergebens sucht man *diese* (wen? die Cultur? oder die Schönheit? oder die Grazie? oder die Feinheit?) in Aeschylus, *sie stützt sich auf Regeln, die Kritiker aus Mustern oder ewigen Gesetzen entwickelten.*" Wie? weil die Schönheit oder die Grazie oder die Feinheit von Kritikern (erst von Kritikern?) aus Mustern (wo nahmen denn diese sie her?) oder ewigen Gesetzen (die also auch für den *Aeschylus* vorhanden waren) entwickelt worden ist, kann sie beym *Aeschylus* nicht gefunden werden? Wer waren denn die Kritiker, die dem *Sophocles* auf die Spur halfen? — Hin und wieder sind dem Vf. literarische Unrichtigkeiten entschlüpft. Die Chiliaden des *Tzetzes* enthalten nicht, wie es S. 77. heisst, die *Antehomerica*, Homerica und Methomerica; sondern beides sind unabhängige und auch in Rücksicht auf die äussere Form höchst verschiedene Gedichte. *Catulls* Gedicht auf Berenicens Locke ist nicht, nach S. 114. *vielleicht*, sondern ganz gewiss eine Nachahmung, oder eigentlicher eine Uebersetzung eines Gedichtes von *Callimachus*. Mit Unrecht heisst das Leben *Aesops* (S. 110.) eine Erfindung des *Planudes*, der nur die über den *Aesop* im Schwange gehenden Mährchen gesammelt zu haben scheint. Derselbe wird S. 328. unbilliger Weise beschuldigt, die griechische Anthologie mit seinen eigenen Gedichten vermehrt zu haben. Wie endlich der Vf. darauf gefallen ist (S. 281.) *Wielands* Agathon für den Tragiker Agathon zu halten, können wir nicht errathen.

B R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT am Mayn, b. Varrentrapp und Wenner: *Predigtentwürfe über ausgewählte Schriftstellen des alten Testaments für die christliche Feier der Sonntäge und Feste, von D. Wilhelm Friedrich Hufnagel. Vierter Band.*

Auch unter dem Titel:

Der Predigtentwürfe über das alte Testament zweyter Theil. Zweytes Buch Moseh. I—XX, 3. 1796. 456 S. 8.

Der Hr. D. hatte sich vorgenommen, den Hauptinhalt des zweyten und dritten Buches Mosis in diesen Theil seiner Predigtentwürfe zusammen zu fassen; aber theils sein Zweck, diese Bücher zum Behufe *christlicher* Aufklärung zu erläutern, theils die Zeitumstände, auf welche er in seinen Predigten Rücksicht zu nehmen hatte, hinderten ihn daran. Seine musterhafte Art, ausgewählte Stellen zur *christlichen* Aufklärung und Erbauung anzuwenden, ist aus den vorhergehenden Jahrgängen bekannt. Von dieser Seite verdienen diese Entwürfe angehenden Predigern vorzüglich empfohlen zu werden. Sie werden gewiss viel Gutes daraus lernen können.

HAMBURG, b. Schniebes: *Joachim Christoph Brackes*, Pastors an der Hauptkirche St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg, *Predigtentwürfe über die evangelischen Texte. Eilfter Jahrgang.* 1796. 296 S. 8.

Diese Predigtentwürfe empfehlen sich durch gute Ordnung, Gründlichkeit, und Wichtigkeit der abgehandelten Materien. Sie sind daher angehenden Predigern eben so wohl als die vorhergehenden zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Marburg*, in Comm. b. Krieger: *Plan zur Verbesserung der Lutherischen Bürgerschule zu Marburg*, so wie er dem fürstlichen Consistorio daselbst übergeben worden ist; nebst einem Vorschlage, das Lebendigbegraben durch Errichtung eines Leichenhauses unmöglich zu machen, von *Leonh. Johann Carl Justi*, Superintendenten und Consistorialrathe. — 1797. 115 S. 8. (3 gr.) Es ist erfreulich, wahrzunehmen, dass die Ueberzeugung von dem Werthe und Nutzen zweckmässig eingerichteter Bürgerschulen immer mehr sich ausbreitet und dass in mehrern Provinzen Deutschlands die Zahl derjenigen Männer zunimmt, die mit erleuchtetem Eifer und Wärme sich für diesen in Rücksicht auf gemeines Wohl und Sittlichkeit in unsern Tagen so wichtig gewordnen Gegenstand interessiren. Aber eben so traurig ist es auch, so manche Hindernisse und Schwierigkeiten zu bemerken, die sich an vielen Orten der Ausführung solcher Vorschläge entgegensetzen, und die zum Theil von solcher Art sind, dass sie durch die Bemühung einzelner Männer oder auch Communen oft gar nicht gehoben werden können, so lange nicht die Regierungen selbst auf eine gründliche Reform des Schulwesens bedacht sind, und den dazu erforderlichen Aufwand für einen reellern Gewinn halten, als die meisten Finanzspeculationen ihrer Cameralisten. Von dieser zwiefachen Beobachtung liefert diese Schrift einen Beweis; sie enthält in ihrer ersten Hälfte eine getreue und freymüthige, mit Wärme geschriebne Schilderung einiger Hauptgebrechen der bisherigen Schuleinrichtung zu *Marburg* und der Hindernisse ihrer Verbesserung (man erstaunt, wenn man lieset, dass die Lehrer an der Schule einer der vorzüglichsten Städte in den *Hessischen* Landen, die zugleich der Sitz einer Universität ist, kaum 100 Rthlr. Besoldung haben,) und Vorschläge zur Errichtung einer zweckmässigen Bürgerschule, wovon im Allgemeinen ein Grundriss dargelegt wird, dessen Ausführbarkeit aber in einzelnen Theilen erst nach erhaltner Consistorialbestättigung, von der Geistlichkeit und dem Magistrate zu *Marburg* entschieden werden soll. Die Vorschläge und Wünsche des Vf. sind durchdacht, und schon durch die Erfahrung an mehrern Orten bewährt, und verdienen daher die grösste Aufmerksamkeit und nachdrücklichste Unterstützung. Da er diese auch von dem dortigen Publicum erwartet und deswegen auch diesen Plan durch den Druck öffentlich bekannt machte, so würde es vielleicht noch zweckmässiger gewesen seyn, wenn der Vf. in einer besondern an seine Mitbürger gerichteten Zuschrift die Aufmerksamkeit derselben auf die jetzigen Mängel ihrer Schule und die nothwendige Verbesserung derselben zu leiten gesucht hätte. Dann würde auch unfehlbar die Stelle weggeblieben seyn, in welcher der Vf. über das jetzige Lehrerpersonale zu Marburg auf eine solche Art urtheilt, dass schwerlich dadurch die Aeltern viel Zutrauen zu dem Unterrichte dieser Männer gewinnen, und die Lehrer eben so wenig zum Eifer in ihren Arbeiten ermuntert werden können. Oeffentliche Verhandlungen solcher Art erfodern in der Th[at] viel Delicatesse, wenn man nicht durch Verminderung des An[-] sehns der Lehrer, der guten Sache mehr schaden, als nutze[n] will. — Das zur Verbesserung der Disciplin vorgeschlagen[e] Sittengericht möchte wohl allein nicht hinreichend seyn; gut[e] Schuldisciplin erfordert tägliche Wachsamkeit und Ernst von Seiten derer, die mit der Jugend zu thun haben; sind diese nicht da, so werden alle andere Mittel nicht viel helfen. Warum aber sollen an diesem Sittengerichte nur Magistratspersonen und Geistliche, aber keiner der Lehrer, nicht einmal der erst[e] Theil nehmen? Entweder ist dieser ein Mann, der fähig ist daran Theil zu nehmen, und dann verdient er seinen Platz i[n] demselben so gut, wie jedes andere Mitglied, und die Zurück[-] setzung desselben ist gegen alle Billigkeit, oder er ist da[zu] nicht fähig, und dann möchte wohl der Hr. Ephorus eine[n] grossen Theil seiner gutgemeynten Vorschläge, vor der Ha[nd] als in den Wind geredet betrachten müssen.

In dem 2ten Theil dieser Schrift empfiehlt Hr. J. seine[m] Publicum mit vieler Wärme eine Sache, welche verschiede[ne] unserer einsichtsvollsten Aerzte, besonders Hr. *Hufeland*, z[ur] Sprache gebracht und dadurch nützliche Einrichtungen vera[n-] lasst haben; die Gründe für dieselbe und die angeführten Be[y-] spiele von Scheintodten und ihrem Erwachen oder auch ihr[er] durch Verwahrlosung vereitelten Rettung, sind so gewählt, da[ss] sich von diesem Aufrufe, welchem auch ein Plan der möglic[hst] wohlfeilen Errichtung eines Leichenhauses zu Marburg beyg[e-] fügt ist, ein sehr guter Erfolg mit Recht erwarten lässt, u[nd] jeder Menschenfreund zu Marburg muss sich verpflichtet fü[h-] len, nach Maasgabe seiner Kräfte und Verhältnisse zur Au[s-] führung so gemeinnütziger Vorschläge mitzuwirken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. November 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Shakspeare's dramatische Werke* übersetzt von *August Wilhelm Schlegel.* — *Erster Theil.* 1797. VI u. 290 S. 8. (Auf geglättetem Velinpapier, sauber broschirt 1 Rthlr. 16 gr.; auf Schreibpapier 1 Rthlr.)

Was sich von einer, dem grössten Theile nach prosaischen Uebersetzung von Shakespear's dramatischen Werken fodern und erwarten liess, war durch Wieland's und Eschenburg's verdienstliche Bemühungen zur Befriedigung der Kenner und Liebhaber geleistet worden. Dennoch blieb noch eine höhere Stufe der Vollendung zu ersteigen übrig, für einen Uebersetzer dem es gelänge, Shakespear'n von neuem so ins Deutsche überzutragen, dass nur seine prosaischen Stellen in Prosa, seine versificirten aber in Versen, und seine Reime in gereimten Versen wieder gegeben würden. Der Vf. gegenwärtiger Uebersetzung hat in einer schönen Abhandlung *über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters* (in den *Horen* 1796 4. St.) nicht nur die Vorzüge, die eine solche Uebersetzung einer prosaischen abgewinnen könnte, ins *Licht* gesetzt, sondern auch die Foderungen, die man an sie sie machen dürfte, eben so streng als richtig angegeben. Wiewohl er die Schwierigkeiten einer poetischen Verdeutschung einsah, die „keinen von den charakteristischen Unterschieden der Form auslöschte, und die Schönheiten des grossen Dichters so viel möglich bewahrte, ohne die Anmassung, ihm jemals andre zu leihen," so wagte er sich doch mit edler Kühnheit an die Unternehmung, und er vermehrt bey dem glücklichen Erfolge, den sein Talent, sein Fleiss und seine Liebe zum Werke ihm gewährten, die Ansprüche unsrer Nation auf das Lob, was Horaz der seinigen gab,

nil intentatum nostri liquere,

ein Lob, das besonders in der schönen Uebersetzungskunst, wiefern nicht bloss vom Versuchen, sondern vom Gelingen die Rede ist, die unsrige seit etwa fünf und zwanzig Jahren vor jeder andern verdient hat.

Von einer poetischen Uebersetzung der Shakespearischen Schauspiele foderte Hr. *S.* dass sie sich dem Dichter in seiner Gedrungenheit, seinen Auslassungen, seinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen so nah als möglich anschmiegen, dass sie bey dieser Treue, wenn auch zuweilen hart doch nie schwerfällig werden, dass sie sich eher kleine Auslassungen als Umschreibungen erlauben, und in der Kürze mit dem Originale wetteifern solle; dass sie mehrentheils Vers um Vers geben, oder was sie ja von der Mensur und der schönen Rundung an einer Stelle einbüsse, an einer andern wieder zu gewinnen suche; dass sie in ihren reimlosen Jamben es zwar nicht auf steife Regelmässigkeit anlege, aber doch nach der höchsten möglichen Schönheit strebe; dass ihre gereimten Verse, wo sie sich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müsste, desto mehr das eigenthümliche Colorit des Originals behalten; dass Wortspiele, sofern sie sich nicht übertragen, oder durch ähnliche ersetzen liessen, zwar wegbleiben, aber nur so wegbleiben dürften, dass keine Lücke sichtbar würde, Anspielungen, die ohne Commentar unverständlich bleiben müssten, als zufällige Dunkelheiten wegfallen könnten, nicht aber wesentliche Schwierigkeiten des Ausdrucks, um nur den Leser der Mühe des Nachsinnens zu überheben; mit einem Worte, dass alles Ansehn einer Kopie sorgfältig vermieden würde.

So gross die Schwierigkeiten dieser Foderungen sind, so glücklich hat sie doch der geistvolle Fleiss des Vf. dieser neuen Uebersetzung besiegt. Er hat zuförderst selbst in den prosaischen Stellen seine trefflichen Vorgänger gesucht zu übertreffen. Z. B. in der kleinen Bedientenscene Rom. u. Jul. I, 5.

1. *Bed.* Wo ist Schmorpfanne, dass er nicht abräumen hilft? Dass dich! mit seinem Tellermausen, seinem Tellerlecken.
2. *Bed.* Wenn die gute Lebensart in eines oder zweyer Menschen Händen seyn soll, die noch obendrein ungewaschen sind, 's ist ein unsauberer Handel.
1. *Bed.* Die Lehnstühle fort! Rückt den Schenktisch beyseite! Seht nach dem Silberzeuge! Freund heb' mir ein Stück Marzipan auf, und wo du mich lieb hast, sag dem Pförtner, dass er Sus. Mühlstein und Lene hereinlässt! Anton! Schmorpfanne!

Diese Stelle lautet bey Hn. Eschenburg so:

1. *Bed.* Wo ist denn *Potpan*, dass er uns nicht *aufräumen* hilft? Er hat einen Teller weggeschnappt! Er hat einen Teller *gemaust*.
2. *Bed* Wenn alle gute Lebensart in den Händen eines oder zweyer Leute ist, und die noch dazu ungewaschen sind, das ist eine garstige Sache.
1. *Bed.* Fort mit den Lehnstühlen. *Räumt* den Schenktisch *weg!* Seht nach dem Silbergeschirr! Du guter Freund, *suche* mir ein Stück Marzipan zu *erhaschen;* und wenn du mich lieb hast, so mache dass der Thürwärter Susanne Mühlstein und Lehnchen hereinlässt. — Anton! Potpan!

So zufrieden man mit der Verdeutschung dieser kleinen Scene von Hn. E. seyn konnte, so fühlt man doch leicht, was in den hier cursiv gedruckten Stellen, die Schlegelsche noch durch Farben des Komischen,

schen, durch Bestimmtheit und Kürze der Ausdrücke gewonnen hat. Eben so im 2. Aufz. 4. Sc. wo Mercutio auf die Fechter schimpft. Hier ist in E. die Stelle: *Ach der unsterbliche Passado! der Punto Reverso! der wahre Hai*; da unsre Fechtmeister die italienischen Kunstwörter nicht brauchen, unverständlich, und von Hn. *S.* sehr gut so gegeben: *Ach die göttliche Passade! die doppelte Finte! Der* ...!

Wie sehr aber die versificirten Stellen durch Hn. Schlegels Bearbeitung gewonnen haben, davon nur zwey Beyspiele. Das eine, die komische Beschreibung die Mercutio von der Fee Mab macht (1. A. 4. Sc.)

Sie ist der Feenwelt Entbinderin.
Sie kömmt nicht grösser als der Edelstein
Am Zeigefinger eines Aldermanns
Und fährt mit einem Spann von Sonnenstäubchen
Den Schlafenden quer auf der Nase hin.
Die Speichen sind gemacht aus Spinnenbeinen,
Des Wagens Deck' aus eines Heupferds Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geschirr.
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl,
Aus Heimchenknochen ist der Peitsche Griff,
Die Schnur aus Fasern; eine kleine Mücke
Im grauen Mantel sitzt als Fuhrmann vorn;
Nicht halb so gross als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Mädchens müss'gem Finger nistet.
Die Kutsch' ist eine hohle Haselnuss;
Vom Tischler Eichhorn, oder Meister Wurm
Zurecht gemacht, die seit uralten Zeiten
Der Feen Wagner sind. In diesem Staat
Trabt sie dann Nacht für Nacht; befährt das Hirn
Verliebter, und sie träumen dann von Liebe,
Des Schranzen Knie, der schnell von Reverenzen,
Des Anwalds Finger; der von Sporteln gleich,
Der Schönen Lippen, die von Küssen träumen.
Oft plagt die böse Mab mit Bläschen diese,
Weil ihr... Oden Näscherey verdarb,
Bald trabt sie über eines Hofmanns Nase,
Dann wittert er im Traum sich Aemter aus.
Bald kitzelt sie mit eines Zinshahns Federn
Des Pfarrers Nase, wenn er schlafend liegt;
Von einer bessern Pfründe träumt ihm dann.
Bald fährt sie über des Soldaten Nacken,
Der träumt sofort von Niedersäbeln, träumt
Von Breschen, Hinterhalten, Damaszenern,
Von manchem klaftertiefen Ehrentrunk;
Nun trommelt's ihm ins Ohr; da fährt er auf
Und flucht in seinem Schreck ein paar Gebete
Und schläft von neuem. Eben diese Mab
Verwirrt der Pferde Mähnen in der Nacht
Und flicht in strupp'ges Haar die Weichselzöpfe,
Die, wiederum entwirrt, auf Unglück deuten.
Dies ist die Hexe, welche Mädchen drückt,
Die auf dem Rücken ruhn, und ihnen lehrt
Als Weiber einst die Männer zu ertragen.

Wir haben nicht nöthig, irgend jemand auf den Wohlklang, die schöne Ründung, die Angemessenheit des Ausdrucks in dieser Stelle aufmerksam zu machen! In dem Bilde des Originals

and sometimes comes she with a tithe-pig's tail
Tickling a parson's nose as he lies asleep

wörtlich nach Eschenburg: *zuweilen kömmt sie mit dem Schweif eines zum Zehnden bestimmten Schweins und kützelt die Nase des schlafenden Pfarrers;* wie viel schicklicher ist für deutsche Leser der bey uns viel gewöhnlichere *Zinshahn* gewählt? Nur bey der Stelle, wo Shakespeare auf die *plica polonica* anspielt, stiessen wir an. Im Original lautet sie:

and bakes the elflocks in foul sluttish hairs
which, once untangled, much misfortune bodes.

nach Eschenburg: *und die Haare verworren und garstig macht, welches, wenn es wieder aus einander gebracht wird, viel Unheil bedeutet.* Kann aber *once* so viel als *wieder, wiederum* heissen? Ist nicht Shakespear's Sinn vielmehr dieser: *Und bäckt garstige unsaubre Haare in Weichselzöpfe zusammen, die ehmals (oder vorher) unverwirrt, nun auf Unglück deuten?* Wäre es nicht der abergläubischen Oneirocritik neuerer Zeiten angemessner, es auf Unglück zu deuten, wenn unverwirrte Haare (*once untangled*) sich im Traume in schmuzige Weichselzöpfe verwandeln, als umgekehrt? Auch ist die *plica polonica* in Shakespear's Ausdrücken weit richtiger gezeichnet als in dem Verse:

Und flicht in strupp'ges Haar die Weichselzöpfe.

Noch viel auffallender zeigt sich die Wirkung der Schlegelschen Versification in den pathetischen Stellen. Die Wahl wird hier schwer, um eine Probe zu geben: wir könnten eben so gut Lorenzo's Strafrede in Romeo (3. A. 4. Sc. S. 105.), oder des letztern Entschluss sich Gift zu holen (5. A. 1. Sc. S. 150.), oder seine Todesscene (5. A. 3. Sc. S. 159.) als Juliens Monolog, indem sie den Schlaftrunk nimmt, wählen. Der Raum beschränkt uns auf eine einzige; wir ergreifen also die letzte (4. A. 3. Sc. S. 135.):

Julie.

Lebt wohl! — Gott weiss wenn wir uns wiedersehn!
Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Adern
Der fast die Lebenswärm' erstarren macht.
Ich will zurück sie rufen! mir zum Trost!
Amme! — Doch was soll sie hier?
Mein düstres Spiel muss ich allein vollenden!
Komm her, mein Kelch! —
Doch wie, wenn dieser Trank nun gar nichts wirkte?
Wird man dem Grafen mit Gewalt mich geben?
Nein, nein! *diess* soll's verwehren. Lieg du hier!
(Sie legt einen Dolch neben sich.)
Wie? wär es Gift, das mir mit schlauer Kunst
Der Mönch bereitet, mir den Tod zu bringen,
Auf dass ihn diese Heyrath nicht entehre,
Weil er zuvor mich Romeo'n vermählt?

So fürcht' ich, ist's; doch dünkt mich, kann's nicht seyn

Denn er ward stets ein frommer Mann erfunden:
Ich will nicht Raum so bösem Argwohn geben.
Wie aber? wenn ich, in die Gruft gelegt,
Erwache vor der Zeit, da Romeo
Mich zu erlösen kömmt? Furchtbarer Fall!
Werd' ich dann nicht in dem Gewölb' ersticken,
Deſs gift'ger Mund nie reine Lüfte einhaucht,
Und so erwürgt da liegen, wann er kömmt?
Und leb' ich auch, könnt es nicht leicht geschehn,
Daſs mich das grosse Bild von Tod und Nacht
Zusammen mit den Schrecken jenes Ortes
Dort im Gewölb' in alter Katacombe,
Wo die Gebeine aller meiner Ahnen,
Seit vielen hundert Jahren aufgehäuft,
Wo frisch beerdigt erst der blutge Tybalt
Im Leichentuch verwest; wo, wie man sagt,
In mitternächt'ger Stunde Geister hausen. . . . —
Weh! weh! könnt' es nicht leicht geschehn, daſs ich
Zu früh erwachend — und nun ekler Dunst
Gekreisch, wie von Alraunen, die man aufwühlt,
Das Sterbliche, die's hören, sinnlos macht. . . . —
O wach' ich auf, werd' ich nicht rasend werden
Umringt von all' den gräuelvollen Schrecken?
Und toll mit meiner Väter Gliedern spielen?
Und Tybalt aus dem Leichentuche zerren?
Und in der Wuth, mit eines grossen Ahnherrn
Gebein, zerschlagen mein zerrüttet Hirn?
O seht! mich dünkt ich sehe Tybalts Geist,
Er späht nach Romeo, der seinen Leib
Auf einen Degen spieſste! Weile Tybalt! —
Ich komme Romeo! Dieſs trink' ich dir!

Auch nicht ein Flöckchen wüſsten wir von dem schönen deutschen Gewande, in das Hr. *S.* diesen herrlichen Monolog gekleidet hat, abzulesen. Aufs höchste möchten wir in der auf den Dolch zielenden Worten: „*dies* soll's verwehren," lieber lesen: „*der* soll's verwehren."

Wir kommen zu den gereimten Versen, die Hr. *S.* mit bewundernswürdiger Leichtigkeit so übergetragen hat, daſs auch nicht die geringste Spur von dem Charakter des Originals im Ganzen verwischt ist. Der geschraubte Witz in folgender Rede der Lady Capulet ist in Prosa übersetzt fast unerträglich; hingegen findet sich weit mehr Harmonie zwischen Gedanken und Ausdruck, und wie sich bey der Vergleichung des Originals ergiebt, weit mehr Uebereinstimmung mit dem Geiste desselben in folgender Nachbildung:

Was sagst du? Wie gefällt dir dieser Mann?
Heut Abend siehst du ihn bey unserm Fest.
Dann lies im Buche seines Angesichts,
In das der Schönheit Griffel Wonne schrieb.
Betrachte seiner Züge Lieblichkeit
Wie jeglicher dem andern Zierde leiht.
Was dunkel in dem holden Buch geblieben
Das lies in seinem Aug' am Rand geschrieben:
Und dieses Freyers ungebundner Stand
Dies Buch der Liebe braucht nur einen Band.
Der Fisch lebt in der See, und doppelt theuer
Wird äuſsres Schön, als innrer Schönheit Schleyer.
Das Buch glänzt allermeist im Aug der Welt,
Das goldne Lehr' in goldnen Spangen hält.
So wirst du alles, was er hat, genieſsen,
Wenn du ihn hast, ohn' etwas einzubüſsen.

Noch angenehmer ist die Wirkung des Reims in komischen Stellen, wie im zweyten Aufzug des Sommernachtstraums, wo sich in der ersten Scene Droll (*Puck*) mit dem Elfen (*Fairy*) unterredet.

Elfe.

Wenn du nicht ganz dich zu verstellen weiſst,
So bist du jener schlaue Poltergeist,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen,
Durch den der Brau misräth, und mit Verdruſs
Die Hausfrau athemlos sich buttern muſs:
Der oft bey Nacht den Wandrer irre leitet,
Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet.
Doch wer dich freundlich grüſst, dir Liebes thut,
Dem hilfst du gern, und ihm gelingt es gut.
Bist du der Kobold nicht?

Droll.

Du hast's gerathen!
Ich schwärme Nachts umher auf solche Thaten,
Oft lacht bey meinen Scherzen Oberon
Ich locke wiehernd mit der Stute Ton
Den Hengst, dem Haber kitzelt in der Nase,
Auch lausch' ich wohl in der Gevatterin-Glase,
Wie ein gebrat'ner Apfel, klein und rund,
Und wenn sie trinkt, fahr' ich ihr an den Mund,
Daſs ihr das Bier die platte Brust betriefet.
Zuweilen hält, in Trauermähr vertiefet,
Die weise Muhme für den Schemel mich,
Ich gleit' ihr weg, sie setzt zur Erde sich
Auf ihren Steiſs, und schreyt: Perdauz! und hustet,
Der ganze Kreis hält sich die Seiten, prustet
Lacht lauter dann, bis sich die Stimm' erhebt:
Nein solch ein Spaſs sey nimmermehr erlebt.

Wir besitzen von dieser Stelle eine Abschrift der Bürgerschen Uebersetzung, der vor ungefähr acht Jahren mit Hn. Schlegel gemeinschaftlich an einer Nachbildung des Sommernachttraums arbeitete, die wir hier unsern Lesern zur Vergleichung mittheilen:

Betrügt mich nicht dein Wuchs, und all' dein Angestelle,
So bist du ganz gewiſs der arge Spukgeselle

Hans Schabernack, der schlau in allen Winkeln steckt,
In Keller, Küch' und Stall die Pächterdirnen neckt,
Die süsse Milch benascht, und mit dem Rahm sich futtert,
Macht, dass sich athemlos umsonst die Hausfrau buttert,
Dass Bier und Most nicht gährt, der Schuld ist, dass bey Nacht
Der Wand'rer irre geht, der wiehernd dann sein lacht.
Doch denen, welche dich *mein süsses Drollchen* nennen,
Bist du zur Hand, wenn sie nicht fertig werden können.
Hab' ich's getroffen? he?

Droll.

getroffen just auf's Fell.
Ich bin, wie du erräth'st, der muntre Nachtgesell.
Ich scherz' um Oberon, und reiz' ihn oft zur Lache,
Wenn ich dem raschen Hengst die Stute wiehernd mache.
Bisweilen stehl' ich mich, mit schadenfrohem Sinn
In's liebe Buttelchen der Frau Gevatterinn,
Da lausch' ich in Gestalt der rothgebrüh'ten Krabbe,
Und fahr ihr, wenn sie trinkt, auf einmal an die Labbe.
Versprudelt wird alsdann das theure Cordial
Auf's platte Aussenwerk. Giebt wohl ein andermal
Die hochwohlweise Bas' den hochgeehrten Gästen
Ein Mordgeschichtchen ernst und andachtsvoll zum Besten,
So stell' ich dreygebein't und ähnlich auf ein Haar
Als ihren Sessel mich im nächsten Winkel dar.
Bedächtig setzt sie sich — Husch! vor den hochgeehrten
Entschlüpf' ich ihr, und plumps! liegt sie auf ihrem Werthen.
Wie kreischt und lamentirt, wie krächzt, wie sprudelt sie!
Verstohlen kichert erst nur noch die Compagnie.
Doch bald beschwören laut die kaum sich noch beherrschten
Das sey, bey Gott! ein Spass zum wälzen und zum bersten.

Man sieht, der sel. Bürger hätte eine freyere Nachbildung geliefert, und seiner eigenthümlichen Laune dabey mehr Spielraum gestattet; Hr. *S.* aber verfolgt sein Original mit grösserer Treue, ohne durch diesen Zwang an Schönheit einzubüssen. Das *roasted crab*, was E. durch *gesottner Krebs*, B. durch *rothgebrühte Krabbe* übersetzte, ist hier richtiger durch *einen gebratnen Apfel* gegeben, den man damals, wie etwa jetzt Citronenscheibchen ins Bier zu werfen pflegte. Das lustige Possenspiel Pyramus und Thisbe hat er aus Wieland's Uebersetzung, da es nur leichter Verbesserungen fähig war, mit dessen Erlaubniss beybehalten. Dass er aber diese nicht aus Bequemlichkeit weiter ausdehnte, als ihn das Gefühl der Unverbesserlichkeit seiner Vorgänger berechtigte, zeigt der ganze Beschluss des Sommernachttraums. Die gereimten Verse waren hier schon in der Wielandisch-Eschenburgischen Uebersetzung so gut übergetragen, dass man damit zufrieden seyn konnte. Dennoch haben sie durch Hn. Schlegels ganz neue Bearbeitung weit mehr Anmuth, Leichtigkeit und Wohlklang erhalten. Nur eine Stelle zur Vergleichung:

Eschenburg.	*Schlegel.*
Hungrig brüllt der Löwe nun Heult der Wolf zum Mond hinan; Von des Tages Last zu ruhn Schnarchet schwer der Ackersmann, Halbverzehrte Brände glühn, Und der Eule grässliche Schreyn Dringt zum Bett des Kranken hin, Jagt ihm Furcht des Grabes ein. Jetzt sieht man das weite Thor Aller Gräber offen stehn, Jedes lässt den Geist hervor Auf den Kirchhof umzugehn, Und wir Feen, die wir fliehn Mit der Hekate Gespann, Wenn die Schatten niederziehn Und die Sonne steigt heran, Sind jetzt fröhlich. Keine Maus Störe dies geweihte Haus. Mit dem Besen bin ich hier Kehre weg den Staub der Thür.	Jetzt beheult der Wolf den Mond, Durstig brüllt im Forst der Tiger. Jetzt mit schwerem Dienst verschont Schnarcht der arbeitmüde Pflüger, Jetzo schmaucht der Brand am Herd Und das Käuzlein kreischt und jammert, Dass der Krank' es ahndend hört Und sich fest ans Küssen klammert. Jetzo gähnt Gewölb' und Grab, Und, entschlüpft den kalten Mauern, Sieht man Geister auf und ab, Sieht am Kirchhofszaun sie lauern. Und wir Elfen, die mit Tanz Hekate's Gespann umhüpfen, Und gescheucht von Sonnenglanz Träumen gleich in's Dunkel schlüpfen, Schwärmen jetzo; keine Maus Störe dies geweihte Haus. Voran komm' ich mit Besenreis Die Flur zu fegen blank und weiss.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. November 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Shakspeare's dramatische Werke* übersetzt von *August Wilhelm Schlegel* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie glücklich Hr. *S.* Wortspiele und Zweydeutigkeiten, ohne dass die Delicatesse des deutschen Lesers beleidigt werde, zu übertragen versteht, und wie sehr ihm das Niedrig-Komische gelingt, davon können unter andern in Romeo und Julie des ersten Aufzugs erste Scene, und die vierte des zweyten Aufzugs zeugen. Wie wenig aber die eigensinnigste Kritik Gelegenheit zu Erinnerungen finde, wollen wir an der ersten Scene des Sommernachtstraum's zeigen, die in Hn. Schlegels Uebersetzung zwölf Seiten einnimmt. In der Stelle S. 179.:

> Du stahlst den Abdruck ihrer Phantasie
> Mit Flechten deines Haares, buntem Tand,
> Mit Ringen, Sträußern, Näschereyen (Boten
> Von viel Gewicht bey unbefangner Jugend.)

Hier drückt fürs erste zwar der letzte Vers das Original *messengers of strong prevailment in unharden'd youth* genauer aus, als die Eschenb. Uebersetzung: „*Verführungen der unbewachten Tugend*" doch sollte für *with* hier *durch* statt *mit* gesetzt seyn, *durch* Flechten — *bunten Tand*, *durch Ringe* u. s. w. wie es auch E. hat. S. 178.:

> *Hermia.*
> O säh mein Vater nur mit meinen Augen,
> *Theseus.*
> Eu'r Auge muss nach seinem Urtheil sehn,

Hier verliert die Uebersetzung gegen das Original an Deutlichkeit.

> *H. I would my Father look'd but with my eyes*
> *Th. Rather your eyes must with his judgment look.*

Vielleicht also besser so:

> O säh mein Vater nur durch meine Augen!
> *Th.* Eh'r sollt' eur Auge durch sein Urtheil sehn.

S. 181. macht in dem Verse

> O Qual! zu hoch, vor Niedrigen zu knieen.

die sonst so schöne Kürze eine Dunkelkeit. Das Original ist zwar hier auch nicht sehr leicht verständlich:

> *O crost! too high to be enthrall'd to low,*

Doch führt das *enthrall'd* leichter auf *Ergebenheit der* Liebe, als das hier dafür gewählte *Knieen*. S. 182. sollte wohl *sympathy* in dem Verse,

> Und war auch Sympathie in ihrer Wahl,

lieber durch *Gleichförmigkeit* oder *Harmonie* übersetzt seyn. Im Deutschen führt *Sympathie* bloss auf die gleiche Stimmung der Gemüther, und hier ist doch davon nicht, sondern von dem Fall die Rede, wenn die Liebenden an Geburt, an Jahren, und durch Zustimmung der Verwandten zu einander passen. Dies lehrt der Gegensatz des vorhergehenden Contextes.

Und so viel zum Beweise, wie wenig Hr. *S.* bey einer so grossen Schwierigkeiten unterworfenen Arbeit, wo der Fall so selten ist, dass Genie und Fleiss nicht in umgekehrten Verhältniss gegen einander stehn sollten, auch zu unerheblichen Erinnerungen Anlass gegeben hat. Gewiss wird also die Nation mit dem lebhaftesten Beyfalle, und mit ermunternder Dankbarkeit seine Uebersetzung aufnehmen, von der so eben, indem wir diese Anzeige schliessen, bereits der zweyte Band erschienen ist.

Einen Commentar hat Hr. *S.* nicht geben wollen, nicht einmal irgendwo eine erklärende Note beygefügt. Wenn dies einerseits beweiset, wie viel er auf die innere Klarheit und Richtigkeit seiner Uebersetzung rechnen konnte, so scheint er auch dabey auf den fernern Gebrauch der Eschenburgischen Uebersetzung gerechnet zu haben, welche jetzt zum zweytenmale gedruckt wird; ein Zug edler Denkart, welche die Arbeit eines ruhmwürdigen Vorgängers, indem man sich bewusst ist sie übertroffen zu haben, darum nicht für unbrauchbar erklären will.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Museum für die sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde.* III. Bandes zweytes Stück. 1796. 273 S. 8.

I. *Fortsetzung der Abhandlung von der Stadtschule zu Chemnitz.* Es folgen hier grösstentheils locale und specielle Nachrichten von der Bibliothek, den Fonds, den Lehrstunden etc. der Schule, von welchen Rec. nur zwey aushebt. In den neuern Zeiten machte besonders der bekannte Rector Hager eine wesentliche Verbesserung im Unterricht. Hiernächst ist der ärmere Theil der Einwohner dieser Manufacturstadt des

Verdienstes, den die Knaben bey den dasigen häufigen Cattundruckereyen finden, zu seinem Unterhalt zu benöthigt, als dass ihm derselbe nicht fast zur gerechten Entschuldigung gereichen sollte, die Knaben nicht in die öffentliche Schule zu schicken. Ein erwachsener Schüler unterrichtet 6—10 Knaben in den Abendstunden in den nothdürftigsten Kenntnissen. Mit Recht hält der Vf. den Unterricht dieser Kinder einer obrigkeitlichen Aufmerksamkeit und Fürsorge für so würdiger, da dieselben in den Werkstäten in Gesellschaft erwachsener Personen von verschiedenen Charaktern und Sitten aufwachsen. II. *Rechts- und recessmässiger Beweis, dass die Succession in den Genuss des Amtes Oldisleben den appanagirten Herzogen der sächsischen Ernestinischen Linie allerdings zustehe.* Nach dem Tode Herzog Friedrichs III zu Sachsen-Gotha 1772 machte der appanagirte Prinz Joseph Friedrich von S. Hildburghausen, als Aeltester im gesammten Hause S. Ernestinischer Linie, mit Widerspruch der beiden fürstl. Häuser S. Weimar und S. Gotha Ansprüche auf den Besitz und Genuss des Senioratamtes Oldisleben, und legte dieselben dem kaiserl. Hofe in der hier abgedruckten Schrift vor. Jene Wiedersprüche wurden durch ein Reichshofraths-Conclusum von 21 Jan. 1773 übergangen und es ergieng nach Gotha ein Rescript auf Abtretung des Amtes an den Prinzen Friedrich Joseph. Die Einleitung über die ältere Geschichte des Amtes und des Seniorats scheint nebst der fünften Beylage, jenem Reichshofraths-Conclusum, erst jetzt hinzu gekommen zu seyn. Der Beweis ist in der Abhandlung selbst darauf gegründet, dass durch den Recess von 1707 die erste Fundation des Amtes Oldisleben in der Landestheilung von 1641 zu einem Seniorat wegen des Directorii, welches damals dem Aeltesten des Hauses übertragen war, aufgehoben und abgeändert worden sey, und dass nach ersterem das in dem Zeitraum zwischen diesen beiden Verträgen in den S. Ernestinischen Linien eingeführte Recht der Primogenitur appanagirte Prinzen nicht von dem Besitz des Seniorats ausschliesse, wenn gleich das in der Landestheilung festgesetzte Directorium sich nur auf regierende Fürsten bezogen hätte. Gegen welche v. Bergersche Schrift der Aufsatz gerichtet sey, hätte billig erläutert werden sollen, da der Titel in demselben nicht angeführt ist. Die Kaufpunctation über Oldisleben zwischen Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen und Graf Bruno zu Mansfeld d. 10 Jan. 1591. und die Vergleichspunkte zwischen Gotha und Weimar d. 17 Aug. 1706 wegen Aufhebung des Directorii erscheinen hier, wenn Rec. nicht irrt, zuerst im Druck. III. *Von den letzten Fürsten, Grafen von Mansfeld und den durch ihr Absterben in der Grafschaft Mansfeld, besonders in dem Antheil churfächsischer Hoheit veranlassten Veränderungen sowohl, als den an das Kurhaus angefallenen Domänen.* Den Fürsten Heinrich Paul Franz, einen Vater von neun Söhnen, überlebte nur einer um wenige Wochen, vom 15 Febr. bis 31 Mart. 1780 und mit diesem starb der männliche Stamm des grossen Hauses aus. Es werden hier von beiden einige biographische Nachrichten gegeben, alsdann besonders die an Kursachsen gefallenen Güter und Einkünfte verzeichnet. Der Aufsatz würde mehr Anziehendes haben, wenn der Ertrag beider während der Sequestration und jetzt verglichen wären. Wegen Aufhebung der Sequestration ist der Gesichtspunkt nicht richtig bestimmt. Nach dem Tode des Vasallen hatten nothwendig nur die zu Lehnsschulden geeigneten Foderungen noch Ansprüche an die mansfeldische Lehne und die Lehnsgläubiger mussten dieselben gegen den Lehnsherrn erweisen. Eben so verhielt es sich mit den von den Grafen wiederkäuflich veräusserten Lehnen. Die übrigen Gläubiger hatten auch ihre Befriedigung nicht weiter aus den Lehnsnutzungen zu erhalten. Die rechtliche Ausführung der Lehnsschulden und der übrigen Foderungen an den Allodialnachlass gehen jede ihren besondern Gang. Der Rath zu Leipzig ist bis zu Austrag der Sache im Genuss seines Antheils am Bergwerkszehnden geblieben. IV. *Ausführliche Nachricht von der Landtagsverfassung im Fürstenthum Querfurth.* Das Publicum ist Hn. Göbel Dank schuldig, dass er fortfährt, solche für die Statistik und Länderkunde unentbehrliche Nachrichten mitzutheilen, und sich wichtige Gegenstände von nicht gar grossem Umfang wählt, dieselben aber mit zweckmässiger Erläuterung aus der ältern Geschichte, nach einem anschaulichen Plan mit Präcision und Ordnung bearbeitet. Von allen diesen Seiten ist gegenwärtiger Aufsatz nach Rec. Urtheile vorzüglich. Er enthält als Einleitung eine geographische Beschreibung und dann eine kurze Geschichte des Fürstenthums Querfurt. Alsdann wird in V Abschnitten von der Convocation der Querfurthischen Landstände, von der Versammlung derselben, von den Deliberationen auf dem Landtage, von den Auslösungen, und Landtagsbewilligungen gehandelt. Hierauf folgen zwey Anhänge von der Consumtionsaccise in der Stadt Jüterbogk und von dem ritterschaftlichen Canon im Amte Querfurth und Heldrungen. Da die Frage von dem Sitz- und Stimmrecht des alten Adels auf den Landtägen in dem Museum mehrmals zur Sprache gebracht worden ist, so bemerkt Rec. aus diesem Aufsatz hier nur so viel, dass bey den Querfurthischen Landtägen die Landstandschaft ohne Unterschied der Schrift- oder Amtsfässigkeit auf gewissen Gütern haftet, und der Besitzer ohne Ahnenprobe auf dem Landtage erscheint, wenn er nur von Adel ist. V. *Einige Bemerkungen über den Aufsatz von der Landtagsverfassung im Stift Merseburg im vorigen Stück des Musei von W—b*, deren erleuchteten erhabenen Vf. man leicht errathen wird; sehr berichtigende Nachträge. Rec. konnte es nicht gleichgültig seyn, in denselben unter andern die Bestimmungen zu finden, welche er in dem Aufsatze selbst in No. 324. der A. L. Z. 1796. vermisste, obgleich obige Bemerkungen und diese Recension fast zu gleicher Zeit abgedruckt worden sind. Nach jenen ist ein Stiftstag: wenn auf Befehl des Stiftsherrn das Capitel mit den übrigen Landständen in Landesangelegenheiten sich versammelt; eine ständische Zusammenkunft, wenn das Capitel sich mit dem Ausschuss, oder gesammten Ständen betagt; ein General-

Generalcapitel, wenn sich das Capitel in eigenen Angelegenheiten versammelt. Während des Stiftstages ist allemal Generalcapitel, mithin wird jener nie durch Abgeordnete des letztern besorgt. Das Stift Merseburg mag nicht für einen integrirenden Theil der alten Erblande angesehen werden, steht aber mit denselben in untrennbarer Verbindung. V. *Von den Gerechtsamen des Hauses Sachsen in der Stadt Nordhausen und der landgräflichen thüringischen Burg zu Furra, mit der selbige eine Zeitlang vereinbart gewesen* von *W—b.* Es werden die Reichsvoigtey und das Reichsschultheissenamt zu Nordhausen genau unterschieden. Jene gehörte von Alters her den Grafen von Hohnstein, und kam mit der Grafschaft Hohnstein an Churbrandenburg. Dieses hatten die Landgrafen von Thüringen, versetzten solches 1402 an die Burgmannen von Grossenfurre, die von Wertbern und Sebach, (hierbey beyläufig eine Nachricht von dem Geschlecht derer von Furre, dem Orte und der landgräflichen Burg Furre und eine Berichtigung zu *Cranzer Tableau historique de l'Electorat de Saxe* p. 699 aus einer hier zuerst abgedruckten Urkunde von 1326, dass die Cistercienser Nonnen von Grossballhausen nach Furre versetzt worden). Im Jahr 1444 ward diese Pfandschaft, zu der inzwischen das landgräfliche Schloss Grossen Furra gekommen war, in einen Wiederkauf, und 1499 in einen Erbkauf, jedoch mit Ausschluss des Schultheissenamts, welches Herzog Georg zurücknahm, verwandelt. Herzog Moritz verpfändete letzteres 1542 für 2000 Güldengroschen wiederkauflich an den Stadtrath zu Nordhausen, welcher, nachdem inzwischen 1697 die kursächsischen Rechte an Nordhausen nebst dem Amte Petersberg an Kurbrandenburg abgetreten worden waren, alle diese Gerechtsame namentlich auch die Reichsvoigtey und das Schultheissenamt 1715 für 50000 Rthlr. erb- und eigenthümlich an sich brachte. Die Reichsvoigtey begreift das Recht, das vom Stadtrath gehegte peinliche Gericht von Reichswegen mit einem Voigt zu besetzen, das Reichsschultheissenamt aber die bürgerlichen Gerichte, das Geleitsgeld und die Münze nebst dem davon fallenden Schlageschatz. Kursachsen scheint bey einigen Vorgängen auch die Voigtey behauptet zu haben. Ausser der obgedachten Urkunde sind noch ein Revers über die Bestätigung des Wiederkaufs und das vorbehaltene Oefnungs- und Wieder-Einlösungsrechts von 1479 und ein Rescript Churf. Augusts vom 24 Sept. 1558 beygedruckt, in welchem eine geistliche Stiftung zu Nordhausen auf des Stadtraths Ansuchen vom Kurf. „als Schutzherrn, aus Obrigkeit und Macht" bestätigt wird. VII. *Meiningische Landtagsacten von 1775*; vielleicht noch jetzt sehr wichtig für die dasige Verfassung und von ausgebreitetem Erfolg, der hier nur sehr kurz angegeben ist. Da sie aber fast den dritten Theil dieses Stücks des Museum erfüllen, so wäre dem Publicum mit einem gedrängten Auszug des gemeinnützigen Inhalts, der sich auf wenige Blätter bringen liess, und auf dem ersparten Raum mit andern Stücken besser gedient worden.

Dass diesem, um Michaelis 1796 erschienenen Stück des *Museum* noch bis jetzt keine Fortsetzung gefolgt ist, bestätigt das Gerücht, dass diese Sammlung mit dem dritten Bande beendigt sey. Sie hat die Armuth an öffentlich bekannten Urkunden aus der sächsischen Landesgeschichte wenig vermindert, aber vorzüglich einige Punkte der Landtags- und Steuerverfassung näher erörtert. Neue, wirklich gemeinnützige Aufsätze und Ausführungen, sind in der sächsischen Geschichte bey einem solchen Mangel an Quellen grossentheils missliche Unternehmungen, wovon selbst vorzügliche Schriften über das sächsische Recht in manchen Hypothesen und Beziehungen auf fremde, in Absicht der historischen Kritik eben so ungewisse Autoritäten deutliche Spuren tragen. Was Privatsammlungen an neuen, noch unbenutzten, Hülfsmitteln bisher geliefert haben, besteht hauptsächlich in Aufsätzen, die etwan bey einer Streitigkeit gelegentlich sind entworfen worden, und sich durch bestimmtere, oder unbestimmtere Allegate aus Archivsnachrichten allenfalls in jetzigen Zeiten noch empfehlen.

Riga, b. Hartknoch: *Neue nordische Miscellaneen,* von *A. W. Hupel. Dreyzehntes und Vierzehntes Stück.* 1796. 612 S. *Funfzehntes und sechzehntes Stück.* 1797. 587 S. 8.

Da der Plan dieser periodischen Schrift bekannt ist, die Geschichte der russischen Provinzen Curland, Liefland und Esthland aufzuklären, wir auch bisher den Inhalt der frühern Stücke angezeigt haben; so führen wir hier nur die ausführlichsten und wichtigsten Aufsätze an, um so mehr da verschiedene nur wenig ausländische Leser erwarten können. Die beiden ersten Stücke dieser Sammlung enthalten eine sehr genaue Beschreibung aller adelichen Familien, in den ehemaligen Ordensländern. Von den meisten wird angemerkt, woher sie stammten, wann sie unter die Ordensritterschaft aufgenommen, oder um welche Zeit sie geadelt wurden. Auch ihre Wapen sind sehr genau beschrieben. Bey der Familie Biron, die zuletzt die herzogliche Würde von Curland erlangte, bemerken wir; dass einer ihrer Vorfahren Matthias Buhren schon 1634 die Reception unter dem curischen Adel verlangte, aber mit seinem Gesuch abgewiesen wurde. Eben derselbe berief sich schon 1642 auf seine französische Abkunft.

Die beiden folgenden Stücke, das 15 und 16 führen ebenfalls einen gemeinschaftlichen Titel und bestehen aus sechs Aufsätzen verschiedenen Inhalts. Unter diesen nimmt der erste oder *Henr. v. Jannau's pragmatische Geschichte von Liefland und Esthland* den grössten Raum ein. Hier ist nur der Zeitraum von 1562 bis auf die neuesten Zeiten behandelt; doch geht die eigentliche Geschichte nur bis 1712 oder die russische Besitznehmung dieser Länder unter Peter dem Grossen. Wir haben diese Geschichte mit Vergnügen gelesen, da sie nicht mit zwecklosem Detail überladen ist, nur die wichtigsten Begebenheiten aushebt, und durch

durch Benutzung ungebrauchter Quellen, über einzelne Vorfälle neues Licht verbreitet, unter andern über Lieflands Verfassung unter den verschiedenen Regierungen. Nur verweilt der Vf. zu lange bey Kriegsscenen, und den grausamsten Verheerungen des Landes, und den Kriegen zwischen Polen und Schweden unter Sigismund III. Die Streitigkeiten eben dieses Königs mit seinem Oheim dem Herzog Carl gehören mehr in die schwedische Geschichte. Die liefländische Reduction unter Carl XI von Schweden schildert er nicht so gehäsig als viele seiner Vorgänger; er zeigt, dass Carl zur Einziehung der auf mancherley Art veräusserten Krongüter Recht hatte, indem die alten Domänen auf mancherley Weise an fremde Besitzer gekommen waren; dass er die Reduction aber nur auf die Güter erstreckte, die seit 1632 von den Domänen abgekommen, oder in Allodien verwandelt waren. Der Adel berief sich auf Privilegien, die er nur zu seinem Vortheil erklärte, auch hätte der Verlust, den er zuletzt litt, durch Unterhandlungen, Nachgiebigkeit wohl abgewandt werden können. Während der polnischen Regierung besass die Krone als Eigenthum wohl zwey Drittheile aller Güter. 2) Von dem liefländischen Münzwesen des funfzehnten Jahrhunderts, nebst den damaligen Preisen verschiedener Waaren und Bedürfnisse. Man rechnete damals nach Marken, am Werth 4 Rthlr., Ortügen oder Schillingen, deren 36 auf eine Mark giengen, Ore oder Oer 48 auf eine Mark; und Pfenningen, wovon 9 ein Oer ausmachten. Ein Faden Brennholz kostete gewöhnlich eine halbe oder ⅓ Mark rigisch. Die Tonne ausländisch Bier galt von einer halben, bis eine Mark. Der Preis des Getreides war sehr schwankend. Um 1437 kostete ein Ries Papier 5 Mark, man findet aber auch in alten Rechnungen den Preis zu 2 und anderthalb Mark angesetzt. Auch erscheinen zuweilen in Rechnungen über das Verkehr mit Russland die Stücke Silbers, welche aber nicht immer gleichen Werth hätten und bald 2½, bald 5 Mk. rigisch galten. 3) Beytrag zur Geschichte des Geschlechts von Mellin. 4) Fortgesetzte Bemerkungen über etliche in liefländischen Urkunden vorkommende, schon unbekannt gewordene Ausdrücke. Im II. Stück dieser Sammlung sind bereits dergleichen Erläuterungen zu finden. Sehr viele dieser hier erklärten Worte sind rein platt deutsch. Pook heisst noch in Niedersachsen ein schlechtes Messer; Dornse, d. i. Stube muss wohl Doense, Döns gelesen werden. 4) Nachricht vom ältesten kurischen Thaler. Er ward 1576 in Mietau geprägt, scheint aber wegen seines schlechten Gehalts nicht in Umlauf gekommen zu seyn; es wurden auch nur einige ausgemünzt, und sie haben sich ganz verloren. Zuletzt einige kurze Nachrichten, über die Art Kartoffeln vor Fäulniss zu sichern, und das Manuscript eines schwedischen Feldpredigers über Lieflands Alterthümer von 1618, das aber wenig Brauchbares und desto mehr unrichtige Angaben enthalten soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Plauen*, b. Haller jun.: *Praktische Anweisung zu katechisiren für Landschullehrer nach dem kleinen lutherischen Katechismus*, von M. *Christian Friedrich Temmer*, erstem Landdiakonus zu Plauen. 1797. 114 S. 8. Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gab dem Vf. das bey der Stadtschule zu Plauen neuerlich errichtete Landschullehrer-Seminarium, das seine Entstehung dem Herrn Superint. *Hund*, und dem Herrn Rector *Görenz* zu danken hat. Bey dieser Anstalt übernahm Hr. T. die praktische Anweisung über den kleinen lutherischen Katechismus zu katechisiren, und hierzu entwarf er gegenwärtiges Werkchen, welches er darum dem Druck übergab, um ein Handbuch für die Seminaristen zu haben, nach welchem sie, ohne mit Abschreiben die Zeit zu verlieren, ihre katechetischen Uebungen einrichten könnten; vielleicht auch andern Lehrern auf dem Lande, die eine solche Anweisung wünschen; einen willkommnen Dienst zu erzeigen. Diese Anweisung bestehet aus drey Abhandlungen: I. *Grundlage zur Anweisung, wie ein Landschullehrer katechisiren soll.* Hier werden die allgemeinen katechetischen Regeln in einer fruchtbaren Kürze vorgetragen. Für Landschullehrer mögen sie hinreichend seyn, wenn sie im mündlichen Vortrag erläutert und weiter ausgeführt werden. II. *Anweisung, wie der Landschullehrer den lutherischen Katechismus gebrauchen soll.* Der zweckmässige Gebrauch dieses Katechismus, (dessen Mängel freymüthig gerügt werden,) wird sehr richtig bestimmt. Man soll z. B. bey dem ersten Unterricht der Kinder nicht sogleich mit der Lehre von Gott und göttlicher Verehrung anfangen, und daher die Erklärung der drey ersten Gebote des ersten Hauptstückes bis zu der Zeit versparen, wenn die Kinder genug Vorbereitung und Fassungskraft, Sinn und Empfindung dafür haben. Man soll die Gebote der sogenannten zweyten Tafel zuerst erklären, und wenn diese für den Verstand recht deutlich zergliedert, und für den Willen recht nachdrücklich dargestellt worden sind, immer noch nicht zur ersten Gesetztafel fortschreiten, sondern zuvor zum ersten Art. des 2ten Hauptstückes übergehen, darum, weil das Kind nicht eher Pflichten gegen Gott anerkennen und ausüben kann, als bis es ihn kennt, d. i. bis es sich einen richtigen und deutlichen Begriff von Gott machen kann. Sehr richtig! III. *Praktische Anweisung zu katechetischen Entwürfen.* Es sind zwey Entwürfe über das vierte Gebot, katechetisch ausgeführt. Man siehet daraus, dass der Vf. die Kunst, Begriffe vollständig zu zergliedern, sehr gut versteht. Er wird zur Bildung guter Landschullehrer gewiss viel beytragen, und seine praktische Anweisung wird auch für diejenigen brauchbar seyn, welche das Glück, in dem Seminarium zu Plauen gebildet zu werden, entbehren müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. November 1797.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Compendiöses Handbuch für Kaufleute; oder encyklopädische Uebersicht alles wissenswürdigen im Gebiet der Handlung*, von *August Schumann*. Erster Theil. 364 S. A—G 1795. Zweyter Theil. 419 S. 1796. H—Q. Dritter Theil. 416 S. R—Z. 1796. Vierter Theil. 1797.

Auch unter dem besondern Titel:

Kaufmännische Tabellen enthaltend eine praktische Anleitung zum doppelten Buchhalten etc. etc. von *Aug. Schumann*. 1797. 468 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Um dem kaufmännischen Publicum endlich einmal ein Buch in die Hände zu liefern, das ihm in allen Geschäften zum Leitfaden dienen könne, hat Hr. S. sich zur Ausarbeitung dieses Werkes verstanden, welches, laut der Vorrede, zwischen einem unzulänglichen kaufmännischen Wörterbuche und einer zu weitläufigen Encyklopädie in der Mitte stehet, und in alphabetischer Ordnung die Namen der wichtigsten Handelsplätze, ihre kaufmännischen Einrichtungen, die Verhältnisse ihrer Münzen und Gewichte, ihre Fabriken u. s. w. vorträgt; dann die Namen der wichtigsten Handelsartikel und die in der Handlung gebräuchlichste Terminologie beschreibet und erkläret, und endlich in einem praktischen Theile Schemata, Vergleichungstabellen, Anweisung zum italienischen Buchhalten u. s. w. mittheilet.

Dass ein solches Werk von einem sachverständigen Manne, mit gehörigem Fleisse, nach einem genau durchdachten Plane und mit strenger Oekonomie verfasst, sowohl für den angehenden Kaufmann, als für den Veteran in der Handlung etwas sehr wünschenswerthes sey, leidet wohl keinen Zweifel. Selbst nur mit gehöriger Wahl gemachte Auszüge aus den besten neuern Schriften eines Büsch, Ebeling, Brodhagen, u. a. in alphabetische Ordnung zum bequemen Nachschlagen gebracht; würden nicht zu verachten seyn, indem sie viel Nützliches in die Hände solcher Leser brächten, die keine Lust haben, aus diesen Quellen zu schöpfen, oder nicht im Stande sind, sich mehrere theure Werke selbst anzuschaffen. Wenn aber ein Mann auftritt und aus vier solchen Schriften ein fünftes kostbares Werk in vier Bänden zusammen schreibt, ohne alles Talent, das Gemeinnützigste von dem minder nützlichen zu unterscheiden, ohne im Stande zu seyn, auch nur eine logisch-richtige Erklärung zu geben, ohne Kenntniss dessen, was sich seit der Erscheinung jener Schriften in der handelnden Welt verändert und einer Berichtigung bedarf; so ist es Pflicht des Rec., vor seinen Schriften zu warnen. Dies ist auch um so nöthiger, je mehr gerade solche Schriftsteller durch allerley Ankündigungen und Buchhändleranzeigen die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihre Arbeiten zu erregen wissen, und ihnen eine Celebrität verschaffen, die manchen Unkundigen verführen muss. Beynahe alle in diesem Buche vorkommenden Waarenartikel sind aus Schedels Waarenlexicon; die Handelsplätze aus Bohns wohlerfahrenem Kaufmanne und die kaufmännische Terminologie aus einem Buche, Terminologie für die Handlung genannt, blindlings und ohne alle Auswahl abgeschrieben. Alles, was aus diesen Quellen nicht fliesset, ist trübe und unbrauchbar, und auch vieles was daraus geschöpft durch Schreib- und Druckfehler entstellt.

Als Beleg, dass wir dem Vf. nicht unrecht thun, nur einiges zur Probe aus dem Buchstaben A.

„*Abgezogenes Gewicht, heisst so viel als justirtes.*" (Es ist übrigens eine Lieblingsmethode des Vf. seine Erklärungen mit: *heisst so viel als* etc. anzufangen.) Wer nicht weiss, was ein abgezogenes Gewichte ist, sollte der ein justirtes besser kennen? Rec. erwartete unter: *justirt* eine richtige Beschreibung davon zu finden; dieses Wort fehlet aber ganz.

„*Acceptant. Ein Annehmer des auf ihn gestellten Wechsels, wenn er ihn zur bestimmten Zeit wirklich bezahlt; vorher heisst er bloss Bezogener.*" Wird denn der Bezogene nicht von dem Augenblicke an, als er die Acceptation vollziehet, wirklicher Acceptant, ohne Hinsicht ob er in der Folge die Zahlung zur Verfallzeit wirklich leistet oder nicht? — Nach dieser Beschreibung des Acceptanten erwartete Rec. die des *Trassaten* damit übereinstimmend zu finden, dass er so lange Bezogener heisse bis er die Zahlung wirklich geleistet habe. Hier findet sich aber: *so bald er die Zahlung verspricht heisst er Acceptant*. Auch hätte bey *Acceptant* sehr wohl die Bemerkung Platz gefunden, dass die Acceptation durch das Wort: *acceptirt*, und den darunter gesetzten Namen des Annehmers bewerkstelliget wird; und andre der vorzüglichsten Cautelen bey der Acceptation.

„*Acceptanten per honnor sind solche, welche sich aus Freundschaft oder Gefälligkeit gegen einen Trassanten oder irgend einen Indossenten zur Annahme verstehen.*" Hier muss noch hinzukommen: *ohne selbst Bezogene zu seyn*. Denn gerade dadurch allein unterscheiden sie sich von jedem andern gefälligen Acceptanten.

„*Alter Stil*, *soviel als alter Kalender. Die Berechnung nach dem alten oder Julianschen Kalender ist um zehen* (muss bekanntlich *eilf* heissen) *Tage mit der neuen unterschieden. Der Unbequemlichkeit wegen hat man beynahe durchgängig den neuen Stil angenommen.*“ Hätte nicht nothwendig hinzugefügt werden müssen, dass Russland allein sich noch beym Gebrauch des Julianschen Kalenders erhält und daher alle seine auf den auswärtigen Handel sich beziehende Schriften, als Wechsel u.d.g. doppelt, in Gestalt eines Bruches, datirt, als $\frac{1}{12}$ Januar. So dass der 1te Jan. des alten Stils den 12 Januar neuen Stils ausmacht.

„*Avanturiers.*“ Ein Artikel, bey dem sich so manches Belehrende und Interessante aus der Geschichte der Handlung anbringen liess, steht ganz leer da. Der Leser wird nämlich auf den Artikel „*englische Court*“ verwiesen. Das Wort „*englisch*“ verweiset wieder auf „*London.*“ Aber weder unter London, noch englisch, noch Court, findet man das mindeste von den Avanturiers. Dies heisst doch seine Leser nicht belehren, sondern nur ermüden wollen.

„*Allegation*“ sagt Hr. *S. ist die Vereinigung Zweyer Dinge in Eins und die Berechnung davon heisst die Regel allegationis.*. Wie falsch! Die Alligationsregel lehret gewisse (nicht gerade *zwey*) Dinge von verschiedenem Werthe, oder auch von verschiedener Art und Werthe so mit einander zu vermischen, dass das daraus entstehende Gemische, einen bestimmten Werth habe.

„*Assecuranz.*“ Wie dürftig dieser weitschichtige und höchstinteressante Artikel ausgefallen sey, — in dem jedoch, nach der Aeusserung des Vf., alles enthalten seyn soll, was unter diese Rubrik gezogen werden kann. — lässt sich schon daraus abnehmen, dass er nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Seiten ausfüllt. Aber auch dies wenige ist so durchaus voll Fehler, dass wir nicht einmal zum Theil Berichtigungen daran versuchen mögen.

„*Avoir.*“ In diesem Artikel suchte Rec. *Avoir du pois Gewicht*, fand aber nichts, als eine Hinweisung auf: *Haben*, und auch hier nichts, was auf dieses Gewicht Bezug hat, wohl aber ein Galimathias über den Gebrauch, die Credit- und Debet-Seite in den Büchern, mit Avoir und Devoir zu bezeichnen.

Dass *Annuitäten*, *Assignaten* etc., Artikel die in unsern Zeiten eine so wichtige Rolle spielen, ganz fehlen; dass eine so angesehene Handelsstadt als *Altona* ausgelassen ist, hat der Vf. am Ende des vierten Theils (also erst zwey Jahre nach Erscheinung desjenigen Theils, in den sie gehören) selbst angezeigt. Dies entschuldiget aber seine Nachlässigkeit nicht; zumal, da er auch nicht ein Wort davon nachgetragen hat. Aber es giebt der Auslassungssünden mehrere. Es fehlen auch: Fonds, Staatspapiere, Staatsobligationen, Lotterieobligationen, Bancoobligationen etc. und die wichtigen Handelsplätze Alborg, Archangel u. a., welche doch mit leichter Mühe aus *Kruse* oder *Bohn*, eben so wie alle übrigen, hätten ausgeschrieben werden können.

Wie unrichtig und mangelhaft aber auch dasjenige ausgefallen ist, was der Vf. uns von den berühmtesten Handelsstädten mittheilt, mag der Artikel: *Amsterdam* beweisen. — Der holländische Thaler hält nicht $1\frac{1}{2}$, sondern $1\frac{1}{4}$ Goldgulden. $1:1\frac{1}{4} = 28:50$. — „*Die feine Mark Barrengold gilt beständig* 355 *Gulden.*“ — Dies ist freylich an sich wahr; aber so wie es hier, ohne allen Zusatz stehet, kann es den Unerfahrnen auf einen groben Irrthum führen. Man nimmt nämlich die Mark allezeit zu 355 £. an, bezahlt aber ein Agio darauf nach dem Course gegen Courant. Z. B. jetzt, da Rec. dieses niederschreibt mit 11 bis $11\frac{1}{4}$ p. C. Das Verhältniss der feinen Mark Silber in Courant, gegen dieselbe in Banco ist ursprünglich nicht wie $24\frac{2}{3}$ zu $24\frac{1}{2}$, sondern genau wie 63 zu 60, weil die Bank Ducatons von 63 Stüver Courant zu 60 St. Banco annahm, welches einen Unterschied von 5 p. C. macht. — Wie das Banco Agio durch die neuern Schritte so herunter kam, (auch im angeführten Amsterdamer Courszettel wird anno 1797 das Banco Agio zu $4\frac{1}{2}$ p. C. besser als Courant aufgebracht), wird auch nicht mit einem Worte erwähnt, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil die Herren Ebeling und Brodhagen bey Herausgabe des Bohnschen wohlerfahrenen Kaufmannes im Jahre 1789 nicht wissen konnten, was die neue Revolution in Amsterdam bewirken würde. Allenthalben, wo dieses vortreffliche Werk ihn verlässt oder so ausführlich ist, dass einiges Nachdenken zum Excerpiren erfodert wird, da ist alles verkehrt und falsch vorgetragen.

Für manchen jungen Leser wäre es sehr nützlich gewesen, wenn solche französische Namen wichtiger Städte mit angeführt worden wären, die von den Deutschen sehr abweichen, als: *Aix La Chapelle*, *Anvers*, *Liege* etc. und gewiss eben so nützlich, wenn Hr. *S.* bey vielen französischen Worten die Aussprache nicht mit deutschen Lettern hinzugefügt hätte, indem diese beynahe durchgängig falsch ist. So schreibt Hr. *S.*

„*Amboisienne* lies *Amboahsieng*,
„*A tout prix* — *A duh prih.*
„*Appointiren* — *Appoeingtiren.*
„*Augy* — *Ochschi* u. m. d. g.

Der vierte Theil, welcher auch unter dem Titel käufmännische Tabellen besonders verkauft wird, enthält: I. Vollständige Anzeige des Verhältnisses der Geld- und Wechselcourse. II. Producten - Gewerb- und Bevölkerungsanzeige aller derjenigen Oerter, welche in den ersten Theilen des compendiösen Handbuches nicht vorkommen. Diese sind aus Fabri und Hüllmann; jene aus Nelkenbrecher und Flügel, nach dem eigenen Geständnisse des Vf. abgeschrieben. III. Einige Tabellen zum praktischen Gebrauche für Kaufleute, als zur Bestimmung des Werths der bekanntesten Münzen nach Schrot und Korn und in verschiedenen Münzfüssen; Vergleichung der verschiedenen Maasse und Gewichte, u. s. w.; vielleicht das Beste und Nützlichste im ganzen Werke. IV. Schemata's fürs Comptoirwesen, als eine Assecuranzpolice, Assignation, Attestat, Courszettel mit Erklärung derselben u. s. w. Letztere sind wieder mit solcher Eil-

fertig-

fertigkeit und Sorglosigkeit aus dem kleinen Büchelchen, Terminologie für die Handlung genannt, ausgeschrieben, dass auch grobe Fehler (welches dort nur Druckfehler sind) mit aufgenommen worden. So heisst es z. B. beym Amsterdamer Cours: *„Man giebt für die feine Mark Gold f.* 355 *oder Rthlr.* 124" sind denn 355 f. nicht 142 Rthlr.? Aber es war ihm so vorgedruckt und Hr. *S.* hat zum Nachrechnen keine Zeit. V. Kurze Anweisung zum doppelten Buchhalten, welche nach des Vf. Versicherung, — der wir hierin allen Glauben beymessen, — eben so gut ungedruckt hätte bleiben können.

1) Hamburg u. Altona, in Comm. b. Bachmann u. Gundermann: *Vollständige Tabellen über Geld-Wechsel- Gold- und Silber- Speculationen der vornehmsten Handlungsstädte in Europa, nach deren jeden (jedem) Course besonders eingerichtet.* 8. 16 S. Einleitung, 135 S. Tabellen. 95 S. Schlüssel zu den Tabellen.

2) Bremen, b. Koch: *Bequem eingerichtete und correcte Tabellen zur geschwinden Berechnung oder Vergleichung der Wechselcourse zwischen Bremen oder Deutschland, Hamburg, Amsterdam, London und Paris,* nebst Anweisung und Erklärung zum Gebrauch derselben. 1797. 1½ Bog. 4.

3) Nürnberg, gedr. b. Schmidt: *Allgemeine Wechselcours-Tabellen für Amsterdam, Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Leipzig und Wien.* Herausgegeben von *Abr. W. Aub*, Wechselsensal in Hofmarkt Fürth. 1795. Erster Theil. 605 S. 8. (Pränum. Preis für beide Theile 6 Fl. rheinisch).

Die vollständigen Tabellen Nr. 1. sind trotz des [illegible]en Titelblattes, nichts weniger als neu. Das [W]erk cursirte in Manuscript schon lange — wahr[sch]einlich seit dem siebenjährigen Kriege — an der [Ha]mburger Börse. 1786 ward es zuerst gedruckt und [je]tzt wieder als ein neues Werk in das Messverzeich[ni]ss gebracht. Da es bereits 1793 N. 181. von einem [an]dern Rec. in diesen Blättern angezeigt ist; so ent[ha]lten wir uns alles weitern Urtheils und bedauern [nur]s, dass ein so brauchbares und compendiöses [We]rkchen liegen geblieben und nach eilf Jahren auf [ein]en Nebenweg wieder ins Publicum gebracht wer[de]n soll. — Da die Wechselcourse seit dem siebenjäh[rig]en Kriege sich sehr verändert haben: so sind da[dur]ch die Berechnung vieler Curse in diesen Tabel[len] theils gar zu weitläuftig, theils gar zu kurz aus[gefa]llen. Z. B. Ducaten in Hamburg von 5 Mark [Sc]hill. bis 16 Mark, Louisd'or von 10 Mark bis 26 [Ma]rk, London in Frankfurt von 128 bis 200 Batzen, [Duc]aten in Frankfurt und Wien von 3 Fl. bis 7 Fl. [..] Kr., Guinées in Hamburg von 12 Mark bis 31 Mk., [Lo]ndon in Bremen von 570 bis 827 Md. u. m. d. gl. [un]d viel weiter, als es je nöthig seyn möchte, be[rec]hnet; dagegen reicht man mit den Tabellen des [Cu]rses von Lissabon in Amsterdam von 40 bis 52 Pf. [..] Lissabon in London von 60 bis 70 Pf. Sterl., von London in Augsburg bis 9 Fl. 19 Kr. u. a. d. gl. jetzt nicht mehr aus. Hätten die Verleger oder Herausgeber nun diese wenigen Blätter umarbeiten und neu abdrucken lassen; so würden sie mit geringen Kosten eine neue Auflage dieses sehr brauchbaren Werkchens dadurch veranstaltet haben, welches für die jetzigen Zeiten besser passte, und das gewiss Absatz genug verdient und gefunden hätte.

Die *bequem eingerichteten und correcten Tabellen* Nr. 2. sind in derselben Absicht als Nr. 1. verfasst, nämlich ohne weitläuftiges Calculiren, durch blosse Addition oder Subtraction, mit Hülfe der Logarithmen, Curse berechnen und arbitriren zu können. Sie sind aber lange nicht so brauchbar, weil sie sich, selbst laut des Titels, nur auf wenige Plätze erstrecken, für Gold- und Silberrechnungen gar keine Logarithmen und überhaupt zu grosse Zahlen zu Logarithmen haben. Hier ist z. B. Logar. 20=5 und Logarithm. 59=1222 da bey Nr. I. — weil die Procententabelle von ⅛ anfängt — Logar. 20=317 und Logar. 59 doch erst = 805 ist. Der Vf. hat das Nachschlagen dadurch zu erleichtern gesucht, dass er neben jeder Curstabelle eine Procenttabelle drucken liess; deswegen hat er aber gross Quart zum Format wählen müssen, wodurch das Werkchen aufhört tragbar zu seyn, und auch beym Gebrauche unbequem zu halten ist. Der Stil in den hinzugefügten Erklärungen ist so beschaffen, dass nur wenige, denen der Gebrauch solcher Tabellen nicht ohnehin bekannt ist, ihn daraus werden lernen können. Da wir sehr gute Tabellen der Art in der Krusischen, Raphael- Leryschen, Girtannerschen, den obenangeführten und andern Wechseltafeln besitzen: so sollte doch jeder, der vom neuen mit solchen Arbeiten auftritt, wenigstens nichts Schlechteres als seine Vorgänger liefern. Rec., welcher von dem Nutzen der Logarithmen in kaufmännischen Rechnungen, durch eigene Erfahrung überzeugt ist, wünscht sehr, dass solche unter Kaufleuten gebräuchlicher werden möchte. Dazu würde aber nothwendig erfodert, dass jemand diese Rechnungsart sehr fasslich vortrüge, besonders deutlich über ihre Entstehung und ihren Nutzen sich erklärte, und so das zaubermäsige Ansehen, welches sie an sich trägt, verscheuchte. Durch Schriften wie Nr. 2, wird solches aber nur vermehrt, und junge Kaufleute immer mehr von dem Gebrauche dieses Zeit und Mühe ersparenden Hülfsmittels abgeschreckt.

Die *allgemeinen Wechselcourstabellen* No. 3. sind von den beiden vorigen dadurch verschieden, dass sie nicht zum Arbitriren oder zum Berechnen der Curse in Procente, sondern der Producte nach einem bestimmten Curse, eingerichtet sind. Z. B. wenn man wissen will, wie viel 12345 Mk. hamburger Banco in Amsterdam betragen; wenn der Cours von Amsterdam auf Hamburg 35 St. für einen Wechselthaler von 2 Mark Banco ist. Zu dieser Absicht sind in allen folgenden Cursen die kleinsten Wechselmünzen von 1 Pf. bis solche einen andern Namen annehmen und so fort bis

zu 10000 der höchsten Wechselmünze berechnet, wodurch sich durch bloße Addition alle Producte finden lassen. Dieser erste Theil enthält in drey Abtheilungen: 1tens die Curse von Amsterdam mit Antwerpen, Brüssel und Gent, Berlin und Breslau, Genua, Hamburg, Lissabon, London, Spanien, Venedig und Wien. 2tens die Curse von Augsburg mit Amsterdam, Genua, Frankfurt, Hamburg, Leipzig, London, Venedig und Wien. 3tens die Curse von Frankfurt mit Amsterdam, Augsburg, Wien, Hamburg, Leipzig und London. Der zweyte Theil wird nach eben der Art die Curse von Hamburg, Leipzig und Wien enthalten. Die Curse auf Paris sind ausgelassen, weil solche zur Zeit der Ausarbeitung viel zu schwankend waren, sie sollen aber nachgeliefert werden. Bey einem solchen Werke kann nur ein gewisser Fleiss in correcter Ausrechnung und correctem Drucke geltend gemacht werden, und hiervon hat sich Rec. durch Nachrechnung vieler Exempel hinlänglich überzeugt. Die wenig stehen gebliebenen Druckfehler — nur 16 an der Zahl — sind angezeigt und in dem Exemplare des Rec. handschriftlich corrigirt. Schade, dass die Namen der Münzsorten, durch die fränkische Mundart des Vf. so entstellt worden sind, dass er Bezza, Solti, Crusate, etc. statt Pezza u. s. w. schreibt. Dem zweyten Theile sehen wir mit Verlangen entgegen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Köthen, b. Aue: *Warneck von Ulefeld*, oder, *das Skelett, Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert*, aus mündlichen und schriftlichen Traditionen zusammengetragen. 1796. 127 S. 8. (8 gr.)

Es ist von der Geliebten unüberlegt, dass sie in dem Augenblick, da ihr Ritter, den sie seit fünf Jahren kennt, mit ihr verbinden will, noch, wenn gleich im Scherz, eine Probe der Tapferkeit von ihm fodert; es ist Eigensinn von ihm, sich bey ihrer Erklärung, dass es Scherz gewesen, nicht zu beruhigen, es ist unbesonnen von der Gräfin *Agnes*, da sie Muthmassungen hat, dass *Ulefeld* schon eine andre Verbindung habe, sich deswegen nicht auf genauere Kundschaft zu legen, aber unritterlich und unedel ist es von dem, der doch der Held dieser kleinen Geschichte seyn soll, an der, mit der er sich feyerlich verlobt, untreu zu werden, und leichtsinnig sich mit dem Gedanken, was geschehn sey, sey geschehn, und mit dem Geschwätz eines Pfaffen zu beruhigen — aber kläglich von dem Vf. ist es, wenn er S. 82 dies als eine menschliche Schwachheit entschuldigen, und lächerlich, wenn er es mit den Fehlern S. 83 vergleichen will, wozu Joseph und Friedrich II durch den Ehrgeiz verleitet worden. Es kömmt mit dem Vater der Verschmähten zu einem Duell, worinn der Greis bleibt; hier ist es eben so unnatürlich, dass der Held mit einem Greise einen Zweykampf eingeht, als dass der Alte alle andre Art von Genugthuung, die ihm angeboten wird, ausschlägt. Doch noch nicht genug; die Verschmähte stösst selbst mit dem Dolche nach *Ulefeld*, als er mit *Agnes* vor dem Altar steht, und, da sie ihn getroffen zu haben *meynt*, ersticht sie sich selbst. Diese Geschichte wird übrigens auch als das *dritte* und *letzte* Bändchen der *Denkwürdigkeiten aus der wirklichen Welt* (S. A. L. Z. 1796. N. 111 u. N. 187) verkauft.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Hamburg*, b. Herold: *Zum Laufen hilft nicht schnell seyn*, oder *Lebensgeschichte des Kaufmann Hasenclevers* in Landshut. 1796. 76 S. 8. Diese Lebensbeschreibung ist hier aus den schlesischen Provinzialblättern wieder abgedruckt, und mit einigen Aufsätzen des Vf. im politischen Journal vermehrt worden. Der sel. Hasenclever war wegen seiner Thätigkeit, grossen Handelskenntnisse und Schicksale ein merkwürdiger Mann, und Rec. erinnert sich noch mit Vergnügen seiner lehrreichen Unterhaltung. Er ward 1716 in Remscheid geboren, erlangte in seiner Jugend praktische Kenntnisse von Tuchmanufacturen und Eisenfabriken. Er musste sogar als ein 14jähriger Knabe, in einem Solinger Stahlhammer arbeiten. In Handelsgeschäften bereisete er mehrmals Frankreich, Holland und England, Deutschland, Polen, Russland und Schweden, nebst Spanien und Portugal. Hernach liess er sich als Kaufmann in Lissabon und Cadix nieder, ward dort aber in seinen Geschäften sehr durch Kriege und unredliche oder anders denkende Compagnons gestört. Um den schlesischen Leinwandhandel, hatte er grosse Verdienste. Um 1764 gieng er nach Nordamerika, um dort in Neuyork und Neujersey Eisenbergwerke besser als bisher bearbeiten zu lassen, der Erfolg krönte sein Unternehmen. Er liess deutsche Arbeiter herüber kommen, an 217 Gebäude, Magazine, Schmelzöfen, Schmieden, Mühlen etc. erbauen; allein seine Theilnehmer in England handelten unredlich, verwickelten den unternehmenden Mann in ihren Bankerot, und er verlor bey diesem Handel den grössten Theil seines mühsam erworbenen Vermögens. Da er in England gegen seine Schuldner kein Recht erlangen konnte, begab er sich nach Landshut, nahm hier am Linnenhandel Theil, und starb daselbst in mässigen Vermögensumständen 1792.

Unter den hier angehängten nordamerikanischen Nachrichten, ist das Verzeichniss der 1768 aus den Freystaaten exportirten Waaren das wichtigste. Deutsche Schriftsteller haben dasselbe oft genug benutzt, der Herausgeber hätte es aber wohl billig vorher von Schirachs Uebereilungsfehlern reinigen müssen. Bacalloo, werden wenig Leser in Bayallad errathen. Lehrreicher wäre ebenfalls eine Vergleichung mit der Ausfuhr späterer Jahre gewesen, wovon Tench, Coxe und andre die genauesten Berechnungen enthalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. November 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Zürich, b. Orell, u. C.: *Reise aus Bengalen nach England* von *G. Forster*. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von *C. Meiners*. 1796. 342 S. 8.

Wir erhalten hier blofs den erften Theil der merkwürdigen Forfterfchen Reife durch die unbekannten Gegenden des mittlern Afiens, welche er 1782 von Bengalen aus, durch Kafchemir, Kandahar, Perfien über das Kafpifche Meer nach Rufsland unternahm. In diefem vor uns liegenden Bande befchreibt er blofs die Strafse, welche er von Calcutta aus bis an die Grenzen von Kafchemir nahm, was ihm dort unterweges aufftiefs, und durch welche meiftentheils unbekannte indifche Staaten fein Weg gieng. Da er durch Bengalen ziemlich fchnell zu Waffer reifete, und bey feinem Correfpondenten, dem er feine Fährlichkeiten unter den Heiden in Briefen befchrieb, die Kenntnifs diefes Landes vorausfetzte, fo haben wir über Bengalen nur allgemeine Bemerkungen gefunden, die uns das Innere diefer wichtigen Provinz nicht näher aufklären. Kam er in unbekanntere Gegenden, jenfeit des englifchen Gebiets; fo war es ihm nicht immer möglich Beobachtungen anzuftellen, oder Nachrichten einzuziehen, weil er fich verkleiden und unter mancherley Geftalten verhehlen mufste, er fey ein Europäer. Für die indifche Geographie enthält indeffen diefe Reife treffliche Nachrichten, und wir erfahren durch diefelbe das Dafeyn einer Menge kleiner indifcher Staaten in der Nachbarfchaft der nördlichen Gebirge, die Art und Weife, wie die Seiks ihre Herrfchaft über diefe Fürften ausdehnen, und auf welchen Wegen die Waaren von Kafchemir nach Südindien gelangen. Da der Vf. überdem lange genug in Indien gelebt, und die verfchiedenen Landesfprachen inne hatte; fo verbreitet er fich, fo oft dazu Veranlaffung ift, fehr lehrreich über Sitten, Gebräuche und Denkungsart der von ihm befuchten Einwohner, und den Druck unter welchem die meiften leben. Noch fchätzbarer find die eingefchalteten Unterfuchungen aus einheimifchen Quellen, über neuere indifche Revolutionen, wie über die Gefchichte der Rohillafürften, und der Zerftückelung ihrer Länder, die Entftehung und Ausbreitung der feit der Zerftörung des indifchen Kaiferthums fo furchtbar gewordenen Seiks, und die Schickfale der Provinz Aubd und ihrer letzten Nabobs, befonders des Shujah ud Dowla, über deffen Herkunft und Landesregierung wir mancherley ganz unbekannte Nachrichten gefunden haben.

Da die Gegenden, welche der Vf. bald in Gefellfchaft von Handelscaravanen, bald ganz allein und ohne alle Begleitung bereifete, aufser den Grenzen des europäifchen Handels liegen, und wegen der damit verknüpften Gefahren von Europäern vielleicht nie betreten find, fo hat Hr. Prof. *Meiners*, die Seltenheit des Originals ungerechnet, fich durch diefe Ueberfetzung um das deutfche Publicum ein wahres Verdienft erworben. Nur einzelne Exemplare find von dem 1790 in Calcutta gedruckten Original nach England gekommen, und der zweyte Theil, der die Befchreibung von Kafchemir und der benachbarten Reiche enthält, ift dort gar nicht zu haben. Hr. *M.* hat auch durch Anmerkungen deutfchen Lefern fehr viele einzelne Stellen verdeutlicht, denen die beyläufig erzählten Vorfälle oder manche in der Reife vorkommende Perfonen fremde find, und deren Namen viele nicht einmal gehört haben mögen. Zuweilen verweift er freylich nur auf englifche Schriftfteller, die darüber beffere Auskunft geben. Sind aber diefe fo leicht überall in Deutfchland zu haben? oder kann fich fo leicht um einzelner Aufklärungen willen die hier citirten Schriftfteller anfchaffen? Solche Anmerkungen, als S. 159, den letzten Rohilla-Krieg erläutern, verdienen den Dank feiner Lefer; aber einige andere, die mehr verdunkeln als aufklären, oder nur Unrichtigkeiten verbreiten, möchten wir ihm dagegen gern erlaffen haben. So fagt er S. 33., das bisher in Bengalen gewöhnliche Vorftrecken grofser Geldfummen an fremde Handelsgefellfchaften habe unter den Officianten der englifchen Compagnie faft ganz aufgehört. Warum? wird hier der Lefer fragen, der es nicht weifs, dafs die Londner Direction dergleichen Anleihen zu ihrem Nachtheil ausdrücklich verboten, zugleich auch ihren Dienern Gelegenheit gegeben hat, ihr erworbenes Vermögen in indifchen Papieren nach England zu remittiren. In der folgenden Note wird Forfter widerlegt, weil er wie viele andere glaubt, Bengalen fey feit der englifchen Befitznehmung ärmer geworden. Wir glauben dies ebenfalls, weil die fremde Geldeinfuhr abgenommen hat. Man bedenke nur, welche Summen blofs England und Holland nach Bengalen übermachten, und dafs die indifchen Höfe verarmt, oder nicht mehr vorhanden find, die fonft bengalifche Manufacturwaaren brauchten. Wird nicht jetzt der chinefifche Handel der Engländer zum Theil mit bengalifchen Gelde beftritten, wie viel Geldunterftützungen haben nicht bisher die andern Präfidentfchaften aus Bengalen erhalten, und dafs die heimkehrenden Engländer diefe Provinz ohne alle Baarfchaften verlaffen follen.

ist höchst unwahrscheinlich. Was Hr. F. S. 35. mit den letzten 60 bis 70 Jahren sagen will, ist uns ebenfalls nicht ganz deutlich, da wir das Original nicht vor uns haben. Sollte er vielleicht den Zeitraum von 1760 bis 1770 gemeynt haben, in welcher Zeit sich die Engländer in Bengalen festsetzten, und das Land überhaupt durch Revolutionen, Erpressungen, und falsche Maassregeln der neuen Herren, sehr in Verfall gerieth. Die Note S. 46. halten wir völlig überflüssig. Da Hr. M. fand, dass F. die dort erzählte Geschichte des unglücklichen Sultan Schuba aus dem Bernier entlehnt hatte, so würden wir diesen fremden Auswuchs in der Uebersetzung weggelassen, und diese Lücke mit der angeführten Note entschuldigt haben. Die vorher erwähnten historischen Nachrichten werden nur wenigen Lesern das Vergnügen verschaffen, das Rec. bey ihrer Durchlesung gehabt hat, weil hier zuweilen die nothwendigen Erläuterungen fehlen. Bey den biographischen Nachrichten S. 158. vom Shujah ud Dowla wird mancher fragen: wer war dieser Mann, der bey den langen oft veränderlichen indischen Namen nicht wissen kann, dass dort von dem 1775 verstorbenen Nabob von Auhd die Rede ist? Da die meisten von Forster beschriebenen Gegenden gerade zu den unbekanntesten in Südasien gehören, viele hier verzeichneten Orte und Landschaften auf den besten Karten fehlen, auch der ganze nördliche Landstrich zwischen Auhd und Kaschemir durch die Verheerungen der Seiks seine Gestalt fast täglich verändert, so lassen wir es mit dieser allgemeinen Anzeige bewenden. Wir bemerken nur noch, dass diese Reise eine Menge kleiner Züge, über die Beschaffenheit des Landes, die verschiedene Lage der Einwohner, ihre Beschäftigung, Nahrungsmittel etc. enthält, die das grösste Verlangen nach der baldigen Fortsetzung erregen. Nur Schade, dass so viel Druckfehler in den Namen die Erzählung verunstalten, auch die Orte auf der aus Rennel entlehnten kleinen Karte dort häufig anders als im Buche selber geschrieben sind.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Barth: *Einige Gedanken über die gewöhnlichen A B C Bücher* in unsern vaterländischen Schulen, nebst einer kurzen Beschreibung und Abbildung der *Lesemaschine*, welche in der Leipziger Freyschule gebraucht wird. 1797. 2½ Bog. 8.

2) Ebendaselbst: *Vorübungen im Lesen und Denken*, gesammlet für die untersten Classen der Leipziger Freyschule. 1797. 1.0 S. gr. 12.

3) Erfurt, b. Keyser: *Zweckmässiges A B C Buch für Arme und Reiche* welches lauter fassliche, lehrreiche und angenehme Gegenstände in gehöriger Stufenfolge enthält, herausgegeben von *Christian Heinrich Möller*, Rector der Raths- und Prediger Schule zu Erfurt. 1797. 3 Bog. 8. (1½ gr.)

4) Hannover, b. Helwing: *Fibel* für Bürger- und Land-Schulen von *Joh. Christoph Fröbing*. 1797. 4½ Bog. gr. 8. (3 gr.)

5) Leipzig, b. Crusius: *Neues A B C Buch*, nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder. 1797. (16 gr. und mit illum. Kupfern 1 Rthlr.)

6) Dresden: *Neue alphabetische Bildertafeln*, zum Lesen-Empfinden und Denken-Lernen. Ein Weihnachts- und Neujahrsgeschenk für Kinder edler Erziehung. Mit 24 feinen Kupfern nach Chodowiecki u. a. 4. (20 gr.)

7) Halle, b. Dreyssig: *Technologisches, moralisches und naturhistorisches Bilder A B C*, ein Geschenk für folgsame Kinder. (12 gr.)

8) Hannover, b. Hahn: *Neues moralisches Lotteriespiel* ein Weihnachtsgeschenk für gebildete Kinder. Enthält Fragen, kleine Gedichte, und unterhaltende Geschichten, *in drey Classen*. Von einem Kinderfreunde. (14 gr.)

9) Leipzig, b. Rein: *Getreue Abbildungen der Natur*, in fein illuminirten Kupfern, als ein Hülfsmittel der Erklärung unserer vorzüglichsten Handbücher der Naturgeschichte, von *Funcke*, *Raff* und mehrerer. *Erstes Heft*. Tab. I—X. 1797. (2 Rthlr.)

10) Nürnberg, b. Bauer und Mann: *Lieder, Erzählungen, und Fabeln für Kinder* zur Uebung im Lesen und Declamiren. 1797. 328 S. gr. 12. (12 gr.)

11) Leipzig, b. Hertel: *Lesebuch für angehende Schreibeschüler* von *M. Traugott Lebrecht Kämpfe*, Katecheten an der St. Salvators-Kirche zu Gera im Voigtlande, und des Königl. Instituts der Mor. und schönen Wissensch. auf der Fr. Alex. Universität ordentl. Mitgliede. Mit in den Text eingewebten und in Kupfer gestochnen *Probeschriften*. 1797. 227 S. ohne Vorr. Inh. und 5 Kupfertaf. gr. 8. (16 gr.)

Nr. 1. Auf Verbesserung der A B C Bücher ist es hier dieser Schrift gar nicht abgesehen, sondern die Klagen über die gewöhnlichen A B C Bücher sollen bloss auf die Beschreibung und Empfehlung der *Lesemaschine* leiten. Bey dem Gebrauche derselben hat man gar kein Buch nöthig, die Buchstaben werden nicht nach alphabetischer Ordnung gelernt, an ein *Ab Eb* ist nicht zu denken, sondern der Unterricht besteht im Zusammensetzen und Auseinandernehmen der Wörter an der Maschine, welche so gewählt werden, dass ein Kind in ein paar Monaten alle Buchstaben kennen lernen kann. Der Lehrer setzt z. B. das Wort *Hand* an, spricht es deutlich vor, lässt es nachsprechen, rückt die Lettern einzeln, mit lauter Benennung, auseinander *H. a. n. d.*, verbindet wieder *ha. han. an. and.*, setzt statt des *H* ein *B*, *Band*, ein *W*, *Wand*, *S*, *Sand*, *L*, *Land*, u. s. w. Nach einsylbigen, nimmt er

er zwey und vielsylbige Wörter. Bald darauf bringt er die Wörter in Verbindung; Wörter, die Dinge bezeichnen, welche schon an sich Theile *eines* Ganzen sind, als *Baum*, *Stamm*, *Ast*, *Zweig*, *Blatt*, behält das Kind leichter, als etwa *Haus*, *Tisch*, *Pferd*, *Brod*. Dann werden Mittelbegriffe beygefügt: *wo ein Baum ist*, *da ist ein Stamm* u. s. w. Die *Lesemaschine* kann jeder geschickte Tischler, nach dem hier beygefügten Kupfer, verfertigen; die Letterbretchen aber müssen von Leipzig verschrieben werden, und die zu einer Maschine unentbehrlichen 488 Stücke, sind nebst dieser Beschreibung, in wohlverwahrten Kistchen (nicht, wie hier gedruckt ist, *Küstchen*), bey Herrn Buchhändler *Barth*, auf Bestellung, für 5 Rthlr. zu haben.

Nr. 2. Soll nach dem Unterrichte, vermittelst der Lesemaschine, vorgenommen werden. Wörter, die Aussprache der Vocalen zu lernen; das Alphabet, mit einigen beygefügten, und noch mehreren folgenden kleinen Sätzchen, z. B. der Apfel hängt am Aste, ich habe zehen Finger; mit Versen vermischt, als S. 9. Was schwarz ist, ist nicht weiss, was kalt ist, ist nicht heiss, was gerad ist, ist nicht krumm, und wer nichts lernt bleibt dumm. Es folgen sehr viele *Denksprüche*, als S. 51. Reden, wo man sollte schweigen, ist dem Mund der Thoren eigen; *Verstandesübungen*, als S. 70. worin sind Pferd und Ochse ähnlich? worinn unähnlich? *Räthsel; Leseübungen*, die meistens in Kindergeschichten bestehen, zum Theile in Versen u. s. w. Zuletzt lateinische Schrift, Zahlen, Maasse, Gewichte.

Nr. 3. Ein in der That *zweckmässiges* A B C Buch. Die Alphabete, deutsche, geschriebne, lateinische, kleine und grosse stehen hier so, dass die Buchstaben erst nach ihrer Aehnlichkeit (dem Aehnlichsehen) neben einander gestellet sind, und dann in der gewöhnlichen Ordnung. Das Nöthige, von Buchstaben, Wörtern u. s. w. ist richtig, kurz und bestimmt gesagt. Die Syllabirtabelle ist für die, welche sie nicht entbehren zu können glauben, erweitert eingerückt. Statt ganzer Sätze, die allerdings mehr ins Lesebuch gehören, als ins A B C Buch, giebt der H. V. eine grosse Menge einzelner Wörter, einsylbige von 1 bis 5 Buchstaben, zwey und vielsylbige, nach seinen Abtheilungsregeln geordnet, und einsylbige von 5 bis 8 Buchstaben, und giebt den Rath, den Kindern jedes Wort zu erklären, oder ihnen wenigstens eine Redensart vorzusagen, in der es vorkommt. Er erwartet, dass es sonach an Stoffe zur Unterhaltung und zum Nachdenken nicht fehlen, und dass das Kind weit mehrere Wörter lesen lernen wird, als in den gewöhnlichen Sätzen vorkommen können. Zur ersten Uebung im Lesen sind theils Sprichwörter hingesetzt, alle gut, manche aber, z. B. *Kunst ist leicht zutragen*, möchte doch nicht jeder Schulmeister sogleich verstehen, der von dem *omnia mea mecum porto* nichts gehört hat; theils Sittensprüchelchen, deren Inhalt recht gut ist, wenn nur die Poesie in allen so gefällig wäre, als in dem hier auch aufgenommenen *Wenn ich artig bin* u. s. w. Den Beschluss machen die Zahlen. Kupfer hat der Vf. nicht beyfügen wollen, weil unrichtige und schlechte Abbildungen mehr schaden als nützen, die richtigen und guten aber den Preis solcher Büchelchen erhöhen (*und die Aufmerksamkeit der Kleinen von den Buchstaben auf sich ziehen*). Dagegen hat er für Dauerhaftigkeit gesorgt, und auf doppelte über einander geklebte Bogen drucken lassen.

Nr. 4. Erst kleine deutsche Buchstaben, die einander ähnlich sehen, neben einander, dann deutsche, lateinische, und geschriebne, nach der gewöhnlichen Ordnung. Es folgt eine ungemein erweiterte Syllabirtabelle, dann Wörter von einer, zwey und mehr Sylben. S. 21 — 44. folgen *Uebungen zur Erweckung des Verstandes und Bildung der Begriffe*, „die Katze maut, der Hund knurrt, das Schaaf hat Wolle, der Fisch ist behende" u. s. w. Die Verse S. 27. *Ein schmutziges Kind, hat Läuse und Grind*, geben freylich auch einen Begriff! Oft sind einzelne Wörter, oder auch Zeilen mit lateinischen Lettern gedruckt (*und diese fertig lesen zu lehren, wird um desto nöthiger, je mehrere, auch den Unstudirten nützliche Bücher, mit lateinischen Lettern gedruckt werden*). S. 44 — 57. stehen ganz lehrreiche Erzählungen, und den Beschluss macht ein Artikel, mit der Ueberschrift *Gott*, wo von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes, auf eine für Kinder recht fassliche Art, gehandelt wird.

Nr. 5. Zu jedem Buchstaben ein Kupfer, mit zwey darunter stehenden Versen, als zum E. ein Esel, mit zwey Säcken beladen, den Fuss zu einem sehr kurzen Schritte aufgehoben, darunter: *den Esel schiltst du faul, doch, seine Last ist schwer! Scheu'st du die kleinste Müh, bist du es nicht weit mehr?* Nach einem Vorberichte (wider das Buchstabiren) folgen Alphabete, und die gewöhnlichen Erinnerungen von Buchstaben und Sylben. Darauf S. 25 — 125. die Leseübungen in Sittenlehren, Gedankensprüchen, Geschichtchen, Liedern, Gebeten, nicht Alles von gleichem Werthe. Die Sittenlehre S. 30. *willst du mässig seyn, so iss Speisen, die nicht zu gut schmecken*, ist viel zu unbestimmt gesagt; den Gedenkspruch S. 34. *Wenn deine Aeltern dir was ernstlich untersagen, so folge, ohne sie, warum? vorher zu fragen*, möchte wohl mancher Vater tadeln, dem es Freude macht, wenn seine Kinder fleissig nach dem *warum?* fragen.

Nr. 6. Zu jedem Buchstaben ein illuminirtes Kupfer, vier auf einem Quart-Blatte, welche Kupfer in einem beyliegenden Büchelchen von 2 Bogen erklärt werden. Auch liegt eine neue *Lesetafel* bey, die an Alphabeten, Sylben, ein- zwey- und vielsylbigen Wörtern, an Zahlen: und von Maassen und Gewichten so viel enthält, als auf 2 Quartseiten gehen wollte.

Nr. 7. Auf jedem Täfelchen, das die Grösse eines Kartenblatts hat, ein Buchstabe, deutsch und lateinisch, und auf dem Bilde Vorstellungen genug, und diese bunt genug, zu *A.* Amphibien, zu *M* Mineralien, zu *L.* Lastschiff, Lastwagen, Lastträger, Schubkärner u. s. w.

Nr. 8. Jede Classe ist von der andern unabhängig, und kann für sich gespielt werden. Jede hat Zie-

hungsloofe, Gefchichtsloofe, Versloofe. Der Directeur des Spiels liest vom gezognen Loofe eine der Fragen, oder eins der Sätzchen, das darauf fteht, und die Spielenden fuchen unter den, unter fie vertheilten Loofen der zweyten und dritten Art, was darauf paffet. Wer es trifft gewinnt Rofinen, oder fo etwas, wer es nicht trifft, fetzt zu. Es liegt eine weitere Anweifung bey.

Nr. 9. Die drey erften Tafeln find nicht fo fein illuminirt, als die folgenden, und da fie 11 Vorftellungen von Menfchen, in verfchiednen Altern und Befchäftigungen enthalten, fo möchten fie wohl die Naturgefchichte nicht fonderlich erklären; doch fallen fie fchön in die Augen. Die auf 7 Tafeln folgenden 28 Vorftellungen von ausländifchen Thieren, find fchön; aber was follen das Eichhorn, der Maulwurf, die Ratte, und der Hamfter darunter? Die fieht man ja überall *in natura*.

Nr. 10. Man kann es dem Herausgeber einräumen, theils, dafs Dichterlectüre eben fo nützlich, als angenehm feyn kann, theils, dafs geiftreiche Gedichte zu Uebungen im Declamiren befonders bequem find, und dennoch fteht es dahin, ob er den *angegebnen* Hauptzweck feiner Sammlung erreichen, und die Fertigkeit im guten Declamiren fonderlich befördern wird. Diefe zu erreichen möchte wohl, neben einer guten natürlichen Anlage, eine gute mündliche Anweifung nöthig feyn; fchriftlich könnte allenfals eine eigne Accentuation etwas thun, die aber gut anzuwenden, nicht eines jeden Sache feyn dürfte. Uebrigens ift bey der Auswahl befonders auf die Jugend Rückficht genommen worden, und die unter den Gedichten ftehenden Namen eines *Hölty*, *Pfeffel*, *Claudius*, *Gleim*, *K. Schmidt*, *Gellert*, *von Nikolai*, *Bürger*, *Kleift*, und vieler andern berühmten Dichter, bürgen für den Werth der einzelnen Stücke.

Nr. 11. Der Vf. fetzt voraus, dafs Schüler, die fein Buch benutzen wollen, die Druckbuchftaben fchon kennen, und Gedrucktes zu lefen wiffen, fein eigner Zweck aber ift, die Fertigkeit, Gefchriebnes zu lefen, mehr zu befördern, als es blofs durch Schreibeübungen gefchehen kann. Zu diefem Zwecke hat er fein Lefebuch, bis auf einen fehr geringen Theil, mit Schreibetypen abdrucken laffen. Zum Inhalte hat er blofs Gefchichten aus der Kinderwelt gewählt, aufser wenigen, dergleichen doch in den Kinderjahren unglücklich vorbereitet werden. Zur Abwechfelung hat er auch Dialogen und Gedichte. Neue Dinge foll man alfo nicht bey ihm fuchen, aber Gewand und Form foll neu, und befonders für den Schreibefchüler inftructiv feyn. Nur einen Vorfchlag giebt der Vf. als neu an, und wünfcht, ihn in den Anzeigen feines Buchs ausgehoben und beurtheilt zu finden, nämlich den, zu einem *interlinearifchen Pergamente*, für Blinde, Schlaflofe, Gefangne, Reifende S. 214—223. Das Wefentliche ift folgendes: Ein Gefchäftsmann, der fein Geficht verloren hatte, verfuchte es dennoch, feine vertrauten Briefe felbft zu fchreiben, konnte aber nicht vermeiden, dafs nicht die Zeilen oft in einander gelaufen wären. Er liefs fich alfo Pergament machen, das zwar glatte und zarte, doch aber erhabne und fühlbare Linien hatte, die in Zeilenweite von einander ftanden; diee liefs er in Tafeln fchneiden, welche die Geftalt eines länglichen Briefs hatten, und zwifchen diefen Linien konnte er nun, mit der Bleyfeder vollkommen leferlich fchreiben, und durfte das Blatt nur ins Couvert fchieben. Um den Aufwand zu vermindern, liefs er fich diefe Tafeln zurück fchicken, die, gereiniget, mehrmals gebraucht werden konnten. Die Antworten las ihm feine Frau vor. Rec. hat es verfucht, auch auf Papier im Finftern zu fchreiben, wenn er ein feines meffingnes Lineal unter die Feder legte, um die Zeile gerade zu erhalten, und es, fo oft er das Ende einer Zeile fühlte, umwendete, um zu einer neuen Zeile Raum zu bekommen. Alles übrige war gelungen, aber im Worte *eingebornen* war der Punkt ftatt des i über dem *g* zu ftehen gekommen, und das neue Wort *Sohn* hatte er fchon in der Sylbe *nen* angefangen. Durch Uebung würde indefs die Hand dergleichen Fehler vermeiden lernen; und wenn gleich bey dem Pergament des Vf. das Eintunken, Kleckfen, und Fehlen beym Umwenden des Lineals, vermieden wird, fo erfparte dagegen das Papier den gröfsern Aufwand an Pergament, oder die Unbequemlichkeit fich diefes zurückfenden zu laffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. Germanien: *Ueber den Eid.* 1797. 47 S. 8. Diefe kleine, durch einen Auffatz im Reichsanzeiger veranlafste, Schrift ift für die Theorie des Eides von keiner Bedeutung. Denn fie enthält zwar allerley, zum Theil fehr gegründete, Bemerkungen; aber gröfstentheils über Nebendinge, die jener Auffatz berührt, und fehr wenige, die eigentlich in die Lehre vom Eide gehören. Manche Behauptungen, die mitunter ohne Beweis hingeworfen find, wird nicht jeder unterfchreiben, als z. B. dafs es gar keine moralifchen Gründe gebe, den Eid, als Eid zu achten (S. 10.); dafs der Eid, nach dem Naturrechte, verwerflich fey, gleichwohl aber, im Staat in einigen Fällen *moralifch erlaubt* feyn könne (S. 20. 21).

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. November 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, in der Höferschen Buchh.: *Aesthetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias.* Von *Johann Christian August Grohmann*, Lehrer der Philosophie zu Wittenberg. Eine von der Amsterdammer Akademie der Dichtkunst und schönen Wissenschaften gekrönte Preisschrift. 1796. VII u. 328 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

2) Breslau, b. Korn: *Der Messias von Klopstock*, ästhetisch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide und dem verlornen Paradiese. Von *C. F. Benkowitz.* Eine Preisschrift, die von der Amsterdammer Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste und Wissenschaften eine doppelte Medaille erhalten hat. 1797. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Auf wenigen Blättern mit Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung vorgetragen, würde der Gehalt der ersten von obigen Schriften immer noch ziemlich unbedeutend erscheinen: aber man verliert ihn gänzlich unter der Verworrenheit, der declamatorischen Schwerfälligkeit, dem Schwalle nichtssagender Redensarten, den ermüdenden Wiederholungen, wovon sich der Vf. auch nicht einen Augenblick losreissen kann. Er hat schön schreiben wollen, und dies ist in einem seltnen Grade misglückt. Hätte er doch fürs erste nur sich nothdürftig richtig ausdrücken gelernt, so wäre es ihm nicht eingefallen, die Sprache mit barbarischen Wörtern wie *Berücksichtigung*, *sich einverständigen*, *unzuumfassend*, *überwesentlich* u. dgl. bereichern zu wollen. Wer Wortfügungen wie folgende macht: S. 224. „*des* würdigen Vernunftbegriffs *angerechnet*;" S. 112. „Mit der Weisheit der Alten, „und *der allein Würdigung der Kunst*, nur Schönheit „und schöne Formen zu dichten — als um welche „Würdigung die Künstler, besonders die Maler den „Geist der Alten erflehen sollten u. s. w."; der sollte billig ein fleissiger Schüler der Grammatik werden, ehe er irgend etwas zu lehren unternähme. Wie der Geschmack des Vf. sich in der Ueberladung und den leeren Anmaassungen seiner Prosa (doch eine solche Schreiberey verdient eigentlich diesen Namen nicht) offenbart, so besteht seine Theorie der Kunst in gedankenlos nachgesprochnen Formeln aus Kants Kritik der Urtheilskraft. S. 16. „Dass so für die „*ästhetische Schönheit* des Gedichts die *schönste Form*, „und für die thätigen Kräfte des reflectirenden Ur„theilens in dem freyesten, mannichfaltigsten Spiele „dieser *Dichtungen* die gefälligste *Zweckmässigkeit* ent„springet. Zu diesen *zweckmässigen Formen* der *Dich„tung* u. s. w." S. 17. „Satan suchet die *grössten „extensiven Bilder* auf, unter welchen er, wie er sagt, „Jesum zu finden glaubte, er fängt mit der weitesten „Auseinandersetzung derselben an, und malet sie zum „*grössten* Umfange aus; — diesen stellt er nun die „*kleinsten extensiven Bilder* entgegen, die er eben so zur „*grössten Kleinheit* ausmalet, die aber in dieser Ent„gegensetzung, da die Vernunft zum Gefühl des Er„habenen keine *extensiv grosse Vorstellung*, kein *ex„tensiv grosses Bild* braucht, wohl aber dieses die „Einbildungskraft zum *theoretisch Erhabenen*, wo die „Vernunft eben in der *kleinsten Extension* die *grösste „Intension* finden kann, zur höchsten *praktischen Er„habenheit* für den Messias werden." S. 135. „Es „leuchtet daraus von selbst hervor, dass der zweyte „Theil des Messias einen *gewissen gleichen* Gang, eine „*gewisse gleiche* Anordnung und Stellung in seinen „einzelnen Theilen mit dem ersten haben musste; „denn in Rücksicht des Stoffs verhielt sich *das zu „dichtende* des erhöhten Messias eben so zu ihm, wie „*das zu dichtende* des erniedrigten, hier dass wir den „*Endzweck* seiner Erniedrigung, dort dass wir die Er„füllung, *die Erreichung dieses Endzwecks*, unter wel„cher die Erhöhung des Messias besteht, sahen, — „und wie der *Endzweck* dort unter *gewissen Bildern*, „unter *gewissen* Versinnlichungen, in einer *gewissen „Form* gezeigt wurde, dass diese *Form*, diese *Bilder*, „im zweyten Theile, um hier *die Erreichung jenes „Endzwecks* darzustellen, ebenfalls auch bleiben muss„ten, oder *die Erreichung dieses Endzwecks* unter eben „dieser *Form*, unter diesen *bildlichen* Vorstellungen „musste dargestellt werden." Doch damit es nicht scheine, als ob wir die Schrift des Hn. G. (um uns nach seiner Weise auszudrücken) blos nach dem unästhetischen ihrer ästhetischen Form, nach ihrer höchsten Zweckwidrigkeit für das zweckmässige Spiel der reflectirenden Urtheilskraft verwürfen; so müssen wir schon einige seiner Urtheile und Behauptungen in der Kürze prüfen, so wenig ihrer Aufstellung eine besonnene Prüfung vorangegangen seyn kann. Gleich anfangs verdunkelt und verkleidet der Vf. einige Seiten hindurch die schlichten und gar nicht neuen Sätze: dass die Natur theils durch ihre Schönheit dem Menschen gefallen, theils durch sittliche Beziehungen ihn rühren kann, und dass den Alten für jene Seite derselben, den Neuern für diese mehr Empfänglichkeit eigen ist. Allerdings findet man bey den Neuern eine empfindsame Ansicht der leblosen und organischen Natur, wovon die Alten nichts wussten. Sobald

man aber die Menschheit mit in den Begriff der Natur hineinzieht, (wie der Vf. offenbar thut, wenn er sagt: die ganze griechische Kunst ist Zeuge von jener Abbildung *der Natur*) so wird die letzte Hälfte der obigen Behauptung unwahr: die bildende Kunst und noch mehr die Poesie der Griechen beweist unwidersprechlich die vollendetste Ausbildung ihres Gefühls für die sittliche Würde der Menschennatur. Mithin fällt der ganze Gegensatz weg, wodurch der Vf. wie durch einen Sturm plötzlich vom Herkules, der Venus, dem Endymion, zum *Christusbilde*, zum *höchsten Vernunft-Ideal* hin verschlagen wird; und von der Voraussetzung, dieses letzte könne nur die neuere Kunst, und zwar nur in der Person Christi aufstellen, finden wir nicht den Schatten eines Beweises. Auf den Zweifel: ob nicht grade die Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit im Messias diese in der Darstellung gänzlich auslöschen muss, weil sie nur von jener getragen zu werden scheint, und weil das, was als freye Selbstthätigkeit einer endlichen Kraft den höchsten Werth hat, für eine unendliche Macht und Vollkommenheit gar nichts ist? hat er sich mit keinem Worte eingelassen. Da Hr. G. so freygebig mit *Berücksichtigungen* der alten Kunst ist, und immer auf den Laokoon zurückkommt, welcher im geringsten nicht hieher gehört, so könnte ihm die griechische Poesie weit schicklichere Vergleichungen darbieten. Am Prometheus des Aeschylus würde er wenigstens nicht wie am Laokoon, „den objectiven moralischen Endzweck, zu dessen Erreichung die Schmerzen übernommen worden," (den ja der bildende Künstler, auch wo er vorhanden ist, nicht ausdrücken kann) noch auch „die freye Causalität und Independenz des Leidenden" vermissen. Er würde noch sonst viel Gelegenheit finden, über seine Behauptungen stutzig zu werden, sobald er anfinge jene unerreichbar grosse Darstellung zu begreifen. Abbadona soll (S. 221.) *„der gesammte Menschheitscharakter, der „alles umfassende Charakter des Menschengeschlechts,* „und zwar von seiner gefallnen, gesunknen Seite „und Würde in einem Ideale zusammengefasst seyn, „welches (S. 224.) uns selbst in unserer eigensten Per„sönlichkeit, die als Menschen jedem zukömmt, vor„stellt." Wie? eine beständige Zerknirschung wäre der natürliche Zustand des sich selbst überlassnen gesunden Menschen? Hat es nicht einer Offenbarung bedurft, um die Menschen zur Anerkennung einer ursprünglichen Verderbniss zu bringen? Wenn Reue, wie ein englischer Dichter sehr treffend sagt, die Tugend schwacher Seelen ist: in welchen Abgrund von Schwäche lässt uns denn beym Abbadona eine endlose, unthätige Reue hinabschaun? Und doch erstaunt der Vf. „vor diesem Ideal der Erhabenheit, vor der Fülle der Ausdehnung in diesem Charakter." Auf eine klägliche Art verstrickt er sich S. 222. in eine Beschreibung des Idealisirens, nach welcher es etwas blos negatives seyn würde, und S. 240. will er gar „die *Individualität* des Dichters, blos rein ohne alle *Persönlichkeit* dargestellt wissen, damit sie „allgemein jeden bezeichnendes Ideal" werde. Die entlehnten Gedanken (S. 200 u. f.) über das Handeln des Teufels nach einem bösen Princip, sind sehr voreilig auf die Poesie angewandt. Folgt daraus, dass etwas sich denken lässt, und wissenschaftlich genommen, so gedacht werden muss, wenn man es sich überhaupt denken soll, es werde auch in der Darstellung anschauliche Wahrheit haben? Folgt daraus, es dürfe poetisch dargestellt werden? Ein erdichtetes Wesen, das, ursprünglich frey, nicht nur ohne Eigennutz, sondern zu seinem grösten Schaden, das Böse aus Lust daran unaufhörlich verrichtet, wird uns entweder eine blosse Schimäre oder auf die widrigste Art wahnwitzig scheinen. Sehr ungerecht ist daher (S. 203 u. f.) der Tadel gegen Milton darüber, dass er seinen Teufeln noch menschliche Triebe gelassen, und sie nicht von allem Guten entblösst hat. Eben dadurch, dass Satan im verlornen Paradiese aus Triebfedern, die er sich als edel vorzuspiegeln sucht, und manchmal mit innerm Widerstreben, das Böse ausführt, wird Heroismus in ihm möglich: denn die Gewalt des Willens bewährt sich nur im Streit mit den Neigungen. Eben so unverständig wird Klopstock wegen der Schilderung der Leiden in Gethsemane getadelt, als wäre dabey die Würde des Messias verletzt: da diese Leiden in groser Seelenangst bestanden, wie sollten sie anders als durch die Symptome derselben geschildert werden? Doch der Kritiker hat es hier mehr mit der Offenbarung zu thun als mit dem Dichter. S. 53. werden die Maler sehr hart angelassen, weil sie von den Leiden Jesu nur das Sichtbare malen können. Die Kenntnisse des Vf. von der bildenden Kunst, mit der er viel um sich wirft, kann man daraus ungefähr beurtheilen, dass er S. 53. sagt: „der alte, weise griechische Künstler gab seiner Statue, die in dem höch„sten Schmerze dargestellt wurde, einen Schleyer „über das Gesicht, um den widrigen Anblick des „Schmerzensausdrucks zu verbergen." Schwerlich hat je ein griechischer Künstler einen so ungeheuern Fehlgriff gethan. S. 188. heisst „der dogmatische Gott das widrigste Gegenstück der Kunst," und S. 302. gehört „Klopstock unter die Kunstwerke."

Bey der Weitläuftigkeit dieses Buchs ist doch die darin gegebene *analytische Zergliederung* des Gedichtes äusserst unvollständig. Der Vf. verbreitet sich unverhältnissmässig über einzelne Stellen, indem er sie in poetischer Prosa wiederholt, und über die wichtigsten Punkte, die Anlage und Organisation des Ganzen, über die eigentliche Handlung darin, dann über die Kunst der Ausführung in Sprach- und Versbau, sagt er wenig oder gar nichts. Jenes mag wohl von einer Eigenheit seiner Kritik herkommen, die er in dem ersten der angehängten Briefe an einen Freund, so schildert; „sie glaube nicht aufhören zu können, wenn sie einmal angefangen." Die treffenden Bemerkungen Schubarts über Klopstocks Messias werden in eben diesem Anhange sehr unbefriedigend widerlegt. Am Ende fragt der Vf.: „Karl, ich habe eine Beur„theilung von meinem Klopstock gemacht; ist das „nicht die dritte Sünde, die ich nun dem heiligen „Schutz-

„Schutzgeist der Kunst abzubeten habe?" Die wievielste können wir nicht sagen; aber eine Sünde gewiss!

Die zweyte Schrift ist in einem ganz entgegengesetzten Tone abgefasst: man muss es rühmen, dass der Vf. es dem Leser so leicht gemacht, ihre ungemeine Schlechtigkeit einzusehen. Die Schreibart ist so wenig schwülstig, dass sie vielmehr mit Zuversicht auf den Preis der Plattheit Anspruch machen könnte, wenn ein solcher ausgetheilt würde. Statt der chaotischen Verwirrung, welche dort herrscht, ist hier alles auf das ordentlichste eingetheilt und sogar numerirt; die Vortrefflichkeiten des Gedichts werden einem recht Stück vor Stück zugezählt. Rec. erinnert sich, einmal in einer Gemäldegallerie einen Dilettanten gesehen zu haben, der einen kleinen Maasstab aus der Tasche zog, und mit nichts anderm beschäftigt war, als denselben sorgfältig an alle Bilder anzulegen, und ihre Höhe und Breite in seine Schreibtafel einzuzeichnen: dies ist ein gar nicht übertriebnes Gleichniss von der Kunstrichterey des Hn. B. Er beruft sich zwar auf die vom Aristoteles und Horaz für das Heldengedicht gegebenen Regeln; aber er hat sie sämmtlich auf die Foderung der Quantität reducirt; und wenn er eine Poetik aufstellen sollte, so würde ihr oberster Grundsatz vermuthlich lauten: mehr hilft mehr. Auf diese Art vergleicht er denn den Messias mit der Ilias, der Aeneis und dem verlornen Paradiese, nach dem Grundstoffe oder der Fabel, der Handlung, den Charakteren, der Sprache, endlich dem Schauplatze und dem Sylbenmaasse. Der Grundstoff der Ilias ist nach seiner Meynung der Zorn des Achilles, der Aeneis die Gründung des römischen Staats, des Messias die Erlösung der Menschen. S. 17. „Es leuchtet also hervor, dass sich das neuere Heldengedicht von den „beiden alten vorzüglich in zwey Punkten unterscheidet: in der Allgemeinheit, und in der Dauer ihrer „Folgen." (Der Folgen des Heldengedichts?). „Diese betreffen nur einzelne Nationen auf der Erde, jenes erstreckt sich auf das ganze Menschengeschlecht; „dieser Wirkungen sind endlich, jenes unendlich. „Die Grösse einer Handlung aber lässt sich vorzüglich „nach der Anzahl ihrer Theilnehmer und dem Umfange ihrer Wirkungen bestimmen. Da nun das Ganze „grösser ist als einzelne Theile, und die Ewigkeit „grösser als die Zeit, so folgt natürlich daraus, dass „der Grundstoff des neuern Heldengedichts grösser sey, „als der Grundstoff der alten." *Quod erat demonstrandum!* Das verlorne Paradies macht es dem Vf. schon etwas saurer; denn die Folgen des Sündenfalles sind ebenfalls allgemein und unendlich. Er greift es also von einer andern Seite an, und vergleicht S. 19 „die „Moralität der Hauptbegebenheiten." Die Moralität einer Begebenheit: vortrefflich! Hiernächst untersucht er, ob sich überhaupt noch ein grösserer Stoff zu einem Heldengedicht denken lasse? „Grösser wäre „der Plan im Messias, wenn darin die Versöhnung „mehrerer Welten mit Gott besungen würde; noch „grösser wäre er, wenn alle Welten in der ganzen „Schöpfung durch den Messias erlöst würden; und „am allergrössten, wenn die Hölle sammt ihren Teufeln in der Erlösung begriffen wären." Schade, dass dies nicht der Fall gewesen ist! Hierauf vergleicht der Vf. einzelne Handlungen, Hauptbegebenheiten in den übrigen Gedichten mit Nebenhandlungen im Messias, z. B. den Besuch der Thetis beym Jupiter mit einer Gesandtschaft Gabriels. S. 40. „In der Ilias „sind die Theilnehmer Zeus, Thetis, und etwa die „von fern lauschende Here. Im Messias sind es: Je„hova, Gabriel, Eloa, die Engel und die verstorbe„nen seligen Menschen. Da von der Grösse dieser „Wesen erst im folgenden Artikel gehandelt wird, so „kann ich hier nur nach der Anzahl der theilnehmen„den Personen entscheiden. Diese ist im Messias un„endlich grösser, wie man aus dem Dichter, dessen „Wort hier allein gilt, am besten sehen kann. Ges. „V, 13. sagt Eloa von den Bewohnern des Himmels:

„Sollt' ich euch überzählen, ich müsste Jahrhunderte zählen."

S. 72. u. f. wird der Held der Ilias und Aeneis mit dem Helden des Klopstockischen Gedichts verglichen. Was kann Achilles? Er kann Bäume aus der Erde reissen, Steine schleudern u. s. w. „Was ist dies ge„gen das Verscheuchen des mächtigsten Höllenfürsten „durch einen geheimen Wink des Willens? Das er„ste kann auch ein Elephant, das letzte ist bloss ein „Werk der göttlichen Allmacht." Man sieht hieraus klar die Ueberlegenheit des Messias, ob er gleich „keine kriegerische Talente hat." Eben so belustigend wird Jupiter beym Homer mit Klopstocks Jehova, und Neptun mit Magog verglichen. S. 120. Ares schreyt beym Homer wie zehntausend Männer. „Klop„stock, um ein grosses Geräusch auszudrücken, nimmt „eine erhabnere Vorstellung, er redet von zehntau„send Donnern. Man denke, welch ein Unterschied „es sey, zehntausend Donner, und zehntausend „schreyende Krieger. *Ein* Donner ist stärker, wie „das Brüllen von allen Kriegern zusammengenommen." Man könnte Hn. B. auffodern, den letzten Satz durch angestellte Experimente erst noch bündiger zu beweisen. Auch sind die Donner ja nicht alle von gleichem Kaliber, und es fragt sich, ob die, von welchen Eloa *Mess.* V, 4. spricht, rechte Vierundzwanzigpfünder gewesen. Freylich ist es mit den Donnern nicht wie mit den Albernheiten: von diesen kann oft Eine für zehntausend gelten, und die angeführte ist grade von der Art. Brauchen wir nach solchen Beyspielen noch ausdrücklich zu erinnern, dass durch die ganze Abhandlung die gröbste Verwechselung der Materie mit der Form Statt findet, und dass Hr. B. auch nicht die entfernteste Ahndung davon hat, was schön, was Poesie, was ein Kunstwerk sey? Seine Schlussart ist ungefähr folgende: der Kolossus zu Rhodus war die schönste unter allen griechischen Statüen, denn er hielt eines seiner Beine an der einen, das andre an der andern Seite der Einfahrt in den Hafen, und dies hätte selbst der olympische Jupiter nicht gekonnt, wenn man ihm die Beine noch so weit aus einander gespreizt hätte. Noch schöner würde eine Statüe seyn, die den einen Fuss etwa in Europa, den andern in Afrika hätte, am allerschönsten aber eine, die

von

von der Erde in den Mond hinüberschritte. In der letzen Hälfte des Buchs scheint es, als wolle sich Hr. B. mehr mit dem Poetischen beschäftigen; denn er redet von der *Sprache* (S. 125. „derjenigen Diction, „oder dem Ausdrucke von Worten, in welchem die Gedanken des Gedichts vorgetragen sind") und dem Sylbenmaasse. Allein unter seinen Händen werden auch Wörter und Töne zu Sachen, die er zählt, misst und wägt, und so bringt er heraus, dass der Messias ganze Scheffel, ja ganze Heuwagen voll Schönheiten vor den übrigen Heldengedichten voraus hat. Hr. B. hat selbst das seiner ganzen Beurtheilung zum Grunde liegende Geheimniss sehr naiv verrathen. Er sagt S. 63. von einer Stelle der Ilias und der Geschichte des Laokoon beym Virgil: „Man beraube diese Scenen „ihrer schönen Poesie, und es bleiben nichts als Feen„märchen übrig." Ja so! man beraube die Ilias, die Aeneis, das verlorne Paradies, und den Messias der schönen Poesie und dann vergleiche man sie mit einander. Da hier nun eigentlich von der schönen Poesie die Rede ist, und Hr. B. uns über diese schlechterdings nichts zu sagen haben kann, so nehmen wir Abschied von ihm, und entschuldigen uns bey unsern Lesern wegen der gründlichen Darlegung seiner fast beyspiellosen Unwissenheit und Plattheit mit unsrer Ehrerbietung vor einer *doppelten Medaille*.

Man sieht, dass, wenn auch die Preise vertheilt wurden, die Lorbeern noch ungepflückt geblieben sind. Es wäre in der That sehr zu wünschen, dass ein der Sache gewachsener Kenner eine ausführliche Beurtheilung des Messias unternähme. Die heftigen, aber heilsamen Erschütterungen, welche die erste Erscheinung des Messias für und wider ihn hervorgebracht hat, liegen ein Menschenalter hinter uns; auch die schreyende, schiefe und einseitige Bewunderung gewisser kindischer Anstauner des grossen Mannes und seines Werks ist verschollen; wir stehen allmählig entfernt genug von dem Gegenstande, um einen freyen Standpunkt der Betrachtung zu wählen. Es liessen sich dabey die anziehendsten Untersuchungen zur Sprache bringen: z. B. über das Verhältniss des Christenthums zur schönen Kunst, wo denn hauptsächlich der Zweifel zu heben wäre: Ob jenes nicht von dem sinnlichen Menschen eine Verläugnung seiner selbst fodert, welche der lebendigen, unbeschränkt freyen Bewegung, worein der Dichter ihn zu versetzen sucht, durchaus widerspricht? Ob also nicht ein Gedicht, dem überall die Voraussetzung unsrer ursprünglichen Sündlichkeit, und der Unzulänglichkeit unsrer eignen Kraft, um der ewigen Verdammniss zu entgehen, zum Grunde liegt, durch seinen Inhalt dem Eindruck der Form entgegenarbeitet? Ob insbesondre ein *Geheimniss* der Offenbarung Gegenstand der Darstellung werden kann, da der Dichter entweder das Wesen der Sache gar nicht berühren darf, oder, wenn er versucht den Schleyer des Unbegreiflichen wegzuziehen, sich in tausend Widersprüchen und Ungereimtheiten verstricken muss? Ferner: ob das Urchristenthum, oder der Katholicismus, oder der Protestantismus, einer dichterischen Behandlung fähiger sey? Ob in dem letzten nicht ein Streben nach Unsinnlichkeit der Gottesverehrung liegt, das, um consequent zu seyn, alle christlichen Gedichte, Gemälde u. s. w. verbieten sollte? Bey den katholischen Vorstellungsarten würde bestimmt werden müssen, welchen Werth das Ideal der *Madonna*, die reinste und schönste Hervorbringung der neuern Malerey, für die Poesie haben könne? Dante würde einigermassen einen Begriff davon geben, da uns Klopstock in der Maria fast nur die *mater dolorosa* zeigt. Ueberhaupt würden Vergleichungen dieser beiden Dichter, der festen, bestimmten Umrisse des Italieners, der bald der Michelangelo, bald der Raphael der Poesie ist, mit der heiligen, entkörperten, schwebenden Darstellung des Deutschen eben deswegen vorzüglich belehrend seyn, weil der Sänger des Messias die göttliche Komödie gar nicht gekannt zu haben scheint; da man hingegen oft veranlasst wird zu wünschen, er möchte Young und Milton nicht gekannt, oder weniger geliebt haben. — Wenn man unbefangen zu den Urkunden des Christenthums zurück geht, so bietet sich der Gedanke zu einem Gedicht vom Leben und den Leiden des Heilandes dar, das, nach Art des homerischen Epos organisirt, der volksmässigen Einfalt des Evangeliums treu bliebe: aber zu der Zeit, da Klopstock zu dichten anfing, konnte der Entwurf zu so etwas weder gemacht noch ausgeführt werden; es hätte für gleich grosse Entweihung der Religion und der Poesie gegolten. — Eine sehr schwierige Frage würde es endlich seyn, zu welcher Dichtart Klopstocks Messias zu rechnen ist? Ist er eine Epopöe im ursprünglichen Sinne, oder in der gänzlich verschiednen Bedeutung des Worts bey den Neueren? Oder hat man ihn etwa als ein Lehrgedicht über die Versöhnung zu betrachten? Oder ist die Begeisterung, welche das Ganze beseelt, ihrer Art nach nicht plastisch, sondern lyrisch, das scheinbar pragmatische Werk also ein grosser majestätischer Hymnus auf den Heiland? Wie auch alle diese Untersuchungen ausfallen, wie oft man auch genöthigt seyn möchte, einzugestehn:

All' alta fantasia qui mancò possa;

Klopstock könnte auf keine Art dabey verlieren. An einer unausführbaren Aufgabe hat sich nicht selten eine selbstständige Kraft am glänzendsten bewährt. Was der Messias für uns Deutsche gewirkt hat und noch wirkt, bleibt ewig in seinem Werthe. Der männliche, vaterländisch gesinnte Geist seines Urhebers hat die Bande der Convention und des pedantischen Vorurtheils, welche den Deutschen Genius gefesselt hielten, zerrissen; er schuf uns eine Dichtersprache; die deutsche Poesie ehrt in ihm ihren Vater.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. November 1797.

PAEDAGOGIK.

Erfurt, b. Keyser: *Der deutsche Schulfreund.* Ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen. Herausgegeben von H. G. *Zerrenner.* Zehentes Bändchen. 1795. 185 S. Elftes Bdch. 1795. 190 S. Zwölftes B. 1795. 183 S. Dreyzehentes Bd. 1796. 186 S. Vierzehntes Bdch. 1796. 189 S. 8.

Diese fünf Bände des Zerrennerschen Schulfreundes sind gültige Belege zu dem günstigen Urtheile, welches bey der Anzeige der vorhergehenden Bände darüber gefället worden ist. Wir fahren fort den vorzüglichern Theil ihres Inhalts auszuzeichnen.

Zehentes Bändchen. Versuch einer Geschichte der wahren sokratischen Lehrart. War wohl kaum der Aufnahme werth. Die Geschichte der sokratischen Lehrart, (wenn anders der Gegenstand überall einer Geschichte fähig ist,) kann *das* Publicum, für welches dieser Schulfreund zunächst bestimmt ist, wenig oder gar nicht interessiren. Wenn eine Lehrart zweckmässig ist, so kommt mir wenig darauf an, ob sie schon vor tausend Jahren gebraucht worden ist, oder, ob ich der Erste bin, der sich ihrer bedient. Sollte es wohl auf die Güte der Produkte einen Einfluss haben, dass Müller und Becker die Geschichte ihrer Handwerke, oder gewisser eigener Handgriffe, wissen? — Dass die wahre sokratische Lehrart vortrefflich sey, ist unter uns ausgemacht. Also lasset uns dahin arbeiten, dass die Lehrer ihrer mächtig werden. Das können sie, auch ohne die Geschichte derselben zu wissen. Ist vollends die Geschichte so mager, wie die hier gegebene; ohne genaue Zeit, Ort- und Personenbestimmung; so kann sie auch dem theoretischen Methodiker nicht viel helfen. Sonderbar ist's, dass Hr. Prof. *Müller* in Kiel, in einem Schreiben an den Herausgeber, (Schulfr. Bd. 13) diesen Aufsatz als sein Eigenthum reclamirt, mit der Versicherung, dass dieser Versuch einer Geschichte Nichts anders sey, als der wörtliche Abdruck dreyer §§ aus seiner Einleitung in die Katechetik, die einer seiner Zuhörer ohne sein Vorwissen eingesandt haben müsse. Er erkennt das Mangelhafte des Versuchs und denkt ihn einmal selbst verbessert herauszugeben. — *Anfrage an erfahrene Schulmänner: Wie lehrt man Landkinder auf die leichteste und sicherste Art orthographisch schreiben?* — Könnte wohl so übersetzt werden: Wie lehrt man Kinder regelmässig schreiben, ohne sie regelmässig denken zu lehren? oder: Wie bringt man's dahin, dass Menschen, die überall keine Regeln verstehen, doch Regeln richtig anwenden? — *Ein Mittel, wie man als Schullehrer auf dem Lande, durch Kinder auf die Erwachsenen wirken kann?* Dieses Mittel sind Vorschriften, welche der Vf. des Aufsatzes, nach den Bedürfnissen der Zeit und des Orts, selbst abfasste und nicht nur die Kinder darnach schreiben und Geschriebenes lesen lehrte; sondern auch den Inhalt derselben als Stoff brauchte, um sich mit den Kleinen darüber zu unterreden und so ihre Verstandeskräfte zu entwickeln. Wenn nun die Kinder ihre Handschriften mit zu ihren Aeltern brachten; so ersahen diese nicht nur daraus die Bemühung des Schulmeisters; sondern, sie wurden auch veranlasst, die Schriften zu lesen und aus dem Inhalte derselben für sich selbst gute Lehren zu nehmen. Diess alles wäre recht gut, wenn nur der Vf. auch Sorgfalt angewandt hätte, um in dem gegebenen Probstücke auffallende Sprachfehler zu vermeiden; z. B. ein *ander* Jahr: unser *gnädige* König. — *Ausführliche Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Freyschule in Leipzig.* Michael. 1794. Da diese merkwürdige Schule bis jetzt die Einzige ihrer Art in Kursachsen ist; so wird gewiss Jeder, für den die Bildung der Menschenkinder zu Menschen überhaupt Interesse hat, lieber diese Nachricht selbst, als einen Auszug aus derselben lesen. Wir führen daher blos an, dass diese Freyschule auch auf mancherley Weise zu zweckmässigen Einrichtungen in andern öffentlichen Anstalten Anlass gegeben hat. So hat das Leipziger Consistorium verordnet, dass diejenigen, die in der Leipziger Diöces zu Predigt- und Schulämtern befördert werden, in Beyseyn eines geistlichen Consistorialraths über ein aufgegebenes Stück in der Freyschule katechisiren müssen. Ferner haben die unter dem Titel des montäglichen Predigercollegiums verbundenen Kandidaten des Predigtamts sich die Erlaubniss ausgebeten, ihre katechetischen Uebungen in der Freyschule zu halten: und man hat ihnen dazu wöchentlich zwey Stunden eingeräumt. Nach dem Muster der Freyschule ist auch eine mit dem Leipziger Arbeitshause für Freywillige verbundene Schule und die Schule des Waisenhauses eingerichtet worden. Auch in Kiel hat man die Leipziger Freyschule als Norm einer neueinzurichtenden Lehranstalt angenommen. Rec. der die Leipziger Anstalt vor nicht gar langer Zeit durch eigene Ansicht kennen gelernt hat, fand im Ganzen allerdings weit mehr als er erwartet hatte. Besonders glaubte er drey Erscheinungen zu bemerken, die den Geist der Anstalt sehr zu ihrem Vortheil bezeichnen: Vorzüge, die auf die wahre Menschenbildung mehr bleibenden Einfluss haben als bloser Unterricht; nämlich erstlich die Humanität, mit welcher die Lehrer ihre

Schüler behandeln, der freundliche liebreiche Ton, welcher durchaus in der Anstalt herrscht. Zweytens als unausbleibliche Folge des Ersten: Munterkeit der Schüler bey ihren Geschäften, bescheidene Freymüthigkeit in ihren Aeusserungen selbst gegen Fremde und kindliches Zutrauen zu ihren Lehrern, welches sich kund thut, wenn und wo sie auch einander sehen. Drittens die treffliche Schulpolizey, die Stille und Ordnung, welche man, nicht nur in den Zimmern während der Lehrstunden, sondern auch zwischen denselben, bey dem Uebergange der Schüler aus einem Lehrzimmer ins Andere, wahrnimmt. Freylich blieb ihm auch noch Manches zu wünschen übrig; aber, wer wollte einer Anstalt, die erst fünf Jahr alt ist, und die immer dem reissenden Strome der Vorurtheile entgegen arbeiten musste, Mangel an Vollkommenheit in einigen Theilen vorrücken? Dass manche Kinder von manchen Dingen auch mehr Kenntniss erlangen, als in den Schulen vom gewöhnlichen Schlage, daran ist nicht zu zweifeln: aber, über den Einfluss dieses Vorzugs auf das sittliche und bürgerliche Leben, muss wohl erst die Zukunft entscheiden. Der Einsender der hier angezeigten Nachricht führt an, dass die aus der Freyschule entlassenen Knaben von den Leipziger Bürgern sehr gern als Lehrbursche, und die Mädchen in Dienste genommen werden. Ist diese Bemerkung richtig; so beweiset sie für die Zweckmässigkeit der Anstalt, mehr als alle öffentliche Prüfungen. Zu wünschen ist nur, dass diese blühende Schule nicht blos vorübergehende Erscheinung seyn, sondern auch in der Zukunft allezeit Vorsteher und Lehrer haben mag, welche so, wie die Gegenwärtigen, mit edlem Eifer, uneigennützig und recht *con amore* daran arbeiten! — Nun folgt als Probe der in dieser Schule gewöhnlichen sonntäglichen Katechisationen: *Eine Betrachtung über den Sommer.* Am Johannistage 1794; bey welcher sich dem Leser allerdings mancherley Zweifel aufdringen, die er sich aber grossentheils selbst lösen kann, wenn er bedenkt, dass man bey diesen Unterredungen nicht sowohl die Absicht hat, die Begriffe der Kinder zu entwickeln, zu berichtigen und zu vervollständigen (welches vielmehr der Zweck der eigentlichen Lehrstunden ist) als die Kinder dadurch in Aufmerksamkeit zu erhalten, dass man sie mit sprechen lässt. — Die zweyte hier zur Probe gegebene Unterredung dieser Art ist: *Bey der Todesfeyer einer Schülerinn*, am 4 May 1794. Hierauf folgt: *Rede, gehalten zum Gedächtnisse der ersten Schülerinn aus der ersten Mädchenklasse: Friederike Kirchhofinn*, am 4 May 1794. Recht gut! nur dass sich der Ton dieser vor Kindern und an Kinder gehaltenen Rede, von dem Tone, in welchem man mit erwachsenen, gebildeten, der Büchersprache vollkommen mächtigen Personen sprechen würde, gar nicht unterscheidet. Z. B. „Der „Geist eurer Freundinn ist also überall in Gottes heilis„gem Schutze und Aufsicht: er lebt und wirkt, wo „er auch seyn mag, wirkt befreyt von den Beschwer„den seines siechen Körpers, desto leichter und freyer, „und wirkt vollkommnere Werke, je mehr er sich schon „hier zu dem Genusse eines bessern Lebens vorberei„tete." — Mag man auch wohl mit Gelehrten erhabener sprechen? —

Elftes Bändchen. Ueber die richtige Behandlung der Verbrecher (ein starker Ausdruck!) *in den Volksschulen.* Darin kommt nun auch ein Abschnitt vor: Von der thätlichen Bestrafung der Verbrecher. Hierbey wirft sich zwar der Vf. selbst die Frage auf: Ob denn *körperliche* Bestrafung überall auch nöthig sey? und durch die behauptete, auch vermeynt bewiesene Nothwendigkeit derselben glaubt er nun Alles gethan zu haben, was ihn berechtigt zur Execution zu schreiten. Allein, man sollte meynen, es wäre hier eine Hauptbestimmung dieser Frage übergangen, nämlich: Ob denn diese thätliche, körperliche Bestrafung (gesetzt, sie wäre nöthig!) für das Ressort der Schule und des Lehrers gehöre? oder vielmehr: Ob Kinder, die Verbrechen begehen, überall der Bildung durch Schulbelehrung fähig — und also in der Schule zu dulden seyn? — *Ueber den wichtigen Einfluss, welchen Kleinigkeiten in den guten* (warum denn nur in den guten?) *Schulunterricht haben*, von Hn. *Walkhof* in Gröbzig. Als Beyspiel solcher Dinge, die von manchen Leuten für Kleinigkeiten gehalten werden, giebt der Vf. unter andern auch das Lehren der Buchstaben an. Hier verwechselt er aber offenbar drey Dinge mit einander, deren Verwechselung in einer solchen Abhandlung keine Kleinigkeit ist, nämlich: Sprachton, Buchstaben (Figur) und Namen des Buchstaben: ein Fehler, der eben so gewöhnlich als nachtheilig ist! Unter der Benennung *Kleinigkeiten* erwartete Rec. ganz andere Dinge, als die vom Vf. angeführten unwichtig scheinenden Lehr- und Uebungsgegenstände. — Unter der Rubrik: Schulcorrespondenz und Neuigkeiten, giebt dieser Band erstlich eine lesenswürdige Nachricht von Verbesserung des Schulwesens zu Genin, im Hochstift Lübeck, welche in ihrem Vf. dem Prediger Hn. *Volckow* ein nachahmungswürdiges Muster der zweckmässigen und wohl überlegten Thätigkeit, der Beharrlichkeit in Förderung der guten Sache und der unermüdbaren Geduld, bey vielfältigem und hartnäckigen Widerstande, aufstellt. Zweytens: Anzeige vom Tode des Kant. *Bruns* in Rekan, verbunden mit kurzer Erzählung von dessen Bildung und Nützlichkeit als Schullehrer überhaupt und dessen Verdiensten um die Rochowschen Schulen insbesondere.

Zwölftes Bändchen. Rede über die Aufmunterung, die der Schulmann in sich selbst finden kann und finden muss. Gehalten bey Einführung des Hn. Collaborator *Maass* an der Domschule zu Halberstadt am 25 Sept. 1795 von Hn. Consistorialrath *Streithorst*. Eben so zweckmässig und eindringend, als die folgende, welche am Stiftungstage der Freyschule zu Leipzig, am 16 April 1795 vom Herrn Superintendent D. *Rosenmüller*, drey Jahre nach der Einweihung gehalten ward. Der Hr. D. begegnet einem Vorurtheile, welches auch noch in unsern Tagen, selbst in Leipzig, von einem Theile des Volks gehegt und von vielen so genannten Vornehmen und Gelehrten begünstiget wird, dem Vorurtheile, dass die Kinder jetzt

zu viel lernen, und dass überhaupt Volksaufklärung gefährlich und schädlich sey. Er zeigt den Ungrund der vermeynten Erfahrungswahrheiten, durch welche man jene Schädlichkeit der Volksaufklärung zu beweisen glaubt, z. B. dass arme Leute dadurch unzufrieden mit ihrem Zustande gemacht — dass die Unterthanen zu klug und eben dadurch zum Starrsinn gegen die Obrigkeit verleitet werden u. dgl. m. Uebrigens finden wir es sehr zweckmäsig, dass der Hr. Superint. in dieser Rede nicht bloss, wie gewöhnlich, einen Satz abhandelt, und den Hauptgegenstand der Feyerlichkeit bloss als einen Anhang beybringt, sondern diesen letzten immer vor Augen behält und auch seine Rede oft unmittelbar an die Kinder selbst richtet, damit diese nicht müsige Zuschauer bleiben: denn auch Zuhörer sind sie nicht einmal, wenn sie finden, dass die Rede sie nichts angeht. — *Katechisation* über die Wahrheit: *dass alle Menschen alles Gute, welches sie in der Welt erhalten, von Gott haben*, von Hn. M. *Dolz*. Dieser Katechet scheint bey der Erklärung seines Satzes mehr einer grammatischen als logischen Ordnung gefolgt zu seyn. Er hat nämlich die Gegenstände nach der Reihe behandelt, in welcher die Worte auf einander folgen, also mit dem Begriffe *alle Menschen* angefangen, hernach das *Gute* u. s. w. Sollte es nicht der Anleitung zum richtigen Denken, als dem Hauptzwecke der katechetischen Methode, beförderlicher seyn, hier die logische Ordnung vorzuziehen, demnach mit dem Hauptbegriffe: *das Gute*, anzufangen, von da zu den Empfängern, d. i. *allen Menschen*, alsdenn zum Geber, d. i. *Gott*, und zuletzt zur *Allgemeinheit* der Wahrheit überzugehen? Auch die Erklärung des Begriffs *Gut* durch das, *was uns unschädliche Freude macht*, scheint dem Rec. selbst für Kinder unzureichend zu seyn. Wenigstens denken sie dabey an das moralische Gute gewiss nicht. Oder, sollte dieses unter dem Guten, welches die Menschen in der Welt erhalten, nicht mit begriffen seyn? Der ganz fremdartigen Erläuterung des Begriffs *Welt* hätte der Lehrer überhoben seyn können, wenn er in seinem Hauptsatze anstatt *in der Welt* — *in ihrem Leben* gesagt hätte. — *Einrichtung eines schönen Platzes zum Spielen, für die Kinder zu Reelkirchen in der Grafschaft Lippe*, mit der Beschreibung eines dort gehaltenen Schulfestes; von Hn. *Schönfeld*, Prediger zu Reelkirchen. Eine angenehme, aber, so viel Rec. weiss, bis jetzt höchst seltene Erscheinung! Ein freyer, öffentlicher, sicherer und angenehmer Platz zum Spielen für die Kinder jedes Orts ist wenigstens ein eben so nöthiges Erforderniss, als ein Anger zur Viehweide, oder eine Schaafschwemme. Aber, wo findet man dergleichen? Freylich müsste so ein Platz nicht bloss zu jährlichen Schulfesten gebraucht werden, sondern den Kindern zu ihren Spielen und Leibesübungen alle Tage offen stehen: und dass für die Spielstunden ein Aufseher nöthig wäre, versteht sich. Das würde denn wohl ein neues Aemtchen für den Schulmeister seyn, der ohnehin an den meisten Orten für so vielen Lohn (*scilicet!*) wenig Dienste thut. Sollte man's dem ja nicht aufbürden können; so müsste freylich ein eigener Mann dazu gehalten werden: und das würde neue Gemeinkosten verursachen: Unmöglich! „Aber, man unterhält ja doch eigene Leute, die das Vieh hüten?" Ey nun, das Vieh verinteressirt sich; aber die Kinder — sind bloss zehrende Körper! — *Beschreibung der ersten öffentlichen Schulprüfung bey der Erziehungsanstalt der* (für) *Soldatenknaben zu Annaburg* (im sächs. Kurkreise) nebst einigen vorangeschickten Bemerkungen, von M. *Joh. Friedr. Vollbeding*, Schlosspredig. und erstem Lehrer bey dieser Schule. Die Bemerkungen des Hn. *Vollbeding* sind ohnstreitig das Beste: und man würde sehr bedauern, dass dieser denkende und fleissige Mann durch anderweitige Versorgung der Anstalt entnommen ist, wenn man nicht Grund zu hoffen hätte, dass dessen Nachfolger, Hr. *Vollmer*, der sich auch schon als Erzieher von Kenntniss und Erfahrung qualificirt hat, den Abgang in aller Betrachtung gut ersetzen werde. Die erwähnte erste Prüfung (seit 1738 als dem Stiftungsjahre) ist am 14 u. 15 Oct. 1793 gehalten worden. Ein sonderbares Schisma ist es doch, dass die Schule, welche immer zwischen 5 und 600 Knaben enthält, nicht nur in Beziehung auf den Religionsunterricht, sondern durchaus in abgesonderte *luthersche* und *katholische Klassen* getheilt wird, welche unter der besondern Aufsicht eines Geistlichen von jeder Kirche stehen. Wie nun, wenn der Fall eintritt, dass diese Beiden nicht harmoniren? und, wie leicht kann der eintreten! Hr. *V.* sagt: „Es ist noch erstaunend viel zu thun, und es sieht hier und da noch „leer aus!" und Rec. der diese Anstalt vor kurzem erst besucht hat, muss das bestätigen. — Unter den Schulneuigkeiten wird erzählt, dass in Leipzig mehr als zwanzig Innungen durch ihre Vorsteher und Oberältesten den dasigen Magistrat haben ersuchen lassen, ihnen zu Errichtung einer eigenen Bürgerschule, nach dem Muster der Freyschule, behülflich zu seyn.

Dreyzehentes Bändchen. Einige Gedanken über den Unterricht in der Geschichte in Bürgerschulen, von M. *Dolz*. Der Vf. beantwortet drey Fragen. Die *Erste:* Ob Unterricht in der Geschichte für Bürgerschulen gehöre? hat er bejahet, und Rec. hat nichts dagegen, sobald nur die subjectiven Erfodernisse, welche vorauszusetzen sind, wenn die Geschichte verstanden werden, und den beabsichteten Nutzen bringen soll, bey zwölf- und vierzehenjährigen Knaben aus ungebildeten Ständen, wirklich vorausgesetzt werden *können*. Die *zweyte* Frage: Was soll denn aus dem unermesslichen Umfange der Geschichte zum Vortrage in Bürgerschulen ausgehoben werden? — beantwortet er mit der Meynung, dass eine kurze und fruchtbare Religionsgeschichte, eine Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte, eine etwas vollständigere Geschichte des Vaterlandes und die merkwürdigsten Begebenheiten der neusten Staatengeschichte zu Erreichung des intendirten Zwecks nöthig und hinreichend seyn. Es kommt hierbey freylich weit mehr auf das Wie? als auf das Was? an. Indessen ist doch immer dabey zu bedenken: ob allgemeine Weltgeschichte und Vaterlands und Staatengeschichte für Kinder, welche weder die Welt, noch das Vaterland,

land, noch die Staaten kennen, überall einiges intellektuelle Interesse haben wird, ohne welches doch die Kenntnifs der Geschichte, die bey der moralischen Benutzung derselben vorausgesetzt wird, gar nicht Statt finden kann? Freylich antwortet man darauf: Alle diese Gegenstände sollen die jungen Menschen in den Bürgerschulen schon kennen gelernt haben, ehe sie die Geschichte lernen. Ganz gut! wenn ihnen nur mit der Foderung auch das Vermögen gegeben würde! Denn, eine blofs gelernte Gedächtnifswissenschaft ist doch warlich hier nicht zureichend. Auch über die Methode, als den Gegenstand der *dritten* Frage, hätte Rec. noch Manches zu erinnern: aber der Raum leidet's hier nicht. — Indessen giebt diese Abhandlung des Hn. M. *Dolz* ein gutes Vorurtheil für das Lehrbuch, welches er selbst zum Unterrichte in der Geschichte für Bürgerschulen (O. M. 1797) herausgegeben hat. — *Einige Bemerkungen über das Schwankende und Unbestimmte, das noch in so manchen Begriffen von wichtigen und oft gebrauchten Worten beym Unterrichte herrschet.* Ein Tropfen aus dem Weltmeere! Der Wunsch, den der Vf. dieses Aufsatzes, Hr. Pred. *Käselitz* in Güstrow äussert, und den der Hr. Herausgeber des Schulfreundes für den Seinigen erkennt, „dafs „man darin überein käme, jedem wichtigen und oft „gebrauchten Worte in der Seelenlehre, Moral und „Religion seinen bestimmten, richtigen und fasslichen „Begriff zu geben; *bey dem man bliebe*, und den man „stets bey dem Gebrauche des Worts zum Grunde legte" (mithin auf alle weitere Berichtigung desselben Verzicht thäte) und die darauf gegründete Meynung, dafs ein Werk, worin alle dergleichen Worte gesammelt, geordnet, berichtiget, deutlich und fafslich erklärt wären, ein treffliches Handbuch für Schullehrer seyn würde — haben beide Etwas scheinbares. Allein, bey genauerer Untersuchung findet sich doch, dafs jener Wunsch unerfüllbar und dieses Werk unbrauchbar seyn würde. Denn: Erstlich: Durch welchen Vermittler soll denn die gewünschte Vereinigung aller denkenden Köpfe über Worte und Begriffe zu Stande kommen? Zweytens: Den Jugendlehrern Worte erklären, um ihnen dadurch Begriffe zu geben, die sie beym Gebrauche derselben Worte stets zum Grunde legen sollen, hiesse ja doch nichts anders als, den Verstand der Jugendlehrer der Mühe, sich selbst Begriffe zu bilden, überheben: und gesetzt, dafs diese Erleichterung oder dieser Erlafs der eigenen Verstandesthätigkeit den Lehrern ganz behaglich wäre; so ist ja doch zu bedenken, dafs Leute, die nicht im Stande sind sich selbst Begriffe zu schaffen, sondern die Berichtigung derselben erst als ein Geschenk von andern annehmen sollen, noch weit weniger im Stande seyn werden, die Bildung richtiger und deutlicher Begriffe, und die Selbstthätigkeit des Verstandes überhaupt, bey andern zu befördern. Demnach würde aller Vortheil, den ein Jugendlehrer aus einem solchen Werke ziehen könnte, darin bestehen, dafs er Erklärungsformeln lernte, die er denn wieder seinen Schülern könnte zu lernen geben. — *Versuch einer Katechisation über die Gesundheit*, von Hn. *Wohlfarth*, Schullehrer in Burgwerben bey Weisenfels. Hr. *W.* spricht unter andern auch von der Sorge für die Gesundheit in Absicht auf die Geschlechtstheile und sagt: „Diese Glieder (die Geschlechtsglieder) sind es nun „eben, welche der Apostel Paulus meynt, wenn er „I Tim. VI, 15 spricht: Wisset ihr nicht, dafs eure „Leiber Christi Glieder sind etc." — Eine solche Accommodation könnte wohl zu sehr sonderbaren Misbegriffen Anlafs geben. In diesem Bändchen sind 26 Bücher angezeigt und beurtheilt, worunter auch eine sehr vermehrte Auflage des Gesangbuchs für die Freyschule in Leipzig ist.

Vierzehntes Bändchen. *Gedankenklötzchen*: Die Metapher ist von den Klötzchen entlehnt, welche ein sorgfältiger Hauswirth an seine, besonders kleinen, Schlüssel zu binden pflegt, um sie nicht so leicht zu verlieren. Dieses auf die Gedanken angewandt, versteht der Vf. unter den Klötzchen die meist abergläubischen Vorspiegelungen, durch welche man Kindern und kindischen Menschen das Andenken an gewisse, ausserdem, wie man meynt, leicht vergessliche Wahrheiten wichtig zu machen sucht: Z. B. die Erzählung von einem Nixe, wodurch man Kindern die Gefahr ins Wasser zu fallen recht anschaulich zu machen pflegt. Diese Vehikel oder angeknüpften Vorstellungen sind es, welche er Gedankenklötzchen nennt und deren Zweckmäfsigkeit er bestreitet. An ihrer Statt empfiehlt er andere Gedankenklötzchen, z. B. die kurzen Sprüche des N. T. die biblischen Geschichten, die bekanntesten Sprüchwörter u. dgl. — *Etwas über Strafen in den Schulen.* Wenn man in den Schulschriften so oft wieder auf diesen Gegenstand kommt; so möchte man fast glauben, dafs es Leute gebe, die das Strafen für den ersten und wichtigsten Punkt des ganzen Schulwesens halten. — Unter der Rubrik: Schulneuigkeiten ist erzählt, dafs die lateinische Schule des unter gemeinschaftlicher Hoheit der Reichsstädte Hamburg und Lübeck stehenden Städtchens *Bergedorf* auf obrigkeitliche Verordnung in eine Bürgerschule verwandelt worden ist. Wenn doch bald mehrere Städtchen so gescheid wären! — Die Generalvisitation der Schule zu Waltershausen, stellt an sich nichts besonderes auf: aber desto interessanter ist die Nachricht von den im Herzogthum Gotha angeordneten General- und Specialvisitationen der Kirchen und Schulen; einer Anstalt, die, wenn sie vorschriftsmäfsig befolgt wird, auf einen sehr guten Zustand der Kirchen und Schulen in diesem Lande schliessen läfst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. November 1797.

PHILOLOGIE.

Braunschweig, in der Schulbuchhandl.: *Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache* von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Fünftes Stück. 1796. 178 S. Sechstes Stück. 170 S. Siebentes Stück. 1797. 182 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Fortdauer dieser nützlichen Zeitschrift verdanken wir vermuthlich mehr dem uneigennützigen Eifer des Herausgebers als dem zunehmenden Geschmack an den darin ertheilten, zum Theil so nöthigen Belehrungen. Der Geist freyer Untersuchung, bey dergleichen Dingen die Hauptsache, erhält sich noch immer: der Herausgeber wacht so sehr darüber, dass er nicht leicht irgend eine demselben widersprechende Aeusserung eines andern Mitarbeiters ohne Gegenbemerkung vorbeyschlüpfen läst. Von ganzem Herzen stimmt Rec. in Hn. *Campen's* Lobrede auf die gelehrte Zwietracht ein, (VI, S. 100.) glaubt daher den *Vfn.* seine Achtung nicht besser als durch freymüthig vorgetragne Einwendungen beweisen zu können, und kommt sogleich zur Sache.

V St. *Bemerkungen über Wielands Grazien* von Hn. *Heynatz*. Die meisten darunter, sowohl über verbesserte als in der neuen Ausgabe noch beybehaltne Sprachfehler sind gegründet und einleuchtend. Nur gegen die Verwerfung solcher Wortstellungen in Versen wie: „wenn sie erbitten *sich* läst" werden alle deutschen Dichter sich auflehnen, weil eine poetische, von der prosaischen verschiedne, Wortstellung das Palladium ihrer Freyheit ist. Sie würden noch mehr gebunden seyn, als die französischen Dichter, wenn die Sprachlehrer, welche diesen Unterschied gar nicht gelten lassen, mit ihrem Gesetze durchdrängen. S. 3. findet man ein Beyspiel von einer Zweydeutigkeit angeführt, die durch den Gebrauch des Dativs der Person bey *lehren* statt des Acc. vermieden worden wäre, und sich fast nur auf diese Art vermeiden liess. Ein neuer Grund für diese unserer Sprache angemessenere Wortfügung, die schon Bürger und andere gebraucht und empfohlen haben! Hr. *H.* nimmt S. 11. durch sein Beyspiel das missgebildete Wort *letzterer, e, es*, in Schutz. Hr. Mayer hat es S. 126. angegriffen, und Hr. *Löwe* VII, S. 147. u. f. noch umständlicher, theils mit eignen Gründen, theils durch Anführung Adelungs, vertheidigt. Dieser, in der neuen Ausgabe seines *W. B's.*, stützt sich blos auf die Gewohnheit (wie gewöhnlich) und auf das Beyspiel der Lateiner. Was man gegen den Despotismus eines irrigen Sprachgebrauchs vielfältig erinnert hat, will Rec. hier nicht wiederholen. Und wer sind denn die Lateiner, welche *postremissimus* und *minissimus* gesagt haben, und deren Ansehen etwas widersinniges soll rechtfertigen können? Etwa Cicero, oder Cäsar, oder Varro? Keinesweges, sondern Schriftsteller aus barbarischen Zeiten, ehe die lateinische Sprache gehörig gebildet, oder da sie schon wieder ausgeartet war. Dass *der letzte* der Ableitung nach ein Superlativ ist, giebt Hr. *L.* mit Adelung zu, meynt aber, man nehme es mit dem Sinn der Superlative nicht so genau. Die angeführten Beyspiele: *die drey ersten Kurfürsten, die letzten Tage des Jahrs*, beweisen dies nicht, sondern nur, dass man zuweilen eine Mehrheit collectiv als das Höchste seiner Art betrachtet, obgleich den einzelnen darunter begriffnen Dingen die Eigenschaft nicht in gleichem Grade zukömmt. Auch *allererste* und *allerletzte* sind keine doppelten Superlative, sondern nur ausdrücklichere Erwähnungen der im Superlativ schon enthaltnen Allgemeinheit der Vergleichung. *Letztere* ist noch schlimmer als *mehrere*; (Klopstock hat durch ein einziges treffendes Wort von beiden die Unschicklichkeit gezeigt: *mehrere*, sagt er, ist das Muster zu *besserere*, und *der Erstere* und *der Letztere*, gerade wie *der Kleinstere* und *der Grösstere*) denn wer von einem Comparativ einen neuen Comparativ macht, thut nur etwas überflüssiges; aber ein Comparativ von einem Superlativ vernichtet den Begriff von diesem und streitet mit sich selbst. Gilt *ersteres* und *letzteres*, so hat man keinen Grund *das ersteste* und *das letzteste* zu verbieten. Wer von zwey vorher genannten Dingen das zweyte *das letztere* nennt, muss zugeben, das vorhergehende, also das erste, sey das letzte; und umgekehrt aus der Benennung *das erstere* folgt, dass das zweyte zuletzt genannte Ding das erste ist. Unstreitig hat bey Bildung dieser Wörter ein Missverstand obgewaltet: man wollte den Superlativ in solchen Redensarten nicht gebrauchen, weil man ihn für zu stark hielt, man suchte den Comparativ, wovon er abgeleitet wäre, (*prior, posterior*) fand ihn in der Sprache nicht mehr, und prägte einen neuen. Auch ist es in der That ein Mangel, dass wir jenen Comparativ nicht mehr haben, wie z. B. die Engeländer: *the former, the latter* — *Gelegentliche Sprachberichtigungen.* 1) *Einige Bemerkungen über Campens Theophron*, von Hn. *Heynatz*. Hr. *C.* hat sich aller Gegenerinnerungen enthalten, wiewohl manche von den Bemerkungen gewiss gar nicht unwiderleglich sind. So tadelt Hr. *H.* S. 23. „*anderer* mit ihm *verbundner* Wesen," und behauptet, es müsse *verbundnen* heissen. Aber sagt man nicht allgemein im Nominativ: *andere* mit ihm *verbundene* Wesen? Wenn das zweyte Beywort in

in Einem Casus die vollständige Biegung hat, so sollte man denken, es verlange sie auch in den übrigen. Hr. *H.* meynt S. 24., es komme darauf an, ob ein Ruhepunkt zwischen den beiden Beywörtern ist; und Hr. *C.* schreibe daher unrichtig: „aus freyer, auf eigne Ueberlegung gegründeten (r) Wahl." Hr. *H.* würde also „aus *freyer verständigen* Wahl" statt *verständiger* billigen? Uns scheint jenes eben so unrichtig als dieses. Man sieht jedoch aus der Uneinigkeit so einsichtsvoller Sprachlehrer unter einander und mit sich selbst, dass die Biegung der Adjectiven einer der schwierigsten Punkte in unserer Sprache ist. Es fragt sich unter andern: in welchen Fällen die Bestimmungswörter den darauf folgenden Eigenschaftswörtern die vollständige Biegung nehmen; und in welchen nicht? Hr. *C.* sagt S. 32., wo er an einem oberdeutschen Schriftsteller *die weitere (n) Folgen* und dergleichen tadelt: „alle unsere Sprachlehrer, und alle gute (n) Schriftsteller." Das erste ist unstreitig richtig, denn beide Adjective sind Bestimmungswörter. Auch bey dem zweyten hat Hr. *C.* Adelung für sich; aber da *alle* in den übrigen Fällen die unbestimmte Biegung nach sich fodert, wozu die Ausnahme im Nomin. des Pl., gegen die sich, wie uns däucht, die Mehrheit unserer guten Schriftsteller (die Oberdeutschen haben hierinn keine Stimme) schon erklärt hat? Und doch verlangten wir oben nach *andere* die bestimmte Biegung: worin liegt nun der Unterschied zwischen den Bestimmungswörtern *andere* und *alle?* Vielleicht darin, dass jenes den bestimmten Artikel vor sich nehmen kann, dieses aber nicht? Man kann sagen: *andere gute Schriftsteller*, und *die anderen guten Schriftsteller.* In den Worten: *alle guten Schriftsteller* hingegen vertritt *alle* gewissermasen die Stelle des bestimmten Artikels. Hr. *C.* sagt ferner: *bey voranstehendem bestimmten (m) Artikel* und *keine Oberdeutsche (n)*; ist beides richtig? Die Untersuchung würde hier zu weit führen. Hr. *H.* nimmt S. 14. und 21. die Weglassung des *e*, welches den Dativ bezeichnet, nach Bedürfnissen des Wohlklanges gegen Hn. *C.* in Schutz; wie Rec. glaubt, mit Recht, weil unsere Sprache durch den Ueberfluss trochäischer Endungen eintönig wird. Dem Dichter ist jene Freyheit unentbehrlich; aber auch in Prosa kann durch die männliche Endung der Nachdruck verstärkt, und der Hiatus vermieden wären. Redensarten wie: *von Haus zu Haus* würden durch das angehängte *e* ihren lebhaften Ausdruck einbüssen. 2) *Vermischte Sprachbemerkungen bey verschiedenen Veranlassungen* von Hn. *Campe.* 3) *Nachtrag zu dem im 4ten St. befindlichen Aufsatze*, von Hn. *Petersen.* 4) *Nachlese zur Schätzung einiger deutschen und fremden Wörter; zu Campens Preisschrift*, von Hn. *Ress.* Ein Verzeichniss fremder, grösstentheils kirchlicher Wörter, wovon die meisten schon vor Jahrhunderten das Bürgerrecht in unserer Sprache erhalten, auch das ausländische Ansehen mehr oder weniger verloren haben, mit Untersuchungen über ihre Ableitung und bey einigen mit Vorschlägen zu ihrer Abschaffung. Diese werden bey den kirchlichen Wörtern am wenigsten Eingang finden, weil sich eine dunkle Vorstellung von Heiligkeit an die alten Namen geknüpft hat. Ueberdies ist der Vf. nicht glücklich in Verdeutschungen; z. B. *Pilger* soll durch *Reisender*, *Fremdling*, *Ausländer* ersetzt werden. Geht hier nicht der Begriff einer Wallfahrt, einer heiligen Reise ganz verloren? Das in der Poesie übliche *Waller* kommt etwas näher: allein wer wird sich das schöne Wort *Pilger* nehmen lassen? Wenn Hr. *R.* meynt, *naiv* werde durch *offenherzig* oder *unbefangen* gut genug ausgedrückt, so verweisen wir ihn auf das, was Kant und Schiller über den Begriff des Naiven gesagt haben. *Raisonniren* soll durch *beurtheilen* gut genug übersetzt seyn? Kann man die logischen Functionen auffallender mit einander verwechseln? Gegen die behauptete Ableitung des Wortes *Gaudieb* von *Gau*, Kreis, Bezirk, nicht von dem alten *gau*, hurtig, behende, hat schon Hr. *Kinderling* VII. S. 159. das Nöthige erinnert. Die Holländische Schreibung *gaauwdief*, wie in dem noch üblichen *gauw*, da hingegen der *Gau*, wo er in eignen Namen noch vorkommt, *goe* oder *goy* geschrieben wird, ist gegen Hn. *R.* entscheidend. Auch *Hoffart* hat er zwar richtig von *hoch* und *fahren*, aber von dem letzten nicht in dem rechten Sinne abgeleitet. S. Adelungs W. B. *Reiten* begriff ja ursprünglich, wie noch jetzt im Englischen und Holländischen, das Fahren im Wagen mit in sich; und wie sollte dies ein Zeichen des Hochmuths gewesen seyn, da zu der Zeit, wo das Wort *Hoffart* entstand, die grössten Fürsten und Herren beständig zu Pferde ritten? 4) *Zu Campen's Preisschrift* von Hn. *Afssprung.* Grossentheils Vorschläge zu Verdeutschungen. Der *Vf.* scheint eine besondere Vorliebe für die im Holländischen zum Ersatze fremden, hauptsächlich wissenschaftlicher Wörter erfundenen Ausdrücke zu hegen. Einige verdienen allerdings bey uns eingeführt zu werden, wie *Vaterländer* für *Patriot*; andere sind unedel wie *Mengelklomp* für Chaos, oder ungelenk und übelklingend, oder gar verfehlt. *Unseitig* und *Unseitigkeit* für *neutral* und *Neutralität* findet vielleicht Eingang; hingegen für *Object* und *Subject* wird das Holländische *Vorwerp* und *Onderwerp* schwerlich nachgeahmt werden. *Vorwurf* hat man ehedem schon in diesem Sinne gebraucht; es ist abgekommen, vermuthlich wegen der Zweydeutigkeit, da es auch *reproche* heissen kann. Ueberhaupt ist nur *Subject* der Stein des Anstosses: für *Object* haben wir das sehr gute Wort *Gegenstand*, das wir, wie man weiss, der fruchtbringenden Gesellschaft verdanken. *Unterstand*, welches diese ebenfalls vorgeschlagen hat, ist nicht durchgegangen. Will man von neuem versuchen es einzuführen, und, für *objectiv* und *subjectiv*, *gegenständig* und *unterständig* wagen? *Assimilation* wird S. 77. durch *Einverleibung*, welches *incorporation* bedeutet, gewiss nicht treffend ausgedrückt. Vielleicht eher *Verähnlichung* oder *Anähnlichung.* Bey *Beschwichtigen* schlägt Hr. *A.* das schwäbische *geschwaigen* vor: wir haben schon das edlere *schweigen* als Transitivum mit regelmässiger Biegung. *Sprachuntersuchungen.* 1) *Ueber Vocale und Consonanten* von Hn. *Wagner.* Der *Vf.* verwirft die Be-

Benennung *Selbstlaut* als sprachwidrig gebildet; allein seine Gründe treffen *den Selbstlauter* nicht, den man doch auch häufig gebraucht. Noch mehr hat Hr. *W.* gegen die Benennungen *Selbstlaut* und *Mitlaut* von Seiten des Sinnes einzuwenden. Sie sollen einen ganz falschen Begriff von der Sache geben, denn es sey ungegründet, dafs man die Consonanten nicht ohne Hülfe der Vocale aussprechen könne. Ein Geräusch kann man freylich mit dem Munde machen, ohne Vocale auszusprechen, aber auch einen *Ton* im musikalischen Sinne hervorbringen? Ton, Stimme haben nur die Vocale, und theilen sie den übrigen Buchstaben mit; daher sind auch die alten Namen: *Φωνηεντα*, *vocales*, so schön und bedeutend gewählt. Den Unterschied zwischen den Consonanten, dafs einige ohne Vocal einigermafsen, andere gar nicht ausgesprochen werden können, haben die alten Sprachlehrer ebenfalls sehr richtig durch die Benennungen *ἡμιφωνα*, *αφωνα*, *liquidae*, *mutae*, bezeichnet. Auch Adelungs Benennung: *Hülfslaut* für Vocal, und *Hauptlaut* für Consonant, verwirft Hr. *W.*, und schlägt für jenes *Grundlaut*, für dieses *Bestimmungslaut* vor, „weil „die Vocale gleichsam der Körper der Sprache sind, „der durch die Consonanten seine Form und seinen „Umrifs erhält.“ Dies Gleichnifs beweist nichts; man kann es umkehren, und schicklicher die Consonanten als die festen Theile des Sprachkörpers, die Vocale als die weicheren, die jene bekleiden, betrachten. Hr. *W.* hat es selbst kurz vorher besser getroffen, da er die Vocale *die Seele der Sprache* nennt. Die Seele, die innere Empfindung, offenbart sich durch die Stimme, die Stimme aber tönt nur in den Vocalen. Hingegen kommt es bey der Bezeichnung der Gegenstände weit mehr auf die Consonanten an. Hr. *Löwe* will VI, S. 140. für Vocal *Hauchlaut*, für Consonant *Stofslaut* einführen. Das ist die grofse Unbequemlichkeit bey der Uebersetzung fremder Kunstwörter, dafs gewöhnlich keiner den Andern ganz befriedigt, und jeder es daher nach seinem Sinne macht, so dafs man jetzt sich sechserley verschiedne Terminologien merken mufs, wenn man grammatische Untersuchungen liest. 2) *Orthographische Aufsätze* von Hn. *von Winterfeld*: IV. *Gegenurtheile* von den Hn. *Mayer*, *Cludius*, *Löwe*, *Bahrs*. Unter manchen guten, zum Theil feinen Bemerkungen finden sich hier wieder mifslungene Verdeutschungen, z. B. von Hn. *Cl. Gufs* für Chaos; für Versificateur (besser sagt man nach dem lateinischen Versificator) und Versification *der Verser* und *die Verserey*. Dies würden ja doch Zwitterwörter seyn, und die Ableitung von Substantiven in *rey* kann jetzt nicht mehr ohne den Nebenbegriff der Verächtlichkeit gebraucht werden, wenn sie ihn schon nicht bey allen älteren Wörtern der Art hat. Eine Blondine will Hr. *Löwe* eine *Hellschöne*, und eine Brunette eine *Braunschöne* oder *Dunkelschöne* genannt wissen. Also auch, wenn die Blondinen und Brunetten häfslich sind: Hellgarstige und Dunkelgarstige? Man hat ja schon das weniger fremd klingende *die Blonde*, und das völlig deutsche *die Braune*. „Die wunderholde Braune,“ hat ein Dichter in einem sehr artigen Liede gesagt. Noch unglücklicher schlägt Hr. *L.* an einem andern Orte (VI, S. 142.) für Hiatus *Maulsperre* vor. Die Maulsperre wird doch wenigstens so schlimm seyn als die Mundklemme? Sehr richtig sagt Hr. *Bahrs* S. 177. um eine vorgeschlagne Verbesserung zurückzuweisen: „Wir vertauschen da eine Ausnahme, an die wir schon gewöhnt sind, mit einer Ausnahme, an die wir uns erst gewöhnen müssen.“ Dies sollte bey Vorschlägen zu Sprachverbesserungen immer beherzigt werden.

VI. *St. Bemerkungen über den Ausdruck in Göthen's Iphigenie* von Hn. *Löwe* mit Zusätzen von Hn. *Campe* S. 1—37. und fortgesetzt im VII St. S. 1—50. Hr. *C.* fühlt und bemerkt mit Feinheit; doch geht er manchmal vielleicht zu sehr ins kleine: wie er Schönheiten in dem Gedichte findet, an die der Dichter schwerlich gedacht hat, und die auch wirklich nicht vorhanden sind, so tadelt er auch Ausdrücke, Fügungen, Stellungen, die sich Rec. getraut ohne Schwierigkeit zu rechtfertigen. Allein es lohnt die Mühe nicht, über das einzelne zu streiten, so lange man in den Grundsätzen noch nicht einig ist. Wenn das, was der Vf. stillschweigends voraussetzt, bestimmt ausgesprochen würde, so kämen wahrscheinlich Gesetze zum Vorschein, die, nur für die Prosa gültig, die Poesie zur Prosa herabstimmen würden. Es fragt sich: giebt es eine deutsche Dichtersprache? und soll es eine geben? Wer den Zweck will, mufs auch die Mittel wollen. Dem Dichter liegt daran, seine Sprache so viel möglich von der prosaischen unterscheiden zu dürfen, wo auch ihre innere Vollkommenheit, d. h. die Ausdehnung, die Tiefe und Gewalt ihrer Mittheilungen, nicht unmittelbar dadurch gewinnt. Schon das Aeufsere des Gedichtes, Sprache und Rhythmus, mufs dem Hörer die Entrückung aus der gewöhnlichen Wirklichkeit in eine ganz andere Welt ankündigen. Dichterische Freyheiten sind also eine Hauptbedingung der Schönheit. Die Gründe, warum dies und jenes in einer gewissen Sprache erlaubt ist, in einer andern nicht, liegen in der ganzen Eigenthümlichkeit und oft in dem innersten Bau der Sprachen verborgen. Die Deutsche ist noch so sehr im Werden und Fortschreiten, dafs sich keine feste Gränze setzen läfst, dafs vielmehr zu hoffen ist, unsere Dichtersprache werde fortfahren, wie bisher an Höhe und Umfang zu gewinnen. Wenn das Geheimnifs der Poesie gröfstentheils im Rhythmus liegt; wenn es eben die Unterwerfung unter das äufsere Gesetz desselben ist, was den Dichter von manchen Obliegenheiten der gewöhnlichen Rede frey spricht; wenn z. B. die metrische Vollkommenheit der griechischen Sprache eine Mitursache ihrer göttlichen Freyheit, und die metrische Unvollkommenheit der Französischen ihrer kläglichen Gebundenheit ist: so wird auch durch Vervollkommnung der Rhythmik die deutsche Poesie sich immer neue Rechte verdienen. Nur einige einzelne Erinnerungen. VI, S. 9. tadelt Hr. *C.* etwas, das blofs durch ein Versehen in dem hier eingerückten Abdruck, nicht im Original, steht. Wenn Wortstellungen wie die, welche Hr. *C.* VII, S. 6. sehr leb-

haft tadelt, nicht erlaubt seyn sollen, so mag man die Poesie nur gleich aufgeben. VII, S. 29. Der angefochtne Ausdruck: *der Gott*, ist an seiner Stelle vortrefflich, und ganz im griechischen Sinne: *το θειον*. Hr. *C.* tadelt S. 89. *mein tiefstes Herz.* Was würde er erst zu der herrlichen Zeile Shakspeare's sagen: *In my hearts core, yea in my heart of heart?* Beide Sprachlehrer vereinigen sich darin, *ein blutend Herz, ein ehern Band* u. s. w. für *blutendes, ehernes*, zu verwerfen. Wir wollen diese Freyheit nicht bloss durch die Unentbehrlichkeit, und durch den guten, alten Besitz der Dichter von den Zeiten der Minnesinger bis auf die unserigen vertheidigen. Sie muss doch wohl natürlich seyn, weil sie sogar im vertraulichen Gespräche vorkommt. Im Italienischen kann man beym Zeitworte zuweilen die Bezeichnung der Zahl, der Person und der Zeit weglassen, und für *cominciarono* (ausser *cominciaron*, und *cominciaro*) *cominciar* sagen: verliert oder gewinnt nun die Italienische Poesie durch diese Biegsamkeit der Endsylben? Und hier kann doch eine Verwechselung mit dem Infinitiv Statt finden; dort ist das Beywort auch ohne Concretionssylbe durch seine Stellung zwischen dem unbestimmten Artikel und dem Substantiv kenntlich genug. — Wir bemerken noch, dass Hr. *L.* völlig irrige prosodische Begriffe hat. Er verwechselt zwey wesentlich verschiedne Dinge, Ton und Sylbenzeit, wenn er z. B. *Blutgierig* für einen unreinen Daktylus hält. Es ist ein reiner Palimbacchius. Die erste Sylbe hat zwar einen stärkeren Ton; aber die zweyte ist eine vollkommne Länge, und kann, in die Arsis des Fusses gerückt, jener ganz gleich werden. Hr. *L.* tadelt am Sylbenmasse, in der Voraussetzung als ob ein jambischer Vers aus lauter einzelnen Jamben bestehen müsse, da doch selbst die Griechen ihrem Trimeter so häufig fremde Füsse einmischten; freylich nach gewissen Regeln, die sich auch im Deutschen nach der verschiednen Natur unseres jambischen Verses entwickeln lassen. Wer wie VII, S. 30. geschieht, einen trochäischen Hendekasyllabus: „Zeus ein ehernes Band um ihre Stirne," als einen fünffüssigen Jamben vorschlagen kann; der zeigt, dass er gar nichts von der Sache versteht.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Unter dem angeblichen Druckorte PARIS: *Schnurren, Schwänke und lustige Einfälle* des Herzogs von *Roquelaure*. Ein Kumpan zu Kyau's Leben und lustigen Einfällen. Neu erzählt von Simon von Cyrene. 1797. 192 S. 8. (10 gr.)

Es ist nicht angemerkt, ob diese Schnurren nach einer französischen Sammlung derselben bearbeitet wurden; aber ohne uns weiter darum zu bekümmern, dürfen wir versichern, dass der *neue Erzähler* hier die platteste und pöbelhafteste Lectüre geliefert, und sicherlich aus seinem eignen Vermögen hinzugethan hat: das verräth die ganze Schreibart, und die eingestreuten abscheulichen Verse, welche doch auf jeden Fall fein zu nennen sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altona: Ein dringendes Wort an das Heilige Römische Reich* von *Visurgis*. Neue Auflage, vermehrt mit einem *zweyten, weit dringendern Worte.* 1797. 58 S. 8. Wenn das erste dringende Wort Visurgins an unser Reich, sowohl seinem Zwecke, als der Art nach, *wie* es gesprochen wurde, Aufmerksamkeit erregen musste, und Beyfall verdiente (s. A. L. Z. 1795. Nr. 230. S. 407.) so ist dieses zweyte noch in jeder Hinsicht bedeutender. Es bezieht sich auf die traurige Erfahrung, dass die Bürger der meisten mindermächtigen Staaten keinen Ausgang ihrer Privatstreitigkeiten finden können. „Dies ist der Fall, und das wird er bleiben, so lange die beiden höchsten Reichsgerichte auch die Appellations-Instanzen in Privatstreitigkeiten sind. Ein Process-Sache nach Wien oder Wetzlar bringen, (und wie leicht sind sie dahin zu bringen: *facilis descensus Averni!*) heisst, sie verewigen." An eine Vermehrung der Kammer-Assessoren, der Reichshofräthe ist nicht zu denken; da es so unendliche Mühe gekostet hat, ihre Zahl nur so hoch zu bringen, als sie jetzt ist, da die mindeste Vermehrung der Kammerzieler nach der Erfahrung aller Jahrhunderte die grösten Hindernisse findet, und alle mit Privilegien *de non appellando* begabten Stände sich wenig um die nach Recht seufzenden Bürger ihrer nicht privilegirten Mitstände bekümmern. Visurgin thut daher den Vorschlag, dass man die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte auf die Entscheidung der Streitigkeiten, welche die unmittelbaren Stände unter sich haben, und auf die Fälle einschränken solle, da gegen die Landesherrn selbst Klage erhoben wird, bey welcher Einschränkung die Zahl der jetzigen Urtheiler vielleicht noch vermindert werden könnte. Was aber die Appellationen in Privatstreitigkeiten anbeträfe; so sollte für dieselben jeder Kreis unter Kaiserlicher Autorität sein *Reichs-Kreis-Gericht* bilden. Bloss die Stände eines Kreises, welche kein *privilegium de non appellando* haben, würden die Kosten eines solchen Gerichts tragen, und das Recht besitzen, die Urtheiler zu präsentiren. Der Aufwand, meynt Visurgin, würde für jeden Kreis jährlich höchstens eine Summe von 20,000 Rthlr. ausmachen, wenn etwa für jeden Kreis ein Gericht von sieben Urtheilern niedergesetzt werden möchte. Der Vortheil einer ungesäumten Rechtspflege, welche die Stände dadurch ihren Unterthanen versicherten, wäre das schönste Geschenk, was sie diesen beym Antritt des neuen Jahrhunderts machen könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. November 1797.

PHILOLOGIE.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandl.: *Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gelegentliche Sprach-Berichtigungen von den Hn. *Petersen, Campe* und *H. Sprach-Untersuchungen.* 1) *Gedanken über einige Irrungen in der deutschen Rechtschreibung* von Hn. *Kinderling.* Grossentheils über die Aussprache und Schreibung der Vocale. Hr. K. theilt diese immer in lange und kurze ein, da man sie doch auf drey wesentlich verschiedne Arten: abgebrochen, offen und gedehnt, ausspricht. Manche von den gethanen Vorschlägen sind ausführbar und verdienen Aufmerksamkeit. Hr. K. sagt S. 71.: „Je mehr allgemeine Regeln eine Sprache hat, „desto vollkommner ist sie in ihrer Bildung." So behauptet auch Hr. *Martian* S. 130. „die Aehnlichkeit „sey der Massstab, an welchem man die Vollkommen„heit einer Sprache berechnen solle." Nach diesen Sätzen wäre also die Sprache der Wenden in der Niederlausitz, worin, wie man meldet, (Berl. Archiv 97. VI St.) alle Regeln ohne Ausnahme gelten, weit vollkommner als die griechische. In den angeführten Stellen wird formale und reale Vollkommenheit nicht gehörig unterschieden. Jene ist nur Mittel zum Zweck; diese, welche darin besteht, die grösste Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern, Empfindungen, auf das bestimmteste, nachdrücklichste, anschaulichste, tiefste und eigenthümlichste ausdrücken zu können, der höchste Zweck der Sprache. Und doch begegnet es mitunter den Theilnehmern an dieser Zeitschrift, mit Hintansetzung der realen Vollkommenheit zu einseitig und ausschliessend auf die formale zu dringen. 2) Ueber *wann* und *wenn* von Hn. *Campe.* Eine bündige und lichtvolle Darlegung der Gründe, warum man das ursprünglich oberdeutsche *wann* nicht aus der Sprache verbannen, sondern vielmehr, was auch schon die Mehrheit beobachtet, *wann* (quando) und *wenn* (si) eben so wie *dann* und *denn* unterscheiden soll. Hr. C. ist vielleicht S. 96. noch zu gefällig gegen das *wenn*; denn auch von Seiten des Wohlklangs empfiehlt sich *wann*; da die tönenden Vocale in unserer Sprache nur allzuselten vorkommen. Die Gegner, mit denen es der Vf. zunächst zu thun hat, widerlegt er auf das befriedigendste; allein Klopstock hat, so viel Rec. weiss, das *wann* nicht anerkannt: (z. B. in den *Grammatischen Gesprächen* S. 233. übersetzt er *ὅτε* durch *wenn*) und man setzt bey diesem tiefen Sprachkenner mit Recht voraus, dass er sich selbst in der Sprache von allem Rechenschaft giebt, wenn er sie auch nicht ausdrücklich darlegt. Er wird doch also zur Verwerfung des *wann* noch einen andern Grund haben, als die Vorliebe für den niederdeutschen Dialekt? 3) *Ueber die Völkernamen* von Hn. *von Winterfeld.* 4) *Von überflüssigen Verneinungen* von *Ebend.* 5) *Bemerkungen über die lateinischen und deutschen Buchstaben,* von Hn. *Kinderling.* Die Frage, ob die letzten abgeschafft werden sollen oder nicht, wird wohl durch die Zeit und den Gang des öffentlichen Geschmacks am besten entschieden werden. Wenn die Einführung der lateinischen Buchstaben allmählig, wie bisher, vor sich geht, möchten wohl die meisten der davon befürchteten Unbequemlichkeiten wegfallen. Indessen ist es sehr gut, dass, während man in der Zierlichkeit der lateinischen Typen mit den Ausländern wetteifert, auch auf Verschönerung der deutschen Schrift mit Eifer gedacht worden ist. Hr. K. bemerkt, das Drucken deutscher Bücher mit lateinischen Lettern, sey nicht, wie man gewöhnlich glaubt, etwas erst vor etwa 50 Jahren angefangnes. Er nennt ein Werk der Art vom J. 1478. und verschiedne aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. 6) *Ueber Neurede (Neologie),* von Hn. *Mertian. Gegen-Urtheile: Zu dem dritten Stücke dieser Beyträge,* von Hn. *Löwe.* Am Ende des Heftes findet man ein Register zum bequemeren Gebrauch der ersten zwey Bände.

VII St. Nach den schon angezeigten Bemerkungen über Göthen's Iphigenie: *Gelegentliche Sprachberichtigungen* von Hn. *Petersen. Sprach-Untersuchungen.* 1) *Ueber den Ursprung der Sprache* von Hn. *Mackensen.* Man kennt den Scharfsinn des Vfs. schon aus andern Aufsätzen. Bey dieser anziehend und mit Klarheit geschriebnen Abhandlung hat er Fulda und Monboddo vor Augen gehabt, trägt aber doch viel eignes vor. Hier in die Prüfung der einzelnen, manchmal kühnen Behauptungen einzugehn, gestattet der Raum nicht. 2) *Ueber die Endigung der Zunamen der Weiber* von Hn. *Cludius.* 3) *Ueber die Doppellaute und Doppellauter der deutschen Sprache von einem Ungenannten. Gegenurtheile* von den Hn. *Löwe, Kinderling* und *Campe.* Der Aufsatz von Hn. K. bezieht sich auf den oben angeführten von Hn. *Ress,* und enthält gelehrte etymologische Bemerkungen. *Vermischtes:* 1) *Bemerkungen über des Hn. Geheimen Raths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen,* von Hn. *Campe.* 2) Doppel-

verse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien in Schillers Musen - Almanache.

Leipzig, b. Crusius: *Kurze Anweisung zur deutschen Orthographie* für Ungelehrte und Schulen, nebst einem *orthographischen Wörterbuche.* 1797. 397 S. 8. (20 gr.)

Die Anweisung geht von S. 1—48., das Wörterbuch nimmt das Uebrige des Bandes, also etwa hundert Seiten weniger ein, als Adelungs orthographisches Wörterbuch, zu welchem noch ein besonderer, den allgemeinen Unterricht über Orthographie enthaltender Band gehört. Wenn also die Absicht des Vfs. war, für beschränktere Bedürfnisse ein mehr in die Kürze gezognes Handbuch zu liefern, so kann man nicht sagen, dass er etwas ganz unnützes unternommen habe. Allein ungeachtet des bescheidnen Titels scheint die Vorrede mehr, oder wenigstens etwas anders erwarten zu lassen. Der Grundsatz: „Schreib wie du sprichst," den Adelung durch die Regel der nächsten Abstammung und des herrschenden Gebrauchs näher bestimmt hat, wird darin verworfen, und dagegen die Vorschrift: „Schreib dem zu deiner Zeit herrschenden Gebrauche gemäss, „als das höchste Gesetz der Orthographie aufgestellt. Der Schreibegebrauch schwankt in den meisten lebenden Sprachen mehr oder weniger, in der unserigen aber, besonders seit zwanzig bis dreyssig Jahren so sehr, dass in vielen Punkten gar kein Gebrauch herrschend genannt werden kann; und es möchte dem Vf. schwer werden, darzuthun, dass die Mehrheit der guten Schriftsteller (denn der Schreibegebrauch lässt sich doch nur von den öffentlich Schreibenden abnehmen) viele Wörter wirklich so schreibe, wie er angiebt. Aber gesetzt, er könnte dies, so sollte man doch nach einer solchen Verschiedenheit in den Grundsätzen sehr beträchtliche Abweichungen von der Adelungischen Orthographie erwarten. Diese findet man nun gar nicht, höchstens einen Unterschied in einigen Kleinigkeiten, dagegen Uebereinstimmung auch in solchen Punkten, wo der allgemeinere Gebrauch sich ziemlich deutlich gegen Adelungs Orthographie erklärt hat, z. B. *Reitz*, *Geitz*, *Gebieth*, *Gebeth*, statt *Reiz*, *Geiz*, *Gebiet*, *Gebet*. Der Vf. hätte also, statt mit Widerspruch gegen den eben genannten Sprachlehrer anzufangen, erklären sollen, er habe seine Arbeit beständig vor Augen gehabt und bestens benutzt. In welchem Grade er dies gethan, beweisen unter andern manche etymologische Bemerkungen, z. B. bey *Repphuhn*, *Flaumfeder*, die beynah wörtlich abgeschrieben sind. An Veränderungen, weggelassenen und hinzugekommnen Wörtern, u. s. w. fehlt es nicht: ob aber das vorliegende Wörterbuch dadurch zweckmässiger geworden ist, als das von Adelung, lässt sich bezweifeln. Wozu für Ungelehrte die griechischen Kunstwörter, zum Theil mit ihrer Ableitung? Dagegen vermissen wir die Anführung der weniger richtigen aber auch gebräuchlichen Schreibung an ihrer Stelle im Alphabet, weil der, welcher die richtigere noch nicht kennt, sonst lange vergeblich suchen kann. Mit einem Worte: bey einer weit beträchtlicheren Verbürgung hätte doch vielmehr geleistet werden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bayreuth, b. Lübeck: *Beyträge zur Geschichte und Landeskunde der Königlich Preussischen Fürstenthümer in Franken* herausgegeben von *Friedrich Wilhelm Anton Layriz*, der Philos. und der Rechte Doctor. Erstes Stück. 1797. 119 S. 8.

Es ist dem Herausgeber nicht gefällig gewesen, die Verfasser der ersten vier Aufsätze in diesen Beyträgen zu nennen. Die erste Abhandlung *von dem Saalgericht des Burggrafthums Nürnberg oberhalb Gebürgs* erkennt man aber sogleich als eine Arbeit des unlängst verstorbenen Regierungsdirector *Georg* in Bayreuth. Von dem seligen *Georg* haben wir in einigen auf einander folgenden Gelegenheitsschriften eine vortreffliche Geschichte des Bayreuther Hofgerichts erhalten. Da nun derselbe auch eine Geschichte des Saalgerichts versprochen, gegenwärtigen Aufsatz aber, den er, wenn er wollte, schon längst hätte drucken lassen können, immer zurückbehalten hat; so hätte der Herausgeber freylich bedenken sollen, dass der Vf. hierzu wohl seinen Grund gehabt haben, und hierbey noch manches zu bedenken seyn möchte. Dies war auch gewiss hier der Fall, nämlich der würdige Mann fand nach der Hand selbst, dass seine Geschichte und Erklärung des Saalgerichts durch andere Urkunden und Hofgerichtsbücher beynahe völlig umgestossen wird. Unter Saalgericht will der Vf. dasjenige Gericht verstanden wissen, bey welchem der Landesherr selbst in *eigner Person* Richter war, und an welches die Appellationen von dem obergebürgischen Hofgericht gehen mussten; es sey also, wie der Vf. sich ausdrückt, *unwidersprechlich gewiss*, dass die Appellationen, besonders in dem Zeitraum von 1486 bis 1543, an den *Landesherrn* gerichtet werden mussten. Dieser unwidersprechlichen Gewissheit kann aber Rec. eine Hofgerichtshandlung in Sachen des Landschreiber Prückers wider Endres Pühelmann *puncto injuriarum* am Donnerstag nach Exaudi 1509 entgegensetzen, wo der condemnirte Pühelmann „solichs Vrteils als beschwert fur sein furstlich gnad *aigne person* sich berief." Der Landschreiber Prucker liess darauf erklären: „er gestund nit, das puhlmann machs „het, anders zu appelliren, denn nach ordnung der „recht, daruber er getraw, mit dieser appellation nit „zugelassen zu werden. Wolt er aber nach ordnung „der recht appelliren, das er es gradatim thet, nemlich von diesem gericht *fur das hofgericht zu* „*Onolzpach*, und furter wo es sich hingeburt." Worauf das Hofgericht, ohne auf die Appellation die mindeste Rücksicht zu nehmen, Executionsbriefe ertheilte, der Appellant aber „sein furgenommen appel„lacion fallen vnd das endvrteil in sein würd ergehen „liess." Ein ähnlicher Fall ereignete sich bald darauf

auf wieder im Jahr 1511, wo ein Heinz von Laineck ebenfalls an des Fürsten *eigene Person* appellirte, der Fürst auch dem Hofgericht rescribirte, *dieser Appellation statt zu geben*. Allein nichts desto weniger hat das Hofgericht dieselbe für *unförmlich* erklärt. Die 3 vom Vf. angeführte Beyspiele enthalten alle selbst: „dass die Appellation nicht prosequiret worden." Aber warum sind sie nicht prosequiret worden? — Weil sie *unförmlich* waren, weil das Hofgericht ihnen keine Statt gab. Wir müssen also vielmehr annehmen: Appellationen an die eigene Person des Fürsten haben niemals Statt gefunden, es wäre denn, dass ein mit unerfahrnen Urtheilern oder Hofschranzen besetztes Gericht solche hätte durchwischen lassen; unter Saalgericht aber ist nichts anders, als das Onolzbacher Hofgericht zu verstehen, in so fern es die Appellations-Instanz des Kulmbacher war. Eben so bedarf der Satz, dass bey dem Hofgericht *immer* 20 bis 24 Beysitzer gewesen, eine Berichtigung. Denn seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts waren *niemals* so viele, sondern gewöhnlich 12 bis 15. — Statt der *zweyten* Abhandlung *von der Kesslerzunft des Bayersdorfischen Cirkelmaasses* befindet sich in mehrern Händen eine über denselben Gegenstand von dem seligen Regierungsrath *Spiess*, die die Sache besser erschöpft und mehr auf die ähnlichen Privilegien anderer Stände zurückgeht. Die Kessler sind aber keineswegs ursprünglich Harnischmacher gewesen, wie man sich schon aus von *Murr* Beyträgen zur Kunstgeschichte überzeugen kann. Die *dritte Abhandlung von benahmten merkwürdigen Felsen bey und um Kirchenlamitz* scheint anzunehmen, als hätten die Bayreuthische Landeseinwohner bis auf die Ankunft der Slavischen und Wendischen Völker im J. 642, (ein viel zu bestimmter Termin bey einer Sache, die noch gar nicht ausgemacht ist) in blossen Felsen und Hölen gewohnt. So arg wars nun doch wohl nicht. Obgleich damals keine Städte und Dörfer gab, so wohnte man deswegen doch noch nicht in Felsen und Hölen, sondern auf *Höfen* und in *Hütten*. Jenen Grad der Wildheit hatten unsere Vorfahren damals schon längst überstanden. Früher schon gehörten sie zu dem policirten Thüringischen Reich. In Felsen wohnten weder Cäsars oder Tacitus Germanen, noch Strabo's oder Ptolemäus Scythen oder Sarmaten. Die *vierte Abhandlung von dem Vogtländischen Rittergut Meyernberg* (im Grund ein blosser Bauernhof) ist der Schreibart und Methode nach ganz zuverlässig wieder von dem seligen *Georg*. Zu der fünften Abhandlung *einer Geschichte des Marktes Erlbach* bekennt sich Hr. M. Friedrich Wilhelm Oetter, ein Sohn des bekannten Historiografen Oetter, dem wir *levem terram*, jedoch um alles in der Welt keine Fortsetzer oder Nachbilde seines Geschmackes wünschen, wozu es hier das gefährliche Ansehen gewinnt. Wir erfahren hier als einen ausserordentlich wichtigen Beytrag zur Geschichte und Landeskunde der Königlich Preussischen Fürstenthümer in Franken, dass ein *Opus* des Hn. Magisters in der Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung 1792 desgleichen in der unserigen 1793 Nr. 164. ausserordentlich günstig aufgenommen worden, desgleichen dass Erlbach schon längst vor den Zeiten dieser ausserordentlich günstigen Recensionen, und zwar schon in den heidnischen Zeiten angebaut worden, welches daraus bewiesen wird, dass *nahe bey dem Orte* heidnische Gräber gefunden worden. Aber wo stand denn auf den Urnen geschrieben, dass es *Erlbacher* waren? Ist nicht vielmehr glaublich, dass hier ein Römisches Lager gestanden, oder dass eine Gothische, eine Alanische Horde hier durchgezogen? Wo haben denn die Erlbacher den *Bernstein* hergenommen, der in den Urnen soll gelegen haben? Homer hätte diese Todtenhügel schon also beschrieben: *Circulo designarunt tumulum etc.* Sollte man da nicht glauben, der gute Homer hätte zuweilen, wenigstens im Schlaf, auch lateinisch gesprochen? In Franken soll es ehedem eine Menge Reichsdörfer gegeben haben, die mit hoher und niederer Jurisdiction begabt waren. Ja was sagen wir Reichsdörfer, *auch unmittelbare Reichsmühlen* seyen gewesen, z. E. die Blümleinsmühl bey Erlbach. Wenn doch diejenigen, die Specialgeschichten schreiben wollen, vorher die allgemeine deutsche Geschichte und deutsches Recht verstünden! Die Geschichte des Bauernkriegs wird so erzählt, als ob Kasimir dabey nichts zu thun gehabt hätte, als ein paar bewegliche Schreiben abzulassen. Die Historien von den angeblichen Grausamkeiten der Bauern sind erbärmliche Legenden. Rec. hat die Inquisitionsacten aller unterländischen Bauernaufrührer gelesen, worinn den Bauern wohl Gewaltthätigkeiten, aber *Grausamkeiten* gar nicht dargethan werden konnten, wohl aber haben gerade im Gegentheil der Markgraf Kasimir selbst, die Herren von Thüngen, von Berlichingen und von Grumbach die unerhörtesten Grausamkeiten ausgeübt. Dass noch im Jahr 1700 zu Erlbach die Klafter Holz nicht mehr als einen Groschen soll gegolten haben, ist wahrhaft zum lachen. Wurde doch schon 1491. der blosse Waldzins auf 21 Pfennige von der Klafter gesteigert. Der damalige Herr Pastor hat vermuthlich freyes Besoldungsholz gehabt, von der Klafter nur 1 Groschen Forstgebühr bezahlt, und in seiner Ehrlichkeit geglaubt, dafür sey es Jedermanns Kauf.

Halberstadt, in der Buchh. der Gross'schen Erben: *Auswahl der vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten neuern Schriftstellern des In- und des Auslandes* mit Anmerkungen des Herausgebers. 1797. XXII u. 146 S. (10 gr.)

Ausgeschriebne und nothdürftig unter Rubriken gebrachte Stellen von sehr verschiednem Gehalte, wie sie denn auch von einander sehr unähnlichen Schriftstellern: Rousseau, Gentz, Kant, Gellert, Richardson, Fielding, Alxinger, Niemeyer, Campe, Necker u. s. w. herrühren. Der Herausgeber, (*K. A. von Raden*) dem nichts davon zugehört, als einige Anmerkungen, die neuesten Weltbegebenheiten betreffend, und eine Vorrede, worin das Excerpiren auf eine ziemlich triviale Art angepriesen wird, und unter

den Erfodernissen dazu sogar gutes Schreibpapier und gute Dinte vorkommt, (die wohl geschnittnen Gänsekiele sind denn doch vergessen) gesteht selbst, dass sein Werklein gar nicht zu den unentbehrlichen gehöre, und dass er beym Sammeln dieser zufälligen Collectaneen nicht daran gedacht, sie drucken zu lassen. Er mag es recht gut gemeynt haben, aber er giebt ein sehr übles Beyspiel. Das Büchermachen ist ja leider nur allzuhäufig nichts als mehr oder weniger verkleidete Ausschreiberey: wenn nun vollends die Sitte einrisse, seine Excerpten-Hefte nur gerade in ihrer ursprünglichen Gestalt ohne alle Zubereitung in die Welt zu schicken, wohin sollte man sich vor der Menge unnützer Bände retten? Wir wollen den Nutzen der Auszüge, wenn sie auf eine vernünftige Art gemacht werden, gar nicht läugnen; allein das Excerpiren ist doch nur eine Nebensache, die für die Bildung nichts wirken kann, wo die Hauptsache, nämlich geistige Gegenwirkung und thätige Aneignung, fehlt. Und wie soll man diese von den Lesern erwarten, wenn die Schriftsteller selbst nichts als leidende Werkzeuge ihrer Lectüre sind?

Gotha, b. Ettinger: *Tägliches Taschenbuch für alle Stände, für das Jahr 1796.* 22 Bogen. 8. (16 gr.)

Ebendasselbe für das Jahr 1797. 22 Bogen. 8. (16 gr.)

Dieses Taschenbuch enthält erstlich viele Nachrichten, die man gewöhnlich in Kalendern und Almanachen findet, als: von den Finsternissen und andern merkwürdigen Himmels-Erscheinungen des 1796sten Jahres; Zeit- und Festrechnung; Kalender der Juden; Mondsviertel; Darstellung, was eine Ortsveränderung auf der Erde am Himmel beträgt u. dergl. Ferner statistische Nachrichten von den Europäischen, besonders auch von einigen deutschen Staaten; Postrouten, Porto-Taxen; Vergleichung der Meilen, Längenmasse, Gewichte, Münzen, in verschiedenen Europäischen Ländern. — Wodurch es sich aber vorzüglich zu einem Taschenbuche für alle Stände eignen soll; das sind 53 doppelte Seiten zu Verzeichnung der Einnahme und Ausgabe und zu andern Anmerkungen. Jede dieser Seiten stellt sieben Fächer für soviel Wochentage und eine zwiefache Reihe Linien zu Rthlr. Gr. Pf. für Einnahme und Ausgabe dar. Bey Mittheilung einiger astronomischen Bemerkungen, oder, wie sie hier heissen, Himmels-Erscheinungen, z. B. dass der Planet Saturnus mehrmals mit dem Monde zusammenkommen und zwey Mal von ihm bedeckt werden wird, sagen die Herausgeber: „Wir schmeicheln uns, dass wir die Einzigen sind, die das deutsche Publikum in unserm „Taschenbuche hierauf aufmerksam gemacht haben, „da hievon selbst in den astronomischen Jahrbüchern „und Ephemeriden Nichts erwähnt wird."

Das nämliche Taschenbuch für das Jahr 1797 enthält auch den neuen Französischen Kalender, verglichen mit dem Deutschen, und ausserdem noch einige neue Artikel, z. B. Wie viel ein Mensch zur nothdürftigen Unterhaltung braucht; wie viel ohngefehr Geld zu verschiedenen Zeiten in Deutschland gewesen ist; u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der v. Kleefeldischen Handlung: *Tai und Scheik*, oder *der Festtag des bösen Gottes*, ein kleines morgenländisches Schauspiel in zwey Acten von *D. Davidson*, 1797. 76 S. 8. (6 gr.) Ein *morgenländisches* Schauspiel konnte des *Wunderbaren* nicht entbehren, und so giebt es auch hier Donnerwetter zum Anfang und zum Ende, ja, ein Donnerschlag löset eigentlich den Knoten. In einem *morgenländischen* Schauspiel musste *Pracht* seyn, und so giebt es auch hier Prunk eines Palastes, und eines Tempels, und vornehmlich eine feyerliche Opferprozession. Aber interessanter, als dies alles, ist die Standhaftigkeit eines Verarmten, der seine Familie nicht anders vom Hungertod zu retten weiss, als durch eine Bitte an den König, und der; da er, ohne daran zu denken, diese Bitte gerade *am Festtage des bösen Gottes* (an dem, nach einer alten Sitte, jeder, der eine Bitte an den König wagt, als Opfer geschlachtet werden muss) gethan, getrost dem Tode entgegengeht. Seine Tochter fasst den Entschluss, für ihn, und da dies nicht gelten soll, mit ihm zu sterben, und der gutmüthige Vezier verbürgt sich für den Unglücklichen. Dieser fehlt indess sehr darinn, dass er den Seinigen sagt, womit er Speise für sie erkauft: wodurch er nicht allein ein bittres Abschiednehmen veranlasst, sondern auch so viel Zeit verliert, dass das Leben seines Bürgen in Gefahr kömmt. Eilte er fort, und die Seinigen stürmten einige Zeit darauf nach, so würde dies freylich auch die Gattin der Gefahr aussetzen, aber desto mehr Eindruck auf den König machen. Die Gattin fehlt, dass sie sich, als er kaum fort ist, an den Festtag erinnert, nicht nacheilt, um ihn abzuhalten. Dass der Vezier sich S. 66. so plötzlich in die Tochter des Unglücklichen verliebt, und hernach, als die Familie desselben genug mit sich zu thun hat, und noch überdies eine für das ganze Volk so wichtige Revolution, als die Abschaffung aller Menschenopfer ist, vorgeht, nicht allein um sie anhält, sondern gar förmlich mit ihr copulirt wird, ist sehr zur Unzeit. So wie S. 56. Chöre von Priestern singen, so wären überhaupt Gesänge in diesem Stück, das in seiner ganzen Anlage sich der Oper nähert, vielleicht an der rechten Stelle gewesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. November 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *George Fordyce's praktische Abhandlungen über das Fieber.* Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Christian Friedrich Michaelis.* 1797. 315 S. 8.

Es ist immer interessant, die Resultate der Beobachtung und des Nachdenkens eines Praktikers kennen zu lernen, wenn man auch, wie es vorzüglich bey der ersten Abhandlung des vorliegenden Buchs der Fall ist, nur zu deutlich wahrnimmt, dass er nach Paradoxen hascht, und aus einem einseitigen Gesichtspunkte ohne hinreichende Kenntniss dessen, was schon geleistet ist, sieht und urtheilt. Die erste Abhandlung dieses Buchs hat die Aufschrift: *über das einfache Fieber oder über das nur aus einem Paroxysmus bestehende Fieber.* Das Fieber sey eine Krankheit, deren Existenz kein Mensch nur im geringsten argwöhnen würde, wenn wir auch eine so genaue Bekanntschaft mit der Einrichtung des Körpers, den Eigenschaften der festen und flüssigen Theile, den mancherley Operationen, welche im gesunden Zustande vorgehen, der Art und Weise, auf welche sie geschehen, den Kräften, welche sie erzeugen, und mit dem Zusammenhange des Körpers und der Seele bey ihm voraussetzen wollten, als uns nur heutzutage von Physiologen, Anatomen oder denjenigen gewährt werden kann, welche dem Studium der Heilkunde selbst, oder irgend einem andern Theile der Erkenntniss, welcher wirklich oder doch vermeyntlich in jenes Fach einschlägt, obgelegen haben. Man gelange zur Kenntniss dieser Krankheit lediglich durch Beobachtung der Körper solcher Menschen, welche daran leiden. (Diese Bemerkung ist entweder äusserst trivial, oder sie ist unrichtig. Entweder spricht der Vf. von der wirklichen Existenz des Fiebers, zu deren Kenntniss man freylich ohne Beobachtung so wenig gelangen kann, als zu irgend einer andern Erfahrungskenntniss; oder er spricht nur von der Möglichkeit desselben, die dem, der die angegebenen Kenntnisse besässe, auch ohne je ein Fieber gesehen zu haben, sehr einleuchtend seyn müsste.) Das Fieber sey unter allen Krankheiten die einzige, bey welcher man sich am wenigsten auf ein pathognomonisches Symptom verlassen könne. Hitze sey auf keinen Fall ein solches Symptom. Auch der Vf. beobachtete, dass bey Fieberkranken der Wärmegrad bey dem Gefühl grosser Hitze geringer war, als der natürliche (96°, 95°, 94°), und dass hingegen, wenn der Patient grosse Kälte verspürte, der Wärmemesser bis auf 104° und 105° stieg. Eben so wenig gebe Kälte, oder geschwinder Puls oder andre Zufälle ein sicheres Kennzeichen ab. Um das Fieber zu definiren, schliesst der Vf. für's erste alle Krankheiten des Körpers aus, welche von einer andern Krankheit abhängen. Ferner setzt er fest, dass eine Krankheit, welche lediglich einen Theil des Körpers, d. i. ein besonderes Glied desselben, z. B. einen Arm, den Kopf, den Magen u. s. w. einnimmt, nicht aber die übrigen Theile des Körpers angreift, deren Zustand allein von der krankhaften Beschaffenheit jenes Theils abhängig ist, keinesweges ein Fieber genannt werden könne. (Sätze, die er aus der Brownschen Lehre entlehnt hat.) Dann giebt er eine Beschreibung des Fiebers, dessen lateinische Benennung er, beyläufig gesagt, von *fervere* ableitet, da sie doch, bey den Begriffen der Alten vom Fieber, viel wahrscheinlicher von *februare* herkommt. Es ist dabey, wie er ausdrücklich erklärt, nicht seine Absicht, sich in eine physiologische (warum nicht lieber, dem Sprachgebrauche gemäss, pathologische?) Untersuchung einzulassen, weil alle Physiologie, soweit sie uns zeither bekannt ist, wenig oder gar nicht vermögend sey, einen Umstand, welcher sich beym Fieber ereigne, zu erklären; vielmehr merkt man ihm deutlich das Bestreben an, die Zufälle des Fiebers als etwas Unbegreifliches darzustellen. Eine Prüfung seiner Sätze verstattet der Raum dieser Blätter nicht; hier ist das Resultat derselben: „Fieber ist also eine Krankheit, deren Wesen uns unbekannt ist. Es meldet sich mit Unterdrückung der Kräfte sinnlicher Empfindung, der Reizbarkeit, der körperlichen Thätigkeit, imgleichen der Gedächtnisskraft, Einbildungskraft und Urtheilskraft, mit durch den ganzen Körper erfolgender Zusammenziehung der kleinen Gefässe, Anhäufung von Flüssigkeit in den grossen, und einem besondern krankhaften Zustande des Magens." — Die Bemerkungen des Vfs. über die Ursachen des Fiebers beziehen sich auf Ansteckung, plötzliche Erkältung, Feuchtigkeit, Genuss gewisser Nahrungsmittel, Abführungsmittel (die, wie der Vf. behauptet, zwar hauptsächlich bey Wechselfiebern, doch auch bey anhaltenden, ein gehobenes Fieber wieder hervorbringen können), und Leidenschaften. Auch erwähnt er einiger angeblicher Fieberursachen, besonders der Beschaffenheit der Säfte des Körpers, der Hitze u. s. w. Hr. F. ist der Meynung, die er auch schon in den *Abhandlungen der Londonschen Gesellschaft zur Vermehrung des medicinischen und chirurgischen Wissens* geäussert hat, dass das Fieber, wenn es einmal erzeugt ist, fortdaure, wenn auch seine Ursache gänzlich fortgeschafft werde, gerade so, wie ein

ein Körper, der einmal in Bewegung gesetzt worden, darin verbleibt, wenn auch der ihn antreibende Körper vollkommen entfernt ist, sobald er keinen Widerstand antrifft. Offenbar läuft hier Alles auf einen Wortstreit heraus, der, wie auch der deutsche Uebersetzer der angeführten *Abhandlungen* bereits bemerkt hat, auf einem Misbrauche des Worts Ursache beruht. Denn so wenig in dem vom Vf. gegebenen Beyspiele der antreibende Körper die Ursache der Bewegung des andern Körpers genannt zu werden verdient, da vielmehr die von jenem diesem mitgetheilte Kraft es ist, eben so wenig verdienen die oben aufgezählten Dinge genau genommen den Namen von Fieberursachen. Die sogenannten *gelegentlichen* Ursachen können allerdings aufhören, ohne dass die Krankheit aufhört; aber die *eigentliche nächste* Ursache der Krankheit, die einzig den Namen der Ursache verdient, verhält sich zur Krankheit, wie der treffliche *Gaubius* anmerkt, so, *ut illa posita hic* (morbus) *ponatur, durante duret, mutata mutetur, ablata tollatur.* — Den Beschluss dieses Aufsatzes machen Bemerkungen über die Zufälle und den Verlauf des Fiebers. (Folgende in dieser Abhandlung enthaltene Anekdote giebt einen zu merkwürdigen Beytrag zur medicinischen Literärgeschichte in England, als dass sie nicht hier einen Platz finden sollte. „Der Verfasser hat selbst gehört, wie Dr. *Fothergill* und andre Aerzte in völligem Ernste sich ihrer *höhern Eingebungen* rühmten, welche ihnen nicht nur in der Kenntniss der Krankheiten, ohne ihre äusserlichen Kennzeichen untersuchen zu dürfen, zu Statten kämen, sondern sie auch in den Stand setzten, medicinische Verschreibungen zu machen, ohne dass sie vorher solche in Gedanken zusammenzusetzen benöthigt wären. Sie nahmen dies an, nicht um sich nach den Vorurtheilen der Patienten zu fügen, sondern weil sie es selbst glaubten.") — Die *zweyte Abhandlung* enthält die *Geschichte und Behandlungsart eines regelmässigen dreytägigen Wechselfiebers.* Zuerst raisonnirt der Vf. über die regelmässige Rückkehr der Paroxysmen und über die Unzulänglichkeit der darüber versuchten Erklärungen. — Der Paroxysmus in einem regelmässigen dreytägigen Fieber kommt dem Paroxysmus eines einfachen Fiebers vollkommen gleich, nur dass in einem dreytägigen Fieber die Krisen der ersten Anfälle mehr oder weniger unvollständig erfolgen, so, dass dadurch nicht jedes Symptom der ersten Periode weggeräumt wird. Allgemach erhalten die fieberfreyen Zeiten oder vielmehr die Krisis mehr Vollständigkeit und Vollkommenheit, so, dass sie oft auch nicht die mindeste Spur der Krankheit hinter sich lassen. Vielleicht dass diese vollkommenen Intermissionen zu Ende von drey Wochen zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und dann so gegen sechs Wochen bis zwey Monate anhalten. Nach dieser Periode werden sie wieder unvollkommner, und so nimmt die Krankheit allmälig binnen zwey, drey oder sechs Wochen ihren Abzug, und verläfst zuletzt den Kranken gänzlich, welcher sich jedoch meistens geschwächt befindet. Auch diese Nachwehen vergehen nach einiger Zeit. Die ganze Krankheit dauert also gewöhnlich ungefähr vier Monate. Zuweilen befällt den Kranken zu irgend einer Zeit der Krankheit ein ungleich heftigerer Paroxysmus. Oft reinigen regelmässige dreytägige Fieber die Constitution von allen andern Krankheiten. Die Ursachen, warum ein einfacher Fieberparoxysmus seine drey Perioden durchläuft und sich in Gesundheit endigt, und noch mehr, woher ein dreytägiges Fieber seinen Anfang nimmt, nach und nach immer vollkommner wird, eine Zeitlang mit Heftigkeit anhält, dann allgemach vergeht und verschwindet, sind unbekannt. Regelmässige dreytägige Fieber, deren Paroxysmen in noch nicht zwölf Stunden zu Ende gehen, und binnen sechs und vierzig bis funfzig Stunden wiederkommen, sind unter gemässigtem oder kaltem Himmelsstriche sehr selten (wenn sie es sind, mittelst eines heftigen Frostanfalles) tödtlich. Diess und die vollkommnere Gesundheit, zu welcher manche Kranke nach dem ordentlichen Verlaufe eines solchen Fiebers gelangen, vermochte manche Aerzte zu der Meynung, man müsse das Fieber seinen natürlichen Gang gehen lassen; da hingegen andre der Meynung sind, man müsse Mittel anwenden, die Krankheit zu verkürzen. Der Vf. stellt nun zuerst Untersuchungen über das Verfahren an, das befolgt werden muss, wenn man den natürlichen Lauf der Krankheit nicht unterbrechen will. Er theilt gute Beobachtungen und Regeln über die zweckmässige Zeit zur Nahrung und über die Art derselben, über die Anwendung der Brechmittel und Purganzen, des Mohnsafts, der bittern Mittel, der Körperbewegung und Friction mit. Dann folgen Betrachtungen derjenigen Mittel, welche angewendet werden, wenn das Fieber seinen natürlichen Lauf nicht vollenden soll, namentlich der Brechmittel, der Chinarinde u. s. w. Die Resultate dieser Betrachtungen sind: Es muss erstlich eine Krisis hervorgebracht werden, welche so vollkommen ist, dass, nach ihrem Eintritte, keine Symptome der ersten Periode Statt finden, in welchem Falle oft gar kein nachfolgender Paroxysmus eintritt; zweytens kann die Fieberrinde oder andre Mittel gebraucht werden, die, während der fieberfreyen Zeiten angewendet, die Wiederkehr der Paroxysmen verhindern, ohne auf den Körper sonst einen merklichen Einfluss zu haben; drittens sind Mittel gerade vor dem Beginnen des Anfalls anzuwenden, welche den Kranken in starken Schweiss bringen, der, wenn er gerade zur Zeit des Eintritts des Paroxysmus beginnen sollte, seine Ankunft zu dieser Zeit verhindert, und oftmals die Krankheit hinwegnimmt; viertens können zur Zeit des Anfalls oder während des Paroxysmus krampfwidrige Mittel angewendet werden, um ihn zu schwächen oder abzuhalten; fünftens können Entzündungen erregt werden, welche zuweilen den Eintritt des Paroxysmus hindern. Ausleerungen durch Aderlässe oder Purganzen sind nachtheilig.

Der Vf. wird noch mehrere Abhandlungen über das Fieber liefern, von denen der geschickte Uebersetzer gleichfalls Verdeutschungen besorgen wird.

ERBAU.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WIEN, b. Stahel u. Comp.: *Joh. Drysdales Predigten* aus dem Englischen übersetzt. *Erster Theil* 310 S. *Zweyter Theil.* 1796. 348 S. gr. 8.

Drysdale starb als Prediger zu Edinburg 1788. Einer seiner Freunde, Hr. *Andr. Dalzel*, Prof. der griechischen Sprache an eben dem Orte, hat von seinem Leben und Charakter eine ausführliche Nachricht geschrieben, von welcher die Vorrede dieser Uebersetzung einen Auszug enthält. Die Predigten (im ersten Theil funfzehn, im andern sechszehn) sind meistens moralischen, durchaus praktischen Inhalts; z. B. von der Liebe; von der Erziehung; von der frühzeitigen Frommigkeit; von der Behütung des Herzens; von dem elenden Zustande lasterhafter Menschen; von der Beschaffenheit der Besserung; über die Gefahr des Aufschubs der Besserung; von dem glückseligen Zustande eines wahrhaftig gebesserten Menschen; von den traurigen Folgen der unmäfsigen Begierde nach sinnlichen Vergnügungen u. s. w. Keine Materie wird völlig erschöpft; indessen jedesmal das und so viel davon gesagt, als der vorliegende Bibelspruch enthält. Denn dieser Prediger macht es nicht, wie die meisten von der englischen, selbst auch schottländischen, Kirche, denen ihr, obwohl von ihnen selbst frey erwählter, Text fast nur einen Anlafs darreicht, auf ihr Thema zu kommen. Die meisten Ueberschriften dieser Predigten könnten daher, wenn es mit ihnen der Vf. genau genommen hätte, bestimmter angegeben seyn; z. B. von der Liebe, vielmehr: warum die Liebe das Band der Vollkommenheit heifse Col. 3, 14. — von der Erziehung, vielmehr: *dafs* und *wie* (nach Sprüchw. 22, 6) ein Kind auf den Weg zu leiten sey, den es gehen soll — und so durchweg. Aber auch von dem, was der Redner nach einer solchen Beschränkung seines Stoffs zu sagen hätte, sagt er jederzeit nur das Allgemeinste. Man darf weder gründliche Entwickelungen der Begriffe und Beweise, noch sorgsame Anwendungen der Religions- und Sittenlehren auf die besondern Angelegenheiten des Herzens und Lebens der Menschen von ihm erwarten. Doch die Uebersetzer dieser Predigten, die Herrn *Fock* und *Schmidt*, haben in der Vorrede den Charakter und Werth derselben richtig genug bestimmt.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Vernünftig-christliche Andachten und Gebete für Freunde und Liebhaber der Religion.* Herausgegeben von einem Freund(e) der reinen Gottesverehrung. 1796. 171 S. 8. nebst 2 Bl. Inhaltsanzeige.

Es sind Gebete, mit unter auch Betrachtungen, alle aber in Gebetsform eingekleidet, in den verschiednen Umständen des Christen, am Sonntage, am Geburtstage, am Communiontage, an den Festtagen, in den Jahreszeiten u. s. w. Bey jedem steht ein Lied aus neuern Gesangbüchern. Das wäre nun, ungeachtet des grofsen Ueberflusses an solchen Andachtsbüchern, ganz gut, wenn sich nur die Schrift durch irgend etwas auszeichnete. Aber das ist gar nicht ihr Fall, sie erhebt sich an keiner Stelle über das Mittelmäfsige, und erreicht es oft nicht. Sie enthält ganz gewöhnliche Gedanken und Vorstellungen, wie sie einem jeden Christen ohne besonderes Nachdenken einfallen, und diese noch dazu in einem sehr weitschweifigen und ermüdenden Vortrage. Auch die Lieder konnten bey der grofsen Menge guter neuerer Lieder besser gewählt seyn. Die Andachten in den Jahreszeiten, Frühling, Sommer u. s. w. sind noch am leidlichsten, nur sollten es nicht Gebete seyn. *Das Gedächtnifs Jesu und seiner Leiden* S. 34 erzählt Jesu sein ganzes Leben matt und schleppend vor. *Das Gebet eines Christen bey Annäherung seines Todes vorzusprechen* S. 161 ist durchaus langweilig, matt und kalt. Bisweilen will der Vf. den Ausdruck heben, da fällt er ins Gezierte. Z. B. S. 106 „Ich werde einst sterben, und *wenn ich meine Lebensrolle glücklich ausgespielt, von diesem Schauplatz abtreten.*" Man denke, in einem Gebete! — Stellen, wie folgende, giebt es genug: „wenn ich auch gleich keinen sichtbaren Zeugen habe, indem ich den Leidenden aus seinem Jammer erwecke, *indem ich die süfsesten Neigungen unter Schmerz und Thränen aus meinem Busen herausreiffe* — du (Gott) weifst, du siehst es." S. 150. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel, der häfslichste aber ist in dem *Liede der Kinder für Aeltern*, gleich in der ersten Strophe, S. 144 „Gott, du hast mir mein Leben gegeben, es durch Aeltern mir verliehn, die der Tugend mich *entziehn* für *erziehn*. — Das einzige Unterscheidende dieses Buchs von ähnlichen dieser Art ist vielleicht *Gebet* (der Aeltern nämlich) *bey der Einpfropfung der Kinderblattern*, S. 114 dergleichen Rec. sich noch nicht gefunden zu haben erinnert. — Was übrigens der Vf. mit den Ausdrücken des Titels: *vernünftig-christliche* — *reine* Gottesverehrung sagen will, läfst sich aus seiner Schrift nicht errathen.

LEIPZIG, b. Grieshammer: *Homilien und Predigten*, von M. *Caspar August Pestel*, Catecheten an der Peterskirche in Leipzig. 1797. 184 S. 8.

In den zwey ersten Homilien wird *Jesu hohes Benehmen bey den Leiden einer frommen Familie in Bethanien, deren Freund er war*, dargestellt; nach Joh. 11. *Dritte* Homilie: *Der wegen begangener Treulosigkeit bekümmerte Petrus wird von Jesu mit liebreicher Schonung der Jüngerschaft feyerlich wieder würdig erklärt*; (deutlicher: — feyerlich der Jüngerschaft wieder würdig erklärt); nach Joh. 21, 15 folg. *Vierte* Homilie: *Des Apostels Pauli und seines Gefährten merkwürdige Begegnisse zu Philippen, einer Stadt in Macedonien*; nach Apstg. 16, 16 folg. Hierauf folgen vier Predigten: I. *Wie unrecht es ist, wenn sich Unterthanen gegen die ihnen aufgelegten Abgaben widersetzlich betragen*; über Matth. 2, 15—22. II. *Die Nachtheile, die es für uns hat, wenn wir uns von unserm Unwillen über Andere hinreissen lassen*; über Matth. 5, 20—26. III. *Johannes der Täufer, ein würdiger, musterhafter Verehrer Jesu*; über Joh. 1, 19—28. IV. *Die*

Die Wohlthätigkeit nach dem Beyspiele Jesu; über Joh. 6, 1—15. — Das Bestreben des Vf., seinen Zuhörern etwas Nützliches zu sagen, leuchtet aus allen diesen Vorträgen hervor. Nur sind die Schilderungen in den Homilien bisweilen etwas zu wortreich, und fast dichterisch ausgefallen. So heisst es z. B. in der Schilderung des Lazarus und seiner Schwestern (S. 5): „Zu ihnen gesellten sich gern die wenigen Edeln der Stadt, um sich zu entledigen des städtischen Zwanges, entlastet zu seyn der drückenden, unruhigen Geschäfte, um entfernt zu seyn von der blendenden Pracht und den taumelnden Ergötzlichkeiten; sie suchten da Erholung unter dem ländlichen Dache, Erfrischung unter dem kühlenden Schatten der Bäume, Erquickung in ungepresster Luft, im Umgange mit unverfälschten, offenen, ungekünstelten Seelen, unter freundlichen Gesprächen beym einfachen, muntern Mahle; und dies wurde ihnen auch gewährt." Woher weiss der Vf. dies alles? Solcher Auswüchse ungeachtet sind diese Vorträge im Ganzen genommen gut und erbaulich.

Freyberg, in der Crazischen Buchhandl.: *Sammlung einiger Religionsvorträge,* von *Gottlob Immanuel Petsche,* Vesperprediger an der Peterskirche zu Freyberg. 1797. 296 S. 8.

Diese Predigten, an der Zahl zwölf, verdienen empfohlen zu werden. Der Vf. sucht durch den Verstand auf das Herz zu wirken. Das ist, wie er in der Vorrede versichert, sein Zweck bey allen Religionsvorträgen, die er zu halten hat. Er fragt, ob er sich auf dem rechten Wege zu diesem Ziele befinde, und wünscht darüber belehrt zu werden. Rec., der freylich nur Eine Stimme hat, trägt kein Bedenken, diese Frage mit Ja zu beantworten. Damit die Leser wissen, was sie in dieser Sammlung zu suchen haben, so wollen wir die Hauptsätze hieher setzen: I. *Christliche Vollkommenheit zu befördern ist der erhabene Endzweck des christlichen Lehramts.* Ueber Kol. 1, 28. Die zu Freyberg gehaltene Probepredigt des Vf. II. *Was haben Zuhörer zu thun, wenn der Endzweck des christlichen Lehramtes an ihnen erreicht werden soll?* Ueber Jac. 1, 21, 22. Anzugspredigt des Vf. III. *Warnung vor Leichtsinn bey dem Eintritt ins eheliche Leben.* Ueber 1 Thess. 5, 21. IV. *Wie beweisen wir, dass wir unsere Aeltern lieben und ehren?* Ueber das vierte Gebot. V. *Wodurch können christliche Dienstboten sich ihren Zustand erleichtern?* Ueber das vierte Gebot. VI. *Wodurch können Herrschaften den Dienstboten ihren Zustand erleichtern?* Ueber das vierte Gebot. VII. *Ob man langes Leben als eine sichere Belohnung der Frömmigkeit betrachten und erwarten könne?* Ueber das vierte Gebot. VIII. *Warnung vor einigen unerkannten Versündigungen an der Gesundheit und an dem Leben Anderer.* Ueber das fünfte Gebot. IX. Fortsetzung dieser Betrachtung. X. *Von der ehelichen Treue.* Ueber das sechste Gebot. XI. *Wie sehr die Ueberzeugung, dass Tugend Gottes Werk sey, die Tugend befördere.* Ueber Phil. 2, 13. XII. *Von dem wohlthätigen Einflusse der christlichen Lehre auf die Berufsgeschäfte des Bergmannes.* Ueber Kol. 3, 23. 24. Diese Hauptsätze sind gründlich ausgeführt. Der Vortrag ist deutlich, bestimmt und herzlich, und es ist fast durchgängig auf herrschende Fehler und Vorurtheile des Zeitalters Rücksicht genommen worden, welchen der Vf. mit bescheidener Freymüthigkeit entgegen zu arbeiten sucht. Wir wünschen daher diesen Predigten viele Leser.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Regensburg,* b. Montag u. Weiss: *Der Kammerhusar, ein Schauspiel in einem Aufzuge.* 1797. 104 S. 8. (8 gr.) Ein Hofrath, ein edler Mann verliert sein Amt, weil er den Fürsten in einem förmlichen Urtheil der Ungerechtigkeit überführt hat; er würde nun als ein Weiser mit seiner Familie ein glückliches Privatleben führen, zumal, da er sowohl, als seine Frau vermögend ist, wenn nicht die Eitelkeit und Spielsucht seiner Gattin ihm das Leben verbitterte. Sie kömmt in ein solches Gedränge, dass die Tochter Schmuck und Spargeld aufopfern muss, um sie zu retten. Ein neuer Fürst, der zur Regierung gelangt, lässt ihm Hofnung machen, wieder angestellt zu werden, aber unter der Bedingung, dass er sein ehemaliges Urtheil widerrufe, aber dazu kann sich der Rechtschaffene nicht entschliessen, ob ihn gleich die ehrsüchtige Gattin bestürmt, und endlich, da er sich durchaus weigert, mit der Scheidung bedroht. Der verlangte Widerruf war aber nur Prüfung, und, weil er sie glücklich besteht, so erhält er nicht allein Genugthuung, sondern auch Belohnung. In allen dem war nun eben nicht nöthig, den neuen Fürsten sich in einen *Kammerhusaren* verkleiden zu lassen, eine Maskerade, die der Leser bald inne wird. Der Schluss ist dann, wie immer, wenn zuletzt ein Fürst auftritt, und rechts und links Gnaden austheilt. Damit nun aber dieser Fürst gar *Julien*, die vermeynte Tochter des Hofraths, mit Anstand heyrathen kann, muss noch eine Entdeckung detaillirt werden, vermöge welcher sie nicht des Hofraths wahre Tochter, sondern eine Gräfin von Geburt ist, wodurch das, für ein Nachspiel ohnedies zu lange, Stück nur noch mehr gedehnt wird. Natürlich verwandelt sich auch nun der Hofrath auf einmal aus einem Teufel in einen Engel. Moral kömmt viel in dem Stück vor, sie ist auch in einzeln Stellen gut gesagt, aber sie ist doch zu häufig angebracht, und dass *Julie*, da sie doch für die Tochter des Hofraths gehalten wird, der Mutter den Text liest, sehr unschicklich. Das fade Geschwätz in der Rolle des Kammerdieners ist unleidlich. Kurze Schlagreden sind allzu sehr gehäuft, und der längere Dialog öfters schwerfällig. Folgender Scherz S. 55 ist unverständlich und fade: „Wer gefallen ist, stehe auf, und kümmre sich „nicht, wenn die Gassenjungen lachen; eine weise Regel, aber „nicht die Hauptsache, *die Hauptsache muss sich auf stehende, „hängende, und liegende beziehn.*" Diese sonderbar genug bezeichnete Hauptsache soll denn das Geld seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. November 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien*, von zweyen Rechtsgelehrten Gebrüder Overbeck. *Siebenter Band.* 1796. 309 S. 8.

Mit dem sechsten Bande sollte diese Sammlung geschlossen werden; der Beyfall aber, den das Werk erhielt, munterte die Herausgeber zur Ausarbeitung eines neuen Bandes auf, und nach der Vorrede wird es von Zeit und Umständen abhangen, ob noch mehrere Theile folgen. Um hierin freye Hände zu behalten, haben die Vff. diesem Bande ein eigenes Register angehängt, so dass also sie und die Käufer, nach Willkühr abbrechen oder fortsetzen können. — Was den innern Gehalt der hier gelieferten Arbeiten anlangt; so steht dieser Theil seinen Vorgängern in keiner Rücksicht nach. Die Vff. sind in ihrer Behandlungsart durchaus sich getreu geblieben, und scheinen auch sogar, wie bey den vorhergehenden Bänden, das Nachtragen einer zweckmässigen Literatur einer neuen Ausgabe vorbehalten zu haben. — Als erheblich verdienen aus dem vorliegenden Bande folgende Aufsätze ausgezeichnet zu werden: Nr. 351. *Der Urheber einer Schlägerey kann wider seinen Gegner, der ihn verwundet hat, auf keine Entschädigung klagen, wenn dieser die Grenzen der Vertheidigung nicht überschritten hat.* Die verschiedenen Grundsätze des römischen, kanonischen und deutschen Rechts in dieser Lehre sind hier ganz richtig von einander unterschieden. Nr. 353. *Die Widerklage kann noch in der Appellationsinstanz angebracht werden.* Rec. kann dieser Behauptung nicht beytreten, indem auf diese Weise dem Kläger das Recht der ersten Instanz abgeschnitten werden würde. Nr. 354. *In einem Contracte, der durch d n Betrug des einen Contrahenten geschlossen ist, wird das Eigenthum der Sache nicht übertragen.* Die L. 12. C. de resc. emt. vend. hätte wohl eine umständlichere Erläuterung verdient. Nr. 357. *Ueber die Concurrenz und den Beytrag zu den, zur Abholung des Predigers erforderlichen Fuhren, unter den eingepfarrten Gliedern einer Landgemeinde.* Ein interessanter Aufsatz, dessen Resultat dahin geht, dass alle Gemeindsglieder, die auf ihren eigenen Grundstücken Pferde halten, zu concurriren verbunden seyen. Nr. 359 *Ob einer Gemeinheit, an dem, von einem Gemeinheitsgliede an einen Fremden verkauften Antheile an dem Gesammteigenthume, das Näherrecht oder der Abtrieb zustehe?* Hier werden bloss zwey einander entgegenstehende Erkenntnisse der hallischen und helmstädtischen Juristenfacultäten, deren erstere die aufgeworfene Frage verneinte, die zweyte aber solche bejahte, angeführt. Nr. 363. *Geistliche können sich auf eine rechtsgültige Art verbürgen.* Die gegentheilige Behauptung einiger Rechtslehrer wird hier gründlich widerlegt. Nr. 366. *Ein Landesherr ist nicht berechtigt, die von seinen Vorfahren ertheilten Privilegien aufzuheben, wenn auch gleich der Begnadigte unterlassen hat, die befohlne Confirmation des Privilegiums nachzusuchen.* In solcher Allgemeinheit, wie hier der Satz steht, möchte ihn Rec. nicht unterschreiben, wohl aber mit denjenigen Modificationen, die in der Abhandlung selbst näher angegeben sind. Nr. 369. *Ein Gläubiger, der sich beym Concurs seines Schuldners nicht gemeldet hat, und nachher präcludiret ist, verliert dadurch in der Folge nicht die Einrede der Compensation.* Eine sehr richtige Bemerkung, die, nach Rec. Erfahrung, nicht immer genau genug befolgt wird. Nr. 370. *Eine Schenkung von Todeswegen ist deswegen nicht ungültig, weil ihr die Acceptation des Schenknehmers fehlt.* Uns scheint es, dass die Vff. bey dieser Behauptung die richtigen Begriffe von den verschiedenen einschlagenden Geschäftsarten verwechselt haben. Nr. 372. *Wer einen Bedienten hält, der eine zunftmässige Profession erlernt hat, kann sich auch von demselben die für eine solche Zunft gehörige Arbeit verfertigen lassen.* Billig hätte hier der Unterschied zwischen gebrödeten Dienern und blossen Tagelöhnern herausgehoben werden sollen. Nr. 379. *In dem Testamente der Aeltern unter ihren Kindern findet auch die Enterbung statt.* Hätte billig gründlicher ausgeführt werden sollen. Nr. 380. *Jüdischen Ehefrauen steht das, den christlichen Ehefrauen in Absicht des Brautschatzes gegebene, Vorrecht nicht zu.* Rec. war immer der entgegengesetzten Lehre zugethan, und ist durch diese Ausführung eines andern nicht überführt worden. Nr. 392. *Den Zünften steht kein Erbrecht an der Nachlassenschaft eines, ohne Erben verstorbenen Zunftgenossen zu.* Nr. 393. *Einem Vormunde steht als solchem kein Erbrecht an dem Nachlasse seines ohne Erben verstorbenen Pupillen zu.* Es ist kaum der Mühe Werth gewesen, in diesen beiden Aufsätzen die abweichenden Meynungen einiger ältern Rechtslehrer wieder aus der verdienten Vergessenheit hervor zu ziehen. Nr. 394. *Ueber die Einrichtung der Kirchenbücher.* Enthält richtige Bemerkungen über die immer nur noch gar zu häufigen Fehler der Kirchenbücher, und gute zweckmässige Vorschläge zu deren Verbesserung. — — Diese Proben werden hinreichen, unsere Leser zu überführen, dass auch in diesem Bande die Vff. wieder praktische Brauchbarkeit zu ihrem vorzüglichen Augenmerk genommen haben.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Die Art und Weise wie im deutschen Reiche neue Fürsten, Grafen, Freyherren und Edelleute gemacht werden, und was dafür bezahlt werden* muss; kürzlich dargestellt von G. F. *Müller*. 1797. 125 S. 8.

Die Abfassung des Titels trägt ganz das Gepräge der Behandlung. Zuerst gleichsam von den rohen Materialien; bis zu S. 13. die Geschichte der Ausbildung des hohen und niedern Adels in Deutschland mit literarischen Belegen; darauf die Entstehung der Standeserhöhungen, als eines kaiserlichen Reservats. — Grösserer Comitiv-Vicariats-Adel, wobey nur dieses unangemerkt geblieben, dass die Reichskanzley in Wien auf das Bestätigungsrecht Anspruch macht. Aus der Praxis der beiden letzten Zwischenreiche ist fast nichts beygebracht, obgleich manches davon noch nicht in Druckschriften bekannt geworden. — S. 25. Ansprüche der Kurfürsten. Hiebey ist nicht einmal angeführt, dass Kurpfalz auch ausser dem Vicariate Adelsdiplome ertheile, wie deren eins im J. 1786 von einem auswärtigen Legationssecretär in *München* angenommen wurde. — S. 27—90. Einschränkungen aus den kaiserl. Wahlverträgen und aus Reichsgesetzen. Die Geburtserhebung von Ausländern ist vorzüglich bey *Russen* vorgefallen; daraus ist dann der Uebelstand erwachsen, dass deutsche Reichsfürsten aus Gnade von ihrem Oberherrn Paul I eine gleiche Kategorie im russischen Adel erhielten, und dass andere deutsche Fürsten, als französische Ausgewanderte, von milder Hand jetzt kärglich leben. Was S. 55—58. die Aufnahme von Reichsgrafen betrifft, so ist dazu die *Sickingische* Reception in Schwaben die neueste Belege. Die wichtige Streitfrage von der Bestimmung einer unstandesmäsigen Ehe nach der reichsgesetzlichen Sprache, bleibt S. 82. unerörtert.

Von S. 90. an geht der Vf. die Kanzleypraxis durch. Ebenfalls nur skizzirt, doch die Reichskanzleytaxordnung vom 6. Januar 1659 vollständig abgedruckt. — S. 103. Ein nützliches Wort über die Usurpatoren des Adels, deren man vorzüglich in deutschen Reichsstädten findet. Die *Bestätigung*, welche die Territoriallandeshoheit nach S. 105. in Sachsen und Brandenburg sich zueignet, wird mit eben so grosser Strenge im Hannöverschen gefodert. In letzterm Lande gilt das Bestätigungspatent 80—100 Thaler, und erfolgt bisweilen erst Jahre lang nachher. Hin und wieder verstecken die Reichsstände diese Foderung unter der *Publications*-Befugniss. Im Preussischen wird der öffentliche Gebrauch eines Wiener Adels, ohne vorher eingeholte königliche Erlaubniss sogar bestraft. — Anhangsweise ist S. 111. von der Verleihung einer neuen Kur im allgemeinen die bekannte Theorie auseinandergesetzt.

Dem Vf. gebührt das Lob einer freymüthigen, unpartheyischen und zugleich einer systematischen Abstrahirung der Rechtsgrundsätze über den Adel. Einige Ausschweifungen von dem Hauptzweck, wie z. B. S. 77. die Namenliste der adelichen Familien in den herzoglich *Braunschweigischen* Landen, können dieses Verdienst nicht heben, welches aus folgender kurzen Uebersicht hervorleuchtet:

Nur dem Kaiser stehet das Recht der Standeserhöhungen in dem Reiche zu: A) Mittelbar. B) Unmittelbar. Dennoch darf er *überhaupt* einen höhern Stand nur ertheilen, an solche, die es vor andern meritiren, — die im Reiche angesessen sind, die genugsame Mittel für die neue Dignität haben, und wo den Territorialgerechtsamen der Stände, dem Stande, Titel und Wapen der alten Häuser und Geschlechter nicht präjudicirt wird. *Insbesondere* den hohen Adel anlangend, so darf der Kaiser 1) eine Kur nicht neu errichten, ohne Comitialconsens des Reichs, und nicht verleihen ohne Consens der Kurfürsten. 2) Neue Fürsten, Grafen oder Herren zu Sitz und Stimme auf dem Reichstage nicht befördern, so wenig gerade zu, als indirecte durch Erstreckung des der einen Linie eines Hauses zugestandenen Stimmrechts auf die andere; sie haben denn reichsunmittelbare Fürstenthümer, Graffschaften oder Herrschaften im Besitze, in einem Kreise die Reichsstandschaft erworben, einen standeswürdigen und kammergerichtlichen Matricularanschlag übernommen, und es sey denn in die Aufnahme der Fürsten, Grafen und Herren ordentlich gewilligt. — Endlich darf er 3) den, aus notorischen Missheirathen erzeugten, Kindern die väterliche Würde nicht beylegen. — Die Standeserhöhungsdiplome müssen in der Reichskanzley unter kaiserl. Namen ausgefertigt, binnen drey Monaten gegen Erlegung der Taxen ausgelöset werden; sonst sind sie *ipso facto* verfallen, und wer aus solchen verfallenen Diplomen einige Würden sich beylegt, soll zur gebührenden Strafe gebracht werden. — Bey Standeserhöhungen mittelbarer Personen haben die Landesherrn kein eigentliches Bestätigungsrecht, können aber die Einsicht des Erhöhungsdiploms verlangen.

LEIPZIG, b. Fleischer d. Jüng.: *Handbuch des Chur-Sächsischen Lehnrechts*, von *Karl Salomo Zachariae*, der Rechte u. Phil. D. und Privatlehrer auf der Universität Wittenberg. 1796. 312 S. 8.

Systematische Bearbeitungen ganzer Theile einzelner deutscher Provincialrechte gehören zu den schwersten literarischen Unternehmungen. Die gesetzlichen Quellen sind gewöhnlich sehr zerstreut, haben grossen Mangel an Einheit, dass das, was davon noch jetzt gilt, nicht unbezweifelt und unbestritten vor Augen liegt. Beym Gebrauch sucht man überall vollständige Angabe der Gesetze und wenigstens der wichtigsten Schriften, Hinweisungen auf die erheblichsten Zweifel, auch wohl bey diesen bestimmte eigne Meynungen des Vf.; der akademische Zuhörer (denn für diese bestimmt Hr. Z. seine Schrift zunächst) soll von den erstern beiden unterrichtet und durch die dritten auf die letztern geleitet werden; das Ganze soll an das gemeine Recht fest angeschlossen, und ohne weitläuftige Wiederholungen desselben für sich allein verständlich seyn; der Gebrauch der Autorität anderer Schriften ist dabey sehr misslich, weil es immer darauf

aufankommt, ob die fremde Meynung auch mit dem Eigenthümlichen des provinciellen Rechts übereinstimme. Bey dem Lehnrecht kommt hierzu die unentbehrliche historische Entwickelung der provinciellen Lehnsverfassung, die die Rechtskunde voriger Zeiten und noch eines beträchtlichen Theils unsers Zeitalters theils wenig, oder gar nicht kannte, theils fremden, ungeprüften Meynungen nachsetzte. In allen diesen Hinsichten nun, hat Hr. Z. nach Rec. Ueberzeugung etwas Vorzügliches geliefert, und zwar sowohl als Handbuch über ein Provincialrecht überhaupt, als in der besondern Betrachtung als ein Provinziallehnrecht. Er ist im Plan, einige kleine Abweichungen abgerechnet, dem Böhmerschen Compendio, und wie er S. XII. der Vorr. angiebt, wegen seiner innern Vorzüge gefolgt. Nach einer Einleitung von 3 Kapit. von dem Kursächsischen Lehnrechte überhaupt, dessen Quellen und Entwickelung nach seinem Inhalte wird im I. Abschn. von der Erwerbung eines kursächsischen Lehns, im II. von den Rechten aus dem Lehnscontracte nach Sächsischen Gesetzen, im III. von den Arten der Aufhebung der Lehnsverbindung, im IV. vom Lehnsprocesse gehandelt. Der Anhang enthält Zusätze, zwey Abhandlungen von den grössern Kursächsischen Lehnen und den damit verbundenen Afterlehnen, und von nicht adelichen (Bürger- und Bauer-) Lehnen und das Kursächsische Lehnsmandat vom 30. April 1764. Die §§. enthalten kurze Sätze. Literatur, historische Erläuterungen, Beantwortungen der Einwürfe sind sehr geschickt in Anmerkungen gebracht. Unsere ganze positive Rechtsgelahrtheit müsste anders beschaffen seyn, wenn der Achtung des Rec. für des Vf. kenntnissreiche, äusserst kritische und selbst in der präcisen Kürze des Ausdrucks mustermässige Behandlung seines Stoffs durch einige Bemerkungen etwas entzogen zu seyn schiene. Adliche Lehne und Rittergüter sind §. 5. unterschieden. In der Anmerkung werden drey Meynungen über den Begriff eines Rittergutes mitgetheilt, dass es mit Ritterdiensten verdient werde, dass es von dinglichen Abgaben befreyet sey, dass es mittel- oder unmittelbar die Landstandschaft habe. Die Abgabenbefreyungen der Rittergüter geniessen nach den Gesetzen nur die, welche Ritterpferde haben. Dadurch wird sofort die erste Meynung bestätigt. Dass man zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Freygüter zur Landesmitleidenheit gezogen wurden, dazu nicht den Schockfuss der Bauergüter, sondern die Repartition der Donativgelder bey der Ritterschaft wählte, betraf nur den *modum collectandi* (wie der Vf. S. 149. bey einer andern Gelegenheit selbst bemerkt) und konnte die Qualität der Freygüter nicht ändern. Beschockte Rittergüter sind ein Widerspruch. Es ist zuweilen von Bauergütern eine Auftragung zu Kanzleylehnen bey der Lehnscurie angenommen worden. Die Güter sind dabey beschockt geblieben, und geniessen keine von denen Gerechtsamen, die den mit Ritterpferden zu verdienenden Gütern eigen sind. §. 39. hätte durch eine andere Ordnung wohl mehr Licht erhalten. Die Anmerkung 1. sagt sehr richtig, dass auch Erbgüter nach Sachsenrecht gerichtlich in Lehn und Würden genommen werden müssten. Dies geschieht in der Regel bey dem Unterrichter als *judice rei sitae*. Die Schriftsässigkeit besteht in dem Vorzug, dass Güter und Personen bloss unter der höchsten Justizinstanz, der Landesregierung, stehen. Die Beziehungen sind also ganz verschieden, in welchen diese in jener Qualität *resignationes judiciales* von Alloden annimmt, und die Uebertragung des Eigenthums auf einen andern Besitzer bestätigt, oder als Lehnhofvasallen belehnt. Im allgemeinen wird in Sachsen bey Allodificationen die Lehnsverbindung nicht aufgehoben, sondern nur die Feudalsuccession. Wenn die Agnaten nicht ganz renuncirt haben, bleiben sie in dem *condominio* des Gutes, bekommen die Lehnspflicht als Mitbelehnte; nur die Ordnung ihrer Succession gründet sich nicht mehr auf die erste Infeudation, sondern auf einen Vertrag mit dem Besitzer des Guts. Es kann folglich auch keine andern Allodialgüter geben, als die allodificirt sind, weil die Ritterguts qualität andeutet, dass sie mit Ritterdiensten verdient werden, die wieder eine Lehnseigenschaft voraussetzen, und auf der andern Seite gehört es zu den seltnen Ausnahmen, wenn Güter, die Ritterpferde aufheben, nicht von der Landesregierung verreicht, oder amtsässige Allodialfreygüter, (seitdem die Freygüter zum Donativ beytragen, Beytragsgüter genannt) die nicht aus Lehnen erblich geworden sind, vor derselben verreicht werden. Einige andere Bemerkungen übergehen wir um deswillen, weil sie sich auf Grundsätze beziehen, die bey Gelegenheit einzelner Fälle für immer festgestellt werden, aber zur Zeit nicht in das Publicum gekommen sind, und welche Hr. Z. daher ohne Zweifel zu einer zweyten, wahrscheinlich bald erfolgenden, Ausgabe seines Handbuchs zu sammeln geneigt seyn wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Brutus* oder der Sturz der Tarquinier. 1797. Mit einem Titelkupfer. 375 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit der nämlichen Bequemlichkeit, womit sich unsre Ritterromane durch das Dialogisiren ausspinnen lassen, führt man jetzt auch häufig Römer und Griechen redend ein. Welch eine Reihe erhabner und beweglicher Gesinnungen lässt sich freylich bey einer Reihe von Thaten darlegen, wie sie mit Roms Befreyung verbunden waren! Wir lesen hier von Lucretia, Brutus, Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Publicola u. s. w., und bekommen als Zugabe noch andre bunte Scenen, z. B. die Listen des alten Tarquin, die Freyheitsfeste der Gabier nebst dem dazu gehörigen Liede, den Tod des Sextus, wie er von der Hand einer Frau fällt, die nach einem langen Gebete über den Text: Hilf mir meine Weiblichkeit besiegen! den Mord ihres Gatten an ihm rächt. Die Monologe und öffentlichen Reden sind überhaupt nicht gespart, und man muss es an dem Vf. vielfältig bewundern,

dass

dafs er so genau gewufst hat, wie es in einem römischen Herzen aussieht, und was auf Römer wirkt. Bey Gelegenheit, da die jungen Tarquinier mit Brutus nach Griechenland reisen, erfahren wir auch wie es dort beschaffen ist, und was wir von der Tugend und den verschiednen Staatsverfassungen zu halten haben. Wirklich läfst sich das ganze Werk nicht anders als ein wohlgemeyntes Exercitium ansehn, wodurch sich ein junger Mensch das Schöne und Grofse, was er vernommen, wiederholen will, und von Declamation dabey überfliefst, weil ihm der Sinn für Gediegenheit noch nicht geöffnet ist. Aus was für einem weichherzigen Jüngling geht sein Brutus hervor! Sein Mucius entschliefst sich nur deshalb den Porsena umzubringen, weil seine Geliebte in dem belagerten Rom hungert. Sein Tarquin, in Stolz und Grausamkeit grau geworden, stellt sich zuletzt selbst als Warnung auf. „Meine Geschichte soll die Welt „mit mir aussöhnen. Mein Beyspiel soll die Fürsten „lehren, die Väter ihres Volks zu seyn! Dann wer-„den sie nicht wie ich verlassen und elend herumirren „müssen, dann wird sie nicht der Fluch der beleidig-„ten Menschheit drücken. Die letzte Stunde, die „sich mir mit allen Schrecknissen des Todes nähert, „wird für sie eine Stunde der Freude seyn, denn sie „ruft sie ab, um jenseits den Lohn ihrer guten Tha-„ten einzuärnten." So rhetorisch, so matt, und so unrömisch wie diese — Verneigung gegen die fürstliche Loge, ist auch alles Uebrige.

Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: *Hallo der Zweyte, vom Verfasser des Ersten.* Erster Theil. 1797. 319 S. 8. Mit einem Titelk. von Bolt.

Der Vf. ist nicht zu verkennen. Immer die nämliche Fülle von Worten, ähnliche Lieblingsideen und schwärmerische Vorstellungen, welche nicht allzu wohl auf der Erde Fuss fassen können; dieselbige Thorheit, wenn wir so sagen dürfen, mit den lobenswürdigsten Zwecken verbunden. Hier wird ein junger Fürst geschildert, der nach geendigter Minderjährigkeit seine Mutter nebst ihrem Anhange, welche das Land während derselben ins Verderben gestürzt haben, vertreibt, und alle Uebel zu vergüten und auszurotten sucht. Hallo ist der ehemalige Minister seines Vaters, den er aus der Dunkelheit zu seinem Beystande hervorruft. Er geht äusserst rasch zu Werke, setzt ab und an, hält Reden, führt eine andre Gottesverehrung ein, und predigt selbst einmal von der Kanzel herab. Nicht blofs ein Fürst wie dieser, sondern vor allen Dingen ein Volk wie das seinige, müsste noch erst geschaffen werden: denn welches würde sich wohl gegen so unerhörte, schwindlicht machende Neuerungen folgsam beweisen? Nichts schlimmeres könnte einem Fürsten begegnen, als wenn er sich den hier eingeführten buchstäblich zum Muster nähme, und auf solche Art fehlen die aufgestellten Beyspiele unsers Schriftstellers beständig. Es ist nicht zu verwundern, dafs es nacher mit dem fürstlichen Jüngling eine äusserst traurige Wendung nimmt. Er wirft sich mit einer so rastlosen Gewalt auf die Gegenstände, dafs die Liebe, und zwar eine unglückliche Liebe, wobey ihm seine Mutter im Wege steht, leicht eine fixe Idee bey ihm werden und in Wahnsinn übergehn konnte. — Wir verlassen ihn in einem wahrhaft herzzerreissendem Zustande, wo er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, nebst dem Lande das er retten wollte, wieder in die Hände seiner abscheulichen Mutter fällt. Ein zweyter Theil wird ihn hoffentlich befreyen, und allem Vermuthen nach in eben dem Grade Tadel und Theilnehmung finden wie der erste.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Reinecke und Hinrichs: *Ueber die Glückseligkeit des menschlichen Lebens.* Eine moralische Rede, in einer Privatgesellschaft in Dresden gehalten von *M. J. K. L. Albanus*, vormals Prediger in London. 1796. 44 S. 8. — Gewöhnliche Gedanken, gut zusammengestellt. Den Begriffen mangelt es zuweilen an der nöthigen Bestimmtheit. Glückseligkeit z. B. ist so viel als angenehme Empfindung (S. 6.), Weisheit im Verstande heifst *Wissenschaft oder Erkenntnifs*, Weisheit in der Ausübung aber *Tugend oder Liebe* (S. 20.). Die Einleitung, welche zeigen soll, wie weit die Menschheit noch von der wahren Glückseligkeit entfernt sey, übertreibt die Schilderung des menschlichen Elends, indem sie das, was in einigen Fällen, leider! wahr genug ist, zu sehr verallgemeinert. Die Abhandlung selbst rechnet zur Glückseligkeit vier Stücke: Weisheit, Freyheit, Gesellschaft und Gesundheit. Der Vortrag ist correct und fliefsend; aber nicht immer edel genug; wie z. B. wenn die Menschen (S. 11.) ihre *kleinen lieben Mitmenschgen verhunzen*, und so *zuschneiden*, wie es ihre Absicht erfodert, oder wenn sie (S. 31.) ihr *Entreebillet vor den Logen des Todes* abgeben. Das angehängte Lied, welches zum Frohsinn ermuntert, würde schön seyn, wenn das Mechanische weniger schwerfällig, und aus der zweyten Strophe die *Fliege auf dem Todtenaase* fortgejagt wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. November 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

München, b. Lentner: *Bemerkungen über die Evangelien auf die Festtage Maria und der Apostel für Prediger, Katecheten und Lehrer*, von *Sebastian Mutschelle.* Mit Begnehmigung des hochwürdigen Ordinariats zu Freysing. 1797. 417 S. 8.

Bey der so ungeheuren Menge zweckloser Religionsschriften, die in unsern Tagen unter allen christlichen Parteyen, besonders aber unter den Katholiken von Zeit zu Zeit herauskommen, ist es für den weisen Religionsfreund eine wahre Seelenlabung, wenn ihm eine Schrift, wie die gegenwärtige in die Hände fällt. In den meisten Religionsschriften herrschet noch blinder Sectengeist, genähret durch dogmatische, polemische, mystische Grillen, wodurch nur Menschenhass und Intoleranz verbreitet, und die Wirkung der wohlthätigsten Religionswahrheiten, nach einem unrichtigen Gesichtspunkt dargestellt, grösstentheils vereitelt wird. In andern dergleichen Schriften, die sich über die gemeine Denkart erheben, und würdigere Begriffe über Religion enthalten, vermisset man nur gar zu oft den nöthigen Grad von Popularität, und die weise Schonung gewisser noch zu tief gewurzelter Vorurtheile, die man noch nicht gerade zu angreifen darf, ohne Aergerniss zu erregen, und sich selbst alles ferneren wohlthätigen Einflusses auf die bessere Bildung eines noch rohen Publicums zu berauben. Man gehet zu revolutionsmäsig zu Werke; man reisset ein, ehe man etwas besseres aufgebauet hat. Man kennet zu wenig die Natur des menschlichen Geistes, der sich schlechterdings nichts, was er auf seinem jetzigen Standpunkt noch für Wahrheit hält, und halten muss, unter dem Vorwande des Irrthums entreissen, und nichts, was ihm nur als Irrthum erscheinen kann, als Wahrheit aufdringen läst. Man bedenkt nicht, dass eines jeden Ueberzeugung durch unzählige kleine Fäden befestigt ist, die sich durch keine *fremde*, sondern nur durch *eigne* Hand anknüpfen, oder abreissen lassen; und dass Wahrheit, als etwas nur in uns, nicht aber ausser uns vorhandenes, sich durchaus nicht eintrichtern läst, sondern von einem jeden nur selbstthätig ergriffen, und festgehalten werden kann.

Beide Fehler hat Hr. *M.* auf das glücklichste vermieden. Man findet *erstens* in dieser musterhaften Schrift durchaus nichts, was dem Sectengeiste, der Intoleranz, und einer falsch verstandenen Rechtgläubigkeit den geringsten Vorschub geben könnte; vielmehr wird solchen Vorstellungen, die dahin leiten könnten, auf das zweckmäsigste entgegen gearbeitet. Ueberzeugt von dem äusserst wichtigen, und noch immer sehr verkannten Unterschiede, der zwischen einer praktischen Religionslehre, und einer gestempelten Theologie statt hat, hält er sich einzig an solche Wahrheiten, die entweder an sich schon praktisch sind, oder als nothwendige Mittel zur Beförderung der Moralität müssen betrachtet werden. Es wird aus allen seinen Bemerkungen sichtbar, dass er von dem grossen und fruchtbaren Grundsatze ausgehe: nur Moralität sey als der höchste Zweck des Menschen, alles übrige aber, also auch geoffenbarte Religion, nur als Mittel zu diesem Zwecke zu betrachten. Ihm ist nichts göttlich, als was nach den unwandelbaren, in eines jeden Bewusstseyn gegebenen Gesetzen der Vernunft als moralisch gut anerkannt werden muss, oder was Moralität auf das sicherste und zweckmäsigste befördern kann. Jede Lehre also, die bloss theoretisch ist, oder nur in *zufälliger*, nicht *nothwendiger*, Verbindung mit Moralität gedacht werden kann, ist von dem wesentlichen Inhalt einer geoffenbarten Religion, und folglich auch von dem gemeinen Religionsunterrichte auszuschliessen; sie gehört bloss zu den individuellen Vorstellungsarten solcher Menschen, die sich noch nicht zu einem durchaus richtigen Begriff über Moralität und Religion emporgehoben haben; sollte auch eine solche Lehre noch ein so grosses Ansehen gewonnen haben, oder gar mit deutlichen Worten in den Urkunden der Offenbarung stehen. „Willst du nie, sagt Hr. *M.* S. 397 in ähnliche Irrthümer, wie die Pharisäer gerathen; dir nie, „was oft nur Menschensage ist, als göttliche Aussprüche aufheften lassen, so halte dich redlich, ohne Leidenschaft, ohne Vorliebe und Vorurtheil an die Stimme des Gewissens, an den Ausspruch des gesunden „Verstandes, und sage zu dir selbst: *Was dawider ist, „konnte Gott nicht befehlen; was darnach ist, hat er „befohlen.* Denn die Stimme des Gewissens ist Gottesstimme, der Ausspruch der Vernunft ist Gottes Ausspruch, der Gewissen und Vernunft in dich gelegt „hat." Das sagen zwar auch viele andere Religionslehrer; sie stellen den Grundsatz auf, dass die Religion Jesu ganz moralischer Natur sey, und ihrem wesentlichen Innhalt nach bloss auf Beförderung der Moralität abzwecke. Aber sie sagen es nur, ohne sich selbst zu verstehen, ohne einen Begriff von dem Wesen der Moralität und der Religion, und dem wechselseitigen Verhältniss derselben gegen einander zu haben. Denn man darf nur weiter lesen, oder hören, so sieht man sich auf einmal in einem Dickicht ganz unverständlicher, mit der Vernunft, und folglich auch mit

mit der Moralität ganz unverträglicher Lehren befangen, die eben darum, weil sie übervernünftig sind, das Wesen der Offenbarung ausmachen, und auf unsere Seligkeit einen entscheidenden Einfluss haben sollen. Man hilft sich dabey mit der elenden Ausflucht, dass dergleichen übervernünftige Lehren, denen sich der menschliche Verstand gefangen geben soll, doch in einer andern Lebensperiode, wo wir alles klar sehen sollen, uns verständlich und praktisch werden können; aber man bedenkt nicht, dass, was einmal seiner Natur nach übervernünftig ist, in Ewigkeit nicht von der Vernunft aufgenommen, und praktisch werden könne. Hr. *M.* bleibt nicht bloss immer im Gebiete des Verständlichen, sondern benutzt auch jede schickliche Gelegenheit, gegen die unselige Sucht, in dem Reiche des *Uebervernünftigen*, das ist, dessen, was gar nicht ist, in dem Reiche der religiösen Träumereyen herumzuschwärmen, nachdruckvoll zu warnen. Wie wahr, wie schön und kraftvoll ist folgende Stelle S. 278. „Wozu über dunkle Stellen, die „ohne Nachtheil für Tugend und Seligkeit dunkel „bleiben mögen, grübeln und forschen, und ihren „Sinn genau bestimmen wollen? Hier wird keine neue „nützliche Wahrheit erhalten; wird meistens nur ein „neuer Irrthum verbreitet, allemal aber die Zeit nützlicheren Untersuchungen und Handlungen geraubt. — „Wieviel Unheil hat die Auslegungssucht über dunkle „Stellen, und Gegenstände, wieviel hat der Eigen„sinn gestiftet? Jesus selbst hatte gesagt, dass den „Sohn niemand kenne, als der Vater, und nun kom„men hochmüthige Gelehrte, die ihn genau kennen, „und alles genau von ihm, von seiner himmlisch„und seiner irdischen Abkunft, von seiner göttlich„und menschlichen Natur, von der Verbindung zwi„schen beiden, und von noch vielen anderen unbe„greiflichen Geheimnissen erklären wollten. Dabey „waren diese Ausleger so sehr mit einander im Wider„spruche, und auf der andern jeder auf seinem Eigen„sinne so steif und unbeweglich; dass sie mit ihrem „Geschreye: *Hier ist Christus — Nein! hier in mei„nem Sinne ist er*, die Welt erfüllten, Himmel und „Erde bewegten, viele Jahrhunderte durch den Men„schen und Völkern ihr zeitliches Leben verbitterten, „oder blutig raubten, und sie noch auf das Ewige hin „verdammten." Aber auf der andern Seite entfernt sich Hr. *M.* eben so weit von der unschicklichen und schädlichen Methode derjenigen Religionslehrer, die von einer schwärmerischen Reformationssucht befallen, mit zu grellen Lichte blenden, und eben dadurch dem Reiche der Finsterniss Vorschub thun, statt demselben nach und nach eine Provinz um die andere zu entreissen, und es endlich gar zu zerstören. Mit der weisesten Schonung behandelt dieser vortreffliche Religionslehrer gewisse Vorurtheile, die noch zu fest gewurzelt sind, als dass sie sogleich ausgerottet werden könnten. Er lässt manche Art von heiligem Unkraut, das man noch als Frucht des ewigen Lebens verehret, unangetastet stehen; pflegt aber dabey die wirklich gute und heilsame Saat so sorgfältig und klug, dass sie sich über das Unkraut heben, und dasselbe früh oder spät ersticken muss. Muster von Bescheidenheit sind seine Bemerkungen auf die Festtage *Mariä Empfängniss*, und *Mariä Opferung*, die ihre Entstehung bekanntermassen religiösen Träumereyen zu verdanken haben. Er benützt weislich das, was *ist*, um den Leser unvermerkt zu dem hinzuleiten, was *seyn sollte.* Urkunden der Offenbarung, Kirchfeste, auch solche, deren Ursprung offenbar abergläubisch ist, oder auf Erdichtung sich gründet, Ceremonien, willkürliche Dogmen — alles wird in seiner Meisterhand Vehikel zur erbaulichen und fruchtbaren Wahrheit, ganz nach dem Geiste der wichtigsten Religionsschrift, die je zum Vorschein gekommen ist, der Schrift nämlich: *Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft*, die noch für die meisten nicht bloss Theologen, sondern auch Philosophen ein verschlossenes Buch ist, an dessen Buchstaben man zwar unaufhörlich klebt, dessen Geist man aber von weiten nicht ahndet, weil man den Standpunkt des Dogmatismus nicht verlassen kann, oder will, auf welchem es nothwendig als ein Aggregat von Thorheiten und Widersprüchen erscheinet. Hr. *M.* lässt sich durchgehends zu dem gemeinen Sprachgebrauche der katholischen Theologen herab; und hat er auch von solchen Dogmen zu sprechen, die mit der Moralität entweder in gar keiner, oder nur zufälliger Verbindung stehen, denen also das Gepräge der Göttlichkeit mangelt, so begnügt er sich, sie nur kurz, und historisch zu berühren, und macht sich sogleich einen Weg, auf welchem er zu gemeinnützigen Wahrheiten übergehen kann. — „Bekämpft die „Irrthümer und Vorurtheile, sagt er S. 369, nicht immer „gerade zu; die Menschen sträuben sich dagegen, und „wollen sie mit Gewalt behalten. Verbreitet nur im„mer mehr Licht, und einleuchtende Wahrheit — und „Schatten, Irrthümer und Vorurtheile werden von „selbst schwinden. — Die Menschen gebärden sich nur „gar zu oft, wie die Kinder. Will man ihnen ihr „Spielzeug mit Gewalt nehmen, so weinen und schreyen „sie. — Lasst es ihnen, und legt ihnen nebenher et„was anderes Besseres vor, so werfen sie's allmälig „selbst weg." Diese goldene Regel hat der Vf. selbst auf das pünktlichste befolgt. Zur Probe mag unter vielen andern nur folgende Stelle S. 209 dienen, wo der Vf. von dem Primat und der Schlüsselgewalt Petri redet. „Aber empfieng, fahrt er fort, hier Petrus „eine Macht, lediglich nach seiner Willkür die Leute „von dem Reiche Christi, von der Gemeinschaft der „Gläubigen auf Erden und der Seligen im Himmel „auszuschliessen, oder darin aufzunehmen? Sie nach „Willkür zu binden, oder zu lösen, und wie dies „noch bey Calmet ausgelegt wird, ihnen nach Will„kür zu erlauben, oder zu verbieten? — Keineswegs. „Bey seiner Lehre, bey seinem Erlauben und Verbie„ten musste er sich an die Lehre Jesu halten; beym „Einlassen und Ausschliessen musste er auf die Wür„digkeit der Leute sehen, nach der sie eingelassen, „oder ausgeschlossen zu werden verdienten. Und dar„auf sah er auch; bey seiner Lehre auf die wahre und „reine Lehre Gottes; bey seiner Aufnahme auf die „wahre Busse und reine Seele des Menschen. — Lehre

„nie

„nie anders, als was wahr, und rein ist, und lebe „nie anders, als wie es rein, und recht ist, so stehet „dir das Reich Gottes offen; und du bist ein würdi- „ges Mitglied, ein würdiger Bürger des Gottesreiches, „und wirst ein Seliger im Himmel (bedarfst also gar „keines Thorwächters, der dich in die Kirche, oder „in den Himmel einlasse). — Petrus öffnete das Him- „melreich jedem, der es sich durch sein gelehriges, „folgsames, reumüthiges Betragen selbst öffnete; er „verschloss es niemanden, als der es sich durch seine „Widersetzlichkeit, durch seinen bösen Sinn und „Wandel, so zu sagen, selbst verschloss. Nach die- „sem Sinne hat jeder einen Antheil an der Schlüssel- „gewalt Petri, hat jeder die Schlüssel zum Himmel- „reich in seiner eignen Hand. Ein unbekehrlicher „böser Sinn und Wandel ist der Schlüssel, der es zu- „schliesst; ein reuiger, guter Sinn und Wandel ist „der Schlüssel, der es aufmacht."

Man darf aber nicht glauben, dass der Vf. bey seinem Bestreben, alles auf die höchste Bestimmung des Menschen, oder auf das Moralische zu beziehen, den Wortsinn der Evangelien vernachläsige, und denselben eine ganz willkürliche Erklärung unterlege, so wie es die Mystiker machen. Dieser Vorwurf wurde von den meisten, auch angesehenen Theologen, z.B. von *Niemeyer* unter den Protestanten, und *Ildephons Schwarz* unter den Katholiken dem grossen Philosophen von Königsberg gemacht, dessen Winke Hr. M. auf das glücklichste benützet, und auf das vollkommenste befolgt hat. Die *moralische* Exegese, die Kant eingeführt wissen will, schliesset den eigentlichen Wortsinn der Urkunden der Offenbarung, und folglich auch die nöthigen Hülfsmittel, denselben zu erreichen, keineswegs aus, sondern fodert nun, dass man bey dem Wortsinne einer Stelle nicht stehen bleiben soll, wenn darin nichts *Göttliches*, das ist, nichts *Praktisches*, nichts, das mit dem höchsten Zweck des Menschen in nothwendiger Verbindung stehet, enthalten ist. In diesem Falle soll der weise Religionslehrer das vorliegende Dogma nur als Vehikel benützen, um den Leser oder Zuhörer zu dem einzig wahren Ziel aller Religion emporzuheben, und auf solche Art das, was der geglaubten Offenbarung noch mangelt, zu ersetzen.

Nur mit zwey Stellen in dieser Schrift ist Rec. nicht ganz zufrieden. Die erste ist S. 70 und 71 wo der Vf. zu äussern scheint, dass Maria, obschon sie mit Joseph verlobt war, dennoch schon vor ihrer Verlobung ein Gelübd der ewigen Jungfrauschaft gemacht habe, auf welches hier noch dazu ein scheinbarer Werth gelegt, und so das Beyspiel zur Bestätigung eines sehr schädlichen Irrthums missbraucht wird. Die andere Stelle ist S. 236 wo er in Betreff des Todes des heil. Jacobus der Erzählung des *Hegesippus* beym *Eusebius* folgt, die, wie schon *Arnaud* in einer eigenen Abhandlung in *Tillemonts Memoires Tom. I. Edit. Paris.* zeigte, keine gesunde Kritik aushält. Auch wünschet Rec. aus dieser Schrift, die übrigens in einem sehr reinen Stile geschrieben ist, folgende Provinzialismen und Sprachfehler weg. *Verlurst*, *der wie vielte*, *unentweglich*, *ungestimm*, *brinnender* Docht, *redte*, statt *redete*, vom grossen *Haufe*, *für* (vor) Freude, er *weisst* (weiss) etc. —

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. Perthes: *Die Verschwornen, aus dem Archive der Brüderschaft des heil. Paulus*, nach einem ital. Manuscript. Zweyter Theil. 1797. 400 S. 8.

Dieser zweyte Theil endigt ein Werk, dessen erster (S. A. L. Z. 1795. N. 179.) 1794 erschien. Die *verbündeten* Freunde, und an ihrer Spitze vornehmlich der Kosmopolit *Battista*, fahren unermüdet fort, die Bildung des jungen Prinzen zu vollenden, und, da er immer noch mehr unruhiges Feuer, als nützliche Thätigkeit hat, so sucht man ihn von dem Idealischen abzuziehen, und ihn zu einem im Kleinen thätigen genügsamen Leben hinzuführen. Am Ende entwickelt es sich, dass man ihn nicht sowohl zum Regenten, als zum glücklichen Privatmann bilden wollte. Denn als nun der Tod seines Onkels ihn auf den Thron ruft, entschliesst er sich, sein fürstliches Erbtheil zu verkaufen, und ein Landgut in Italien zu beziehen. Dies hilft die Liebe bewirken, indem *Battista* ihm seine Tochter *Bionda*, die ihn ganz gefesselt, unter keiner andern Bedingung bewilligt, als dass die Kinder aus dieser Ehe im Privatleben bleiben sollen. Da nun *Bionda* S. 388 gesteht, dass nicht allein *Battista* den Prinzen erst für seine Plane habe erwärmen, und dass sie ihn erst allerley Proben habe unterwerfen wollen, so klären sich alle Rätzel des ersten Bandes auf. Nun erhält auch der Leser völligen Aufschluss über die *Brüderschaft des heiligen Paulus*. Es gab nämlich im Mittelalter in Italien eine geheime Gesellschaft dieses Namens, die, bey der damaligen Ohnmacht der Regierungen, wie die Vehmgerichte in Deutschland, ein heimliches Tribunal hatte, um verborgenes Unrecht zu entdecken und zu rügen, und unterdrückte Unschuld zu retten und zu schützen, die aber dann zu einer Bande von Räubern ausartete, welche sich ein gewisses System von Rechtschaffenheit und Bravheit schaffen, die hier ein Irländer zu verbessern, und zu ihrem ersten Zweck zurück zu führen sucht, und die endlich, da *Battista* sein Erbe und Nachfolger wird, eine ganz neue Gestalt gewinnt. Zu der Zeit, als der Prinz S. 346 in diese Gesellschaft aufgenommen wird, besteht sie aus einem Häuflein, das sich wider alle physische und moralische Mängel der Menschheit verbunden hat, und das dahin arbeitet, dass künftig nicht mehr Menschen gegen Menschen, Völker gegen Völker, sondern alles gegen Mangel und Unvollkommenheit verschworen seyn soll. Auch in diesem Theil z. B. S. 102. S. 320 findet man schön gesagte philosophische Raisonnements über Bestimmung des Menschen, und über den Einfluss der Religion auf die Societät. Auch hier sind einige Visionen, Träume und Wundererscheinungen für die Liebhaber eingeflochten, und da auch die Sprache eben die Vorzüge, wie

im ersten Band hat: so wird der Roman, bey aller Seltsamkeit der Verwicklung, und bey allen Paradoxen einzelner Sätze, auch in dieser Fortsetzung gefallen.

WEISSENFELS, b. Severin: *Königin Zaura*, oder, *das bezauberte Birkenwäldchen*, vom Verfasser des *Orakels zu Endor*. Erster Theil. 1797. 288 S. Zweyter Theil. 270 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Die Königin *Zaura* ist eine zweyte Messaline, und das *Birkenwäldchen* der geheime Ort ihrer schändlichen Vergnügungen, ein Venustempel, worin der Vf. nicht allein sie samt einem appanagirten Prinzen, ihren Vertrauten beiderley Geschlechts, und den unglücklichen Personen, die in ihre Netze fallen, raffinirte Freuden der Wollust geniessen, sondern, vermuthlich denen Lesern zu Gefallen, die das Magische lieben, allerley Gauckeley und anscheinende *Zauberey* damit verbinden lässt. Dies wird dann so lange getrieben, bis die Bogenzahl, die der Vf. vermuthlich mit dem Verleger verabredete, voll ist, da er sich dann die Katastrophe so leicht macht, dass er den Prinzen, dessen *Zaura* überdrüssig geworden, aus Rache das Wäldchen mit ihr und ihrem Gefolge in die Luft sprengen lässt, doch so, dass zufällig der Prinz auch mit auffliegt. Die Scenen der Wollust sind ohne alle Delicatesse, und oft niedrig und plump geschildert; am eckelhaftesten ist die Beschreibung dann, wenn der Vf. seine Personen sogar davon redend einführt. Die faden Scherze, die er in seine Erzählung einmischt, machen sein Werk doppelt widrig, z. B. Th. I. S. 78: „Es war, „als ob mich jemand unterm Cranio beym Nervenknoten fasste." Th. I. S. 101: „Seine Blicke hüpften, „wie *Flöhe*, auf dem schönen Körper herum, und „suchten sich hier und da durch das Gewand zu bohren," Th. I. S. 127: „Die Gräfin hat sein Herz entzündet, und er ist sehr lüstern nach ihrem *Fleische*" Th. I. S. 130. „Der tugendhafte Herr soll seit einiger „Zeit sehr am *Bauchgrimmen* leiden. — Möchte doch der Vf. den Rath selbst befolgt haben, den er Th. I. S. 28 seinen Brüdern und Schwestern, die mit *Gänsekielen* arbeiten, gegeben, nämlich, lieber ein Gläschen Wein in Ruhe zu trinken, als sich so vor dem Publicum zu expectoriren!

BERLIN, b. Hartmann: *Malwina*, oder, *merkwürdige Begebenheiten eines interessanten Mädchens*, dem Französischen frey nachgebildet. 1797. 343 S. 8.

Das französische Original, das hier frey übersetzt werden, ist einer von den Romanen (vermuthlich die *Histoire de la Comtesse de Gondez*), womit *Marg. de Lussan* (es ist wohl ein Druckfehler, wenn sie hier in der Vorrede *Lassan* heisst) vom J. 1727 an das französische Publicum beschenkte. Der Uebersetzer, der sich unter der Vorrede *Th. H—n.* unterschreibt, hat nur das Wesentliche der Intrigue beybehalten, übrigens aber den Roman von allem dem Unnatürlichen und Steifen, das er im Original hat, entkleidet, und sich in der Erzählung der grössten Simplicität beflеissigt. Die Intrigue hat in der That Interesse, der Vortrag aber möchte wohl den durch neuere Romane verwöhnten Lesern ein wenig zu trocken vorkommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Monath u. Kussler: *Versuch über die im fränkischen Kreise bekannte sogenannte Fingersprache*, nebst einer illuminirten Kupfertafel, *ein Schürfchen zu Verminderung menschlichen Elends und zum Besten armer Verunglückter*, 1796. 40 S. 8. Im fränkischen Kreise ist die Kunst seine Gedanken — zwar auch durch Worte — aber nicht gesprochene, sondern gewiesene, oder vermittelst conventioneller, sichtbarer Zeichen gleichsam vorbuchstabirte Worte auszudrücken, seit 70—80 Jahren stark in Uebung. Da nun diese Zeichen hauptsächlich mit den Fingern gegeben werden; so nennt der Vf. der vorliegenden Schrift das ganze Geschäft *Fingersprache*, und hält es nicht nur für interessant diese Sprache zu kennen, weil sie für Taube und Stumme ein treffliches Surrogat der Tonsprache ist; sondern auch für allgemeinnützlich sie zu lernen, weil ja niemand ein Privilegium hat, das ihn vor dem Unglück taub zu werden schützt, wenigstens Jedermann leicht in den Fall kommen kann, dass er mit Gehörlosen reden soll. Der ausgestreckte Zeigefinger der rechten Hand dirigirt das ganze Geschäft, indem er die Theile der Worte (Sprachtöne) in derselben Ordnung, als sie sonst gesprochen oder geschrieben werden, theils durch Verbindung mit den übrigen Fingern, theils durch Berührung anderer Körpertheile anzeigt. So werden z. B. die fünf Vocale durch Berührung der fünf Finger der linken Hand, *b* durch Berührung des Kinns, *f* durch Berührung der Stirn, mit jenem Zeigefinger angedeutet u. s. w. Die bedeutenden Verbindungen mehrerer Finger, welche zum Ausdruck einiger Töne, z. B. des *k*, *p*, *r*, gebraucht werden, sind auf dem Kupferstiche abgebildet. Nach dieser Beschreibung folgen einige Vorschläge zu Verbesserung der Fingersprache. Aber bey weitem den grössten Theil der Schrift nimmt ein Epilog ein, in welchem der Vf. nicht sowohl den Ursprung dieser Fingersprache untersucht, als vielmehr darüber klagt, dass er, aller fleissigen Nachforschungen ohnerachtet, von der Erfindung dieser für die Menschheit so wichtigen Kunst soviel als nichts entdeckt habe. Indessen hat er doch erfahren, dass in Zürch und in Wien auch eine Fingersprache bekannt ist, an beiden Orten zum Unterrichte gehörloser Personen gebraucht, auch wohl von diesen selbst gesprochen wird. Nachricht von Zürch steht im helvetischen Kalender auf die Jahre 1780 und 81 und von Wien in der deutschen Zeitung v. J. 1795. No. 37.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. November 1797.

GESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Palm: *Christian Gottlob Haltaus Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters* etc. In einer freyen Uebersetzung mit vielen Zusätzen und Berichtigungen aus den ältern und neuern Zeiten dargestellt. 1797. 283 S. 4.

Wer in Archiven arbeiten, oder sich sonst mit Urkunden beschäftigen muss, wird die schnellste und sicherste Hülfe bey der vortreflichen Zeitrechnung des Hn. *Joseph Helwig* finden, welcher alles, was *Haltaus*, *Rabe*, *Pilgram* und *Stüss* geleistet, benutzt, und bey dieser Vollständigkeit das Verdienst hat, die 35 Kalender des *Pilgram* und die 150 Tabellen des *Rabe*, in ein Dutzend fassliche Tafeln zusammengedrängt zu haben. *Haltaus*, so sehr wir auch sein damaliges Verdienst erkennen, steht mit der jetzt vorgerückten Wissenschaft in keinem Verhältniss mehr, nicht zu gedenken, dass er bloss die Namen und Feste erklärt, zu der Bestimmung der *beweglichen* Feste und Tage aber, dem Hauptbedürfniss der Archivare, keine Hände bietet. Eine Uebersetzung dieses Haltausischen Kalendariums ohne Berichtigungen und Zusätze würde also auf den Kenner einen geringen Eindruck machen. Der Uebersetzer, der sich in der Zueignungsschrift an einige wirtembergische Räthe *G. A. Scheffer* nennt, hat jedoch bloss aus den bisher schon bekannten und benutzten Quellen geschöpft. Da diese in jedermanns Händen sind, so würde er noch grössern Dank verdient haben; wenn er dafür mehr Gebrauch von den seither erschienenen vielen Urkundensammlungen, von *Garçolas Commentar. in Rom. Breviarium*; von *Prosper Lambertini Commentar. de Domini nostri matrisque ejus festis*; von *Assemanni Calendariis Ecclesiae universae*, *Romae* 1755. 4. VI. Tom.; von *Frider. Althani Diss. de Calendario Ecclesiastico*, *Venet.* 1753. von des *D'Achery actis Sanctorum* gemacht, und aus den ältesten Messbüchern der Stifts- und Klosterbibliotheken, die noch lang nicht alle bekannte *Introitus Missarum* hergestellt hätte. Der Uebersetzung geht eine chronologische Einleitung voraus. Die Zahl 11 statt 12 S. 15. wird wohl nur ein Fehler seyn. Die Jahre 1700. 1800. 1900 sind nicht sowohl die *ersten* des neuangehenden Jahrhunderts, als die *letzten* des endenden. Da der Uebersetzer lehrt, wie der Sonntagsbuchstabe, die goldene Zahl und Epacten gefunden werden, so musste er auch §. 19. nicht zu zeigen vergessen, wie man die Indictionen berechnet. Bey Erklärung der Monatsnamen hat der Uebersetzer mehrere Etymologien der Neuern, auch eine Erklärung *des ein- und ausgehenden Monats* beygefügt. Die *Menses apostolici* gehören gar nicht hieher; eben so scheint uns in einem *deutschen* Kalender eine Ausschweifung über die *griechische Woche* überflüssig. Sehr zweckmäsig hingegen ist die ausführlichere Erläuterung des Worts *Feria*. Den *Guten Tag* will Uebers. nicht für den Mittwoch, sondern Montag gelten lassen. Das *Prachtag* Dienstag heisse, hätte Haltausen nicht mehr nachgeschrieben werden sollen. Es ist ja ausgemacht, dass es der heil. drey Könige Tag ist. Rec. selbst hat eine Urkunde vor sich liegen, die datirt ist des Montags an dem Perichtag 1332, welches nach der Haltausischen Erklärung *des Montags am Dienstag* (!) heissen würde. Unter den 4 *Hochzeiten* verstehen die Alten wohl nicht die 4 Quatember, sondern die 4 hohen Fester Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt. Die Bemerkungen über die *Sonnenwende* S. 54. sind ebenfalls ein zweckmäsiger Zusatz zum Haltausischen Text. Hingegen die Beyspiele, wodurch *Spiess* zweifelhaft wurde, ob *Vigilia* immer den nächst vorhergehenden Tag beweise, hätten nicht mehr aufgenommen werden sollen, weil sie *Helwig* hinlänglich berichtigt. Der Uebersetzer sondert die unbeweglichen Feste von den beweglichen; welche *Haltaus* unter einander gemischt hat. In der Einleitung verdolmetscht der Uebersetzer *Anni Epocha* durch Zeitrechnung, statt durch Jahrrechnung oder *Jahrsanfang*. Hn. *Helwig's* gründliche Abhandlung über die mannichfaltige Neujahrsepochen ist gar nicht benutzt; und die Ausschweifung von den *Diebus aegyptiacis*, Neujahrswünschen und Neujahrsschiessen (S. 71.) scheint uns nicht an ihrem Platz, *Unserer Frauen Tag der erste* ist nun ganz gewiss nicht *Lichmess*, wie *Pilgramen* nachgeschrieben wird, sondern *Mariä Himmelfahrt*, worüber die Helwigische Beyspiele völlig entscheiden. Derselbe Himmelfahrtstag wird auch unter *Unser Frauen Tag der Ehren* verstanden, da Rec. eine Originalurkunde vom J. 1380 mit folgendem Datum in Händen hatte: „*Sontag vor vnser Frowentag der erren in der Arnd, den man zu latin heisset assumtionis.*" — Den Kalender der beweglichen Feste ist aus dem Gruberischen Lehrbuch eine Anweisung zur Osterberechnung vorgesetzt, die für denjenigen, der die schnelle Hülfe der Helwigischen Tafeln kennt, zum wirklichen Gebrauch viel zu weitläuftig wäre. In *Erath Cod. dipl. Quedlinb.* p. 993. stehen einige *Introitus*, die bemerkt werden dürften, als: *Festo Epiphaniae: Ecce advenit*; *Feria II. post Pascha: Introduxit nos Dominus*; *Feria III. post Pascha: Aqua Sapientiae Feria V. post Pascha: Victri-*

sem manum. Den Palmsonntag findet man auch *Competenten Sonntag* benannt, und dan Sammstag vor *Misericordias Domini* den Frauentag des Mitleydens. — Es würde ungerecht seyn, wenn wir dem Uebers., der noch ein junger Mann zu seyn scheint, nicht ein ermunterndes Lob vergönnen wollten; denn die diplomatische Bahn ist so rauh, dass niemand davon abgeschreckt werden darf, der einigermassen Muth und Fähigkeit zeigt sie wandeln zu können. Vielleicht ist dies der erste Schritt zu einer eigenen vollständigen Arbeit des Uebersetzers, woran es ihm nicht an Vorkenntnissen zu fehlen scheint, wir wünschen, es möge ihm auch nicht an Hülfsmitteln fehlen. So viel ist vors erste auf alle Fälle gewonnen, dass man bey dieser Uebersetzung das Haltausische Original, welches ohnedem nicht mehr zu haben war, leicht missen, und daraus die fortgesetzten Nachforschungen der *deutschen* Diplomatiker beysammen finden kann. Hingegen zum Gebrauch, die Urkunden Daten zu bestimmen, hat es allzu wenig Bequemlichkeit; auch mangeln die höchst nöthigen Tabellen der päbstlichen, römisch-kaiserl, und königlichen, böhmischen, ungarischen Regierungen etc. die man bey *Helwig* findet. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so ist sie zum Theil oft sehr schwerfällig ausgefallen, zum Theil ist dem Uebers. das Unglück widerfahren, den Sinn ganz zu verfehlen. Als Probe der Weitschweifigkeit führen wir nur aus dem 2ten Paragraphen an: *Profecto* in alle weg, *Interest*, es hat seinen guten Nutzen, nebst dem Beysatz: *und somit die Berichtigung der Zeit erhalten hat*, der gar nicht im Text steht; *nostra aetas*, unser fruchtbares Zeitalter, *anceps haesit*, er wurde irre gemacht, *Rem parum feliciter conjecturis agitare*, Urkunden durch Vernunftschlüsse und Muthmassungen, wiewohl nicht immer mit glücklichen Erfolge verdecken (wie geschieht das?). Ganz verfehlt aber ist der Sinn im folgenden Paragraphen, wo Haltaus sagt: Bey den *Calendariis Sanctorum* gäbe es *nicht so viele* Schwierigkeiten: der Uebersetzer aber: die obigen Schwierigkeiten müssten durch die *Calendaria Sanctorum* gehoben werden. Von *Mabillon* äussert Haltaus im Vorbeygehen, er sey *Rerum patriae nostrae parum peritus* gewesen, welches Uebersetzer höflich genug ist in das ganz entgegengesetzte Compliment zu verwandeln: „So gut er auch in deutschen Sachen bewandert gewesen."

Oldenburg, b. Stalling u. in Comm. b. Willmanns in Bremen: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von *Gerhard Anton von Halem.* Dritter Band. 1797. XII u. 638 S. 8.

Mit diesem dritten Bande, dessen Hälfte bisher ungedruckte Urkunden und ein sehr zweckmässiges Register über das ganze Werk ausmachen, wird diese Geschichte Oldenburgs vorerst geschlossen, wiewohl ihr siebenter Abschnitt *Oldenburg unter dänischer Hoheit*, nur bis zum Jahre 1731 in demselben fortgeführt ist. Der vortreffliche Vf. giebt als Grund davon die bey der Arbeit sich mehrende Ueberzeugung an, dass, um die Geschichte der neuern Zeit nach Art der ältern zu vollführen, neben der Kenntniss des Landesarchivs eine vertrautere Bekanntschaft mit der Kammerregistratur erfoderlich sey, als er sich bisher zu erwerben vermochte. Dieses wundert uns um so mehr, da wir glaubten, dass gerade seine Lage ihm alle Hülfsmittel darbot, die ein Geschichtschreiber Oldenburgs sich wünschen konnte.

Vielleicht war es schwerer, der Darstellung des Zeitraums, welchen dieser Band in sich begreift, Interesse zu verleihen, als bey dem Inhalt der beiden ersten Theile. Nach dem Tode des Grafen Anton Günthers hörte die Selbstständigkeit des Oldenburgischen Staates auf. In einer Geschichte, wo die weitere Entwicklung der Verfassung nicht besonders anziehend seyn kann, und eben so wenig die Darstellung der auswärtigen Angelegenheiten, vermehren sich die Schwierigkeiten für eine hinreissende Erzählung, wenn man durch die Charakteristik der Regenten nicht eine gewisse Einheit hervorbringen kann. Der Vf. hat seine Materialien eben so gut gewählt und geordnet, als fleissig zusammengesucht und geprüft. Es lag in der Natur derselben, wenn das grössere Publicum diesem dritten Bande vielleicht weniger Interesse, als manchen Parthien in den beiden vorhergehenden abgewinnen wird. Die Verdienste des Geschichtschreibers Oldenburgs sind durch denselben sehr vermehrt worden, und seinen Landsleuten muss der Inhalt ungemein wichtig seyn. „Der lange Zeitraum, da Oldenburg eine dänische Provinz war, verdient vorzüglich des Landeseinwohners volle Aufmerksamkeit. Denn während desselben sind die Gränzen des Landes berichtigt, die Marschländereyen gegen Ueberschwemmungen gesichert, die Rechte der verschiedenen Classen der Staatsbürger bestimmt, die Steuern befestigt, und überhaupt diejenigen innern Einrichtungen getroffen worden, welche grösstentheils noch jetzt bestehen." Um so trauriger ist es, dass nicht der ganze siebente Abschnitt, welcher die Geschichte bis zum Jahre 1773 fortführen würde, geliefert werden konnte.

Ein ausgezeichnetes Verdienst würde sich der Vf. um die deutsche Geschichte erwerben, wenn er uns nun gleichsam die Blüthe von dem Inhalt dieser drey Bände besonders geben wollte. Nach Ergreifung der Individualität im Charakter und in den Schicksalen seines Vaterlandes würde er unbekümmert um die Reihe der Regenten, als in sofern sie für jene wichtig wurden, wie nun alles dasjenige, wornach bloss die Neugierde des Einheimischen fragen darf, ein Gemälde von ganz besondrer Anmuth für den entferntern Zuschauer liefern konnen. Unstreitig hätte er dann seiner Bearbeitung der Geschichte eines deutschen Staates einen höhern Werth erworben, als sich irgend einer von unsern Specialhistorikern beylegen darf; denn man sollte in der deutschen Staatengeschichte zu gleicher Zeit die Materialien für den praktischen Gebrauch und den Geschichtforscher so vollständig, so geschmackvoll ordnen und ausziehen, wie der geistreiche Vf. dieses Werks gethan hat, und ein Pro-

Product der Geschichtschreibung einzig nach den Regeln der historischen Kunst schaffen. Ohne diese bleibt die Geschichte doch ein todter Buchstabe, sobald die Verhältnisse aufhören, für welche sie immerhin einen hohen praktischen Werth mag gehabt haben. Schöne Bruchstücke zu einem solchen Produkt über die Oldenburgische Geschichte wird man in dem vorliegenden Werke nicht selten finden. Vielleicht könnte jenes auch dem Zwecke genug thun, welchen der Vf. laut der Vorrede durch einen besondern Abriss der vaterländischen Historie für das Oldenburgische Gymnasium erreichen will. Sobald nämlich ein Mann, der so vorzüglich mit der Geschichte und ihren Hülfsdisciplinen bekannt ist, wie der Oldenburgische Lehrer der Historie, Hr. Prof *Gaspari* den Vortrag hat, wird der Unterricht nach einem geistvollen historischen Kunstwerke weit fruchtbringender seyn, als wenn er sich in ein solches historisches Fachwerk einschieben muss, wie die meisten geschichtlichen Lehrbücher sind. Die Erklärung von jenen spannt die Aufmerksamkeit, und flösst Enthusiasmus für das Studium ein.

Je weniger zu erwarten ist, dass wir von dem Inhalt dieses dritten Bandes hier einen Auszug geben, desto leichter wird man verzeihen, wenn wir uns nicht enthalten können, den Schluss desselben hier mitzutheilen. Es fehlte, heisst es S. 234. in der dänischen Periode den Einwohnern nicht an Veranlassung, die Vortheile und Nachtheile zu vergleichen, die für ein Ländchen erwachsen, wenn es als Provinz eines angesehenen Reichs von einem entfernten Beherrscher, oder wenn es als Hauptstaat von seinem eignen Regenten regiert wird. Freylich sicherte das durch die Souveränität seiner Könige erhöhte Ansehn Dännemarks und der daselbst herrschende Geist der Friedfertigkeit die Ruhe dieser Grafschaften, indess ein groser Theil des übrigen Deutschlands ein Raub des Krieges und der Verwüstung war. Auch öffnete die grösere Schatzkammer des *Reichs*, der *Provinz* in dem Nothfalle von 1717 Hülfsquellen, die das einzelne Ländchen von seinem Regenten vielleicht nicht zu erwarten gehabt hätte. Auf der andern Seite hatten aber auch die mannichfaltigen Vortheile aufgehört, deren sich ein abgesondertes Ländchen zu erfreuen hat, in dessen Mitte ein auf das Wohl desselben aufmerksamer Regent wohnt, ein Regent, der von auswärtigen Angelegenheiten minder unterbrochen, durch die Sorge für das Kriegswesen nicht gehindert, von Hof-Lustbarkeiten und Ceremoniels wenig zerstreut, der Beförderung des innern Wohlstands seine besten Kräfte widmet, und den Theil der Landeseinkünfte, welchen in grösern Staaten das Kriegsheer raubet, zu dem schönern Zweck innrer Verbesserungen verwendet; ein Regent, der alle Theile des Landes, die Bedürfnisse der Unterthanen, und die Mittel, ihnen abzuhelfen, kennt; der unter seinen Mitbürgern, wie in dem Schoosse seiner Familie, ohne übermäsigen Prunk, ohne Verschwendung lebet; der durch diesen Aufenthalt im Lande, und durch gemeinnützige Verwendung der Gelder den grösten Theil derselben wieder in die Kanäle, welchen sie entflossen, zurückführt; der sich mit weisen Räthen umringt, fast jeden der Beamten persönlich kennt, und ihnen trauend, deren Zutrauen gewinnt; der nur das Verdienst zum Maasstabe seiner Schätzung macht; der für jede Klage jedes Unterthans ein offnes Ohr hat, und sein Glück darin findet, mehr wie der Regent eines ausgebreiteten Staats es vermag, den süsen Anfoderungen des Herzens folgen zu dürfen.

Berlin, b. Maurer: *Karl Philip Moritz* ΑΝΘΟΥΣΑ oder *Roms Alterthümer*. Ein Buch für die Menschheit. *Zweyter Theil*. Der Römer als Bürger und Hausvater. Ausgearbeitet von M. *Friedr. Rambach*, Prof. der Alterthümer b. der K. Akad. d. Künste u. Subrector des Friedrichswerderschen Gymnasii. *Mit 5 Kupfertafeln*. 1796. XVI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Theil dieses vom verstorbnen Moritz in Italien empfangnen Werks ist in der A. L. Z. Jahrg. 1794. Nr. 176. gewürdigt worden. Der geschickte Fortsetzer fand in demselben „überall die Darstellung einer Religion, welche die lebhafte Phantasie des Vf. in einem ihm ganz eigenthümlichen Geiste aufgefasst hatte. Die Gegenstände waren nur im Ganzen und Grosen dargestellt, und wurden, wechselsweise vom Verstande und der Phantasie beleuchtet, in einem Zauberlichte gehalten, welches dem ehrwürdigen Alterthume vorzüglich kleidet." Der Fortsetzer wollte nicht mit Moritz in dieser eigenthümlichen Darstellungsweise wetteifern, weil er den Abgang dieser Eigenthümlichkeit bey sich verspürte, und die Leser, welchen es mehr um die Ueberschrift als um das Bild, mehr um die Wahrheit selbst als um die Abschattung derselben durch die Einbildungskraft zu thun ist, werden ihm dies sicher Dank wissen. Sein Zweck war, dem Weltmanne, der die gelehrten Vorkenntnisse entbehrt, die Resultate der Forschungen über das römische Alterthum auf eine belehrende und unterhaltende Art zu liefern. Der Vf. protestirt noch gegen die vom Verleger beybehaltene Inschrift: *ein Buch für die Menschheit* und erklärt, er verstehe sie nicht. So stolz der Zusatz auch klingen mag, so kann man ihm doch mit gutem Fug den Sinn beylegen, dass ein Werk, welches eines der wichtigsten Bruchstücke aus der Geschichte der Menschheit enthält, auch die Menschheit interessiren müsse.

Die gröste Hälfte dieses Theils beschäftigt sich mit Roms politischen Verhältnissen. Ohne dass der Vf. das Alte mit den politischen Begebenheiten unsrer Tage zusammenhält, schwebt ihm doch das Neue in seiner Darstellung und in den Ausdrücken vor, und das Alte selbst erhält dadurch mehr Klarheit und Interesse, vorzüglich für den theilnehmenden Beobachter des jetzigen Laufes der Dinge. Nach einer sehr gut geschriebenen Einleitung, die gewiss mit den *vorzüglichen* Zeiten der Moritzischen Darstellungsart die Vergleichung aushält, folgt ein Entwurf einer

Geschichte der Römer in Rückficht auf das Wachsthum ihrer Macht und Kultur, dem eine Skizze von Rom unter dem Cäsar und Augustus angehängt ist. Darauf folgt die eigentliche Darstellung des Römers als Bürgers in feinen Verhältnissen zum Staate. Römische Constitution. I. Erklärung der Rechte eines römischen Bürgers. II. Gefetzgebende. III. Vollziehende Gewalt. IV. Aufserordentliche Staatsbeamte. V. Provinzialstaatsbeamte. In dem zweyten Hauptabschnitt wird der Römer als Hausvater in feinen Familienverhältnissen betrachtet. Die Kupfer, denen eine Erklärung zugegeben worden, ftellen folgende Gegenftände, von *Meil* gezeichnet, vor: ein römisches Haus nach dem Vitruv; eine römifche Familie in ihrer Haustracht; im Schmuck; fchmaufende Römer auf einem Ruhebette; ein römisches Brautpaar; ein Sklave und eine Sklavin; ein Senator und ein Ritter; der Conful vor dem elfenbeinernen Seffel nebst dem Lictor; der triumphirende Feldherr. Das Werk foll mit dem dritten Theil, der das Kriegswesen, die Lebensart und Vergnügungen der Römer schildern wird, geschlossen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, in d. königl. Realfchulbuchh.: *Wie können die schlechten Landküster- und Schulhalterstellen in der Churmark mit verhältnifsmäfsig geringen Mitteln fchier hinreichend, oder doch wenigstens nothdürftig verbessert werden?* von *Friedrich Herzberg*, Infpector des Schulmeisterseminariums u. f. w. 1796. 20 S. 8. — Eine Einladungsfchrift zum jährlichen Examen der Seminaristen. Nach derselben find in der Kurmark 1800 lutherische Küster und Schulmeister auf dem Lande gegen 2061 Dörfer; daher müssen die Kinder von mehr als 200 Dörfern über Feld zur Schule gehen. (Das ist denn wohl in Schlesien, Sachsen und in mehrern Ländern derfelbe Fall.) Unter jenen 1800 lutherischen Küstern und Schulhaltern find nur 82, die 100 Rthlr., und einige etwas darüber einzunehmen haben, 731 von 30 bis 10, 111 nur 5 Rthlr. jährlichen Gehalt, und 163 Winterschulmeister aufser dem wenigen Schulgelde nichts. Die guten und mittelmäfsigen Schulstellen bis auf 50 Rthlr. herab waren 1774 noch kein volles Drittheil. Seit der Zeit find zwar viele verbessert, doch find in der Altmark, Priegniz, im Storkowfchen, Beeskowfchen und Teltowfchen Kreife noch die meisten Stellen schlecht. Der Vf. thut zu deren Verbesserung folgende Vorschläge: 1) Schutz bey dem nach der Matrikel und dem Schulreglement den Küstern zukommenden fixen und accidentellen Hebungen, und dem festgefetzten Schulgelde, das für die ganz armen Kinder allenfalls aus der Armen- oder Kirchenkasse jedes Orts zu bezahlen fey, (welches auch wohl in manchen Dorfe fchwer feyn möchte, wo kein Kirchenärarium ist, wo alles Einkommen an das Kirchenrevenüendirectorium eingeschickt werden mufs; wo es keine Armencasse, der armen Tagelöhner und Büdner aber viele giebt.) 2) Dafs man die Schulhalter der Filialdörfer zu wirklichen Küstern derfelben bestelle, anstatt dafs die Küster der Mutterdörfer bisher hier die Küstereinkünfte bezogen haben (welches doch nur da angeht, wo beide Dörfer demselben Patron gehören, nur wenn der Küster des Mutterdorfs wenigstens 70 Rthlr. Einkommen aus demfelben hat, und nur bey entstehender Vacanz.) 3) Durch Beylegung von Grundstücken, von einigen Morgen Acker, Gartenland und Wiefe, von wüsten Ländereyen, die fie zugleich mit Maulbeerbäumen bepflanzen und zu ihrem Seidenbau benutzen können, oder dafs man ihnen etwas vom Kirchenlande gegen einen billigen Canon in Erbpacht gebe (ein guter Vorfchlag, nur mufs die Erbpacht nicht auf die Familie, fondern auf das Schulamt geschrieben werden.) 4) Durch ausgefetzte Prämien auf Garten- und Obstbau, Bienenzucht (Rec. würde dazu befonders vorfchlagen, von einem Dorfe zum andern Alleen von ächt gemachten Obstbäumen an den Wegen, Filialwegen, Feldwegen, deren Nutzung dem Küster, wenigstens zum Theil oder auf gewisse Jahre zu fichern wäre, anzulegen, wobey am Ende ganze Dorffchaften fehr gewinnen würden; und dafs die Prämien auf die meistens veredelten und nutzbarsten Obstarten, die geradesten Stämme u. f. w. gesetzt würden, wozu ihnen denn freylich im Seminarium vorläufig Unterricht und Anweifung zu geben wäre, und das noch einträglicher und gemeinnütziger als die Maulbeercultur feyn würde.) 5) Möglichste Fürforge für arme Landküsterwittwen, vermittelst einer ähnlichen Anstalt, wie bey der allgemeinen Militärofficierwittwencasse und bey den Predigerwittwencassen. Hr. *H.* fchlägt vor, dafs die Küster, die über 50 Rthlr. Einkünfte haben, 1 bis 2 Procent geben und die ärmern übertragen follen, welches recht gut ist. 6) Nachdrückliche Unterstützung des Königs. König Friedrich II hatte fchon einmal ein ansehnliches Capital gegeben, von dessen Zinsen eine Anzahl von Schulmeistern ein Gehalt von 120 Rthlr. bekommen. Im J. 1796 hat der jetzige König aus dem Lotteriefond ein paar 1000 Rthlr. jährlich dazu bewilligt. Der Vf. wünscht noch 12000 Rthlr. jährlich dazu (das denn freylich von fortdauernder und zunehmender Spielsucht der Glücksritter abhängen wird) und dafs die adlichen Patronen fich ermuntern liefsen, ein Gleiches zu thun (die aber keine Lotterieen etabliren dürfen, fondern felbst geben müfsten.) Das Uebrige diefer Schrift enthält die Geschichte des unter des Vf. fehr guter Leitung stehenden Schulmeisterseminariums im vorigen Jahre, das aus 50 Seminaristen besteht, von denen 30 abgegangen und eben fo viel neue aufgenommen find. Der Seidenbau desfelben (der mit zum Unterrichte gehört) hat von 360 Pfund roher Cocons 36 Pfund reine Seide geliefert. Dies Seminarium, eines der besten in feiner Art, fo wie der Vf., dessen geschickter, thätiger Infpector und Hauptlehrer, verdient die Achtung aller, die das Beste der Menschheit lieben.

Kinderschriften. *Wien*, b. Gerold: *Kurzer Unterricht in der Höflichkeit.* Oder: *Wie follen Kinder fich in verschiedenen Fällen anständig betragen?* 64 S. 16. — Da fich bekanntermafsen die Höflichkeit nicht aus Büchern lernen läfst; fo kann ein Schriftchen, wie diefes, höchstens dazu dienen, dafs einfältige Erzieher an das erinnert werden, worauf fie bey ihren Zöglingen zu fehen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. November 1797.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die wahnsinnigen Könige, historische Gemälde. Erste Abtheilung.* (Mit dem Specialtitel:) *Erich der Vierzehnte, König von Schweden, ein hist. Gem.* 128 S. 8. — *Zweyte Abtheilung.* (Mit dem besondern Titel:) *Carl der Sechste, König von Frankreich, ein hist. Gemälde.* 1797. 90 S. 8. (16 gr.)

Erichs des Vierzehnten romantische Geschichte, gewiss eine von denen, die einer sorgfältigen Revision vorzüglich bedürfen, ist in mehr als einem Betrachte sehr lehrreich. Durch sie bestätigt sich die traurige Lehre der Erfahrung, dass frühzeitiges Misstrauen, in eine junge Seele gelegt, die Ansicht der äussern Dinge unmerklich immer trüber macht, und zuletzt den geistigen Blick des innern Menschen in sich selbst verdunkelt. Sie zeigt uns ferner, was unerwiederte — vielleicht mehr eingebildete, als wirkliche — Liebe vermag; wie das gekränkte Gefühl mehrmaliger Zurückweisung oder Täuschung dieser wahren oder erkünstelten Leidenschaft jenes so frühzeitige Misstrauen vermehre und bitterer macht; wie der Getäuschte sich nunmehr in Vermählungsplane verwickelt, die ihn immer mehr zerstreuen und schwächen; wie er endlich durch eine gesetzmässige Verbindung mit seiner ehemaligen Beyschläferinn die so lange fruchtlos gesuchte Beruhigung zu finden hofft, aber dadurch nur noch tiefer sinkt. Zuletzt sehen wir den entkräfteten Monarchen, wie er, von kraftvoller List und Uebermacht gezwungen wird, den Thron seinem Bruder zu überlassen, und immer tiefer erniedrigt, immer elender gemacht, sein eigener Mörder werden muss.

Sein tiefer Fall betrübt und erschüttert um so mehr, da man ihn vorher auf einer schimmernden Höhe, viel leistend und noch mehr versprechend, erblickt hat. (S. 31) „In der That tragen alle seine Veranstaltungen das Gepräge eines denkenden Geistes „und eines einsichtvollen Königs. Er verbesserte das „Schulwesen; schaffte mehrere abergläubische Ceremonien ab, die vom Katholicismus noch übrig waren; suchte Gelehrte, Künstler und Handwerker in „sein Reich zu ziehen, und nahm daher die ausgewanderten Hugenotten mit offenen Armen auf. Er „sorgte trefflich für die Beförderung des Handels, und „machte unter andern den Plan zu einer geraden Schifffahrt nach der Nordsee, ohne den Sund zu passiren. „Er wollte nämlich mehrere Seen durch Kanäle verbinden, was in den dänischen Kriegen sehr wichtig „gewesen wäre. Eben so musterhaft waren seine gerichtlichen Anstalten, und wenn seine Hofeinrichtungen auch manchen Fehler hatten, so übertrafen sie „doch an Glanz und Grösse alle bisher im Norden „gesehene." — Schade, dass diese treffliche Skizze nicht vollständiger ausgemalt ist! Dieses konnte sehr wohl geschehen, ohne dass die Gesetze der Biographie und ihre Grenzen verletzt wurden; denn was heisst — nicht bey dem Eroberer, sondern — bey dem Regenten eigentliches Leben, wenn es nicht in solchen Anordnungen und Veranstaltungen für sein Volk und die Nachwelt bestanden hat? Raum zu einer vollständigern Ausführung jener Skizze konnte dadurch gewonnen werden, wenn das Detail der Kriegsbegebenheiten — an welchen E. ohnehin nur sehr wenig persönlichen Antheil nahm — mehr abgekürzt und zusammengedrängt worden wäre. Nach einer solchen vollständigern Ausführung des grossen Süjets würde der Vf. weiter unten (S. 71) mit mehr Nachdruck und Interesse von „*Erichs Weisheit*" haben reden können. Und für den Mann, der Welt und Staaten kennt, würde dadurch eine weite Aussicht geöffnet worden seyn, um zu forschen, was denn wohl die Folgen gewesen seyn möchten, wenn E. geblieben wäre, was er in seinen besten Jahren *vor* seinen Verirrungen war; wenn kein unwürdiger Bruder ihn hätte verdrängen können, wenn diesem kein anderer Schwächling gefolgt wäre u. s. w. Um so mehr hätte dann der Vf. von dem Unglücklichen, dessen Andenken er in Schutz genommen hat, sagen dürfen: „lange haben ihn par„teyische Geschichtschreiber als ein Ungeheuer vorge„stellt; eine billigere Nachwelt wird ihn rechtferti„gen." S. 128. Freylich würde er alsdann doppelt verbunden gewesen seyn, da er die gewöhnliche Vorstellung ganz verläfst, seine Quellen und Hülfsmittel wenigstens im Allgemeinen anzugeben; ein Anspruch, den man ihm schon jetzt nicht erlassen kann.

Noch weit mehr Interesse liegt in der nicht minder romanhaften Geschichte des bedauernswerthen *Carls des Sechsten*, sowohl in individueller, als politischer Rücksicht. Dieses an Umfang und innerer Stärke grössere Interesse hat auch, wie es scheint, auf die Bearbeitung der zweyten Abtheilung grossen Einfluss gehabt. Weit leiser, unmerklicher und eben dadurch eindringender ist hier die Geschichte jener unglücklichen Veränderung im Innern des Monarchen herbeygeführt, die gerade in einem Zeitpunkte der besten Hoffnungen für ihn und die Nation diese Hoffnungen unersetzlich niederschlug. Mit Recht befragt hier die Muse der Geschichte die wohlthätige Göttin der Gesundheit bey Wahrnehmung der ersten Spuren der unseligen Krankheit des Königs: „Die damaligen

„Aerzte suchten die Krankheit im Intellectuellen, und „wollten eine Schwermuth, die offenbar aus dem Phy- „sischen entstand, mit Zerstreuungen und Lustbarkei- „ten heilen.“ Natürlich halfen diese Lustbarkeiten und Zerstreuungen — unter andern auch die bekannte *Cour d'amour*, — die mehr auf den Geschmack seiner jungen üppigen Gemahlin berechnet waren, einem solchen Kranken nichts. „Im Gegentheil nahm seine „Schwermuth, seine Abspannung mit jedem Tage zu. „Seine Ideen blofs auf ein dunkles kränkliches Ge- „fühl beschränkt, waren ganz von der äufsern Sinn- „lichkeit abgezogen; er afs kaum einige Bissen, und „schien immer im Schlafe zu wandeln.“ In dieser Stimmung, in diesem Zustande überraschte ihn das bekannte Abentheuer im Walde — dieses elende Gaukelspiel im damaligen Costum der Politik — und, als er sich von dessen schrecklichen Folgen zu erholen anfieng, die schauervolle Begebenheit auf der Maskerade, durch die er von neuem in ein schreckliches Recidiv fast auf immer verfiel. Mit fürchterlicher Wahrheit sind diese beiden Auftritte und ihre Wirkungen geschildert.

Besonders von jetzt an verschwindet gleichsam der unglückliche Monarch, der nur noch einigemal in lichten Zwischenräumen zu kraftlosen Versuchen von Thätigkeit wieder sichtbar wird. Andere treten auf, die regieren wollen, ohne es besser zu verstehen, oder in einem höhern Grade zu verdienen. Auch hier erscheinen sogenannte Freunde des Volks, die *seine* Sache nennen, die *ihrige* aber meynen; auch hier werden die guten Absichten eines wohlmeynenden Königs, der in den erwähnten lichten Zwischenräumen, mit seinem Volke, zum beiderseitigen Besten reden will, durch allerley Künste, die nicht zu den verlornen gehören, fruchtlos gemacht; auch hier wird einem herabgewürdigten Monarchen eine Mütze aufgedrungen, die sich von einer andern wohlbekannten Mütze nur dadurch unterscheidet, dafs es eine weisse war; auch damals feyerten zwey herrschsüchtige und herrschende Parteyen schreckliche Triumphe auf den Trümmern der Ruhe und Glückseligkeit des Volks u. s. w. Verhallt sind schon längst die Namen dieser Parteyen, man nennt nicht mehr *Armagnacs* und *Bourguignons;* aber noch lebt ihr Geist, zum Unglück für Frankreich, für Europa, für die Welt. Und was damals (im J. 1420) zu Troyes verhandelt worden, scheint nicht blofs ein archivalisches Alterthum geworden zu seyn.

So fruchtbar ist der Stoff, den hier ein Ungenannter für uns bearbeitet hat. Der Vf. hat seine Absicht, die er, in einer kurzen Vorrede, als die einzige ankündigt, die Absicht: „dem Publikum ein nützliches „Lesebuch mehr in die Hände zu geben,“ gut erreicht, und das Verdienst, worauf allein seine Bescheidenheit Anspruch macht, „das Verdienst einer gefälligen Dar- „stellung schon vorhandener Materialien,“ kann ihm gewifs nicht abgesprochen werden. Klarheit und Ruhe sind die Eigenschaften, wodurch sich diese Darstellung empfiehlt; die Schreibart ist einfach, und doch, wo es seyn mufs nicht ohne Würde. Nur selten ist das Gesetz vergessen, dafs der Biograph so wenig als der dramatische Dichter hervortreten soll, wie z. B. S. 40 der ersten Abth. geschehen ist, wo der Uebergang: „Wir wenden uns jetzt zu einer zweyten „Heirathsgeschichte u. s. w., auch ohne Rücksicht auf jenes Gesetz, von einem sonst so geschmackvollen Erzähler nicht zu erwarten war. Sparsam nur sind Reflexionen eingemischt, die zum Theil aus dem Gegenstande selbst hervorgehen und mit Wahrheit ergreifen, wie z. B. (S. 36 der *zweyten* Abth.) die Betrachtungen über die Einführung der Spielkarten: „wer hätte glau- „ben sollen, dafs der Zeitvertreib eines Wahnsinni- „gen die Beschäftigung so vieler Vernünftigen werden „würde?“ u. s. w.; — zum Theil aber mit dem Süjet weniger enge zusammenhängen und aus guten Gründen schwerlich Beystimmung finden dürften. In diese Klasse möchte wohl das zu rechnen seyn, was zur Rechtfertigung gewaltsamen Widerstandes wider Despotismus, bald im Ton der Weissagung (I Abth. S. 11), bald ausdrücklich und wiederholt, im Ton der bestimmtesten Entscheidung (II Abth. S. 10 u. 15) gesagt worden ist. Hatte doch *Desmarets* — dessen Charakter der Vf. nur zu kurz und dessen Tod er so rührend schildert (II. 18.) — hatte doch *Malesherbes* — *Desmarets* selbst weiter nichts als Gerechtigkeit verlangt, nicht aber sie mit den Waffen in der Hand zu erzwingen aufgefodert! — Auch die Schlufsbetrachtung über das Loos der Nationen, die von wahnsinnigen Königen beherrscht werden, möchte schwerlich Beyfall zu erwarten haben. Traurig ist es freylich für den Menschenfreund, zu sehen, wie in monarchischen Staaten das Schicksal eines Volks, vielleicht auch mehrerer Nationen von der Beschaffenheit des Unterleibes eines Individuums abhängt: sind aber nicht in jedem andern nicht — monarchischen Staate, die Machthaber ebenfalls — Menschen? Wird nicht auch bey diesen der Arzt sehr oft und gültig sprechen müssen? Und ob der Arzt den Sitz des Uebels bey dem machthabenden Subjecte im Unterleibe oder in einem andern Theile des Körpers, vielleicht in der Galle findet — das ist doch wohl am Ende für das Schicksal der geplagten Nationen ziemlich gleichgültig.

Zum Schlusse setzen wir noch als Probe der Darstellung die Charakteristik *Desmarets's* her: „*Desma-* „*rets* war Generaladvokat. Seine Rechtschaffenheit, „seine Talente machten ihn gleich schätzbar. Er war „bey den ersten Unruhen zwischen Hof und Nation „der Vermittler gewesen; aber er hatte auch die Rech- „te des Volks vertheidigt, und laut gegen die Unter- „drückung gesprochen. Er wollte nichts als *Gerech-* „*tigkeit;* sein ganzes Betragen beweifst das. Aber er „hatte aus eben dem Grunde die rechtmäfsigen An- „sprüche des Herzogs von Anjou auf die Regentschaft „vertheidigt; und er fiel als ein Opfer des Despotis- „mus und der Parteysucht. Der siebenzigjährige Greis „gieng seinem Tode mit der heitern Ruhe des Selbst- „bewufstseyns entgegen. Er war schon auf dem Ge- „rüste, als einige seiner Freunde noch in ihn dran- „gen, um Gnade zu bitten. — „Nein!“ — gab er zur „Antwort. — „Ich habe dem König Johann und dem „König

„König Carl treu und redlich gedienet. Sie waren „mit mir zufrieden, und auch dieser würde es seyn, „wenn er älter wäre und die Menschen kennte. Gott „allein will ich um Vergebung anrufen. — Alle Zu„schauer weinten; er allein blieb unerschütterlich, „und empfieng den Todesstreich mit Lächeln.“

BERLIN, b. Hartmann: *Karakterschilderungen vorzüglich interessanter Personen gegenwärtiger und älterer Zeiten. Zweyter Band.* Mit einem Titelkupfer. 1796. 336 S. 8. (1 Rthlr.)

In diesem *zweyten* Bande einer Sammlung, von deren Absicht und Bestimmung bey Gelegenheit einer kurzen Anzeige des *ersten* Bandes in Nr. 311. der A. L. Z. vom J. 1795 das Nöthige gesagt worden ist, sind folgende Schilderungen enthalten: I. *Marquis von Favras.* II. *Kardinal Granvella* und III. *Margaretha von Parma Statthalterin der Niederlande* (aus *Schillers Geschichte des Abfalls der V. N.* etc. nicht blofs ausgezogen — was für den Zweck dieser Sammlung sehr passend gewesen seyn würde — sondern ganzen Seiten, ja Blättern nach, *wörtlich abgeschrieben;* wie jedermann schon bey flüchtiger Vergleichung finden kann, und mehr als ein Leser von Schillers Meisterwerk sich gleich erinnern wird.) IV. *Leben des Fürsten Gregorius Gregoriwitsch Orlow.* V. *Dantons Leben und Charakter.* VI. *Karl Freyherr von Mack.* VII. *Einige Züge aus dem Leben des Grafen von Moira* — der hier als ein sehr interessanter und vorzüglicher Achtung würdiger Mann erscheint. Er stammt aus einer der ältesten Familien in Irrland ab, ist gesund und sehr reich, hat auch sehr schnell eine Laufbahn vollendet, die ihn zu einer hohen Ehrenstufe geführt hat. Bey allen diesen Begünstigungen von Seiten des Glücks „sieht „man dennoch in seinen Gesichtszügen den Ausdruck „des nagenden Kummers nur zu deutlich ausgedrückt. „Sehr oft ist er, bey aller Aufmerksamkeit, die er auf „sich selbst wendet, und bey allem Zwange, den er „sich anthut, dennoch nicht im Stande, Thränen zu „verbergen, die ihm in die Augen treten. Er scheint „an nichts mehr Freude zu finden, und zuweilen „wird ihm selbst seine Würde lästig.“ (Ueber die Ursache dieser befremdenden Erscheinungen wird keine Vermuthung angeführt, kein Wink.) „Er spricht sehr „wenig, aber alles, was er sagt, ist gut gesagt. Man „bemerkt jedoch sehr leicht, dafs es ihm Mühe kostet „zu sprechen. Ehe er jemand anredet, pflegt er ihn „eine ganze Weile mit einem starren Blicke anzusehen, „gleichsam als wollte er erst in den Augen des Andern „lesen, was er wohl am liebsten hören möchte.“ (?) „Es freut ihn, wenn man ihm frey und ohne Zurück„haltung antwortet.“ — Was ihm die meiste Freude „macht, ist die Hülfe, die er Unglücklichen gewährt, „und die Unterstützung, welche er mit edler Grofs„muth den Dürftigen zufliefsen läfst.“ — Ganz vorzüglich zeigt sich seine Mildthätigkeit und seine veredelte Gesinnung gegen einige französische Ausgewanderte bey dem, unter seiner Anführung, zu einer Landung in Frankreich bestimmten Corps. Einige dieser achtzig Emigranten sollten, mit Bewilligung des engländischen Hofs, an dieser Expedition Theil nehmen; die übrigen waren Freywillige. Das unerwartete lange Stilleliegen des Corps auf der Insel Wight, wo es über alle Begriffe kostbar zu leben war, brachte die armen Flüchtlinge bald in die drückendste Verlegenheit. Auf Vorstellung ihrer Noth bewilligte ihnen das Ministerium freyes Quartier auf den Schiffen und die gewöhnliche Schiffsprovision. *M.*, der gehofft hatte, es würde mehr für sie geschehen, verbesserte freywillig ihre Lage dadurch, dafs er den ältesten und angesehensten unter ihnen Quartier am Lande miethete, für die übrigen aber, die auf den Schiffen bleiben mufsten und derer ohngefähr siebenzig waren, täglich eine halbe Flasche Wein bezahlte; auch nahm er einige von ihnen als Adjutanten an. Dieses wurde in London, wo man ihm ohnehin nicht hold seyn soll, in einem sehr ungünstigen Lichte dargestellt. Er bekam Verweise wegen zu genauer Verbindung mit den französischen Emigranten, und Befehl, diejenigen, die er zu seinen Adjutanten gemacht, nicht nur sogleich wieder abzuschaffen, sondern sie auch namentlich bekannt zu machen. „Das *Letztere*, erwiederte „der Graf, werde ich *nicht* thun, eher bin ich bereit, „alle meine Stellen nieder zu legen, denn ich weiss „wohl, dafs man nur darum ihre Namen zu wissen „verlangt, um ihnen befehlen zu können, dafs sie mein „Corps verlassen sollen, und dann würde ich die Krän„kung erfahren, diese ohnehin schon sehr unglück„lichen Leute noch unglücklicher gemacht zu haben. „Man kann mir untersagen, sie als meine Adjutanten „zu gebrauchen, *diesen* Befehl werde ich aufs pünkt„lichste *befolgen*, und mich ihrer *nie* zu *Dienstgeschäf„ten* bedienen; allein sie als meine *Gesellschafter* bey „mir zu haben, *ihnen ihr Leben so viel als möglich er„träglich zu machen, das kann und soll mir kein „Mensch wehren.*“ — VIII. *Skizze aus dem Leben Ludwigs des Vierzehnten* — aus bekannten, aber wahren und kraftvollen Zügen zusammengesetzt. — IX. *Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen.* — Wie gewöhnlich, nur von *einer* Seite gefafst und mit eingestandener Vorliebe für den Helden. Dafs sein Fall eine grofse Nationalbegebenheit wurde, davon hätte doch, ohne die Grenzen der Schilderung des Individuums aus den Augen zu verlieren, wenigstens *etwas* gesagt werden können. X. *Herrmann, Deutschlands Befreyer von der Herrschsucht der Römer.* — XI. *Muley Ismael, Kaiser von Marocco.* So tief kann der Mensch fallen! — XII. *Franz Eugen von Savoyen.* Doppelt schätzbar wird sein Andenken gerade durch einen solchen Contrast. Von Geburt ein Ausländer, war er unmerklich ein Deutscher geworden; so wie, im Gegensatze, mehr als ein Deutscher, in unsern Tagen, ein Fremder geworden ist. Viel that er für Deutschland, erst mit dem Degen, dann mit der Palme in der Hand. O dafs er, geschmückt mit dieser, wie einst in Rastatt, wieder erscheinen könnte! — XIII. *Graf von Sombreuil* — nach einer von einem Deutschen, der ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, entworfenen Schilderung. — XIV. *Salahaddin, Sultan*

von Damas. Mit vollem Rechte wird das Andenken dieses Fürsten, den *Lessing* der Nachwelt empfahl, auch hier wieder aufgefrischt. — XV. *Leben des Dichters Matth. Prior.* Eine sehr anziehende und sehr lehrreiche Biographie; eine der kräftigsten Ermunterungen zum Vertrauen auf eigene Kraft und auf die Weisheit und Güte einer höhern Macht. XVI. *Der brave hessische Officier* — der mit Gefahr seines Lebens ein schönes Mädchen der Schmach einer gewaltsamen Schändung entriss. Zur Einleitung dient ein Wort der Erinnerung an die Tapferkeit und Biederkeit seiner Landsleute, welchen Deutschland so viel zu danken hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Predigten und Reden bey besondern Gelegenheiten* gehalten von *Dieterich Hermann Biederstett,* Archidiakonus und Vormittagspredigern an der Hauptkirche zu Nikolai in Greifswalde. 1797. 215 S. ohne die Vorrede. 8.

In der Vorrede erklärt sich der Vf. theils über einige Ideen, nach welchen er diese Gelegenheitspredigten ausarbeitete; theils über die Absicht, welche er gerade durch diese Auswahl zu erreichen strebte. Was er über den ersten Punkt sagt, stimmt mit des Rec. Ideen völlig überein. Betreffend seine Absicht bey der gegenwärtigen Sammlung, so wollte er zunächst gewisse, immer noch gangbare, dem Geiste der moralischen Religion Jesu ganz entgegenlaufende, und der menschlichen Moralität und Würde äusserst nachtheilige Begriffe entkräften. Die Sammlung enthalt sieben Predigten, sechs Reden bey Trauungen, eine Eideswarnung, und drey Anreden an Communicanten. In allen diesen Predigten und Reden bemerkt man den denkenden und wohlwollenden Lehrer, dem es ernstlich darum zu thun ist, den Verstand seiner Zuhörer aufzuklären, ihre Herzen für Wahrheit und Tugend zu erwärmen, und schädlichen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten. Was dem Rec. missfällt, sind die langen Perioden, die bisweilen mehr als eine Octavseite (klein gedruckt) einnehmen; z. B. S. 15 f. Manche Hauptsätze haben den nämlichen Fehler. So ist z. B. in der ersten Predigt, welche der Vf. bey der Uebernehmung seines Amtes in Greifswalde gehalten hat, der Hauptsatz so ausgedrückt: *Einige Vorstellungen, dadurch sich der öffentliche Volksreligionslehrer bey seinen Besorgnissen wegen des Wohlgelingens seiner Bemühungen, reine Erkenntnisse und Sittlichkeit zu verbreiten, beruhigen kann.* Welcher Zuhörer, wenn er auch noch so aufmerksam ist, kann das fassen, und im Gedächtnisse behalten? Rec. hat immer geglaubt, der Prediger müsse sein Thema so deutlich, kurz und bestimmt angeben, als möglich ist, damit es auch die Ungebildetern unter den Zuhörern, deren doch immer die grösste Anzahl ist, merken können. Denn wenn sie nicht wissen, *wovon* hauptsächlich geredet werden soll, so werden sie schwerlich einsehen, worauf sich die einzelnen Theile der Predigt beziehen. Auch allzu lange Perioden sind gewiss den meisten Zuhörern unverständlich. Der Leser, der solche Stellen, die er nicht sogleich versteht, noch einmal lesen kann, wird weniger Anstoss finden, als der Zuhörer, der diese Bequemlichkeit entbehren muss. — Indessen soll durch diese Erinnerung dem innern Werthe dieser Predigten und Reden nichts benommen werden; Rec. wünscht ihnen vielmehr recht viele und folgsame Leser.

AURICH, b. Schulte: *Ueberlegungen, Gebete und Lieder für christliche Gottesverehrer und Menschenfreunde.* 1796. 236 S. ohne die Vorrede und das zahlreiche Subscribentenverzeichniss. 8.

Der Vf. dieses zum Besten einer Prediger-Wittwen- und Waisencasse verfertigten Erbauungsbuches ist, wie aus der Vorrede erhellet, Hr. Consistorialrath und Generalsuperindent *Coners.* *Foster's Discourses on the principal branches of natural religion and social virtues* sollten eigentlich zum Grunde gelegt werden. Der Vf. hat aber das Buch bald abgekürzt, bald erweitert, auch berichtiget, und überhaupt nur als blosse Veranlassung zu eigenen Ueberlegungen gebraucht. Betrachtungen über Gottes Daseyn und Eigenschaften, moralische Betrachtungen nebst Gebeten und Liedern machen den vornehmsten Inhalt desselben aus. Es herrscht in diesen Betrachtungen und Gebeten der Geist eines aufgeklärten Christenthums, und der Vf. hat die neuesten und besten theologischen Schriften fleissig benützt. Aber das Buch erfodert gebildete und mit der neuen Philosophie einigermassen bekannte Leser. So ist z. B. gleich in der ersten Betrachtung, (*Was ist bey dem Wesentlichen der Religion überhaupt zu bemerken!*) die Rede von dem Principium der christlichen Religion, von theoretisch gewisser objectiver, subjectiver Wahrheit etc. Diesen Fehler abgerechnet, enthält diese Erbauungsschrift viel Gutes, und wird ohne Zweifel von Freunden des Christenthums mit Nutzen gebraucht werden.

* * *

Folgendes Buch ist als neue Auflage erschienen:

NÜRNBERG, b. Weigel u. Schneider: *Handbuch der alten Erdbeschreibung zum Gebrauch der zwölf grössern D'Anvillischen Landcharten aus den besten Quellen verfasst.* I Th. 1 B. *von Europa, welcher das erste bis zehnte Kapitel enthält.* Neue Auflage. 1796. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. No. 35.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. November 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Biographien, Skizzen, und Charaktere berühmter Königinnen; oder Gemälde weiblicher Grösse und Schwäche.* Herausgegeben von *G. F. P.* 1797. 293 S. 8.

Auch diese Sammlung kleiner historischer Gemälde hat, der *Vorrede* nach, die beyfallswürdige Absicht, die schädliche Modelüsternheit nach Romanen, insonderheit aber nach abentheuerlichen, unsittlichen Rittermährchen, verdrängen zu helfen. Vorzüglich soll der verdorbenen Neigung solcher Leser, „die entweder einer weisen Leitung entbehren, oder „sich über die Rathgebung Anderer weit hinausgesetzt zu seyn dünken," dadurch eine bessere Richtung gegeben werden, „dass man sie durch Darstellungen merkwürdiger Sachen aus der *wahren Geschichte*, durch Aufstellung der Begebenheiten aus „dem Leben solcher Menschen, *die wirklich den Schauplatz betraten*, auf eine Lectüre leitet, welche, wie „alle wahre Geschichte im weitern Umfange des Wortes, statt die Grundsätze der Moralität zu zerstören, „für jeden Leser von einigem Nachdenken unverkennbaren Nutzen hat." In dieser Absicht nun werden hier 1) *Catharina von Medicis*, Königinn von Frankreich; 2) *Johanna Gray*, und 3) *Elisabeth*, K. v. England; 4) *Maria*, K. von Schottland; 5) *Elisabeth*, K. von Spanien, vormalige Verlobte von Don Carlos; 6) *Christine*, Königinn von Schweden; und endlich 7) *Zenobia*, K. von Palmyra — theils in Biographien, theils in flüchtigen Umrissen geschildert.

Ob diese Auswahl dem angegebenen moralischen Zwecke, zumal in Rücksicht auf solche Leser, wie Hr. *P.* vorzüglich vor Augen gehabt hat, völlig entspreche? — liesse sich wohl noch fragen. Vielleicht hätten einige dieser Aufsätze, wenn sie doch zu der angezeigten Absicht tauglich befunden wurden, durch Zurechtweisungen in der Vorrede oder in Anmerkungen weniger bedenklich gemacht werden können.

Bey dem Aufsuchen und Prüfen der Stoffe dieser Schilderungen wäre wohl etwas mehr Genauigkeit und Strenge erfoderlich gewesen. Man kann bey historischen Arbeiten dieser Art keine neuen Entdeckungen oder Aufschlüsse verlangen. Wenn aber doch die Erreichung jenes Zwecks mit Eröffnung irgend einer neuen Ansicht ohne sonderliche Mühe, bloss mittelst Benutzung gangbarer Hülfsmittel, verbunden werden kann, so ist es wohl keine unbillige Erwartung, wenn man sich in einem solchen Falle wenigstens etwas mehr als Wiederhohlung der gewöhnlichen Darstellung verspricht. Rec. nahm mit einer solchen Erwartung die vorliegende Sammlung zur Hand, fand sich aber nicht befriedigt. Besonders in Nr. 1. ist die Darstellung ganz die gewöhnliche, ohne die leiseste Andeutung, dass doch eine etwas verschiedene Ansicht noch möglich sey. Gleichwohl giebt es wirklich eine solche Ansicht; und die vielen Winke, die dazu in der Geschichte liegen, sind in einem Werke, welches überall (auch in einer deutschen Uebersetzung) zu haben ist, recht gut aufgefasst und benutzt. Man lese nur *Galerie philosophique du seizieme Siècle par Mr. de Mayer*, insonderheit das *sechste* Kapitel des *zweyten* und das *zwölfte* Kapitel des *dritten* Bandes, nebst den zu beiden Abschnitten gehörigen *Urkunden*. Von diesen Winken und Fingerzeigen konnte sehr füglich Gebrauch gemacht werden, ohne dass es deswegen nöthig geworden wäre, der Königinn und den Guisen eine Apologie oder gar eine Lobrede zu halten. Sie konnten und sollten bloss zu einem tiefern Eindringen in die damaligen Situationen und dadurch zu einem noch tiefern Blicke in den Charakter der handelnden Personen dienen. Vielleicht entschiesst sich Hr. *P.* zu einer andern Zeit, in einer Fortsetzung seiner Sammlung von Schilderungen berühmter Fürstinnen, jene reiche Quelle historischer Notizen und Combinationen mehr als bisher zu benutzen. — Bey Nr. 3., wo *Elisabeth* besonders in ihren Verhältnissen gegen die unglückliche *Maria* von Schottland und gegen den Grafen von *Essex* geschildert wird, hat Hr. *P.* einen Versuch gemacht, von dem bisher gewohnten Pfade abzuweichen, indem, er (S. 110. ff.) eine lange Stelle aus dem *Lady Magazine* einschaltet, in welchem *E.* noch weit mehr, als in seiner eigenen Schilderung, im Schatten erscheint. Was soll nun aber diese — fast möchte man sagen — diese Carricatur, von welcher Hr. *P.* selbst bemerkt, sie überschreite hier und da offenbar die Grenzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit? Besser würde er gethan haben, hätte er sich auf seine eigne Schilderung eingeschränkt, die zwischen den sonst hergebrachten Lobpreisungen der Königinn und der angeführten Stelle, die sich wirklich hier und da dem Sansculottentone nähert, das Mittel hält. Schade, dass sie nur ein Bruchstück ist, nicht eine ganze Biographie!

Die Ausführung dieser sieben Fragmente hält grösstentheils einen ruhigen Gang, der jedoch nicht ohne Anmuth ist, und gerade durch dieses ruhige Fortschreiten die gute Absicht des Vf. befördern muss. Am schönsten erhält sich dieser ruhige Gang der Erzählung in der Ausführung von Nr. 2., wo freylich das Sujet selbst vorzüglich dazu gemacht ist, eine

eine solche Stimmung mitzutheilen. Immer neu, immer anziehend, immer das Herz ergreifend wird dieses Sujet auch beym Lesen dieser Darstellung seine Wirkung nicht verfehlen.

Zu den ersten *fünf* Numern, die, wie man sieht, eine ziemlich verwickelte *Familiengeschichte* enthalten, wären wohl einige Verwandtschaftstabellen, zum Besten vieler Leser, zu wünschen und zweckmäsig gewesen. Auf solche Tafeln kömmt zuverläsig bey dem Forschen in der Geschichte und selbst bey der blossen sogenannten Liebhaberey derselben weit mehr an, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist.

Wien, in Comm. b. Schaumburg u. Comp.: *Der Tempel des Nachruhms, oder Sammlung kurz verfasster Lebensgeschichten grosser ausgezeichneter Militärpersonen, Staatsministern verschiedener Mächte, dann auch durch besondere Thaten, Weisheit, Gelehrsamkeit, Künste und Eigenschaften bekannt gewordener Männer so wohl, als auch Frauenzimmer älterer und neuerer Zeiten.* 1797. *Erster Theil.* 471 S. *Zweyter Theil.* 279 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ist recht gut, dass der ungenannte Herausgeber dieser Sammlung von Lebensbeschreibungen den metaphorischen Theil ihres Titels selbst so umständlich erklärt hat; denn dadurch ist einer Täuschung vorgebeugt, die eher nachtheilig als vortheilhaft für ihn werden konnte. Man halte sich lieber an die beygefügte schlichte prosaische Erklärung, so erhält man ohngefähr eine Vorstellung von der Einrichtung und Bestimmung des Werks, worüber sonst kein Wort hinzugesetzt worden ist. Wie es scheint, soll dieses nichts anders seyn, als eine Compilation, von der Art, die man, seit einiger Zeit ein Lesebuch zu nennen pflegt. Zu einer solchen Vermuthung veranlasst besonders die grose Anzahl der hier gelieferten sogenannten Lebensbeschreibungen, deren wirklich nicht weniger als 188. in beiden Bänden enthalten sind, und die Wahl der Gegenstände, die man in den vorstehenden Inhaltsverzeichnissen umständlich angegeben findet. Will jemand von dieser Menge der gelieferten Biographien, die freylich zum Theil nur aus wenigen Zeilen bestehen, und von dieser Auswahl der Gegenstände auf den innern Gehalt der Bearbeitung vorläufig einen Schluss ziehen; so dürfte man eben nicht besorgen, ungerecht gegen den Vf. zu werden. Die meisten der vorliegenden Lebensbeschreibungen erheben sich in keiner Rücksicht über das Alltägliche; ja, sie erreichen es nicht einmal in Absicht auf die Schreibart, die im höchsten Grade vernachläsigt ist. Stellen wie I. 7. — „*Wallenstein*, „dessen tapferes Betragen Ferdinand bekannt war, „wurde Obrister bey den Mährischen Truppen, und „wie Ferdinand den Kayserlichen Thron bestieg, er„hob er ihn in den Grafenstand, stieg von Stufe „zu Stufe und ward mit einem Wort der Liebling „desselben“ — oder I. 39. (wo von dem Grafen Wolfgang Julius *von Hohenlohe*, K. K. Gen. Feldmarschall, die Rede ist): „er avancirte bis zur Generalswürde. „Da er eben die Partey der Prinzen von Condé er„greifen wollte, liess ihn derselbe auf die Citadelle „zu Antwerpen gefangen setzen,“ — solche undeutsche, fast unverständliche Stellen finden sich beynahe auf jeder Seite. Nur einige dieser Biographien oder biographischer Notizen müssen von den übrigen zu ihrem Vortheil ausgeschieden werden, wie z. B. die vom *ältern Trenk* im *ersten* und die vom Washington im *zweyten* Bande. Beide zeichnen sich in Absicht auf Darstellung, Charakteristik und Diction so vortheilhaft aus, dass man fast geneigt werden möchte, sie, wenigstens dem grössern Theile nach, einem Andern zuzuschreiben. Sollten sie, dieser wahrscheinlichen Vermuthung ohnerachtet, dennoch dem gemeinschaftlichen Urheber der übrigen Lebensbeschreibungen ebenfalls angehören, so würde dieser um so mehr eine strenge Rüge wegen so vielfältiger Vernachläsigungen im Uebrigen mit vollem Rechte verdienen.

Ueberhaupt ist es sehr zu bedauern, dass der Verfasser oder Herausgeber, der das Bestreben, im Fach der Biographie zu nutzen, unverkennbar verräth, auf den unglücklichen Gedanken verfiel, *hundert und acht und achtzig* Lebensbeschreibungen, zum Theil von Subjecten, die schwerlich einer Stelle im Tempel des Nachruhms werth seyn möchten, in einer bunten Mischung, auf einmal zu liefern. Ungleich weniger in der Zahl würde wahrscheinlich ungleich besser dem innern Werthe nach seyn. Wenigstens besitzt der Herausgeber eine Eigenschaft, die auch dazu gehört, und eben nicht gemein ist: eine freye, unbefangene Denkungsart in Absicht auf Religion und Staat in innern sowohl als äussern Verhältnissen. Diese fessellose Denkungsart zeigt sich zuweilen bey Veranlassungen und in Verbindungen, wo sie wirklich überrascht. So beschliesst er z. B. die Schilderung des Fürsten Moriz von Dessau als Feldherrn (II. 15.): „er „beobachtete die strengste Mannszucht, war aber übri„gens ein wahrer Menschenfreund im engsten Ver„stande, ein Vater der Soldaten und groser Schätzer „derselben, ein eifriger Bekenner der reformirten Re„ligion, und somit des Christenthums.“ — Von *Washington* aber wird zum Schluss seiner Lebensbeschreibung und Charakterschilderung gesagt (II. 230.): „der Krieg, der zwischen Frankreich und Oesterreich „1792 entstand, und in welchem fast alle Mächte Eu„ropens für die gemeine Sache zusammentraten, ver„mochte die Vereinigten Staaten von Nordamerika, „in Rücksicht der bedenklichen Lage, in welche sie „bey so vielen vereinigten Mächten und derselben „sehr ansehnlichen Flotten leicht versetzt werden „könnten, eine Proclamation ihrer Gesinnungen un„term 22 April 1793 zu Philadelphia zu erlassen, wo„rin *W.* unter seines Namensfertigung sich über das „Verhalten bey gegenwärtigem Kriege mit edelge„sinnten Ausdrücken äusserte, und alle Bürger der „V. St. dergestalt ermahnet, nach dem Völkerrecht mit „keiner besagten, mit Frankreich in Krieg befange„nen Mächten sich Feindseeligkeiten zu erlauben, we„der

„derselben solche Artikel zuzuführen, die in der„maliger Lage der Sachen verdächtig heissen könn„ten; wodurch er eben zu erkennen gab, im streng„sten Verstande an diesem Kriege weder mittelbar noch „unmittelbar Antheil zu nehmen." — Will man, besonders dieser Eigenschaft wegen, die angezeigten Mängel übersehen, und dabey vielleicht noch manche flache Bemerkung durchschlüpfen lassen: so wird man diese Lebensbeschreibungen nicht ohne Unterhaltung und Belehrung lesen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schäfer: *Das Glück der Ehe*, komisches Familiengemälde unseres Zeitalters, erster Theil, 1795. 268 S. zweyter Theil, 1796. 241 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Ehe zwischen einem alten, häfslichen, einfältigen Wucherer, und einem jungen, schönen, buhlerischen, verschmitzten, herrschfüchtigen Weibe konnte für eine komische Erzählung von einigen Bogen ein ganz guter Stoff seyn; aber die Albernheiten des Mannes, der mit sehenden Augen blind ist, und bey allen Aufwallungen von Eifersucht, bey den stadtkundigsten Streichen seiner Frau, und bey allen Bemühungen anderer, ihn von seiner Verblendung zurückzubringen, bis an sein Ende in dem Wahne bleibt, der glücklichste Ehemann gewesen zu seyn, die Finten, Launen, Foderungen, Betrügereyen, Verschwendungen, und eckelhaften Ausschweifungen der Frau, durch zwey ganze Bände durchgeführt, in denen ausserdem nichts, als niederträchtige Buhler, Eheteufel, und Kuppler vorkommen — werden kaum auszuhalten seyn, wenn sie auch mit allem dem Witz und Humor erzählt wären, der diesem Vf. mangelt. Unausstehliche Geschwätzigkeit und niedrige Spässe haben das, was sich in ein kleines Bändchen hätte zusammendrängen lassen, so ausdehnen müssen, dass zwey langweilige Theile daraus entstanden sind. Unnöthige Episoden verlängern noch überdies die Geschichte, z. B. das im ersten Theil eingeschaltete Theaterstück, und die italienische Novelle im zweyten Theils pöbelhafte Ausdrücke, wie *Mumanzen*, *Kälbergeschere*, *Gassenzottig*, *Gerneiung*, *Gartenpromenadist*, theils ausländische Worte, wie *Tapetissement*, *Reprochen*, *Avantagen*; (worunter manche nicht einmal richtig geschrieben sind z. B. *Tracteur* für *Traiteur*) machen den Stil unleidlich. Wenn nun das Werk nichts Unterhaltendes hat, so könnte man doch vielleicht einigen moralischen Nutzen davon erwarten. Allein, wenn das verbuhlte Weib gleich gegen Ende des ersten Theils einige Anwandlungen von Reue empfindet, so sind diese doch schnell vorübergehend, wenn sie gleich durch ihre Verschwendungen, und durch den Betrug des einen Buhlers verarmt, so wird sie doch am Schluss des zweyten Theils nach dem Tode des Mannes, den sie so schändlich hintergangen, ohne alle Hindernifs Gattinn desjenigen Buhlers, dem sie vom Anfang den Vorzug gab.

Hamburg, b. Muzenbecher: *Sieben wunderbare Lebensjahre eines Kosmopoliten.* Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von *Felix Candide*. Erster Theil. Mit zwey Kupfern. 1797. 254 u. 264 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Reich genug ist, seinem Titel entsprechend, dieser Roman mit den abentheuerlichsten Abentheuern angefüllt, und wer Unterhaltung allein in dem raschesten Fortschritte und in der buntscheckigten Abwechselung der Begebenheiten sucht und findet, der ergötze sich an den Schlössern, Zuchthäusern, Landgütern, Räuberhöhlen, Kerkern, die hier wunderbar hinter einander, wie in einer magischen Laterne, sich vorschieben: — der folge unserm Helden, welcher mit unaufhörlichen Metamorphosen, die Rollen eines Grafen, Züchtlings, Kammermädchens, Matrosen, Kaufmannsdieners, Räubergesellen, Soldaten, und Bedienten spielt, und ruhe zuletzt nach hundertfältigem Wechsel des Glücks und Unglücks, mit ihm in dem Pallast einer italienischen Herzoginn aus, wo wir ihn am Schlusse dieses Theils in dem vierten seiner wundebaren Lebensjahre verlassen. — Wer aber die Schönheiten eines Romans in lebendiger Darstellung interessanter Chararaktere, in treuen und sprechenden Schilderungen consequenter Gefühle, in wohlgeordnetem Zusammenhang und Entwickelung der Begebenheiten, sucht, wer nicht an der Stelle des Verstandes, dem Zufall die Leitung der Schicksale überlassen mag, wer, reines Herzens, die Bilder schlüpfriger Scenen lieber überschlägt, als nach ihnen forscht, der rechne hier nicht auf Befriedigung und lege mit uns den Kosmopoliten zu der zahllosen Menge von Dichtungen zurück, die als Früchte mittelmäfsiger Köpfe unsere Buchladen überschwemmen, und dem Geiste unsers Zeitalters, wenn er sie willkommen heissen könnte, — das entehrendste Urtheil sprächen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. 1) *Stendal*, bey Franzen und Grosse: *Adolph Friedrich Fuchs*, Professors und Rectors des Gymnasii zu Güstrow, *Entwurf zum Unterricht in der christlichen Religion* für meine Kinder. (Auch unter einem andern Titel ohne die letzten Worte: für meine Kinder.) 1795. 46 S. 8.

2) *Nürnberg*, in der Felseckerischen Buchhandlung: *Leitfaden beym Unterrichte in der christlichen Religion* von *J. F. Schlez*. Aus der Schilderung der Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim einzeln abgedruckt. 1795. 38 S. 8.

3) *Bern*, bey der typographischen Gesellschaft: *Religionsunterricht*, vorzüglich Töchtern guter Erziehung gewidmet.

met von *David Müslin*, oberften Helfer zum Münfter. 1795. 80 S. gr. 8.

4) *Greifswald*, b. Eckhardt: *Zu Doctor M. Luthers kleinen Katechismus Anmerkungen* in Abficht aufs thätige Chriftenthum. 1795. 44 S. 8.

Alle diefe katechetifche Lehrbücher kommen in Abficht auf *Kürze*, gefunde Begriffe, gefchickte Auswahl der Lehren mit Abfonderung aller fchulgerechten Dogmatik, practifche Darftellung, und einen fafslichen Vortrag, jedoch in verfchiedenen Graden fehr mit einander überein. Die *Kürze* in Nr. 1. würde Rec. auch fehr billigen, wenn der Entwurf für Kinder von reiferm Alter beftimmt wäre. Aber feine Abficht ist zunächft auf feine Kinder gerichtet, die fich noch in einem zärtern Alter befinden, und deren Gefichtskreis deswegen noch fehr eingefchränkt ift; er macht daher Hoffnung zu einem weitläuftigern Lehrbuche für Jünglinge von reiferm Alter, welches man als Kommentar zu diefem kurzen Entwurfe anfehen könne. Hier ift aber Hr. F. offenbar auf einem ganz falfchen Wege, wenn er meynt, dafs ein Lehrbuch für kleine Kinder *alle* Lehren des Chriftenthums aber nur kurz und gedrängt enthalten, ein Lehrbuch für Kinder von reiferm Alter aber eben diefe Lehren mehr erweitert vortragen müffe. Der Unterfchied befteht vielmehr darin, dafs in dem erften manche Lehren, die kleinen Kindern noch zu fchwer find, ganz übergangen und bey dem weitern Unterrichte nach einem gröfsern Lehrbuche nachgehohlt werden. Denn nach dem Entwurfe des Hn. F. müffen ja alle diefe Lehren, wenn fie einmal im Buche ftehen, doch erklärt werden, und der Lehrer mufs fich defto weiter ausbreiten, je kürzer das Lehrbuch ift, weil die Kinder fonft das Buch gar nicht verftehen lernen. Alsdenn hilft aber die Kürze gar nichts, fondern ift vielmehr fchädlich, weil fie von den blofs mündlichem Unterrichte vieles nicht wohl faffen und defto weniger merken können. So kommt hier manches vor, das für kleine Kinder gar nicht taugt, wenn z. E. S 27. von der *Mäfsigung des Gefchlechtstriebs* gehandelt wird. Auch die vielen beygefügten Schriftftellen find diefer Abficht mehr hinderlich, befonders folche fchwere Stellen, wie S. 15. Gal. 4, 1—3. in welcher fo vieles vorkommt, wofür Kinder von zartem Alter gar keinen Sinn haben können. Wenige und fafsliche Stellen find bey ihnen am zweckmäfsigften. Endlich ift auch für diefe der Vortrag in langen verwickelten Perioden, in welche alles zufammengedrängt ift, gar nicht brauchbar, vielmehr müffen es kurze fafsliche Sätze feyn, die fie leicht verftehen und merken können. Wie können Kinder von zartem Alter die Periode S. 16. überfehen und verftehen lernen: „diefer „(Jefus), welcher auch den Ehrennamen *Chriftus* führt, von „einer jüdifchen *Jungfrau*, Maria, unter der Regierung des „*römifchen Kayfers, Auguftus*, gebohren, bemühete fich, nicht „nur die *Religionsbegriffe* feiner Zeitgenoffen zu *berichtigen*; „fondern er ward auch durch *Gründung eines Lehramts* auf „alle Zeiten *der Stifter einer Religion*, deren *Wefen* darinn „befteht, dafs fie" etc. Wie viele Begriffe müffen hier nicht den kleinen Kindern erklärt werden! Und was hilft denn die Kürze des Katechismus? Weit beffer find die übrigen, befonders Nr. 2. eingerichtet, wo die Lehren in kurzen Sätzen ausgedrückt und nur eine kleine Anzahl Schriftftellen beygefügt ift. Doch ift in beiden überhaupt die Bemühung, kurz zu feyn, faft etwas zu grofs, da von jeder Tugend, die oft blofs dem Namen nach angeführt wird, doch eine kurze Befchreibung da ftehen follte. Auch hält diefes Rec. für fehr zweckwidrig, dafs manche Lehren ganz übergangen werden, und der Lehrer nur in der Anmerkung die Anweifung erhält, diefe hier einzufchieben, welches bey Nr. 1. am häufigften der Fall ift. Ein Katechismus mufs von jeder Lehre die Grundlage enthalten, damit der Lehrling einen Leitfaden habe, woran er fich beym Unterrichte halten, und wornach er denfelben wiederholen kann. Aufserdem verfliegt der Unterricht gar zu gefchwind wieder.

Den *Lehrbegriff* anlangend, bleibt Nr. 1. blofs bey dem eigentlichen biblifchen ftehen, die übrigen aber haben mit demfelben auch, wie billig, Religions- und Sittenlehre der Vernunft verbunden. Bey Nr. 2. und 3. find befonders die *Principien der reinen practifchen Vernunft* fo benutzt worden, dafs man ihnen den Vorwurf des Unverftändlichen und Unanwendbaren nicht wohl machen kann. Sehr kurz und doch überaus fafslich ift Nr. 2. S. 10. der Unterfchied zwifchen *Wiffen* und *Glauben* gezeigt. Die *erfte Formel des kat. Imp.* ift S. 11. fo ausgedrückt: „Wäre es wohl gut, wenn alle Menfchen auf die „Weife wie ich handelten!" Damit ftimmt nur die Bemerkung S. 12. nicht überein: „da die Erfüllung aller diefer Pflichten „einen grofsen Einflufs auf unfere eigene Wohlfarth hat: fo „find gewiffermaafsen *alle Pflichten*, Pflichten *gegen uns felbft*." In Nr. 3. ift *die erfte und zweyte Formel* zum Grunde gelegt, wo jedoch der Sinn und die Anwendung nicht völlige Richtigkeit hat. *Die erfte Formel* ift fo erklärt: „was, wenns Gefetz für alle würde, das Glück der ganzen menfchlichen Gefellfchaft befördern würde, ift gewifs recht — und umgekehrt. Aber wer kann das *allezeit* beftimmen, wenn es auch *zuweilen* möglich ift? Eigentlich kommt es dabey darauf an: ob das Gefetz *an fich* allgemeines Gefetz *werden* kann, ohne *fich felbft* zu widerfprechen. Aus der *zweyten Formel* wird nur *Gerechtigkeit* hergeleitet; warum nicht aber auch *Güte*? In Nr. 2. werden auch die *Pflichten gegen die Thiere* angeführt, die eigentlich nicht ftatt finden können, weil man Thiere nicht als Selbftzweck betrachten und behandeln kann. *Sabbathsfeyer* S. 31. ift ein unfchicklicher Ausdruck, und: *Noth hat kein Gebot* S. 33. ein falfcher Grundfatz. In Nr. 3. ift die Religions- und Sittenlehre mehr philofophifch behandelt, weil die Schrift Töchtern guter Erziehung gewidmet ift, die etwas weiter gebracht werden follen als Kinder von gemeinem Schlag. Das ift auch allerdings fehr zu billigen. Doch hätte die Kunftfprache diefem Zweck ohnbefchadet mehr vermieden werden können, z. E. S. 19. „Beym erften *Totalblick.* — Die *befeelte Organifation* „ftrebt nach Glückfeligkeit, das vernünftige Gemüth nach fittlicher Vollkommenheit." Mit andern fafslichern Ausdrücken hätte eben das gefagt werden können. In Abficht auf die *Anordnung der Materien* hat Nr. 3. einen Vorzug vor allen den übrigen. Der Vf. fängt vom Menfchen, feiner fittlichen Natur und Beftimmung, den allgemeinen moralifchen Begriffen und Grundfätzen an, geht dann auf Vernunftreligion, Offenbarung und chriftliche Religionslehre über, welches gewifs der natürlichfte Gang ift, den man nehmen kann. Etwas Eigenes ift bey diefem Lehrbuche, dafs der Vf. am Ende jedes §en Fragen aufwirft, welche die Schülerinnen fchriftlich beantworten müffen, ein vortreffliches Mittel, das Selbftdenken zu reizen und zu üben. Manche Fragen fetzen aber nothwendig einen darüber fchon ertheilten Unterricht voraus. Am Ende ift eine *Sittenlehre für Töchter* angehängt, welche die wichtigften weiblichen Pflichten und zu vermeidenden Fehler enthält, aber doch nicht ganz vollftändig ift, da z. E. vom Gefühl für Freundfchaft, Freundlichkeit und Gefälligkeit nichts gefagt ift.

Nr. 4. ift eigentlich mehr *Kommentar über Luthers Katechismus*, kann aber vom Lehrer recht wohl als Leitfaden beym Unterrichte gebraucht werden. Man findet auf wenigen Bogen viele herrliche Gedanken und treffliche Bemerkungen zufammengedrängt, und wer nach den 6 Hauptftücken unterrichten mufs, fieht fich in den Stand gefetzt, die ganze chriftliche Lehre nach denfelben zu erklären, auch nach einer fo guten und fchicklichen Ordnung, als es hier immer möglich ift. Zuweilen find freylich etwas freye Erklärungen gemacht und manches, z. E. die Erklärung des 3ten Artikels, die Bitten im Vater Unfer und die Fragen des 6ten Hauptftücks, ift ganz übergangen. Die angehängten *Gefänge für Kinder* drücken einen frohen, heitern Sinn aus, und find für Kinder fehr ermunternd und belehrend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. November 1797.

PHILOLOGIE.

Giessen, b. Heyer: *Terenzens Lustspiele*, übersetzt und commentirt von *Joh. Fried. Roos. Zweyter Theil.* 1796. IV u. 378 S. gr. 8.

Hr. Pr. *Roos* ist seiner Weise (vergl. A. L. Z. Jahrg. 1794. Nr. 327.) bey den drey letzten Stücken des Terenz treu geblieben, und hat theils als Uebersetzer einer vollendetern Verdeutschung vorgearbeitet, theils als Erklärer im Ganzen seine Pflicht gethan. Demungeachtet bedarf noch gar manche Stelle einer eignen Erörterung und Erläuterung. Wenn es z. B. im Prolog des Phormio nach des Vf. Uebersetzung heisst: Vielleicht schmäht jener alte Dichter den Terenz „weil es ihm nie eingefallen ist, einen rasenden Jüngling auf die Bühne zu bringen, der ein Reh vorüberlaufen und von Hunden so hitzig verfolgt werden sieht, dass es mit thränenden Augen ihn bittet, sein Beystand zu seyn," so verdiente diese merkwürdige, aber dunkle Stelle gewiss einige Worte der Erläuterung. Wer begreift nach der Uebersetzung, was der *rasende* Jüngling zu dem Rehe und dem Flehen desselben für eine Beziehung hat? Der Nebenbuhler des Terenz, auf den hier angespielt wird, scheint in einem Lustspiel, wie auch von andern bemerkt worden, einen bis zum Wahnsinn liebenden Jüngling auf die Bühne gebracht zu haben, vor dem ein Mädchen flieht und auf der Flucht von den Göttern, die sie vermuthlich um ihre Rettung angefleht hatte, in ein Reh verwandelt wird, das aber unglücklicher Weise von Hunden verfolgt wird, und nun selbst seine Zuflucht zu dem Verfolger nehmen muss. Freylich ein gewaltiges Wagstück, eine Verwandlung im Lustspiel vorgehen zu lassen; aber einem auf Stelzen gehenden Schauspieldichter, wie hier beschrieben wird, sähe so etwas doch wohl nicht ganz unähnlich. Uebrigens scheint Terenz nicht sowohl das Abentheuerliche einer solchen Vorstellung als den Bombast hier lächerlich zu machen, dass der D. ein Reh weinen und bitten lässt. Der Vf., der doch die neuesten Hülfsmittel, auch den Schulze über den Phormio in der braunschweigischen Schul-Encyclopädie und Böttigers Abhandlung über das Theaterwesen benutzt hat, scheint die neueste Ausgabe des Terenz von Schmieder mit Unrecht ganz aus der Acht gelassen zu haben. Wenigstens erwarteten wir, es würde beym 2ten Auftritt des fünften Aufzugs der *Brüder* Rücksicht auf die Schmiedersche neue Voraussetzung genommen seyn, dass sich mit dem Ende des ersten Auftritts: *I ergo intro, et cui rei est, hilarem hunc sumamus diem* das Stück endige, und nun ein Nachspiel, *Exodium*, beginne. Die Gründe dafür hätten erwogen oder doch untersucht werden müssen, warum Terenz das Stück, nach der Auflösung des Knotens, noch fort gehen lasse. Nach Lessings scharfsinnigen Bemerkungen über die Brüder, die hier aus der Dramaturgie abgedruckt sind, sind diese letzten Auftritte ganz Terenzens Eigenthum und Erfindung, und er erklärt die Worte des Donatus: *Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur*, es komme beym Menander gar nichts von der Hochzeit des Micio vor. Wenn gleich diese Erklärung, wie R. meynt, *gezwungen* heissen kann; in sofern man mit L. *gravatur* passive nimmt: so kann man es doch aber so fassen: Beym Menander kommt Micio nicht als unwillig über eine ihm aufgedrungen werden sollende Verheirathung vor, d. h. es kommt gar nichts von einer Verheirathung des Micio vor. Obgleich der Vf. sich im zweyten Theile seiner Uebersetzung einer reinern und edlern Sprache befleissigt hat: so haben sich doch noch einige fehlerhafte oder gemeine Wörter eingeschlichen, als S. 44 und anderwärts: *geloffen* für gelaufen. S. 59. sagt Sostrata zur Canthara: Man sollte denken, sie hätten nie selbst Kinder *gezeugt*, *quasi nunquam tute pepereris*. S. 192. Gemähr, *somnia*.

Leipzig, b. Crusius: *P. Terentii Afri comoediae.* Novae editionis specimen proposuit *Carl Aug. Böttiger.* 1795. XX u. 68 S. gr. 8.

Schon die Vorrede kündigt einen mit allen an den Herausg. des Terenz zu machenden Foderungen vertrauten und der Befriedigung derselben vollkommen gewachsnen Gelehrten an. Es wird hier gleichsam das Ideal einer Bearbeitung des Terenz aufgestellt. Vor allen Dingen müssen die Bruchstücke des Apollodor und Menander, aus denen Terenz vornehmlich schöpfte, sorgfältiger als bisher gesammelt, vorzüglich manche Züge und Blüthen des Menander aus dem Alciphron, Aristänet, Philostratus Briefen, Lucians Dialogen, Plutarchs moralischen Schriften ausgespäht, ausserdem die sämmtlichen Ueberbleibsel der Dichter der neuen Komödie und nächst ihnen auch die der ältern, einen Aristophanes und auch die Tragiker, von welchen Menander Gebrauch machte, nicht ausgenommen, zum Besten des Terenz benutzt werden. Da Athen der Schauplatz dieser Lustspiele ist, so müssen sie vorzüglich aus der Kunde des attischen Alterthums, der Gebräuche, Sitten, der bürgerlichen Verfassung und der Gesetze ihr Licht erhalten. Eine der schwersten Obliegenheiten des Herausg. ist, alles dasjenige, was auf das Theaterwesen der Alten Be-

Beziehung hat, aufzuklären. Hiermit müssen Erörterungen über die Stände, Sitten und Charaktere, welche die Dichter der neuen Komödie und namentlich Menander auf der Bühne darstellten, verbunden werden. Bey der Bearbeitung des Textes werden vom Herausg. Bentleys Recension und metrische Grundsätze zur Grundlage gemacht; jedoch werden auch alte Ausgaben und Handschriften verglichen, wie denn der Herausg. schon zwey Gothaische und eine Helmstädter Handschrift gebraucht hat. Indess wird dem Herausg. sein weitläuftiges Geschäft dadurch erleichtert werden, dass der Kirchenrath Döring in Gotha, ein Vertrauter der römischen Komiker, die Besorgung der Kritik und der Worterklärung zu übernehmen sich anheischig gemacht hat. Zu allem, was der Herausg. von einem Bearbeiter des Terenz verlangt, hat er selbst in den von ihm ausgearbeiteten Proben aus dem Verschnittenen Aufz. 4. Aufz. 5—7. die Belege gegeben. Zum fünften Auftr. wird gleich eine gelehrte Anmerkung über den Gebrauch der Griechen, Betrunkene im Lustspiel einzuführen (auch im Trauerspiel verschmäht Euripides nicht, den betrunknen Herkules auftreten zu lassen), gemacht, die aus dem Satyrspiel abgeleitet wird; jedoch schränkt sich dabey die Komödie auf Menschen der niedrigen Stände, Sklaven, Schmarozer, Landleute ein. V. 3. *postquam surrexi, neque pes neque mens satis suum officium facit* wird die Redensart gelehrt mit Beyspielen der Griechen belegt. Der von andern angeführte Vers des Menander: ἀνίσταμαι γοῦν τέσσαρας κεφαλὰς ἔχων hätte wohl auch unter diesen eine Stelle verdient. Gleich darauf wird der Satz „der Wein verschönert alles" und *Sine Cerere et Libero friget Venus* in mannichfaltigen Wendungen aus Dichterstellen gezeigt. Zum Auftr. 6, 1. wird das Auskratzen der Augen in der Tragödie und Komödie der Griechen, welches auf unsern Bühnen kaum einem Fischweib verziehen werden dürfte, aus der leidenschaftlichen Heftigkeit der griechischen Frauen erläutert. Zu V. 9. wird eine Anmerkung über die Rechte der Buhlerinnen in Athen gemacht und bemerkt, dass die Hetären im Alter Hetärenschulen anzulegen pflegten. *Riscus* V. 16. ist ein Wort aus der neuen Komödie, das einen Wandtapetenschrank bedeutet, in welchem die weibliche Garderobe und der weibliche Schmuck aufbewahrt wurde. Wichtig ist ebendaselbst die Bemerkung, dass die Weiberzimmer auf dem Theater nicht abwärts sondern vorn an der Strasse vorgestellt wurden. Erläuterungen aus den Atheniensischen Rechten und Gesetzen kommen zu V. 21. 26. 30. 32. Sc. 7, 35. 39. vor. Zu Auftr. 6, 23 f. vermissen wir ein paar Stellen des Menander beym Stobäus, die von andern Auslegern mit Recht hier beygebracht werden. Eine gelehrte Ausführung über den Anstand bey der Haltung des Mantels findet man zu V. 31. Beym siebenten Auftr. werden die einzelnen Züge aus dem Menander zusammengelesen, welche Terenz benutzte. *Fures* V. 6. sind Miethsoldaten, die hier nach ihrem gewöhnlichen Handwerk, Marodeurs, genannt werden. Ueber den Gebrauch des Schwammes in der Küche und im Felde zu V. 7—9. Ueber V. 13., wo sich Thraso, indem er sich hinter dem Vordertreffen hält, auf das Beyspiel des Pyrrhus beruft, hat der Vf. einen eignen Excurs angehängt, worinn wahrscheinlich gemacht wird, dass im Griechischen Alexander gestanden, dessen Namen aber Terenz mit dem den Römern näher liegenden des Pyrrhus vertauscht habe. V. 16. 17. legt der Herausg. dem Gnatho in den Mund. Wenn dieser aber wünschte seine Feinde in die Flucht zu schlagen (*facerent fugam*); wie stimmte das mit Thraso's Absicht V. 3 f. zusammen, das Haus zu erobern, das Mädchen zu entreissen; die Thais zu züchtigen? V. 28. glaubt der Herausg. mit dem Donatus, der nur von Sklaven gewöhnliche Ausdruck *furcifer* sey dem Chremes gegen den Anführer von Miethvölkern, Thraso, aus Unkunde des Schicklichen entfahren; allein, wenn nach des Vf. eigner Bemerkung S. 48. not. freye Leute und Miethsoldaten einander entgegengesetzt wurden: so scheint sich Chremes mit gutem Bewusstseyn dieses verächtlichen Ausdrucks bedient zu haben. Wir müssen mehrere feine Sprachbemerkungen übergehen, und bemerken nur noch, dass der 2te Excurs über die *Milites gloriosi* der neuen Komödie diesem Specimen zur wahren Zierde gereicht. Es wird hier ein sehr dunkler Gegenstand ins Klare gesetzt. Der Vf. geht von der Behandlung der Soldaten auf dem griechischen Theater überhaupt aus, und zeigt, dass die in der neuen Komödie häufig vorkommenden Soldaten Anführer von gedungenen Heeren sind, deren Gebrauch und Geschichte hier auseinandergesetzt wird. Die Miethsoldaten standen gewöhnlich in keinem guten Rufe, und ihre Anführer waren als rohe, ausschweifende, lächerlich prahlerische Menschen bekannt, welche in der neuen Komödie häufig in eignen Masken und Kleidungen vorkamen. Der Vf. geht nun die Stücke des Menander durch, worinn solche Helden die Hauptrollen spielten, darauf auch die Lustspiele des Plautus, und endlich verfolgt er noch die Spuren des Thrasonismus auf den Theatern der neuern Völker. — Wie sehr ist zu wünschen, dass die übrigen literarischen Unternehmungen des vielseitigen und doch immer selbstdenkenden Vf. ihn nicht zu lange von der wirklichen Ausführung der hier angekündigten Ausgabe des Terenz abhalten mögen!

BERLIN, b. Vieweg: *Von der Darstellung der Rede durch die Schrift* als Versuch einer Rechtschreibung für die Deutschen. 1797. VIII u. 102 S. 8. (9 gr.)

Der Vf., der sich unter der Vorrede *Johann Gottfried Richter* unterzeichnet, zeigt sich in obiger Schrift als einen denkenden Kopf, wiewohl er die Gabe des leichten und geschmackvollen Vortrags nicht in einem vorzüglichen Grade besitzt. Er geht mit nichts geringerm um, als damit, die Schreibung zur Wissenschaft, zur Rechtschreibung im strengsten Sinne des Wortes zu erheben. Dass er an sie zu grosse Foderungen macht, und von dem, was sie auch bey der vollkommensten Einrichtung leisten kann, zu hohe Er-

Erwartungen hegt, beweist zum Theil schon der Titel: die Schrift kann die Rede im Grunde niemals *darstellen*, sondern nur bezeichnen. Eine Darstellung macht uns mit ihrem Gegenstande bekannt, wenn er uns auch vorher noch nie vorgekommen wäre; die Schreibung, selbst die regelmäsigste, wo jeder verschiedne einfache Laut sein besonderes Zeichen, und zwar nur Eines hat, und wo jedes Zeichen immer einerley bedeutet, kann uns die richtige Aussprache nicht lehren, sondern uns nur daran erinnern, wenn wir sie schon haben. Denn ausserdem dass man die Bedeutung der Schriftzeichen nur durch genaue Beschreibung der Bewegungen, welche die Sprachwerkzeuge bey jedem Laute vornehmen müssen, oder durch Beyspiele lernen kann, (da doch keines von beiden in der Schreibung selbst begriffen ist); so hat auch jede Sprache ihren eigenthümlichen Ton, ihre Musik, ihren lebendigen Hauch, tausend Feinheiten der Aussprache, die zu flüchtig sind, um durch die Schrift aufgefasst und festgehalten zu werden. Wie in keiner Sprache der Eigensinn und die Unregelmäsigkeit des Schreibgebrauchs grösere Irrungen gestiftet hat als im Englischen; so hat man auch vielleicht nirgends die Genauigkeit in der schriftlichen Bezeichnung, besonders was die Mitteltöne der in einander sich verlaufenden Selbstlauter betrifft, höher getrieben, als in den Werken der englischen Orthoepisten. Reichen sie aber deswegen, wenn man dem Schüler auch jeden einzelnen Laut oft genug vorgesagt hätte, um ihn seinem Gedächtnisse einzuprägen, zur Erlernung der eigenthümlichen englischen Aussprache hin? Muss man dazu nicht häufig Engländer reden hören, und die Organe üben es ihnen nachzumachen? — Der Vf. giebt es als einen Vortheil der von ihm vorgeschlagnen Schreibung an, dass man in den Gegenden Deutschlands, wo unrichtig ausgesprochen wird, die richtige Aussprache daraus lernen würde. Hiezu wird *Können* und *Wollen* vorausgesetzt, welches beides grossentheils fehlt. Man glaubt in den Provinzen, wo am übelsten geredet wird, gar nicht, dass es anders seyn könne oder müsse; und wenn ein Einheimischer, der auswärts gelebt hat, eine verbesserte Aussprache nach Hause bringt, so hält man dies wohl gar für blose Ziererey. In vielen Fällen unterscheidet die gewöhnliche Schreibung deutlich genug: bekümmert man sich in jenen Provinzen wohl im geringsten darum? Sieht man nicht schwäbische Dichter: *Menschen* und *Wünschen*, *Enkel* und *Winkel*, und österreichische: *Schönen* und *können* u. s. w. reimen? Gesetzt aber, die Bemühung wäre überall vorhanden (welches doch nur in dem Falle sich erwarten lässt, wenn es einen Mittelpunkt der guten deutschen Aussprache gäbe, der ein äusserliches, alles überwiegendes, Ansehen genösse, wie die Hauptstädte in Frankreich und England): folgt daraus, dass man überall gut aussprechen *kann*? Legt nicht der Bau der Sprachorgane und die frühe Angewöhnung unübersteigliche Hindernisse in den Weg? Der Vf. sagt, die Schreibung des einfachen Lautes *sch* durch drey Zeichen gebe Anlass zu der Trennung: *ſ-chinken*, wie die Westphalen sprechen. Diese Abweichung muss wohl einen ganz andern Grund haben; sonst würde sie sich nicht auf die an die Niederlande gränzenden Gegenden einschränken. Wenn man nun für das untrennbare *sch* ein einfaches Zeichen setzt, (der Vf. hat das lange *ſ* gewählt) wird es dadurch den Bewohnern jener Gegenden weniger schwer oder unmöglich, den ächten gezischten Laut zu sprechen? — Es ist keine leichte Aufgabe, für alle Fälle zu bestimmen, was eigentlich reine deutsche Aussprache sey, da kein Landstrich ganz von fehlerhaften Eigenheiten frey ist. Das Zweifelhafte kann also nicht durch das Ansehen einer Provinz, noch weniger durch Mehrheit der Stimmen, sondern es muss nach dem allgemeinen Charakter der Sprache, und nach Gesetzen des Wohlklangs entschieden werden. Aber sicher anzugeben, was mit jenem am besten übereinstimmt, erfodert eine erstaunlich feine Wahrnehmung, und nach den verschiednen Gewöhnungen durch die Aussprache bildet sich auch das Ohr verschieden. Möchten daher unsre Sprachlehrer diesen Theil ihrer Wissenschaft, sorgfältiger und ohne Partheylichkeit und Vorurtheil bearbeiten! Der Vf. beweist seine Einsicht und Genauigkeit in der Beobachtung durch das meiste, was er über die Aussprache sagt; und er hätte ohne Zweifel etwas weit nützlicheres geliefert, wenn er diese, und nicht die Rechtschreibung zum Zweck seiner Schrift gemacht, und die neue Bezeichnung blos zum Behuf des Unterrichts in der Aussprache, wie die englischen Orthoepisten, erfunden hätte. Allein er dringt auf ihre wirkliche Einführung, ob er gleich wiederholt versichert, er theile die gutmüthige Hoffnung seiner Vorgänger, mit solchen Vorschlägen Eingang zu finden, gar nicht. Hierin hat er nun sehr Recht. Es war von jeher das Schicksal der orthographischen Reformationen, wenn sie von angesehenen Männern herrührten, wenige Anhänger und vielen Widerspruch zu finden; wenn dies aber nicht der Fall war, gar keine Aufmerksamkeit zu erregen. Was mag also der Reiz dieser vergeblichen Bemühungen seyn, dass man immer von neuem zu ihnen zurückkehrt? Will man gern etwas neues vorzunehmen scheinen? Es ist ja etwas sehr altes: die in unsrer Sprache im vorigen Jahrhundert gemachten Versuche sind bekannt; man hat dergleichen auch in andern Sprachen gewagt. Selbst in das Italienische, welches eine vorzüglich gleichförmige und einfache Schreibung hat, wollte schon Trissino einige griechische Buchstaben, ferner das *K* u. s. w. einführen. (Man sehe seinen *Dialogo, intitulato il Castellano*, seine *epistola de le lettere nuovamente aggiunte* an den Pabst Clemens VII, seine *poetica* u. s. w.) Die Schreibung unsers Vfs. (er ist indessen im Buche selbst bey der gewöhnlichen geblieben) wird man aus einer Probe am kürzesten kennen lernen. S. 99.

„Tlyclix so unterwerfe ix nixt blòc disen fersux ei-
„ner rextſreibung der ſtrèngsten pryfung der saxfer-
„ſtendigen, ſondern ix bite aux rext sèr darum. Einen
„ferſàcer, daer ec mit untersuxungen zu tùn hat, one
„unter-

„*untersuxung mit oberflexlixem tadel oder lob abferti-* „*gen; dac muc six Kein rextlixer rezensent erlauben.*"

Man sieht, Klopstocks Vorsichtsregel, den Eindruck des Ungewöhnlichen so viel möglich zu schwächen, ist hier eben nicht beobachtet worden; auch sonst weicht der Vf. in vielen Stücken von Klopstock ab. Z. B. er leugnet die Verdoppelung der Consonanten, welche dieser vertheidigt. Es ist eigentlich nur ein Wortstreit: versteht man unter der Verdoppelung, dass das ganze Geschäft der Sprachorgane bey der Hervorbringung eines gewissen Consonanten wiederholt werde, so werden die Consonanten freylich nicht verdoppelt; denn dies wäre nicht ohne Pause in dem Worte (*Lap—pen, hat—ten*) möglich. In sofern aber ein solcher Consonant unstreitig am Ende der einen Sylbe und auch am Anfange der andern gehört wird, kann man ihn doppelt, oder wenn man genauer reden wollte, *getheilt* nennen; und die in den meisten Sprachen übliche Verdoppelung bezeichnet dies sehr schicklich. Das geschärfte s, ß, (das Anfangs-s der Franzosen) hält der Vf. mit Recht für einen einfachen Laut. Eben das behauptet er auch von *ng* und *nk*. Von jenem (dem *n* nazal) hat es Klopstock schon gegen frühere Vertheidiger der Meynung geleugnet, weil man es nicht zu Anfange der Sylbe aussprechen könne. So viel ist wohl gewiss, dass man in diesen Zusammenstellungen kein reines *n* hört: aber diese Wahrnehmung ist nichts neues; man erinnere sich nur an das griechische γγ und γκ. Der Vf. verwirft das v nicht ganz; er meynt, es gebe im Deutschen einen Mittellaut zwischen f und w. In den Beyspielen, die er giebt, wird immer eins oder das andre ausgesprochen: der holländischen Sprache ist solch ein Mittellaut eigenthümlich, den aber Deutsche fast nie recht aussprechen lernen. So sorgfältig Hr. R. gewesen ist, jedem Laute sein besondres Zeichen zu bestimmen, so ist es ihm doch entgangen, dass es im Deutschen zweyerley *ch* giebt, wenigstens so verschieden als das zwiefache *th* im Englischen: das eine spricht man nach a, o, u, z. B. *ach*; das andre nach e, i, z. B. *ich*. Viele Ausländer, denen jenes gar keine Schwierigkeit macht, bringen dieses nie recht zu Stande. Bürger hat in einer Abhandlung über den Reim (Akad. d. sch. K. 4. St.) den Unterschied umständlich dargethan. — Die obigen Bemerkungen liessen sich leicht mit einer Menge andrer vermehren; allein es ist zu viel verlangt, dass man Vorschläge, deren Unausführbarkeit im Ganzen einleuchtet, im Einzelnen genau prüfen soll, wie doch der Vf. zu erwarten scheint. Wir wiederholen es, über die deutsche Aussprache würde er etwas nützliches leisten können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Heilbronn am Neckar u. Rothenburg ob der Tauber, b. Class: *Georg Reinhards, eines deutschen Bauers, Lebensgeschichte*, herausgegeben von *Adam Heinrich Hatzel*. 1796. 10 Bog. 8. (48 kr. rhl. oder 10½ gr.)

Reinhards, eines gewesenen arbeitsamen und verständigen Bauers in Franken, Lebensgeschichte besagt zwar nichts neues in Ansehung der Feld- und Hauswirthschaft, soll aber nach der Absicht des Herausgebers die Leser vergnügen, wenn sie vernehmen, wie ein Bauer in der Vorzeit sich so rühmlich bestrebt, den Feldbau besser, als seine Zeitgenossen und die Bewohner seiner Gegend, zu betreiben. Es kann übrigens diese Lebensgeschichte manchen Bauer, der lesen kann und will, zur Thätigkeit aufmuntern, um in seinen Verhältnissen Reinharden entweder gleich zu kommen, oder doch nicht zu weit hinter ihm zurück zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. v. Kleefeld: *J. C. Schubarts von Kleefeld Landwirthschaftslehre zum gemeinnützigen Gebrauch für Landwirthe.* Nach einem Manuscript aus seinem Nachlass. 1797. 8 B. 8. (8 gr.) Die Liebhaber der Schubartschen Schriften werden es dem Sohne des verstorbenen Mannes Dank wissen, dass sie in dieser kleinen Schrift alle in seinen grössern Werken abgehandelten Materien gleichsam auf einen Punkt zusammengestellt vorfinden. Es war dies immer ein nützliches Unternehmen, da bereits die dritte Auflage der Schubartischen Schriften vergriffen ist, und die Verlagshandlung die starke Nachfrage nach derselben nicht befriedigen konnte. Ob nun gleich das vorliegende Schriftchen nur ein sehr gedrängter Auszug aus den übrigen Schubartschen Schriften ist, so dient es doch völlig zur vorläufigen Uebersicht des ganzen Systems; selbst den Besitzern der Schubartschen Werke kann es sehr bequem gleichsam zur Nachweisung dienen, und es würde dazu noch brauchbarer gewesen seyn, wenn der Herausgeber sich die kleine Mühe genommen hätte, bey jeder Materie auf das grössere Werk zu verweisen. — Auch wird vielen Lesern die Versicherung willkommen seyn, dass bald eine vierte Auflage gesammter Schubartscher Schriften erscheinen soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. November 1797.

PAEDAGOGIK.

HALLE, LEIPZIG u. MERSEBURG, b. Ruff: *Ueber gute Landschullehrer.* Meinen Amtsbrüdern, den Predigern auf dem Lande zur Prüfung und weitern Empfehlung gewidmet von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Diak. an der Domkirche zu Merseburg. 1796. 16 Bog. 8.

Der Vf. hat dieses Buch vornehmlich in der Absicht geschrieben, um die Landschullehrer von ihrem Amt und dem, was dazu erfodert wird, zu belehren; er hat es aber den Predigern auf dem Land gewidmet, damit diese nicht allein seine Aeusserungen und Vorschläge näher prüfen, sondern auch die Schrift selbst unter den Landschullehrern bekannt machen möchten, weil Bücher dieser Art nur durch ihre Bemühungen an die Behörde gelangen können. Das Ganze ist in fünf Abschnitte gebracht. 1) Wird gezeigt, dass der Landschullehrer für den Staat eine überaus wichtige Person sey, indem er an der Bildung des Menschen arbeitet und ihm das wichtige Geschäft, die Verstandes- und Herzensbildung der Landjugend, anvertraut wird. 2) Werden die zu einem guten Landschullehrer erfoderlichen Eigenschaften aus einander gesetzt. Der Vf. rechnet dahin, ausser einem gesunden und festen Körper, die natürliche Logik oder die Kunst, über eine Sache richtig urtheilen und andern darüber gehörige Begriffe beybringen zu können, Kenntniss der Naturgeschichte, eine aus der Natur geschöpfte Gotteserkenntniss, Kenntniss der deutschen Sprache, wozu insbesondre richtiges Lesen, Orthographie und Kalligraphie und die Geschicklichkeit gute Briefe abfassen zu können, gehört; Kenntniss der Rechenkunst, der Geographie und Geschichte, besonders der vaterländischen, wozu auch die Bekanntschaft mit den Landesgesetzen gehört; Kenntniss des menschlichen Körpers, der Gebrechen und Krankheiten und des rechten Verhaltens bey denselben; Geschicklichkeit in der Vocal- und Instrumentalmusik; Kenntniss der Religion und der Art, wie er diese den Kindern auf eine geschickte Art beybringen und wie er insbesondere die Bibel mit ihnen lesen muss; ferner die Eigenschaft, dass er ein wahrer Menschen- und Kinderfreund sey, der mit Fehlern Gedult haben und sich nach den Schwachheiten und Fähigkeiten der Kinder herablassen könne, und dass er endlich eine durchgängig religiöse Denk- und Handlungsart in seinem Betragen beobachte. 3) Zeigt der Vf. woher es komme, dass die Anzahl guter Landschullehrer verhältnissmässig so gering sey. Die Ursachen davon liegen meistentheils in den unzweckmässig verlebten Jugendjahren, indem sich manche diesem Geschäfte ohne Vorbereitung widmen, und andere durch eine zweckwidrige Richtung verdorben werden; in der Pflichtvergessenheit der Kirchenpatronen und Examinatoren, die bey Besetzung der Stellen die Subjecte nicht gehörig untersuchen und prüfen; in der gewöhnlichen Verfassung des Amtes selbst, indem die Landschullehrer häufig zu viele Verrichtungen haben und dabey mit der Dürftigkeit oft kämpfen müssen. 4) Werden Regeln gegeben, wie jemand ein guter Landschullehrer werden könne. Er bestimme sich zeitig, jedoch mit Vorsicht, für dieses Amt, übergebe sich der Aufsicht und Leitung geschickter Männer, mache sich mit guten Schriften, woraus er sich von seinem künftigen Beruf belehren kann, bekannt, gewöhne sich über alles reiflich nachzudenken, entwerfe sich bey dem Antritt seines Amts einen Plan über die Eintheilung seines Unterrichts, wähle den Prediger des Orts zu seinem Führer und schätze ihn als einen solchen, der mit ihm nach einem Ziele strebet, bespreche sich mit geschickten Amtsgenossen, setze die Lectüre guter Bücher fort, überdenke und untersuche zu gewissen Zeiten seine Amtsarbeiten, und beobachte bey dem Schritt ins eheliche Leben das rechte Verhalten. 5) Werden die Bewegungsgründe zur möglichst treuen Erfüllung des Berufs vorgelegt. Der Landschullehrer muss stets bedenken, dass ihm die Vorsehung seinen Wirkungskreis angewiesen habe, und dass es ihr Wille sey, das zu thun, was ihm obliege; dass sein Amt ungemein wichtig sey; dass er durch die Bildung anderer zugleich seine eigene Bildung fördere, und dass seine redlichen Bemühungen mit jenem Leben in der genausten Verbindung stehen.

Ueber dieses alles ist viel gutes gesagt, und es ist zu wünschen, dass die Schrift von recht vielen Schullehrern möge gelesen und beherzigt werden. Sie finden hier manche nützliche Winke und Vorschläge, die ihre Aufmerksamkeit verdienen. Doch kann Rec. den Vorschlag nicht billigen, welchen der Vf. in Ansehung der Schulstrafen S. 125 giebt, dass die Strafinstrumente bey dem Prediger des Orts in Verwahrung seyn sollten, dass der Missethäter selbst hingehen und sie holen müsste, und dass der Prediger alsdenn ihn begleite und eine dem Umstand angemessene Ermahnung thäte. Welche Umständlichkeit und welche Last für den Prediger, wenn auch daraus sonst kein Nachtheil entstünde! Der Vf. hat auch auf die neuesten Schriften, welche der Landschullehrer zu seiner eigenen Belehrung und Ausbildung gebrauchen kann, aufmerksam gemacht. Nach der Bestimmung des Buchs, würde

würde es zweckmäfsig gewesen seyn, wenn zugleich die Preise der Bücher angegeben wären. Denn darauf muss doch mancher Rücksicht nehmen. Ueberhaupt bleibt es bey der Lage der meisten Landschullehrer schwer, wie sie zu dem Besitz oder dem Gebrauch der nöthigen Hülfsmittel gelangen sollen. Die Prediger könnten hier vieles thun, wenn sie sich die Sache recht angelegen seyn liefsen. An sehr vielen Orten würde es doch nicht schwer fallen, allmählig eine kleine Bibliothek zum Gebrauch der Schullehres zu errichten, wenn man nur die rechten Mittel anwenden wollte. — Zuletzt muss Rec. noch bemerken, dafs es der Bestimmung der Schrift angemessen gewesen wäre, wenn der Vf. die in dem vorgesetzten Entwurf gemachten Abschnitte auch in dem Buch selbst, worin die Abhandlung in einem fortläuft, bemerkbar gemacht hätte. Hin und wieder hat auch der Vortrag etwas schwerfälliges.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, in der Druckerey der Expedition d. Merkurs und Lübeck, b. Bohn: *Frankreich im Jahr* 1796. Drittes bis zwölftes Stück.

Ebend.: *Frankreich im Jahr* 1797. Erstes bis viertes Stück.

Rec. tritt auch in Rückficht der Fortsetzung dieser Monatschrift mit Ueberzeugung dem Urtheile bey, welches über die zuvor erschienenen Stücke desselben in diesen Blättern (1795. No. 150 u. 272. und 1796. No. 132.) durch andere Mitarbeiter gefällt worden ist. Sie gehört unstreitig zu den besten Zeitschriften. So unverkennbar auch der republikanische Geist ist, der in ihr herrscht: so zeichnet sie sich doch im Allgemeinen eben so sehr durch Unparteylichkeit als durch Freymüthigkeit aus, und der Leser, welchem es darum zu thun ist, eine richtige Ansicht von Frankreichs Lage zu erhalten, wird sie gewifs nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Dafs man eine solche Zeitschrift nicht nach einzelnen Aufsätzen beurtheilen könne, bedarf kaum bemerkt zu werden. Die Herausgeber wollen nicht eigenes Raisonnement; sie wollen Urkunden, Aktenstücke und an der Quelle geschriebene Nachrichten liefern. Wenn nur die Thatsachen, welche diese enthalten, richtig sind; ob es das Urtheil und die Meynung des Referenten oder Correspondenten sey, darauf kommt hier wenig an. Es liefsen sich Stellen genug anführen, welche beweisen, dafs nicht blinde Vorliebe für Frankreichs dermalige Verfassung die Feder führe, wenn es nöthig wäre, wir wollen aber nur eine Bemerkung aus dem ersten der Stücke, mit deren Beurtheilung wir uns hier beschäftigen, unsern Lesern mittheilen, die zwar nicht treu, aber leider immer gleich richtig ist, und in unsern Tagen eine traurige Erfahrung noch mehr bestätigt hat. S. 209 „Mit den Personen des jetzigen „Directoriums kann man mehr zufrieden seyn, als „mit der Form dieser Würde an sich. Gegenwärtig „herrscht Einigkeit unter den Gliedern und das Di„rectorium handelt daher mit Festigkeit und Nach„druck. Aber wenn einmal Uneinigkeit entsteht; „wie bald kann denn aus der Pentarchie Anarchie „werden? *Ueberhaupt ist in der Nation die Sitteneinfalt und Selbstverleugnung nicht, worauf allein eine „republikanische Verfassung dauernd gegründet werden „kann.*" Die aus den vorigen Beurtheilungen bekannten *Briefe geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland* werden in dem 4ten Stücke 1796 mit dem siebenten Briefe geschlossen. Auch von diesen Briefen gilt, was von den frühern gesagt worden, dafs sie reich an guten Beobachtungen sind, aber mit unter darin sich auch kecke Behauptungen finden, denen der gemäfsigte Leser keinen Beyfall geben kann. Vorzüglich rechnet Rec. dahin die Stelle im letzten Briefe S. 293 des vierten Stücks, wo es nach einem heftigen Ausfalle auf die Schweizer Sitte, in fremde Kriegsdienste zu gehen, heifst: „doch genug von „einem Lande, dessen republikanische Tugenden, des„sen Freyheit in den Buchläden bey so manchen an„dern Todtengerippen ruht und dessen heutige Poli„tik, weit entfernt Resultat der Weisheit zu seyn, „vielmehr eine nothwendige Folge der unendlichen „Gebrechen seiner heillosen ausgearteten Verfassungen „ist." Eben so übertrieben ist der Schlufs dieser Briefe, in welchem Pitt der Robespierre des Königthums genannt, und dafs Hollands vereinigte See- und Landmacht die Monopolisten-Nation zu Paaren treiben werde, behauptet wird.

Das Tagebuch und die Briefe eines Deutschen in Paris, in welchen sich der nun als Buchhändler daselbst wohnende vormalige Prof. zu Kiel *Carl Friedrich Cramer* nicht verkennen liefs, werden durch die meisten der oben angezeigten Stücke fortgesetzt, und im zwölften Stücke Hr. Cramer als Verfasser genannt. Da die Herausgeber nöthig fanden, in den mitgetheilten Nachrichten, ehe sie solche dem Publicum vorlegten, Stellen hinwegzustreichen oder solche nur im Auszuge abdrucken zu lassen; so verdrofs dieses den Schriftsteller, der doch nach dem Urtheile des gröfsten Theils seiner Leser eines Freundes so sehr bedarf, welcher die wilden Auffchöfslinge eines von Saft überfliessenden Baumes beschneide. Hr. Cramer versprach zwar den Herausgebern die Fortsetzung jener Nachrichten, jedoch nur unter einer Bedingung, über welche er sich in dem im zwölften Stücke abgedruckten Schreiben S. 310 selbst also ausdrückt. „Was ich „mir einmal am wenigsten rauben lassen würde, sind „die Individualitäten meines so Vielen bisher und auch „wohl künftig haissablen... *Ichs* — Wenn Ihnen da„her von meinen Portrait-Miniaturmalereyen, selbst „Rhyparographien, (im edlern Sinne des Worts) kurz, „meinen Nachrichten aus und über Frankreich und „Paris, oder vielmehr, *mich* in Frankreich und Paris, „anständig ist: so gebe ich sie Ihnen hiermit, aber nur „unter Bedingung der Bekanntmachung ihrer völlig„sten und unbedingtesten — Individualität." Die Herausgeber wollen nun einen Versuch machen und die Stimme des gebildeten Publicums entscheiden lassen:

ken: ob sie die Bedingung erfüllen, oder die Nachrichten ganz entbehren sollen. Dies würde in der That ein Verlust seyn, und Rec. stimmt daher für die Mittheilung, so lange der Individualitäten nicht so viel werden, dass sie den Zweck der Zeitschrift verdrängen. Es ist den Herausgebern zuzutrauen, dass sie am besten werden beurtheilen können, was ihren Lesern, welche ein Journal über *Frankreich*, nicht über *Cramen*, lesen wollen, interessant sey.

Die Auszüge aus Pariser Briefen in den folgenden Stücken oder den vier ersten dieses Jahrgangs, wovon die letzten wenigstens ohne Zweifel von demselben Vf. sind, verdienten gewiss hier aufgenommen zu werden, so sonderbar auch einige Aeusserungen in denselben sind, z. B. im dritten Stück S. 276. „Sie „sonnen sich in der Milde des Regiments, diese Hum„meln der öffentlichen Wohlfahrt und führen das „grosse Wort; aber nur das Wort! Wenns einmal „wieder stürmen sollte; wie werden alle diese Wespen „sich in ihre Leimlöcher verkriechen! Das Häuflein „der Republikaner, klein dem Anschein; gross, mäch„tig, allmächtig der Wirkung nach(!) ist doch das „Einzige, das Energie besitzt, dem die Fäuste der „Fauxbourgs Antoine und St. Marceau zu Gebote „stehn." Wehe der Republik, wenn das *kleine* Häuflein der Republikaner durch die Fäuste der Fauxbourgs allmächtig ist!

Der Nordländer, ein junger Mann, der aus Vorliebe für die neue französische Verfassung unter ihren Fahnen kämpfte und nun in Paris selbst Handelsgeschäfte treibt, liefert in den meisten Stücken Nachrichten über allerley interessante, vorzüglich politische, Gegenstände. Zuweilen stehen freylich diese Nachrichten mit andern in Widerspruch. So lesen wir im 9ten Stück S. 80 in dem Auszuge eines Briefes eines deutschen Gelehrten in Paris v. 25 Thermidor (11 August). „Das gemeine Volk in Paris hat sich seit der „Revolution unendlich verschlimmert. Durch die vie„len Blut- und Raubauftritte hat es einen Charakter „von Raubsucht und Niederträchtigkeit angenommen, „der sich auch in den geringsten Handlungen äussert. „Sie denken bloss auf Betrug, Agiotage und andere „unerlaubte Mittel, etwas zu erwerben. Die eigent„liche Arbeitsamkeit im Gegentheil hat sich gänzlich „verloren." Und in einem Briefe vom ersten Vendemiaire (19 Oct.) desselben Jahres schreibt der Nordländer, da er über die Theurung und das Agiotiren klagt (im 11ten Stücke S. 223): „Es ist mir oft unbegreif„lich, wie der gemeine Mann besonders der Taglöh„ner sein Leben fristet. Nur die unglaubliche Mässig„keit und Gutmüthigkeit des gemeinen Mannes kann „das möglich machen." Jeder Beobachter hat seine eigene Art zu sehen, und wir ziehen die aus der verschiedenen Ansicht der Correspondenten oder ihrer verschiedenen Individualität entstehenden Widersprüche der Gleichförmigkeit weit vor, welche Herausgeber einer solchen Zeitschrift nicht anders als mit Aufopferung der Wahrheit und Unparteylichkeit erzwingen können.

Zu den interessantesten Aufsätzen in diesem Journal gehören die Nachrichten von wichtigen Männern, z. B. *Chamfort* und vorzüglich dem edlen *Malesherbes*, der zu den Zeiten, in welchen noch Despotismus allmächtig in Frankreich herrschte, mit der Würde und dem Geiste eines Republikaners zu seinem Könige und Herrn sprach, und als dieser gestürzt, von seinen Höflingen verlassen, im Kerker schmachtete, die gefährliche Rolle seines Vertheidigers zu übernehmen, sich selbst erbot, und in einem Alter von 72 Jahren mit seiner Familie mit der Ruhe, welche das Bewusstseyn eines wahrhaft tugendhaften Lebens gibt, auf dem Blutgerüste starb. Möchten doch alle Grossen der Erde aus solchen Beyspielen lernen: ob sie ihre wahren Freunde unter den kriechenden Schmeichlern suchen dürfen, die ihnen nie widersprechen, oder unter den Männern, deren Freymüthigkeit ihnen vielleicht missfällt!

Wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte: würden wir gerne unsern Lesern einige Züge aus dieser kurzen Biographie, welche im 1. u. 2ten Stücke 1797 enthalten ist, mittheilen; wir hoffen aber, dass keiner versäumen werde, sie selbst zu lesen.

Solche Aufsätze und die Nachrichten von den französischen Journalen, neu erschienenen merkwürdigen Schriften, imgleichen über das Theater und selbst die Chansons, welche am Schlusse jedes Stücks nebst der Musik mitgetheilt werden, geben dieser Zeitschrift ein Interesse auch für die Leser, welche die Verhandlungen der Parteyen und politische Untersuchungen ermüden.

Rec. hat mit Vergnügen aus einer sehr sichern Quelle gehört, dass selbst in Russland, wo seit Catharinens Tod die Regierung ängstlicher gegen das Eindringen solcher Schriften wacht, welche den Freyheitssinn wecken könnten, diese Zeitschrift einzuführen auf so lange, als die Herausgeber in den bisherigen Schranken der Mässigung bleiben würden, ausdrücklich erlaubt worden sey.

WEISSENFELS, b. Severin: *Geschichte und Topographie der Stadt und des Amtes Weissenfels in Sachsen aus authentischen Urkunden gezogen*, von *Georg Ernst Otto* Amtslandrichter Emerit. 1796. 746 S. 8.

Ein sehr brauchbares Werk, das seinen Gegenstand völlig erschöpft, und theils durch Sammlung vieler, in kleinen Schriften zerstreuter Nachrichten, theils durch Localerörterungen, theils durch benutzte ungedruckte Urkunden sehr nützliche Beyträge zu der sächsischen Landesgeschichte überhaupt enthält. Der Vf. geht tief in die mittlere und ältere Geschichte und Geographie seiner Gegend und verdient alle Achtung, dass er sich in seinem Dienste, gewiss nicht ohne Nutzen für denselben, mit solchen Localkenntnissen bereichert und diese dem Publicum mitgetheilt hat. Eines Auszugs ist das Buch nicht fähig; Rec. will von den XXIV. Kapiteln, in welche dasselbe getheilt ist, nur diejenigen hier anführen, welche

che vielleicht nicht jeder Leser unter obigem Titel erwartet. Cap. VI. Von dem vormaligen Nonnenkloster zu Beutitz, C. VII. von dem Kloster Langendorf, Cap. VIII von den übrigen Klöstern im Amtsbezirke (zu Unter-Greislau, Lissen, Skölen, dem Tempelhofe; zu Droissig, dem Kalandhause zu Weissenfels) Cap. IX. von den kleinen Städtchen in der Amtspflege, (Melzen, Stössen, Osterfeld, Skölen, dem Flecken Droissig) C. X von den alten Schlössern unter dem Amte, (Osterfeld, Pöliz, Skölen, Droissig, Teuchern, Melzen, Gruna, bey Posern, zu Schwerza, Kistritz, in der Leschmark, Wetteburg, Burgwerben, Sibtenburg) C. XI. von päbstlichen Kapellen und Altären in der Stadt, den Vorstädten und auf dem Lande (19 Kapellen und 14 Altäre) C. XV. von wüsten Dörfern und ihren Feldmarken, (41). C. XVI. Von alten Schanzen und Heerlagern, C. XVII. von heidnischen Gräbern, oder Riesenbetten, C. XXIV. von den alten Gauen und Supaneyen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Unter der Aufschrift *Deutschland: Filantropin für Pferde*, in einem dem Geiste unsers aufgeklärten Jahrhunderts angemessenen Plane vorgetragen von *Hippofilos*, der Weltweish. Doctor etc. 1795. 77 S. 8. Hier tritt ein neuer Philippus auf, der ein Philippin, eine Erziehungsanstalt für Pferde (des Namens *Philanthropin* bediente er sich auf dem Titel, weil es für die Käufer verständlicher sey, ob es gleich nicht zur Sache passe) ankündigt, wodurch sie in ihre ursprünglichen, unveräusserlichen Rechte wieder eingesetzt, der Natur gemäss behandelt und zu kraftvollen, selbstständigen, freyen und glücklichen Bestien erzogen werden sollen. Das Ganze ist eine Persiflage der neuern Philanthropine und der kosmopolitischen Ideen unsrer Tage überhaupt. Der Vf. wirft aber freylich das Kind mit dem Bade hinaus, und scheint auch der Aufklärung überhaupt eins anhängen zu wollen. Wiewohl Swifts Geist nicht auf ihm ruht: so trifft man doch auf ziemlich gute Einfälle. Heben wir zur Probe einige Stellen über die Einrichtung dieser Pferdepension aus: „Was meine Pferde lernen? Alles mögliche, was nur ein Pferd lernen kann und zu lernen bedarf. Nur das nicht, was man bisher von Pferden gefodert hat. Vor allen Dingen, wie gesagt, Gimnastik. Grammatik in so weit, dass sie deutlich, stark und schön wiehern. Historie so, dass sie den, der sie lange gefüttert hat, von jedem, der ihnen ehemals, ehe sie in das Filippin aufgenommen wurden, Schläge gegeben hatte, auf das genaueste zu unterscheiden wissen. Geographie der ganzen Gegend umher, wo sie alle Strassen blindlings treffen, und sich auf alle Weiden sollen finden können, wo das beste Gras wächst. Naturgeschichte, vermöge welcher sie keine Pflanze, die ihnen schädlich ist, anrühren, und Heu dem Häckerlinge, Haber dem Heu, ohne die geringste Verlegenheit, vorziehen werden. Musik — denn sie werden blos spielend und dadurch, dass alle ihre Manövers bey Trompetenschall vorgenommen werden, zum Schritte, Trapp, Trott und Galopp nach dem Takte angewöhnt. Moral — denn sie werden dankbar an ihre Wärter und Lehrer sich zu halten und nur gegen die auszuschlagen belehrt, von denen sie geneckt werden. Anatomie, so weit, dass sie schon von fern einen Hengst von einer Stute unterscheiden, ohne sich jemals zu irren. Mathematik, so, dass sie jede natürliche Bewegung machen, ohne sich zu überstürzen — Wissenschaften genug, deren Name sich auf dem Lektionskatalog und bey einem künftigen öffentlichen Paradeexamen, auf dem Anschlage und in den Zeitungsavertissemangs (gerade das ist Hauptbeweis meiner hohen Aufklärung, schreibt er anderswo, dass ich so viziös ausländische Namen schreibe wie der Markör im Kaffeehause!) herrlich ausnehmen werden." „Die Ställe sollen, um früh den Geschmack der Zöglinge zu bilden, woran unendlich mehr als an der Verstandes- und Herzensbildung liegt, sehr geschmackvoll werden, mit bunten, indüstriös illuminirten Standbäumen, Krippen und Raufen: mit Eimern im hetrurischen Stil: vor dem Stalle mit schönen Kopien der berühmten antiken Pferde auf dem Kapitol in Rom, aus Lehm zierlich nachgeformt und mit der wohlfeilsten Art von Gipsmarmor übertüncht."

Schöne Künste. *Leipzig*, in d. Kleefeld. Buchh.: *Der Podagrist*, Originallustspiel in zwey Akten von *Bösenberg*. 1797. 94 S. 8. (6 gr.) Der Podagrist ist hier nach der Absicht des Vfs. keine Carricatur von einem alten Manne, der mit seinen Launen andre despotisirt, nicht ein Geck, der seine Krankheit verheimlichen und den Jüngling machen will, sondern ein Biedermann, der, von betrügerischem Gesinde umgeben, sich eine zweyte Gattin nur darum wählt, um eine treue Freundin in seinen Leiden zu haben, und der, da er eine redliche und uneigennützig denkende Wittwe dazu bereit findet, alles anwendet, um der grossmüthigste Wohlthäter an ihr und ihren vier Kindern zu werden. So lächerlich es also anfangs scheint, wenn der Freyer, in Betten und Pelz gehüllt, sich auf die Freyerey tragen lassen muss: so lieb gewinnt man doch den Podagristen, sobald man seinen Heirathsantrag im Detail hört. Die interessirte Haushälterin, deren Plane durch diese Heirath vereitelt werden, ist zwar für die Kenner *Isslandischer* Stücke keine Neuigkeit, jedoch mit vieler Wahrheit geschildert; nur stimmt es nicht mit ihrer übrigen Schlauheit, wenn sie da, wo sie auf der Verläumdung ihres Herrn ertappt wird, S. 75 selbst gesteht, dass sie auf eine Verbindung mit demselben Jagd gemacht habe. Auch das Widersprechende ist in ihrer Rolle, dass sie grösstentheils in Sprüchwörtern des gemeinen Lebens redet, und doch Ausdrücke, die über ihre Sphäre sind, (wie S. 35 *plantiren*) einmischt. Wider Erwarten hat der die Heirath des Podagristen unterhandelnde Commissionair keine selbstsüchtigen Absichten bey der Sache; da er es aber wirklich redlich meynt, und den Grund zu dem Glück vieler legt, so hätte er billig nicht ohne Belohnung bleiben sollen. Vielleicht wäre das Stück, in *einen* Aufzug zusammengedrängt, noch unterhaltender. Alsdann würden die überflüssigen Rollen des Liebhabers, des jungen Virtuosen, des Bergmanns und vorzüglich des Kuxhändlers, der mit seinem Geschwätz und platten Dialekte Ekel erregt, zum Vortheil des Ganzen weggeblieben seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. November 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Schwerin und Wismar, in d. Bödnerischen Buchhändl.: *Das Buch des Propheten Daniels* neu übersetzt und erklärt von *Christian Gottlob Thube*, Past. zu Baumgarten in Meklenburg Schwerin. 1797. 194 S. 8.

Dieses Buch liefert nicht die geringste Ausbeute für die biblische Exegese. Der Vf. gehört zu den prophetisch-apokalyptischen Schwärmern, welche sich mit der Berechnung der Zukunft beschäftigen, und zu dieser ihrer Lieblingsidee immer Stoff und Gelegenheit finden. Nach ihm sind die Weissagungen Daniels vornehmlich auf die Ankunft des Messias, und die Errichtung des Himmelreichs gerichtet; und geben an, was für grosse Dinge und Veränderungen erst vorhergehen, und in welcher Ordnung sie auf einander folgen sollen. Sie reichen aber zugleich tief in die Zeiten des N. Testaments, ja bis in die Ewigkeit, hinein. Er betrachtet das Buch Daniels in Verbindung mit der Apokalypse, und giebt in der Einleitung, nach einer kurzen Erzählung der Geschichte bis auf die Zeiten Daniels, eine Uebersicht von dem, was nach den Weissagungen bis ans Ende der Welt noch geschehen soll. Zugleich wird bemerkt, dass in den Weissagungen verschiedene geheime Zeitmasse vorkommen, welche der Vf. nun näher zu bestimmen sucht. Das Grundmass ist ihm der prophetische *Monat*, welcher $15\frac{15}{37}$ Sonnenjahre = $5797\frac{1}{2}$ gemeine Tage beträgt. Eine *Zeit* ist der Inbegriff von Monaten und beträgt eigentlich 14 pr. Monate oder $222\frac{2}{9}$ Sonnenjahre; und eine apokalyptische *Frist* sind mehrere Zeiten unter einem Begriff oder $1111\frac{1}{9}$ Sonnenjahre, die chaldäische *Frist* ist aber zweymal so gross als die apokalyptische. Nach der beygefügten Tabelle sind für das ganze Weltalter 7 Fristen = 35 Zeiten bestimmt, oder $7777\frac{7}{9}$ Jahre, und der jüngste Tag wird im Jahr 3836 nach der christlichen Aere auf den 18 Junius einfallen. Solche Grundsätze herrschen durchaus in den Anmerkungen über Daniel; und es wird dabey auch von der neueren französischen Geschichte Gebrauch gemacht. Bey der Erklärung des Traumbildes, welches Nebucadnezar sahe, Kap. II. 39—45. verstehet der Vf. unter dem vierten Königreich das Römische Reich. Die zwey Beine des Bildes bezeichnen die Theilung des Reichs unter Theodosius, und die Zehen an den Füssen die Reiche, die aus den zwey Kaiserthümern entstanden sind, deren Zahl aber nicht immer dieselbe geblieben ist. Er bemerkt, vor wenigen Jahren sey das vormalige Römische Reich unter zehn unabhängige Monarchen vertheilt gewesen, nämlich das Osmannische Reich, Ungarn, Fez und und Marokko, der Kirchenstaat, Sardinien, Neapel und Sicilien, Portugal. Spanien, Frankreich, Grossbrittanien. Von diesen Reichen hätten die beiden ersten ehemals zu dem morgenländischen, die übrigen aber zu dem abendländischen Kaiserthum gehört. Wenn aber die Zeit der Nationen zu Ende gehen würde, (der Vf. rechnet diese Zeit von der Regierung Jojakims an, und setzt das Ende derselben in das J. C. 1836), so würde nach dem Verhältniss der Fusszehen die Zahl der morgenländischen Monarchen der Zahl der abendländischen gleich seyn. Die Zahl der letzteren werde also um 3 vermindert werden. Jetzo sey bekanntlich mit Frankreich der Anfang schon gemacht. Kap. VII. 24. sind die 10 Hörner, eben diejenigen 10 Könige, die in jenem Traumbild durch die Zehen an den Füssen angedeutet werden. Das kleine Horn, welches zwischen jenen 10 Hörnern entstand, ist der grosse Widerchrist. Dieser König wird nach V. 25. *Zeit und Gesetz abzuändern gedenken*, wobey der Vf. die Anmerkung macht. „Wie dieses zu verstehen seyn möchte, das haben uns jetzo die Franzosen gelehrt, indem sie mit ihrem neuen Kalender und ihren neuen Menschenrechten ein auffallendes Beyspiel gegeben haben.“ Von diesem Widerchrist erklärt auch der Vf. Kap. XI. 35. ff., ob er gleich in dem nächstvorhergehenden bey den Makkabäischen Zeiten stehen blieb. Nach seiner Berechnung wird der Widerchrist 1832 Jerusalem einnehmen, aber am 18 Junius 1836 erfolgt die grosse Schlacht, worin er ergriffen und in den Feuerofen geworfen wird. Davon erklärt er den 45 Vers! Bey Kap. XII. 10. wird bemerkt. „Zu den Zeichen der Zeit gehöret die Französische Revolution und der grosse Abfall vom Christenthum. Es stehet Ps. XII. 9., dass um und um Gottlose wandeln werden, wenn das Pack der Menschenkinder sich erhoben hat. Wer sollte hierbey nicht an jene Beherrscher Frankreichs, die sich selbst Sansculotten nannten, und zum Theil aus vormaligen Galeerensklaven, Dieben, Räubern, Mördern und andern Schandbuben bestanden, denken?“ (Gewiss niemand, als ein Schwärmer der ersten Grösse). Im 5 Kap. des Propheten Zacharias wird die Gottlosigkeit unter dem Bilde eines im Scheffel sitzenden Weibes vorgestellt. Dieser Gottlosigkeit sollte im Lande Sinear, wo vermuthlich der Widerchrist seine heilige Stadt anlegen wird, ein Haus erbaut werden. Es wird aber das im Scheffel sitzende Weib von einem andern Orte her dahin gebracht. Dieser Ort ist ohne Zweifel Frankreich. (Ohne Zweifel weiss Zacharias davon

davon nichts). In Frankreich hat man den Dienst und die Verehrung des Weltschöpfers ganz abgeschafft, und an dessen Statt der Vernunft einen Tempel geweihet, und eine lüderliche Weibsperson als Vernunftgöttin darin aufgestellt und angebetet. — Man erfand einen neuen Kalender — setzte neue Menschenrechte fest — führte die Vergötterung der Menschen ein." — Der Vf. meynt der Teufel habe schon jetzo in Paris den Widerchrist aufstellen wollen, und Robespierre habe vorgehabt das auszuführen, was der Widerchrist erst durchsetzen werde. — Merkwürdig sey es, dass die Gottlosigkeit durch ein wahrhaftiges Weib, die Vernunftgöttin, zuerst sichtbar geworden sey. — Diese wenige Proben werden sicher vollkommen hinreichend seyn, obiges Urtheil zu rechtfertigen. Uebrigens ist die Uebersetzung des Buchs sklavisch wörtlich, durch Beyhülfe eines gewöhnlichen Wörterbuchs, gemacht; und daher öfters auch undeutsch. Z. B. K. XI. 45. *Er wird die Zelder* (Zelte) *seines Lagers zwischen den Meeren gegen den Berg der heiligen Zierde zu pflanzen.* K. XII. 2. *Aus denen die in der Stauberde schlafen.* — 3. *Es werden die Verständigen glänzen wie der Glanz der Veste, und die, welche viele gerecht machen, immer und ewiglich wie Sterne seyn.* Noch ist ein Anhang beygefügt, welcher den 12. Octob. 1796 betrifft. Der Vf. hatte vorhergesagt, dass dieser Tag wegen der prophetischen Zeitrechnung merkwürdig seyn werde. Da er nachher in einem Schreiben von Glückstadt vom 12 Oct. las, dass an dem vorigen Tage die Fluth gänzlich ausgeblieben sey, so fand er dadurch seine Vorhersagung bestätigt. Man machte Erinnerungen gegen seinen Aufsatz. Dagegen sucht er sich nun zu vertheidigen.

Dortmund u. Leipzig, b. Blothe u. Compagnie: *Ueber die Accomodationen im N. Testament, oder Beantwortung der Frage, hat Christus in seinen Predigten, haben die Evangelisten und Apostel in ihren Schriften sich zuweilen nach den zu ihrer Zeit herrschenden Volksbegriffen bequemt? und wenn sich dieses nicht leugnen läst, in welchen Fällen und in wie fern thaten sie es; und was kann diese richtig verstandene Voraussetzung zur Erklärung des N. Test. beytragen?* Eine gekrönte Preisschrift von *Paulus van Hemert*, Prof. der Philos. *Aus dem Holländischen übersetzt mit einer Vorrede versehen von F. W. D.* 1797. 141 S. in gr. 8.

Die Teylersche theologische Gesellschaft zu Harlem gab 1789 die auf dem Titel bemerkte Frage auf. Die von *van Hemert* eingesandte Abhandlung, welche den Preis erhielte, wurde in dem 10 Theil der *Verhandelingen raakende den natuurlyken en geopenbaarden Godsdienst, uitgegeven door Teylers Geootschap* gedruckt, und wird hier übersetzt geliefert. Sie ist von einer früher bekanntgewordenen Schrift des Vf. *oratio de prudenti Christi, apostolorum atque evangelistarum consilio sermones suos ac scripta ad captum atque intellectum vulgi accommodantium* Amstel. 1791 zu unterscheiden. Diese Rede, welche van *H.* bey dem Antritt seiner Professur an dem Gymnasium der Remonstranten zu Amsterdam den 24 Nov. 1790 hielt, enthält zwar dieselben Ideen, aber es sind nur die Grundzüge, die in der Preisschrift weiter ausgeführt und zugleich nach den in der Frage liegenden Winken näher bestimmt sind.

Obgleich die Sache, welche hier abgehandelt wird, seitdem auch in Deutschland mehr zur Sprache gekommen ist, und verschiedene noch einen Schritt weiter als van Hemert gegangen sind: so verdiente doch die Abhandlung in mehr als einer Rücksicht auch in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt zu werden. Sie enthält wirklich manche helle Ideen und ist überhaupt mit vieler Präcision und Kenntniss der Sache abgefasst.

Ehe der Vf. zu der Untersuchung übergehet, ob Christus und die Apostel sich nach den herrschenden Volksbegriffen gerichtet haben, werden einige Anmerkungen vorausgeschickt, wovon das Hauptsächlichste folgendes ist: man muss auf die Volksbegriffe der Juden sowohl als der Heiden achten. Man verstehet darunter insbesondere solche Begriffe eines ganzen Volks, oder wenigstens dieser oder jener Sekte, welche auf die Religion Beziehung haben, aber doch mit der wahren Beschaffenheit der Gegenstände schwerlich in Uebereinstimmung zu bringen sind. Wer sich darnach richtet — und dieses geschiehet entweder indirect oder direct — der heisst sie deswegen nicht gut, noch viel weniger glaubt er sie. Um zu bestimmen, was damals herrschender Volksbegriff gewesen sey, sind die Quellen, woraus man zu schöpfen pflegt, mit Behutsamkeit zu gebrauchen. In Ansehung der Juden ist der Talmud allerdings wichtig, besonders die Mischnah, welche alte Ueberlieferungen enthält, woraus man auf die Begriffe der Juden kurz nach dem Exil bis ins zweyte Jahrhundert nach Christo schliessen kann. Die Gemarah ist wegen ihres spätern Ursprungs schon weniger zuverlässig. Der Kritiker muss deswegen sorgfältig prüfen, vergleichen und unterscheiden, was alt oder neu ist. Auf die Anmerkungen von Capellus, Schöttgen, Lightfoot darf man sich nicht immer verlassen. Eben dieses gilt auch von dem Gebrauch der Schriften des Maimonides und anderer Rabbinen. Unter den Chaldäischen Targumim sind vorzüglich der Targum des Onkelos und des Jonathan über die Propheten merkwürdig: denn sie sind um die Zeiten Christi entstanden. Mit Grund behauptet der Vf., dass die Meynung, welche Eichhorn in Ansehung des Alters dieser Targumim vertheidigen will, blos auf Voraussetzungen beruhe. Bey dem Gebrauch des Philo und Josephus ist ebenfalls Behutsamkeit nöthig, denn beide drücken sich nicht immer übereinstimmend mit der allgemeinen Denkungsart ihres Volks aus. Bey Philo muss man alexandrinische Gelehrsamkeit nicht mit jüdischen Volksbegriffen verwechseln, er ist ein grosser Freund des Platon und entlehnt davon manche Vorstellungsart. Josephus hatte ebenfalls seine eigenen Gedanken, wobey er sich nach dem Geschmack und der Denkart der Griechen und Römer bequemte. Auch

bey

bey der Bestimmung der Volksbegriffe unter den Heiden ist Vorsicht zu gebrauchen, wenn man nicht Begriffe einzelner Personen mit Volksbegriffen verwechseln will. Nicht alles was die Dichter erzählen, war Volksbegriff, vieles davon wurde von dem Volk verlacht. Auch die Sprache des Unglaubens, die man bey einzelnen Schriftstellern oder andern Personen antrifft, war nicht allgemein herrschender Volksbegriff. Auf die Schriften der Kirchenväter darf man sich ebenfalls nicht ganz verlassen: denn sie malten oft die heidnische Religion mit falschen Farben ab, und kannten das Feine dieser Religion — die Lehre der Mysterien — nicht.

Nach diesen Bemerkungen zeigt nun der Vf., dass Jesus und die Apostel, ihrer Absicht und dem Zustand der damaligen Welt gemäss, sich nach der Fassungskraft und der Schwachheit des Volks richten musten und wirklich gerichtet haben, wie auch schon Chrysostomus und andere Kirchenväter erkannt haben; dass sie sich der allgemeinen Volkssprache, der angenommenen Ausdrücke, Gleichnisse, Anspielungen, Sprichwörter bedienten; dass sie bey natürlichen Dingen sich nach der Volkssprache und den herrschenden falschen Begriffen richteten; dass sie auch in religiösen Sachen sich nach den herrschenden unrichtigen Begriffen ihrer Zeit bequemten, indem sie falsche Benennungen und ganze Redensarten, die sich auf falsche Vorurtheile gründeten, gebrauchen; die Begebenheiten ganz in den Geist ihres Zeitalters einkleiden und nach dem damaligen Aberglauben vorstellen; oft solche Beweise wählen, die mit den verkehrten Begriffen der Menschen übereinstimmten, um sie nach ihren eigenen Principien zu widerlegen, zu überzeugen oder zu beschämen; sich bey übersinnlichen Gegenständen nach der Sinnlichkeit der Menschen und ihrer groben Fassungskraft richten; die Stellen des A. Test. nach der damaligen Denk- und Handlungsart der Juden citiren und daraus Beweise entlehnen, die eigentlich nach ihrem Zusammenhang nicht darin liegen; von Personen, Begebenheiten und Feyerlichkeiten des alten Gesetzes allegorische Deutungen auf Christum und seine Religion machen, ja selbst fabelhafte Ueberlieferungen für Wahrheit ausgeben, und gleichsam vergeistlichen; verschiedene falsche Begriffe in Ansehung religiöser Gegenstände unberührt lassen und wohl gar bisweilen in ihre Gespräche übernehmen; dass endlich das ganze Leben Jesu und seiner Apostel als eine fortdauernde Accommodation nach den herrschenden Vorstellungen ihrer Zeitgenossen angesehen werden kann. Alle diese einzelne Stücke werden durch mehrere wohlgewählte und auffallende Beyspiele bestätigt, und einzelne Stellen zugleich gut erläutert. Die Bemerkungen zeugen von der gründlichen Sprachkenntniss des Verfassers und zugleich von seinem richtigen exegetischen Geschmack. Einige davon sind dem Vf. eigen. Doch kann Rec. nicht allenthalben der geäusserten Meynung beytreten. S. 52. wird behauptet, δαιμόνια seyen abgeschiedene Seelen böser Menschen. Dieses ist zwar in gewisser Rücksicht wahr und der angeführten Stelle aus Josephus gemäss, aber billig hätte sich der Vf. der Regel erinnern sollen, die er selbst in Ansehung des Gebrauchs des Josephus gegeben hat. Offenbar blieb der jüdische Volksglaube, wie selbst das N. Test. lehret, bey diesem eingeschränkten Begriff nicht stehen. Es ist auch wirklich kein Grund vorhanden, warum man unter καταδυναστευομένες ὑπὸ τῦ διαβόλυ Apostg. X. 38. andere als dämonische Menschen verstehen sollte. Der Ausdruck ἰώμενος πάντας zielet gar zu deutlich auf die in den Evangelisten erzählte Curen hin. (s. *Grimms exeget. Aufsätze* 1 B. S. 101.) Die Stelle 1 Cor. VIII. 4. kann nicht zum Beweise gebraucht werden, dass man unter den Dämonen der Besessenen keine Teufel verstehen könne. εἴδωλα sind die Götzen, die man durch Bildsäulen vorzustellen pflegte, und von diesen sagt Paulus, sie seyen eigentlich ein Unding, leere Namen, keine wahre Götter. Dass εἴδωλα und δαιμόνια 1 Cor. X. 19—21. mit einander verwechselt werden, thut nichts zur Sache. Bey δαιμόνια darf man auch hier nicht an abgeschiedene Seelen denken, sondern Paulus nimmt das Wort allgemeiner, wie es auch bey Profanscribenten oft vorkommt, die bekanntlich δαίμων und δαιμόνιον auch von den obern Göttern gebrauchten. Man muss hier nicht vergessen, dass Paulus an die Einwohner von Corinth schrieb. S. 59. wird Eph. VI. 12. übersetzt: *gegen die geistlichen Pfeile von dem Wesen, welches ganz Bosheit ist.* Allein die Ellipse, τάγματα oder βέλη nach πνευματικὰ zu suppliren, und τῆς πονηρίας anstatt τῦ μάλιστα πονηρῦ zu nehmen, hat etwas hartes und gesuchtes. Eben so kann sich auch Rec. nicht überzeugen, dass Röm. VIII. 39. ὕψωμα die Dämonen in der Luft und βάθος die Dämonen im Abgrund bezeichne, wie S. 63. behauptet wird. Wenn jene Worte unmittelbar nach ἄγγελοι, ἀρχαὶ, δυνάμεις V. 38. folgten, so wäre die Erklärung schon annehmlicher. Die Worte Luc. I. 17. ἐν πνεύματι καὶ δυνάμει Ἠλίυ können auch nicht wohl ohne Zwang aus der Lehre von der Seelenwanderung erklärt und so verstanden werden, dass der Geist des Elias in der Person Johannes wohnen würde.

Das zweyte Hauptstück beschäftigt sich mit der Untersuchung, in wie fern und in welchen Fällen man diese Accommodation annehmen darf und muss. Jesus und die Apostel durften keineswegs die Wahrheiten schmälern, welche auf die Tugend und Glückseligkeit der Menschen einen sichtbaren Einfluss hatten; oder sich nach solchen Volksvorurtheilen bequemen, welche die Begriffe von Gottes unpartheyischer Liebe, die Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, die Gründe und die wahre Beschaffenheit der thätigen Gottesfurcht natürlich schwächen und hemmen konnten; im Gegentheil mussten sie dergleichen Vorstellungen vorsichtig berichtigen und bessere an ihre Stelle bringen, um die Menschen zu einer geläuterten Kenntniss von Gott und ihrer Pflicht und zu einem ihrer Bestimmung gemässen Betragen zu bringen. Es ist also die allgemeine Regel festzusetzen: Jesus und die Apostel richten sich in Absicht auf natürliche Sachen und in Ansehung der Religion nach verkehrten Volksbegriffen,

wenn

wenn dieselben nicht mit der Ehre und dem Wesentlichen der Religion streiten. In gewissem Sinn ist freylich jeder falsche Begriff schädlich, aber es giebt auch Begriffe, welche für ein Volk im Kindheitszustande sehr nützlich, wenigstens unschädlich sind; die ihm aber schaden würden, wenn es zu einem reiferen Alter gekommen wäre. Die nähere Vertheidigung dieser Regel gegen den Einwurf, dass es mit dem Amt und Charakter Jesu streite, sich nach Volksirrthümern zu richten, und dass wenigstens einige der angeführten Accommodationen mit dem wahren Geist des Christenthums in Verbindung stünden, verdienet S. 121 bis 130. nachgelesen zu werden. Die Regeln, welche gegeben werden, um dasjenige zu unterscheiden, was zur eigentlichen Lehre Jesu und seiner Apostel und was zu ihrer Lehrart gehöret, verdienen ebenfalls Aufmerksamkeit. Doch hätten einige noch näher bestimmt werden sollen. Sollte man z. B. wohl alles, worin sich die Apostel nach den Volksbegriffen ihrer Zeitgenossen ausdrücken, für eigentliche Accommodationen halten können? Sollten sie nicht manches noch selbst geglaubt haben, ob sie gleich in andern Stücken zu helleren und richtigern Einsichten kamen? Jesus selbst musste sich manchmal nach ihren Volksbegriffen richten, warum konnte nicht auch in der Folge noch manches bey ihnen stehen bleiben? Aber freylich betraf dieses alles nichts Wesentliches. — In dem dritten Hauptstück wird sehr gut gezeigt, dass die gründliche Kenntniss dieser Vorstellung sehr viel zur Erklärung des N. Testaments beytrage.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG: *Master-pieces of good writing collected from the best english authors in prose and poesie* — oder *neueste englische Chrestomathie* vorzüglich für diejenigen welche sich mit den besten englischen Meisterwerken bekannt machen und es dadurch zur Vollkommenheit in diesem Fache bringen wollen. 1797. 408 S. 8.

Die kleinern prosaischen Aufsätze dieser englischen Chrestomathie gehen bis S. 61. und sind — *on education*, — *on laughter*, — *Sapho*, — *the Seasons*, — *Shalum and Hilpa*. — Die Gedichte, welche bis S. 101. gehen, sind, — *Messiah, a sacred eclogue*, — *the dying Christian to his Soul*, — Pope's *Rape of the lock*, ganz; — Ebendesselben *Elegy to the memory of an unfortunate Lady*, — *Swifts Cadenus and Vanessa*, — *Philemon and Baucis*, — *the journal of a modern Lady*. — Dann kommt die Beschreibung von *Otaheite*, und der Einwohner von Neu-Zeland, aus *Cook's Voyage etc.* bis S. 256. — Den ganzen übrigen Theil dieses Bandes nimmt das *Voyage to Liliput* ein. — Da die hier gelieferten Stücke ziemlich allgemein bekannt sind, so kann der Leser selbst urtheilen, in wie weit sie ihm zu seinen Bedürfnissen dienen können oder nicht. Rec. enthält sich aller Anmerkungen über die Wahl, weil dabey so gar viel auf eines jeden individuellen Geschmack ankommt; und da es der Chrestomathien schon so manche giebt, so ist es eine harte Frage an den Vf. warum er dieses und nicht jenes gewählt hab? Genug, dass nichts schlechtes aufgenommen worden ist. Indessen wird es manchem leid thun, die Reise nach Liliput hier abgedruckt zu finden, weil sie schon sehr oft einzeln gedruckt worden ist, und man sie also sich verschaffen kann, ohne Swifts sämmtliche Werke zu kaufen. — Am Ende dieses Werkes steht *end of Vol. I.* woraus sich vermuthen läst, dass der Hr. Herausgeber, der sich am Ende der Zueignungsschrift *Joseph Gossé* nennt, damit fortzusahren gedenkt. Dieser Band zeichnet sich unter den ausserhalb England gedruckten englischen Werken durch eine vorzügliche Genauigkeit aus; es finden sich sehr wenige Druckfehler darinn, und unter diesen keiner, den nicht ein jeder, der auch nur wenig in der Sprache bewandert ist, berichtigen könnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Hayn: *Biographische Nachrichten meines Vaters*, (von meinem Vater) des Pastor emeritus, Magister *Johann Christoph Zaumsegels* zu Münchenbernsdorf in Sachsen. Zur Unterstützung dieses noch lebenden drey und achtzigjährigen Greises, entworfen und auf eigne Kosten dem Druck übergeben von dessen jüngsten Sohne, *Carl Christoph Zaumsegel*, in Königl. Preuss. Diensten. 1797. 92 S. 8. Die einzigen Lebensumstände, die für den Leser dieser in sonst löblicher Absicht unternommenen Biographie ein Interesse haben können, sind einige dem Vater des Vf. wiederfahrene Ungerechtigkeiten. Der erste Vorfall mit dem Kirchenpatrone desselben, einem Hn. L — — tz, ist schon von dem Vf. bey der Herausgabe dreyer Gelegenheitspredigten seines Vaters erzählt, und auch in dieser Zeitung (N. 118. in J. 1795) bey der Anzeige dieser Predigten bemerkt worden. Der zweyte Vorfall brachte den alten Mann nach der Erzählung des Vf., deren Aechtheit aber Rec. nicht beurtheilen kann, auf eine höchst ungerechte Weise um seinen Dienst und seinen Unterhalt, da er vielmehr Belohnung verdient hätte, weil er bey Gelegenheit der Unruhen in Kursachsen seine Zuhörer zur Treue gegen ihre Obrigkeit ermahnt hatte. Die Beylage enthält *zwey Gelegenheitspredigten*, (wie es hier heisst,) *sehr wichtigen Inhalts*, am 8ten Sonntag nach Trinit. 1778. und am 23ten Sonntag nach Trinit. 1793. die zu jenen Vorfällen Veranlassung gegeben haben, wovon die erste unter jenen drey Gelegenheitspredigten auch schon befindlich war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. November 1797.

MATHEMATIK.

Paris, b. Dupont: — *Connaiſſance des Temps à l'uſage des Aſtronomes et des Navigateurs*, pour l'année V. de la République françaiſe du 23 Sept. 1796 au 21 Sept. 1797. Publiée par Ordre du Bureau des Longitudes. à Paris, de l'imprimérie de la République. L'an IV de la Rép. franç. Février. 1796. 392 S. 8.

Kalender und Erklärung nehmen 200 Seiten ein, der zweyte Theil der Schrift, oder die *Additions* füllen die übrigen 192 S. Die Rechnungen des Himmelslaufs ſind dieſsmal von den Cit. *Lemery*, *Bouvard* und *Prévoſt*, die Redaction des zweyten Theils, ſo wie die meiſten Aufſätze darinn, nebſt der Erklärung des Kalenders, von Hn. *La Lande*. Da der franzöſiſchen Zeitrechnung durchaus auch die gewöhnliche Gregorianiſche zur Seite ſteht, ſo dient dieſe unter öffentlicher Autorität der Regierung und des *Bureau des Longitudes* ausgegebene Connaiſſance zugleich am ſicherſten zur Prüfung auswärtiger, auch in Deutſchland verbreiteter, groſsentheils irriger Vergleichungen des neufränkiſchen und des gewöhnlichen Calenders. Wegen der Mondsdiſtanzen (eines vorzüglichen Artikels in dem Almanach eines Seeſtaats) erinnert Hr. *La Lande*, man habe auf Gutheiſsen des Bureau des Long. nicht, wie ſonſt gewöhnlich war, bloſs die Diſtanzen des engliſchen *Nautical Almanac* auf den Pariſer Meridian reducirt, ſondern dieſelbe für Paris ganz neu berechnet: der Erfolg habe den Nutzen bewährt; denn ſchon in den erſten Tagen des erſten Monden habe ſich zwiſchen einer ſolchen neuberechneten Mondsdiſtanz, und zwiſchen ihrer Reduction aus dem Nautical Almanac ein Unterſchied von 29 Sec. gefunden, ohne daſs man den Fehler den Rechnern der *Connaiſſance des temps* zuſchieben könne. Der Sternkatalog, welcher, neben andern dem Aſtronomen nützlichen und häufig vorkommenden Hülfstafeln ſonſt immer der Berechnung der Ephemeriden angehängt iſt, hat neue beträchtliche Erweiterungen erhalten; er begreift dieſsmal 541 der vornehmſten Sterne in mittlerer gerader Aufſteigung und Abweichung für den Anfang des Jahrs 1797 (alſo nicht für den 1 Vendémiaire des V. Jahrs) nach den neueſten Beobachtungen von *Delambre* und *Lefrançais*; einige wenige Stellungen ſind aus ältern Catalogen gezogen; es fehlt, nach der Verſicherung des Herausgebers kein Stern von der 1 bis 4 Gröſse; die vergleichende Tafel der neuen franzöſiſchen Maaſse iſt aus dem vorigen Bande noch einmal abgedruckt worden. Rec. vermiſst ſchon in einigen Jahrgängen der *Connaiſſance d. t.* jene alte ſehr nützliche Tafel der geographiſchen Längen und Breiten der vornehmſten Oerter, die man in einer ſolchen Ausdehnung ſelten antrifft, und die jährlich mit neuen Zuſätzen und Verbeſſerungen wiederholt wurde. — Der zweyte Theil der Schrift, unter dem Titel: Zuſätze und neue Tafeln, enthält: 1) ein Verzeichniſs von 1000 Circumpolarſternen nach gerader Aufſteigung und Abweichung auf den 1 Jan. 1790 geſtellt, ſamt den jährlichen Veränderungen, von *Jérôme La Lande*. Hr. *La Lande* beſchenkt die Aſtronomen nach und nach mit den Früchten der groſsen unter ſeiner Aufſicht unternommenen Bearbeitung eines neuen Sternverzeichniſses. Dieſsmal gibt er uns beſonders eine ſchöne Anzahl nördlicher Sterne, was die Sternkundigen bey der bekannten groſsen Seltenheit auch nur etwas ausführlicher und genauer Verzeichniſse nördlicher Sterne mit Danke erkennen werden. Dieſe 1000 Sterne (es ſind genauer gezählt 1010) ſind aus 8000 innerhalb der 45 erſten Grade nördlicher Abweichung beobachteten ausgewählt; die Abweichungen wurden mit einem 7½füſsigen Mauerquadranten auf der *Ecole militaire*, die geraden Aufſteigungen mit einem Mittagsfernrohr durch den Cit. *Lefrançais* beobachtet, deſſen Sinn für aſtronomiſche Genauigkeit Hr. *La Lande* rühmt. Sehr nützlich iſt es, daſs der Herausg. bey jedem Sterne auch die Anzahl der Beobachtungen deſſelben ſowohl in der Rectaſcenſion als Declination angemerkt hat: dabey zeigt der Beyſatz, *égales*, Beobachtungen an, die nicht über 1 Sec. und *d'accord*, die nicht über 5 Sec. unter einander verſchieden waren; manche Sterne ſind 5 bis 6 mal die wenigſten nur einmal beobachtet; einige ſind auch als *douteuſes* aufgezeichnet. Man weiſs übrigens, was die Rectaſcenſion der Circumpolarſterne für groſse Schwierigkeiten hat; bey dem Polarſterne hatte Hr. *Lefrançais* ſogar Beobachtungen, die um 4 Min. von dem Reſultate, das er im Catalog angiebt, abweichen. Gegen 450 Sterne aus dieſen 1000 waren noch nie beſtimmt, andere nur ſehr ſchwankend, und ſo, daſs praktiſche Aſtronomen, wenn es etwa einem Kometen gefiel, dieſe verſäumte Gegend des Himmels zu durchkreuzen, den Fremdling entweder gar nicht oder nur ſehr ſchlecht beobachtet ſeine Straſse ziehen laſſen muſsten. Die Polhöhe der Sternwarte der Republik iſt bey den Abweichungen noch, wie ſonſten, zu 48° 50′ 14″ vorausgeſetzt worden, wiewohl ſie nach neueren Beobachtungen um 3 Sec. kleiner ſeyn ſoll; es ſcheint, daſs die Aſtronomen der Republik über dieſen Punkt, den man längſt unter dem *ancien régime* ſchon ausgemacht geglaubt

glaubt hatte, oder doch hätte glauben sollen, selbst noch nicht ganz im Reinen sind. Auch der *Mural*, und der *Trophée de Fréderic* (Friedrichs-Ehre) findet sich unter den hier aufgeführten Sternen. Auf das nächste Jahr verspricht die *Citoyenne Lefrançais* 3000 Sterne von den beobachteten zu berechnen: nach einer andern Nachricht von Hn. *La Lande* reducirt diese seine Nichte (Hn. *Lefrançais* Gattin) alle Monate 200 Sterne, wiewohl bey jedem 30 Rechnungsoperationen nöthig sind, und steht dabey noch einer ansehnlichen Wirthschaft vor. 2) Ueber die Berechnung der Länge zur See mittelst der Distanzen des Monds von der Sonne und von Fixsternen, von dem königl. spanischen Schiffskapitän, *de Mendoza y Rios*. Der Vf. ist aus seinem spanisch geschriebenen Werke über die Schiffahrt, und aus seinen *Mémoires* in der *Conn. d. t. pour* 1793 sehr vortheilhaft bekannt. Zufolge der Einleitung des gegenwärtigen Auffatzes hat er im Sinne, neue Tafeln zur Schiffahrtskunde herauszugeben, welche nicht nur eigene Logarithmen der Chorden, sondern auch Logarithmen für die Sinus verf. so wie die natürlichen Sinus verf. selbst (in trigonometrischen Tafeln eine ganz neue Erscheinung!) für den ganzen Quadranten enthalten werden. Bey der Ungewissheit, in welcher einen oft der Gebrauch der Sinusse wegen eines spitzigen oder stumpfen Winkels lässt, werden diese neueingeführten Sinus verf. jedem Mathematiker überhaupt willkommen seyn. Auch bey dieser Abhandlung über die Länge zur See hat der Ideengang, den der Vf. genommen, ihn ebenfalls auf eine Auflösung mittelst der Sin. verf. als die schicklichste geführt: er kommt am Ende auf die Krafftische Formel zurück, wovon der Beweis in den Commentarien der Petersburger Akademie von 1789 enthalten ist. Hr. *Graf von Brühl* hat diese Methode des Hn. Prof. *Krafft* dem *Board of Longitude* in London vorgelegt. Unser Vf. stellt die Sache unter folgender Form vor, welche ihm zur Berechnung die bequemste dünkt: es sey D die wahre, d die scheinbare Mondsdistanz, A die wahre, a die scheinbare Höhe des Monds, und B die wahre, b die scheinbare Höhe eines Sterns oder der Sonne, überdies bezeichne der Ausdruck *Subsinus versus* den Sin. verf. des Supplementwinkels, so ist Sin. verf. D = Sin. verf. (d + B) + Sin. verf. (d — B) + Subsinus verf. [(a — h) + B] + Subsinus verf. [(a — h) — B] + Sin. verf. (A — H) — 4 R. Der Vf. giebt ausführliche Vorschriften, wie diese Formel theils durch die gewöhnlichen Sinustafeln, theils mit Zuziehung der Sin. verf. nach der ihm eigenen Methode zu berechnen ist; um die letztere Berechnungsart zu erleichtern, hat er bereits ausführliche Hülfstafeln berechnet, die hier angehängt sind. 3) Verzeichniss von 34 Sternen, deren gerade Aufsteigungen mit vorzüglich grosser Genauigkeit bestimmt sind, von dem Cit. *Lefrançais*, Adjunct der Längen-Commission. Ein Zusatz zu den 50 in der *Conn. d. t. pour* 1794 gelieferten gleich genauen Rectascensionen; Hr. *Lefrançais* hat solche Sterne gewählt, wo er selbst mit den Hn. *Delambre* und *von Zach*, sehr genau, oder wo überhaupt drey Beobachtungen dieser drey Astronomen unter sich auf 1 Sec. einstimmten: bey a Cassiop. weicht jedoch Hr. *Lefr.* von jenen beiden, die unter sich ganz einstimmig sind, auf 8 Sec. ab. 4) Astronomische Beobachtungen im J. 1790 bis 1793 in verschiedenen Gegenden von Europa etc. angestellt, samt den Berechnungen derselben (wenigstens mehrerer davon) von Hn. *La Lande*. Eine schöne Reihe von Beobachtungen; sie nehmen samt den vom Herausg. daraus gezogenen Resultaten 55 Seiten ein, und werden, zum Theil als Supplement zu andern astronomischen Sammlungen, den Astronomen willkommen seyn. Im Jahr 1791. 31 Aug. trifft man auf die sehr seltene Beobachtung, Mercur vom Monde bedeckt, und zu Viviers und Milano beobachtet. Auch zahlreiche Mercursbeobachtungen aus Mannheim und Montauban vom J. 1792. 5) Astronomische Beobachtungen im Jahre 1795. Mercur und Jupiter zu Montauban, Herschel, der Planet, zu Gotha, Jupiters Eclipse durch den Mond am 23 Sept. zu Gotha und Göttingen, auch in Frankreich beobachtet. 6) Neue Bestimmung der Mercursbahn durch *La Lande*. (Mit dieser Abhandlung eröffnete die erste Klasse des Nationalinstituts ihre Sitzungen). Schon *Mästlin* klagt, Mercur scheine dazu am Himmel zu seyn, die Astronomen um Ehre und Credit zu bringen. Hr. *La Lande* erzählt, wie viele Mühe ihm dieser Planet seit 1753 gemacht hat; lange vor der Morgenröthe wach, wartete er seiner zwischen den Dächern, und, um die Beobachtungen des Ptolemäus nützen zu können, lernte er noch Griechisch. Schon seine Mercurstafeln von 1786 bewährten sich sehr gut bey dem Durchgange durch die Sonne 1789: die Idee, je zwey und zwey Durchgangsbeobachtungen, die eine beym aufsteigenden, die andere beym niedersteigenden Knoten, zu verbinden, lehrte ihn zuerst mit mehrerer Schärfe die schwierige Bahn zu bestimmen. Inzwischen brachte er einige neue Berichtigungen an, besonders seitdem auch die Sonnentafeln so beträchtlich verbessert worden, benutzte die genauer berechneten Durchgänge von 1671 und 1677 und machte vorzüglich Gebrauch von den neuesten vortrefflichen Mercursbeobachtungen eines *Maskelyne*, *von Zach*, *Oriani* und *Reggio*, *Piazzi*, *Duc Lachapelle*, u. s. w. und *Beauchamp*: letzterer beobachtete unter den Ruinen von Babylon den Mercur sehr eifrig an einem Orte, wo 2000 Jahre früher die Chaldäer den Grundstein zur heutigen Himmelskunde legten. Auch dieser Planet also, der seit Jahrtausenden den Astronomen zu trotzen schien, hat ihrem eisernen Fleisse endlich den Triumph zuerkannt. Hr. *La Lande* wendet auf ihn an, was Virgil von der Freyheit sagt: *Respexit tandem, et longo post tempore venit!* 7) Inhaltsanzeige neuer Schriften, in Beziehung auf die Astronomie. 8) Astronomisches Journal von *La Lande*. Mit 1781 hatte *Bailly* seine Geschichte der Astronomie geendigt; hier fängt Hr. *La Lande* an, dieselbe in blosser Annalenform, ohne rednerischen Schmuck, fortzusetzen, und das merkwürdigste, was jedes Jahr für die Astronomie gethan und geschrieben worden, kurz anzuzeigen; er liefert diessmal die astronomische Chronik von 1782—1788. Begreiflich sind die Arbeiten der *Citoyens-Astronomes* die

die Hauptsache, und mehr herausgestellt, als jene der *Messieurs*, wiewohl auch diese zum Theil nicht vergessen sind. Eine Anekdote von Hn. *La Lande's* astronomischer Reise nach England im J. 1788 und seiner Unterhaltung mit *Georg III.* verdient hier einige Auszeichnung. Als der König bezeugte, es sey eigentlich sein Wille gewesen, dass *Herschel* sein Teleskop bis auf 40 Fuss erweitern sollte, so machte ihm *La Lande* hierüber im Namen der Astronomen seine Danksagung, worauf der König die *réponse edifiante* gab: *Nicht wahr, das heisst doch sein Geld besser anwenden, als um Menschen morden zu lassen?* — Ja freylich eine *erbauliche* Antwort (wer wollte auch diesem im Munde eines Franzosen von 1796 doppelt schönen Urtheile nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen?) und eines so frommen Königs werth, dessen religiöser Denkart der selige *Hell* ein Denkmal unter den Sternen durch den Georgspsalter gestiftet hat! Wie viele aber werden den Ministerium des sanften Georgs Antheil an dieser christlichen Gesinnung wünschen! 9) Supplement zu dem den Epheremiden angehängten (schon oben erwähnten) Verzeichnisse von 541 Sternen: es sind theils einige neue beygefügt, theils die Oerter anderer verbessert; die Sterne 1 und 2 der Wasserschlange, bey Flamsteed noch 4 Grösse, finden sich jetzt nur von der 6 Grösse. 10) Ueber die Länge von Madrid. Man hat, sie zu finden, noch keinen sonderlichen Vorrath von Beobachtungen: die neuesten geben den Zeitunterschied zwischen Paris und dem Hauptplatz der spanischen Residenz zu 24′ 8″. 11) Die Sonnenfinsterniss vom 5 Sept. 1793 zu Bergen und Christiansund ringförmig beobachtet; Hr. *La Lande* berechnet daraus die Länge dieser Oerter. 12) Noch einige astronomische Beobachtungen von 1794 und 1795, ein *Tableau général* meteorologischer Beobachtungen zu Paris im 2ten Jahre der Republik (Sept. 1793—1794) vom Cit. *Bouvard* angestellt, und das Register der gegenwärtigen Mitglieder des Bureau des Longitudes machen den Beschluss.

BERLIN, b. Oehmigke dem jüng.: *Rechenbuch für das gemeine Leben*, besonders zum Gebrauch derer, die sich über die Gründe der Rechenkunst selbst zu belehren wünschen, von *E. G. Fischer* Prof. am Berl. Köllnischen Gymnasium zu Berlin. *Erster Theil*, welcher die einfachen Rechnungsarten in unbenannten, benannten und gebrochnen Zahlen enthält. 1797. 440 S. 8. (1 Rthlr.)

Den Inhalt des vor uns liegenden ersten Theiles dieses sehr empfehlungswürdigen Lehrbuches giebt der Titel an. Die Methode, welche der Vf. befolgt, ist für seinen Zweck ohne Zweifel die schicklichste. Er legt die Idee zum Grunde: dass man dem Anfänger zuerst das Mechanische einer jeden Rechnungsart geläufig machen, und erst nachher ihm die Gründe derselben erklären müsse. Die Begriffe sind bestimmt, deutlich entwickelt, und folgen aufeinander in leicht fasslicher Ordnung. Nur hie und da haben wir kleine Fehler gegen die Präcision gefunden. So wird z. B. S. 28 allgemein gesagt: „Wenn man zu einer mehrzifferigen Zahl 9 hinzu addirt, so werden die Zehner um Eins grösser und die Einer um eins kleiner, zählt man 8 hinzu, so werden die Zehner um Eins grösser und die Einer um zwey kleiner." Dies ist aber nicht allgemein wahr. Denn 20 + 9 = 29, und 31 + 8 = 39. Die sogenannten *Neunerproben* scheinen dem Endzwecke dieses Lehrbuchs nicht angemessen zu seyn, weil ihre Gründe nicht so leicht fasslich, als sie selbst leicht entbehrlich sind. Wer es etwa für überflüssig hält, wenn manche, dem Mathematiker freylich sehr geläufige Begriffe, z. B. dass ein Multiplicator, *als solcher*, jederzeit eine ungenannte Zahl sey, wiederholt eingeschärft werden, der darf sich z. B. nur an den Streit erinnern, der erst vor Kurzem, in öffentlichen Blättern, über die Frage geführt wurde? was 9 Rthlr. + 23 gr. + 11 pf. X 9 Rthlr. + 23 gr. + 11 pf. für ein Product geben? wo die eine Partey, die ein Resultat von nicht völlig 100 Rthlr. fand, zu ihrem Erstaunen vernehmen musste, dass die andre weit über 1000 Rthlr. heraus rechnete. In der Vorrede tadelt der Vf. unter andern, die Kunstwörter *Multipliciren* und *Dividiren*, besonders die deutschen: *Vervielfältigen* und *Theilen*, und will dafür lieber *Zusammensetzen* und *Zersetzen* sagen. Allein wenigstens der letztere Ausdruck ist nicht besser, als das gewöhnliche *Theilen*. Freylich wird bey jeder Division, auch wenn der Divisor ein Bruch ist, das Dividendum in zwey Factoren zerfällt, wovon der eine (der Divisor) gegeben ist, und der andre (der Quotient) gesucht wird. Allein dies kann eben so gut eine Theilung, als eine Zersetzung heissen. Ueberdem hat der Sprachgebrauch der Chemie dem Worte *Zersetzen* die Bedeutung gegeben, dass es eine Auflösung in ungleichartige Bestandtheile anzeigt, woran doch hier nicht zu denken ist. Die Beyspiele, womit das Buch reichlich ausgestattet ist, sind so viel wir davon nachgesehen haben, gut gewählt, und correct gedruckt.

MARBURG, in der neuen akad. Buchhandl.: *Hülfstafeln für alle Stände, besonders für Kaufleute und Rechnungsführer berichtiget*, von *J. Christ. Königstein*. 1796. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das gegenwärtige Werk ist als eine veränderte, und mehr umfassende Ausgabe von *Adams festgesetzter Berechnung, nebst verschiedenen besondern Tarifs*, anzusehen, welche zuerst 1764 herauskam, und zwey Auflagen erlebte. Hr. *Königstein*, Universitätsrechenmeister zu Marburg hat das, was dort nach Gulden und Kreuzern berechnet war, hier auf Thaler reducirt, damit man das Buch in Sachsen und andern Gegenden brauchen könne. Adams Bemerkungen über den Gebrauch dieser Tafeln sind hier wieder, mit einigen Verbesserungen der Schreibart, abgedruckt worden. Die Tafeln selbst enthalten eigentlich nichts weiter, als eine Menge Resultate von Multiplicationen. Diese fangen mit $\frac{1}{12}$ Pfennig an, und werden mit Pfennigen, Groschen und Thalern, bis auf 10 Thaler,

ler, fortgesetzt, so wie überall auch die Brüche der Zahlen berechnet sind, welche multiplicirt werden sollen. Auf jeder Seite ist bemerkt: 1. Der *Werth*, welchen man oben angezeigt findet. 2. Die *Quantität*, die in der ersten Spalte angegeben ist, und 3. das *Rechnungsresultat* selbst, in den folgenden Spalten. Unter dem Ausdrucke *Werth* wird verstanden, was überhaupt eine einzige Sache kostet, und dieser Werth pafst auf alle Münzen und Waaren, weshalb auch dafür der allgemeine Ausdruck *Sache* gewählt worden ist. Unter *Quantität* wird die Anzahl der Sachen, oder die Menge Waaren, die man berechnen soll, verstanden. Sie ist von 2 bis 100000 fortgesetzt. Das Rechnungsresultat ist der verlangte Preis jener Quantität. Man sieht hieraus, dafs die Tafeln in ihrer Einrichtung, viele Aehnlichkeit mit den astronomischen haben, wo man entweder einen verlangten Werth sogleich ganz, oder doch stückweise findet, wo es dann nur noch einer kleinen Zusammenzählung bedarf. Durch einige andere Tafeln wird die Brauchbarkeit der vorigen noch vermehrt; so giebt z. B. die Tafel den Werth eines einzigen Stücks, wenn bekannt ist, wie viel das Hundert, oder das Dutzend solcher Stücke kostet. Auch sind am Ende noch sechs besondere Tafeln hinzu gekommen, um zu berechnen, was die französischen Sols und Livres an Thalern und Groschen betragen, nach den verschiedenen Preisen, in welchen die Laubthaler und Louisd'or stehen können. Richtige Rechnung und möglichste Correctheit des Abdrucks versichert der Herausgeber.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH u. LEIPZIG, b. Ziegler u. Söhne: *Bettelstolz*, ein Originallustspiel in fünf Aufzügen, von *David Beil*, Mitglied des kurf. Nationaltheaters zu Mannheim. 1797. 182 S. 8. (12 gr.)

Der *Bettelstolz* kann aus verschiedenen Gesichtspunkten auf der Bühne dargestellt werden, je nachdem der Dichter sich die Quelle desselben denkt, und von der Armuth sowohl, als von dem Stolze diese oder jene Ursache, diese oder jene Grade annimmt, je nachdem der Arme blofs seine Armuth verbergen, oder auch den Reichen spielen will. Wäre die Armuth unverschuldet, ein Fehler der Geburt und des Standes, und der Dürftige wollte aus Eitelkeit es dem Reichen gleich thun, so könnte dies sehr lächerliche Scenen veranlassen, nur müfste es nicht so weit gehn, dafs eine solche thörichte Eitelkeit eine Familie ganz unglücklich machte. Ist die unverschuldete Armuth (vornehmlich die, welche den, der vor dem Wohlleben gewohnt war, durch unangenehme Zufälle betrifft) das Loos des Vernünftigen, so wird er sich deren gewifs nicht schämen; der Geck aber sucht sie durch Windbeuteley zu verbergen, und der Ahnenstolze glaubt seine Voraltern zu beschimpfen, wenn er sich nach seiner Dürftigkeit richtet, und das Allmosen annimmt, das er braucht. Ist es verschuldete Dürftigkeit, so will der Bettelstolze den Vorwürfen ausweichen, die ihm sonst diejenigen machen, die seine wahren Umstände kennen, oder er will als Glücksritter seine Fehler wieder gut zu machen suchen. Am lächerlichsten ist der Geizige, der, wenn er sich einmal aus Stolz zu Aufwand entschliesst, mitten durch alle Pracht Knickerey und Mangel an Geschmack durchblicken läfst, wie dies der Fall in *Schlegel's* unvollendeter Skizze: *Die Pracht zu Landheim* ist. — Die eine adeliche Familie dieses Stücks schmachtet ohne ihre Schuld in Dürftigkeit; sie will nicht gerade grofsthun, aber doch ihr Elend durch den Ton der grofsen Welt maskiren; insofern erregt sie Lächeln. Da sie aber doch je zuweilen schon Ungerechtigkeiten ausgeübt hat, um sich aus der Armuth zu reifsen, so mufs man sie hassen, und, da sie nicht blofs zu täuschen sucht, um ihr Glück durch Heirath zu bessern, sondern auch aus Habsucht Leute verhetzt, so wird ihr der Leser ganz abgeneigt; endlich aber, als ihre Plane scheitern, als sie denen die Hände bietet, die sie vorher schmähte, als sie ganz von der Gnade eines andern leben mufs, erregt sie wirklich Mitleiden. Der Vf. nennt selbst einmal ihre Rolle komischtragisch, und eben diese Mischungen geben dem Stücke eine grofse Unbestimmtheit. Die andre hochadeliche Familie, Frau und Tochter, die sich durch Waschen ernährt, und dabey immer buhlerische Netze ausgeworfen, verdient gar keine Achtung. Die affektirte hochadeliche Sprache hat der Vf. gut copirt, da aber nicht allein jene beide Familien, sondern auch noch ein Landrath, in allem *fünf* Personen sie reden, so wird man sie, weil sie zu häufig vorkömmt, endlich überdrüfsig. Der einfältige Landrath, der den Empfindsamen spielen will, und der sich von einem jeden drehen und wenden läfst, ist zu schwach, als dafs er gefallen könnte; seine letzte Umänderung interessirt eben darum nicht, weil sie gar zu leicht geschieht, und von einem solchen faden Menschen kann man es nicht einmal leiden, wenn er in besserer Gesellschaft besser spricht, man weifs, dafs es doch nur Nachbeterey ist. Jene schlechte Menschen, und diesen Schwächling in die Enge zu treiben, erfodert kein Talent, und so haben die Liebenden dieses Stücks weiter nichts nöthig, als recht determinirt zu sprechen, um ihre Absicht zu erreichen. Ueberhaupt hat das Stück wenig Handlung, und desto mehr Plauderey, die die Wirkung mancher schönen Züge und feinen Einfälle durch erregte Langeweile schwächt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. November 1797.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Göschen: Beantwortung der Frage: *Wie dem Holzmangel vorzubeugen sey?* Eine von der Kurfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift. Von *Friedrich Christian Franz*, Gräfl. zu Lynarischen Kanzleysecretär u. Mitglied dieser Akademie. 1795. 204 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Erwartung auf dieses Buch war durch das Urtheil einer Akademie, durch das Interesse des Gegenstandes, und bey Rec. durch den ehrlichsten Wunsch ihn nach Verdienst abgehandelt zu sehn, so hoch gespannt, dass sein Verdruss, so wenig gefunden zu haben, vielleicht zum Theil auf Rechnung dieser Erwartung kommt, und wenigstens die einzige Ursache der Verspätung dieser Anzeige ist, weil sie nicht das Werk eines unangenehmen Eindrucks seyn sollte. Jetzt glaubt zwar Rec., dass diese Schrift auch so wie sie ist, theils durch die unter so günstigen Umständen wieder aufgeregte Idee von Holzmangel und Holzsparen, theils durch manche gute Vorschläge, die sie doch enthält, wirken und nützen wird, aber bedauern *muss* er es immer, dass Deutschlands Schriftsteller die schöne Gelegenheit verfehlt haben, dem Publicum, in dessen Namen man gefragt hatte, befriedigender zu antworten.

Eigentlich war die Preisfrage auf den Holzmangel des Erfurter Gebiets eingeschränkt, die Beantwortung aber ist allgemein. Dies wäre an sich kein Fehler, doch hätte man etwas mehr Anwendung auf den besondern Fall erwarten sollen, als man hier fast bloss in dem Nachtrage auf wenigen Seiten findet. Dass auf die Hülfe durch Finanz- und Handlungsspeculationen, wie die Frage zu erwarten schien, keine Rücksicht genommen worden ist, hat Rec. recht gern vermisst, denn diese ist bloss ein Palliativ. Früh oder spät werden die Nachbarn, auf deren Kosten man gezehrt hat, entweder selbst holzarm oder klüger, und dann ist ein Staat, der im Vertrauen auf diese Hülfe sich selbst vernachläsigt hat, desto schlimmer daran.

Der Plan eines Buchs, wie gegenwärtiges, scheint uns sehr leicht zu entwerfen, und beynahe nothwendig folgender zu seyn. Es fehlt an Holz, man muss also den Vorrath zu vermehren und den Verbrauch zu vermindern suchen; jenes ist die Sache der Forstökonomie, dieses gehört vor die Baukunst, Naturkunde und Technologie. Was ist hiebey Obliegenheit der Obrigkeit, und was kann der Privatmann selbst thun? — Rec. kann sich nicht überzeugen, dass ein solches Buch den ganzen Cursus der Forstwissenschaft, Anweisung zum Säen, Pflanzen, Fällen des Holzes, zum Bau der Oefen und andrer Feuerungen, enthalten müsse, wie es der Vf. wirklich unternommen hat. So weitläuftig seine Schrift dadurch geworden ist, so macht sie doch kein einziges von den vielen guten Büchern, in denen diese Zweige von Hülfswissenschaften schon abgehandelt sind, und noch weniger die eigne Erfahrung des Forstmanns und Bauverständigen, entbehrlich. Diese eigne Erfahrung besonders, die allenfalls einer Revision dessen was wir schon haben, sich hätte unterziehen können, scheint noch dazu dem Vf. zu fehlen; es war ihm also nichts übrig, als das Gesagte, statt darauf nur hinzuweisen, noch einmal zu sagen, und dabey ohne Auswahl, oft nach sehr unbewährten Autoritäten, mit vielen Wiederholungen und selbst mit Widersprüchen zu compiliren. So wird z. B. bald das Nadelholz dem Laubholze, bald dieses jenem vorgezogen, nach des einen oder andern Autors Geschmack. Des Vf. Plan oder Eintheilung seines Buchs wollen wir nun aus dem Inhaltsverzeichnisse selbst darlegen, und zugleich einige Stellen ausheben, um unser Urtheil zu rechtfertigen. Einleitung. Etwas allgemeines von dem Nutzen und der Wichtigkeit der Preisfrage, mit allerley weder zusammenhängenden noch einleitenden Betrachtungen, z. B. *Ehemaliger und jetziger Ertrag der Anhalt-Bernburgischen Waldungen, von der Schwierigkeit junger Hölzer, ehe sie ihre Vollkommenheit erreichen und gehörig benutzt werden können.* (So heisst es wörtlich!) Da wird denn unter andern die *entsetzliche* Vermehrung der Menschen als Ursache der Theurung des Holzes, und — was noch stärker und gerade vom Gegentheil wahr ist — diese Theurung als Ursache des Holzmangels angegeben; ferner die Fabriken, von denen man doch ohne Bedenken sagen kann, dass sie Holz sparen, denn alle Feuerarbeiten kosten weit mehr Holz, wo sie *nicht fabrikmässig* betrieben werden. Erstes Kap. in 6 Abschnitten, soll eigentlich die Forstwissenschaft enthalten und handelt von Säen, Wahl und Zubereitung des Bodens, Verpflanzen, Einflüssen der Witterung, Insekten, Krankheiten, Schlagen und Fällen, von den verschiedenen Holzarten und ihrem Nutzen, Hut und Trift u. dgl. alles ohne Ordnung, Zusammenhang und Zuverläsigkeit, wie vom Zufall aus alten und neuen Büchern zusammengeführt. So stehen z. B. S. XVIII. folgende Rubriken hintereinander: *Einträglichste Benutzung eines Stückchen Landes zu Baumschulen, und der Zeit, wenn Obst- und wilde Bäume zu versetzen tauglich*

lich sind; von den Ursachen, warum das Obst in unsern Tagen nicht mehr so gut wie sonst gerathen will; vom Pfropfen und Pelzen des Obstes; von den Nahrungstheilchen einer Pflanze, und den mit jenen unverhältnissmäfsigen schlechten Boden; von der Birke, Kiefer, Lerche, Fichte, Tanne, Platanus. Ferner S. XXI. *Von den Verwüstungen des Wurms und der Kieferraupe als eine Folge der grossen Holzpreise.* So steht es wirklich im Inhalt, doch ist in dem Buche selbst wenigstens dieser wörtliche Unsinn vermieden. Die Buche wird S. 27. gerühmt, weil sie wegen der vortrefflichen Gräser, die darunter wachsen, der Holztrift besonders günstig sey. Das wäre nun erstens ein sehr zweydeutiger Vorzug, und zweytens ist es nicht einmal richtig damit, denn kein Wald erstickt so sehr alles Gras als ein Buchenwald, wenn anders Bäume darin stehen. Die Ceder von Libanon, die Cypresse, die Weymuthskiefer, die Rosskastanie, der Maulbeerbaum, der Taxbaum, die hier alle auf dem Papiere stehen, möchten wohl unserm Holzmangel nie abhelfen. Der Anbau des Laubholzes wird S. 79. dem Nadelholze vorgezogen, wegen seines schnellern Wuchses, wegen seiner innern Güte, die gegen das Nadelholz wie eins zu zwey stehe, und weil das Nadelholz ausser dem Brennen von wenig Nutzen sey. Auf diese Unrichtigkeit folgt schon S. 85. die andre: die Lerche, Weymuthskiefer, Fichte, Kiefer, Zürbelnuss brauchen *bey weitem nicht die Hälfte* der Jahre wie die Eiche, Ceder und Buche, also sind jene vorzüglich anzubauen. Welches ist denn nun wahr? Das zweyte Kap. hebt an: *Von des Deutschen leichtsinniger Geringschätzung und Verkennung aller Künste und Schönheiten in der Natur*, (das heisst doch sein Vaterland unpartheyisch würdigen!) und geht über auf die Unsicherheit der Wälder und Pflanzungen, und auf die Nothwendigkeit sie zu schonen. Drittes Kap. Allerley Arten unnützen Holzverbrauchs beym Feuern und Bauen. Ueber die warme Fütterung des Rindviehes ist unstreitig zu rasch abgesprochen. Viertes Kap. Von der Verbesserung der Oefen, mit einigen Vorschlägen und Holzschnitten, und darunter auch der Ballon Ofen, altmodischen Andenkens, der in keiner Rücksicht etwas taugt, wenn gleich das Modejournal seiner Zeit versicherte, dass er wegen seiner Kugelform die meiste Fläche habe, welches wenigstens von keiner andern Kugel wahr ist. Die gute Bauart der Oefen und Feuerungen läfst sich so kurz und flüchtig, als auf diesen ausgeschriebenen sechs Blättern, nicht lehren, und der Vf. kennt und erwähnt nicht einmal die besten. Fünftes und sechstes Kap. handeln wieder von allerley Polizeyanstalten bey dem Holzanbau. Siebentes und achtes Kap. Von Torf, Stein und Bergkohlen. Ohne Kritik und Ordnung zusammengetragen, nichts davon, wie man mit diesen Surrogaten verfahren soll, um ihre Feuerung wirksam und bequem zu machen, welches doch die Hauptsache ist; und mitunter unbegreifliche Unrichtigkeiten, z. B. dass in Deutschland 180, in Norwegen 3, und in Schweden 14 Menschen auf einer Quadratmeile wohnen. Auf *die* gute Seite der Feld- und Wiesenhutung (denn auch diese wird herbeygezogen) die man S. 178. liest, hat wohl noch niemand gedacht: „*So verächtlich uns auch die Feld- und Wiesenhut der Schaafe ist, und jedem Oekonom, der dadurch nicht immer seines Eigenthums sicher genug ist, seyn muss, so hat sie doch das einzige Gute, dass sie in denjenigen Ländern, wo sie noch allgemein, und die Stallfütterung wenig bekannt ist, die Brache aus dem Grunde verdrängt und unstatthaft macht, weil niemand sein Feld brach liegen lassen kann, da sonst die Schäfer das wenige Gute darauf benutzen würden. Deswegen baut man seine Felder lieber an, ehe man den Gewinn davon andern gönnt. Hier verdrängt also ein Uebel das andere, von denen ich aber nicht urtheilen will, welches das gröfste ist.*" In dem neunten und zehnten Kapitel sind nun noch allerley Vorschläge, Wünsche und Vorschriften zusammengestellt, oder vielmehr untereinandergeworfen, die man schon im Vorhergehenden theils gelesen hat, theils hätte lesen sollen, und man findet doch auch nirgends etwas, das des Vf. Eigenthum wäre, keine neue Ansicht der Sachen, keine Wahrheit die uns weiter brächte. *Man unterstütze* (S. 234.) *diejenigen, welche Hölzer anlegen wollen, mit Capitalien welche etwa ohne Nutzen müssig da liegen; man nehme jedoch keine Interessen dafür! Man schenke oder kaufe ihnen grosse wüste Plätze und öde Berge, worauf sie die schnellsten Hölzer anbauen können.* Welche kraftlose Aphorismen! Wo sind denn die müssigen Capitalien und die grosen wüsten Plätze?

Wir endigen diese unangenehme Arbeit, und würden unser deutsches Vaterland bedauern, wenn seine Aussichten, sich des Holzmangels zu erwehren, mit *diesem* Mitteln im Verhältniss stünden. Das fürchten wir aber nicht, und denken immer, das Uebel wird, wie gewöhnlich, seine Cur selbst herbeyführen, welches wir uns, mit wenigen Strichen, folgendergestalt erklären. Das Holz stand bisher als Produkt und Waare, mit keinem einzigen andern Produkte im Werthe parallel, und eben so wenig die Wälder, die es liefern, mit andern Grundstücken. Sie waren uns nicht viel mehr als Wüsten, fremde Länder, *status in statu*, und noch vor gar nicht langer Zeit waren sie bey einem Gute fast nichts als Zugabe in den Kauf. Daher waren Wälder und Holz, wider alle Ordnung der Dinge, so unbeschreiblich werthlos, und man fuhr fort zu wirthschaften, wie zu den Zeiten als noch Preise auf der Ausrottung standen. Auch noch jetzt ist das Holz allenthalben zu wohlfeil, und der Zuruf Holz anzupflanzen, sagt mit andern Worten nichts, als dass man sein Grundstück statt zu 5, nur zu $2\frac{1}{2}$ Procent nutzen soll; darum hört und folgt auch niemand. Sobald ein Acker voll Ellern, Rüstern und Weiden so viel einbringt, als ein Acker Korn oder Weizen, so wird Holz genug gebaut werden, ohne Befehl und Prämien, und man wird das Säen und Pflanzen gar geschwind lernen. Man lasse also nur das Holz seinen gerechten Preis sich selbst suchen, und es wird so wohlfeil und überflüssig entstehn, wie jede andre Waare, die ordentlich bezahlt wird. Sehr theuer wird es freylich werden gegen

jetzt,

jetzt, und es wird gewissermasen eine neue Ordnung der Dinge entstehen. Hier sorge die Polizey zum Anfange für die Armen, oder lasse auch den Verdienst dieser Classe, mit Enthaltung von allen Taxordnungen auf seine richtige Höhe steigen, und das übrige wird sich von selbst geben. Die Theurung wird lehren mit dem Holze wirthschaften, die Noth wird ökonomische Oefen und Feuerungen erfinden, und die feinen Nasen und die Einbildung mit Torf, Stein- und Bergkohlen aussöhnen, die ganz Deutschland erfüllen, und eine Interimswirthschaft von mehrern Jahrhunderten gestatten. Ferner wird der höhere Preis die Kosten der Zufuhre aus entferntern wohlfeilern Gegenden tragen, wo noch so vieles Holz werthlos fault, und für die Bewohner solcher Gegenden wird ein neuer Nahrungszweig entstehen. In Ansehung des Bauholzes ist die Sache etwas schwieriger, denn unsre Induftrie kann die Zeit, die es zu seinem Wachsthum nöthig hat, nicht ersetzen, und es ist nicht die Sache jedes Privatmannes, für die Nachwelt zu säen. Hier hat die Regierung Pflicht und Gelegenheit dazwischen zu treten, und dazu ist es noch nicht zu spät, denn Deutschland und wohl jeder seiner Staaten hat noch Bauholz genug, wenn gleich nicht allemal auf der Stelle, wo man es braucht. Wenn die Kammern, denen doch die meisten Hochwaldungen gehören, alle Etats bey Seite setzen, und streng darauf halten, blos im Verhältnisse des Zuwachses abzuholzen, keinen Baum, der zum Bauen taugt oder dazu heranwächst, ins Feuerholz zu schlagen, wie das auf die unverantwortlichste Art noch täglich geschieht, wenn sie den Preis ansehnlich hoch halten, die Provinzen durch Kanäle, Schiffahrt und gute Strasen gegen einander aufschliessen, und dann nur mäsig nachsäen und pflanzen lassen, so wird der Bestand, den wir jetzt noch haben, für uns hinreichen, und die kommenden Generationen werden in allen Perioden ausgewachsenen Vorrath finden.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: Ueber die *kleine Jagd*, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber, von *F. E. Jester*, königlich preuss. Oberforstrathe. Th. 1. 1793. 160 S. Th. 2. 1793. 162 S. Th. 3. 1795. 144 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

In sofern die Kunst der Jagd, die mehr aus Fertigkeiten und Uebung, als aus Regeln besteht, wissenschaftlichen Unterricht verträgt und bedarf, leistet dieses ganz gut geschriebene Buch alles, was man erwarten kann. Auch schreibt der Vf. zwar mit der Wärme und Begeisterung, die man sich nun schon von dem Weidemanne gefallen lassen muss, doch auch so, dass er nicht zu verkennen scheint, welcher Rang der Jagd in der Reihe menschlicher Verrichtungen und Vergnügungen gebührt, und dass auch noch andre Geschäfte für die Uebel nützlich und wichtig seyn können. Nur zuweilen kommt etwas vor, das man blos dem Jäger zu gut halten kann, z. E. Kurze Hetze sey ein erbärmliches Vergnügen; und dergleichen mehr, wogegen sich wohl einiges einwenden liesse. Dies wollen wir aber den Lesern selbst überlassen, und ihnen nur noch sagen, was in diesem Buche zu finden ist. Erster Theil. *Von der Wartung, Erziehung und Abrichtung der Hunde.* Sehr umständlich und fast zu wortreich; inzwischen ist der Hund dem Jäger allerdings sehr wichtig, und wir müssen gestehen, dass wir den Grundsätzen des Vf., der besonders kein Freund der Spielereyen in der Viehzucht ist, ganz zugethan sind. Aber zweifeln möchten wir, ob die Begattung nah verwandter Hunde so unbedenklich sey; wir kennen erfahrne Jäger, die andrer Meynung sind, und auch hier verbotne Grade annehmen, wofür denn auch allenthalben die Analogie zu reden scheint. Die Tollwurmgesetze, mit denen einige Sanitätscollegia unsre Zeiten verunehrt haben, werden, wie billig, gerügt. Von den Krankheiten der Hunde, wie überhaupt des Viehes, möchten wir Niemanden ausser den Aerzten reden hören; doch findet man auch hierüber meistens vernünftige Urtheile und Vorschriften. Zweyter Theil. *Vom Schiessgewehr und dessen Gebrauch, und von der Federwildpretsjagd.* Dritter Theil. *Beschluss der Federwildpretsjagd.* Alles durchaus richtig und gut, besonders sind die Beschreibungen der Vögel nach den Beobachtungen der neuesten und besten Naturforscher, eine angenehme Zugabe, die dem Jäger Lust machen kann, der Naturgeschichte wieder zu dienen. — Die Fortsetzung dieses Werks soll die Raubthiere abhandeln. Dies gehört allerdings zum Ganzen, und wenn der Vf., wie zu vermuthen ist, diesen Theil auch mit so vieler Erfahrung und guter Darstellung ausführt, so ist ihm die Literatur allerdings Dank schuldig.

LEIPZIG, b. Rein: *Oekonomische Abhandlungen und Regeln für praktische Landwirthe zur Verbesserung des Feldbaues, der Viehzucht und der innern Haushaltung.* 1797. 19 B. 8. (16 gr.)

Das Buch enthält zwar nichts als blosse, grösstentheils wörtliche Excerpte aus andern Schriftstellern; doch kann es immer den Landwirthen nützlich seyn, die an andere grössere und vollständigere Werke nichts wenden wollen oder können, da dabey nur gute, z. B. *Pfeiffers*, *Riems*, *Schubarts* u. a. Schriften benutzt sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Die Ritter vom Siebengebirge.* 1797. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter Kaiser Friedrich II entstand ein *Ritterbund*, den man den damaligen Befehdungen und Räubereyen entgegenstellte, und den man die Einigung der *Ritter von den sieben Bergen* nannte, weil die sieben vornehmsten Ritter, die sie stifteten, feste Schlösser auf den sieben Spitzen des Gebirges oberhalb Kölln hatten. Siebzig Städte an den Rhein traten nach und nach mit in diesen Bund. Ein junger Ritter, Heinrich v. Feldeck, dessen Verdienste in dem Dienst des Kai-

Kaisers nicht genug belohnt worden, läfst fich in diefen Bund aufnehmen. Die Bundesgefchichte, das Schaudervolle bey der Aufnahme in denfelben, und die verfchiedenen Prüfungen, die mit dem Neuaufgenommenen angeftellt werden, find für den Lefer, der nur ein wenig in den Ritterromanen bewandert ift, eben fo wenig auffallend, als die wiederholten *Geiftererfcheinungen*. Dafs Elsbeth, die Geliebte Heinreichs, einen Tyrannen zum Vater hat, der mit Heinrichs Vater in Feindfchaft geftanden, dafs Heinrich Nebenbuhler feines beften Freundes wird, dafs der Freund, fobald fich Elsbeth für Heinrich erklärt, grofsmüthig zurücktritt, dafs Heinrich der Retter feiner Geliebten wird, dafs er von Räubern in einen Wald gelockt, und in ein fchreckliches Gefängnifs eingekerkert wird, dafs er mit der gröfsten Standhaftigkeit die fchimpflichen Bedingungen ausfchlägt, unter denen man ihm feine Freyheit geben will, dafs er den Vater der Elsbeth bekriegen helfen mufs, weil derfelbe dem Bund den Krieg ankündigt, dafs Heinrich der Retter des Bundes wird, der fchon der Uebermacht unterlag — alles dies find Situationen, wie man fie fich aus hundert Romanen erinnert. Selbft der Ausgang diefes *erften* Theils (denn auf der letzten Seite ift angezeigt, dafs fich hier das Ganze noch nicht endigt) wo es fich findet, dafs Elsbeth die Schwefter ihres geliebten Heinrichs, der bisher in Ungewifsheit über feine wahre Abkunft war, ift, wird keinen Romanenlefer in Erftaunen fetzen. Wenn Elsbeth heldenmüthig ihren Heinrich aus dem Kerker befreyt, und fich als Geiffel dem Bunde in die Hände fpielt, damit Heinrichen, der in ihres Vaters Gefangenfchaft gerathen, kein Leid gefchehe, fo kennt man dergleichen Amazonen auch fchon aus andern Romanen. Wenn der gefangne Heinrich unter Angelobung der Rückkehr zu feinen Bundesgenoffen gefchickt wird, um fie zum Frieden zu bereden, und, ob er gleich weifs, dafs ihm der Tod angedroht ift, falls er nichts ausrichte, ihnen das Gegentheil anräth, und dann doch zurückkehrt: fo erkennt jeder darin einen neuen Regulus. Wenn man S. 319. um den Tyrannen einen Kreis zieht, und verlangt, dafs er, ehe er heraustrete, fich über Krieg und Frieden erklären foll, fo mufs einem jeden der Römer Popilius einfallen, der es eben fo mit dem Antiochus machte. — So wenig Reiz der Neuheit aber auch die Begebenheiten diefes Romans haben, fo vortheilhaft unterfcheidet er fich doch in der Ausführung von den gewöhnlichen Rittergefchichten. Die Leidenfchaften find darin fehr wahr und natürlich gefchildert, befonders rührend ift S. 172. das Gefühl ausgedrückt, als Otto fo grofsmüthig feinem Freunde Heinrich feine Liebe für Elsbeth aufopfert; und die Erzählung ift meiftens (ein paar Stellen, z. B. S. 178. 187. 221. ausgenommen) leicht und ungekünftelt.

Leipzig, b. Hilfcher: *Karoline Merton.* Ein Roman auf Wahrheit gegründet. Nach dem Englifchen. Erfter Theil. 1797. 296 S. 8. (16 gr.)

Ein Roman wie diefer ift nur ein Bericht, wie ein halb Dutzend Heirathen zu Stande gekommen find, ob es gleich am Ende heifst: „Welch eine vortreffliche Lehre der Moral kann nicht aus diefen mannichfaltigen und abwechfelnden Ereigniffen gezogen „werden! Wir fehen hier die Häfslichkeit des Lafters u. f. w., die Weisheit, Würde und Belohnung „der Tugend u. f. w." Wirklich fehen wir aber gar nichts als das allerflachfte Machwerk; und wenn es für deutfche Produkte kein ftärkerer Beweis ihres Gehaltes ift, in das Englifche überfetzt, als für englifche, verdeutfcht zu werden, fo dürfen fich unfre Schriftfteller nichts darauf zu Gute thun, dafs der erfte Fall immer häufiger wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *München*, b. Lentner: *Johann Georg Prändels*, öffentl. Repetitors der Math. u. Phyfik auf dem churf. Schulhaufe zu München, *Anleitung zur Landwirthfchaftskunde.* 1797. 12 B. 8. — Eigentlich ift es nicht zu beftimmen, was der Vf. mit diefer Arbeit hat fagen wollen. Für ein ausführliches Syftem ift fchon die Bogenzahl zu klein; auch als kurzes Lehrbuch zum Leitfaden beym wiffenfchaftlichen Vortrage, enthält es zu wenig und zu viel. Zu wenig, weil die wichtigften Materien kaum im Vorbeygehen berührt find, zu viel hingegen, weil der Vf. fich bey einigen wenigen einzelnen Gegenftänden oft fo lange verweilt, dafs man kaum das Ende der Seiten langen Paragraphen finden kann. Dafs der Vf. übrigens zunächft für Bayern fchreibt, ift lobenswürdig, und dafs er feine Schüler auf den grofsen, und leider! noch immer zu fehr verkannten Nutzen, den das Studium der Mathematik allen Ständen, und alfo auch dem Oekonomen darbietet, aufmerkfam macht, ift vortrefflich und nicht genug zu rühmen. Dazu möchte aber doch die gewählte Methode, jeden Abfatz mit Rechnungsexempeln, — die fich fogar bis zur Differentialrechnung erheben, — zu erläutern, nicht vortheilhaft feyn. So etwas gehört blofs in die Vorlefungen, denn der unkundige Lefer wird zweifelhaft feyn, ob er ein Rechenbuch oder ein Compendium der Landwirthfchaft vor fich hat, und da er das erfte hier nicht erwartet, fo wird das Wenige, was er im letzten hier aufgetifcht findet, ebenfalls keinen Reiz für ihn haben. Wenn der Vf. erft felbft mehrere Jahre über dies Lehrbuch wird Unterricht ertheilt haben, fo wird er fchon felbft den Mittelweg finden, auf welchem er fich feinen Schülern und dem lefenden Publicum zugleich intereffant und nützlich machen kann, und dann erft wird er fich überzeugen, dafs es keine fo gar leichte Arbeit ift, ein *kurzes* und dennoch *vollftändiges* Lehrbuch, in welchem die Wahrheiten durch kurze und deutliche Begriffe entwickelt find, die fowohl dem Lehrenden als Lernenden Stoff zum weitern Nachdenken geben, zu ordnen und in ein gefälliges Gewand einzukleiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. November 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

CLAUSENBURG, in der Druckerey des dasigen reformirten Collegiums: *Erdéles Országy Közönséges Nemzeti Törvényeinek elsö lésze, a' tökvényszeryö hatalomkól* etc. d. h. (*Des siebenbürgischen gemeinen Nationalrechts erster Theil*, von der gesetzgebenden Gewalt, welches nach der Ordnung anderer National Staatsrechte entwarf *Samuel Balia* der jüngere von Felsöszilloas, Beysitzer der k. Gerichtstafel in Siebenbürgen). 1791. 467 S. gr. 8.

Dieses Buch, obgleich dasselbe schon vor sechs Jahren erschien, verdient um so mehr, wenigstens durch eine kurze Anzeige nachgeholt zu werden, als es der erste Versuch eines siebenbürgischen Staatsrechts heissen kann, und der zweyte Theil, welcher der executiven Gewalt, d. h. der Staatsverwaltung von Siebenbürgen gewidmet seyn sollte, nach dem zu frühen Hinscheiden des Vf. (welcher noch kurz vor seinem Tode eine andre Handschrift unter dem Titel *Annales Juris Hung. et transf. communis et municipalis* zum Druck befördern wollte) wohl zurückbleiben dürfte. In diesem weitläufigen Werk wird der Kenner wenig neues finden: aber geschrieben in ungrischer Sprache scheint es mehr zur Belehrung für unkundige Innländer bestimmt zu seyn. Ohne uns an die 39 Kapitel und deren weitläuftige Auffschriften zu halten, bemerken wir nur kurz, dass bis S. 158 von *der ungrischen Staatsverfassung* (mit Uebersetzung des Andreanischen, Albertinischen etc. Diploms, auch ganzer Stellen aus dem ungenannten Kanzler des Bela und aus Verbötz) auf eine Art gehandelt wird, die freylich in neuern Handbüchern des ungrischen Staatsrechts schon übertroffen worden ist. S. 161—192 findet man alles *über die siebenbürgischen alten Vojwoden* mit übersetzten Urkunden (ddo. 1421. K. Sigmunds Befehl an Nic. Tsáky Woiwoden von Sieb. — 1393 gerichtliche Zeugenschaftsurkunde von Emerich Bubek mit Spuren eines von ihm gehaltenen Landtags — 1346. Gerichtsspruch des Vojw. Dionysius — 1383. Befehl des Vojwoden Ladislaus an den Vicewojw. Joh. 1552. Instruction des K. Ferd. I. für den Vojw. Andreas Báthori) und S. 181 mit einer Liste der Wojwoden in chronologischer Ordnung belegt. S. 192—287 trifft man das Verhältniss der *siebenbürgischen Nationalfürsten* zum ungrischen Reiche an, so wie es durch die grösstentheils bekannten Unterwerfungs- oder Bündnissverhandlungen (1571 zwischen Steph. Báthori und Maximilian; 1595 zwischen Sigm. Báthori und Rudolph. 1608 zwischen Gabr. Bathory und Matthias, 1613 zwischen Gabr. Bethleen und Matthias) bestimmt worden. S. 257 steht die Vorstellung der siebenbürgischen Landstände aus dem Reichstage des J. 1790 über die Art, wie sie sich mit dem ungrischen Reich auch in Rücksicht einer gemeinschaftlichen Verwaltung und einer Hofkanzley vereinigen wollten: welche Bitte aber bekanntlich vom Hofe aus nicht gestattet wurde. S. 279 folg. Liste der siebenbürgischen Nationalfürsten. S. 287 bis 368. Eine vollständige Uebersicht der Begründung des Rechts *österreichischer Regenten* auf die Erbfolge in Siebenbürgen nebst Uebersetzung des siebenbürgischen heutigen Grundgesetzes, nämlich der sogenannten heiligen Leopoldinischen Handveste d. d. 4 Dec. 1691. — S. 369—414 bringt der Vf. *von den siebenbürgischen Nationen*: gar nichts neues bey: vielmehr glaubt er noch an die hunnische Abstammung der Ungern und Szekler, und will S. 377 die Knechtschaft der Walachen dadurch gleichsam vergesetzmässigen und verewigen, dass sie nur Colonien, d. h. Unterthanen, der Römer gewesen, mit denen die Ungern (uneingedenk des mit Gelou, dem walachischen Fürsten, eingegangenen Handschlags) nach dem Eroberungsrechte beliebig hätten schalten und walten können. S. 414 bis zum Ende wird vom Landtag und den übrigen Gegenständen des siebenbürgischen Staatsrechts kurz gesprochen, und manches sehr einseitig und parteyisch entschieden, ohne der gegenseitigen Meynungen und Gesetze zu gedenken. So z. E. wird S. 418 nicht erwähnt, dass das Gesetz Art. 6. 1557, nach welchem die dritte Nation sich immer den Schlüssen der zwey andern verbündeten fügen soll, durch die Accorda unter Kaiser Leopold I. und durch nachfolgende Gesetze sehr verändert worden sey. S. 432 Reihe der siebenbürgischen Gubernatoren, von deren einem, dem Grafen Joh. Haller das siebenbürgische Gubernium, in dem Berichte, den es über seinen Tod nach Hof machte, sich der Ausdrücke bediente: *Fidelem Mtis Vrae Comitem Haller vix non sanctum.* S. 457 von den *tolerirten Nationen Siebenbürgens* etc. Die *Armenier* kamen 1418 aus Asien nach der Moldau, lehnten sich aber einerseits daselbst im J. 1668 unter ihrem Anführer Herkully gegen den Hospodar auf, und wurden auch andererseits von den zur Belagerung von Kamenietz ziehenden Türken so sehr gedrückt, dass die zuerst in die Berggegenden von Gyergyó und 1671 nach Gyergyo Srena Mikloz Csik Selpviz, Bistriz, Görgény, Felfalú, Perele einwanderten. *Die Bulgaren* entkamen 1688 aus Kopilovatz, Zelezna, Krissura, Ciprovatz (Dörfer bey Sophia) dem türkischen Joch nach

nach Siebenbürgen, begaben sich auf das Cameralgut Felvintz, und unter den Franz Pathozischen Unruhen auch nach Déva; ihr Hauptprivilegium vom J. 1700 befiehlt, dass sie bloss vom siebenbürgischen Schatzmeisteramt abhängen und freyen Handel zu treiben befugt seyn sollen.

GESCHICHTE.

Edinburg, Philadelphia u. London (Cöln): *J. T. Callenders(s) Unparteyische Geschichte der Missbräuche bey der Regierung des brittischen Reichs; oder Grossbritanniens Fortschritte in der Staatskunst;* aus dem Englischen. 1797. 20 Bog. 8.

Wir freuen uns sehr, dass dieses berühmte und merkwürdige Pamphlet, in die Hände eines Uebersetzers gekommen ist, welcher der Arbeit gewachsen war, und tief genug in den Geist und Charakter des Originals eindrang, um es uns mit allen seinen Eigenthümlichkeiten wieder zu geben, welches bey dem gedrungenen Stile des Vfs., der fortgesetzten, oft sehr feinen Persiflage, und dem beissenden Spotte, der oftmals nur in einem Beyworte liegt, nicht leicht war. - Wir verzeihen daher dem Uebersetzer gerne einige kleine Anomalien, die er selbst vielleicht nicht als solche anerkennen wird z. B. *zween*, u. d. gl. *Spendiren*, das mehreremale vorkommt, würden wir nicht nur als ein ausländisches, sondern auch als ein zu gemeines Wort verworfen haben. Das Original ist eine von den heftigsten Schriften, welche in diesen Zeiten gegen die Regierung geschrieben sind, und da es eine grosse Zahl Thatsachen enthält, die nicht geleugnet werden können, und durch eine sehr unterhaltende Laune den Leser anzieht, so macht es einen ungemeinen Eindruck. Der Vf. wurde gefangen genommen, entwischte aber aus dem Gefängnisse, und gieng nach Amerika, wo er das Buch noch einmal überarbeitete, und so zum dritten male 1795 herausgab. Nach dieser dritten Ausgabe ist die Uebersetzung verfertigt. Das Buch ist nach keiner systematischen Ordnung abgefasst, wenn es gleich die gleichartigen Materien gewöhnlich zusammen stellt. Hr. C. wollte die Geschichte der Vergehungen und Missbräuche, welche sich die gesetzgebende und vollstreckende Gewalt in Grossbritannien seit der Revolution hat zu Schulden kommen lassen, in einer Reihe von Flugschriften geben, und diese erste sollte zur Einleitung dienen. Sie enthält daher eine zusammen gedrängte Darstellung von zahlreichen und zum Theil unleugbaren Beweisen des äussersten Verderbens, worin Parlement und Regierung verfallen sind. Man kann hiergegen freylich sagen, dass die Zusammenstellung der Fehler und Ungerechtigkeiten, welche die Regierungen in mehrern Ländern seit 1689 begangen haben, jedesmal ein trauriges, und in manchen Ländern ein entsetzliches Bild geben werde. Aber der Unterschied ist, dass niemand diese Regierungen lobt, und dass nicht nur die Engländer, sondern auch viele Ausländer Grossbritanniens Regierungsform als das Meisterstück menschlicher Weisheit erheben. Solchen Leuten ist nun freylich gewöhnlich ein Buch wie das vor uns liegende, eine Thorheit oder ein Aergerniss; andern aber, die sich durch Autoritäten haben hinreissen lassen, öffnet es die Augen und zeiget ihnen die wahre Beschaffenheit der Dinge. So sehr wir indessen im Ganzen dem Urtheile des Vfs. beypflichten müssen, so kann an der andern Seite kein unparteyischer Leser, den Uebertreibungen des aufgebrachten Schotten beystimmen, und noch weniger den Ungestüm und die rauhe Sprache desselben billigen, die zuweilen in den Sansculottenton ausartet, der eine Zeitlang in den Schriften der französischen Schriftsteller herrschte. Eben so sind unter den Thatsachen einige, die, wenn sie auch überhaupt gegründet sind, sich doch nicht so verhalten können, wie der Vf. sie vorstellet. Eine nähere Angabe des Inhalts wird die Richtigkeit dieser allgemeinen Bemerkungen darthun. Einleitung; Grossbritannien hat durch seine Kriege seit 1688 auf drey Millionen Menschen geopfert, durch welche, da sie ihr Leben in der Blüthe ihrer Jahre verloren, das menschliche Geschlecht, in einer nicht zu berechnenden Zahl hätte vermehrt werden können. Diese Kriege haben England bis 1787 nach Sinclair's Berechnung 377,029,598 Pf. St. gekostet; wozu seitdem die Summen gekommen sind, die in den Streitigkeiten über Nootka-Sund, Oczakow und in Ostindien aufgewandt sind. Die Nation war dadurch vor Ausbruch des französischen Kriegs in eine Schuldenlast von 274,981,927 Pf. gestürzet, deren Interessen 10,632,191 Pf. jährlich betrugen. Wenn wir nun hiezu die Interessen von den Interessen rechnen, so beläuft sich der Verlust des Publicums gegen das Ende des künftigen Jahrhunderts auf Myriaden von Pfunden Sterl. (zur Berichtigung einer Note S. 5 von dem gelehrten Uebersetzer, merken wir an, dass neben dem Kanzler in dem Kanzleygerichte ausser dem *Master of the Rolls*, noch elf *Masters of Chancery* sitzen.) Ungeachtet das erste Geld, durch dessen Aufnehmung der Anfang zu dieser Schuldenlast unter Wilhelm III gemacht wurde, nur unter den drückendsten Bedingungen dargeliehen wurde; so herrschte doch an Wilhelms Hofe eine gränzenlose Verschwendung, welches der Vf. mit Anführung der Ausgaben der Civilliste, „des Kelchs aller „Greuel," beweiset. In der That machen einige Artikel hier einen sonderbaren Contrast, mit dem erstaunlich hohen Zinsfusse, z. B. 162,600 Pf. für Juwelen und Silbergeschirr; zu Gartenanlagen 133,000 u. s. f. Der Vf. fügt bey jeder Summe hinzu, wofür sie besser hätte verwandt werden können. (*Gentlemen Pensioners* S. 15 durch: *königliche Bedienung* übersetzt ist irrig. Sie sind eine Art Garde, von der *Sam. Pegge* in seinen *Royal Houshold*, die beste Nachricht ertheilt.) In diesem grossen Ausgabenregister erscheinen, sagt der Vf., 670 Pf. für Officier Wittwen, wie Fallstaffs Vierpfennig Brod. - Wir überschlagen andere aus Sinclair herüber getragene Bemerkungen, als Beweise der Verschwendung mit den Staatsgeldern, so wie auch die Beweise von der harten Besteurung der Unterthanen. Der Vf. würde sein Recht besser behaupten, wenn

wenn er seine Beschwerden nicht übertriebe. So klagt er S. 24, dass diejenigen, auf deren Waare eine neue Auflage gemacht würde, so gleich nicht nur diese Auflage, wie es billig ist, auf die Waare schlügen, sondern weit mehr, und die Weinhändler z. B. bey einer neuen Auflage von einem Pence, die Flasche um sechs Pence höher verkauft hätten. Er nennt dieses eine unsichtbare Schatzung, die *das Land* bezahlen müsse. Allein theils sind diese Kaufleute und Manufacturisten etc. ein Theil des *Landes*, an die ein andrer Theil einen übermäsigen Gewinn bezahlt, theils ist dieses nur eine Folge einer fehlerhaften Polizey. Pitt's Schulden-Tilgungs-Plan wird scharf getadelt. Wir glauben, Hr. *C.* habe nicht einmal alle Gründe gegen diese Finanzoperation angeführt, die uns in Plan und Ausführung nie eingeleuchtet hat. Es ist ungerecht und thöricht einer durch die Auflagen fast ganz zu Boden gedrückten Nation, noch eine Million mehr aufzulegen, damit ihr vielleicht in 50 Jahren eine Erleichterung verschafft werden könne, da durch Abstellung der gränzenlosen Verschwendung, die, wie hier deutlich genug gezeigt wird, in allen Departementern herrscht, eine weit sichrere und schnellere Hülfe geleistet werden könnte. Der Vf. äusert an mehr als einem Orte, wie er verlange, dass alle Kriege aufhören sollen. So wahrscheinlich es ist, dass wir uns dieser Wendung der Dinge immer mehr nähern werden, so ganz vergeblich wäre es in den Zeiten gewesen, die Hr. *C.* durchläuft, darauf zu denken. Gern geben wir ihm aber zu, dass das northsche und das jetzige englische Ministerium, das Geld und das Blut der Unterthanen in unnützen, und beschimpfenden Kriegen verschwende. Es kann sich ganz wohl zutragen, dass das durch den jetzigen französischen Krieg bewirket wird, was der Vf. S. 33 von dem amerikanischen sagt: „Hätte dieser Krieg nur noch zwey Jahre länger gewährt, so würde Grosbritannien dermalen nicht einen Schilling mehr schuldig seyn; und wenn wir dabey beharren, uns mit unsrer gewöhnlichen Verachtung alles Gefühls und Nachdenkens ins Blutvergiefsen hinein zu stürzen, so dürfen wir noch immer in der Erwartung stehen, dass nach der Sitte andrer Völker mehr, ein Schwamm oder ein Freudenfeuer nächstens dem Schulden-Fundirungs-System ein Ende machen werde." Erstes Kap. Schrecklicher Druck der Auflagen, der auf Schottland liegt. Das Salzaccisewesen ist ja so arg, und so fehlerhaft eingerichtet, als es in Frankreich gewesen ist, und verhindert in den Hebriden und der Küste dieses Landes alle Erweiterung des Fischfanges. Diese Umstände sind schon gröfstentheils aus Anderson's Werke bekannt. Der Vf. springt seiner Gewohnheit nach von diesem Gegenstand ab, auf das fehlerhafte Verfahren bey der englischen Gesetzgebung, und rügt besonders die Nachläfsigkeit der Mitglieder des Parlaments in Besuchung der Parlamentssitzungen. Eine Auflagebill, die der Kanzler Thurlow, eine eines Schuljungens unwürdige Arbeit nannte, ging im Oberhause durch, als von 259 Mitgliedern 17 da waren. Viele aus Dalrymple schon bekannte Beweise von der verrätherischen Denkart der Lords gegen Wilhelm III werden beygebracht. Schändlich ist das Verfahren gegen Carls II Gläubiger. Kurzer Abriss der Verdienste, die sich der jetzige Prinz von Wallis um das Publikum macht. 2tes Kap. Fortsetzung des Drucks, den Schottland durch Auflagen leidet. Die widersinnigen Auflagegesetze schaden gleichwohl nicht so viel als das fehlerhafte Verfahren bey der Hebung, welches den Unterthanen unzählbare Bedrückungen zuzieht. Der Preis der Kohlen ist dadurch so erhöhet, dass an den Oertern selbst, wo die Natur sie hervorbringt, die Fabrikanten sie nicht für ihre Arbeit, und die Armen nicht für ihre Feuerung kaufen können. „Solche Gesetzgeber, sagt Hr. *C.* S. 138, sollten ins Zuchthaus gestecket werden, und darin mit Wasser und Brod, ohne Feuer und Licht bis zu Ende der Sitzung leben." Dem, den die Lesung des unglücklichen Zustandes, worin die der Krone verkaufte Phalanx den armen Britten gebracht hat, in Feuer gesetzet hat, und der zum Gegenbilde findet, dass Lord Courtney zu einem Balle 1000 Pfirschen, jede mit einer Guinee bezahlte, und Sir Walter's Hundestall den Raum von 4 Morgen Landes einnimmt, fällt diese rauhe Sprache weniger auf. 3tes Kap. Anführung sehr interessanter Thatsachen aus dem Berichte der Commissarien, die während des nordamerikanischen Kriegs ernannt wurden, den Zustand der Nation zu untersuchen. Ein höchst fehlerhaftes Gesetz über den Getraidehandel führt den Vf. auf eine Hungersnoth in Grofsbritannien unter Wilhelm III, und sein Hass gegen diesen Prinzen verleitet ihn, denselben einem Ludwig XI und Tiberius an die Seite zu setzen. Bemerkungen über die Folgen des Krieges auf den Anwachs des Staatswohlstandes. Der Vf. berechnet den Verlust, den England von dieser Seite in dem amerikanischen Kriege litt, S. 190 überall zu hoch. Man kann weder annehmen, dass es 250,000 Menschen einbüfste, noch dass jeder dieser Menschen, wie ein Schneidergeselle in London, 25 Pf. St. jährlich würde verdient haben. Das Urtheil über die Schlacht bey Culloden und den H. von Cumberland, ist von einem Schotten gefället. 4tes Kap. Blackstone's enthusiastische Vorstellung der englischen Constitution. Verderbniss der englischen Kirche. „Es kann wohl, sagt Hr. *C.* S. 198 unter allen Narrheiten keine schimpflichere Satyre auf den Menschenverstand geben, als die Geschichtbücher der Kirche." Bedrückungen der Quäcker in England. Der Doctor der Theologie Tatham, „einer von den activen Mordbrennern zu Birmingham," in dem Aufruhr, den die rechtgläubige englische Kirche gegen Priestley erregte, sagt in einem Pamphlet: „es würde in der That eine schreckliche Sache seyn, wenn in England alles Volk sollte lesen und schreiben lernen!" Es ist nicht ein so disparater Uebergang als es zu seyn scheint, wenn Hr. *C.* von dieser für den wahren Glauben so sorgfältig wachenden Kirche, den sie sogar durch die Knittel und Feuerbrände des Pöbels vertheidigt, zu der edlen Uebung des Boxens übergeht. 5tes Kap. Civilliste, eine reiche Materie! Der jetzige König hat die Schulden

den

den seines Vaters nach S. 248 nicht bezahlt. Rec. hat gleichwohl von ziemlich sicheren Personen gehört, dass auswärts viel bezahlt sey. Dass der König einen Privatschatz sammle, wird von mehrern Schriftstellern behauptet; hier steht auch, dass er Geld in den nordamerikanischen Fonds habe. Dass Georg II. 15 Millionen zusammen gebracht habe, bleibt ungeachtet dessen, was der Vf. zum Beweise aus Dodington's Diary anführt, immer unglaublich, und dass sie nach Hannover gegangen seyn sollten, wird der, welcher im mindesten Kenntniss der Sachen hat, leicht widerlegen können, wenn es auch wahr ist, dass damals Geld aus England nach dem Kurfürstenthume gesandt wurde. Hr. *C.* bauet nun auf diese 15 Millionen eine Rechnung, nach welcher die Nation dadurch 512 Millionen verloren hätte! Die Klage, dass Grossbritannien seit 1714 hinter Hannover hergeschleppet sey, folgt nun ganz natürlich. Mehr Aufmerksamkeit verdient der schändliche Wucher, den die Parlementsglieder mit der Postfreyheit trieben. 1763 belief sich die dafür berechnete Summe auf 170,700 Pf. St. Manche gaben ihren Bedienten anstatt des Lohns frankirte Couverte, das Dutzend zu einer halben Krone. 6tes Kap. Der Vf. stellt die von den Engländern geschätzten Könige, Eduard I und III und Heinrich V als Feinde des menschlichen Geschlechts vor, denn er hasset alle Eroberer. Grossbritannien hat von jeher seine auswärtigen Eroberungen tyrannisch und grausam behandelt; ein Satz, den leider die Geschichte nur gar zu sehr bestätigt. Irland, Nordamerika und Bengalen geben davon die stärksten Beweise. Hr. *C.* sucht darzuthun, dass die Bevölkerung in dem letzten Lande, von 54,000,000, auf 18,000,000 gesunken sey, seitdem es die Engländer in Besitz gehabt haben. Mag er sich immer um mehrere Millionen irren, so bestätigen, selbst officielle Berichte, den Satz im Ganzen hinlänglich. —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga, b. Hartknoch: *Lukumon oder Nachrichten von ausserordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht*, imgleichen *Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde*, zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von *Johann Georg Rievethal*, Lehrer an der Domschule in Riga. *Erster Theil.* 1796. 266 S. 8.

Eine empfehlungswerthe Sammlung, die ihren Zweck: „junge Leute auf die Dinge in der Welt aufmerksam zu machen, ihre Wissbegierde zu reizen, und ihren Verstand mit nützlichen Sachkenntnissen zu nähren," gewiss nicht verfehlen wird. Mit einer sorgfältigen und zweckmässigen Auswahl und in einer guten Schreibart findet man hier in acht Abschnitten Nachrichten von merkwürdigen Menschen in physischer und psychologischer Hinsicht, Merkwürdigkeiten aus den drey Naturreichen, Beyspiele von der Gelehrigkeit, Sagacität und den besondern Zuneigungen der Thiere, geographische und technologische Merkwürdigkeiten, Gebräuche alter und neuer Zeit, und Einfälle, die durch Originalität, Witz und Scharfsinn interessant sind, zusammengestellt. Junge Leute, beiderley Geschlechts, werden das Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen. Noch grössern Werth würde Hr. *R.* den folgenden Theilen geben, wenn er öfter, als es bisher geschehen ist, die Quellen, aus denen er schöpfte, so kurz als möglich anzeigte. Allenfalls könnte ja dies im Inhaltsverzeichnisse geschehen, so, dass die Furcht, die Hn. *R.* bey diesem Theile davon abhielt, durch zu viele Citate dem Texte ein zu buntscheckiges Ansehn zu geben, und junge Leute von der Lectüre abzuschrecken, wegfiele.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Geschichte und Beschreibung von Leipzig für Fremde und Reisende, die ihren dasigen Aufenthalt zweckmässig und angenehm machen wollen.* Mit zwey Planen und einer Karte ohne Jahrzahl. 1797. 49 S. 8. Ob schon dieses Werkchen den Titel einer Geschichte und Beschreibung von Leipzig nicht mit Recht führet, so ist es doch gewiss den meisten Reisenden willkommener, als eine genaue und umständliche Beschreibung, die sie, des höhern Preises halber, weniger kaufen, und der Weitläuftigkeit wegen, weniger lesen würden. Hier hingegen findet der Fremde auf ein paar Bogen eine kurze Anzeige, was Leipzig von innen und aussen merkwürdiges, und mehr oder weniger sehenswürdiges enthält. Indessen ist die Anzeige nicht ganz vollständig und, da auch minder wichtige Gegenstände angeführt sind, so hätten gewisse andere Dinge nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. So verdiente z. E. die Universitätsbibliothek, das anatomische Theater, der griechische Betsaal, Gellerts Denkmal im Wendlerischen Garten, das Arbeitshaus für Freywillige und die darinn befindliche Schule eine Erwähnung. — In dem Verzeichnisse der bessern Wirthshäuser muss nunmehro der *blaue Engel* ausgestrichen werden, da er von dem gegenwärtigen Besitzer ganz zu Privatwohnungen bestimmt wird. — Die zwey auf dem Titel angeführten Plane enthalten 1) einen Grundriss der Stadt Leipzig, die Vorstädte und Gärten darunter begriffen, 2) einen Grundriss von Leipzig innerhalb der Stadtmauer mit den Namen der Gassen und den Nummern der Häuser; wozu auch eine Karte von dem Kreisamte Leipzig nebst allen daran grenzenden Aemtern kömmt. — Auch ist der Leipziger Postbericht beygefüget.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. November 1797.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Didot: *Nouvelle Architecture Hydraulique, contenant l'art d'élever l'eau au moyen de différentes machines, de construire dans ce fluide, de le diriger, et généralement de l'appliquer, de diverses manieres, aux besoins de la société.* Par P. *Prony*, de l'Institut National des Sciences et des Arts etc. *Seconde Partie* contenant la Description détaillée des Machines à Feu. 1796. 203 und 38 S. gr. 4. nebst 40 Kupfertafeln, zum Theil vom gröfsten Format.

Dieser 2te längst erwartete Theil des Pronyschen Werks, wovon der 1ste Theil in unsern Blättern 1791. Nr. 266. von einem andern Rec. angezeigt worden ist, enthält, wie schon der Titel sagt, nichts, als eine sehr ausführliche Beschreibung der Dampfmaschine nach ihrer neusten verbesserten Einrichtung, nebst einigen mit dieser Materie verwandten Untersuchungen und Berechnungen. Und freylich, war je eine Maschine einer so ausführlichen Beschreibung werth, so ists gewiss diese, welche unsere ganze Bewunderung verdient, theils durch die Gröfse, Menge, und Mannichfaltigkeit ihrer einzelnen Theile, und durch ihre, mehr als bey irgend einer andern bekannten Maschine ins Grofse gehenden, für die menschliche Gesellschaft wichtigen Wirkungen aller Art; theils, und mehr noch, durch die täglich beobachtete, und von Tausenden für so unbedeutend angesehene Ursache dieser Wirkungen, den Dampf siedenden Wassers, und durch den sinnreichen, in einem Jahrhundert ausgesonnenen, und auf das höchste vervollkommneten Mechanismus, vermittelst dessen sie alle mannichfaltigen, zu ihrer Bestimmung nothwendige Verrichtungen selbst vornimmt, sogar ihren Gang nach Erfodernifs beschleunigt oder aufhält, ohne hierzu irgend eine Einwirkung von aufsen, aufser einem Menschen, der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. In dieser letztern Rücksicht hat sie, wie der Vf. eben so richtig als schön sagt, Aehnlichkeit mit der thierischen Oekonomie. Wie bey dieser, fetzt sich die einmal erhaltene Bewegung von selbst, durch Hülfe der Wärme fort, und mit der Wärme erst erstirbt auch die Bewegung. Ihre verschiedenen Saug- und Druck-Pumpen sind das natürlichste Bild des Ein- und Aus-Athmens; ein innerer Kreislauf von Flüssigkeit ersetzt immer aufs neue den durch den Verbrauch erlittenen Verlust, und wird, ohne fremde Beyhülfe das Erhaltungs-Princip einer Art mechanischen Lebens.

Eine ausführliche Beschreibung aller einzelnen Theile der Maschine läfst sich natürlich in unsern Anzeigen nicht erwarten, wohl aber glauben wir unsern Lesern eine kurze Uebersicht des Unterscheidenden, das die neue beträchtlich verbesserte Maschine hat, und der dadurch erhaltenen Vortheile, schuldig zu seyn, wozu sich dann etwa noch einige Nachrichten von einzelnen besonders merkwürdigen Theilen werden beyfügen lassen. Die Hauptsache der Maschine, nach ihrer bisher gewöhnlichen Einrichtung, bestand bekanntlich in Folgendem. In einem grofsen, genau verschlossenen Kessel wurde kochendes Wasser in Dämpfe verwandelt, und diese durch eine Röhre in einen holen metallenen Cylinder, *oberhalb* des darinn auf- und niedergehenden Kolbens geleitet. Durch die Elasticität der Dämpfe wurde dieser Kolben, unter welchem ein leerer Raum bewerkstelligt war, niedergedrückt, und zog, *vermittelst einer Kette*, mit welcher er an einen grofsen Hebel bevestiget war, dieses Ende des Hebels mit sich nieder, mithin das entgegengesetzte Ende des Hebels, nebst den daran hangenden Pumpenstangen in die Höhe. War nun der Kolben auf den Boden des Cylinders gekommen; so wurde der Zuflufs der Dämpfe oberhalb des Kolbens durch Verschliefsung eines Ventils gehemmt, und dagegen durch Oeffnung eines andern Ventils, den oberhalb des Kolbens stehenden Dämpfen nun auch Eingang in den Cylinder unterhalb des Kolbens verschaft. Damit hielten sich also die Dämpfe oberhalb und unterhalb des Kolbens im Gleichgewicht, und er hätte ruhig bleiben müssen, wenn nicht *das an dem entgegengesetzten Ende des Hebels befindliche Uebergewicht* dieses Ende mit seinen Pumpenstangen hinab, mithin den Kolben des Cylinders wieder hinaufgezogen hätte. Jetzt öffnete sich ein drittes Ventil, und liefs den unterhalb des Kolbens im Cylinder befindlichen Dampf in eine besondere vorhin leere Röhre, den Condensator, einströmen; hier begegnete ihm aber ein Strahl kalten Wassers, und verdichtete ihn sogleich wieder zu Wassertropfen, dadurch entstand also unterhalb des Kolbens ein leerer Raum, und da sich zugleich das 1ste Ventil wieder öffnete, und die Communication zwischen dem Kessel (der während der ganzen Zeit des Aufsteigens des Kolbens keine Dämpfe hergeben durfte) und dem Theil des Cylinders oberhalb des Kolbens wieder herstellte; so sank der Kolben in dem Cylinder aufs neue hinab, und das vorige Spiel der Maschine fieng von neuem an.

Dies war seit ungefähr 1770 die gewöhnlichste, von Hn. James Watt in Schottland erfundene, und gegen alle vorhin übliche schon viel verbesserte Ein-

richtung der Dampfmaschinen, und auf diese Art sind auch die in Deutschland bisher erbauten Maschinen eingerichtet. In England aber hatten die Herrn Watt und Bolton die Verbesserung der Maschine noch viel weiter getrieben, und nach ihrer neuen Einrichtung, aus der sie aber ein Geheimniss machten, eine grosse Maschine wirklich erbaut. Der Ritter von Bettancourt, der von dem Spanischen Hof den Auftrag hatte, eine Sammlung hydraulischer Untersuchungen und Modelle zu veranstalten, sahe im Jahr 1788 diese neue Wattsche Maschine zu London, ohne von ihrer innern Einrichtung, die ohnehin durch die Wände des Hauses, in welchem sie erbaut ist, zum Theil versteckt wird, etwas näheres erfahren zu können. Man sagte ihm bloss, der Mechanismus sey hier vollkommener, als in den vorherigen Maschinen. Glücklicherweise bemerkte er jedoch, dass der Kolben des Cylinders an dem grosen Hebelbaum, *nicht*, wie gewöhnlich, *vermittelst einer Kette*, sondern vermittelst *einer unbiegsamen Verbindung von Stangen* befestigt sey. Dieser einzige Umstand gab dem scharfsinnigen Mann den Aufschluss über die ganze innere Verbesserung des Mechanismus. Er schloss nämlich daraus, dass der Kolben des Cylinders nicht nur, wie bey den bisherigen Maschinen, bestimmt seyn müsse, während seines Herniedergehens das eine Ende des Hebelbaums mit sich herabzuziehen, sondern auch, — und hierzu waren *unbiegsame* Stangen nöthig, — während seines Hinaufgehens den Hebelarm hinauf zu drücken, dass also in dem letzten Fall *nicht*, wie bisher, *das Uebergewicht des andern Hebelarms*, sondern ebenfalls der unterhalb des Kolbens in den Cylinder hineingeleitete Wasserdampf den Kolben, und mit ihm das eine Ende des Hebelarms heben müsse. Dies ist auch der Grund, warum solche verbesserte Maschinen, *Maschinen mit doppelter Wirkung* (*à double effet*) heissen. Nach diesen Grundsätzen liess er nun ein Modell im kleinen verfertigen, das auch den ganzen Beyfall der Gebrüder Perier zu Paris erhielt, die vorhin schon, nach der vorhin üblichen Einrichtung, einige ihnen zugehörige Maschinen erbaut hatten, nun aber sich entschlossen, eine grosse Maschine, nach dem Modell des Ritters Betancourt zu bauen, die auch wirklich vollkommen nach Wunsch ausgefallen ist.

Nach dieser neuen Einrichtung strömt also, wie vorhin, der Dampf aus dem Kessel in den Cylinder oberhalb des Kolbens, und drückt diesen hinab. So wie er ganz unten ist, tritt nun dieser Dampf, *nicht wie vorhin, erst unterhalb des Kolbens in den Cylinder*, sondern *geht unmittelbar in den Condensator: wohl aber strömt jetzt*, was bey der vorigen Einrichtung nicht geschah, *unmittelbar aus dem Kessel, Dampf in den Cylinder unterhalb des Kolbens*, und *drückt ihn wieder hinauf*, wird dann auch sogleich wieder verdichtet, und so setzt sich die Bewegung ununterbrochen fort.

Die Vortheile dieser neuen Einrichtung sind nun sehr beträchtlich. Sie bestehen in Folgendem. 1) *Verminderung der Grösse und Stärke des Kessels.* Da, wie wir vorhin sahen, bey der alten Einrichtung, während der ganzen Zeit, da der Cylinder Kolben in die Höhe stieg, aus dem Kessel kein Dampf ausströmen durfte; so musste der Kessel gross, und stark genug seyn, um den während dieser Zeit erzeugten Dampf, nebst dem schon vorräthigen, zu fassen, und den Druck desselben auszuhalten, der um so stärker seyn musste, weil der Dampf nur die Hälfte der Zeit, da die Maschine gieng, wirksam war, und in dieser halben Zeit die Wirkung hervorbringen musste, zu welcher er, nach der neuen Einrichtung, die ganze Zeit über beytragen kann. Daher drang auch bey den alten Maschinen, während der Zeit, da der Cylinder-Kolben in die Höhe stieg, der Dampf durch die Fugen des Kessels, welches jetzt nicht mehr geschieht. 2) *Ersparniss der Brennmaterialien.* Weil der Druck des Dampfs in dem Kessel, nach der neuen Einrichtung, nicht mehr so stark seyn darf, als vorhin; so braucht man, nach bekannten physischen Gründen, weniger Feurung, um das Wasser in Dampf zu verwandeln. Auch dies bestätigte die Erfahrung, und dies hauptsächlich verschafft den neuen Maschinen allgemeinen Eingang. 3) *Verminderung der Grösse des Cylinders, und der damit zusammengehörigen Stücke.* Weil der Dampf in der neuen Maschine die ganze Zeit des Gangs derselben wirksam ist, da ers vorhin nur die halbe Zeit war; so kann er, wenn er auf eine nur halb so grosse Oberfläche bey dem Kolben wirkt, doch eben so viel ausrichten, als vorhin, wenn er auf eine doppelt grössere Oberfläche wirkte. Mithin musste vorhin der ohnehin so kostbare Cylinder doppelt grösser seyn, und mit ihm andere dahin gehörige Stücke. 4) *Ersparniss des sonst erfoderlichen beträchtlichen Gegengewichts an dem einen Hebelarm*, welches nicht nur den Preis, sondern besonders auch die in Bewegung zu setzende Masse vermindert. 5) *Gleichförmigkeit der Bewegung*, die bey den alten Maschinen während der Zeit, da sie durch das Gegengewicht in Bewegung gesetzt wurden, nicht wohl zu erhalten war.

Jetzt noch einige Nachrichten von einer oder der andern besonders merkwürdigen Einrichtung bey dieser verbesserten Maschine. Eine wesentliche Veränderung bey der neuen Maschine, ist, wie wir gesehen haben, dies, dass der Cylinder-Kolben mit dem Hebel nicht vermittelst einer Kette, sondern vermittelst unbiegsamer Stangen in Verbindung gesetzt wird. Hier entstand nun die Frage: wie soll die geradlinichte Bewegung des Kolbens mit der Bewegung des Hebels, der um eine Axe hin und her schwingen muss, in Verbindung kommen? Eine der leichtesten Einrichtungen würde nun freylich seyn, der Kolbenstange Zähne zu geben, welche in andere Zähne in dem am Ende kreisförmig gestalteten Hebelarm eingreifen müssten, etwa, wie bey der gewöhnlichen Wagenwinde. Warum nicht diese einfache Einrichtung gewählt worden ist, davon kann, so viel Rec. einsieht, nur etwa dies der Grund seyn, dass man nicht wagen wollte, der Stärke eines einzelnen Zahns (die man übrigens doch immer sehr stark machen könn-

könnte) die ganze Last zu vertrauen. Die gewählte Einrichtung ist übrigens sehr sinnreich. Sie erlaubt dem Cylinder-Kolben zwar nicht, wie es eigentlich seyn sollte, eine völlig geradlinichte Bewegung zu machen, jeder Punkt der Kolbenstange beschreibt vielmehr einen Theil einer krummen Linie; aber dieser Theil der krummen Linie weicht, da gerade in diesen Theil der Wendungs Punkt der krummen Linie trifft, von einer geraden Linie so wenig ab, dass man in der Praxis ihn wohl als gerade ansehen kann. Wirklich zeigt der Vf. durch ausführliche Rechnung, dass der Aufhängepunkt des Kolbens nur um 2, 1 Linien von der Vertikal-Linie, oder eigentlich auf die eine Seite nur um 1, und auf die andere Seite um 1, 1 Linie von der Vertikal-Linie abweiche, während der Kolben eine Strecke von 6 Fuss, 2 Zoll 6½ Linien durchläuft. Die krumme Linie selbst, von der hier die Rede ist, wird übrigens an der Maschine selbst auf folgende Art beschrieben. In einem Viereck ist eine Seite der Lage und Grösse nach, und die drey übrigen Seiten sind der Grösse nach gegeben; so beschreibt jeder Punkt derjenigen Seite, welche der, der Lage nach gegebenen gegenüber steht, eine solche krumme Linie. Diese merkwürdige Linie verdiente wirklich eine besondere Monographie eines geschickten Mathematikers.

Uebrigens beschreibt der Vf. eigentlich zwey verschiedene Einrichtungen einer nach den neuesten Grundsätzen verbesserten Dampfmaschine; in dem Wesentlichen des bisher Erzählten kommen sie aber überein, und in andern Punkten ist wenigstens die Haupt-Wirkung die nämliche, nur etwa in der einen durch etwas einfachere Mittel erreicht. So beschreibt z. B. wirklich der Aufhänge-Punkt des Cylinder-Kolbens, wenn gleich die Einrichtung darzu in beiden Maschinen etwas verschieden ist, doch einerley krumme Linie.

Bey der zuerst beschriebenen Maschine muss Feuer und Rauch den länglichten Kessel nicht nur von unten her erwärmen, sondern wird auch in besonders darzu eingerichteten Röhren durch den Kessel selbst, und ringsum den Kessel her, geleitet. Bey dem zweyten, cylinderförmig gebauten Kessel, der dies wegen seiner Form weniger nöthig hat, strömt das Feuer nicht durch den Kessel selbst, wohl aber ebenfalls rings um ihn her.

Um den Gang der Maschine, soviel möglich, gleichförmig zu erhalten, ist bey der zuerst beschriebenen Maschine ein besonderer sinnreicher Mechanismus angebracht. Der Gang der Maschine wird nämlich begreiflich beschleunigt oder verzögert, je nachdem die Verdickung der Dämpfe schneller oder langsamer vor sich geht, oder, wenn die Maschine zu schnell geht, kann man sie plötzlich dadurch aufhalten, dass man dem vorhandenen Dampf einen langsamern Austritt in den Condensator gestattet, und umgekehrt. Um nun dies zu bewerkstelligen, ist oberhalb eines grössern Wasserbehältnisses ein kleineres Wasserbehältniss angebracht, das, vermittelst einer kleinen Pumpe, durch die Maschine selbst aus jenem grössern angefüllt wird. Zugleich fliesst aber auch wieder durch einen Heber aus dem kleinern Wasserbehältniss in das grosse, so lange die Maschine die gehörige Geschwindigkeit hat, eben so viel Wasser in das grössere Behältniss zurück, als durch die Pumpe darein gebracht worden war. Bey einem schicklich abgemessenen Gang der Maschine bleibt also das Wasser in dem kleinen Behältniss immer in gleicher Höhe. Wird hingegen, was z. B. durch unvorsichtiges Feuern geschehen könnte, die Geschwindigkeit der Maschine über die Gebühr beschleunigt, so arbeitet die kleine Pumpe stärker, und das Wasser in dem kleinen Behältniss steigt höher, als gewöhnlich. Nun schwimmt aber auf dem Wasser dieses Behältnisses ein kleines metallenes Schiffchen, und an diesem ist der eine Arm eines Hebels befestigt, an dessen anderem Arm das obenerwähnte dritte Ventil hängt, durch welches der Dampf aus dem Cylinder in den Condensator treten muss. Steigt also das Wasser höher, so erhebt sich das Schiffchen, und mit ihm sein Hebelarm; der entgegengesetzte Hebelarm, und mit ihm das Ventil hingegen sinkt tiefer hinab, mithin wird der Durchgang des Dampfs in den Condensator verzögert, folglich der Gang der Maschine aufgehalten. Im umgekehrten Fall, wenn die Maschine zu langsam gienge, würde eben so das Schiffchen sinken, mithin das Ventil sich erheben, oder weiter öffnen, mithin der Gang der Maschine beschleunigt werden. Bey den sonst gewöhnlichen Maschinen, und so auch bey der zweyten angegebenen Art geschicht diese nähere Bestimmung des Gangs der Maschine durch Menschenhände. Uebrigens versteht sichs von selbst, dass dergleichen Hülfsmittel immer innerhalb gewisser Gränzen eingeschränkt sind. Es würde z. B. gefährlich seyn, den Durchgang des Dampfs in den Condensator lange ganz aufzuhalten, oder gar zu sehr zu verzögern, er würde sich dadurch in dem Kessel allzusehr anhäufen, und am Ende gar den Kessel zersprengen. Bey der Unterhaltung des Feuers wird deswegen immer Klugheit erfodert. Interessant ist besonders auch noch die Beschreibung der Einrichtung des Regulators, oder desjenigen Mechanismus, vermittelst dessen die Maschine selbst die verschiedenen Ventile zu gehöriger Zeit öffnet und schliesst. Hievon aber lässt sich ohne Zeichnung nicht wohl eine deutliche Vorstellung geben.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

RIGA, b. Hartknoch: *Die Savoyardische Familie,* herausgegeben von *Christian August Fischer.* Mit einem Kupfer. 1797. 143 S. 8. (12 gr.)

Ein recht artiges, anziehendes Gemälde. Der Vf. desselben trifft *die Familie* in einem Schweizerbade, und begleitet sie als Hausfreund nach Chambery, von da auf ihrer Flucht vor den Franzosen im J. 1793 nach Genf, Nyon u. s. w. Er theilt ihr Wohl und Weh um so herzlicher, da er für die ältere Tochter

die sanfteste Zuneigung empfindet, und steht seinen Freunden auf das thätigste bey, denn er begiebt sich insgeheim nach Chambery, um eine Summe Geldes zu hohlen, welche man dort vergraben hatte. Nach mancher überstandnen Gefahr sieht er die Familie wieder glücklich werden, sieht den Versprochnen derjenigen, die er liebte, zurückkehren, um den sie lange getrauert hatte, und wird nun durch eine anderweitige Bestimmung plötzlich genöthigt, sich von ihr und den ihrigen zu trennen. An diesen Faden ist eine gefällige Darstellung seiner häuslicher Verhältnisse und mancher Scenen, wie der Augenblick sie mit sich brachte, gereiht. Das Ganze ist kurz, doch dürfen wir in einer Rücksicht behaupten, es müsste noch kürzer seyn: denn wir treffen hie und da auf Lückenbüsser, wohin wir einige zu lang gerathne Betrachtungen und eingeflochtne Erzählungen rechnen. Die Geistergeschichte S. 39. ist bey weitem nicht schön genug vorgetragen, um die Wiederhohlung einer allgemein und unter mancherley Gestalten bekannten Anekdote zu entschuldigen. Ueberhaupt ist der durch das ganze Büchlein verbreitete Glaube an das Wunderbare, an Ahndungen, Geister u. s. w. mit einer gewissen Affectation und vielleicht Nachahmung eingeführt, die ein etwas dürftiges Ansehn hat. Indessen lässt sich nicht einsehn, warum der *Herausgeber* gegen die moralischen und politischen Meynungen des ungenannten Vf., durch eine eigne Erklärung von diesem, so feyerlich verwahrt werden musste, da die ersten in nichts ketzerisch sind, als in jenem unschuldigen Punkte; und die letzten höchstens durch die Aeusserung fehlen könnten, dass sich die Franzosen gegen ihre Freunde ganz menschlich zu betragen wissen.

Jena, b. Voigt: *Wanderungen und Schicksale des Pater Abilgard,* von *Fr. L. L.* Erstes Bändchen. 1797. 224 S. 8. (18 gr.)

Noch sind der *Wanderungen* des Pater *Abilgard* in diesem *ersten* Bändchen eben nicht viele; denn er kömmt hier nicht weiter, als aus seiner Zelle auf ein Rittergut, wo er anfangs nur auf einige Tage zu bleiben eingeladen wird, und am Schluss dieses Theils sich noch verweilt. Auch seine *Schicksale* sind noch einfach, er wird von seinem Prior verschickt, erinnert sich unterweges der Ideen eines verstorbenen Freundes über den Klosterzwang, beschliesst, sich davon loszureissen, lernt zufällig ein Fräulein kennen, das ihn ihrer Mutter zuführt. Die Mutter, die seine Umschaffung und Bildung befördert, behält ihn erst als Gesellschafter, und dann als Rechnungsführer bey sich, er bekömmt einen Blutsturz, von dem er bald wieder sich erholt; studiert in Ungewissheit, was er für einen Beruf ergreifen soll, einstweilen auf Anrathen eines Arztes, Botanik und Naturgeschichte; er und das Fräulein lieben sich, und beider herzliches Geständniss schliesst diesen Theil. Nur erst von S. 140. an wird die sonst einfache Handlung durch einige unerwartete, und romantisch scheinende Vorfälle, die erst der folgende Band ganz enträthseln wird, unterbrochen. Diese so simple Geschichte liest man indessen nicht ohne Vergnügen, weil der Vf. in einer ungekünstelten und zum Theil blühenden Sprache auch die bekanntesten Dinge auf eine nicht ganz gewöhnliche Art zu sagen weiss. Selbst die Liebeserklärung, die die Pointe dieses Bandes ausmacht, gefällt, nach den Myriaden von ähnlichen Erklärungen in Romanen, durch Naivetät und Innigkeit. Die Charakterzeichnung ist dem Vf. auch nicht übel gelungen. Der Pater mit seinem unverdorbenen Gefühl, seiner Unbefangenheit, Unbekanntschaft mit der Welt, Schüchternheit, und Schwärmerey, vornämlich aber mit dem Toben der Leidenschaft in seinem Innern, wo sie desto stärker erwacht, je weniger er ihr, da er sie nicht kennt, vorzubauen sucht — die Weltkenntniss, das feine Gefühl, die Beredsamkeit, das gründliche Raisonnement der Frau *von Trautenberg*, und ihr Bestreben Lebensglück und Freude um sich her zu verbreiten — Fräulein *Mathilde*, die Güte und Schlauheit, Phantasie und Klugheit mit einander zu vereinigen weiss — dies sind die vornehmsten Charaktere, die diesen Theil beleben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Frankfurt am Mayn,* in der Jägerschen Buchhandl.: *Wie viel Stück Brabänder Thaler werden erfodert, wenn die Summa des Geldbetrags in Frankfurter Wechselzahlung oder à Carld'or Rthlr. 6. 12 kr. gestellet ist, berechnet von* $\frac{1}{4}$ *bis zu 5000 Stück?* 1796. 30 S. kl. 4. (3 gr.) Dieses ganze Werkchen enthält blos Vergleichungstafeln, ohne auch nur einen Buchstaben Text. Auf jeder Seite sind 5 Spalten. In der ersten stehen die Brabanter Thaler: $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, 1, und so in der Ordnung der natürlichen Zahlen bis 1000, dann 1100, 1200 bis 5000. In der zweyten und dritten Spalte steht, wie viel diese an Reichsthalern und Kreuzern; und in der 4ten un[d 5]ten, wie viel sie an Gl. und Kr. betragen, bey welchen let[z]ten auch die Brüche mit angegeben sind, welche aber bey de[n] zu den Reichsthalern gehörigen Kreuzern, fehlen, so dass s[ie] ganz weggelassen sind, wenn sie unter $\frac{1}{2}$ und für 1 angenom[]men sind, wenn sie über $\frac{1}{2}$, betragen. Schade, dass bey die[]sem, sonst brauchbaren Büchelchen, nicht für nettern Druc[k] gesorgt ist; an manchen Stellen sind die Ziffern, besonders be[y] den Brüchen, kaum zu erkennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. November 1797.

MATHEMATIK.

Paris, b. Didot: *Nouvelle Architecture Hydraulique, contenant l'art d'élever l'eau au moyen de différentes machines, de construire dans ce fluide, de le diriger, et generalement de l'appliquer, de diverses manieres, aux besoins de la société. Par P. Prony*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ausser der Beschreibung der Dampfmaschine sind in diesem Werk noch einige andere mit dieser Materie in Verbindung stehende Untersuchungen enthalten. Gleich an der Spitze des Werks steht eine ausführliche Nachricht von den Versuchen des Ritters Bettancourt über die Ausdehnungs-Kraft der Wasserdämpfe bey den verschiedenen Graden der Wärme, wovon Hr. Betancourt selbst schon 1790 eine eigene Abhandlung herausgegeben hat. Die ähnlichen Versuche, welche Hr. Ziegler zu Winterthur angestellt und schon 1769 bekannt gemacht hat, und welche in Deutschland mehr als in Frankreich bekannt worden sind, sind dabey ebenfalls erwähnt, es wird aber bemerkt, dass man diese Versuche hauptsächlich aus dem Grunde nicht so geradezu mit den Bettancourtschen vergleichen könne, weil Ziegler sie in einem nicht luftleeren Gefäss anstellte, mithin eigentlich bey jeder Temperatur nicht die Kraft der Wasserdämpfe allein, sondern einer Mischung von Wasserdämpfen und erwärmter Luft erhielt. Diese Versuche veranlassten Hn. Prony zur Aufsuchung einer neuen Interpolations-Methode, um das Gesetz der vorkommenden Erscheinungen darzustellen, und wirklich fand er auch eine Methode, die er vorzüglich bey Erfahrungen über elastische Flüssigkeiten für sehr passend hält, und nach welcher er auch in dem gegenwärtigen Fall eine Formel herleitet, nach welcher wirklich innerhalb der Grenzen der bisherigen Erfahrungen die Rechnung mit den Resultaten der unmittelbaren Erfahrung mit bewundernswürdiger Genauigkeit zusammentrifft. Noch kommen Bemerkungen über die Anwendung dieser Erfahrungen theils bey der Dampfmaschine, theils bey andern physikalischen Gegenständen vor. Unter diesen letztern verdient besonders der, zwar auch sonst schon gemachte Vorschlag, die Höhe der Berge bloss vermittelst des Thermometers, nämlich durch Bemerkung der Temperatur, unter welcher das Wasser kocht, zu bestimmen, die Aufmerksamkeit der Physiker. Man weiss nämlich, dass der Druck der Atmosphäre das Wasser so lange nicht zum Sieden kommen lässt, bis die Kraft der Dämpfe grösser zu werden anfängt, als der Druck der Atmosphäre. Einen Augenblick vorher also, ehe das Wasser zu sieden anfieng, ist die Kraft des Wasserdampfs gleich gewesen dem Druck der Atmosphäre an diesem Ort. Beobachtet man nun nach dem Reaumurschen Thermometer den Grad der Wärme, unter welchem das Wasser zu sieden anfängt; so erhält man aus den Bettancourtschen Erfahrungen die diesem Wärmegrad correspondirende Kraft des Wasserdampfs, oder, welches beynahe einerley ist, den gegenwärtigen Druck der Atmosphäre an diesem Ort, das heisst mit andern Worten, man kann vermittelst der Bettancourtschen Erfahrungen aus dem Stand des Thermometers in siedendem Wasser sogleich den Stand des Barometers am nämlichen Ort herleiten. Folglich kann nun die Höhe eines Berges eben so, wie durch unmittelbar beobachtete Barometer-Höhen berechnet werden. Dass übrigens alle die Benklichkeiten, welche bey unmittelbaren Messungen vermittelst des Barometers vorkommen, auch hier wieder eintreten, versteht sich wohl von selbst. Namentlich kocht das Wasser an einerley Ort nicht immer bey dem nämlichen Grad der Hitze, so wie an einerley Ort auch die Barometer-Höhe verschieden ist. Man wird also auch die S. 31. angegebene Gleichung zwischen dem Grad der Siedhitze, und der correspondirenden Höhe des Berges und eben so die Tafel S. 32. und 33. nicht so unbedingt brauchen dürfen. Eine andere leicht zu errathende Anwendung betrifft die Verfertigung eines Thermometers zu einer Zeit, da das Barometer nicht, wie gewöhnlich bey Bestimmung des Siedpunkts vorausgesetzt wird, gerade 28 Zoll ist.

Sonst hat sich der Vf. ausser der Berechnung der Proportionen der einzelnen Theile der Maschine, und ihrer Wirkungen, besonders auch noch durch die am Ende seines Werks angestellte Untersuchungen über die Gesetze der Ausdehnbarkeit elastischer Flüssigkeiten, und der Ausdehnungs-Kraft der Dämpfe des in leerem Raum siedenden Wassers, und Alkohols bey verschiedenen Temperaturen verdient gemacht. Er trägt zu dieser Absicht anfänglich wieder seine Interpolations-Methode noch allgemeiner und entwickelter, als vorhin vor, und wendet sie hernach auf die über verschiedene elastische Flüssigkeiten und Dämpfe angestellte Versuche an. Die Versuche über die verschiedenen Luftarten sind von Prieur gemacht worden, und erstrecken sich über die gemeine Luft, die dephlogistisirte (Sauerstoffgas), phlogistisirte (Stickgas), brennbare (Wasserstoffgas), n.·öse (Salpeterhalbsaures Gas), mephitische (Kohlengesäuertes Gas), und

und laugenartige Luft (Ammoniacgas). Diese verschiedenen Luftarten wurden den Temperaturen 0°, 20°, 40°, 60°, 80°, nach dem Reaumurschen Thermometer ausgesetzt, und dabey ihre Ausdehnung in Theilen ihres ursprünglichen Volumens ausgedrückt. Aus den Resultaten dieser Versuche leitete nun Hr. Prony folgende sehr einfache Formel her, welche das Gesetz der Ausdehnung sehr genau ausdrückt: $z = \mu (\rho^f - 1)$, wo z die Ausdehnung der Luft in Theilen ihres ursprünglichen Volumens, und f die zugehörigen Grade des Reaumurschen Thermometers ausdrückt. Hierbey ist nun für die gemeine Luft $\mu = 0,062629$, log. $\mu = 0,7967754 - 2$, und log. $\rho = 0,0177037$. Diese Formel, die nur aus den Beobachtungen bey den Graden 0, 20, 40 des Termometers hergeleitet worden ist, stellt auch bey 60° die Erfahrung bis auf $\frac{11}{10000}$ genau dar, bey 80° giebt sie zwar ein beträchtlich grösseres Resultat, als die Erfahrung, dies rührt aber, wie der Vf. zeigt, aus der bey dieser hohen Temperatur geschehenen Oxydation des gebrauchten Mercurs, und daher rührenden Zersetzung der Luft her. Aus dieser Formel findet man, wenn man Δf der Einheit gleich setzt, und also das Gesetz der Ausdehnung von Grad zu Grad sucht: $\Delta z = \mu (\rho - 1) \rho^f$. Man sieht hieraus, dass, was verschiedene Physiker gesucht haben, nämlich die Ausdehnung der atmosphärischen Luft durch jeden Grad Wärme nach Reaumur zu bestimmen, im allgemeinen zu finden nicht möglich ist, indem diese Ausdehnung selbst von f oder dem Grad der Wärme, den die Luft schon hat, abhängt, und für grössere Wärmegrade ebenfalls grösser wird. Für die dephlogistisirte Luft wird in obiger Formel $\mu = 0,01484$, log. $\mu = 0,1715033 - 2$, log. $\rho = 0,0310592$. Für die phlogistisirte Luft ist $\mu = 0,008$ [illegible] log. $\mu = 0,9214107 - 3$, und log. $\rho = 0,0357763$. [illegible]er ist zwar bey 60° das Resultat der Rechnung [illegible] + 0,393 von dem der unmittelbaren Erfahrung verschieden, allein schon Guyton, der diese Erfahrungen von Prieur in dem *Dictionn. de Chymie de la nouvelle Encyclop. method.* anführt, vermuthete, wie Prieur selbst, einen unbemerkten Fehler in dem Resultat der Erfahrung, welche Vermuthung also durch die Rechnung bestätigt, oder so gut als erwiesen wird. Für die brennbare Luft ist $\mu = 0,510$, log. $\mu = 0,7075702 - 1$, und log. $\rho = 0,0030554$. Für die nitröse Luft ist $\mu = 0,092741$, log. $\mu = 0,9672607 - 2$, und log. $\rho = 0,01156528$. Für die mephitische $\mu = 0,142652$, log. $\mu = 0,1542787 - 1$, und log. $\rho = 0,01245601$. Endlich für die laugenartige Luft $\mu = 0,19468$, log. $\mu = 0,2893298$, und log. $\rho = 0,0185760$. Wir glaubten unsere Leser durch die Heraushebung dieser Formel, welche den Vortheil einer sehr leichten Rechnung, verbunden mit vieler Genauigkeit gewährt, aus einem kostbaren Werke, das nicht in jedermanns Hände kommt, uns zu verbinden. Eben so geht nun der Vf. auch noch über den Dampf des Wassers und des Alkohols gemachte Erfahrungen durch, und findet, statt der alten etwas weitläuftigern Formeln, die er darüber schon im ersten Theil mitgetheilt hatte, indem er eben diese alte Formeln zur Verbesserung der Resultate der Erfahrung anwendet, und nun die verbesserten Resultate zum Grund legt, für den Wasserdampf die Formel: $z = \mu_I \rho_I^f + \mu_{II} \rho_{II}^f + \mu_{III} \rho_{III}^f$, wobey f wieder die Grade des Reaum. Thermometers, z die Kraft der Dämpfe nach der Höhe einer in Zollen angegebenen Quecksilbersäule, $\mu_I = -0,0000072460407$, und log. $\mu_I = 0,8601007 - 7$; $\mu_{II} = +0,8648188303$, log. $\mu_{II} = 0,9369271 - 1$; $\mu_{III} = -0,8648181057$, log. $\mu_{III} = 0,9369248 - 1$; log. $\rho_I = 0,0692259$, log. $\rho_{II} = 0,0202661$, log. $\rho_{III} = 0,0120736$ ist. Von 0° bis zu 80° kann wegen der äusserst geringen Grösse des Coëfficienten μ_I das erste Glied ganz weggelassen werden, mithin erhält man die sehr einfache Formel: $z = \mu_{II} \rho_{II}^f + \mu_{III} \rho_{III}^f$. Endlich für den Dampf des Alkohols ergiebt sich die Formel: $z = \mu_I \rho_I^f + \mu_{II} \rho_{II}^f + \mu_{III} \rho_{III}^f + \mu_{IV}$, wobey $\mu_I = -0,0021293$, log. $\mu_I = 0,3282330 - 3$; $\mu_{II} = +0,9116186$, log. $\mu_{II} = 0,9593132 - 1$; $\mu_{III} = +0,2097778$, log. $\mu_{III} = 0,3217595 - 1$; $\mu_{IV} = -1,1192671$; und log. $\rho_I = 0,04697771$; log. $\rho_{II} = 0,02413079$; log. $\rho_{III} = 0,9027776 - 1$ ist. Hierbey ist zu bemerken, dass schon bey dem ersten Grad der Werth von $\mu_{III} \rho_{III}^f$ nur 0,18 wird, mithin, da er in der Folge immer kleiner wird, für alle positive f weggelassen werden kann. So erhält man die noch einfachere Formel: $z = \mu_I \rho_I^f + \mu_{II} \rho_{II}^f + \mu_{IV}$. Noch übersetzt der Vf. die bisherige Formeln in ähnliche Ausdrücke, in welchen aber das Thermometer vom Gefrier-Punkt bis zum Siedpunkt in 100 Grade eingetheilt, und die Kraft des Drucks nicht mehr, wie vorhin, durch die Höhe einer in Zollen, sondern einer in dem neuen Metre der Franzosen angegebenen Quecksilbersäule ausgedrückt wird. Er macht hierbey noch auf die zum Theil sehr beträchtliche Ausdehnbarkeit und daher rührende starke Kraftäusserung einiger Luftarten aufmerksam, wenn sie in einem Gefäss eingeschlossen sehr verschiedenen Temperaturen ausgesetzt werden. So äussert z. B. die Stickluft, wenn sie, so wie sie bey der Temperatur des Eises ist, bis zur Siedhitze in einem Gefäss eingeschlossen ist, gegen die Wände desselben eine Kraft, die den Druck der Atmosphäre siebenmal genommen übersteigt, und könnte also wohl ein sehr mächtiges Bewegungsmittel an Maschinen werden. In eben dieser Rücksicht wurden besonders auch die Untersuchungen über die Ausdehnungs Kraft der Dämpfe des Alkohols angestellt, um nämlich zu sehen, ob man sie nicht mit Vortheil zur Bewegung bey Maschinen anwenden könnte. Wirklich ist ihre Ausdehnungskraft immer über das doppelte grösser, als die der Wasserdämpfe, und man würde mithin weit weniger Feurung brauchen, als bey der Bewegung durch Wasserdämpfe. Zwar ist auch Alkohol weit theurer als Wasser, aber man könnte auch die wieder verdichteten Dämpfe immer aufs neue auffammeln. Auf alle

alle Fälle kann es ja noch andere minder kostbare, und doch in ihren Dämpfen gleich oder stärker wirksame Flüssigkeiten geben, und es verdienen daher solche Untersuchungen allerdings die ernsthafteste Aufmerksamkeit der Physiker.

Noch sind von Hn. Prof. Garnier zu Colmar einige Erläuterungen und sorgfältige Beweise über einige Sätze in dem ersten Theil dieses Pronyschen Werks beygefügt.

Die Kupfertafeln sind schön, gross genug, und verständlich gezeichnet, nur hier und da etwas zu stark schattirt, dass man Mühe hat, die hinein gezeichnete Buchstaben und Zahlen zu unterscheiden. Auch ists wirklich eine Art von literarischem Luxus, dass die künftig wohl nicht mehr übliche ältere Arten von Dampfmaschinen noch so ausführlich beschrieben, und durch sehr grosse Kupfertafeln erläutert sind, wodurch das ohnehin sehr kostbare Buch (die beiden Bände kosten 25 Rthlr.) noch mehr vertheuert wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

OSCHATZ, b. Oldekop: *Heinrich Bastard, und seine Aeltern*, wahre Geschichte aus den Greueln der Ritterzeiten, 1797. 178 S. 8. (14 gr.)

Tyrannische Väter giebt es auch in solchen Romanen, deren Scene in neuern Zeiten liegt, genug, Väter genug, die im Stande sind, eine Tochter, die einen Mann liebt, welcher sich um den Vater das grösste Verdienst erworben, ja, die sogar von dem Geliebten schwanger ist, trotz aller Bitten und Vorstellungen unglücklich machen; aber ein Vater, wie *Richard* in gegenwärtigem Roman, der den neugebohrnen Knaben seiner Tochter einem Knechte zuwirft, ihn in den Wald zu tragen befiehlt, der da wünscht, der Gatte seiner Tochter müsste sich unter dem Zahn wilder Thiere, die ihn zerfleischten, krümmen; der seine Tochter selbst tödten würde, wenn es nicht noch die Mutter hinderte, gehört allerdings zu den *Greueln* der Ritterzeiten. Männer, die im Stand sind, mit Gewalt die Hand einer Person zu verlangen, deren Herz ihm abgeneigt ist, findet man häufig genug auch in den Romanen, die das Kostume unsrer Tage haben, aber ein schon verheiratheter Mann, der, wie hier *Medard*, dies thut, indess, dass er seine Gattin, die er im Kerker schmachten lässt, für todt ausgiebt, der, nachdem er die Verhältnisse der Person, der er nachstrebt, mit ihrem Geliebten weiss, nicht allein an ihrem Unglück arbeiten hilft, sondern auch nachher noch den ausgesetzten Knaben verfolgt, ist ein *Greuel*. Blutige Gefechte und gewaltsame Entführungen, wie sie in den Ritterromanen gewöhnlich vorkommen, giebt es auch in diesem Roman, doch nicht so häufig, nicht mit so viel grausvollen Nebenumständen überladen, und nicht so schwarz geschildert, als in andern Büchern der Art. Den Plan hat sich der Vf. sehr bequem gemacht; er theilt sein Werk in zwey Abschnitte, wovon der erste die Geburt und Aussetzung *Heinrichs*, und der zweyte seine Lebensgeschichte bis zur Wiedervereinigung mit seinen Aeltern enthält. Zwischen dem ersten und zweyten Abschnitt verfliessen zwanzig volle Jahre, und es ist hart, *Heinrich's* Aeltern so lang im Kerker schmachten zu sehn. *Heinrich*, mit seiner wahren Abkunft unbekannt, thut sich durch tapfere Thaten so hervor, dass er den Ritterschlag erhält; nachdem er aber von einem Turniere als *Bastard* abgewiesen worden, und sodann das Daseyn seiner Aeltern erfährt, macht er einen, aber unglücklichen, Versuch sie zu befreyen. Ueberhaupt ist es dem Leser schmerzhaft, in dem ganzen Roman bis zur Katastrophe die Rechtschaffenen unterliegen zu sehn. *Heinrichen* ist auch eine Geliebte gegeben, die man, da sie sehr kalt geschildert ist, für eine müssige Rolle ansehen würde, wenn nicht am Ende ihr Vater durch seine thätige Hülfe den glücklichen Ausgang beförderte. *Richard* erkennt sein Unrecht, genehmigt nach so langen Jahren die Verbindung von *Heinrich's* Aeltern, und so ist dieser nun nicht mehr *Bastard*. Dass man dem abscheulichen *Medard* Verzeihung gewährt, ist gar zu glimpflich. Der Vortrag in diesem Roman ist dramatisch, nur hier und da durch kurze Erzählung unterbrochen; sehr gedehnt, und oft matt. Wo der Vf. nachdrücklich seyn will, wird er öfters gezwungen, z. B. S. 39. „Der Tod harrt an der Pforte deines Lebens, und „sie wird verschlossen auf immer." oder S. 51. „Ein „Wort des Erbarmens würde meine Thränen fressend „gemacht haben."

ERFURT, b. Keyser: *Seian, oder, der gestürzte Günstling*, eine dramatisirte Geschichte, aus dem Englischen übersetzt von *D. W. Andreae*. 1797. 223 S. 8. (12 gr.)

Da die Uebersetzung dieses Stücks eine Vorläuferinn von der Verdeutschung der sämmtlichen Werke des *Benjamin Johnson* seyn soll, so ist auch noch ein zweytes Titelblatt beygefügt: *Ben. Jonson's dramatische Werke, erster Band*. Ein Dichter, dem die Engländer den dritten Rang nach *Shakespear* zugestehn, ein Zeitgenosse und Lehrling *Shakespear's*, dessen Stücke dieser zum Theil revidirt, und als Schauspieler auf dem Theater unterstützt hat, (wenn Hr. *A.* den *Johnson* in der Vorrede einen *Lehrer* des *Shakespear* nennt, so ist dies wohl nur ein Schreibfehler) verdiente allerdings den Deutschen bekannter zu werden, als er es durch *Whalley's* Abhandlung und Nachrichten, die hinter der vom Herrn *von Gerstenberg* übersetzten Braut des *Beaumont* und *Fletcher* stehn, und aus dem *stummen Mädchen* (silent Women) mit *Colman's* Veränderungen, so Erlangen 1781 übersetzt erschien, möglich ist. Da aber der Humor *Johnson's* stärkere, und das Trauerspiel seine schwächere Seite ist: so hätte vielleicht Hr. *A.* lieber mit der Uebersetzung der Lustspiele den Anfang machen sollen. Er glaubte aber, dass ein Stück, wie *Seian*, wegen der politischen Parallelen, die man jetzt so gern zwischen Charakteren der alten Geschichte und der Geschichte unserer Tage anstellt, interessiren, und dass

es, wenn man es nicht als Trauerspiel, sondern als historisches Drama betrachte, (eine Sache, die unserm, an dramatische Halbromane so sehr gewöhnten, Publikum leicht fallen muss) immer als Darstellung einer merkwürdigen Geschichte gefallen könne. Diejenigen, die der römischen Geschichte kundig sind, werden dieses Stück, das die Geschichte so sorgfältig (besonders im Charakter des *Tiberius*) benutzt, und in dem oft die eignen Worte der alten Geschichtschreiber, vornehmlich des *Tacitus*, wiederhohlt werden, mit Vergnügen lesen. Für Ungelehrte aber (für die der Uebersetzer hier und da kleine Anmerkungen untergesetzt hat) wäre wohl einen kurzen historischen Abriss voranzuschicken nützlich gewesen. Hr. *A.* hat sehr getreu übersetzt, hat auch (welches allerdings nöthig war, um Johnson mit allen seinen Eigenheiten bekannt zu machen) die Fehler des Originals (declamatorische, niedrige, und pedantische Stellen) stehn lassen. Wenn er aber in der Vorrede verspricht, nun den *Catilina* dieses Dichters folgen zu lassen, und dann aus den übrigen Stücken desselben (aus den Lustspielen, denn die Maskeraden verdienen wohl keine Uebersetzung) eine *Chrestomathie* zu verfertigen: so wäre wohl rathsamer, da das Publikum nun im *Seian* Probe genug von der tragischen Manier des Dichters hat, den *Catilina* nur in Auszug zu geben, hingegen die Lustspiele ganz vollständig zu übersetzen.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Merkwürdige Reisen der Gutmannschen Familie.* Ein Weihnachtsgeschenk für die Jugend, von *Chr. Conr. Dassel*, 3ter Th. 1797. 264 S. 4ter Th. 268 S. 16. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 142. 1796. Nr. 23.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Giessen*, in Comm. b. Heyer: *Die allgemeine Judenbekehrung*, oder *die Möglichkeit, die Juden, mit Vernunft und Billigkeit, zu Christen, und, zu nützlichern und glücklichern Staatsbürgern, zu machen.* Ein Versuch von D. *Wilhelm Friedrich Hezel*, kaiserl. Hofpfalzgrafen, fürstl. Hess. geh. Regierungsrathe etc. *Erste Lieferung.* 1792. 60 S. 8. Vergeblich haben wir bisher auf die folgenden Lieferungen dieser Schrift gewartet, die dem Ansehn nach nun ganz ausbleiben werden. Hr. *H.* hat seiner Meynung nach das so lange und so vergeblich gesuchte Mittel gefunden, wie die Juden aller bürgerlichen Freyheiten theilhaftig werden können, ohne den Christen zu nahe zu treten, und dieses Mittel ist so einfach, dass alle Schriftsteller, welche vor ihm die bürgerliche Verbesserung der Juden zum Gegenstand ihres Nachdenkens und öffentlicher Mittheilung ihrer Meynung gemacht haben, beschämt zurück treten müssen, dass sie nicht auch darauf gefallen sind. Es ist — nichts mehr und nichts weniger als, — dass die Juden samt und sonders, nicht nur *ihr Judenthum fahren lassen*, sondern *das Christenthum annehmen* müssen. Auch beweiset er aufs bündigste, dass es nicht in dem Rathschlusse der Vorsehung bestimmt sey, dass die Juden bis ans Ende der Welt Juden bleiben sollen. Ihr allgemeiner Uebertritt zum Christenthum ist *folglich* zu hoffen und zu wünschen; warum er aber bis jetzt nicht erfolgt ist, warum es fast 1800 Jahre nach der Ankunft des Messias noch Juden giebt, die ihn verwerfen, dies ist wieder eben so leicht zu beantworten, obgleich auch darauf bis jetzt noch niemand fiel: *ihr Geschmack ist im höchsten Grade vernachlässigt.* Aus Mangel des Geschmacks verstanden sie ihre Propheten nicht, sie wussten nicht, was sie lasen, sie hielten sich ängstlich an den Buchstaben, deuteten alles *buchstäblich* und *eigentlich* und *missdeuteten* also die Propheten, fanden also einen *irdischen Messias*, ein *irdisches Messiasreich* u. s. w. Jesus von Nazareth *musste* also verkannt werden. Da nun der Geschmack der Juden immer sank; so musste auch ihr Uebertritt zur Religion Jesu immer schwieriger werden. etc. Zur Begründung dieses Urtheils von dem *schändlichen* Geschmacke der Juden sind in der kleinen Schrift selbst, und in einem besonderen Anhange die albernsten Fabeln und Mährchen aus ihren Schriften ausgehoben, und mehr als die Hälfte des Raumes damit angefüllt. Die Hälfte des übrigen Raumes enthält eine Aufzählung der Judenverfolgungen und Bekehrungsversuche, — wörtlich aus Büschings Geschichte der Jüdischen Religion ausgehoben, — die alle als zweckwidrig verworfen werden — weil durch sie der Geschmack dieses Volkes nicht veredelt ward. Da Rec. bis ans Ende nach dem Mittel, durch welches der Jüdische Geschmack verbessert und das grosse Werk der Bekehrung möglich gemacht werden sollte, vergebens gesucht hat; so glaubt er, dass Hr. H. bloss durch seine Bescheidenheit von dessen Bekanntmachung sey abgehalten worden, und dass es gewiss darin bestehe, seine *Anleitung zur Bildung des Geschmacks* in die jüdischen Erziehungsanstalten und Schulen einzuführen. Dass Hr. v. Dohm in einer solchen Schrift keine sehr glänzende Rolle spielen werde, lässt sich wohl im voraus erwarten; aber dass der Apostel Paulus die Sachen ganz anders ansiehe als er und mit Hn. *H. völlig eins ist*, erfahren wir erst am Ende der Abhandlung. Doch empfehlen wir Hn. *H.* S. 175. ff. des 2ten Theils der Bürg. Verb. d. J. von Dohm nachzulesen, vielleicht söhnt ihn dies wieder mit diesem *verschwenderisch-gütigen Menschenfreund* aus, oder benimmt ihm den Wahn, als wenn dieser vortreffliche Schriftsteller wirklich der Meynung wäre, die Juden können bey ihrem jetzigen Judenthume, in seiner ganzen Ausdehnung, bleiben und bey christlichen Freyheiten auch eben so nützliche Staatsbürger abgeben als die Christen. Allein als Menschenkenner fodert er nicht ihren allgemeinen Uebertritt zum Christenthum, ehe der Staat noch etwas für sie gethan hat, sondern umgekehrt, er fodert Erweiterung ihrer Rechte und erwartet davon, dass sie ihre Religion auch nach ihren politischen Verhältnissen ummodeln werden. Ob sie dann zum reinern ursprünglichen Judenthum zurückkehren, den Naturalismus annehmen oder zum Christenthum übertreten werden, dies ist nicht im voraus zu bestimmen: höchstwahrscheinlich aber werden sie sich nach und nach in verschiedene Partheyen theilen, die, nach Zeit und Umständen auch verschiedene Systeme ergreifen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. November 1797.

GESCHICHTE.

Wien, b. Novakowitsch, mit cyrillischen Buchstaben: *Istorija raznych slavenskich Narodow-naipatsche Bolgar, Chorwatow, i Serbow, iz tmji zabwenia isjataja u wo swet istoritscheskii proizweden iz Joannom Raitschem*, Archimandritom wo swjato Archangelskom Monastjire Kovile. — d. i. *Geschichte der verschiedenen slavischen Völker, vorzüglich der Bulgaren, Croaten und Servier, aus der Finsterniss der Vergessenheit hervorgezogen und an das historische Licht gestellt*, von *Joh. Raitsch*, Archimandriten zu Kovila, einem Kloster des heil. Erzengels (Michael). I. Th. 1794. 496 S. II. Th. 702 S. III. Th. 368 S. IV. Th. 1795. 207 S. ohne das Register. Mit dem Bildnisse des Vf. auch andern Kupfern und Vignetten, und genealogischen Tafeln. (Alle IV Theile kosten zusammen in der Buchhandlung der K. Universität zu Pesth 9 Gl. auf Schreibpapier.)

Hr. *Johann Raitsch*, geboren 1726 zu Carlowitz, ... zum Theologen seiner Kirche zu Kiew gebildet, ...ser vieler weitläuftiger noch handschriftlicher ...logischer Werke, hatte diese Geschichte schon ums 1764 fertig: schon *Horanyi* in seiner *Memoria Hungarorum*, welche 1776 erschien, erwähnt derselben ...eil III. Art. *Raitsch*; aber erst vor kurzem wurde ... Herausgabe derselben bey der neuen Lebensthä...keit, zu welcher die illyrische Nation in den kurz ...flossenen Jahren als Nation zu gelangen schien, ...werkstelligt. In sofern also bey dieser Arbeit auch ...identalische Schriftsteller gebraucht werden musste, darf man hier Benutzung neuerer Aufklärungen ...r slavische Völker und deren Abstammung gar ...cht erwarten, hingegen wird man im ersten und ...weyten Theile ganze Stücke aus Maurourbini, Fre...ot, Lucius, Luccari und du Fresne übersetzt und ...geschrieben antreffen. Da, wo den Vf. der Leit...den seiner inländischen Chroniken verläfst, folgt ...den genannten Führern oft treuherziger, als man ...ünschen möchte. Eben jene inländischen Chroni...n aber sind es, die den hauptsächlichsten Werth ...es Werks ausmachen. Der Vf. reiste in der Jugend als Mönch in den türkischen Provinzen herum, ...d schrieb im Chilendarischen und in andern Klö...ern der servischen Nation einige daselbst aufbewahr...e Jahrbücher ab: nach seiner Zurückkunft durfte er ...ch das gelehrte Werk des Grafen Brankowitsch ...s der erzbischöflichen Bibliothek des Metropoliten ... Carlstadt, Hn. v. *Stratimirowitsch* benutzen. Wir wollen von allen diesen nähere Nachricht ertheilen. 1) Das chilendarische Kloster hat geliefert das Werk des servischen Erzbischofs Daniel, eine Handschrift, betitelt: *Rodoslow*, oder Geschlechtsregister, fol. in welcher das Leben des grossen Urosch, Melatins, Dragutins und des Detschanskischen Königs aus gleichzeitiger Kenntniss und Erfahrung beschrieben wird. Raitsch theilt uns ganze Stücke hievon, besonders im 2ten Bande, mit; aber viel besser wäre es gewesen, wenn er ohne alle eigene Zuthat die ganze Handschrift wörtlich treu hätte abdrucken lassen. Wir lernen allerdings aus Daniel sehr viel; aber nicht selten wird man über den so heilig gepriesenen Mann unwillig, wenn er aus Schmeicheley gegen seinen Regenten, die Schandthaten und Gewaltthätigkeiten, die er an seinen Aeltern oder Söhnen und Verwandten durch Blendung der Augen oder gar Ermordung verübt hat, entschuldigt, und eine Menge Wunder, Träume und Offenbarungen in seine Geschichte hinein verwebt. 2) Das chilendarische Jahrbuch (*Ljetopiss chilendarskaja*), ein kleines Büchelchen von etlichen Blättern, aus demselben Kloster. 3) *Tzarostawnik*, bey einigen auch *Troadnik* genannt, eine alte servische Handschrift von einem unbekannten Verfasser, die in verschiedenen Kapiteln die Geschichte des servischen, griechischen, bulgarischen und russischen Reichs enthält.

Es sollen noch mehr dergleichen Chroniken in den servischen Klöstern stecken, z. E. Brankovitsch führt einen Geschichtschreiber Gregorius an, welcher Abt in der sogenannten servischen Laura zu Stadenjez war; vielleicht giebt es einige auch in den Klöstern zu Detschan, und zu Ipek; dem vormaligen Sitze des servischen Patriarchats. — Die Geschichte des Grafen Georg Brankowitsch, welche die Schicksale Serviens vom Anbeginn des Reichs bis auf Kaiser Leopold I erzählt, verdanken wir, wie am Ende der Rec. noch weiter ausgeführt werden soll, dem Umstand, dass er nach geleisteten wichtigen Diensten bey Verpflanzung mehrerer tausend Servier und Besnier nach Ungern, in die Ungnade des Leopoldinischen Ministeriums verfiel, und zu Eger im Staatsgefängnisse Musse genug hatte, die Begebenheiten seines Volks, unter welchem er von dem alten servischen Despotenhause abstammte, aufzuzeichnen.

Das Raitschische Werk ward noch zu Wien beym illyrischen Hofagenten Novakowitsch gedruckt, der die illyrische Druckerey von Kurzböck übernommen hatte. Ohne Zweifel hätte es das Interesse der Nation und ihrer Erzbischöfe und Bischöfe mit sich gebracht, die Druckerey nicht aus den Händen ihrer

Landsleute zu lassen. Allein sie gaben zu, dass dieselbe 1795 an die k. Universität zu Pesth verkauft wurde, wo der Jesuitismus bald oder später, mehr oder weniger auf dieselbe wirken kann.

Ueber den ersten ganzen Band von Raitsch, welcher die II. Bücher von den slavischen Völkern — und von Bulgarien in sich fasst, müssen wir leider das harte Urtheil fällen, dass er höchst unkritisch und für die Geschichte von sehr wenigem Belang sey. Man erschrickt gleich anfangs, wenn man in dem Inhaltsverzeichnifs des ersten Kap. eigene Abschnitte von Avaren, Ostrogothen, Wisigothen, Wandalen und Herulern angemerkt sieht; aber man erstaunt vollends, wenn man in den Abschnitten selbst diese Völker für Slaven erklärt sieht. So z. E. nach S. 72. sollen die Gothen deswegen zu den slavischen, nicht den deutschen Völkern gehören, 1) weil sie in dem den Römern entrissenen Dalmatien Könige mit slavischen Namen hatten, Swewlad, Ostroil, Ostrivoi; 2) weil die Namen Ostrogothen und Wisigothen aus den slavischen Worten ostrii (*scharf*) und wischil (*hoch*) zusammengesetzt seyn; 3) weil der Name *Gothi* selbst wegen der griechischen Aspiration bey ϑ die Vermuthung zu der slavischen Ableitung von *Gost* (Gast) begründe; 4) weil Procopius an einem Orte die Gothen eben so, wie am andern die Anten und Slaven schildre. — Dass nun ein ähnlicher Unfug mit den Sarmaten und Vandalen, (deren einer dem andern auf der Wanderung zugerufen habe, *Won dales*, weiter heraus oder weiter vorwärts) getrieben, dass der Name *Skythe* von *skitati* wandern (und *skit*, eine Einsiedeley, Wüste) mit Dolai hergeleitet werde, dass die Czechen oder Böhmen von den ehemaligen *Zechis* am Caucasus, die Servier von den hunnischen Saviren, die Nessen von den Alanen ((*roxolani*) genealogisch herabgeführt, und die Herkunft des slavischen Namens von Slava vertheidigt werde, begreift man nun leicht, nach der einmal beym Vf. herrschenden Vorliebe seiner Nation, und der dadurch entstandnen Verwirrung alter und neuer Zeugnisse und Begriffe. Das XIX. Kap. handelt von Wlachen, als Halbslovenen, — es liefert nichts neues, ist aber doch freyer von Fehlern. Am interessantesten ist das XXI. Kap. von den Göttern und den Religionsverehrungen der Slaven. So z. E. soll sich noch bey den Illyriern die Spur des ausgezeichnetesten ehemaligen Festtags zu Ehren des Gottes *Koledo* (Gebhardi Geschichte der Wenden und Slaven S. 28.) finden. Um Pfingsten herum sammeln sich einzelne Haufen von jungen Burschen und Mädchen, ziehen eigene Kleider an, und laufen mit blanken Säbeln von Haus zu Haus mit Händgeklatsch und Gesängen, wovon die ersten Zeilen so heissen: *Dobar wetscher Koledo:* (guten Abend, Koledo:) *Domajine Koledo* etc. Dies betrachtet man als blosse Nationallustbarkeit, ohne an heidnische Gotter zurück zu denken; ähnliche Spuren von alten Götterverehrungen durch allerhand Aeusserungen der Freude fallen um die Geburt Christi und um die Zeit Johannes des Täufers vor: letztere galten dem Gott *Kupelo*, der eine gute Aernte verleihen, und die Herden vor Schaden behüten soll, dem zu Ehren man daher Kränze von Blumen weiht, auf die Dächer, Häuser und Ställe anbindet, und sich selbst im fliessenden Wasser badet und abwäscht. Man sieht, dass es hiebey der Mühe werth wäre, Popows russische Mythologie und Antons Geschichte der Slaven mit diesen Angaben zu vergleichen. Das 22. Kap. handelt von der Bekehrung und Taufe der Slaven; der Vf. zeigt hier viele Kenntniss der Kirchengeschichte, und berichtigt besonders die vielerley widersprechenden Behauptungen von Cyrillus und Methodius. Das II. Buch von den Bulgaren und ihrer Geschichte ist ein magrer Auszug von Mauroorbini, Du Cange und von den Byzantinern, bereichert das Ganze fast um gar kein neues Factum, und wirft selbst an solchen Stellen, wo die vermehrte und verbesserte servische Geschichte Aufklärung geben kann, aus Mangel des hierauf gewendeten Fleisses kein neues Licht.

Weit schätzbarer und an neuen Geschichtsbereicherungen fruchtbarer ist der *zweyte Band*. Das *dritte Buch* handelt darin *von den dalmatischen Slovenen Kap. I. vom alten Illyrikum*. Das gewöhnliche kurz zusammengezogen. II. *Von Dalmatien und dessen Theilen*, als *Dioklea*, *Zachlumia*, *Trebunia*, *Pagania*, *Croatia*, *Servia*, nach Const. Porph. III. *Von den alten Sitzen und dem Namen der Croaten*. Das alte Stammland der Croaten ist das heutige Galizien. Chorwaten heissen sie wahrscheinlich von *Cherbet* (Bergrücken), weil sie am Fusse und am niedern Abhang des Carpathus wohnten. Raitsch selbst nimmt die Ableitung von *Chrwania* und *Borenje* (von Tapferkeit und Geschicklichkeit im Ringen) an. Ihre Tapferkeit und Sitten. IV. *Von den alten einheimischen croatischen Königen*, mit einer genealogischen Tafel, von Porin, Muchlos Sohn angefangen, bis auf Peter Crestimir III und Zwonimir. 18 Königsnamen, ohne hinlänglichen historischen Beweis und ohne merkwürdige Thaten, ganz nach Freschos und Dufresne. V. *Von den ungrischen Königen, als Regenten Croatiens.* Eine kurze Recapitulation aus der ungrischen Geschichte. VI. *Vom jetzigen Zustand des Illyricums.* Die Eintheilung in Provinz und Gränzbezirke, in Comitate und Regimenter. Merkwürdige Gebeine und heilige Reliquien in den Klöstern Kruschedols, Opowa, Beschenowa, Jaska und 8 andern. IV. Buch. Vom alten griechischen und römischen Mysien. V. Buch. Vom servischen Volke überhaupt. Kap. I *Von der Abkunft der Servier*. Raitsch leitet diesen Namen und das Volk von den Sabiren her, und den Namen Sabiren von „*sobranja wo edino*" — vom Zusammenziehen und Versammeln in ein Ganzes. — Eine natürliche Folge seiner Sucht, die Slaven noch älter zu machen, als sie wirklich sind. Bessere Aufklärung über dies Wort haben böhmische Schriftsteller geliefert, indem sie die Serwier an die Srben oder Serben ketten, deren Namen von ihrem morastigen Lande herzuleiten seyn soll. Kap. 2. Von den ältern Sitzen der Serbier, d. h. Sabiren. 3. Von ihren spätern Sitzen an der Saale und Elbe. 4. Andere Ableitung des

des Worts Serwien von Sevenen und Siberien — von Servus u. s. w. mit Widerlegung. Von dem Namen Rasecen und dessen Verwandschaft mit dem Namen Russen; diese Verwandschaft erstreckt sich aber selbst nach der Meynung des Hn. Raitsch blofs auf den Klang, und sey vielmehr das Wort Rasecen vom Flusse Rassa in Serwien abzuleiten. 5. Von der Ansiedelung der Serwier im Illyricum, unter Heraclius. 6. Beschreibung von Serwien in seinen Theilen, nach dem Const. Porphyr. 7. Von den ersten Fürsten der Serwier bis zur Verwüstung des Landes durch die Bulgaren. Der erste Fürst, der die Serwier in ihr Land gebracht hat, ist unbekannt. Seit demselben werden noch zehn andre aufgezählt. Die wenigen Nachrichten des Const. Porphyr. sind der einzige Leitfaden in der Dunkelheit dieser Geschichtsperiode. VI. Buch. Von den slavisch-gothischen Königen in Dalmatien und Servien, von welchen nämlich der königliche Titel und Scepter auf die serwischen Fürsten gediehen sey. — Die Linie dieser Könige fängt von Wsewlad (495) an, und geht bis zum 45ten Könige Radoslaw, d. h. bis zur Hälfte des XII. Jahrhunderts ums J. 1166. Alles ist nach Dufresne, Freschot, Diocleas, Maurourbin, Brankowitsch, und nach den wenigen Spuren der Byzantiner bearbeitet. Ein kritischer Geschichtschreiber wird Mühe haben, den Schutt, der hier meist aus neuen unzuverlässigen Schriftstellern zusammengeführt ist, zu sichten, das wenige brauchbare Materiale abzusondern, und das übrige hinwegzuschaffen. Es wird vorzüglich viel auf Feststellung des historischen Werths und Credits des sogenannten Presbyters Diocleas ankommen; und Rec. gesteht, dass er denselben für einen der elendesten und unrichtigsten Stoppler halte, die es je gegeben. Und doch sind auf ihn Luccaris und Orbino's Werke gebaut? doch sind aus seinen Fabeln, wie Fortis bemerkt, neuere morlachische Volksgesänge gebildet worden, die man für alt ausgegeben, und so sein wankendes Ansehn unterstützen will. Wahrlich man brauchte eben so gut, wie für die nordslavische Geschichte, auch für die südslavische einen Schlötzer! VII. Buch. *Von den servischen Königen aus dem Neemannischen Hause*, in XIII. Kap. Hier finden wir endlich festes historisches Land in der servischen Geschichte, bisher schwamm im Meer der Sagen die Wahrheit nur gleich einzelnen kleinen Inseln. Freylich klingt schon das im ersten Kap. abentheuerlich, was das chilendarische Jahrbuch von der *Abstammung des Neemann* vom Kaiser Augustus meldet. Es soll nämlich die Constantia, Schwester Constantins des Grofsen, einen Gemahl Licinius gehabt haben, der von Const. d. Gr. wegen seines Hasses gegen das Christenthum angegriffen und geschlagen worden. Aus dieser Schlacht entrann der Sohn dieses constantinischen Schwagers, Namens Bela Urosch, nach Cholmien und zeugte dort den Techomyl, Vater des Neeman. — Aber selbst Hr. Raitsch setzt das Unstatthafte und Anachronistische dieser Behauptung mit dem Beyfügen auseinander, dass seine Landsleute dieses dennoch wie Gottes Wort glauben. Ein neuer Beweis, dass es auch in der politischen Geschichte Legenden gebe! Raitsch leitet den Neeman nach du Fresne vom Trebinischen Archishupan oder Fürsten Bela (ums J. 850) ab. (S. 259. wird erklärt, was unter einem Shupan zu verstehen sey, nämlich ungefähr so ein Oberbeamter, wie ein ungrischer Obergespann.) Nach dem 2ten Kap. läfst sich diese Hypothese mit jener, dass Neeman von einem Priester Stephan abstamme, dadurch vereinigen: dass Stephan selbst ein Nachkomme des trebinischen Bela gewesen, dessen (nämlich Stephans) Sohn Liubomir, mit dem Beynamen *Popowitsch* (d. h. Pfaffensohn) von dem dalmatischen König Georg zum Shupan von Ternowtza ernannt worden. Nun folgt die weitere Genealogie und Thaten der Vorfahren von Stephan Neeman-Ljubomir.

Urosch I.

Techomil. sonst Dessa genannt; der schon 1151 mit Ungern zu thun hat. — Tschedomil. — Belousch. — Helena al. Primislaw.

Zavidar. — Streuimir. — Prvoslaw. — Stephan Neeman I. al. David.

Im 3ten Kap. erzählt der Vf. die Geschichte des Stephan Neeman, die freylich durch die servischen Chroniksnachrichten zum Theil eine ganz andere Gestalt erhält, und durch mehrere Kritik zum Theil noch erhalten wird. So z. B. erzählen die servischen Handelsschriften das ganz neue Factum als eine Gewissheit: Neemann habe sich einige Zeit lang am Hofe Ludwigs VI des Dicken aufgehalten, von dem er auch den Titel eines *Comes*. und das bekannte Neemanische Wappen zum Geschenk und Andenken bekommen hätte. Raitsch S. 328. leugnet dies schlechtweg, weil Carl VI im J. 1137 gestorben, wo Neeman noch sehr jung gewesen. Allein Neemann soll ja schon 1117 geboren worden seyn, und kann also als Hofpage bey Ludwig VI gedient haben. Ludwig VII, welcher 1147 einen Kreuzzug unternahm, hatte während desselben Gelegenheit den Neeman zurück in sein Vaterland zu bringen. Und in der That melden die inländischen Annalisten, dass Neeman im 30sten Jahre seines Alters über Zachulmien in sein Vaterland gekommen und zu Novibasar in Rasecen von Leontius, dasigem Bischof, d. h. Oberpriester getauft worden sey. Dies scheint geschehen zu seyn, um die Nation von seiner Anhänglichkeit an den Orientalismus zu versichern. Aus dieser frühern occidentalischen Bildung des Mannes erklärt sich sein ungewöhnliches Emporstreben, und sein Betragen gegen den Kaiser Friedrich: vielleicht findet die forschende Kritik auch durch diesen Wink den Schlüssel zu seinem Namen Neemann, welcher slavischen Ohren nothwendig fremd klingen muss. Denn was Brankowitsch S. 315. vorbringt: „*Stephan obitsche glagoleti: njesm Manu preshdrich mene Tzarei, zane losu iek wleku w' sebe, i ottudu i ima wosprijal Nemanja*“ — dies ist Wortgeklingel fürs Ohr, aber Unsinn für den historisch combinirenden Verstand. — Nach manchen chronologischen Untersuchungen bestimmt sich Raitsch zu der

der Meynung, dass Neeman 1155 angefangen und 1195 aufgehört habe zu regieren; 1197 endlich im chilendarischen Kloster, wo er zwey Jahre lang als Mönch zubrachte, gestorben sey. Das 4te Kap. handelt vom Sohne Neemanns, vom heil. Sabba, Erzbischof von Servien. Die Legende von diesem Heiligen, wenn sie durch historische Kritik geläutert, auf Jahre zurückgeführt, und mit andern Angaben in Verbindung gebracht seyn wird, dürfte manchen neuen Anblick für die servische Geschichte sowohl, als für die Geschichte der Nachbarn gewähren. Raitsch erzählt sie ganz kurz aus dem Troadnik und Tzerostawnik; aber ein viel reichhaltiger Fragment steht in den russischen Annalen, und ganz in ihrer Vollkommenheit hat sie der Bischof Jossipowitsch von Pakratz herausgegeben (Wien 1794. 4.). Der Mann hat nicht nur zwey Reisen nach Constantinopel, sondern auch zuletzt eine nach Jerusalem und nach dem Berg Sinai unternommen, Servien mit dem orientalischen Reich in Verband gesetzt, die servische Hierarchie organisirt, die servische Krone aus Constantinopel mitgebracht, verschiedene Thronstreitigkeiten seiner Verwandten entschieden und verglichen, und seiner ganzen Herrscherfamilie den mönchischen Ton, zugleich aber feste Anhänglichkeit an Orientalismus, eingeprägt. Er starb ums J. 1240 in der Bulgarey. Von ihm muss der spätere Erzbischof Sawa wohl unterschieden werden. Im 5ten Kap. tritt Stephan, der zuerst gekrönte König, auf. Zuerst hatte er Händel mit seinem Bruder Volcan; letzterer wünschte vom Pabst den Königstitel; dies ward aber von Emerich, König in Ungern, hintertrieben, Serwien mit ungrischer Heeresmacht angegriffen (1203), Volcas oder Volcan, Hr. v. Dioclea dem ungrischen Scepter unterworfen und der Titel von Servien in die Reihe der ungrischen Titel gesetzt; auch Stephan wäre gedemüthigt worden, hätte nicht ein bulgarischer Einfall (statt dessen die Legende ein Wunder des heil. Saba anbringt) den Emerich zurückgerufen. Stephan aus Schrecken vor den Ungarn fing selbst mit dem Pabst Unterhandlungen um eine Krone an; so bald jedoch das ungrische Reich an der Geburt der Andreanischen goldnen Bulle kreisend, und daher innerlich zerrüttet, dem Stephan nicht mehr gefährlich schien, so wurde alles abgebrochen, und Volcan nebst Stephan regierten friedlich neben einander. Nach Volcans Tode soll laut Aussage der occidentalischen Schriftsteller, Stephan zum Pabst Honorius ums J. 1216 um eine Krone geschickt, und sie auch 1217 erhalten haben; die inländischen Schriftsteller wissen aber nicht nur nichts hievon, sondern sie melden vielmehr, dass Sawa zu Constantinopel gewesen, dort zum Patriarchen von Servien geweiht worden, eine Krone mitgebracht, und mit derselben seinen Bruder Stephan ums J. 1219 gekrönt habe. Nach diesen Daten muss sehr vieles bey Hn. Raitsch, der die ungrische Geschichte nicht sorgfältig genug verglichen hat, berichtigt werden. Das Todesjahr von Stephan setzt er ganz wahrscheinlich auf 1224. — Das 6te Kap. beschäftigt sich mit *Stephan Neeman* dem III auch *Chrapawii Kral* (weil er aus der Gurgel schnarchte) auch Rodaslaw als Prinz genannt. Er regierte 6 Jahre, führte glückliche Unternehmungen gegen Bulgaren, Griechen und Ungern aus, litt aber an einem Hauskreuz, an einem bösen Weibe, (der Tochter des Theodor Lascaris) ward verrückt nach Dyrrachium vertrieben, daselbst auf Anstiften seiner Frau, die sich mit dem dortigen Gouverneur verkuppelte, beynahe ermordet, und lebte dann noch bis 1236 im Kloster. Auch von seinem Bruder *Wladislaus* weiss das 7te Kap. wenig zu sagen. Er demüthigte den Joh. Angelus von Dyrrachium, führte Deutsche nach Servien, und mit ihnen den Bergbau ein, baute Kirchen, und besonders Mileschevo, das Kloster, wo des heil. Saba und seine eigene Gebeine bestattet wurden, und starb kinderlos nach einer siebenjährigen Regierung — also nach obiger Rechnung im J. 1237. Nach dem 8ten Kap. kam also der dritte Bruder, der *grosse Urosch*, zur Regierung. Er heirathete die Tochter Balduins II, Helena, baute das Kloster zu Sopotjan, und gab seinem Sohn Dragutin zur Frau die Schwester des Cumaner Ladislaus K. von Ungern, Namens Catharina, mit dem Versprechen, seinen Sohn mit der unabhängigen Herrschaft von ein paar Provinzen des serwischen Reichs zu beschenken, ungeachtet derselbe das Machower Banat zum Heirathsgut von Ladislaus erhalten hatte. Bey Gelegenheit einer andern Unterhandlung, wodurch der 2te Sohn Mihetin mit einer Byzantinischen Prinzessin versprochen werden sollte, beschreibt uns Pachymeres den ganzen servischen Hof, freylich auf eine nach Hn. Raitsch sehr falsche und verläumderische Art. — Als er sein Versprechen in Rücksicht des Dragutin nicht hielt: so liess Dragutin ungrische und cumanische Truppen kommen, und warf seinen Vater ums J. 1270 aus dem Reiche: worauf der alte Urosch bald, nämlich 1272 zu Dyrrachium starb. In dieser Zeit lebte auch Sawa der 2te Erzbischof von Servien, (nämlich der 4te Bruder des Urosch, Namens Predislaw, hatte den geistlichen Stand und Namen Sawa angenommen). Zufolge des 10ten Kap. erfreute sich Stephan Dragutin nicht lange seiner servischen Regierung; denn er fiel bey Jeletscho vom Pferde und brach den Fuss. Diesen Unfall schrieb sein Gewissen der Versündigung an seinem Vater zu; aus Busse trat er also seinem jüngern Bruder Mihetin ums J. 1275 das servische Reich ab, und begnügte sich mit Machow und Syrmien, indem er abwechselnd zu Belgrad und zu Dabratz wohnte. Von hieraus schickte er eine Gesandtschaft an Wasilei (Jaroslawitsch regierte 1271—1276) in Russland und Geschenke nach Jerusalem, verrichtete allerhand gute Werke im Mönchssinn, und zog endlich auf dem Sterbebett die Kutte an. Von seinen zwey Söhnen starb der jüngere Uroschitza, der ältere Wladislaw aber folgte in der Regierung von Syrmien und Machow.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. November 1797.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Novakowitsch, mit cyrillischen Buchstaben: *Istorija razyich slavenskich Nakodow* etc. d. i. *Geschichte der verschiedenen slavischen Völker* etc. von *Joh. Raitsch*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das lange X. Kap. begreift die Thaten des *Stephan Milutins*, der sich bey seiner Krönung auch Urosch den II. nennen liess. Er wendete mehrere Stürme, die ihm von Griechen und ihren Bundsvölkern, den Tataren (1282 folg.), angedroht wurden, ab, eroberte Skupi und andre griechische Städte, schützte zu verschiedenenmalen seinen Bruder Stephan Dragutin gegen dessen Feinde, besonders gegen die stolzen Bojaren zu Brelo, Namens Drman und Audelin, demüthigte den Sisman, Vojvoden von Widin, verheirathete seinen Sohn Stephan als abgetheilten Fürsten von Zerfk mit der Tochter des bulgarischen Zaars Smilza, verglich sich mit den Byzantinern durch eine Heirath mit der Simonej, schickte Andronik dem ältern serwische Hülfsvölker bis nach Natolien gegen *die Perser*, bereicherte das chilendarische Kloster mit mehr als 30 serwischen Dörfern, liess seinen rebellischen Sohn Stephan blenden (1307), da dieser aber nicht vollkommen geblendet, sondern nur etwas beschädigt, und durch die Geistlichkeit mit dem Vater ausgesöhnt wurde, setzte er ihn zum Fürsten von Budimi ein — und starb ums J. 1321. Nach dem Inhalt des XI Kap. behauptete sich *Stephan Urosch III* mit dem Beynamen Detkhanskii Kral gegen seinen Stiefbruder Constantin, wie auch gegen Wladislaw, Sohn des Stephan Dragutin, welcher bald darauf starb; einige Händel mit Mich. dem Zaar der Bulgarey glich er durch Gesandtschaften aus; nach dem Tode seiner ersten bulgarischen Gemahlin schritt er zur zweyten Ehe mit der Tochter des Wlaika Bassaraba, wlachisch zaplaninskischen Woiwoden, von welchem er einen Theil des nachmaligen Szörényck Banats zur Aussteuer erhielt. Hier legte er die Stadt Kralewo Banstwo an, heut zu Tage Krajowa genannt. Serwische Truppen halfen auch dem Bassaraba gegen Carl Robert v. Ungern im J. 1331. Als der bulgarische Zaar Michael sich noch zu keiner Ruhe begeben wollte: so schlug und tödtete ihn Urosch III am Strymon, und übergab das eroberte bulgarische Reich seiner Schwester Neda. Hierauf 1335 legte er eine Kirche und Kloster zu Dedtscham, beym Flusse Bistritza an den chwostanskischen Grenzen an, von welchen er auch den Beynamen erhalten hat. Die in dem bulgarischen Krieg bewiesene Tapferkeit seines Sohnes Stephan Duschan foderte eine Belohnung: sein Vater versprach ihm die Hälfte seines Reichs und die Krönung zum jüngern König; er gab ihm aber am Ende nur das zerskische Land. Hieraus folgte Krieg, Entthronung und Tod des Urosch im J. 1336. In diesen Schandthaten und Verbrechen, welche auf und um den Fürstenstul begangen wurden, gleicht die serwische Geschichte der russischen und andern slavischen Geschichten vollkommen. Das XII Kap. hat die Aufschrift: *Stephan Duschan der Starke, der erste Zaar.* Der Name Duschan, so wie der Name seines Bruders Duschitza, kommt von der Liebe der Aeltern her, und bedeutet gleichsam: liebe Seele. Fehlerhafte Abschreiber des Rodoslow von Daniel haben auch die türkische Namensform Duschman in die Geschichte bringen wollen. — Zwischen den Jahren 1337—1340 rückte er tief nach Griechenland bis vor Thessalonich, und verwüstete durch Reuterey die Gegenden von Constantinopel. In dem mit Andronik eingegangenen Frieden brachte er folgende Städte und Gebiete an sein Reich: 1) Achride: 2) Prilep, wo sich Duschan einen Pallast zur Wohnung erbauen liess. 3) Kosraz. 5) Strumitza. 5) Chlerin. 6) Sheleznatz. 7) Woden. 8) Tschermen. 9) Aweria. 10) Seres. 11) Trikala. 12) Jannina. 13) Chanina. Nach dem Frieden hielt Duschan eine grosse Kirchenversammlung zu Skupi, wobey der Nachfolger des indessen verstorbenen Erzbischofs Daniel Johanniskius II zum Patriarchen, Duschan selbst aber zum Kaiser (Zar) von Servien, Griechenland und Bulgarien erklärt wurde. Seinen 1338 mit der Helena Tochter von Joh. Kantakuzen erzeugten Sohn Urosch liess er zugleich als König und Thronfolger krönen, stiftete den Orden des heil. Stephans, und errichtete Hofamter nach der Manier des Constantinopolitaner Hofes. Die Kriege, welche Brankowitsch und Raitsch den Duschan im J. 1344 und 1346 mit Ludwig I von Ungern führen lassen, gehören ins J. 1354 folg. und hatten Grenzstreitigkeiten Duschans mit Stephan, Fürsten von Bosnien, Schwiegervater Ludwigs I, zum Grunde. Hingegen gab es Händel zwischen Duschan und dem Patriarchen zu Constantinopel Callistus. Ersterer wollte seinen Erzbischof und Patriarchen Sava IV unabhängig von letzterem wissen, letzterer schlug aber mit dem Bannstrahl drein; Duschan suchte die Sache reuig durch Gesandte zu vermitteln; allein da er auf dem Besitz der über das byzantinische Reich gemachten Eroberungen und des Kaisertitels bestand, so erlangte er keine Lossprechung, und so blieb die Sache bis zu den Zeiten des Fürsten Lazar, der für sich

sich und seine Vorfahren die Lossprechung erhielt. Um sich also bey der Geistlichkeit in Ansehen zu erhalten, bereisete er 1348 unter andern neuerlich von den Griechen eroberten Provinzen auch den Berg Athos, und beschenkte die dortigen Klöster auf das reichlichste. Die servischen Geschichtschreiber verschweigen, dass 1354 Duschan bey Gelegenheit des ungrischen Kriegs, um dessen los zu werden, Gesandte an den Pabst mit Anträgen des Uebertritts zur katholischen Kirche abgefertigt, und dadurch den Ludwig besänftiget habe; dass hierauf Thomas Bischof von Paeta, wirklich als päbstlicher Abgeordneter erschien; dass aber Stephan Duschan seinen Unterthanen verbot, dessen Gottesdienst zu besuchen, und Händel mit Thomas anfing, von dem er als Kaiser das Fusküssen verlangte, welches dieser verweigerte. Hingegen verschweigen die ungrischen Geschichtschreiber zu melden, dass Duschan seine Herrschaft bis an die Sau, (wo er die Stadt Wielopolsk wegnahm) ja tief in Istrien, ausgedehnt habe, welches Pachymeres bey *Stritter* II. p. 334 bestätigt. Man sieht hieraus ganz deutlich, wie viel noch durch unparteyische Bearbeiter in der serwischen Geschichte zu berichtigen übrig bleibt. Der junge Urosch wurde 1355 mit Helena, Tochter des blachozaplaninskischen Voivoden Wlaiko verheirathet; denn der König von Frankreich hatte einer servischen Hochzeitsgesandtschaft die Bedingung gesetzt, dass der Vater und Sohn den katholischen Glauben annehmen sollten. Die Eintheilung des servischen Reichs in Statthalterschaften unter Duschan, welche dem Reiche in der Folge Theilung und Verderben zuzog, hat Laonicus verzeichnet hinterlassen. Ein türkisches Heer, das seine Staaten beunruhigte, ward geschlagen, und er war eben mit 80000 Mann im J. 1357 auf dem Marsch gegen Constantinopel begriffen, um das griechische Reich sich zuzueignen, und es dann kräftiger gegen die Türken zu beschützen, als er am 18. December zu Diavoli starb. Unter seinem äusserst schwachen, allzuguten, und nicht einmal durch gute und getreue Räthe zu mehrerer Klugheit zu bringenden Sohn, Urosch V., mit welchem sich das XIII Kap. beschäftigt, fiel das servische Reich aus einander, während das türkische desto fester in Europa gegründet ward. Die Statthalter wurden unabhängige Selbstherrscher; besonders aber Wukaschin, (der Statthalter des ganzen Strichs von Pherae bis zur Donau) und Lazar Vojvode von Syrmien. Zuletzt musste der elende König an den Höfen seiner ehemaligen Unterthanen sich als Kostgänger aufhalten, und ward 1367 von Wukaschin auf dem Felde Kossowo, auf der Flucht nach Ragusa, mit einem Buzogány todt zur Erde niedergestreckt. Bey dieser Gelegenheit erwähnt Hr. *R.* er besitze ein Exemplar vom Maurourbin, mit handschriftlichen Randglossen des Ippeker Patriarchen Arsenius Joannowitsch, der sich aus der damals noch bestandenen Ippeker Patriarchalbibliothek seltene Kenntnisse der Geschichte seines Volks erworben, und eine und die andere Nachricht von Maurourbin am Rande berichtigt habe. — Mit Urosch V starb die männliche Linie der Neemaniden aus, welche 212 Jahr regiert hatte. Wukaschin, Sohn des Mznava Mörder des Urosch und eben dadurch Kral von Servien, (mit welchem das XIV Kap. den 2ten Band schliesst) vermochte den Glanz des Reichs nicht mehr herzustellen, denn er war des grossen türkischen Helden Solejmans Zeitgenosse. Nach einer serwischen Handschrift wollte Wlaiko, wlachischer Woiwode den Tod des Urosch seines Schwiegersohns an Wukaschin rächen, und hetzte daher den Araschimir König der Bulgarey, und durch diesen auch die Türken gegen die Serwier auf. Letztere hatten die Eifersucht der Türken schon dadurch vorzüglich erregt, dass Uglescha, Wukaschins Bruder, sogar Thessalonich eingenommen hatte. Wukaschin verlor die Schlacht am Flusse Tenakus, beym Dorfe Karamanlo, im J. 1271, und ward zum Lohn seiner an Urosch begangenen Mordthat ebenfalls von seinem Diener Nicolaus Arsojewitsch auf der Flucht ermordet. Nun war Servien der türkischen Wuth und den Greueln der Anarchie preis gegeben.

Wir glauben auch den *dritten Band* des Raitschischen Werks nicht besser anzeigen zu können, als durch eine concentrirte Darstellung seines Inhalts. Das *VIIIte Buch* umfasst die Regierung des Lazar von Servien und seiner Familie, von deren Genealogie sogleich das erste Kapitel Nachricht giebt. Diese Familie war der weibliche Zweig der Neemaniden, denn Militza, Lazars Gemahlin war Urarenkelin des ersten Neemann, Tochter des Bratko aus der volkanischen Linie. Lazar selbst stammte aus dem adlichen Geschlecht eines serwischen Hofbeamten Pribatz. Mit der Militza erzeugte er drey Söhne und fünf Töchter. Das zweyte Kap. beschreibt die Herstellung des serwischen Kaiserthums durch Lazar. Dieser Fürst von Syrmien, nach Lazars Tode Herr von Prischtschina, Nowobrdo u. s. w., und nach Besiegung des Nicolaus Altoman und Raditsch Brankowitsch, Herr von Dioklea, Dalmatien und Bosnien, ward 1376 zum Kaiser ausgerufen und gekrönt. Dass Lazar auch die Feste Belgrad besessen habe, ist aus Bonfin erweislich; dass aber zu Belgrad und also zu Lazars Gebiet auch der Temeswarer Banat gehört hätte, ist eine aus der Luft gegriffene Behauptung des Hn. Raitsch. Das dritte Kap. ist der Kaiserkrönung des Lazar eigens gewidmet. Zuerst liess Lazar durch den alten Mönch Isaias den Bann des Constantinop. Patriarchen, von dem oben die Rede war, aufheben, und dem Kalojohannes Paläologus versprechen, dass die Serwier nie wieder gegen die Griechen zu Felde ziehen wollten. An die Stelle des zweyten Sawa ward Ephraim zum neuen Patriarchen von Serwien gewählt. In Beyseyn der Constantinopolitanischen Gesandten wurde dann von diesem Ephraim die Krönung vollzogen. Ausländische Schriftsteller nennen den Lazar doch nur einen Despoten, ob er gleich nach seiner Krönung sogar kaiserliche Hofämter einführte. Das von ihm gebrauchte als Vignette im dritten Theile des Raitschischen Werks gestochene, und auch im Ungrischen von Windisch herausgegebenen Magazin von Hn. Bibliothekar Schönwiesner zu Pesth gründlich erläuterte Siegel

Siegel hat nur die Umschrift: durch Gottes Gnade rechtgläubiger Fürst (*Knez.*) Lazar von Serwien; und eine Schenkungsurkunde fürs chilendarische Kloster vom J. 1380 unterschrieb er: Im Gotte Jesus Christus rechtgläubiger und selbstherrschender Herr der Servier und der Donau Anwohner (*i podunawiju*) Stephan Fürst (*Knez*) Lazar. Es scheint also, dass er sich des Titels Tzar, der ihm nach den inländischen Annalisten bey der Krönung zugelegt worden, aus Bescheidenheit nicht bedient habe. Doch der neu errungene Glanz seiner Regierung dauerte auch nicht lange! Schon das IVte Kap. ist überschrieben vom Eintritte der Türken nach Servien. Weil Ludwig I. König von Ungern ungeachtet der öftern Bitten des Kaisers von Byzanz und des Papstes (in den Jahren 1373. 1374 u. 1375) wegen anderer venetianischer, österreichischer und neapolitanischer Zwistigkeiten den Türken keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzte, und auch Maria und Sigmund im Sturme innerer Aufbrausung sich kaum auf dem Throne erhalten konnten, so beschloss endlich Lazar von Serwien, der 1386 mit Murat einen schimpflichen Frieden eingehen musste, durch einen grosen Völkerbund den türkischen Fortschritten Einhalt zu thun. Er hatte die Helena, Tochter des mächtigen bey Sigmund vielgeltenden Bans von Machow Nic. Gara, geheirathet. Die Bosnier und Albaner hatte er ohnehin durch das drückende Gefühl und die Furcht des türkischen Jochs auf seiner Seite. Den Sigmund König von Ungern suchte er 1388 bey einer Zusammenkunft in Bosnien zur thätigen Hülfe zu bewegen; dieser war aber damals wie sonst von Geld entblösst. Dem Sisman, Fürst der Bulgaren gab er 1389 seine Tochter zur Ehe. Nichts desto weniger standen dem Lazar wirklich und thätig bey, bloss Stephan Twartko, Fürst von Bosnien und Wuk Brankowitsch, Herr von Ochrida Kastoria, Prilesbus und den andern macedonischen Städten, Lazars Eydam. So wurde am 15 Jun. 1389 die blutige Schlacht bey Cossowo, auf dem Amselfelde geliefert, deren Verlauf das fünfte Kap. enthält. Milosch Kobilitsch, Lazars Eydam und General, verstellt sich, als überlaufe er mit seinen vertrauten Freunden zu den Türken, ersticht den Murat, flieht, wird aber im Fliehen niedergehauen. Die türkischen Hofbeamten und Generale verbergen Murats Tod; in der Schlacht steigt Lazar auf ein frisches Pferd; während des Absteigens sehn ihn seine entferntern Schaaren nicht, sie glauben, er sey todt, drehen dem Feinde den Rücken; der Feind dringt gewaltsam ein, Lazar selbst muss fliehen, und wird getödtet. So ein geringfügiger Umstand entschied also samt dem verrätherischen Davonlaufen des Wuk Brankowitsch das Schicksal groser Länder und einer Schlacht, in welcher nach dem Tzarostawnik gegen 300000 Türken, 100000 Serwier stritten. In dem sechsten Kap. finden wir die nach Lazars Tod erfolgten Veränderungen des serwischen Staats, und das Aufkommen der Familie der Brankowitschen. Nach langem Zwist verglichen sich Lazars Hinterlassene dahin, dass seine Wittwe Militza mit ihren drey Söhnen Stephan, Wuk und Lazar den einen, und Wuk Brankowitsch den andern Theil des Reichs inne haben sollte. Auf Einrathen der Geistlichkeit verheirathete Militza ihre Tochter Milewa mit Bajazeth, um die Ruhe ihres Landes vor den Türken zu sichern. Allein bald musste ihr Sohn Stephan Lazarewitsch, und zwar alle Jahre mit serwischen Truppen zu Bajazeths Heer stossen, und ihm gegen christliche Fürsten dienen. Zur Vergeltung liess Bajazeth den Wuk Brankowitsch ermorden, und schenkte sein Gebiet der Wittwe Militza, welche es jedoch wieder ihrer Tochter Mara, Wittwe des Wuk abtrat. So mussten beide von Weibern beherrschte Theile Serviens dem Bajazeth dienen. Die Brankowitschen stammen ab von einem tapfern Bojaren Branko, Sohn des Mladen (den Laonicus Plakid nennt); daher nannte sich Wuk Brankos Sohn auch zuweilen Mladenowitsch. Letzterer hinterliess drey Söhne: Gregor, Georg und Lazar. Indessen bezwang Bajazeth die Bulgarey, 1395 grif er am 10 Oct. den walachischen Wojwoden Joh. Myrtscha an, verlor aber in dieser Schlacht bey Rovini viel Volks. Bald darauf, am 28 Sept. 1396 fiel die Schlacht bey Nicopel vor. Das siebente Kap. unterhält den Leser vom Despoten Stephan Lazarwitsch, welcher 38 Jahre hindurch theils mit seiner Mutter, theils allein regierte. In der Schlacht mit Tamerlan 1402 war er und die meisten serwischen Prinzen mit 10000 Lanzenträgern aus Serwien zugegen. Auf dem Rückweg war er zu Constantinopel bey dem Schattenkaiser von Byzanz Manuel Palaeologus, von dem er sich auch den Despotentitel ertheilen liess. Bey seiner Nachhausekunft zerfiel Stephan bald mit Georg Brankowitsch, den Sulejmans Truppen unterstützten; endlich musste Sulejman selbst unter diesen christlichen verwandten Fürsten den Frieden herstellen. Mit seiner Gemahlin Helena Cantacuzena, die er 1403 sich beylegte, erzeugte Stephan keine Kinder. Im Frieden bereiste er dann sein Land, nahm den Türken einige Städte, und den Ungern Belgrad weg; befestigte und verschönerte das Letztere, mit Pallästen und mit der Kirche des heil. Nicolaus. Auch bestellte er daselbst einen Erzbischof, der Exarch von ganz Serwien heissen sollte. Im J. 1405 starb seine Mutter Militza, und Stephan ward selbstherrschender Despot. Einige Zeit lang beschäftigte er sich mit nichts, als Kirchen- und Klösterbau, worüber ihn die serwischen Mönchsannalisten mit Lobsprüchen überhäufen. Aus einigen Worten des Tzarostawnik will Hr. *R.* schliessen, dass es damals in Serwien eine repräsentative Regierungsform, und zwar nach englischer Art sogar ein Oberhaus und Unterhaus, gegeben; allein hier verblendet ihn seine Nationalvorliebe. Nach dem einfachen Sinne der Worte pflegte sich der Fürst im innersten Gemach mit seinen Räthen zu berathschlagen. Im Vorzimmer standen die Secretäre und Schreiber, welche die beschlossenen Befehle und Anordnungen anhörten, (vielleicht zu Papier brachten) und dann zu den aussen stehenden und wartenden Couriers oder mindern Magistratspersonen hingingen, und die Vollziehung jener Befehle einleiteten. Im acht. Kap. lesen wir wieder nichts,

als von innern Kriegen und deren traurigen Folgen. Stephans Bruder Wuk verwüstete Serwien mit türkischen Truppen, und musste endlich mit einem halben Theil des Reichs zufrieden gestellt werden (ums J. 1408, 1409.). In den Kriegen zwischen Musa und Solejman, hielt es Stephan mit dem erstern, Wuk mit dem letztern. Musa der Sieger liess sodann den Wuk und Lazar, und den Lazar Brankowitsch, samt ihrer ganzen Familie vertilgen; nur den Georg Brankowitsch, Stephans Feind liess er übrig, um durch ihn den Stephan zu stürzen. In wie fern dies gelungen sey, erörtert das neunte Kap. Georg Brankowitsch sah ein, dass die Reihe des Verderbens auch an ihn kommen würde, wenn er sich zu türkischen Absichten brauchen liesse: er versöhnte sich mit Stephan; darüber wurden beide von Musa angegriffen und ihnen die Städte Kruschewatz, Stolak, Petrus, Koprijan, Blwan und Lipowatz, auch Smederewo abgenommen. Stephan liess daher dem Mahomet, vierten Sohn Bajazeths, als er aus Asien gegen seinen Bruder Musa anzog, durch Georg Brankowitsch Hülfstruppen zuführen, wofür er sodann bey Mahomet (starb 1421) in Gnade stand, (kleine Händel im J. 1420 ausgenommen). Auch bey den folgenden Irrungen des türkischen Reichs hatte Stephan das Glück, die obsiegende Partey des Murat ergriffen zu haben. So konnte Stephan 1427 ruhig am Podagra sterben und noch bey Lebzeiten den Georg Brankowitsch zum Herrscher von Serwien bestellen. So verschwand das Lazarische Haus; so hob sich das *Brankowitzische* auf den serwischen Despotenstuhl.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VOLKSSCHRIFTEN.

Gera, in der Volkszeitungs-Expedition: *Versuch eines Erziehungsbuchs für deutsche Bürger und Landleute*, von *Christoph Gottlieb Steinbeck*. Erstes Bändchen. 1796. 172 S. 8.

Was das bekannte Salzmannische Krebsbüchlein für die gebildetern Stände ist, das soll dieses für den Bürger und Bauer seyn: und wenn nur erst die deutschen Bürger und Landleute in ihrer Cultur so weit gekommen seyn werden, dass sie sich unter Erziehung (Kinderzucht nennen sie's gewöhnlich, als Analogon von Viehzucht) etwas mehr vorstellen, als die Sorge für die körperlichen Bedürfnisse der Kinder und die Ausübung des Rechts, das sie zu haben meynen, das schwache Geschöpf ihren Unwillen fühlen zu lassen; dass sie die Erziehung der Kinder als absichtliches Geschäft mit vernünftiger Ueberlegung zu treiben sich vornehmen; dass sie schriftliche Anweisungen dazu lesen und verstehen; wenn unser deutsches Volk von Menschenbildung einen Begriff haben und das Vorurtheil ablegen wird, dass derjenige, der seine Kinder nur fleissig in die Schule jagt, schon seiner ganzen Erziehungspflicht genug thue; alsdann wird die vor uns liegende Schrift ganz sicherlich ausgebreiteten Nutzen schaffen. Man kennt die dem Hn. *St.* eigene Gabe der Deutlichkeit und Popularität im Vortrage, die ihn ganz vorzüglich zum Volkslehrer qualificirt. Wer *ihn* nicht versteht, der kann schlechterdings gar kein Buch lesen. Er hatte also wohl vollkommenen innern Beruf zu Erziehung der Volkskinder Anleitung zu geben, und erfüllet ihn auf eine Art, der kein Sachverständiger seinen Beyfall versagen wird. Dieses erste Bändchen ist bestimmt, die gewöhnlichen Fehler in der Kinderbehandlung zu rügen, zeigt daher in sechszehen Gesprächen zwischen einem Prediger und Dorfrichter, wodurch viele Aeltern die Liebe, das Zutrauen und die Achtung ihrer Kinder verlieren; wie Aeltern selbst daran Schuld seyn, dass ihre Kinder feindselige, unverträgliche, lieblose, grausame und rachgierige, neidische und schadenfrohe, verlogene, verläumderische, naschhafte und diebische, gefrässige, abergläubisch furchtsame, eigensinnige und trotzige Menschen werden; wodurch Aeltern ihre Kinder für die Welt unbrauchbar und dadurch unglücklich — wodurch sie ihnen endlich die Religion verhasst machen. Alles wahr und klar! Dass der Vf. seinen Dorfrichter wie einen Mann vom Dorfe sprechen lässt; darüber hat er Rec. Tadel gewiss nicht zu besorgen: vielmehr findet dieser den Vortrag des Bauers immer noch oft zu periodisch und zu künstlich. Indessen kommen einige allzupöbelhafte Ausdrücke vor, z. B. der Vater *karbatschte* die Tochter, dass sie hätte mögen *Baumöl geben*; der Junge hätte *ochsendumm* seyn müssen etc. welche, der Popularität unbeschadet, weg seyn könnten.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Der fünfte Abschnitt des hannöverischen Katechismus, oder die Lehre von der Heiligung des Menschen, in vier Bibellehren über die Gleichnissrede vom verlohrnen Sohne erklärt und erläutert, nebst einer ausführlichen Katechisation über die Lehre von der Erkenntniss Gottes aus der Natur*, von *A. L. Eckard*. 2te Ausg. 1797. 127 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 117.)

Leipzig, b. Rabenhorst: *Toricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien.* Aus dem Englischen übersetzt. Unveränderte Ausgabe. 1 B. 172 S. 2 B. 170 S. 3 B. 144 S. 4 B. 188 S. 1797. 8. (2 Rthlr.) Ist bloss wegen der Veränderung des Verlegers mit einem Titelblatte versehen. Die erste Auflage erschien bey Cramer in Bremen 1776 u. 1777.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. November 1797.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Novakowitfch, mit cyrillifchen Buchftaben: *Iftorija razyich flavenfkich Nakodew* etc. d. i. *Gefchichte der verfchiedenen flavifchen Völker* etc. von *Joh. Raitfch* etc.

(Fortfetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.)

Die Gefchichte des Brankowitfchifchen Haufes, welche meift aus dem Werke des Abkömmlings diefer Familie, des obenerwähnten Grafen Brankowitfch, genommen ift, macht den Inhalt des IXten Buchs aus und geht von 1427 — 1468. Das erfte Kapitel macht uns mit der Familie des erften Georg Brankowitfch bekannt. Von feiner Frau Irene, Schwefter des Joh. Paläologus, mit welcher er fich 1415 ehelich verband, erzeugte er 3 Söhne, Gregor, Stephan, Lazar und zwey Töchter Catharina und Mara. Catharina heirathete 1430 den Grafen Ulrich von Cilley, und Mara im J. 1435 den Murat. Im 2ten Kap. erfahren wir das Nähere von dem Benehmen des Georg Brankowitfch auf dem Defpotenftuhl. Murat, welcher von weiblicher Seite her auch Anfprüche auf Servien machte, und Krufchewatz, Holubatz erobert, auch Srebrai belagert hatte, ftand nur gegen Tributsverfprechungen ab. Als die Türken 1433 in Albanien und in der Herzegowina neue, wiewohl noch vergebliche, Eroberungsverfuche machten, und Sigmund K. von Ungern zur Sicherheit feines Reichs Belgrad zu haben wünfchte, fo gefchah der bekannte Taufch, wodurch Georg I für Belgrad Familiengüter in Ungern erhielt, die ihm, wenn er auch aus Servien verdrängt würde, fichre Einkünfte gewähren follten. Gleich nach Sigmunds Tod 1436 wurde er wirklich von Murat angegriffen, und mufste ihn durch Verheirathung feiner Tochter Mara und durch Hingebung feines Sohns Stephan, als Geiffel, befänftigen. Im 3ten Kap. begleiten wir den Georg Brankowitfch auf feinen Reifen. Murat wollte nur durch feine Heirath feinen Anfprüchen auf Servien mehr Schein geben, und unter dem Vorwand, dafs Georg I den Defpotentitel von feinem Feinde Joh. Paläologus angenommen habe, foderte er Smederew, um von da aus defto beffer gegen Albert I, König von Ungern, zu Felde ziehen zu können. Georg liefs feinen Sohn Gregor als Commendanten von Smederew zurück, und entfloh nach Ungern. Schon damals folgten ihm mehrere Raitzen oder Servier nach Ungern, wo fie 1440 von Wladiflaw ein befonderes Privilegium erhielten (auf das fie fich fpäter unter Leopold I beriefen), auch Janopol und andre Oerter an der Theifs anlegten. Smederew (*Semendria*) mufste fich ergeben; dem Gregor wurden für feine tapfere Gegenwehr, fo wie zugleich dem als Geiffel bey Murat befindlichen Stephan, von den Türken die Augen 1441 ausgeftochen. Da Georg I in der Verwirrung des Reichs nach Alberts Tod keine ungrifche Hülfe hoffen konnte, reifte er zu Schiffe nach Antibar, und da ihn hier die Einwohner an Murat verkaufen wollten, nach Budna, und endlich zu mehrerer Sicherheit nach Dubrownik (d. h. Ragufa), wo er 10 Millionen Gulden in dem öffentlichen Schatz zur Verwahrung niedergelegt haben foll. Aber auch die Ragufaner mufsten, um vor Murat Ruhe zu haben, dem Georg den Zufluchtsort aufkündigen. Seinen Schatz nahm er mit, aber manche fervifche Familienurkunde und das ganze Archiv des Defpoten foll da geblieben feyn. Zufolge des 4ten Kap. kam er nach Ungern, und bewog den König Vladislaus durch Zureden und Geld zum Krieg gegen die Türken: er vermittelte aber auch den unzeitigen Frieden von Szegedin mit den Türken, indem diefe im Orient bedrängt, dem Georg die Zurückftellung von Servien, dem Hunyad aber für die Ranzionirung des Carambegs 40000 Ducaten verfprachen; überdies wollte Georg feine ungrifchen Befitzungen an Hunyad abgeben, wofern Georg fein Servien und feine gefangenen Söhne wieder erhielte. Durch diefen Frieden wurden folgende fervifche Städte nebft der Hauptftadt Smederew von den Türken wiedergegeben: Holubatz, Zernow, Krufchewatz, Kowin, Severin, Nowobrdo, Srebornik, Oftrowatz, Surin, Koznik, Ropichan, Prokop, Lafkow und Zelengrad. In der Schlacht bey Varna 1444 war Georg nach dem 5ten Kap. mit zugegen; (welches nach ungrifchen Nachrichten fich nicht beftätigt; wohl aber jenes, dafs er fchon damals an Murat alles verrieth) nach Maurourbins Befchuldigung foll er Schuld an dem Verluft derfelben tragen; aber die Folge der Schlacht war, dafs er Servien verlor, und nur nach vielen Bitten und Tractaten 1446 von Murat als deffen Statthalter wieder eingefetzt wurde. Als Joh. Hunyad wieder gegen die Türken zog und 1448 die Schlacht im Felde Koffowo verlor, fo war Georg, der nicht unter Hunyad ftehen wollte, nicht nur nicht dabey, fondern hatte vielmehr zum voraus dem Murat alle Zurüftungen verrathen. Beyläufig wird S. 195. die Lage des Feldes Koffowo gefchildert. Die Vermeffenheit, dafs Georg den Hunyad fogar auf feiner Flucht anhielt, hatte jene Bedrängung Serviens von Ungern einerfeits und von Murat andrerfeits zur Folge, von welcher das 4te Kap. fpricht. Von kriegerifchen Unterneh-

nehmungen des Hunyad bey Kruschewatz und Widin, die S. 207. vorkommen und beym J. 1449 oder 1450 angesetzt werden, wissen die ungrischen Annalen nichts, aus welchen wohl sehr vieles in dieser Periode der Raitschischen Geschichte zu verbessern seyn wird. 1454 nach Constantinopels Eroberung griff Murat II Belgrad und Smederew vergeblich an: Hunyad war der Retter. 1455 nahm er hingegen die am Flusse Sitnitza liegenden Städte Novobrdo, Bicher und die Residenz des Georg, Prisren, weg. Seine 2te Reise nach Ungern, seine Bitten um Hülfe, die darauf vorgefallenen Hunyadischen Kriegsvorfälle und Georgs Tod 1457 machen den Inhalt des 7ten Kap. aus. Georg entzweyte sich wegen Grenzstreits mit Mich. Szilagyi Commendanten von Belgrad, und wollte ihn hinterlistig überfallen, wurde aber vielmehr von seinen Leuten überrumpelt, verlor im Gefecht zwey Finger der rechten Hand, mit denen er oft falsch geschworen hatte, kaufte sich los, und starb wegen Alter und Blutverlustes am 24. Dec. Was auch immer für Lob Brankowitsch und Raitsch ihm ins Grab nachschicken wollen; so kann er doch nie den Ruhm eines ehrlichen Mannes, ja nicht einmal eines klugen und seine Pflicht kennenden und ausübenden Fürsten, erhalten: indem er sich gar oft zwischen zwey Stühle gesetzt hat. Die Ueberschrift des 8ten Kap. kündigt uns eine sehr kurze Regierung des Despoten Lazar Georgiewitsch an. Nach Georgs Tod nahm Irene das Ruder in die Hand, und wollte es hauptsächlich durch den ältesten Sohn Georgs, Namens Stephan, geführt wissen. Da aber dieser geblendet war: so verjagte ihn der jüngste Sohn Lazar. Gregor und Stephan mit vielem entwendeten Gelde flohen zu Mahomet II; erhielten aber keine Hülfe, weil Mahomet selbst nach dem eignen Besitz von Servien strebte: darüber ward Gregor Mönch im chilendarischen Kloster und Stephan floh (nach Dufresne und Maurourbin) ins Albanische, wo er heirathete. Gregor hinterliess drey Söhne, Wuk, Lazar und Gregor. Nach einigen hatte er nur einen Sohn Wuk, von der Thekla oder Theodora Kantakuzena, Tochter des Despoten von Epirus, Matthäus Kantakuzenus, aber Graf Brankowitsch, dessen Abstammung hierauf beruht, giebt ihm 3 Söhne. Lazar vergiftete sogar seine Mutter Irene. Nicht lang genoss er die Früchte des Verbrechens; er starb 1458. Lazar hatte mit Helena, Tochter des Thomas Paläologus, Despoten von Morea, 3 Töchter erzeugt; wovon Maria die älteste an Stephan, K. von Bosnien, die zweyte Irene nach Brankowitsch an Demetrius Jaxich, und die dritte Militza an Nagul Bazarathitscho, Wlachischzaplaninskischen Wojwoden, verheirathet war. Diese Heirathen hatten Einfluss auf die Veränderungen, welche sich laut des 9ten Kap. nach Lazars Tode in Servien zutrugen. Ein Theil der Servier blieb der Wittib Helena treu, ein andrer wählte sich einen gewissen Michael Abogowitsch, vormals Feldherrn des Fürsten Lazar. Nach einer kaum zweymonatlichen Regierung liess Helena den Lazar am letzten März 1459 mit List fangen und nach Ungern abführen. Ueber der hieraus in Servien entstandenen Uneinigkeit nahm Mahomed Smederew weg, und unterwarf sich 1459 bald ganz Servien. Noch einen Versuch zur Befreyung Serviens machte 1461 Stephan, Georgs geblendeter zweyter Sohn, der die Angelina, Tochter des Arbanitischen Fürsten Georg geheirathet, aber das Unglück hatte, von den Serviern selbst, die nun lieber den Türken dienen, als ferner unglücklich wider sie streiten wollten, vertrieben zu werden. Er starb 1468 in Italien und hinterliess zwey Söhne Georg, (der 1485 zu Kupinnik in Servien Mönch, und als nachmaliger Erzbischof Maxim genannt ward) und Johannes, auch nach Dufresne eine Tochter Angelina. Seine Wittwe und Kinder verfügten sich nach Ungern. 1463 ging auch Bosnien mit seinem 7ten und letzten König, Stephan Kristitsch, zu Grunde.

Bis hieher war bey diesem für Deutsche unverständlichen Buch ein längerer Inhaltsauszug nöthig, um das Publicum in Stand zu setzen, über den wahren Werth desselben zu urtheilen. Und in der That man darf was immer für ein Kapitel des Raitsch nach dem hier kurz angegebenen Inhalte mit Gebhardis Geschichte von Servien (im 3ten Theile der Geschichte des Reichs Hungarn 1781. 8.) vergleichen; so wird man das viele Neue und Richtigere, was der künftige Geschichtschreiber dieser Länder aus Raitsch schöpfen kann, bald übersehen. Man wird ferner bald zugeben, dass die servische Geschichte durch einen ordentlichern und lichtvollern Vortrag derselben weit mehr Interesse gewinnen könne, als sie bisher gehabt hat. Man wird aber auch endlich begreifen, dass zur Bearbeitung des Raitsch selbst sehr viel Kritik und besonders Bekanntschaft mit der ungrischen Geschichte gehört. Rec. liest so eben im 40ten Bande der Allg. Weltgeschichte, in 4to., dass Hr. von Engel, k. k. Censor zu Wien, im 2ten Theile dieses Bandes eine illyrische Geschichte nach Raitsch, für Deutsche bearbeitet, verspricht; der Erfolg wird zeigen, in wiefern er den in gegenwärtiger Recension aufgestellten Foderungen Genüge leisten werde. Das noch übrige von jener Zeitperiode, wo Serviens Selbstständigkeit verloren, und die Nation zum Theil in Ungern ansässig wurde, können wir sehr kurz zusammenfassen, da die Begebenheiten neuerer Zeit auch ohne Brankowitsch und servische Chroniken bekannt und richtiger, als ältere Vorgänge dargestellt sind.

Das Xte Buch hat den Titel: vom Aufenthalt der Servier in Ungern bis Ferd. I, und das 1te Kap. von Einwanderung der Servier nach Ungern, von ihrer Vertheilung und von ihren Fürsten. Die Servier oder Rascier, durch Wortverdrehung Raitzen oder gar Ratzen genannt, die dem Stephan Brankowitsch nach Ungern gefolgt waren, blieben daselbst auch nach seiner Uebersiedlung nach Italien, und bevölkerten hauptsächlich das sogenannte Syrmien. Unter ihnen thaten sich hervor Wuk Brankowitsch (bey Bonfin Lupus), Commendant zu Talankemen, von dessen Genealogie beym 9ten Kap. des IX. Buchs geredet worden, ferner Paul, nach Bonfin ein Verwandter des vorigen, von dessen Genealogie aber Graf Bran-

Brankowitsch in seiner Geschichte keine Auskunft giebt. Er war Commendant von Temeswar und von der Herrschaft Janopol, und hiess bey den Ungern Paul Kinisius (verdreht vom Rascischen Knez), der sich von einem gemeinen Mann so hoch heraufgeschwungen haben soll. Weiter Wladislaw (Sohn des Herzogs Stephan), der sich selbst einen Fürsten des Landes am Meer, Herrscher von Zacholmien und Bewahrer oder Beschützer des Grabes vom heil. Sawa schrieb, kurzweg aber Fürst der Hertzegowina (vor Zeiten hiess dies Land Kudwerga, und bekam den Namen Hertzegowina erst vom Herzog Stephan) genannt ward, endlich Demetrius Jaxich, Eidam des ehemaligen Despoten Lazar, von dessen Vorfahren Cromer schon beym J. 1140 spricht. Das 2te Kap. handelt von der Erwählung des Wuk zum Despoten, und von den ersten Grossthaten der servischen Tapferkeit. Matthias Corvinus erlaubte 1471, dass Wuk, als sein Vasall den Rascischen Despotentitel annahm, wogegen ihm die Servier auch in seinen böhmischen, polnischen, österreichischen Kriegen dienten. Wuk erhielt für seine Tapferkeit das Schloss Fejeskö zum Geschenk, (welches einige für den sonstigen Namen von Salankemen halten. So viel ist sicher, dass Kirchen und Mauern zu Salankemen noch von Wuk herrühren.) Wladislaw, Fürst der Hertzegowina, handelte hingegen wider das Interesse des ungrischen Reichs, da er bey Anwachs der Türkengefahr Wischia, ein hohes Bergschloss bey Tzetina den Venetianern verkaufte. Das 3te Kap. handelt von ganz bekannten Gegenständen, nämlich von Matthias Siegen über die Türken, seiner Belagerung von Wien u. s. w. So z. E. 1477 verwüstete Wuk die Städte Sarajewo und Srebrnik, und brachte die Beute nach Belgrad. Ein so grosser Kopf, als Matthias war, fesselte die Servier auch dadurch ans Reich, dass er sie 1481 Reichstagsmässig von Entrichtung der Zehnten an die katholische Geistlichkeit enthob. Das 4te Kap. zählt besondere tapfere Thaten des Despoten Wuk, des Paul Kinis Comes von Temes, und des Demetrius Jaxich auf, und das 5te giebt Nachricht von dem Tode des Wuk und des Paul Kinis. Letzterer starb bekanntlich 1494 und bekam zu seinem Nachfolger seinen Zögling Josa von Som. Auch diesen macht Graf Brankowitsch zu einem Brankowitschen und zu einem Verwandten des Paul Kinisius. Wuk starb in Salankemen 1497. In dem Titel eines Despoten folgte ihm nach dem 6ten Kap. Johann, Sohn des Stephan Brankowitsch, dessen Bruder Georg unter dem Klosternamen Maxim zugleich servischer Erzbischof in Syrmien war. Johann heirathete die Helena, Tochter des Jaxich, und erzeugte mit ihr eine Tochter, die hernach einem Frangepan zu Theil ward. Mit ihm erlosch also der Despotenstamm, als er 15 3 zu Kupinnik in Syrmien starb. Das 7te Kap. beschreibt die Thaten des Metropoliten Maxim und das Ende der Despotenwürde. Wegen annähernder Türkengefahr siedelte sich Maxim in die Walachey, brachte die Gebeine seiner Vorfahren mit, und wurde vom Wojwoden Radul als Erzbischof erkannt. Hier stiftete er Frieden zwischen Radul und Bogdan von der Moldau; hingegen Michna, Raduls Nachfolger, konnte den Maxim nicht leiden, und letzterer, unter dem Vorwand, zwischen Michna und Vladislaus von Ungern ein Bündniss zu stiften, reiste nach Ungern, that aber seinem Auftrag als Gesandter nur schriftlich Genüge, und lebte auf den Gütern des Jaxich zu Kneschedol ums J. 1510 f., wo er ein Kloster anlegte. Nagul Bassarabitsch, Michnas Nachfolger, rief den Maxim wieder als Erzbischof in die Walachey, und verheirathete sich mit Militza, Lazars Tochter (VIII. B. 8. Kap.), welche Maxim bey sich erzog. Nachdem er hier zwey Klöster, Artschshisch und Dindal, gestiftet hatte, legte er den Erzbischofsstab ab, kehrte nach Kruschedol zurück und starb dort 1516 den 18. Jan. als Mönch. Brankowitsch jammert über die im Banat und in Syrmien auf Antrieb des Verbötzius eingeführte ungrische Comitatsverfassung, wodurch auch der letzte Anschein abgesonderter Nationalexistenz erloschen sey: und Raitsch klagt über das Herabkommen und die darauf folgende Vernichtung des Despotentitels. Ein unpartheyischer muss beides bey der erfolgten Wendung der Umstände, und nach Zerstörung des servischen Reichs als dem wahren Interesse des ungrischen Reichs, angemessen ansehen: und in einem andern Sinne muss ein Kosmopolit die Vertilgung der Despotenbenennung und Gewalt auf dem ganzen Erdkreise wünschen. Nach dem 8ten Kap. führte Johanns Wittwe, Helena, eine Zeitlang den Titel einer Despotin, hielt sich aber wegen Türkengefahr auf der dem Marcus Jaxich gehörigen Herrschaft Janopol, namentlich zu Világosvár auf. 1521 ging Belgrad an die Türken verloren: Raitsch vertheidigt die Servier gegen die Beschuldigung des Tubero, als ob sie daran Schuld wären. Die Servier wurden nun auch aus Syrmien etc. von den Türken weggedrückt; nichts desto weniger wanderten von Zeit zu Zeit neue servische Kolonisten aus Rascien nach Ungern ein, wie z. E. 1522 die 5 Brüder Bohich. Das 9te Kap. schliesst mit der Schlacht bey Mohatsch und mit der nachfolgenden Verwüstung Ungerns.

(*Der Beschluss folgt.*)

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Grammatisch-kritisches Handbuch* für angehende Lehrer in der lateinischen Sprache. 1796. VI u. 362 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Buchs, der sich hinter der Vorrede nur mit den Anfangsbuchstaben unterzeichnet, ist, wie wir zu seiner Ehre hier anzeigen, der Rector *Meiner* in Langensalze, dessen lateinische Uebersetzung des Gesundheitskatechismus im vorigen Jahrg. der A. L. Z. Nr. 269. recensirt worden. Er zeigt sich hier als einen würdigen Nachfolger seines Vaters, des Vf. der philosophischen Sprachlehre, als einen gelehrten Kenner der alten Grammatiker, des Varro, Priscian, Diomed etc., als einen selbstdenkenden Sprachforscher und als einen Schulmann, der die Bedürf-

dürfnisse der Latein lernenden Jugend kennt und ihnen abzuhelfen versteht. Des Vf. Hauptzweck scheint gewesen zu seyn, Schullehrern, um ihnen die zu eignen Ausarbeitungen erfoderliche Zeit zu ersparen, eine Sammlung ächt lateinischer Aufsätze in die Hände zu geben, die sie zu Stilübungen benutzen, d. h. deutsch dictiren und ins lateinische übersetzen lassen könnten. Der Vf. hat zu dem Ende in 2 Abschnitten theils belustigende Anekdoten, theils kleinere und grössere moralische Aufsätze und Erzählungen aus bewährten deutschen Schriftstellern übertragen. Von dem classischen Gehalt jeder hier gebrauchten Redensart giebt ein folgendes Hauptstück Rechenschaft, worinn alles mit Stellen belegt, aber auch zugleich nach Anleitung des Erasmus *de copia verborum*, angegeben wird, wie man dieselben Begriffe auf mannichfaltige Weise im Lateinischen ausdrücken und Abwechslung anbringen könne. Der Begriff des classischen Lateins ist jedoch bey dem Vf. sehr weit, indem er nicht nur von dem gesammten Sprachschatze der Römer bis auf die Zeiten des verdorbenen Lateins herunter, Gebrauch macht, sondern auch sogar *Ernesti's* Schriften häufig als Autorität anführt. Jetzt folgen noch eine Reihe von Aufsätzen, die von theils grösserm theils geringerm Belang für die lateinische Sprachlehre sind, erstlich ein Verzeichniss von vermeynten Germanismen, deren ächtes Latein aber aus Stellen der Alten beurkundet wird, dann von wahren Germanismen, hierauf eine Sammlung der oft für verdächtig gehaltnen Adjectiven auf *tilis* und *bilis* und der weiblichen Substantiven auf *rix* und *trix*. Hier finden wir *motrix* bloss auf Ernesti's Ansehen aufgenommen. Den bey weitem erheblichsten Theil dieser Schrift macht aber die Auseinandersetzung der wichtigsten Regeln der lateinischen Grammatik aus, wobey der Vf. von der Philosophie der Sprache ausgeht und die Analogie der deutschen Sprache zu Hülfe nimmt. Für Jünglinge, die schon ans Denken gewöhnt sind oder einigen logischen Unterricht genossen haben, ist hier alles aufs Klärste auseinandergesetzt und grosse Erleichterung in die Methode des Sprachstudiums gebracht. Den Abschnitt vom Zeitwort hat der Vf. verhältnissmässig am ausführlichsten abgehandelt, und in ihm finden sich vorzüglich neue Vorstellungen und Ansichten, und viele Berichtigungen herkömmlicher Begriffe.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Entwurf zum ersten Unterricht in der Religion für Kinder, nebst einem Anhang(e) einiger Gebete und Lieder für Kinder*, von *Rudolph Jänisch*, hochdeutschen Prediger an der lutherischen Gemeine zu Amsterdam. 1796. 86 S. 8. — Die Behauptungen des Hn. J., dass man Kindern im ersten Unterrichte nicht alles vortragen dürfe, was Erwachsene von Religion zu wissen nöthig haben; und dass man die Begriffe zwar nicht mit philosophischer Strenge bestimmen, aber dessen ungeachtet sich der grösstmöglichen Deutlichkeit befleissigen müsse, sind zuverlässig sehr richtig. Dem zufolge hat er in dieses Lehrbuch nichts von Dreyeinigkeit, von Inspiration, von Erbsünde, von Vereinigung der beiden Naturen in Christo, von der Gottheit Christi u. dgl. m. aufgenommen, nicht als wenn er die Wahrheit dieser Lehren leugnete, sondern weil sie, seiner Meynung nach, in den ersten Religionsunterricht nicht gehören. Mit Recht fodert er daher, dass man es mit der Entscheidung über seine Rechtgläubigkeit anstehen lasse, bis er ein besonderes Buch für Confirmanden werde herausgegeben haben. Er erkläre sich darin über eben genannte Kirchen- und Conciliendogmen, wie er wolle; Rec. ist, für seine Person, vollkommen überzeugt, dass sie nur in die Schulen der Theologen, nicht in den eigentlichen Volksunterricht gehören. — Dieses vor uns liegende Büchelchen enthält einen zweckmässigen Religionsunterricht, in guter Ordnung vorgetragen: aber zu schwer dürfte es für Anfänger immer noch seyn. Nur in dem Falle, dass die Kinder, an andern nützlichen Lesebüchern, ihren Verstand schon geübt und ihre Beurtheilungskraft einigermassen geschärft haben, und mit der biblischen Geschichte vorläufig im Allgemeinen bekannt sind, und, was die Hauptsache hier ausmacht, ein, in Versinnlichung der Begriffe, geübter Lehrer über diesen Entwurf Unterricht gebe, würde es Rec. empfehlen. So ist es z. B. S. 3. richtig, aber für Kinder zu schwer ausgedrückt, wenn es heisst „Gott muss als Urheber, Erhalter und Regierer der Welt, mehr und grössere *Vollkommenheiten* besitzen, als irgend ein Geschöpf. Er muss das vollkommenste Wesen seyn. Ist Gott der Allervollkommenste, so kann er auf unsre grösste Hochachtung und Verehrung *Anspruch machen*," (richtiger würde es heissen: „wir sind ihm die grösste Hochachtung und Verehrung schuldig"), „Gott ist das allervollkommenste, *von Ewigkeit her bestehende*, Wesen, Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt. So lernen wir ihn kennen, wenn wir auf die Welt und auf die *Dinge* und Vorfälle in derselben, oder auf die Werke der Natur Acht geben (haben) und darüber nachdenken. Gott will, dass wir die Werke der Natur dazu anwenden, um ihn daraus erkennen zu lernen. Eben darum gab er uns Vernunft."

Druckfehler, Nr. 353. S. 326. Z. 14 und letzte l. *Hr. L.*, nämlich *Hr. Löwe* statt *Hr. G.* Nr. 354. S. 332. Z. 3. l. *Verkürzung* statt *Verbürgung*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. November 1797.

GESCHICHTE.

Wien, b. Novakowitsch, mit cyrillischen Buchstaben: *Istorija razyich slavenskich Narodow* etc. d. i. *Geschichte der verschiedenen slavischen Völker*, etc. von *Joh. Raitsch*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *IVte Band* enthält nur das einzige XIte Buch vom Aufenthalt der Servier in Ungern unter den österreichischen Königen. Das 1ste Kap. unterrichtet uns vom Pseudodespoten Joh. Tcharnowitsch, und von den Nachkommen der Familie Brankowitsch. In den Verwirrungen des Bürgerkriegs zwischen Ferd. und Zapolyar und als die Türken 1528 Jaitza und das übrige Bosnien erobert hatten, masste sich ein gemeiner Serbe, Namens Johann der Schwarze, des Despotentitels und einer Verwandtschaft mit der Despotin Angelina an, (einer Verwandtschaft, die Graf Brankowitsch zugiebt, um auch diesen berüchtigten Mann an seine Familie zu ketten) zog das Volk an sich, hielt sich Leibwachen, wurde aber auf Zapolyas Befehl bey Szegedin vom Tzibak, Bischoff von Wardein, geschlagen, und in einem nachfolgenden Scharmützel getödtet. Seine Leute gingen auf Tschaiken aufwärts die Donau bis Comorn, ohngeachtet aller Hindernisse, und ergaben sich an Ferdinand, der ihren Anführern Wohnsitze zu Szelischte an der Wag verlieh. Erster Anfang des Tschaikisten Corps, welches hernach 1746 organisirt, und dessen erste Fahne noch in der comorner Kirche der orientalischen Glaubensverwandten aufbewahret wird. — Die Grafenfamilie Brankowitsch wird abgeleitet von Lazar Gregorewitsch (Buch VIII. Kap. 8.), welcher zwey Söhne Demeter und Georg, und eine Tochter Roxanda erzeugt habe. Roxanda ward an den Wojwoden der Moldau Alexander verheirathet, und zog auch ihre Brüder in moldauische Dienste. Wo dieser Lazar Gregoriewitsch gelebt, und was er gethan habe, darüber schweigt Brankowitsch, und macht dadurch seine eigne Genealogie gar sehr verdächtig. Auch von der Gemahlin Lazars, giebt er nichts eigentliches zu vernehmen. Das 2te Kap. verliert sich wieder in die bekannte ungrische Geschichte, indem es von der Ueberschwemmung Ungerns durch die Türken; und von der ersten Belagerung der Stadt Wien handelt. Im 3ten Kap. tritt abermals ein untergeschobener Despot Jakob Basiliewitsch von Heraklea, ein Grieche aus Polen kommend auf, der sich für einen Abkömmling der Kantakuzenen, und also für einen Verwandten der Roxanda ausgab, auch 1560 sich des moldauer Fürstenstuls bemächtigte: aber schon 1563 getödtet ward. Mit ihm als mit einem Verwandten hatte es auch Demeter Brankowitsch gehalten, und in seinem Namen eine Gesandtschaft an Myrtscha übernommen. Von Szigeths Eroberung durch die Türken. 4tes Kap. Vom Demetrius und Georg Brankowitsch und von den Ereignissen zu ihrer Zeit. Einen derselben, den Demetrius, nennt Istwanfy im XXI. Buch *Bulgarum quendam*. Dieser Demeter hatte indessen dem Myrtscha Bassarabitsch, Wojwoden der Walachey vorgestellt, dass die Brankowitschen und Bassarabitschen nahe Verwandte wären, und hatte 1564 von ihm an der Alt einen Grenzstrich zum Eigenthum erhalten, dessen Einwohner noch heut zu Tage durch Abkürzung *Brankowenen* heissen. Im J. 1585 beraubte ihn aber dieses Ländchens der Bojar von Krajowa Branka, und Demeter ward Mönch zu Ribnik. Georg Brankowitsch bey Istwanfy schlechtweg Georgius Thrax genannt, (kein gutes Zeichen für die Aechtheit der Brankowitschen Genealogie), war indessen Hofbeamter beym moldauer Wojwoden Aaron, unter dem Titel eines *Postelnik* (Bettmacher) und bey Gelegenheit einer Gesandtschaft an Sigmund, F. von Siebenbürgen, machte er seine vermeyntlichen Familienrechte auf Világos vár, Pankota, Schiria u. s. w. geltend. Georg Brankowitsch commandirte gegen die Türken über die moldauische Miliz, während sein Sohn Dionysius am Hofe des moldauer Fürsten Aaron, und der andere Sohn Abraham bey Sigmund Bathori in Siebenbürgen zurückblieb. 1595 plünderte er die Bulgarey bis ans schwarze Meer und 1596 schlug Michael, Wojwode der Moldau, den Sinan Pascha mit seiner Hülfe. Nach diesem Krieg begab er sich sammt seinen Söhnen auf die Herrschaft Janopol, und siedelte hier viel Colonisten an; auch befestigte er Jenow, (d. h. Janopol selbst, das abgekürzt Jenow heisst) Lipow, Schiria, Pankota, Boschtscha und Iktar, nahm den Titel Knaz an, und verheirathete seinen Sohn Abraham mit einer Anna Jaxich. Das 5te Kap. schildert den Zustand der Servier zu den Zeiten des Abraham und Lazar Brankowitsch. Abraham hatte drey Söhne, Moyses, Georg und Daniel. Von Moyses ward Salomon erzeugt, der hernach der erste Erzbischoff zu Jenow ward. Bey annähernder Türkengefahr ward das janopolskische Erzbisthum nach Carlsburg in Siebenbürgen übertragen, und die servischen Colonisten siedelten sich in dasiger Gegend an, wurden aber durch die Bochkayschen Unruhen zerstreut. Die meisten dienten dem Michael von der Walachej unter Georg Brankowitsch, Abrahams Sohn. Später

ver-

verlor die siebenbürgische nicht unirte Kirche ihren Oberhirten durch jesuitische Unionsversuche, bis Jos. II. 1783 ihr denselben wiedergab. Salomon legte ebenfalls den Grund zum Arader orientalisch griechischen Bisthum. — Daniel hatte ebenfalls drey Söhne, die zu Tschanad, Arad, Lippa etc. wohnten, nämlich Peter, Lazar und Joh. Brankowitsch. Lazar der mittelste nannte sich Erzbischoff von Janopol, unter dem Mönchsnamen Longinus, musste aber vor den Türken ins walachische Kloster zu Comana fliehen. Nach dem 6ten Kap. starb Johann Brankowitsch an der Pest, sammt seinen zwey Söhnen Mich. und Bassiej: bloss der jüngste Sohn Georg, geboren 1645, und der dritte Sohn Simeon blieb übrig, welcher letztere sich zum Protopop in Janopol machen liess, aber in der Nacht öfters aus kriegerischer Lust gegen die Türken streifte. In der Folge wurde er mit verändertem Namen Sawa, Erzbischoff zu Carlsburg und blieb es von den Zeiten des Georg Rákótzi bis zu den Zeiten des Mich. Apaffi. 1668 machte er mit seinem jüngern Bruder Georg (unserm Geschichtschreiber) eine Reise nach Russland, um Subsidien zu erbitten zur Herstellung der von den Türken und Tataren verwüsteten Kirchen; auch wurden beide öfters zu moldauischen und walachischen Gesandtschaften gebraucht. Hiebey kömmt manches von den ehemaligen Collisionen der orientalischen Kirche in Siebenbürgen mit der von Raitsch nach der bey Theologen aller Kirchen so gewöhnlichen Intoleranz so genannten Secte der Calwiker vor: welche zur Folge hatten, dass Sawa sammt Georg gefangen wurde. Georg wurde entlassen, floh in die Walachey zum Wojwoden Scherban Kantakuzen, und zog dem Fürsten Apaffi den Zorn des Sultans zu. Sawa ward des Arrestes entlassen und starb 1680. Aus dem 7ten Kap. lernen wir unsern Geschichtschreiber, Grafen und Despoten Georg Brankowitsch näher kennen. Schon bey seinen diplomatischen siebenbürgischen Sendungen in die Türkey, machte er Bekanntschaft mit dem kayserlichen Residenten Christoph von Kindsberg (ums J. 1664) und erfuhr von ihm den grossen Plan des klugen Leopoldinischen Ministeriums, die orientalischen Christen, so weit es thunlich seyn würde, vom türkischen Joche zu befreyen. Er soll auch den türkischen Vezier zum zehnjährigen Frieden mit dem Kaiser im J. 1664 beredet haben. Zu Adrianopel legte ihm der Patriarch Maxim nach abgehaltenem Gottesdienst feyerlich den Titel des Despoten von Illyrien, Mysien, Servien und Rascien, Georg des II. bey. Dieser Titel soll hernach auch zu Ofen vom Erzbischoffe Arsenius Tscharnowitsch und von den Vornehmsten des Volks bestätigt, und selbst vom Kaiser Leopold I. 1688 diplomatisch anerkannt worden seyn. Von Mich. Apafi bekam er wegen seiner geleisteten Dienste eine Schenkung über Alvintz. Die Zurüstung zur Belagerung Wiens im J. 168. soll er im voraus dem kaiserlichen Hofe durch den Grafen Csáky gemeldet haben. Die fernern Anstalten, die er traf, um seine Nation zur Einwanderung nach Ungern unter Leopold I. zu bewegen und vorzubereiten, kommen im 8ten Kap. vor. 1681 kam er in der Moldau beym Wojwoden Scherban mit dem Grafen Ladislaus Csaki zusammen, und correspondirte durch diesen mit dem damaligen kaiserlichen Residenten zu Constantinopel Grafen Kaprara. Die Schüchternheit, womit Scherban und Brankowitsch in das Geschäft hineingingen, wurde durch das Glück der kaiserlichen Waffen, die sogar Siebenbürgen besetzt hatten, zerstreut; Brankowitsch kam in eigenem und in Scherbans Namen 1688 nach Wien. Hierher traf die Nachricht von Belgrads Eroberung ein; Georg ward am 20 Sept. 1688 zum Grafen erhoben. Indessen starb Scherban, und ihm folgte Konstantin Brankoban, dem nun Georg bey seiner Zurückkunft alles eröffnete, auch sich mit Arsenius Tscharnowitsch, Erzbischoff in Ipek, ins Einverständniss setzte, und Uebersetzungen der Leopoldinischen Versicherungen und Ermunterungen in griechischer, walachischer und servischer Sprache austheilte. Schon wollte er in Verbindung mit dem Markgrafen Ludwig von Baden 1688, der damals im Lager Kladova stand, zur Ausführung schreiten, als dieser General einen Verdacht auf ihn warf, und ihn nach Hermanstadt als Gefangenen bringen liess. Inzwischen wandte sich der Patriarch Arsenius unmittelbar an Piccolomini, und so erfolgte die im 9ten Kap. beschriebene Einwanderung der Servier nach Ungern. Die Privilegien und Versprechungen vom 6 April 1690 sind S. 130. ff. abgedruckt, in einer illyrischen Uebersetzung. Dies ist um so willkommener, da dieselben in der „*kurzgefassten Abhandlung über die Verdienste und Schicksale der Servischen oder Razischen Nation in dem Königreiche Ungern*, von einem ungarischen (servischen) Patrioten. Mit einem Anhang der denselben verliehenen Privilegien. (Neusatz und Belgrad bey Emanuel Jankowitsch 1791. 96 S. in 8.) nicht zu finden sind. Dieser Anhang enthält nur die Urkunden vom 11 Dec. 1790. 20 Aug. 1691. und 4 März 1695. Auch diese Urkunden verspricht Raitsch S. 137. in einer Zugabe abdrucken zu lassen, allein er hat sein Wort nicht gehalten, oder Hr. Novakowitsch hat seinen Wunsch nicht erfüllet. So traten 37000 servische Familien nach Ungern ein, nämlich nach Syrmien, Slavonien, nach dem Batscher Comitat, und in die Gegend von Ofen; zu Szent André wählte sich Arsenius seinen Sitz. — Eben so viele Familien waren auch mit Brankowitsch übergegangen; allein dieser wurde als Arrestant nach Wien geführt. Inhalts des 10ten Kap. verwendete sich die Nation 1691 und ihr Patriarch Arsenius durch Isaias Diakowich Bischoff von Jenopol und Adam Földvári, einen comorner Raitzen, bey Hofe um Bestätigung ihrer Freyheiten und Loslassung des Brankowitsch. Auf letzteres bekamen sie (wie auch später 1695) eine verschiebende Resolution; doch sollten sie einen eigenen Anführer mit dem Titel eines Vicegenerals aus ihrem Mittel haben, den sie dann in der Person des Joh. Monasterli, eines comorner dienstkundigen Officiers, erwählten, der sich hernach bey Salankemen sehr tapfer hielt. Das 11te Kap. rühmt noch mehrere nachgefolgte tapfere Thaten der Servier; ihr Metropolit, der sich zu Wien sehr oft aufhielt, wurde mit einer Schenkung über

Sersch-

Serfchka 1693 den 27 Juni belohnt. Im 12ten Kap. wird erwiesen, dass die Servier sich bey den Rakotzischen Unruhen unerschütterlich treu betragen haben. 1707 den 24 Oct. starb Arsenius zu Wien, und 1711. den 19 Sept. Graf Brankowitsch in seinem Gefängniss zu Eger, im 66ten Jahre seines Alters. Nach Eger ward er 1702 während der Rakotzischen Unruhen aus Wien gebracht; und ihm zu seinem Unterhalt die Summa von 1000 Gulden ausgesetzt. Ohne Zweifel liegt in dem von ihm allerdings unnützer Weise angenommenen Despotentitel die Hauptursache seines Verderbens, welche aber Hr. Raitsch, wohl mit Fleiss unentwickelt lasst. Seine Gebeine wurden durch Vermittelung des Oberften Raschkowitsch 1743 aus Eger nach Syrmien gebracht, und unter Einsegnung des Patriarchen im kruschedoler Kloster begraben. Die Grabschrift hat Hr. R. versprochen, aber nicht geliefert. Auch das 13te Kap. führt im kriegerischen Tone bis zum J. 1735 fort. Jedoch wird erwähnt, dass der Metropolit Vincentius Popowitsch wegen mannichfaltiger Unbilden, die die servische Nation von den katholischen Geistlichen und Weltlichen habe erleiden müssen, geklagt und einen kaiserlichen Schutzbrief vom 10 April 1719 erwirkt habe. 1724 nahm der Metropolit seinen Sitz in Belgrad. Das letzte 14te Kap. zeigt den Verlust Belgrads und die Uebersiedlung des Erzbisthums nach Carlsstadt, auch einige wenige kirchliche Veränderungen unter Maria Theresia an. Die Beylagen oder Zugaben des IV Theils enthalten. 1) Eine Reihe der byzantinischen Kaiser seit Constantin dem Gr. (S. 207—228.) 2) Eine Vergleichung der alten und neuen Geographie des Illyrikums und des alten Pannoniens (S. 229—241.), die eben auch nicht zu den Meisterstücken der Kritik gehört. 3) Ein servisches sehr merkwürdiges Gesetzbuch aus den Zeiten des Kaisers Stephans und Patriarchen Johannikius vom Jahr der Welt 6757 (S. 242—271.) aus dem Familien-Archiv der Herren Peter und Sabas von Thököli. Ein schätzbares Stück, dessen genauere Anzeige jedoch diese ohnehin lange Recension noch mehr anschwellen würde. Gewisse Leute versichern, dass die Bekanntmachung dieses Werks durch den jetzigen Herrn Metropoliten nicht gern gesehen und verzögert worden; wir glauben dies aber so wenig von dem Herrn von Stratimirowitsch, dass wir vielmehr von seinem bekannten Eifer für Literatur hoffen, er werde noch folgendes in kurzer Zeit zu Licht befördern lassen: 1) die chilendarischen und andere servische Chroniken im Grundtext; 2) das ganze Brankowitschische Werk; 3) die Verbesserungen und Zusätze, die Hr. *Raitsch* zu seinem Werke seit so vielen Jahren gesammelt haben soll; 4) die Fortsetzung desselben bis auf die neuesten Zeiten, sammt einer Geschichte des Temeswarer Congresses vom J. 1790. — Die verstorbene russische Kaiserin, welcher dieses Werk vom Grafen Jankowitsch überreicht worden, schickte dem Vf. durch ihren Gesandten zu Wien, Grafen Rasumowski, eine goldene Denkmünze an einer goldenen Kette und dem Verleger 100 Ducaten. Sie blieb darin ihrem Systeme getreu, die öffentliche Meynung durch die Gelehrten für sich zu stimmen, und geschickte Unterthanen anderer Mächte, die von der eigenen Regierung unbemerkt und unbelohnt geblieben wären, hervorzuziehen. Bey der Akademie zu Petersburg hat man angefangen, das Raitschische Werk nachzudrucken, hat aber vermuthlich auf gemachte Vorstellungen, mit dem ersten Band aufgehört.

LEIPZIG u. GERA, b. Heinsius: *Versuch einer Staats- und Religionsgeschichte von Siebenbürgen.* Herausgegeben von einem Siebenbürger Sachsen. Erster Theil. Politische Geschichte. 180 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Ueberficht der politischen Geschichte von Siebenbürgen. Ein Versuch von einem Siebenbürger Sachsen.

Ein sehr seichter, oberflächlicher und zu nichts neuem führender Auszug aus Büsching und Benkö. Höchst wahrscheinlich hat hier irgend ein verkappter unwissender Deutscher den Namen eines Siebenbürger Sachsen gemissbraucht, um das deutsche und siebenbürgische Publicum desto leichter zu täuschen. Wenigstens ist die Unwissenheit des Vf. in Siebenbürgens Geographie und Geschichte so gross, wie sie bey einem Inländer unmöglich vorausgesetzt werden kann. Um das Publicum hiervon zu überzeugen, wollen wir ein ganzes Sündenregister aus diesem Buche aufstellen. Also erstens *geographische Fehler*. S. 12. sagt der Vf. dass der Pass Oitoz in den Stuhl Csik führe. — Er führt aber nach Háromsék. S. 12. dass ein zalankaer Pass nach Karlsburg führe. Dieser Pass existirt nicht, und in die Mitte des Landes, d. h. nach Karlsburg, führen am Ende alle Pässe. S. 13. 14. Die Marus entspringt nach ihm in Csik, die Alt in Gyergyó. Gerade das Gegentheil ist wahr. Die beiden Flüsse Szamos fliessen freylich bey Dées zusammen, aber nicht bey Margita, welches von da sehr entfernt ist. S. 98. Bross oder Reissmarkt hält er für den nämlichen Ort; allein Bross ist Szászváros, und Reissmarkt ist Szendahely. S. 99. Die Sachsen sollen den mitternächtlichen Theil von Bross bis Burzenland bewohnen. Gerade dieses ist der mittägige Theil. S. 116. setzt er Nésmél in die Nähe von Wien; wovon es mehr als zwey Tagereisen entfernt liegt. Den Bischoff von Siebenbürgen macht er vom Graner Erzbischoff abhängig, und indem er den Siebenbürgern Elisabethiner Nonnen schenkt, die nicht in diesem Lande sind, vergisst er die Basiliten, die in Siebenbürgen z. E. zu Blasendorf ein Kloster besitzen, etc. Zweytens *statistische Fehler* S. 13. zählt er in Siebenbürgen nur eine Million und 100000 Menschen. In der Seelenbeschreibung vom J. 1786 fanden sich in Siebenbürgen 1,443,371 Seelen; im J. 1787. aber 1,411,353. mit Ausschluss der Grenzregimenter. Man kann also sammt diesen kühn 1500000 Menschen annehmen. S. 17. Die drey Nationen sind nicht ganz, wie der Vf. meynt, sondern nur durch eigene Gerichtspflege und innerliche Verwaltung getrennt; in der allgemeinen Verwaltung sind sie

hingegen, schon durch eine unter sich eingegangene sogenannte Union, dann aber noch durch weit engere Bande verbunden, deren Aufzählung uns zu weit führen würde. S. 23. wird weder die Beschaffenheit noch die Zahl der Taxalörter ganz richtig aufgeführt, obgleich doch aber etwas richtiger, als bey Büsching. S. 99. ist der Andreanische Freyheitsbrief in seinem Inhalte sehr verstümmelt hingesetzt, besonders fehlerhaft ist der Ausdruck: dass die Sächsische Nation einen eigenen den übrigen vollkommen gleichen *Reichsstand* ausmache. S. 133. 134. sagt er gar: dass die Sachsen steuerfrey sind, und deswegen unter die Adlichen des Landes gerechnet würden. Dieses lassen selbst die Sächsischen Repräsentanten nicht zu, weil es zu auffallend ihren Gesetzen, Privilegien und ihrer innern Verfassung widerspricht. etc. Drittens *historische Fehler*. S. 11. behauptet der Vf., dass Siebenbürgen erst nach dessen Ueberschwemmung durch die Gothen *Dacien* hiess, gegen Strabo, Horaz und andere Classiker. Die Verwechselung der Gothen und Geten verzeiht man kaum dem Jornandes: und es wäre von einem gebornen Siebenbürgen Sachsen lächerlich, wenn er die Geten zu seinen Vorfahren durchaus machen, und ihre Theologie, Politik und Sittlichkeit bis zur Musterhaftigkeit erheben wollte: gegen die ausdrücklichen Zeugnisse Ovids etc. S. 67. leitet er die Zigeuner von Dengizichs Hunnen her. Hierüber dürfen wir nach Hn. Prof. *Grellmann's* Aufklärungen kein Wort mehr zur Widerlegung verlieren. S. 73. läst der Vf. die Avaren aus Deutschland nach Pannonien kommen. S. 79. bemerkt er, dass Avaren eigentlich gar keine Hunnen waren. Ganz richtig; aber es hätte wohl beygebracht werden sollen, dass sie eigentlich zum türkischen Völkerstamm gehören. S. 85. dass Sarolta Siebenbürgen dem Geysa zugebracht habe, widerstreitet aller Geschichte, indem es erst der heilige Stephan seiner Krone einverleibt hat. Vorzüglich fehlerhaft sind die Biographieen Ottos und Johanns I. S. 147. Bekes wird nicht richtig Günstling des vorigen Fürsten genannt: da er eigentlich Maximilians Günstling war, und für ihn die Szekler von Bathori abzuwenden suchte, u. s. w.

Wir schliesen mit dem Wunsche: dass dieser unkundige Vf. das Publicum nicht mit einer eben so schlechten Kirchengeschichte Siebenbürgens heimsuche, und dass das deutsche Publicum, das sich über Siebenbürgen unterrichten will, doch lieber zu des Inländers *Lebrechts* Geographie und Geschichte der siebenbürgischen Fürsten, Herrmannstadt 1791 bey Hochmeister, auch indessen, bis noch etwas besseres in diesem Fache erscheint, greifen möge.

Wien, b. Schmiedbauer: *Darstellung der Staatsveränderungen Polens* von der Gründung dieses Staats bis auf die neuesten Zeiten mit Einschluss der Constitution vom 3 May 1791. Von *Franz Joseph Jekel*, d. R. D. K. K. Hofagenten und Hof und Gerichtsadvokaten. Erster Theil. (1794.) 146 S. 8.

Der Vf. hat sich zehn Jahre lang in Gallizien aufgehalten. „Eine zehnjährige Auslegung und Anwendung polnischer Landesgesetze bey den höchsten Gerichtsstellen Galliziens, (heisst es in der Vorrede, und die während dieser Zeit erlangte genaue Kenntniss ihrer (der Polen) Sprache, Sitten und Verhältnisse setzten mich in den Stand, gegenwärtige Betrachtungen über Polens Staatsveränderungen und dessen letztere Verfassung vom 3 May 1791 anzustellen." Der Vf. versetzt unter Polens Staatsveränderungen nach seiner eignen Erklärung in der Vorrede, „den Umfang der ursprünglichen Macht der Könige, die Ursachen und Perioden ihrer Abnahme, das allmähliche Steigen der Rechte und Freyheiten des Adels, die Entstehung und Modificationen des Wahlrechts, die Veranlassungen und Folgen des freyen *Veto*, die Privilegien der königlichen Städte, und die Beeinträchtigungen, die sie vom Adel litten. Alles dieses aus den unter einander oft selbst nicht einigen National-Schriftstellern auszufinden, zu erörtern, und mit den Staatsgesetzen Polens, deren Sammlung ich besitze, zu vergleichen, konnte nicht das Werk von 14 Tagen seyn u. s. w. In der That, wer in der Kürze, und doch gründlich sich über obige Punkte der Polnischen Staatsverfassung und ihre historische Entwickelung bis zum April 1791, unterrichten will, wird dies Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Die Grundsätze des Vf. sind eben so sehr der monarchischen Regierungsform, als den anständigen Rechten des Bürger- und Bauerstandes günstig, und verdienen als musterhaft gepriesen zu werden. Um so bedauernswürdiger ist, dass der zweyte Theil dieses Werks nicht erschienen ist, welcher eine umständliche Zergliederung der Constitution vom J. 1791, nebst einer Vergleichung der Vorschläge, die König Stanislaus Lesczynski, Rousseau und Mably zur Verbesserung der polnischen Verfassung gemacht haben, mit der gedachten Constitution enthalten hätte. In diesem zweyten Theile wollte der Vf. bey Prüfung des 4ten Artikels der Constitution von den Schicksalen und der Lage des leider auch noch bis jetzt immer unterdrückten Bauernstandes in Polen umständlich handeln. Wir bitten den Vf., (der auch noch jetzt als Vertreter galizischer Partheyen, Einsicht in galizische Geschäfte nimmt,) diesen letztern Gegenstand nicht aus den Augen zu lassen, und uns bey einiger Musse von dem jetzigen Zustand Galiziens in dieser und andern Rücksicht im Vergleich mit dem vorigen zu belehren, um zu sehen, wieviel ersteres durch österreichische Regierung gewonnen habe; dieses Werk aber nicht bey einem Schmiedbauer (durch den solche Werke nicht in den Buchhandel kommen,) sondern bey einem thätigern und bekanntern Verleger drucken zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. November 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *Die Kunst Krankheiten vorzubeugen und die Gesundheit wieder herzustellen.* Ein Buch für Jedermann von *Georg Wallis*, d. Arzn. D. u. Mitgl. der Londner med. Gesellsch. *Zweyter Band.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen und Zusätzen. 1797. 1 Alph. 18 Bog. 8. (Beide Bände 3 Rthlr.)

Dieser zweyte Theil dieses medicinisch-praktischen Handbuches (die Anzeige des ersten Theils s. A. L. Z. 1797. n. 250.) zeichnet sich nicht so vortheilhaft aus, dass wir ihn den angehenden Aerzten in Deutschland empfehlen könnten; noch weniger ist er geeignet, um als Handbuch für jedermann empfohlen zu werden: denn dann müsste das Werk nach einem ganz andern Plan gearbeitet seyn, und der Uebersetzer hätte auch mehrern Fleiss auf die Entfernung der Schreib- und Druckfehler und auf die Verbesserung der Recepte wenden müssen. Dass er das letztere hätte thun sollen, gesteht er selbst zu; meynt aber, dass man aus den unverbesserten Recepten den Unterschied zwischen der englischen und deutschen Receptirkunst deutlicher einsehen werde. Dieser Theil enthält die Krankheiten des Menschen pathologisch und praktisch abgehandelt. Die Krankheiten sind grösstentheils nach Cullen's System classificirt. Erst stehen bey jeder Krankheit allgemeine Erläuterungen, dann folgen Geschichte der Zufälle, Unterscheidungskennzeichen, entfernte und nähere Ursachen derselben, die Heilungsanzeigen und die Cur. Rec. vermisst auch an diesem Buche, was er an so vielen englischen Handbüchern der praktischen Heilkunde vermisst: es fehlt dem Vf. durchaus an Bestimmtheit und Präcision, sowohl in Beschreibung des Ganges der Krankheiten und in Angabe der Unterscheidungskennzeichen, als auch in bestimmter Angabe der Fälle, wo diese oder jene Heilmethode angewendet werden muss. Auch mit der Auswahl der Heilmittel wird ein deutscher Arzt in den meisten Fällen nicht zufrieden seyn. Rec. will dieses nur mit etlichen Beyspielen belegen. Beym Nervenfieber soll die Bewegung der Gefässe nicht im geringsten, oder äusserst wenig verstärkt seyn: die Säfte seyen dünn, und man nenne die Krankheit auch das schleichende Fieber. Die weitere Beschreibung der Krankheit ist so beschaffen, dass aus derselben kein Arzt das Uebel erkennen wird, welches sie bezeichnen soll. Wenn man die Beschreibung des Nervenfiebers mit der Beschreibung des Faulfiebers vergleicht, so fällt das Unbestimmte in den Angaben des Vf. noch mehr auf. Diese beiden Fieber, die einander so nahe verwandt sind, fodern aber auch zur genauen Bezeichnung ihres Unterschiedes einen geübtern Arzt, als Hr. *W.* zu seyn scheint. Er meynt bey dem Faulfieber leide die Blutmasse überhaupt, und darinn liegt nach ihm der vornehmste Unterschied zwischen dem Faulfieber und Nervenfieber. Die Unterscheidungskennzeichen des Faulfiebers sollen unter andern seyn: Beklemmung, Kleinmuth, Fühllosigkeit: vom Nervenfieber unterscheide es sich durch den Grad der Hitze, den sehr roth gefärbten Harn, den Durst, die rothen Flecke auf der Haut, und durch die Fäulniss. Selten hat Rec. etwas verworreneres gelesen, als des Vf. Anleitung Krankheiten zu heilen. Beym Faulfieber soll man nur zur Ader lassen, wenn die Zufälle äusserst beunruhigend sind: vergessen aber hat der Vf. die beunruhigenden Zufälle anzugeben, die diese so wichtige und in nicht genau angezeigtem Falle so schädliche Ausleerung nothwendig erfodern. Man soll beym Faulfieber allemal Brechmittel und auch diese Mittel aus dem Spiessglas reichen, welche letztere er allein für die sichersten und zweckmässigsten Arzneyen hält. Alsdann soll man auch unterwärts abführen, und nachher zu *antisepticis* schreiten. Aber dem Vf. ist es ganz einerley, ob er die süss säuerlichen Früchte, die gegohrnen Säuren, die Mineralsäuren, den Kampfer, oder die Fieberrinde zur Heilung des Faulfiebers empfiehlt. Aus diesen Beyspielen sieht man, dass die Anleitung des Vf. fieberhafte Krankheiten kennen und heilen zu lernen sehr dürftig ist: er scheint sogar die ersten Begriffe von den Fiebern nicht gefasst zu haben; denn sonst würde man nicht lesen: *febris continua seu continens.* Nicht besser ist es mit den langwierigen Krankheiten. Die Gelbsucht steht unter den Krankheiten der Säfte; doch dieses mag in dem System, dem der Vf. folgte, Entschuldigung finden. Aber wenn er die Gelbsucht durchaus von Verstopfung der Gallengänge oder von zu zäher Galle, *die wohl gar zu einer Art von Steinwasser verhärtet seyn könne*, herleitet, und die andern Ursachen ganz vernachläsiget, indem er sie als symptomatisch betrachtet, und wenn er selbst die Verstopfungen fast nur auf eine Art zu heilen lehrt, und dadurch zeigt, dass er keinen Begriff von den verschiedenen Arten der Verstopfungen hat, die zu ihrer Heilung Mittel von verschiedenen Heilkräften fodern, so beweisst dieses, dass er die Natur der langwierigen Krankheiten nicht genau genug kennt, und dass er die Geschichte der Gelbsucht nicht so gut studiert hat, als es seyn sollte, wenn man eine Anleitung für jedermann geben will, eine solche Krankheit zu kennen und

zu heilen. Wenn die Gelbsucht von zäher Galle entsteht, so soll man erst *Taraxacum*, dann Seifenpillen, dann Salzmixtur, dann Quassia, oder einen Trank vom Löwenzahn geben. Wenn es noch nicht besser geht, so soll der Kranke brechen, dann Calomel und Seife nehmen. Aeusserlich „soll man ein Säckchen mit heissem Salz und Hafermehl, oder Blasen, die man mit abgekochten Kleyen und Wasser füllen läst, ziemlich warm auf die rechte Seite legen lassen. Verfährt man genau auf diese Weise, so wird ohne Zweifel die zähe Galle beweglich gemacht, ausgeführt, und so die Ursache der Krankheit gehoben werden."

Leipzig, b. Fleischer: *Von den Mitteln, Kinder zu gesunden Menschen zu erziehn*, von *S. G. Crusius*, Arzt in Lauban. 1796. 215 S. 8.

Eine nützliche Schrift, deren Vf. der gewöhnlichen Nothwehr schlechter Scribenten gegen „der Recensenten Witz," wie er sich ausdrückt, nicht bedurft hätte. „Jedermann aus meinem hiesigen Publicum, sagt der Vf., muss mir die Gerechtigkeit zugestehen, dass nicht nur meine Kinder durch ihre Gesundheit beweisen, dass ich das, was ich von Aerzten fodere, selbst erfülle; sondern auch die Aeltern, welche mir folgten, haben in der Gesundheit und Lebhaftigkeit ihrer Kinder die erwünschten Beweise, dass der Mensch zur Gesundheit bestimmt ist, wenn er nicht durch verkehrte Erziehung krank gemacht oder wohl gar getödtet ist." Er theilt in diesem Büchlein seine Verfahrensart mit. Seine praktischen Regeln verdienen, im Ganzen genommen, nach des Rec. Ueberzeugung, empfohlen und beherzigt zu werden, wenn auch seine theoretischen Erklärungen, die sich hier und da auf veraltete unrichtige Hypothesen gründen, mancher Verbesserung bedürften.

Zuerst handelt er *von der Luft* in Beziehung auf die Gesundheit der Kinder. Wenn er als ein sehr gutes und leicht zu habendes Mittel, Kinder-, Wochen- und Krankenstuben im Sommer mit guter Luft zu versorgen, die grünen Aeste von Weiden, Birken, Erlen, Linden, die einen mehr, die andern weniger anräth, und sogar den Blumen, (deren Gebrauch er indess, wie billig, nicht anräth) die Eigenschaft beylegt, die Luft zu verbessern und mit guten Theilen zu erfrischen; so hat er nicht bedacht, dass jene Pflanzen nur bey Tage die Luft verbessern, und dass in engen Zimmern ihre Ausdünstungen leicht nachtheilig werden können. Die nachtheiligen Wirkungen der Zugluft erklärt er aus dem schwereren Drucke der Luft von einer Seite, und dem dadurch gestörten Umlauf der Säfte. Er warnt mit Recht, nicht von einer Ausschweifung auf die andre zu fallen, und nicht, statt der ehemaligen zu vielen Wärme, zu strenge Kälte auf die Kinder wirken zu lassen. Er erwähnt beyläufig eines Geistlichen, in dessen Kirche Dörfer, über eine Meile entfernt, eingepfarrt waren, und der, ungeachtet er nur einen Groschen für eine Taufe bekam, im Winter immer auf die eingepfarrten Dörfer zur Taufe ging. Wie sehr wäre es zu wünschen, dass dieses Beyspiel viele Nachahmer finde, und dass überhaupt in unsern Gegenden das Taufen in den Kirchen bey strenger Witterung, das so viele neugeborne Kinder tödtet, abgeschafft, und das, jedem vernünftigen Zwecke der Taufe bey weitem mehr entsprechende, Taufen im Hause eingeführt würde! Die mehrere Mühe würde ja jeder *menschenfreundliche* Geistliche gern übernehmen, und den *übrigen* sollte man bey einer so wichtigen Angelegenheit der Menschheit keine Stimme eingestehen. — *Von der Reinlichkeit.* Das Waschen neugeborner Kinder mit Salzwasser ist doch wohl zu schmerzhaft. Denn wenn sie auch, wie der Vf. sagt, den Schmerz nicht unterscheiden können; so empfinden sie ihn doch gewiss sehr lebhaft. In diesem, übrigens sehr zweckmässig abgefassten, Abschnitte ist doch wohl das kühle Bad zu sehr auf Kosten des warmen gepriesen. Lauwarmes Baden und tägliches Waschen mit kaltem Wasser ist eine glückliche Mittelstrasse. Sehr gut ist der Vorschlag, ein mit Linnen bedecktes Stück Wachsleinwand über die Betten des Kindes so zu legen, dass es am Ende des Bettes eine Falte bildet, um die Betten immer reinlich zu erhalten. — *Von der Ernährung der Kinder.* Gute, anwendbare Regeln. Nur hätte der Vf. nicht so allgemein Brod mit Butter und Kartoffeln als gute Kindernahrung empfehlen sollen. — Die Abschnitte von den zur Gesundheit nothwendigen Bewegungen, dem Schlafe, von den Bekleidungen und von der falschen Gewohnheit, Arzney ohne Krankheit zu gebrauchen, machen den Beschluss. — Provincialismen, wie *Zulp*, *Nutschel*, *pullen*, — hätte der Vf. vermeiden sollen.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Neues Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte.* Herausgegeben von Dr. *Christian Gottfried Gruner.* Erster Jahrgang. 1797. 337 S. gr. 12. (auch unter dem Titel: *Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das J. 1797.*) (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Almanach hat durch die neue Verlagshandlung eine gefälligere Aussenseite erhalten, als die bisherigen Jahrgänge hatten. Das dem Titel gegen über stehende Brustbild des Herrn Prof. *Ploucquet* ist von Lips gut gestochen. Wir geben unsern Lesern nur von den wichtigern Aufsätzen Nachricht, die in diesem Jahrgange enthalten sind. I. *Pockenausrottung ein Problem.* Der Vf. giebt eine für die Nichtärzte befriedigende Nachricht von dem Vaterland und dem Alter der Pocken, und geht dann auf die Mittel über sich gegen die Pocken zu verwahren oder sie auszurotten. Die Verwahrungsmittel, z. B. die Einpfropfung, die Verhütung des schon vorhandenen Contagiums, sind insgesammt unzureichend. Selbst die von Zeit zu Zeit wiederholte Einpfropfung aller Pockenfähigen in einer grossen Gesellschaft verwahrt nicht genug gegen die Pockenseuche: es ist also besser dieselbe auszurotten. Man lernte in den vorigen Zeiten dem Aussatz Stillstand gebieten, und kennt dieses schreckliche Uebel in Europa fast nur noch dem Namen

men nach: man hat in unsern Zeiten die Pest einzuschränken gelernt; warum sollte dieses nicht auch mit den Pocken Statt finden können? Der Vf. wiederholt die bekannten Vorschläge zu Bewirkung dieser Ausrottung der Pockenseuche. Man soll den Umgang und den Handelsverkehr mit den angesteckten Orten aufheben; man soll einen Cordon an der Grenze ziehen, von welcher die Pocken eingetragen werden können; man soll die impestirten Ortschaften und einzelnen Häuser einschliessen; man soll die Durchgeseuchten 20 bis 40 Tag lang von den öffentlichen Versammlungsorten, mit Beobachtung der gehörigen Reinigungen, abhalten. Rec. zweifelt an der grossen Wirksamkeit dieser Vorschläge nicht; aber daran zweifelt er mit Grund, ob sie in Europa und besonders in dem unter so viele Herren getheilten Deutschland, werden ausgeführt werden können. Wenn auch die Pocken für das Menschengeschlecht äusserst verwüstend sind, so war doch ehedem die Pest noch weit verwüstender, sie interessirte auch die Menschen mehr, weil sie Erwachsene befiel: und doch lehrt die Geschichte fast einer jeden Pestseuche, dass auch die wirksamsten Vorkehrungen der Regierungen grösstentheils unwirksam waren, so bald nur die Seuche sich einigermassen verbreitet hatte. III. *Sanitätshäuser.* Erst weitläuftig über Polizey, deren Wichtigkeit, Trennung von der Jurisdiction, und von der Besoldung der Polizeybedienten, dann allgemeine Bemerkungen über Arbeitshäuser, Findelhäuser, Ammencomtoirs, Staatsbordelle, Pest- und Contumazhäuser, Feldlazarethe, und überhaupt über die Anstalten zur Verpflegung der kranken und verwundeten Soldaten, und über die Leichenhäuser, die er Monumente der philanthropischen Eitelkeit und redende Beweise der Vergänglichkeit aller Dinge nennt, und über die er sogar das harte Urtheil spricht: Wer nicht bereits wirklich todt war, stirbt hier gewiss. IV. *Warum wird die Zeichenlehre von den Aerzten so sehr vernachlässigt?* Erst von dem Brownischen System, und dessen Schicksalen in Italien und Wien, dann von unserer Sucht den Engländern nachzubeten, und dadurch schlechte Semiotiker zu werden. Was der Vf., veranlasst, wie es scheint, durch Herrn Wichmanns Beyspiel, von dem grossen Nutzen und dem grossen Verfall der Zeichenlehre sagt, die uns verwandte Krankheiten von einander unterscheiden lehrt, ist der Aufmerksamkeit werth, so wie es auch dasjenige ist, was er von der aetiologischen Semiotik und deren ausserordentlich grossen Nutzen so wohl für die Diagnostik, als für die Heilung, sagt. V. *Staatsaufsicht über höhere Lehranstalten.* Dieser Aufsatz ist wichtig. Er zeigt, was für Nachtheile der übertriebene Freyheitssinn in politischer und mancher andern Hinsicht gebracht hat, besonders aber die Nachtheile für den öffentlichen Unterricht, wenn die Freydenkerey in religiöser, juristischer und politischer Rücksicht überhand nimmt. „Welche gutdenkende Aeltern und Vormünder, sagt er, können mit gutem Gewissen ihre Söhne auf eine Akademie schicken, wo jede positive Religion, geradezu oder durch Umwege, herabgewürdiget und offenbarer Deismus gelehrt wird, wo junge Leute mit falschen Begriffen von Freyheit und Unabhängigkeit, von Ungehorsam gegen die Obrigkeit, von Respectswidrigkeit gegen die Fürsten u. s. f. angesteckt werden, die sich in der wirklichen Welt nicht wohl realisiren lassen?" Er wünscht dass die Akademieen selbst durch strenge Wachsamkeit unter sich diesem Uebel begegnen möchten: er verlangt grössere Vorsicht bey Anstellung der Professoren, und genauere Aufsicht auf den wissenschaftlichen Unterricht, bringt auch das Lesen der auf vielen Akademieen ausser Curs gekommenen öffentlichen und unentgeldlichen Collegien zur Sprache, in welchen mehrere Theile der Wissenschaften, besonders mehrere Theile der Heilkunde, die von erster Wichtigkeit sind, z. B. die Diätetik, u. dergl. vorgetragen werden könnten. Auch die Winke, die er giebt, wie manche Wissenschaften, die Naturlehre, Mathematik, u. s. f. vorgetragen werden sollten, verdienen Beherzigung. VI. *Die Acten sind noch nicht geschlossen.* Es waren neuerdings wieder Einwendungen gegen die vom Vf. behauptete Mittheilung des Giftes durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre und durch den gemeinschaftlichen Kelch beym Abendmahl gemacht worden, die er zu widerlegen sucht. Zugleich sind die neuern Meynungen über die Entstehung und Verbreitung der Lustseuche in Europa kurz angegeben. VII. *Schönheitsmittel.* VIII. *Medicinalverein.* Die Dinge, die der Vf. wünscht, werden ziemlich in das Reich der Unmöglichkeiten gehören. Die Aerzte sollen bey gemeinschaftlichen Berathschlagungen und in Schriften sich besser gegen einander benehmen, die Sucht nach neuen Systemen soll verbannt werden. IX. *Was fehlt mir noch?* In diesem Aufsatz, den Rec. jedem jungen Arzte zur Beherzigung empfiehlt, sind die Fehler, die beym Studium der Medicin auf Universitäten begangen werden, mit Nachdruck gerügt; besonders äussert sich Hr. G. sehr lebhaft wider den Vorschlag, das Studium der Heilkunde mit dem Praktischen anzufangen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Meyer. Buchh.: *Romantische Unterhaltungen. Erstes Bändchen.* 1797. 266 S. — *Zweytes Bändchen.* 1797. 312 S. — *Drittes Bändchen.* 1797. 272 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die von den Aufsätzen des zweyten und dritten Bändchens ganz verschiedene Manier der in dem ersten gesammelten Erzählungen, führet uns auf die Vermuthung, dass mehrere Vf. ihre Beyträge zu diesen Unterhaltungen geliefert haben. Die meisten Dichtungen des erstern, die in einem entsetzlich poetisirenden Stil, oft in Hexametern, die dem Vf. wider Willen entschlüpfen, daher schreiten, verweilen in den Zeiten der Rittergreuel und des Geisterspuks, und ob es gleich darinne noch viel menschlicher hergeht, als in den neusten Geburten unsrer hyperromantischen Köpfe, so fehlt es doch auch nicht an Spuren sanscu-

totischer Mordwuth, woven das „*Feist der Mönche,*“ *in welchem „die Flammen eines brennenden Klosters Nahrung suchen*“ einiges Zeugnifs ablegen mag. Die Scenen dieser Erzählungen sind nach Thüringen versetzt. — Aufser ihnen findet man in einer hochgespannten poetischen Prosa, eine Idylle, ein Drama, der Neujahrswunsch betitelt, und einige rhapsodische Betrachtungen. — In einer menschlichern Sprache liefern die zwey andern Bändchen Erzählungen, gröfstentheils aus der neuern Romanenwelt, und vorzüglich von sentimentaler Gattung, Gedichte und dramatische Versuche. — Alle diese verschiedenartigen Producte sämmtlicher drey Bändchen haben Dürftigkeit der Erfindung und ein stetes Schwanken zwischen Trivialität und Unnatur der geschilderten Empfindungen und Scenen mit einander gemein: in der letzten Rücksicht zeichnen sich vorzüglich die Liebeserklärungen aus, mit welchen der Vf. seine Heldinnen ihren Liebhabern zuvorkommen läfst; freylich waren sie bey den schüchternen Schäfern, die er zu schaffen beliebt hat, sehr nöthig, um den Knoten zu lösen. — In jeder Rückficht machen übrigens alle diese Versuche durchaus mit Unrecht Anspruch auf die Gabe der Unterhaltung.

Wien, b. Hummel u. Comp.: *Gemälde für Liebende in einsamen Stunden*, gesammelt von *Alois Gleich. Erstes Bändchen.* 281 S. *Zweytes Bändchen.* 240 S. 1795. 8. (1 Rthlr.)

Wir verlangen „an *gegenseitigem* (gegenwärtigem) Werke *die Zähne* nicht zu *wetzen*, noch *den zarten Fuss* von der Muse des Vf's zu benagen:“ aber sagen müssen wir doch, dafs der *Liebende* sich angenehmere Geniessungen (der Wirklichkeit, oder der Phantasie) schaffen kann, als er hier findet, und dafs der *Nichtliebende* viel Langeweile in seiner *Einsamkeit* haben müsse, wenn er es aushält, die *Gemälde* des Vf's vom ersten bis zum letzten, zu betrachten. Die neun romantischen Erzählungen (vier im *ersten*, und fünf im *zweyten* Bändchen) mit allen ihren tragischen Abentheuern, ihren grausvollen und schauderhaften Scenen, Entführungen, und Erkennungen haben in der Anlage wenig Anziehendes, und sind in der Ausführung so schwerfällig und monotonisch, dafs man Mühe hat, nur eine davon ganz auszulesen. Die eine davon ist eine langweilige Feenallegorie, von zweyen liegt die Scene in Amerika, eine ist in das alte Franken gelegt, eine spielt in dem alten Litthauen, eine ist eine Rittergeschichte, und selbst in der einzigen, deren Schauplatz das heutige Deutschland ist, müssen Kirchhofs- und Gespensterauftritte ein gewisses Wunderbare hervorbringen. Zwey Erzählungen des zweyten Bändchens S. 133 und 156 sind aus dem Französischen des *le Sage* übersetzt. Die vierte Erzählung des ersten Bändchens erinnert, nicht zu ihrem Vortheil, zugleich an die Geschichte der *Cora*, und an die der *Thisbe*. Der Ausdruck des Vf. ist oft sehr mühsam gesucht, wie wenn er von des *Unglücks Poltertritt*, von einem *Gesichtsharnisch*, von *Gluchzen* der *Flöte* spricht. Auch ist er nicht frey von Provinzialismen.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Berlin, b. Maurer: *Der zerbrochne Ring.* Von *C. Grosse.* 2ter Th. 1797. 232 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 329.)

Ebend., b. Ebend.: *Annalen des Theaters.* 20tes Heft. 1797. 80 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 163. 1789. Nr. 22. 1790. Nr. 296. 317. 383. 1791. Nr. 324.)

Ebend., b. Schöne: *Gemälde des physischen Menschen*, u. s. w. 4ter Th. 1798. 250 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 283.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Nürnberg*, b. Biefing: *Deutschland oder der reisende Kaufmann* ein lehrreiches geographisches Gesellschaftsspiel, durch welches der Jugend auf eine sehr leichte Art viele nützliche Kenntnisse von ihrem Vaterlande beygebracht werden können, von *J. H. Meynier*, Mit 10 rothgedruckten Kreis- und 40 schwarzen Städtekarten. 1797. 72 S. 12.

Ein nicht übles Gesellschaftsstück zu den schon vorhandenen geographischen Kartenspielen von Campe und andern. Voran geht eine kurze Anweisung zum Gebrauche des Spiels; dann folgt ein Reisebüchlein, bestehend aus der Erzählung dreyer Reisen in verschiedene Gegenden Deutschlands. Einer aus der Spielgesellschaft erzählt als Kaufmann eine von diesen Reisen. So oft er eine Stadt oder Provinz, einen Flufs oder ein Landesproduct nennt, mufs der Inhaber derjenigen Karte, auf welcher es angemerkt ist, sich melden etc. Am Ende ist noch ein Fragspiel zur Wiederholung des Wissenswürdigsten, was in der Geographie von Deutschland vorgekommen ist, angehängt. Wenn das Spiel Beyfall finde, so verspricht der Vf. auch die übrigen europäischen Staaten auf ähnliche Art zu bearbeiten. Wenn man Spiele der Art nicht etwa zuweilen in den Lehrstunden selbst spielen läfst: so fürchten wir, sie gefallen nicht in den Feyerstunden, wo die Jugend angenehm zerstreut oder unterhalten, aber nicht an ihre Lectionen durch ein Spiel erinnert seyn will, dessen unmittelbare Berechnung auf Belehrung ihr sogleich ins Auge fällt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. November 1797.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten*, als eine Fortsetzung der von Büffonschen Naturgeschichte von *Joh. Fr. Wilh. Herbst. Der Käfer* siebenter Theil mit 26 illum. K. gr. 4. 1797. 346 S. 8.

Da Hr. Herbst die Recension des vorigen Bandes nicht gesehn zu haben versichert, so halten wir es für zweckmäsig, der Erscheinung dieses Theils sogleich unsere Beurtheilung nachfolgen zu lassen, vielleicht, dass mehrere unserer Bemerkungen des Vfs. Aufmerksamkeit auf sich ziehn, und ihn auf die Verbesserung einiger Mängel leiten, die an seinem Werke so sichtlich haften.

Der Berichtigungen, die der Vf. zu seinem eignen Werke gefunden hat, sind äusserst wenig; Rec., dem man das Studium von Hn. Hs. Schriften (wenn man Aufsuchung von Beschreibungen Studium nennen will,) doch nicht abfodern kann, hat ihrer weit mehr, als hundert gefunden, und ihre Anzahl wächst noch stets. — Wenn *Curc. Astragali* (nicht *Astralagi*) und *teretirostris* Apionen sind, warum sind sie unter dieser weiter hinten erst vorkommenden Gattung nicht mit aufgeführt? Ersterer mag allerdings zu Apion gehören, aber *teretirostris* darf wegen der in der Abbildung t. 66. f. 10. vorgestellten gebrochnen Fühlhörner nicht mit dahin gezählt werden. — *Curc. phlegmaticus* n. 567. möchten wir für Abart des *violaceus*, *Curc. lurcans* n. 575. für den im sechsten Theile beschriebnen *alternans* n. 46. erklären. Der *C. antiodontalgicus* n. 578., ist von Rossi sehr passend *thaumaturgus* genannt. Das Auffehn, das dieser Käfer durch die von ihm ausposaunte Heilkraft erregt hat, war der einzige Zweck seines Entdeckers, des Hn. *Gerbi*, der auf diesem Wege Celebrität zu erringen suchte. Der sicherste Beweis, dass auch dieses Mittel seine Heilkraft der Einbildung verdankt, ist der, dass einige Italienische Aerzte durch einen frommen Betrug mit ihrem Finger, der nie den Curculio berührt hatte, bey gläubigen Zahnkranken dieselbe Wunderwirkung hervorbrachten, welche die Genesnen dem *Antiodontalgicus* zuschrieben. Um alles bey diesem Käfer auffallend zu machen, musste auch die Diestel, auf der er sich fand, neu gestempelt werden. Allein der *Carduus spinosissimus* ist nichts, als der alte *C. lanceolatus* von Linné. — Die Abbildung des *Curc. vanus* n. 584. stimmt besser auf den *C. Tamarisci Rossi*, als die Beschreibung. In n. 600. *C. Inquisitor* erkennen wir den *Carecti Hoppe*. En. Eleuth. Erlang. Bey n. 618 und 619. *C. Friulicus* und *Sulphurifer*, sind die Namen verwechselt, unter denen ihr Entdecker sie unter uns so allgemein verbreitet hat. N. 619. muss überdem seinen Namen gegen den ältern: *C. Armadillo Rossi*, vertauschen. Von dem *C. normatus* n. 624. wird Surinam als das Vaterland angegeben; Abbildung und Beschreibung passen genau auf den von *Hübner* in Halle entdeckten *C. unifasciatus Fabr.* — Soweit die Fortsetzung der Curculionen.

In diesem Bande sind folgende Käfergattungen abgehandelt, wovon die neuen mit einem hinzugefügten * bezeichnet sind: *Brachycerus*, *Apion* *, *Rhynchites* *, *Attelabus*, *Anthribus*, *Brentus*, *Clerus*, *Psoa* *, *Cerocoma*, *Colon* *, *Cossyphus*, *Upis*, *Tenebrio*, *Sagra*, *Trogosita*, *Colydium*, *Hydrophilus*, *Beros* *, *Hexodon*, *Anthrenus*, *Scymnus* Kugelann.

Beym *Brachyc. apterus* sagt Hr. H.: „Es wundert mich, dass Fabr. die Drurysche Abbildung weder bey diesem Käfer, noch bey einem andern citirt, da er doch zwey andere Käfer auf dieser Tafel und noch dazu zum Theil unrichtig citirt.“ Hätte Fabricius den Drury angezogen, was Hr. Herbst wünscht, so hätte er ein falsches Citat angeführt. Denn Drury's Käfer hat braunrothe Deckschilde mit Reihen erhabner schwarzer runder Flecke; bey dem Fabricischen sind sie schwarz mit Reihen braunrother Flecke; andere, zum Theil vom Vf. selbst angegebne Unterschiede übergehn wir. Wir könnten mehrere Beweise für unsere Behauptung anführen, dass des Vfs. Versuche in der Kritik und in der Sichtung der Citate selten gelingen. Auch soll der Kritiker nicht bloss Schwächen aufdecken und Wunden schlagen, sondern soll sie auch zu heilen suchen, welches ihm nicht selten, freylich nicht ohne Anstrengung, gelingt. Bey Hn. H. tritt noch der Umstand ein, dass er oft durch Missdeutung einer Beschreibung eine andere Art für die von den Schriftstellern eigentlich beschriebne hält, woraus natürlich bey Auseinandersetzung der noch immer so verworrenen Citate mehrere unangenehme Folgen fliessen müssen. — 3. *Br. Barbarus*. Der wahre wird hier unter dem Namen *Algirus* fig. 3. aufgeführt. Er findet sich, so wie *Algirus* und der diesem ähnliche *muricatus* in Neapel. — 17. *Br. maculatus* ist von Madagaskar nach Frankreich, nicht aber, wie es hier heisst, dorthin lebendig gebracht. In der Beschreibung ist überdem noch der Fehler, dass der *vorige*, mit dem er in der Grösse verglichen wird, in der Enc. meth., woraus dieser Artikel übersetzt ist, der *Br. apterus*, hier aber der *Algirus* ist; dass der Käfer also in der Natur etwa die Grösse des *obesus*, hier aber die des *muricatus* hat. — *Br. farctus* ist alle-

allerdings noch einmal so gross, als *globosus*, wenn auch jener nur, wie Hr. Herbst auch annimmt, 11 und dieser 9 Linien lang ist. Denn wegen ihrer kugelförmigen Gestalt verhält sich die Grösse dieser Käfer wie die Würfel ihrer Durchmesser, also wie 1331 zu 729. d. i. in den kleinsten Zahlen beynahe wie 2 zu 1. Wenn also Hr. Herbst gegen dieses Verhältniss Einwendungen macht, so verwechselt er die Grösse mit der Länge.

Schon vor dem Vf. trennte man in einigen Sammlungen die beiden Gattungen *Apion* und *Rhynchites*, wenn gleich nicht unter demselben Namen. Allein es ist wohl am sichersten, sie mit *Attelabus* verbunden zu lassen, da es die vollkommensten Uebergänge von *Attelab. curculionoid.* zu *Rhynchites* und von diesen zu *Apion* giebt, so dass man keine sicheren Gattungskennzeichen festsetzen kann, denn diejenigen, die der Vf. giebt, sind wie die meisten seiner Gattungsmerkmale, nicht hinreichend. Die Hauptfehler, in die Hr. H. bey der Angabe der Charaktere seiner Gattungen verfällt, sind folgende: 1) Er nimmt die Kennzeichen gewöhnlich nur von einer und zwar von der Art, wo sie sich am lebhaftesten äussern; die übrigen Arten vergleicht er nur flüchtig, und erwähnt der Resultate dieser Vergleichung oft gar nicht. 2) Wenn er die Kennzeichen auf diese Weise abgezogen hat; so setzt er zuweilen die Abweichungen der übrigen Arten hinzu, die oft das Ebengesagte gänzlich oder doch grösstentheils aufheben; weil er aber von der logischen und tabellarischen Prüfung seiner Gattungskennzeichen nicht Gebrauch macht; so muss ihm natürlich dieser Widerspruch entschlüpfen. Den redendsten Beweis führen die Kennzeichen der Gattung *Strongylus*. — 3) Er hebt für sich und andere nicht das wesentlich Unterscheidende aus, wodurch sich doch allein die Rechte der neuen Gattung darthun lassen. Der Charakter einer Gattung ist nicht ihre Beschreibung; diese hüllt jenen ein, und das Werk des Systematikers ist es, aus der Umkleidung das eigne Gepräge herauszufinden. — Belege zu diesen Behauptungen liefern fast alle vom Vf. bis jetzt gelieferten Gattungskennzeichen. Man nehme nur, um bey dem vor uns Liegenden stehn zu bleiben, den *Att. curculionoides*, ob nicht jedes der von der Gattung *Rhynchites* gegebnen Merkmale auf ihn passt; und dieser Käfer ist doch so bekannt, er ist mit dem ihm so ähnlichen *analis* und mit dem *Coryli* fast die einzige Art gewesen, die der Vf. von seinen Attelaben in der Natur sah. War es ihm nicht unausweichbare Pflicht, seine neue Gattung durch die Vergleichung der ihm bekannten wenigen Arten einer Gattung zu prüfen, von der er so eben jene gesondert hatte? Daher kommt wahrscheinlich die Gleichgültigkeit, die Hr. Pr. *Fabricius* gegen die neuen Gattungen des Herbstischen Systems äussert, die sich freylich, aus andern Gesichtspunkten betrachtet, nicht wohl vertheidigen lässt. — Wie war es möglich, dass der Vf. *Alliariae* zu einem *Apion* machen konnte, da die beiden hier angegebnen Kennzeichen des derben Fühlhornknopfs, und des birnförmigen Hinterleibs ihm offenbar nicht zukommen. Wir wollen also lieber annehmen, dass Hr. H. einen andern Käfer für den *Alliariae* hielt, welches die Beschreibung wahrscheinlich macht, die nichts von Härchen sagt, welche doch die an die Spitze gestellte Differenz von Linné fodert. Es müssen daher alle Citate weggestrichen werden, welches man um so dreister thun kann, da *Rhynchit. Germanicus* wahrscheinlich der *Alliariae* ist, mit dem ein anderer Käfer: *Curc. nanus Paykull* vermischt wird, zu dem die Citate *Degeer* n. 41. und vielleicht auch *C. Icosandriae Scop.* gehören. — 15. *Attel. analis* ist wohl nicht der von *Illiger* beschriebne, da dieser, den wir in mehrern Exemplaren aus Nordamerika erhalten haben, wirklich blauschwarz ist, ein rothes Schildchen hat, und auf der untern Fläche der Vorderschenkel nicht rothgefleckt ist, wie H. angiebt. — *Brentus cinnamomeus*. Auch unser Vf. ist nicht frey von dem Vorwurfe der Leidenschaftlichkeit und beleidigender Seitenblicke. Wie kann man es Fabricius, der es sich zum richtigen Gesetze gemacht hat, keine Art in sein System aufzunehmen, die er nicht selbst sah, verdenken, dass er nicht auf eine im Archiv enthaltne Beschreibung hin, diesen Brentus aufführte, da jene Beschreibungen doch gewöhnlich so sehr mangelhaft sind, dass selbst ihr Vf. sie zuweilen anzuführen vergisst, z. B. beym *Curc. Austriacus* VI. 207. wo dieses Citat doch eine Autorität für das Schrankische Allegat gewesen wäre, dessen dieses sehr bedurfte. — Die Familien, die der Vf. bey den Brenten einführt, sind deswegen zu verwerfen, weil bey mehrern Arten das eine Geschlecht einen walzenförmigen feinen Rüssel, das andere einen in starke Kinnbacken erweiterten Vorkopf hat. Etwas davon ahnte schon Linné beym *Br. dispar*; Fabricius sagt es deutlich beym *bifrons*, den Hr. H. übergeht, wahrscheinlich, weil er sich in die nun einmal gemachten Familien nicht fügen wollte. Um nicht zu weitläufig zu seyn, können wir auf die Sonderbarkeit des Raisonnements bey *Br. maxillosus* n. 9. nur aufmerksam machen. — Die *Psoa Viennensis* ist der schon längst bekannte *Derm? dubius* Rossi. Bey *Cossyphus Hoffmannseggii* wird ausdrücklich behauptet, dass nur Grösse und Vaterland ihn unterscheiden. Wir erhielten diesen Käfer aus Koppenhagen, wohin er aus Mauritanien gekommen war. Das Brustschild ist viel breiter zugerundet, die Deckschilde sind hinten zugerundet, nicht, wie beym *depressus*, in der gemeinschaftlichen Mitte zugespitzt, und, wenn wir nicht irren, in der Naht verwachsen, und ohne die unterliegende Flügel, die beym *depressus* unter getrennten Deckschilden liegen. — *Borus* ist *Tenebrio elongatus Panzer*. Unsere übrigen Anmerkungen können wir bey andern Gelegenheiten äussern.

Die Abbildungen zeichnen sich vortheilhaft vor denen der vorhergehenden Theile aus, wir wünschen, dass Hr. *Pauli* fortfahre, die Vorwürfe, die man auch jetzt den Tafeln noch machen kann, davon abzuwischen.

Magdeburg, b. Keil: *Botanisches Handbuch für deutsche Liebhaber der Pflanzenkunde* überhaupt, und für Gartenfreunde, Apotheker und Oekonomen insbesondere, von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Prediger an der St. Johanniskirche in Magdeburg. Erster Theil. *die deutschen Pflanzengattungen.* 1797. XVI. u. 1108. 8. (12 gr.)

Rec. ist von der Brauchbarkeit dieser tabellarisch geordneten Kennzeichen der Gattungen der in Deutschland wildwachsenden oder doch im Freyen fortkommenden Pflanzen überzeugt. Der Vf. hat sich Mühe gegeben, die bey dieser sehr zur Erleichterung und zu schnellerm Ueberblicke des wesentlich Unterscheidenden dienenden Methode vorkommenden Schwierigkeiten zu heben; er hat auf die Ausnahmen von den Gattungskennzeichen Rücksicht genommen, und in den Anmerkungen die übrigen in der Tabelle selbst nicht vorkommenden Gattungsmerkmale hinzugefügt. Der Deutlichkeit auf der einen Seite und der möglichsten Ersparung des Raums ist die Bequemlichkeit des Lesers darin aufgeopfert, dass eine grosse Menge dem ersten Anblicke zum Theil räthselhafter Abkürzungen der Wörter angebracht ist, mit denen man sich erst wohl bekannt machen muss. So heisst Ml. — *Mittellappen*; B — *Beere*; D — *Dolde*; Ul — *Unterlippe* u. dgl. m. Vielleicht hätte ein etwas grösseres, den Raum einer Tasche nicht überschreitendes Format, ein kleinerer angenehmerer lateinischer Druck diese Abkürzungen unnöthig gemacht.

Hr. K. nimmt siebenzehn Classen an, er hat nämlich Didynamia zu Tetrandria, Tetradynamia zu Hexandria gerechnet, Icosandria mit Polyandria verbunden, und Monoecia, Dioecia und Polygamia bey den verschiednen Classen untergebracht. So sehr wir es billigen, dass diese letzten drey Classen vertilgt sind; so scheint uns doch der Grund für die Aufhebung jener übrigen Classen gar nicht von Belang: dass nämlich der Anfänger sehr leicht die Anzahl der Staubfäden bemerken, aber nicht wohl auf die besondere Bestimmung des Längenverhältnisses und des Standorts achten lerne. Wer hinderte den Verfasser, in seiner die Classen erklärenden Tabelle sie so zu ordnen, wie er sie jetzt als Ordnungen gestellt hat? Uns dünkt es dieselbe Schwierigkeit zu haben, einen Tetradynamisten jetzt in einer *Ordnung* der Hexandristen, als ihn in einer eignen Classe mit denselben Kennzeichen zu suchen. Ein Anfänger braucht sicher nur einmal durch eine Vergleichung der Classentafel oder durch einen Erfahrnern aufmerksam gemacht zu seyn, um künftig jene, so natürliche Classen bildende, Verhältnisse der Länge der Staubfäden, und Einfügung vieler Staubfäden auf dem Kelche, ohne Schwierigkeit sogleich zu erkennen. Derjenige, der für so leicht auffallende Kennzeichen nicht Sinn hat, wird die viel schwierigern Classen der Syngenesie, Gynandrie noch weniger ausfindig machen, oder durch die oft viel feinern Unterschiede der Gattungstafeln sich durchfinden können. Die übrigen Pflanzenliebhaber haben den Nachtheil von diesen Veränderungen, dass sie des Linneischen Systems ganz entwöhnt werden; welches sie doch in den meisten übrigen Werken, derer sie gar nicht entbehren können, nachher wieder finden. — Fehlerhaft ist es, und ganz der Absicht zuwider, die man durch die Vertheilung der unter Monoecia, Dioecia, Polygamia enthaltnen Pflanzen erreichen wollte, wenn diese in den Classen als eigene Unterordnungen vorkommen. Wir verweisen auf das, was wir bey der Recension von *Bechstein's gemeinnütz. N. g. d. In- und Ausland. Botan.* erinnert haben.

Der Vf. hat bey sehr vielen Namen das Sylbenmaass zur richtigen Aussprache bemerkt, und durch Cursivschrift die in Deutschland einheimischen Gattungen ausgezeichnet.

In dem folgenden Bändchen erhalten wir die in Deutschland einheimischen oder cultivirten Pflanzen nach den alphabetisch geordneten Gattungen, eben so tabellarisch ausgearbeitet. Wohnort, Eigenschaften, Nutzen, gebrauchliche Namen des gemeinen Lebens und der Officin, Standort, Dauer, Blühtezeit werden angegeben, und einige leicht zu habende Abbildungen angezeigt werden. Ein gutes vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Werks, für welches wir im Namen des Pflanzen liebenden Publicums dem Verfasser aufrichtig danken, noch mehr erhöhn. — Den Kryptogamisten wird vielleicht ein eignes Bändchen angewiesen, dem eine kurze und gründliche Erklärung der Kunstwörter beygefügt werden könnte.

Leipzig, b. Feind: *Epitome Entomologiae Fabricianae*, sive *Nomenclator entomologicus* emendatus sistens Fabriciani Systematis cum Linneano comparationem adiectis characteribus ordinum et generum, speciebus novis aliorum Entomologorum, Insectorum habitationibus, Nominibus Germanorum, Francogallorum, Anglorum. Cum Indicibus et Bibliotheca Fabriciana. 1797. XVI. u. 224 S. gr. 8. (18 gr.)

Dieses Namensverzeichniss unterscheidet sich von dem Weberischen Nomenclator durch folgende Stücke: 1) ein kurzes Verzeichniss der Fabricischen entomologischen Schriften; 2) eine Vergleichung des Linneischen und Fabricischen Systems wie der Titel verspricht, — allein nichts weiter, als eine nicht sehr gut geordnete Gegeneinanderstellung der Gattungsnamen beider Systeme, ohne alles Raisonnement. Unter jeder Linneischen Gattung sind diejenigen angeführt, in die Fabricius dieselbe aufgelösst hat. Aber gleich auf der Ersten Seite steht unrichtig *Sinodendrum* unter *Dermestes*. Diejenigen Gattungen des Fabricischen Systems, von denen Linné keine Art bekannt war, sind in der andern Kolumne, den andern gegenüber, aufgestellt. Hier hat der Vf. sehr oft die unpassendsten Plätze gewählt, und dadurch den Mangel seiner Kenntniss der Insekten verrathen; so sind, um gleich vorn stehn zu bleiben, *Melyris* den Dermestes

ften und Lukanen, *Erodius* den Gyrinen, *Scaurus* und *Sepidium* der Caffida, *Coffyphus* dem Bruchus gegenüber aufgeftellt, — 3) die Fabricifchen Kennzeichen der Ordnungen und Gattungen, die Herleitung der Ordnungsnamen, — 4) die Hinzufügung des Vaterlands, des Namens, den das Infekt bey Linné führte, der wenigen (von den Schriftftellern willkührlich und oft fehr unglücklich gegebnen) Deutfchen, Französifchen und Englifchen Namen, und einiger faft allein aus Panzer ausgehobnen neuen Arten.

Man würde die Arbeit des Vfs. immer mit Dank annehmen, wenn wir nicht fchon einen Nomenclator hätten, den auch der Vf. gekannt und benutzt hat. Denn die Zufätze diefer Epitome find zu wenig wefentlich, zu unvollkommen, und zum Theil zu unzweckmäfsig, um als bedeutende Vorzüge gerechnet werden zu können. Uebrigens hat der Vf., wie er in der Vorrede bemerkt, fehr wohl gethan, fich nicht mit kritifchen Unterfuchungen zu befaffen, denn die gegebnen Proben, wie z. B. über den Gattungsnamen Sinodendrum (nicht Synodendrum) machen uns nicht nach mehrern lüftern.

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Literarifche Nachrichten*, von einer auf Veranlaffung der Böhm. Gefellfch. der Wiffenfch. im Jahre 1792. unternommenen *Reife nach Schweden und Rufsland*, von *J. Dobrowfki*. 1796. 272 S. 8.

Die hier befonders abgedruckten literarifchen Nachrichten findet man auch im zweyten Bande der neuen Schriften der böhmifchen Gefellfchaft der Wiffenfchaften. Hr. D. aber hat fie mit einem Sprachforfchern fehr intereffanten Anhang vermehrt, worin er die in dem petersburger Wörterbuche aller Sprachen, verglichenen böhmifchen Wörter prüft, verbeffert und abermals mit dem Slowakifchen in Ungern vergleicht. Die Berichtigungen unfers Vf. find fehr beträchtlich, und er zeigt, dafs man in jenem Wörterbuche oft falfche böhmifche Synonyme gewählt habe.

Die böhmifche Gefellfchaft befchlofs Hn. D. nach Schweden zu fenden, weil man wufste, dafs die Schweden während des dreyfsigjährigen Krieges eine Menge böhmifcher Bücher, Handfchriften und Alterthümer nach ihrem Vaterlande fchickten, welche dort in mehreren Bibliotheken zerftreut find. Frühere Bemühungen von diefen Nachricht zu erhalten, oder fie einzulöfen, waren entweder vergeblich, oder entfprachen der bisherigen Erwartung nicht. Hr. D. follte daher die noch vorhandenen Ueberbleifel an Ort und Stelle unterfuchen, auch Rufsland zur Bereicherung der flavonifchen Literatur bereifen, und er giebt in diefer Schrift Nachrichten von den befuchten Bibliotheken, und was er dort von alten und neuen böhmifchen Schriften und flavifchen Alterthümern fand. Seine Reife gieng über Jena, Erfurt, Gotha, Göttingen, Hamburg, und Kopenhagen nach Schweden. Wolfenbüttel ward von ihm nicht befucht. In den angeführten Bibliotheken waren gröfstentheils flavonifche Bibeln, oder Handfchriften über die böhmifchen Religionshändel vorhanden. Auf der Königlichen Bibliothek in Stockholm fand Hr. D. den groffen gigantifchen Codex, deffen Blätter zwey prager Ellen Länge und zwanzig Zoll Breite haben, welcher unter andern die drey Bücher der böhmifchen Chronik des Cosmas enthält. Freher hat nach einer Abfchrift diefes Codex feine Ausgabe veranftaltet. Sie hat alle Fehler des Originals; doch hat fein Kopift häufig falfch gelefen. Mehrere andere böhmifche Handfchriften werden ihrem Inhalt nach ausführlich befchrieben; unter andern böhmifche Ritterbücher. In Abo fand er nur gedruckte Werke über Böhmen zum Theil aus der Olmützer Jefuiten Bibliothek, aber einen reichen Vorrath flavonifcher Kirchenbücher. Von hier gieng der Vf. nach Petersburg, wo er wenig im Fache der böhmifchen Literatur antraf, aufser Skorinas ruffifcher Bibel 1519 in Prag gedruckt. Weil diefe in Böhmen ganz unbekannt, und dorten noch kein Stück davon aufgefunden ift, fo glaubte man bisher, fie wäre vielleicht in der Vorftadt von Warfchau gedruckt worden; aber Hr D. zeigt, dafs man nur die böhmifche Hauptftadt, als den Druckort annehmen könne. Die in Mofcau gemachten literarifchen Entdeckungen verfpricht der Vf. befonders zu befchreiben. Auf der Zaluskifchen Bibliothek in Warfchau, und der akademifchen in Prag war die Ausbeute nicht grofs; doch werden einige dort vorhandene feltene Katechifmen, und andere Schriften religiöfen Inhalts angeführt.

* * *

Von folgenden Büchern find Fortfetzungen erfchienen:

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Lückenbüffer der compendiöfen Bibliothek, oder Sammlung alles Witzigen, Sonderbaren, Beluftigenden oder fonft Unterhaltenden*, was in keiner der andern Abtheilungen einen beftimmten oder fchicklichen Platz finden konnte. 3. 4 Heft. 1798. 182 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 327.)

BERLIN, b. Hartmann: *Julie von Steinau*. Eine intereffante Gefchichte aus der letzten Hälfte des jetztlaufenden Jahrhunderts. 2ter Th. 1797. 478 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 233.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. November 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *Le Spectateur Du Nord*, journal politique, littéraire et moral. 1797. gr. 8. Januar bis Julius. 7 Hefte. (Subscriptionspreis auf den Jahrgang 18 Mark cour. in Hamburg, oder 8 Rthlr. sächs. in Leipzig. Jedes Heft 10 bis 11 Bogen.)

Durch den Prospectus sowohl, der bey dem ersten Hefte als Einleitung wieder mit abgedruckt ist, als durch den Titel erfahren wir, dass diese Zeitschrift die drey verschiednen Zweige der Politik, Moral und Literatur umfassen soll. Oeffentliche Blätter, Staatsschriften, Journale, die merkwürdigsten neuen Bücher und eine weitläuftige Correspondenz sind die Quellen, aus welchen der Herausgeber schöpfen will, und die ihn gewiss in den Stand setzen können, seine Leser auf die mannichfaltigste Art zu unterhalten. Sein Zweck ist, den verschiednen Völkern Europens gegenseitige Achtung gegen einander einzuflösen, die Bande des Vertrauens und der Zuneigung zwischen den Regenten und Völkern von neuem zu knüpfen, und das allgemeine Band, welches die Menschen unter einander verbindet, zu verschönern und fester anzuziehen. Um diese grosse Absicht zu erreichen, will er vorzüglich die engherzigen Nationalvorurtheile bekämpfen, die Regenten auf die unglücklichen Folgen der Ungerechtigkeit und der Schwäche, die Völker aber auf die noch weit traurigern Wirkungen der Revolutionen aufmerksam machen, und durch Aufmunterung zu dem Studium des Schönen den häuslichen Freuden ihren wahren Werth und die Würze wiedergeben, welche sie durch die Verderbniss der Sitten verloren haben.

Vorzüglich soll dieses Journal den kommenden Geschlechtern gewidmet seyn. Es soll den Jünglingen einen Maasstab in die Hand liefern, wonach sie die herrschenden Vorurtheile prüfen können; es soll ihnen in dem Augenblick, wo sie Männer werden, den Schild der Erfahrung darbieten, und so den Leidenschaften eine glückliche Richtung, eine ruhige Stimmung den Gemüthern, und den Herzen, statt heftiger Gefühle, sanftere Regungen geben.

Ein solches Werk bietet sich von selbst den Erziehern an; der Herausgeber fodert sie auf, sich mit ihm zu gleichen Zwecken zu verbinden; vorzüglich rechnet er auf den Beystand jener liebenswürdigen Erzieher, die uns an der Grenze der Kindheit verlassen, um nach einem kurzen Zeitraum uns von neuem desto nothwendiger zu werden, und das Glück oder Unglück unsers ganzen Lebens zu bestimmen. Er schliesst seinen Prospectus mit einer galanten Apostrophe an dieses Geschlecht, welchem die Natur die Herrschaft über die Herzen und das Richteramt über den Geschmack gegeben hat, indem er die Deutschen an die Sitte ihrer Vorfahren erinnert, nach welcher die Aussprüche der Schönen in grossen Angelegenheiten als göttliche Orakel verehrt wurden.

Diese Ankündigung berechtigt das Publicum zu grossen Erwartungen, die aber schon dadurch etwas gedämpft werden, dass der Vf. im Fach der Literatur sich bloss auf *seine* Nation und auf die *nordischen* Völker einschränken will. Ueberhaupt scheint er sich noch nicht bis zu dem hohen kosmopolitischen Gesichtspunkt erheben zu können, von dem herab es allein möglich wäre, so grosse Wirkungen zu verbreiten. Noch merkt man ihm zu sehr seine bürgerlichen Verhältnisse und den politischen Glauben an, zu dem er sich bekennt; noch läst er zu deutlich die Nebenabsicht sehen, seiner Privatmeynung Anhänger zu verschaffen; noch spricht er zu oft selbst, wo er nur sollte die Sache reden lassen; ja er verkennt noch seinen Beruf so sehr, dass er (Jul. St. S. 2.) sich weigert, auf die Meynung derer, die Revolutionen und Anarchie liebten, eine *billige* Rücksicht zu nehmen. — Billigkeit sollte, nach unserm Gefühl, selbst die Meynung des Teufels von einem unbefangnen Richter, der es sich zur Pflicht gemacht hat, Vorurtheile zu bekämpfen, fodern können. Doch vielleicht entschlüpfte dem Vf. dieser Ausdruck in der Uebereilung, und muss auf die Rechnung seiner Privatverhältnisse geschrieben werden, die ihm überhaupt einen Anspruch auf unsre Nachsicht geben; gern wird man ihm daher die stolze Ankündigung verzeihen, wenn er nur seinem nähern Vorsatz, den Franzosen, die durch politische Meynungen getrennt sind, in den Wissenschaften einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt zu zeigen, stets getreu bleibt.

Nach dem, was er bisher geleistet hat, muss er beurtheilt werden; wir wollen uns daher bemühen, durch eine gedrängte Anzeige der in den ersten sieben Heften enthaltnen Stücke die Leser in den Stand zu setzen, über die Art, wie er seine übernommne Verpflichtung erfüllt, zu entscheiden. Um aber diese Recension nicht über die erlaubten Grenzen auszudehnen, und ihr zugleich bey der Abwechslung des verschiednen Inhalts nicht ein gar zu buntscheckigtes Ansehn zu geben, begnügen wir uns, die vorzüglichsten Stücke jeder Art heraus zu heben, indem wir sie in gewisse sich von selbst darbietende Rubriken ordnen, und mit Uebergehung der aus andern Schriften abge-

abgedruckten Auffätze, uns am meisten mit denen, die hier zuerst erschienen sind, beschäftigen.

Der Herausgeber hat im Fach der Moral noch gar nichts geliefert; er entschuldigt sich deshalb in der Einleitung zum Julius-Stück, und verspricht in der Folge das Versäumte nachzuholen. Wir haben hier bloss mit dem, was ins Gebiet der Politik und der Literatur gehört, zu thun.

Das Gemälde des Zustandes von Europa (im Januar-Stück) dient den monatlichen Uebersichten der Begebenheiten in jedem der folgenden Hefte, so wie überhaupt allem, was in die Politik und die Geschichte des Tags einschlägt, zur Einleitung. Rec. hat diesen Aufsatz mit vorzüglichem Vergnügen gelesen. Correctheit der Sprache und eine gebildete Schreibart sind Vorzüge, welche man den französischen Schriftstellern von jeher nicht zum Verdienst, sondern zur unerlasslichen Pflicht gemacht hat; sie liessen sich daher auch von dem Vf. dieses Gemäldes erwarten, und in der That sieht man seinem Vortrage nur darum die sorgfältige Feile nicht an, weil jede Periode bis zur gefälligsten Rundung abgeschliffen ist. Er verbindet damit einen bestimmten und kraftvollen Ausdruck, und einen durchaus gemässigten und anständigen Ton; selbst bey Materien, die für ihn verführerisch seyn mussten, (z. B. S. 77 ff. die Tirade über die revolutionnären Maassregeln des Directoriums) lässt er sich, wenn er auch nicht ganz unbefangen spricht, doch zu keinen heftigen Ausfällen hinreissen. Auch die, seinen Landsleuten so oft gefährliche, Klippe leerer Declamationen hat er glücklich vermieden; die gar zu grosse Hyperbel (S. 42.), wo „die französischen Heere, stark durch die Kräfte des *halben Europa*, sich zur Eroberung *der andern Hälfte* bereiten," rührt vielleicht von einem Schreibfehler her, und man muss: *Deutschland* für *Europa* lesen. Vorzüglich haben dem Rec. die Auseinandersetzung der Gefahr, welche den Regenten von Frankreichs Eroberungsgeist, den Völkern aber von Englands Streben nach dem Despotismus der Schiffahrt und des Handels bevorstehe (S. 72 u. 86 ff.), der Versuch einer Entwicklung der geheimen Staatskunst Catharinens II (S. 90 ff.), der auch als politischer Traum noch schön wäre, und (S. 105—120.) der Blick auf Frankreichs gegenwärtigen Zustand angezogen. Ueberall, wo kein Parteygeist den Pinsel führen konnte, zeichnet sich dies Gemälde durch eine treffliche Darstellung einzelner Gruppen aus, und der vielleicht hier und da zu tief hingeworfne Schatten darf eben so wenig, als der damals, ehe die italienischen Begebenheiten sich entwickelt hatten, verzeihliche Irrthum in den Resultaten, den grossen Eindruck des Ganzen stören.

Wenn die Schreibart in den folgenden politischen Gemälden gleich musterhaft bleibt, so kann Rec. diesen nicht auch von der ruhigen Darstellung und der kalten Beurtheilung der Begebenheiten rühmen. Nicht selten scheinen hier persönliche Widerwärtigkeiten und Mismuth über das Fehlschlagen der letzten Hoffnungen den Blick des Geschichtschreibers verdüstert und das Urtheil des Philosophen bestochen zu haben. Schon im Januar-Stück verrathen die Seitenblicke auf eine der damals neutralen Mächte und eine zu finstre Ansicht der Lage der Dinge in Frankreich die üble Laune des Vfs., die in den folgenden Heften immer mehr ihren Einfluss äussert. Wie hätte er sonst, um nur Ein Beyspiel anzuführen (im Junius-Stück S. 466.), den Angriff der Venetianer im Rücken Buonaparte's so ganz mit Stillschweigen übergehen, und doch aus diesen Begebenheiten im Allgemeinen Folgerungen ziehen können?

Die *Briefe von einem deutschen Officier* über den letzten Feldzug und die *aus London* über den Zustand der Bank und der Finanzen Englands, sind sehr lesenswerthe Aufsätze. Auch ohne Financier oder Kaufmann zu seyn, wird der Leser in den *letztern* Befriedigung seiner Neugier und Unterhaltung finden. Die Verworrenheit sowohl, als die Trockenheit des Stoffs verschwinden bey der Behandlungsart des Vfs., und er löset glücklich das Räthsel, wie Pitt bey seinen gewiss grossen Kenntnissen und bey seiner Achtung des Handels zu Misgriffen verleitet werden konnte, welche dem Credit der Bank auf ewig geschadet haben. — In den *Erstern* rügt der Vf., der den Charakter eines deutschen Officiers angenommen hat, mit Sachkenntniss und Bestimmtheit die Fehler, welche dem Glück der kaiserlichen Waffen eben so nachtheilig waren, als die überlegnen Talente eines Moreau oder der Genius Buonaparte's. Indem er den Verdiensten des Erzherzogs, und der Generale Mak, Schröder, Schmidt, Bellegarde etc. Gerechtigkeit widerfahren lässt, zeigt er, wo ihre Kräfte auf eine vortheilhaftere Art zu benutzen gewesen wären. Nicht, um vor den Pallisaden von Kehl den eitlen Ruhm zu erringen, die Franzosen auf wenige Monate vom rechten Ufer des Oberrheins verdrängt zu haben, hätte die kostbare Zeit und der Muth eines mit Vertrauen auf seinen jungen Feldherrn beseelten, jetzt siegreichen Heeres verschwendet werden sollen; in Italien war der Platz des Erzherzogs. — Doch man muss diese Briefe, vorzüglich den zweyten im April-Stück, selbst lesen. Die hier und da vorkommenden Fehlschlüsse wird man dem Vf. verzeihen, da er nur von allgemeinen Sätzen ausgehen konnte, doch würde er sich manche erspart haben, wenn er mehr auf den persönlichen Charakter Buonaparte's gerechnet hätte, und manche sind auch durch die unverwüstlichen Hoffnungen einer unterliegenden Partey veranlasst worden. Sein Erstaunen, „dass grade die Ueberlegenheit „der Plane, der Uebersicht und der Ausführung sich „ununterbrochen auf der Seite der entschieden schlechten Sache, und bey ganz unbekannten, selbst *igno-„blen*, Menschen zeigen, dass ihre Gegner hingegen, stark durch alle Vorzüge und alle *Decoratio-„nen* der geselligen Ordnung, sich durch Mangel an „Begriffen und schwankende Maassregeln auszeichnen „mussten," ist eine Naivetät, die den Boden, auf dem sie gewachsen ist, nicht verleugnen kann.

Der Brief über *Buonaparte's Charakter und Verdienste* (im April-Stück), der sich der Versicherung des

des Herausgebers einen Mann zum Verfasser hat, der selbst eine glänzende Rolle gespielt haben und über Feldherrnverdienst ein competenter Richter seyn soll, ist mit Scharfsinn geschrieben; man liest ihn mit Vergnügen, wenn gleich die elende Schrift, durch die er veranlasst wurde, keine Widerlegung verdient. — Bey dem Schreiben *über die Hoffnungen der Royalisten in Frankreich* (im May-Stück), weiss man nicht recht, ob man sich über den starken Glauben der Anhänger des alten Systems, oder über die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie von ihren Aussichten sprechen, verwundern soll; in den Fragmenten einer Correspondenz über *die Friedensunterhandlungen*, *die Finanzen* und *den Terrorismus* (im Julius-Stück), erscheinen diese unverwelklichen Hoffnungen abermals, jedoch in mystisches Dunkel gehüllt. — Der Vf. des Aufsatzes *über die Unterhandlungen* (ebend.), hält sich vorzüglich bey der Untersuchung der Frage auf: „ob die Veräusserung eines Stücks von dem Gebiete der französischen Republik durch ein Grundgesetz ihrer Constitution verboten sey?“ ohne einsehen zu wollen, dass ein solches Gesetz doch nur für Franzosen bindend, und, wenn der Erfolg des Kriegs sie nicht in den Stand setzt, es gegen andre Völker geltend zu machen, kein grösseres Hinderniss des Friedens seyn kann, als der Titel eines Mehrers des Reichs, den der Kaiser führt. — In dem *Gespräch zwischen Epimenides und Barthélemi* (im Junius-Stück) schlägt der Grieche die Ernennung eines Dictators und die Einführung von Censoren vor, welche ein Jahr lang mit unumschränkter Gewalt ihr Amt verwalten, und auf keine Art verantwortlich seyn sollten. Er räumt ihnen (S. 437.) die Macht ein, die Bürger wegen ihres Privatwandels nicht nur des Bürgerrechts, sondern auch der Unterthanenrechte zu berauben, sie zu Strafen zu verdammen etc., und zu dem Ende sollen sie durch überall verbreitete Spione alle Details von dem Leben einzelner Bürger ausspähen lassen etc. — Was auch nach den neuesten Vorfällen in Paris, [illegible] freylich den unbefangnen Beobachter erinnern [illegible]sen, sein Urtheil über die Revolution vor der [illegible] noch zurück zu halten, möglich werden dürfte; [illegible] wird doch die Nation wohl schwerlich von einem [illegible]geher, der den unhöflichen Zweifel äussert, nur [illegible]n rechtschaffne Männer in ganz Frankreich zu finden, sich überreden lassen, eine Staatsinquisition unter einem antiken Namen einzuführen, oder das verabscheuete Revolutionstribunal zu erneuern.

Neben diesen und noch verschiednen andern Aufsätzen von geringerm oder bloss ephemerem Gehalt, [illegible] grösstentheils sich nur auf das Vaterland des Herausgebers beziehen, liefert er noch einige Briefe über [illegible]er III, über Schweden, über die Streitsache des [illegible] v. Berlepsch zu Hannover, (bey welcher Gelegenheit sein erster Correspondent von dem Hn. Grafen von Pl ... sehr vornehm zurecht gewiesen wird) [illegible] a. m., die aber nur eine magre Unterhaltung gewähren, und über ihre Gegenstände weder neue, [illegible] befriedigende Aufschlüsse geben.

Im literärischen Fach macht uns die Verschiedenheit des Inhalts und der Form zahlreicher Aufsätze eine möglichst eingeschränkte Wahl noch nothwendiger. Selbst die, unsers Wissens (denn nicht immer erklärt sich der Herausgeber bestimmt genug darüber) hier zum erstenmal erscheinenden Originale und Uebersetzungen, können wir nicht alle anzeigen; aber wir werden in jeder Gattung und von jedem Vf. wenigstens Ein Stück durchgehen, und auf diese Art unsern Lesern eine Idee von dem Ganzen zu geben suchen.

Unter den Dichtern zeichnen sich Hr. von *Chênedollé*, *Delille*, *le Brun*, *Lefevre* und der Spectateur selbst aus. Vorzüglich erregt der Erstere unsere Aufmerksamkeit, weil er sich der Welt zuerst unter der Firma des Herausgebers bekannt macht, der (im Februar-Stück Art. *poesie françoise*) das Lob, welches er in einer frühern Zeitschrift (dem Journal d'Altona) diesem Dichter beygelegt hatte, rechtfertigt, und ihn zum zweytenmale den Franzosen als *un poëte de plus* ankündigt. Die Ode: *Michel Ange ou la renaissance des Arts*, womit Hr. v. Ch. hier auftritt, hat treffliche Stellen; sie würden aber ungleich grössere Wirkung thun, wenn er sich hätte entschliessen wollen, die Hälfte der Strophen aufzuopfern, deren leichte Versification unmöglich für den Mangel alles lyrischen Verdienstes schadlos halten kann. Besonders sollte er die äusserst matten, mit einem: *ainsi*, anfangenden Wiederholungen vermeiden. Wer kann z. B. nach dem schönen Gemälde von dem durch die Barbaren verheerten Rom, nach Strophen, wie folgende:

- - - ici, des voûtes écrasées
Là des arcs triomphaux, des temples démolis;
Et perdus sous l'amas de ces vastes Décombres
Dans le silence et dans les ombres,
Leurs dieux dorment ensevelis.

— — — — — — — — — — —

Abaissée au niveau de l'herbe,
Rome au front altier et superbe
Pleure sur ses palais, que la mousse a couverts;
Le Tibre en a frémi sur son urne attristée,
Et son onde est épouvantée
De ne baigner que des déserts.

Accusant le fer du Vandale,
Alors la Peinture et sa sœur
Recueillent tristement, dans cette nuit fatale,
Leurs trésors inutiles par le glaive oppresseur,
L'une, de ses toiles vivantes
Sauvant les ruines savantes,
Au travers de la flamme emporte ces lambeaux;
Et l'autre, dérobant des débris de statues
Par l'acier barbare abattues,
Les dépose au fond des tombeaux. — —

wer kann nach solchen Stellen, in denen wir die *urne attristée* gegen die Schönheit der übrigen Bilder auf-

aufheben wollen, die unmittelbar darauf folgende Wiederholung im Erzählungston und in der vergangnen Zeit: „*Au sein d'une eclipse profonde ainsi s'eteignirent les arts: Les Goths, en s'arrachant les depouilles du monde, s'egorgèrent* l o n g t e m s *sur ses debris epars*" u. s. w. ertragen? Wer muss dies nicht für kostbare, zufällig gereimte Prose halten, und dabey, wenn anders *ses* kein Druckfehler ist, die zerstreuten Trümmer der Welt etwas sonderbar finden?

Hr. *v. Ch.* scheint aber solche Abwechslungen des poetischen Schwungs mit prosaischer Erzählung, die sich eher in einer Epistel als in einer Ode entschuldigen liessen, vorzüglich zu lieben; denn nach einer kühnen Apostrophe an das Capitol, das jetzt vor dem Glanz der Peters - Kirche sinkt:

— — — — —

De Rome antique altière idole,
Tombe, ô fastueux Capitole!
Cède à la majesté de ce lieu solennel!
Faux Dieux, renversez vous! voici le sanctuaire,
Où, dans sa splendeur tutélaire,
Daigne descendre l'Eternel. — —

fährt er abermals fort: „*Ainsi par ce mortel sublime les talens furent ranimés, et ses savantes mains sauvèrent de l'abyme*" etc.

Die Ode: *le Printems*, kann nur in sofern eine Nachahmung des Horaz genannt werden, als der Vf. ungefähr den Gang der Gedanken aus der Ode: *Solvitur acris hyems*, beybehalten hat. Aber so wenig übrigens die Form und die Ausführung irgend etwas Horazisches verrathen; so macht doch dieses Gedicht der Muse des Hn. *v. Ch.* Ehre, und bedürfte zu seiner Empfehlung gar nicht des Beweises, dass andre es schlechter gemacht haben, den der Herausgeber durch Einrückung einer ältern Nachahmung derselben Ode von Ximenès zu führen sucht.

Den Umfang eines grösern Gedichts des Hn. *v. Ch.*, *über die Natur*, können wir aus den Bruchstücken beurtheilen, die uns hier aus Einem Gesange dieses Gedichts, *de l'astronomie*, mitgetheilt werden. Man kennt übrigens den ehmaligen französischen Geschmack in der didaktischen Dichtkunst; freylich wird hier weder das Gefühl noch der Verstand befriedigt, aber der Kenner bemerkt mit Vergnügen die Kunst eines leichten Versbaues, und die Gewandheit, womit gar zu schwere oder zu trockne Räsonnements umgangen, und die Lücken durch leichte Episoden und poetische Fictionen maskirt sind.

Zu dieser Gattung gehören auch die Bruchstücke aus *Delille's* Gedicht *über die Einbildung*. Das erste dieser Fragmente, *Hymne an die Schönheit*, verdient den Vorzug vor dem andern, der Episode: *Volnis.* Der Held derselben wird mit einem Mädchen zusammengebracht, das seiner verstorbnen Geliebten, über deren Verlust er untröstlich ist, und die er unaufhörlic vor sich zu sehen glaubt, bis zur Täuschung ähnlich sieht; lange steht er sprachlos, dann ruft er plötzlich aus: „*Mes amis! quel prestige! Elles sont deux!*" — Die schöne Naivetät dieses Zugs ist durch die Behandlung und die darauf folgende matte Erklärung:

Tant avec ce penchant (l'amour) toujours d'intelligence,
L'imagination lui prête sa puissance!

ganz verloren gegangen, und weder die gefälligen Verse noch manche Schönheiten des Details können dafür schadlos halten.

Rec. zeigt diese Bruchstücke nur flüchtig an, weil er seiner Sache nicht recht gewiss ist, ob er sie nicht bereits gedruckt gelesen habe. Eben so geht es ihm mit der *veillée du Parnasse* von *le Brun*, die unter allen diesen Gedichten bey weitem den meisten poetischen Werth hat, und woraus hier die meisterhafte Nachahmung der Episode von dem Hirten Aristäus aus Virgils Gedicht vom Landbau eingerückt ist.

Die Romanze, *les amours du Tasse et d'Alphonsine d'Est*, von O. ist ohne vorzügliche Schönheiten, so wie ohne auffallende Mängel; aber die *Epistel des Volontairs an sein zurückgelassnes Mädchen*, von *Lefevre*, zeichnet sich durch eine charakteristische Laune und den bis ans Ende glücklich behaupteten Ton eines gutmüthigen kriegerischen Leichtsinnes aus; so wie das Gedicht des *Spectateur* an Madame *B.*, *Le prosit*, durch jene Feinheit der Wendungen hervorsticht, welche den in den besten Zirkeln der ehmaligen Pariser Welt gebildeten Mann verrathen.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Erfurt, b. Keyser: *Kurze Volkspredigten* zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchen - Jahres, von *Joseph Bauerschubert.* 3ter B. 1797. 262 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 336.)

Ebend., b. Ebend.: *Der deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrener.* 17tes Bändch. 190 S. 18tes Bändch. 182 S. 1797. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 205. 1795. Nr. 195. 1797. Nr. 352.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. November 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *Le Spectateur du Nord etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unter den Ueberschriften: *Poësie ancienne*, *Allemande* und *Angloise* giebt der Herausgeber metrische und prosaische Uebersetzungen einer Anakreontischen, drey Horazischer, zwey Klopstockischer, und zweyer Oden von Gray. Die Erste, deren Vf. sich D. unterschreibt, empfiehlt sich durch Kraft des Ausdrucks und mit einem ungezwungnen Versbau verbundne Kürze; die beiden Letzten stehen hier als Probestücke einer prosaischen Uebersetzung der sämmtlichen Gedichte Grays, welche wahrscheinlich nun schon erschienen ist, und dienen in Vergleichung mit den Horazischen und Klopstokischen Oden zum Beweise, wie viel leichter es einem Franzosen werden muss, aus dem Englischen in seine Sprache zu übersetzen, als aus dem Deutschen und aus dem Lateinischen.

Welches Urtheil aber auch die Kritik über den Erfolg des Unternehmens des Herausgebers, seinen Landsleuten Klopstoks Muse in einem französischen Gewande bekannt zu machen, fällen, und so seltsam auch der Einfall klingen mag, von einem Gedichte eine dreyfache Darstellung zu geben, 1) durch eine über den Text geschriebne Uebersetzung jedes Worts, 2) durch eine möglichst getreue Uebersetzung in Prosa, und 3) durch eine dem Genius der französischen Sprache angemessne Nachahmung in Versen: so ist doch der Versuch lobenswerth und vielleicht das einzige Mittel, den beabsichteten Zweck zu erreichen. Auch deutsche Leser werden bey solchen Arbeiten, wenn sie gut ausgeführt sind, vielleicht manche Eigenheit ihrer Sprache entdecken, die ihnen sonst nicht aufgefallen wäre, und Klopstok selbst hat diese Unternehmung gebilligt und sich die Mühe gegeben, seiner Ode: *die zweyte Höhe*, die buchstäbliche Uebersetzung über dem Text beyzuschreiben. Um eine Idee von dieser Arbeit zu geben, setzen wir hier die zwey ersten Zeilen der Ode: *Die Sonne und die Erde*, mit der dreyfachen Uebersetzung her. Warum übrigens der Herausgeber grade diese zwey Oden zu Repräsentantinnen der Klopstokischen Muse für seine Landsleute gewählt habe, läfst sich eher begreifen, als dass er bey seinem langen Aufenthalte in Deutschland noch nicht gelernt hat, dass Klopstoks, Wielands und Gessners Gedichte allein nicht hinreichend sind, einen Totalbegriff von der deutschen Dichtkunst zu geben.

Sonne: Rede denn endlich, Erde, verbirg nicht länger den Gram mir
Welcher dir die Seele durchdringt. — —
Le Soleil: Parle donc enfin, Terre, cache ne plus long tems la douleur à moi
Qui te l'ame pénètre. — —

Pros. Ueb.

Parle donc enfin, Terre; ne me cache pas
plus long tems la douleur dont ton ame est pénétrée etc.

Poet. Nachahm.

O Terre, parle enfin; réponds à ma tendresse,
Et ne me cachant plus l'objet de ta douleur,
Epanche en mon sein la tristesse,
Dont depuis si long-tems est oppressé ton coeur.

Der Vf. fühlt selbst, dass *Gram* durch *douleur profonde* nicht ausgedrückt werde; überhaupt verrathen die Anmerkungen vielen Fleiss und nicht gemeine Sprachkenntnisse, und was er in der Einleitung von poetischen Uebersetzungen im Allgemeinen sagt, ist sehr gut durchdacht. Um so mehr muss die Weitschweifigkeit seiner Nachahmung auffallen, vorzüglich in den gleich folgenden zwey Zeilen:

Schweigst du doch, als wären geebnet die Berge dir, alle
Wälder gesunken, die Winde verweht
Tu te tais! . . . On diroit, que tes rocs, tes montagnes
Ont avec leurs forêts fondu dans tes vallons;
On diroit que dans tes campagnes
Sont disparus Zéphirs; échos; bois; aquilons. —

wo das: *on diroit*, mit der Herzählung der verschwundnen Gegenstände um den Preis ringt. Die letzte kann freylich durch den Geist einer gewissen conventionellen französischen Poesie, die jetzt auch mit zu der *vieille cour* zu gehören anfängt, entschuldigt werden; aber die Klopstokische Muse nimmt sich in diesem Putz doch gar zu sonderbar aus. Auch hätte der Uebersetzer seinen Landsleuten, wenigstens durch eine Anzeige der Quantität der deutschen Sylben einen Begriff von dem Rhythmus geben sollen, ohne welchen, bey der holprichten Aussprache des Deutschen in einem französischen Munde, das Ganze einen lustigen Effect machen muss. Es ist zu bewundern, dass Klopstok selbst nicht daran gedacht hat.

Die zweyte dieser Oden, bey welcher die poetische Nachahmung fehlt, ist durch so viele Druckfehler des französischen sowohl als des deutschen Textes ent-

entstellt, dafs dadurch die Beurtheilung unmöglich gemacht wird.

Die Einleitung zu den prosaischen Uebersetzungen Horazischer Oden enthält eine mit Einsicht und Geschmack geschriebne Erklärung der Pflichten eines Uebersetzers, der Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen hat, und der Fähigkeit einer Sprache, sich fremden Produkten anzupassen. Nach des Vf. Meynung muss sie dazu schon das Jahrhundert des Genies überlebt, das heisst, sich schon völlig gebildet haben. „Nur dann erst, sagt er (Jul. St. S. 79.), wenn eine „Sprache fest geworden ist, wenn sie sich geläutert „und zugleich bereichert hat; wenn grosse Schriftstel-„ler ihr Eleganz und Kraft gegeben, und die Be-„griffe des Edeln bestimmt haben, wenn sie Ordnung „im Ueberfluss eingeführt, und den wahren Aufwand „der Gedanken in eine kluge Sparsamkeit des Aus-„drucks gelegt haben; wenn der Geschmack, dies so „zarte Gefühl, das zu der Urtheilskraft sich verhält „wie die Schamhaftigkeit zu der Keuschheit, das, „gleich jener, sich beunruhigt, leidet, oder sich hin-„giebt und geniefst; — wenn der Geschmack gewählt „und die Ausdrücke, die ihn beleidigen, verworfen, „denen aber, welche er aufnehmen will, das Bürger-„recht gegeben hat: dann kann man hoffen, in eine „solche Sprache mit Glück zu übersetzen. Durch die „grofsen Muster, die ihm vergegangen sind, gebil-„det, hat der Uebersetzer dann ein Bild seiner Reich-„thümer vor Augen, und kann mit Einem Blick alle „seine Hülfsmittel übersehen" etc. So ausgerüstet wagt es nun der Vf., nachdem er mit Recht die frühern französischen Uebersetzungen des Horaz getadelt hat, selbst diese Bahn zu betreten, und die Foderungen, zu denen er seine Leser berechtigt, sind nicht geringe. „Das Charakteristische dieses Dichters, sagt „er (S. 81.), liegt in der Bestimmtheit seines Stils und „in der Kühnheit seiner Bilder. — — — Diese bei-„den Eigenschaften auszudrücken habe ich mich vor-„züglich bemüht. Ich habe zu dem Ende die meiste „Zeit nur Bild für Bild gegeben und mich in alle For-„men geworfen, welche mir der Römer darbot, um „darin meinen Ausdruck genau nach dem Seinigen „zu bilden. Um ihn nicht zu entstellen, habe ich „geglaubt, vor allen Dingen nie seine Gedanken ver-„dünnen zu dürfen, und mich bestrebt, auch der Form „seiner Bilder getreu zu bleiben, so weit dieses der „Genius der französischen Sprache erlaubte, und wo „diese dem lateinischen Ausdruck widerstrebte (wel-„ches mir seltner begegnet ist, als man glauben soll-„te); da habe ich sorgfältig ein dem Original entspre-„chendes Bild gesucht. Bey der Uebersetzung eines „Dichters, dessen Stil so gedrungen und kernvoll ist, „als der horazische, muss man mit Worten geizen, „mit jedem Ausdruck ringen und nicht eher von ihm „ablassen, als bis man ihn endlich gefasst und in sei-„ner wahren Stellung abgezeichnet hat. — — Diese „Absicht hat bey meiner Arbeit mich stets geleitet, „und ist sie mir nicht geglückt, so liegt die Schuld „an meinem Talent, nicht an der Sprache, in der „ich schreibe."

Nun folgen die Uebersetzungen von drey Oden zur Probe, und da die Art, wie das Publicum sie aufnehmen wird, die Herausgabe oder Zurückbehaltung der ganzen Sammlung bestimmen soll, so hält es Rec. für seine Pflicht, über die Ausführung ein paar Worte zu sagen. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wird er blofs über die letzte, des 4. Buchs 4te: *Qualem ministrum fulminis alitem*, einige Bemerkungen machen.

Um Bild für Bild zu geben und genau den Ausdruck des Originals zu übertragen, hätte der Uebers. (Zeile 9 u. 10.) nicht den Gegensatz zwischen: *pauentem* und *hostem*, durch seinen Zusatz: *le nouvel ennemi*, verdünnen sollen. — Die: *reluctantes dracones* (Z. 11.) sind durch: *des dragons qui se débattent dans ses serres*, etwas lang gerathen. — *Faustis sub penetralibus* (Z. 22.), ist durch eine: *cour amie des dieux*, gar zu sehr modernisirt, und (Z. 31.): *utcunqe defecere mores*, gar zu bequem durch: *sans ces précieux secours*, übersetzt. — Z. 40. erinnert der: *Eurus bondissant sur les vagues Siciliennes (per Siculas equitauit undas)*, allenfalls an die Sprünge junger Stiere oder Lämmer, höchstens an Racinens Ungeheuer in der Phädra (S. Richelet art. *bondir*), aber nimmermehr an das vom Winde bewegte Meer oder an Asdrubals Zug durch Italien. — *Echioniae* (Z. 60.) ist ganz weggelassen, *Coursiers* hingegen wohl nur ein Druckfehler für *Couriers* (*nuntios*, Z. 65.). —

Wir haben diese Stellen nur angemerkt, weil dabey von Horazens Geist doch gar zu viel verloren gegangen ist; kleine Zusätze, Umschreibungen oder veränderte Bilder, wie z. B. (Z. 16.) *tremble* für *vidit*; Z. 46. *Cerfs timides* für *cervi*; Z. 47. *nous les poursuivons* für *sectamur ultro*; Z. 49. *etrange nation* für *gens*, *quae* etc. übergehen wir, und gestehen auch dem Vf. gern zu, dafs er seine Vorgänger eben so weit übertroffen habe, als er selbst hinter seinen eignen Foderungen an einen Uebersetzer des Horaz zurückgeblieben ist.

Unter den Aufsätzen in Prosa bemerken wir folgende: Auszüge aus dem *Discours préliminaire* zu dem *neuen Dictionnaire der französischen Sprache* von dem Hn. *v. Rivarol*. Der Vf. giebt hier gewissermassen eine Theorie der französischen Sprache, und schickt derselben einige Betrachtungen, über Sprache und Schrift überhaupt, voraus, die, wenn sie auch ihren Gegenstand nicht erschöpfen, doch durch glänzende Züge, durch Scharfsinn und Gründlichkeit in einzelnen Untersuchungen und durchgehends durch die Anmuth des Vortrags sich auszeichnen. — Auszüge aus dem jetzt erschienenen *Plaidoyer pour les Emigrés devant le peuple François*, von *Lally Tollendal*. — *Julie*, eine Novelle von Hn. *Karamzin*, aus dem Russischen übersetzt von Boulliers. Rec. kann das Original nicht mit der Uebersetzung vergleichen, und folglich nicht beurtheilen, ob sie so treu, als natürlich und fliessend ist. Die Manier ist ganz französisch und verräth den Schüler Marmontels und Florians; dafs er aber seine Muster erreicht habe, möchten wir doch mit dem Spectateur nicht gradezu behaupten. —

Briefe

Briefe über den Zustand der Literatur in Schweden. Ein äusserst seichtes Produkt. — *Coup d'oeil sur l'état des lettres en Allemagne;* aus dem *Journal des Savans* entlehnt und mit berichtigenden Anmerkungen des Spectateurs begleitet, der denn freylich manchen berühmten Namen hat nachholen müssen. — *De la Literature Françoise en 1788,* von Rivarol; nicht grade das, was die Ueberschrift verspricht, aber eine gute Beurtheilung von Florians Numa Pompilius, und ein mit Witz und Kenntniss entworfnes Gemälde von dem Publicum, welches damals über das Schicksal solcher Werke und über den Ruf der Autoren entschied. — *Brief über das Werk der Frau von Stael: de l'influence des passions.* Eine bittre Kritik, voll unartiger Persönlichkeiten gegen die Verfasserin und ihren Vater, welche durch den Witz, womit sie gewürzt sind, nicht entschuldigt werden können. — *Essai sur l'amitié,* von Rivarol; vorher schon im *Mercure* abgedruckt, und, wie hier versichert wird, von Mirabeau fälschlich für seine Arbeit ausgegeben. Dieser Aufsatz zeichnet sich mehr durch die Eleganz und das Gefällige des Vortrags, als durch Tiefe der Untersuchungen oder Neuheit der Gedanken aus. — *Philosophie de Kant,* vom Spectateur selbst. Der Vf. weiss sich zu helfen; anstatt seinem Correspondenten einen Begriff von der Kantischen Philosophie zu geben, unterhält er ihn lieber mit einer naiven Beschreibung seiner vergeblichen Bemühungen, die kritischen Schriften zu verstehen. — *La harpe;* eine wohlgerathne Uebersetzung einer Erzählung von August La Fontaine. — *Essai sur l'amour et sur l'amitié.* Ohne den Gegenstand zu erschöpfen, doch voll rührender, witziger und schön gedachter Stellen. Der Vf. scheint die Maxime befolgt zu haben, *que „loin d'épuiser une matière il n'en faut prendre que la fleur.* — *Lettre du Docteur Menuret au Spectateur;* über eine in einer deutschen Zeitschrift erschienene Kritik seines Werks: *essai sur Hambourg.* Dieser Aufsatz zeichnet sich vor allen andern in dem Spectateur durch einen bittern, anzüglichen und unhöflichen Ton aus. *Querelle d'Allemand* ist ein sehr unanständiger Ausdruck in dem Munde des Hn. Doctors, dem, wie er selbst gesteht, diese *Nation respectable* eine Zuflucht gegeben hat; aber der Zorn seiner beleidigten Eitelkeit trifft die Nation mit, zu welcher der Mann gehörte, der es wagte, ihn zu tadeln. Ueber den Streit selbst können wir nicht entscheiden; doch scheinen uns unrichtig geschriebne Namen der Orte in einem *medico-topographischen* Versuch nicht so ganz *des vétilles insignifiantes* zu seyn, als der Hr. Doctor sehr vornehm versichert. w a. m.

Um nicht Recensionen von Recensionen zu machen, übergehen wir den Artikel: *Notices bibliographiques.* der in jedem der vorliegenden 8 Hefte einen ansehnlichen Raum einnimmt. Es sind darin französische, englische und deutsche Schriften angezeigt, die Recensionen aber grösstentheils aus andern kritischen Blättern abgedruckt; so hat z. B. das *monthly review* fast alle Beurtheilungen englischer Bücher geliefert. Unter den Werken des Genies und des Witzes in unsrer Sprache spielen hier das *Petermännchen* und die 12 *schlafenden Jungfrauen* eine vorzügliche Rolle. Beide sind ins Französische übersetzt, und wir erfahren, dass „*das Erstere,* so wie überhaupt alle die Schriften, durch die Hr. *Spiess* berühmt geworden ist, in Deutschland grosses Glück gemacht „hat;" dieser Grund bewegt denn auch wahrscheinlich den Recensenten, in *dem Letztern* dem moralischen Zweck des Vfs. nachzuspühren, „der in vielen „seiner Schriften den Teufel zur Besserung der Men„schen meisterhaft zu benutzen gewusst, und ihnen „hier eine äusserst sinnreiche Lehre über die Aufmerk„samkeit auf sich selbst und über die Thätigkeit ge„geben hat, womit sie in dem Wege der Tugend ge„hen sollen, ohne sich weder durch Vergnügen noch „durch Hindernisse einen Augenblick von ihrer Bahn „ablocken zu lassen" etc. Doch wer kann dem Ausländer dieses Urtheil verargen! Es liesse sich freylich wohl eher bey manchen Schriften von *Spiess* ein Zweck auffinden, der die ganze Moralität untergraben müsste; aber man frage nur in den Lesebibliotheken nach, ob ihnen nicht Petermännchen und Consorten bey weitem mehr eingetragen haben, als Wilhelm Meister?

Druck und Papier sind schön; nur ist bey einigen Heften die Correctur zu sehr vernachlässigt worden.

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Weygandschen Buchh.: *G. Grossens geographische Unterhaltungen,* mit Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Naturgeschichte und der Menschen- und Völkerkunde. I. Bändchen. 1797. 24 Bog. 8.

Das Buch gehört zu den vielen Büchern, die in unsern Tagen, um der lieben Jugend willen, aus Büchern, die in Jedermanns Händen sind, zusammen geschrieben werden, und hundertmal gesagte Dinge, ohne den mindesten Zusatz neuer Ideen oder Nachrichten, bloss in einer geänderten Einkleidung, aufs neue wiederholen. Man hätte glauben sollen, dass die armselige Art geographischer Schriftstellerey, die *Raff* einführte, Geographie in Kindergespräche zu zerstückeln, mit diesem Manne würde abgestorben seyn: allein hier lebt sie wieder auf; und diese geographischen Untethaltungen sind nichts mehr und nichts weniger, als der Anfang einer neuen Kindergeographie, nach Raffischer Methode, in Raum verderbenden Gesprächen eines Lehrers mit seinen beiden Schülern, Carl und Fritz. Sie sind in zwanzig Lehrstunden eingetheilt, wovon die drey ersten sich mit der Erdkugel überhaupt und einigen Begriffen aus der mathematischen Geographie beschäftigen. Ob er selbst hierin deutliche Begriffe und richtige Kenntnisse habe, mögen einige wenige Proben zeigen. S. 19. „Ein Ende des Meridians macht mit der Linie vom Auge gegen den Polarstern einen gewissen Winkel, Dieser Winkel ist zum Glück für die Geographen allemal der Breite des Orts gleich, wo sie gemessen wird,

 und

und heifst die *Polhöhe*. Wer vermag dabey etwas zu denken? Ob der Mann vielleicht Meridian und Mittagslinie verwechselt hat? S. 20. „In der *füdlichen* Halbkugel fieht man einen andern *Polarftern*.“ Wer hat noch einen füdlichen Polarftern gefehen, oder davon gehört? S. 30. „Ungeheure Waldungen in der nördlichen kalten Zone geben Holz genug zur Heizung“ — welch eine geographifche Ignoranz. Die 4te, 5te und 6te Lehrftunde enthält noch einige allgemeine Betrachtungen über das Planiglob, und über die fogenannten fünf Welttheile und deren Entdeckung — das letzte wieder ein fruchtbares Feld zum Abfchreiben. Die folgenden befchäftigen fich mit Europa überhaupt, mit Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Helvetien. Dafs der Vf. bey jedem Reiche die aufsereuropäifchen Befitzungen mitgenommen hat, war fehr zu loben. Frankreich hat er noch nach feinem vorigen Zuftand befchrieben, welches freylich eine leichtere Sache war. Im zweyten Bande — wenn anders der Beyfall des Publicums deffen Geburt befördern follte, follen die übrigen Länder Europens auf gleiche Art abgehandelt werden.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *C. D. Küfters*, ehemaligen Staabspredigers der preufsifchen Armee, *chriftlicher Soldaten-Catechismus*, für die kleine und grofse Jugend des hohen und niedern Soldatenftandes in allen chriftlichen Reichen. *Erfter Theil*, in welchem die vier Hauptwahrheiten der Lehre Chrifti vorgetragen werden. XXIV u. 64 S. 8. *Zweyter Theil*, enthält die Anfänge einer Soldaten-Moral, für alle hohe und niedere chriftliche Kriegsmänner, oder drey Hauptpflichten der chriftlichen Religion für Officiere und Soldaten. 1797. XXIV u. 44 S. 8.

2) SCHWABACH, auf Koften des Vf. u. NÜRNBERG, in Comm. b. Monath u. Kufsler: *Die Sittenlehre Jefu* zum Unterrichte der Jugend, über biblifche Stellen entworfen, von *Joh. Friedrich Salomon Luz*, Oberkaplan zu Gunzenhaufen. Mit allergnädigfter Erlaubnifs der Hochpreifsl. Königl. Preufsl. Ansbachifchen Regierung, II. Senats. als Confiftorium. 1796. 10 B. 8. (6 gr.)

Nr. 1. Bey der preufsifchen Armee, wo die Ehen, zur Vermehrung der Bevölkerung, fehr befördert werden, rechnet man auf 1000 Mann 500 Kinder, welches im Ganzen mehr als 100000 Söhne und Töchter ausmacht. Es mögen nun die Söhne künftig wieder Soldaten, und die Töchter Soldatenweiber werden, oder in den Civilftand übergehen, fo ift es doch immer für den Staat eine höchft wichtige Sache, auf die Erziehung und fittliche Bildung einer fo grofsen Menge von Menfchen ein wachfames Auge zu haben, und jeder Verfuch, etwas darzu beyzutragen, ift verdienftlich und lobenswerth. Menfchen ohne Sittlichkeit und Religion find zu allen Schandthaten fähig; Unterricht aber in Moral und Religionslehre wird viele von vielem Böfen zurück halten, viele den Pflichten eines Soldaten oder Bürgers getreu erhalten, und fie im Leiden nicht ohne Troft laffen. Die Feldprediger können fehr viel thun, aber fie bedürfen Unterftützung, und der Vf. rechnet, dafs zu einer Garnifonfchule, aufser dem Schulhaufe, jährlich 650 Rthlr. erfodert werden, um einen Lehrer im Lefen, Schreiben, Rechnen, Religion u. f. w. nothdürftig zu befolden, zugleich würde eine Frau angeftellt werden müffen, unter deren Augen die Kinder fricken, fpinnen, nähen u. dgl., um fich nicht allein zu nützlicher Arbeit zu gewöhnen, fondern auch durch den Erwerb den Aeltern ihren Unterhalt zu erleichtern. Die Garnifonfchule des Hn. *Junker* zu Magdeburg, und die Induftriefchulen zu Berlin, werden als Mufter empfohlen. Die aufser den Garnifonen zerftreuten Kinder der *Beurlaubten*, empfiehlt der Vf. den Kirchen- und Schullehrern jedes Orts ganz befonders. Bey feinem Katechismus hat er auf das Rückficht genommen, was, wie er fagt, der grofse Friedrich den Theologen oft zur Laft legte: *fie fimplificiren die Religion nicht!* Er hat für eine Garnifonfchule gefchrieben, in der Kinder von allerley chriftlichen Confeffionen unter einander fitzen. Im erften Theile trägt er in 7 Kapiteln die vier Hauptwahrheiten vor: Gott ift der Schöpfer — der Erhalter und Regierer der Welt — Chriftus der Erlöfer — Gott der Richter und Vergelter. Kap. 8—10. handeln von der heil. Schrift. Im 2ten Theile beantworten 3 Kap. die Fragen: wie verhält fich ein rechtfchaffner Kriegsmann gegen Gott? — gegen den Nächften? — gegen fich felbft? und Kap. 4—6. find der nochmals abgedruckte Unterricht von der heil. Schrift.

Nr. 2. Der Vf. fand es bey feinem katechetifchen Unterrichte unbequem, *dafs man*, wie er fagt, *die Sittenlehre Jefu, in die fo wenigen fogenannten zehen Gebote einpreffen mufs.* Dies bewog ihn, fie nach ausgefuchten Stellen des N. T. vorzutragen, und daraus ift diefes Büchelchen entftanden. Die Hauptabtheilungen find die gewöhnlichen: Pflichten gegen Gott, gegen uns felbft und gegen andre Menfchen, die allgemeinen und befondern. In den Unterabtheilungen fand Rec. viele Aehnlichkeit mit der Sittenlehre in *Töllners* katechetifchen Texte (welches er jedoch nicht als Vorwurf fagt); die Schriftftellen find fehr gut gewählt, und überhaupt kann das Buch vielen Lehrern nützlich feyn. Wenn aber der Vf. S. 101 fagt: *Alfo ift die fo hochgepriesne* Gleichheit *und* Freyheit, *wonach ganze Völkerfchaften, als nach dem höchften Gute fich fehnen, nichts als ein Traum und leerer Name*, und wenn er dagegen anführt, dafs *Obrigkeiten, Abgaben, Reiche und Arme* in jedem Staate feyn müffen, fo fcheint er von dem, was man durch *Gleichheit* und *Freyheit* fagen will, nicht gut unterrichtet zu feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. November 1797.

TECHNOLOGIE.

Gotha, b. d. Vf.: *Der bürgerliche Baumeister* oder *Versuch eines Unterrichts für Baulustige*, von *Friedrich Christian Schmidt.* Zweyten Theiles dritter und folgende Hefte, enthaltend die Kupfertafeln von XXIV *a* bis XL *a* und von I *b* bis LVIII *b*. 1794. Dritter Theil. 334 S. 63 Kupfertafeln. 1795.

Dieses mit gerechten Beyfall aufgenommene und mit dem lobenswürdigsten immer sich gleichbleibenden Fleisse ausgeführte Werk nähert sich zum Vergnügen der Käufer seiner Vollendung. Die mit *a* bezeichneten Kupfertafeln gehören noch zum ersten Abschnitte des zweyten Theils. Sie enthalten die fortgesetzten Entwürfe einer Stufenfolge von siebzehn steinernen zwischen andern Häusern eingeschlossenen bürgerlichen Wohngebäuden, 25½ bis 83 Fuss breit, mit den umständlichen Erklärungen. Der 12te Plan, mit dem das dritte Heft beginnet, ist für eine Baustätte von 60 Fuss Breite und 110 Fuss Tiefe eingerichtet, und bey demselben nichts zu erinnern. Der 13te Plan ist nicht so wohl gerathen; hier giebt es finstere Gallerien und übermäsig viel Fenster, deren Erbauung und Reparatur das Gebäude unnöthig vertheuern müssen; überdem einen unmäsig langen Gang, der für seine Länge zu schmal ist. In der Fassade sind die Fenster paarweise gestellt und so durch Lessees Abschnitte entstanden, die sogleich eine steife Abtheilung des innern Raumes in drey fast gleich grosse Zimmer neben einander sichtbar machen. Ein ähnlicher Fehler ist bey der Fassade des 14ten Planes begangen; nur dass es hier weniger auffällt, weil das Thor in der Mitte die Symmetrie nicht störet und eine bemerkbare Mitte angiebt, freylich aber auch in der zweyten Etage ein unförmlich geputztes Fenster veranlasset hat. Noch sind auch hier in dem Seiten- und dem Hinterhause zu viele Fenster, dagegen ein Schlafzimmer, das an Licht und frischer Luft, (zur Gesundheit dieser Zimmer zwey Haupterfodernisse,) Mangel leidet. In der Fassade des 15ten Plans sind die Enden gegen das kleine Mittel zu hervorstechend und nicht geschmackvoll geputzt; die innere Anordnung ist gut. Eben dieses Urtheil ist von den Grundrissen des 16ten Planes zu fällen, welche dem Rec. sehr wohl entworfen zu seyn scheinen. Auch ist die Fassade nicht übel. Ein gleiches ist von der Fassade des 17ten Planes zu sagen, nur missfällt die unförmliche Verzierung des mittelsten Fensters. Die Grundrisse aber haben des Rec. ganzen Beyfall. Auf der 39sten und 40sten Kupfertafel sind die Auf- Profil- und Grundrisse der vornehmsten Gewölbarten deutlich und unterrichtend vorgestellet.

Der *zweyte Abschnitt* dieses *zweyten Theiles* enthält eine kurze Einleitung über die freystehenden Gebäude und Landhäuser überhaupt, und die Entwürfe zu einer Stufenfolge von zwey und zwanzig bürgerlichen und adelichen Landhäusern von 50½ bis 164½ Fuss Breite. In der Einleitung werden die Vortheile und die Schwierigkeiten, welche die Entwürfe freystehender Gebäude mit sich führen, auseinander gesetzt, und beyläufig wird wieder an den eigentlichen Gesichtspunkt erinnert, aus welchem man bürgerliche Wohnhäuser zu beurtheilen hat. Man wird gewiss mit dem Vf. darinn übereinstimmen, dass es hiebey vornehmlich darauf ankomme: zu vergleichen, ob der Baumeister unter den gegebenen Umständen in Collisionsfällen die wichtigsten Regeln beobachtet habe. Die umständliche Entwicklung alles dessen, worauf man bey den hier abgehandelten Entwürfen zu sehen hat, ist ungemein lehrreich, und kann die Anfänger in der Baukunst aufmerksam auf die anzustellenden vielen Reflexionen machen. Sie ist ein Beweis von dem denkenden Kopfe des Vf. und von seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntniss aller Dinge, die zu seinem Gegenstande gehören. Bey der Befolgung dieser hier aufgestellten Grundsätze und Bemerkungen mussten nothwendig die in diesem Abschnitte gelieferten Entwürfe wohl gerathen, und die Kritik, die alles genau nimmt, kann nur hie und da etwas zu tadeln und der Verbesserung zu empfehlen finden. Baumeister und Bauherrn werden nach den speciellen Absichten, zu welchen sie bauen wollen, hier mit Mannichfaltigkeit gelieferte Risse finden, nach denen sie geradehin bauen können. Ganz vorzüglich empfehlen sich der 2te, der 11te, der 14te, der 15te, der 17te und 19te Plan. Von diesen sind sowohl die Grundrisse als die Aufrisse wahre Muster. Indessen fehlt es auch den übrigen nicht an einzelnen Vollkommenheiten und grossen Schönheiten. Auf die Erklärungen der sämtlichen Plans folgen allgemeine Bemerkungen und Vorschriften von der Anlage ganzer Herrn- und Pachterhöfe, nebst einem scizzirten Entwurfe zu einem solchen Hofe. Wenn sich aber der Vf. deshalb, dass er die speciellere Abhandlung dieser Materie hier nicht ausgeführt habe, damit entschuldigt, dass bey dieser Art von Entwürfen so viel willkührliches sey und vieles als ausgemacht vorausgesetzt werden müsse, das in hundert Fällen auch anders seyn könne, und sich demnach von einem solchen Plane nicht leicht eine gänzliche Anwendung machen liesse; so möchten wohl wenige Besitzer seines Werkes diese Ent-

ſchuldigung gültig finden, da eben das von allen in dieſem Werke gelieferten Plans geſagt werden kann; und die meiſten möchten eine mannichfaltige Darſtellung landwirthſchaftlicher Höfe in verſchiedener ökonomiſcher Rückſicht gern geſehen haben. Auch iſt noch ein kurzer Aufſatz von der Anlage guter Eisgruben hinzugefügt, der aus dem *Journale des Luxus und der Moden* entlehnt worden. Dann werden einige Muſter zur Verzierung der Zimmerwände und Decken mit Beſchreibung und Räſonnement mitgetheilt, welche ſich aber eben nicht beſonders auszeichnen, indeſſen ſich doch durch Simplicität empfehlen. Den Beſchluſs macht ein Verzeichniſs der Gipsabgüſſe, welche zur Verzierung der Zimmer bey dem durch ſeine vortrefflichen Arbeiten in Marmor rühmlichſt bekannten Herrn Profeſſor *Döll* in Gotha für die beygeſetzten Preiſe zu haben ſind.

Der *dritte* Theil des Werkes begreift *die Vorſchriften* zur Anlegung der Gartenhäuſer. In der Einleitung wird zuförderſt der Begriff beſtimmt, in welchem der Vf. hier das Wort: *Gartenhaus* nehmen will. Es ſollen nämlich ſeine Zeichnungen die Entwürfe von Gebäuden enthalten, die in Gärten erbauet werden und ſowohl zum Wohnen als zum Vergnügen dienen ſollen. Daſs ſolche Häuſer den Abſichten und Wünſchen ihrer Errichter gemäſs nicht immer ſo leicht zu entwerfen ſeyn, als man verſucht werden möchte zu glauben, iſt wahr. Hierauf werden allgemeine Regeln zur Anordnung ſolcher Häuſer in Rückſicht auf das Vermögen des Bauherrn, auf die Lage des Gebäudes, und auf den Charakter deſſelben, gegeben, die alle Aufmerkſamkeit verdienen, nur wie jede allgemeine Vorſchrift mit eigner Beurtheilung befolgt werden müſſen. Statt der gefährlichen Fenſter aber, deren untere Hälfte ganz in die Höhe geſchoben wird, möchten doch die Flügelfenſter, deren untere Hälfte keinen feſten lothrechten Kreuzſchenkel hat, ſondern deren untere Flügel beide geöffnet das ganze Feld frey laſſen, auch in Gartenhäuſern mehr Empfehlung verdienen. Richtiger ſcheint hier den Windöfen der Vorzug vor den andern eingeräumt zu werden, und es wäre nur noch nöthig geweſen hinzuzufügen, daſs man bey deren Einrichtung vorzüglich auf ſchnelle Erwärmung zu ſehen habe. Die Kaminöfen ſo eingerichtet, möchten hier gleichfalls an ihrer rechten Stelle ſeyn. Gegen das Werfen der hölzernen Fuſsböden in den Gartenhäuſern, wenn ſie dicht auf der Erde liegen, hätte auch angerathen werden können, daſs man zu ſolchen Fuſsböden keine ganz ausgetrocknete, ſondern friſche, Dielen zu nehmen habe. Statt: *Hauserden* läſe man wohl lieber das Wort: *Hausflur*. Das Verderben der Gartenhäuſer zu verhüten werden ſehr zweckmäſsige Vorſchläge gethan; desgleichen zum guten Verſchlieſsen dieſer Häuſer. Daſs dieſesmal die Abtritte dem Vf. weniger Zwang angethan haben, wird jeder gern ſehen, da man bey den Wohngebäuden faſt zu ängſtlich hierauf Bedacht genommen ſah. Zu den Saaldecorationen empfiehlt der Vf. unter andern die feinen Blätterſkelette auf ſchwarzem Grunde, welche *Hr. D. Biber* in Gotha in Form von Boucquets verfertiget. Kupferſtiche und Zeichnungen von ſeltenen Gewächſen und Blumen möchten hier auch an ihrer rechten Stelle ſeyn. Bey den Gartenmeubles wird das Anſtreichen mit Farbe angerathen. Am Ende wird ein Verzeichniſs von antiken und modernen Figuren, Basreliefs, Büſten, Vaſen, Piedeſtals, Conſolen, etc., welche in Weimar bey Hrn. Klauer ſowohl von einer gebrannten der Witterung widerſtehenden Maſſe, als auch in ſcharfen Gipsabgüſſen um beygeſetzte Preiſe zu haben ſind, angehängt; und damit geſchiehet gewiſs Vielen, beſonders den in der Nähe von Weimar wohnenden, ein groſser Dienſt.

Was nun die Entwürfe der Häuſer ſelbſt betrifft, ſo findet man eine beträchtliche Menge für groſse, mittlere und kleine Bauplätze calculirte Plane, mit groſser Mannichfaltigkeit entworfen, von denen die meiſten ſo beſchaffen ſind, daſs man ſie mit allem Rechte empfehlen darf. Indeſſen geben ſie doch zu einigen Anmerkungen Anlaſs, deren Beachtung ihnen noch gröſsere Vollkommenheit geben würde. So haben die toskaniſchen Säulen in dem 5ten Plane eine doppelte Fuſsplinthe, dem reinen und guten Geſchmacke entgegen. In den Fenſtereinfaſſungen herrſchet durchaus ein Mangel von Abwechslung. In dem 9ten Plane iſt die Kammer ſo klein und eng, daſs bey warmen Wetter in ihr nicht auszudauern ſeyn wird; der Ofen ſtehet zu nahe an der Thüre. Die drey zugemauerten oder blinden Fenſter geben dem Aufriſſe keine anſtändige Verzierung, zumal da die Wandpfeiler zwiſchen ihnen unnatürlich ſchmal ſind. In dem 2cſten Plane iſt die Küche, nur 6½ Fuſs breit, zu ſchmal, und die Speiſekammer ſo eng und klein, daſs entweder nur ein einziger Schrank, oder ein einziger Tiſch in derſelben Platz findet. In dem 21ſten Plane, der des Vf. eigenes Gartenhaus darſtellet und mit groſser Umſtändlichkeit beſchrieben iſt, verdienet der Sack des Schornſteines über dem Gebälke getadelt und verworfen zu werden. In dem Aufriſſe des 2 . ſten Plans ſollte die Sohlbank des zweyten Stockwerkes unter den Quaderſtreifen nicht vorſpringen, ſo wie auch in dem 23ſten Plane. In dem Urtheile des Vf. über die Faſſade des 27ſten Plans kann Rec. nicht mit einſtimmen. Für einen in die Augen fallenden Mangel hält er die fehlende ununterbrochene Sohlbank unter den Leſſees des zweyten Stockwerkes. Auch miſsfallen ihm der verkröpfte Architrab und Fries über den Leſſees auf der einen Seite, ſo wie auch die Fenſtereinfaſſungen in dem unterſten Stockwerke, die hier beſſer ganz weggeblieben ſeyn würden. Bey dem 28ſten Plane bemerkt der Vf. ſehr richtig, daſs ein Haus mit einem bewohnbar eingerichteten Manſardedache weniger koſte als ein Haus mit noch einem Stockwerke ſtatt der Manſarde. Seine Gründe ſind einleuchtend unter der angeführten Vorausſetzung, daſs man ſich aus den ſchrägen Wänden nichts mache. Indeſſen giebt ein wirkliches Stockwerk mit lothrechten Wänden doch ungleich geräumigere, bequemere und beſſer zu verzierende Zimmer, die auch im Sommer nicht ſo heiſs ſind als die Zimmer unter einem Ziegel-

Ziegeldache. Man hat also dabey für die wenig grösern Kosten ungleich mehr Genuss und ersparet sich die so häufigen Reparaturen des obern Daches der Mansarde. Die Fenster des 29sten Planes hätten sich 1½ Fuss höher machen lassen, wozu die Brüstung ½, und der Raum über den Fenstern 1 Fuss hergeben können. Eben dieses muss von dem Aufrisse des 23sten Planes geurtheilt werden. Die Verkröpfungen des Architrabs und Frieses über den Pilastern des 37sten Planes sind wahre Dornen für das Auge eines Zuschauers von Geschmack und müssen nicht ausgeführt werden. In dem 39sten Plane muss entweder den Lessees des zweyten Stockwerkes eine gemeinschaftliche Sohlbank untergelegt, oder sie müssen in jonische Pilaster verwandelt werden. So wie es gezeichnet ist, stehet der Risalit des zweyten Stockwerkes über den eleganten jonischen Säulen zu kahl aus. In dem Grundrisse des 50sten Planes hat die Kammer zu des Gärtners Stube ein zugemauertes Fenster in der Vorderwand des Gebäudes, welches einen Uebelstand in der Hauptfassade geben muss, der leicht vermieden werden kann, wenn dieses Fenster offen bleibt, und dagegen das in der Seitenwand des Gebäudes angebrachte zugemauert wird, wie es in der zu der Kinderstube gehörigen Kammer ist. In dem Grundrisse des 52sten Plans würde noch eine Thüre aus der Küche in die Geräthekammer von Nutzen seyn, ingleichen eine Thüre von dem Vorsaale in die angrenzende kleine Schlafkammer, und eine aus des Informators Kammer nach der Abtrittsgallerie. Noch will dem Rec. die Lage der Kinderstube zwischen dem Wohnzimmer des Herrn und der Stube der Frau nicht gefallen. So scheinen ihm auch in dem 55sten Plane die ovalen Dachfenster der Kuppel eine disproportionirte Grösse zu haben. In dem Grundrisse des 57sten Planes hat der Ofen des Saals keine gute Stelle; in einem solchen Saale als dieser würden zwey Oefen, symmetrisch an der Wand, in der die Thüren sind, erfoderlich seyn. In dem 58sten Plane scheint die kreisrunde Küche viel Unbequemes zu haben, und die Kinderstube nebst der Kinderkammer zu entfernt von den Zimmern der Frau und dicht neben der Schlafkammer des Herrn unschicklich zu liegen. Die wendelartigen Freytreppen des 65sten Plans möchte nicht leicht jemand versucht werden anzulegen, da ihre Unbequemlichkeit zu deutlich ist. Der Aufriss des 70sten Plans ist durchaus nicht anzurathen. Denn über den Fenstern bleibt zuviel glatte Wand, die Höhe stehet mit der Länge in keinem angenehmen Verhältnisse, und ein Walmendach in der gezeichneten Art scheint gar nicht gemacht werden zu können, ohne dass die Walmen unproportionirt steil gegen die übrigen Dachflächen ausfielen. In dem Aufrisse des 72sten Plans, der les Risalit auf zweyerley Art vorgestellt ist, hat das mit dem Fronton zu auffallende Vorzüge, als dass nicht Jeder von Geschmack das andere überflüssig finden sollte. Die plumpe Balustrade, das verkröpfte Gebälke und die runden Mezzaninfenster missfallen durchaus.

Alle diese erinnerten Mängel aber sind gegen das viele Gute und Vollkommene in den allermeisten Entwürfen leicht zu übersehen. Rec. hat sie nur angeführt, theils zu beweisen, dass er jeden Entwurf mit Aufmerksamkeit und Genauigkeit betrachtet hat, theils aus Pflicht bey einem solchen Buche, wie dieses, dessen Bestimmung geradehin allgemeine Belehrung durch aufgestellte Muster ist, auch vor solchen Verirrungen zu warnen, zu denen jene angezeigten Mängel Gelegenheit geben können. Er fügt aber auch mit Vergnügen hinzu, dass der 11te, 14te, 15te, 24ste, 25ste, 31ste, 35ste, 38ste, 43ste, 44ste, 47ste, 48ste, 51ste, 53ste, 54ste, 56ste, 59ste, 62ste, 63ste (bis auf die angezeigte Kleinigkeit), 65ste, 66ste, 67ste und 73ste unter diesen Planen ihm ganz ausnehmend gefallen haben und seiner Meynung nach gegen die strengste Kritik aushalten. Sie sind wahre Muster, mit dem bekannten Fleisse des Vf. berechnet, nach denen sogleich gebauet werden kann. Auch von der Anlage mittelmässiger Gärten werden gute und anwendbare Vorschriften vorgetragen mit Beyfügung einiger niedlichen Entwürfe. So wird man auch mit Vergnügen und Nutzen das lesen, was der Vf. von Verzierung der Wände und Decken in Gartensälen und Gartenzimmern lehret.

Was die Beschreibung der Entwürfe betrifft, so sind sie denen in den beiden ersten Theilen ähnlich. Vielleicht werden aber die meisten Leser wünschen, dass der Vf. gesucht hätte, weniger wortreich und weitläuftig zu seyn, welches, ohne Schaden der Deutlichkeit, wohl hätte geschehen mögen, indem nicht bey allen es nöthig war, so sehr ins kleinste Detail zu gehen, da man ja aus den Zeichnungen selbst Vieles ersehen kann, und endlich auch ein Anfänger in der Baukenntniss durch das Studium der vorangegangenen Plane sich gewöhnt haben muss, in den folgenden Zeichnungen den Sinn ihres Urhebers und die bey der Einrichtung mitwirkenden besondern Umstände selbst zu treffen und zu errathen.

Zum Beschluss führt Rec. noch an, dass die Entwürfe, von denen hier die Rede gewesen, in dem 9ten bis 17ten Heften inclusive enthalten sind. Ausser diesen sind aber bereits das 18te und 19te Heft erschienen. Da diese aber einen ganz besondern Gegenstand betreffen, so wollen wir die Beurtheilung derselben bis zur Erscheinung der dazu gehörigen folgenden Hefte verschieben.

Wien, in der akademischen Buchhandl.: *Den wienerischen Köchinnen gewidmetes Kochbuch*, von *Josepha Grossmannin*, vormals gewesener herrschaftlichen Köchinn. 1795. 16 Bog. 8.

Da eine Köchinn, zufolge des Titels, die Verfasserinn dieses Buches ist, so müssen unsere an reinere Schreibart gewöhnte Leser und Leserinnen von ihr wenig anderes als so zu nennendes Küchendeutsch erwarten, aber auch, wenn sie ohne Anstoss fortlesen wollen, zugleich für einen Commentar von jemanden sorgen, welcher mit der östreichschen Mundart bekannt ist. Sonst werden sie z. B. nicht verstehen, was S. 4 ff. Obersuppe, Suppe mit Oberschöberl, Suppe mit Krebsschöberl oder Krebscuterl, Hechtsuppe mit

Semmelknetterl, Fisolensuppe, Hackelsuppe, Gerstensuppe mit Schwammerl, Kronabetvogelsuppe, Ollosuppe u. s. w. heissen soll. Das Buch enthält übrigens in einer natürlichen Ordnung einen vollständigen Unterricht von Zubereitung und Aufsetzung der Speisen, hauptsächlich solcher, wodurch sich die Wiener Kochart von denen des übrigen Deutschlands unterscheidet.

Leipzig, b. Supprian: *Anweisung wie Landgebäude bequem, dauerhaft und mit den wenigsten Kosten zu erbauen, auch ohne Ziegel mit feuersichern, warmen und sehr wohlfeilen Dächern zu belegen.* Als Handbuch für Landwirthe, Maurer und Zimmerleute. Herausgegeben von *C. F. Bär.* Mit Kupfern. 1796. 10 Bog. 8. (16 gr.)

Diese paar Bogen enthalten deutliche, richtige und zweckmässige Vorschriften, zu einer vernünftigern und sparsamern Bauart der Landgebäude. Zwar werden die hier vorgetragenen Regeln sich nicht so geradezu an jedem Ort anwenden lassen, dies thut aber der Brauchbarkeit dieses kleinen Büchleins keinen Eintrag, vielmehr werden die auf den Titel genannten Personen, für die es geschrieben ist, hier über manche, bisher bey Landgebäuden noch zu sehr vernachläsigte Gegenstände, nützliche Belehrung finden.

Grätz, b. Kienreich: *Allgemeines und auf reine Erfahrungssätze gebautes Magazin für Jäger und Jagdfreunde, oder gründliche Anweisung in den edlen Jagdwissenschaften und Künsten, und allen auf die Jagd sich beziehenden Gegenständen für diejenigen, welche an der edlen Jagdbeschäftigung ein Vergnügen finden.* In ein Modegewand eingekleidet, und ganz für unsere Zeiten, Sitten und Gegenden idealisirt. 1794. 176 S. 8. (9 gr.)

Kein Magazin, sondern eigentlich ein Lehrbuch, in dem aber, trotz seines vielsagenden Titels, nichts ausführliches und nichts neues zu finden ist, und das nach seiner Manier, besonders die Parforcejagd u. dergl. edle Lustbarkeiten abzuhandeln, auf unsre Zeiten und Sitten nicht zum glücklichsten berechnet ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

Cöthen, b. Aue: *Julius Liontar, eine Räubergeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.* 1797. 300 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. hat nichts gespart, seinen Liontar mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens auszustatten, und den Weg, auf welchem er ihn, von den Kinderschuhen aus, durch die Irrsale des akademischen Lebens und durch die Klippen zweyer Hofmeisterstellen hindurch, in eine Felsenburg und so von Abentheuer zu Abentheuer fortführt, bis er endlich nach Jamaika kömmt, seinen durch eine rachsüchtige Betrügerey verloren geglaubten Vater, als einen reichen Pflanzer wieder findet, eine liebenswürdige Schwarze heirathet, mit ihr nach Europa zurückkehrt, und bey seinem edeln Zögling dem *Comte de Bourgeois* (wie witzig ist nicht dieser Name erfunden!) Kanzler wird, — mit allem, was wunderbar heissen kann, reichlich zu decoriren. Allein, was ihm vielleicht wunderbarer dünken wird, als alles, was er selbst gedichtet hat, — seine Geschichte ist dennoch langweilig und unschmackhaft geblieben. Die Ungereimtheiten der Composition abgerechnet, unter welchen die nur drey Stunden von einer Residenz entfernte, aber dennoch ganz unbekannte Felsenburg, die die Hauptrolle spielt, und Aecker, Wiesen, Weinberge u. s. w. in ihrem Bezirke hat, — obenan steht, — fehlt es der Ausbildung an innrer Kraft: die Sprache und Ton der Erzählung erinnert uns an die Robinsonaden aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, hinter denen doch Liontar im lebhaften Colorit der Darstellung und an Wärme der Einbildungskraft, weit zurück bleibt. Leere Räsonnements und Gemeinplätze, die wenigstens in dem dürftigen Gewande, in welchem der Vf. sie aufstellt, nicht verdienen wiederholt zu werden, sind in die schläfrig fortschleichende Erzählung häufig eingeschoben; sie sprechen indessen wenigstens für die reinsittliche Denkungsart des Vf., die überhaupt von dieser Seite nirgends einen Anstoss gibt.

Wien, b. Hummel u. Comp.: *Runaldo, eine Skizze der Vorwelt.* 1795. 230 S. 8. (12 gr.)

Die moderne Leserinn darf sich in diesem Roman, dessen Scene zur Abwechslung einmal in die Zeit des heidnischen Preussens versetzt ist, nicht durch die Bärenfelle und die Stuttenmilch, nicht durch die wilde Decoration, nicht durch die Jungfrauen abschrecken lassen, die S. 58 sich in nervichte Schenkel vergaffen. Es giebt auch altpreussische Schönen darin, welche S. 43 bey der keuschen Göttinn der Nacht Liebe schwören, und selbst Wütriche, die S. 152 nur einen Kuss auf die reizende Purpurlippe zu drücken wünschen. Uebrigens ist freylich der herrschende Ton dieses Werkchens jener romantische Terrorismus, der alles (nach dem Lieblingsausdruck des Vf's) *rabenschwarz* zu schildern sucht. Die Phraseologie ist so seltsam, als die Abentheuer. Man urtheile nach folgenden Pröbchen: *Nur in der läuternden Wage* (wie kann wohl eine Wage läutern?) *bleibt die goldene Freundschaft zurück; man sucht das Leben seiner Seele zu stürzen: Freude, die die Glieder durchwirbelt; mit wüthenden Küssen der Liebe den Mund beströmen.* Der Corrector muss eine sonderbare Orthographie haben; er hat *klimmen* für *glimmen*, *Gram* für *Kram*, und dergleichen stehn lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. November 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz.* Ein freywilliger *Beytrag zum Archiv der neuesten Kirchengeschichte. Erste Lieferung.* Der Eudämonia, J. L. Ewalden, Hurlebuschen und Conf. auch dem Meister Urian gewidmet. 200 S. *Zweyte Lieferung.* 199 S. 8.

Wären die philosophisch rechtlichen Begriffe vom ächten Verhältniss der Staatsgewalt zu Religionsgesellschaften so bekannt, und das historisch exegetische Urtheil über kirchliche Orthodoxie und Heterodoxie so leicht, als man es wünschen möchte; so würde man besser thun, wenn man einzelne öffentliche Anstrengungen, die auf Verwirrung jener Begriffe und Urtheile abzwecken, als das, was sie dem Denker sind, nämlich als Unthaten betrachtete, mit Stillschweigen strafte, und sie der in ihnen selbst liegenden gewissen Auflösung und Zerstörung überliese. Allein für jetzt ist bey dem grösten Theil des deutschen Publicums noch nicht vorauszusetzen, dass er jede Verfinsterung richtiger Vorstellungen über jene Gegenstände sich selbst zu zerstreuen und aufzuhellen vermöge. Wenn selbst manche, welche von Amtswegen darüber zu urtheilen haben, vor ihren Augen das wahre mit dem falschen vermengen lassen, und dieses Hingeben ihrer Autorität in irreleitende Hände wegen seiner für Religion und Staat bedenklicher Folgen grose Aufmerksamkeit rege machen muss; so liegt doch für die irregeleiteten ein unverkennbarer Entschuldigungsgrund theils in den Sophismen, in welche man diese an sich schwere Untersuchungen verwickelt, theils in der Neuheit der Bemühungen, das Verworrene mit Freymüthigkeit zu entwirren. Eine grosse Schuld würde daher auf die Schriftsteller fallen, wenn sie die heilsame Publicität nicht dazu gebrauchten, durch Veranlassung zu freymüthiger Enthüllung von Gründen und Gegengründen diese wichtigen Zeitmaterien ihrer Läuterung und Entscheidung näher zu bringen. Jede einem solchen Conflict von Gründen beider Theile entgegenstrebende Hemmung der Publicität aber würde die Innhaber der Autorität, wenn sie alsdann durch dunkle Künste irre geleitet würden, ihres letzten Entschuldigungsgrundes berauben.

Nur bleibt auf der andern Seite für die, welche die Publicität freymüthig benutzen wollen, ein schweres Problem. Welches ist die Grenzlinie, jenseits welcher die freymüthige Schilderung von Thatsachen, welche nie hätten geschehen, von Urtheilen, welche nie hätten gefällt werden sollen, Kränkung und Verletzung der persönlichen Ehre und Achtung wird, welche als theures, gesellschaftliches Eigenthum auf Schutz der Obrigkeit gerechten Anspruch hat? Was man nicht gerne hört, wird anstössig, wenn man es gleich aus Pflicht der Selbstbesserung hören sollte. Thatsachen können ohnehin nicht wohl als etwas, das ungeschehen hätte bleiben sollen, dargestellt werden, ohne dass auf die handelnden Personen und ihre Manier ein unangenehmes Licht fällt. Nicht einmal Gründe lassen sich leicht als Schein und Meynungen enthüllen, ohne dass der Denker die seinen Gedanken angeschuldigte Grundlosigkeit, mit einem bitteren Gefühl, auf seine Denkkraft und folglich auf sich selber zieht. Rec. nimmt sich nicht heraus, jene Grenzlinie hier in wenigen Zeilen zeichnen zu können. Soviel, scheint ihm, muss jedem klar seyn; der Charakter des unerlaubten in der öffentlichen Freymüthigkeit kann nicht in einer subjectiven Anstössigkeit des gesagten oder etwa darin bestehen, dass das Gesagte persönliche Unannehmlichkeit für denjenigen erwecken könne oder müsse, welchen es trifft oder der in gleichem Falle mit ihm ist. Dagegen sollte dem schreibenden Mitbürger keineswegs mehr Ungebundenheit gegen andere Personen gestattet seyn, als irgend dem öffentlich redenden. Wo dieser etwas persönlich beleidigendes, ohne Gründe anzugeben und zu erweisen, behauptet, da kommt zwar seinem Reden kein Censurverbot oder dergleichen etwas zuvor. Er mag sagen, er mag, z. B. in einem Process, wider seinen Gegner schreiben, was er beweisen und verantworten zu können sich zutraut. Aber kann er dies nicht, so verurtheilt ihn der Injurienrichter in Strafen, Revocation u. dgl. Mit ihm stünde, dünkt uns, der Schriftsteller mit Recht in einer Kategorie. Er darf nicht gehindert werden, selbst Thatsachen, deren Entdeckung Personen aller Art höchst unangenehm seyn kann, ans Licht zu ziehen und zu beurtheilen. Denn dies darf, dies soll oft der Mitbürger überhaupt, aus Pflicht gegen das allgemeine Wohl. Aber, geschieht durch seine Entdeckung dem andern Unrecht; so soll ihm, wenn er unvermeidlich und aus guter Meynung fehlte, zum mindesten offener Widerruf, und wenn er gar dem Injurianten in mehrern Graden gleich kommt, jede gerechte Injurienstrafe auferlegt werden. Ja er verdient alsdann noch strengere Ahndung. Denn er ist nicht bloss ein öffentlich Redender. Sein Blatt bleibt, auch wenn er revocirt und gestraft wird, einmal gedruckt. Selbst wenn er überzeugt ist, völlig wahr zu reden, und wenn ihn sogar das Incognito und die Mangelhaftigkeit positiver Gesetze gegen schrift-

schriftstellerische Injurien vor Strafen sicher stellte (denn offenbar sind für jetzt die Gesetze, durch einen Missgriff, mehr der Oeffentlichkeit des Urtheilens als dem Unrechtmäsigen in der Publicität entgegen); so soll der Schriftsteller sich selbst ein desto strengeres Gesetz seyn. Er soll, aus eigener Ueberlegung, von persönlichen Beziehungen nichts, als was aus der nach Gründen zu beurtheilenden Thatsache sich aufdrängt, in die freymüthige Darlegung seiner Ansicht und ihrer Gründe einmischen. Freymüthig aber könnte allerdings eine solche Darlegung nicht seyn, wenn man nicht von *Lessing* endlich lernen wollte, dass — ein Kind mit seinen Namen zu nennen nicht unter die Sünden gegen die Urbanität, oder wie man jetzt lieber sagt, gegen die Humanität, sondern unter die Erfodernisse der Wahrhaftigkeit gehöre.

Diese Begriffe sind es, mit denen Rec. sich Schriften, wie die gegenwärtige schon dem Titel nach sich ankündigt, nähert. Leicht werden sie von manchen mit Pasquillen verwechselt. Noch leichter bleiben wirkliche Injurien, d.h. persönlich schädliche Entstellungen von Reden und Thaten, ungestraft. Schriften hingegen, deren Tendenz ist, Facta, die nicht hätten geschehen sollen, als solche *mit Gründen* darzustellen, oder bekannt gewordenen Gründen und Machtsprüchen *Gründe* des Gegentheils gegenüber zu stellen, kann Rec. nicht anders, denn als nöthige Beyträge zur Geschichte der Zeit und ihrer Verbesserung betrachten. Und gerade, um zu zeigen, warum er sie nichts anders betrachten könne, hielt er es für nothwendig, obige Urtheilsgründe für diesmal vorauszuschicken. Selbst das, was in solchen Schriften mitlebenden Personen unangenehm seyn muss, weiss er dem Schriftsteller nicht zum Vorwurf zu machen, wenn er an ihm nicht die Neigung entdeckt, andere Persönlichkeiten als die, welche mit der zur öffentlichen Beurtheilung geeigneten Sache nothwendig in Verbindung stehen, blos in der Absicht, wehe zu thun, herbey zu ziehen. Ueber den Ausdruck der Freymüthigkeit aber, wenn sie der Sache nach in den Schranken der Wahrhaftigkeit bleibt, über die Frage: wie weit Laune, Witz, Satyre und selbst Sarkasmen der Sache Eindringlichkeit geben und gleichsam zu Hülfe kommen dürfen, glaubt Rec., nichts anders *im allgemeinen* annehmen zu können, als dass jeder die Form, wie er spricht oder schreibt, nach den Subjecten, auf die er wirken will, abmessen müsse und folglich, wenn der Inhalt wahr ist, die wirksamste Form die zweckmäsigste sey. Ueberdies ist nichts gewisser, als dieses, dass Verletzungen des Wohlstandes und des guten Tons sich von selbst bestrafen, und eher dem wirklich Schuldigen ein Mittel, der öffentlichen Indignation sich zu entziehen, offen lassen, als dass sie den Unschuldigen niederdrücken könnten.

Soweit hielt Rec. zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über manche Schriften dieser Art ein Prolegomenon für nothwendig. Es wird dadurch eine desto gedrängtere Kritik der Blätter, welche die nächste Veranlassung dazu sind, möglich gemacht.

Der Ton der Ueberschriften in ihrer Inhaltsanzeige ist zum Theil so mystisch und unhistorisch, dass man leicht in der Ausführung mehr bittere Gemeinsprüche, als Facta, erwarten könnte. Man wird die Ausführung sehr factisch, und grossentheils actenmäsig finden. Dadurch ist diese Sammlung wirklich berechtigt, sich als einen *Beytrag zum Henkischen Archiv der neuesten Kirchengeschichte* anzukündigen und an dieses anzuschliessen. Die einzelnen Aufsätze betreffend, sind N. I und II ein Prolog. N. III legt das frühere Für und Dawider vor, über die Ewaldische, indess nur allzu bekannte gewordene, Kritik: dass Hr. Stolz „in seiner Uebersetzung des N. T's oft, besonders den Reden Jesu etwas so schleppendes unterlege, und dass Er gewisse Lehren, z. B. von der Grösse Jesu, bey Seite zu bringen, sich die unglückliche und verunglückte Mühe gegeben habe.“ Die Blätter giessen über den süssen Ton des Beschuldigers und einige Inconsequenzen eine scharfe Rüge aus. Wir verweisen auf A. L. Z. Sept. d. J. Nr. 289 und 290. Der Satz: dass Stolz den Reden Jesu etwas schleppendes *untergelegt* habe, scheint im Verfolg des Streits gegen den zweyten noch härteren verschwunden zu seyn. Möge der ganze Streit, da von Gründen und Gegengründen schwerlich noch etwas neues dem Publicum vorzulegen seyn kann, und Hr. *E.* in Retractationen immer weiter zu gehen sich entschlossen hat, nun auch so ganz verschwinden, dass aus ihm nichts als eine allgemeine heilsame Warnung gegen eilende Urtheile, besonders wenn sie Absichten betreffen sollen, übrig bleibe! N. IV. Vorbereitung auf eine actenmäsige Darstellung der wegen Allgemeinheit des Gegenstandes wichtigen Differenz zwischen Hn. Abt Henke und — nicht blos Hn. Hofr. Hurlebusch, sondern auch — dem juristischen Theil des Consistoriums zu Wolfenbüttel und dem landschaftlichen Schatzrath zu Braunschweig, über die Frage: ob man eine Kirchenagende öffentlich für alt und unnütz erklären und einen Beweis dieser Behauptung versprechen dürfe, ohne dadurch ein Landesgesetz zu verletzen? Für jetzt wird gezeigt, wie diese zuletzt erfolgte und öffentlich gewordene Contestation mit früheren Versuchen, welche das geistliche Ministerium zu Braunschweig und der Consistorialrath Petersen zu Wolfenbüttel selbst zu Verbesserung der braunschweigischen Kirchenagende, (welche in der That nach S. 7. ff. der Verbesserung sehr bedürftige Stellen enthält) gemacht hatten, zusammenhänge. Vieles, was die nöthige, zeitgemäse Umformung der Kirchenagenden, das weder juristisch noch theologisch aufgehobene Recht dazu, auch Grenzen und Ausdehnung in der Gewalt der Consistorien betrifft, giebt dem Aufsatz ein mehr als locales Interesse. Auch die Auslegung der *formula subscriptionis* (in welcher S. 109 auf der vorletzten Zeile der Druckfehler *neque* für *nequa* aufhält) ist prüfenswerth. N. V. Eine Probe, dass Hr. Ewald auch auf andere (allgemein verehrte) Schriftsteller verketzernde Seitenblicke geworfen habe. Am besten ists, wir nehmen hier zugleich andere solche Unwürdigkeiten zusammen. Nr. I der zweyten Lieferung

ferung gibt eine ähnliche Probe von einem Mitarbeiter der Urania, Nr. XVI ebendas. und Nr IX der ersten Lieferung von einem Dämonologen zu Duisburg. — Unselige Ausbrüche des Glaubens an eigene Infallibilitat, gegen welche sich Manner von reger Einbildungskraft doppelt wahren müssen. N. VI. Hn. Ewalds freymüthig erklärte Abweichung von der symbolischen Dreyeinigkeitslehre. Rec. wünscht, dass dieser Aufsatz nie etwas anderes wirke als Hinweisung auf das höchste Symbolum der Christen: Was du willst, dass dir die Leute u. s. w. Nr. VII. Die Geschichte der für Studierende bestimmtgewesenen erbaulichen Sonntagsvorlesungen von Hn. Prof. Fichte – gegen gewisse Entstellungen des Factums in einem pfevdonymen Journal. Das Actenmäfsige des Aufsatzes spricht für sich selbst; eine von jenen Vorlesungen, die hier S. 167—185 das erstemal abgedruckt ist, für den Zweck derselben. N. VIII. Ein kurzer Commentar über die Worte: Wehe dem Staat, dessen Wohl an irgend einer (theologischen oder philosophischen) Dogmatik hienge. X. Parodie der Nachricht Urians von der neuen Aufklärung; „nicht aus „*Les Erreurs*."

In der *zweyten* Lieferung werden die Aufsätze N. VII. Ein Versuch, gegen einen sehr dictatorischen und inconsequenten Lehrtypus an den gesunden Menschenverstand zu appelliren, N. IX. Auszüge aus Jacobi's Etwas, das Lessing gesagt hat — zur Bestimmung und Vertheidigung der vollen Denkfreyheit, N. XIII. Muster toleranter Freymüthigkeit, Rubriken aus den freymüthigen Gedanken über die allerwichtigste Angelegenheit Deutschlands, N. XIV die einzige Union der Wahrheitsfreunde, ein Lied nach Voss — im denkenden Leser ungemischt wohlthätige Empfindungen erwecken; wenn man dagegen N. VI bey einer Herabwürdigung der Aufklärung, weil sie nicht — Vollkommenheit bewirkt, N. VIII bey Stillings Versuch, nur seiner Denkart die Pressfreyheit und überhaupt den gleichen Schutz im Staate offen zu erhalten, N. XV bey einer, den Gedanken nach sehr misstathenen, Parabel: der Gefangene u. dgl. eine freymüthige Opposition nicht anders ausgeübt fühlen kann, als unter unangenehmen Eindrücken. Das: Etwas über die Publicität hoher obrigkeitlicher Verordnungen S. 24 ff. scheint dem Rec. ein der Beherzigung sehr werthes Dilemma. In Bemerkungen über Rescripte einiger Departements in Preussen und Kursachsen wird das Eigenthümliche der Concipienten von der höchsten Autoritat sorgfältig unterschieden. Aus N. XII sieht man, dass in Baden den Predigern ein fast durchaus zweckmäsiger Amtseid vorgelegt wird, ohne die symbolischen Bücher dogmatisch einzumischen. Eine Verbesserung eben dieses Amtseides in einer ungenannten Gegend S. 169 ff. verdient Vervollkommnung und Ausführung. Auch die übrigen kleineren Aufsätze nehmen ihren Platz nicht vergeblich ein. Gehören Vorschläge zu gewaltsamen Lehrtypen, wie Nr. VII, und zu Aufhebung gleicher Lehrfreyheit, wie Nr. VIII auch mit zur besten Welt, so ist es sehr gut, dass jene ihre Wirklichkeit von selbst auf eine Südseeinsel, diese nach Samarcand oder sonstwohin im fernen Osten versetzen.

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Beyträge zur Geographie, Geschichte und Staatenkunde*, herausgegeben von *Johann Ernst Fabri*, Professor der Philosophie. Sechstes Stück. Auch mit dem Titel: Zweyter Band, IV bis VItes Stück. Mit einer Karte. 1796. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Hiermit sind diese Beyträge geschlossen. Als Fortsetzung kann man die im jetzigen Jahre zu Nürnberg im Raspeschen Verlag herausgekommenen Bände eines Magazins für die Geographie, Staatenkunde und Geschichte, betrachten, deren ersten bereits ein anderer Mitarbeiter in diesen Blättern angezeigt hat. Jetzt also nur kurz den Inhalt des sechsten Stücks der Beyträge!

LXIII. *Geographisch statistische Bruchstücke, das Fürstenthum Halberstadt und die Grafschaft Hohnstein betreffend, vom Jahr* 1791, von J. (*eigentl.* G) *Viehweg* (Vieweg) Pfarrer in Ströbeck. In der Inhaltsanzeige wird versichert, diese Bruchstücke seyen aus archivalischen Nachrichten ausgearbeitet. Desto besser! Wir haben sie mit vielem Vergnügen gelesen, und unter andern daraus gelernt, dass jene preussische Provinz nach der neuesten Vermessung 30⅞ Quadratmeilen Flächeninhalt und im J. 1791 an Bewohnern gehabt habe 136,075. Gewöhnlich wurde der Flächeninhalt 42 QM. stark angegeben, und die Menschenzahl 132,000. Lehrreich ist der Bevölkerungszustand vor dem siebenjährigen Krieg und vom J. 1791 in Parallele gestellt, z. B. an Civilpersonen lebten zu jener Zeit in den Städten zusammen 41,345, zu dieser aber 43,780. An Wolle wurden im J. 1756 verarbeitet 34,749, im J. 1791 aber: 51,363 Stein. Im J. 1756 betrug im Halberstädtischen die Accise 103,094, im J. 1791 aber: 140,770 Rthlr. Von 1790—91 giengen ins Ausland: an roher und gebleichter Leinwand für 29006 Rthlr., an Drell, Zwillich und Damast für 5370, und an Linnen, Garn und Zwirn für 91,688. Der Ertrag der Wollenmanufacturen belief sich auf 201,250 Rthlr. 12 Papiermühlen in diesem Ländchen ziehen jährlich ungefähr 7500 Rthlr. hinein. Das Fürstenthum ist in sieben Kreise getheilt. Von den Landständen und Landescollegien. Zuletzt noch Geburts- und Sterbelisten von 1689 bis 1788; während welcher Zeit 54,051 Menschen mehr geboren wurden, als starben. — LXIV. *Handel von Riga*, nämlich Exporten von 1790, 91, 92, 1787, 88, 89, 84, 85, 86. Warum nicht besser geordnet? — LXV. *Auszug aus den Kirchenlisten in Dresden vom J.* 1795. — LXVI. *Auszug aus den Kirchenlisten von Königsberg und Thorn, dann von den sämmtlichen ostpreussischen Gemeinden* (1795). Dieser und die beiden folgenden Artikel sind aus der Thorner deutschen Zeitung entlehnt. LXVII. *Handel der Stadt Elbing im J.* 1795. LXVIII. *Handel der Stadt Königsberg im J.* 1794 *und* 1795. LXIX. (im Buche falsch numerirt: LXVIII) *Beyträge zur Kennt-*

niss

nifs der Altmark Brandenburg. Ist eine Fortsetzung der im fünften Stück angefangenen topographischen Nachrichten. Diesmal von der Stadt Seehausen und den benachbarten Orten; alsdann von dem Arendseeischen und Stendalischen Kreise. Beygefügt ist noch unter der Rubrik LXIX eine Fortsetzung der hieher gehörigen, im fünften Stücke angefangenen Materie verwandten Inhalts. — LXX. *Plan von dem, 179; in Niederöstreich mit einer Lotterie verbundenen ständischen Staatsanlehen.* Schon aus der Wiener Hofzeitung bekannt: nur hier etwas umständlicher. — LXXI. *Etat der in den Fürstenbergischen Landen in Schwaben bestehenden Brandversicherungscasse 179.* — LXXII. *Ueber die von dem Markgrafen, Friedrich Christian zu Bayreuth, in Weferlingen im Fürstenthum Halberstadt angelegte Stiftung;* von Hn. *Vieweg.* Uns war hauptsächlich neu und interessant, was seit 1769 in Ansehung dieser wichtigen Stiftung verfügt worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Erlangen*, b. Palm: *De febribus remittentibus semestris hyberni ann. 1795–1796 commentatio.* Auctore D. *Friderico Wendt*, Potentiss. Reg. Boruss. a consil. aul. intim. archiatr. Potentiss. Reg. Daniae et Norweg. Prof. med. P. O. instit. clinic. directore. — 1796. 80 S. 8. (6 gr.) Das Fieber, welches der verdiente Vf. beschreibt, begann zu Ende des Novembers, zu einer Zeit, wo die Witterung ausserordentlich gelind und warm war. Diese gelinde Witterung dauerte fort bis zu Ende des Januars, und die kältesten Wintermonate waren nicht so rauh, als sie sonst gewöhnlich in unserm Klima zu seyn pflegen. Von den Obstfrüchten hatte man einen grossen Vorrath geärndtet, und doch waren besonders im Februar, März und April die Wechselfieber, und alle Arten von hitzigen Fiebern, von Schleim- und Nervenfiebern mit Ausschlägen auf der Haut, äusserst häufig und zum Theil tödlich. Der Vf. schränkt sich auf das nachlassende Fieber ein, welches in Erlangen und in der umliegenden Gegend herrschte, und beschreibt von 103 Fällen, die ihm vorkamen, 10 ausführlich. Er giebt darauf in einer Tabelle eine instructive Uebersicht der wichtigsten Zufälle, nachdem sie am öftersten oder seltener bey den Kranken vorkamen. Die Krankheit zeigte sich zuerst in den benachbarten bambergischen Dörfern, wo Feldlazarethe der östreichischen Truppen gewesen waren. Sie griff schnell weiter um sich, kam zu Anfang des Decembers nach Erlangen, und vor Ende des Januars hatten schon 29 die Krankheit. Ungeachtet des hellen und angenehmen Wetters war damals doch die Krankheit am heftigsten und tödlichsten: im Februar und in den folgenden Monaten war die Zahl der Kranken grösser, die der Todten aber weit geringer. Nur ein Drittheil der Kranken war von dem weiblichen Geschlecht. Das Fieber hatte seinen ausgezeichneten, herrschenden Charakter: die Fieber, die diesen nicht hatten, konnte man für *febres intercurrentes* halten. Der herrschende Charakter war offenbar rheumatisch: in sehr vielen Fällen hatte das Fieber die Gestalt einer *febris biliosa-putrida.* Unter den 103 Fällen, die der Gegenstand dieser Abhandlung sind, waren 6 reine Entzündungen, 32 gemischte Entzündungen, zugleich mit aus gastrischem, galligem Stoff bestehend, oder mit Hautausschlägen und rheumatischen Localschmerzen vermischt; 9 Nervenfieber; 10 gastrische Gallenfieber, 4 Schleimfieber; 27 gastrische Fieber mit nicht ganz überwiegenden Kennzeichen eines in den ersten Wegen angesammelten Stoffes; 5 hitzige rheumatische und 10 Katarrhalfieber. Mit dem Namen: Nervenfieber mag der Vf. nicht gern freygebig seyn, weil bey jedem Fieber das Nervensystem leide, und dieser Name überhaupt einer der unbestimmtesten sey. Der Vf., der sich durch mehrere Werke eine Stelle unter unsern bessern Praktikern erworben hat, giebt vortreffliche Erläuterungen über die wichtigsten Zufälle und über die angewendete Heilungsmethode. Nur wenn die Kranken sich heftig ärgerten, oder erkälteten, wurde bey einigen das Delirium wüthend, welches auf kein Mittel sicherer wich, als auf laue Fussbäder aus Wasser mit darinnen aufgelöstem Sauerteig, die aber lange fortgesetzt werden mussten. Die Zufälle der Augen, die das Delirium vorher verkündigten, waren ganz so, wie sie Hippokrates beschreibt. — Das Springen der Flechsen bedeutete keine sehr grosse Gefahr; es verschwand, wenn die Haut feucht wurde. Die gefährlichsten Zufälle waren alle diejenigen, welche von überwiegendem Mangel der Kräfte oder von atonischer Entzündung in den Hypochondrien zeugten. Eigentliche Krisen sah der Vf. selten, so wie man auch einigen Einfluss der kritischen Tage selten bemerkte. Wiedererfolg der Ausleerungen, besonders des Auswurfs und der Ausscheidungen durch die Haut, und Erhöhung der Kräfte waren die sichersten Vorläufer der Genesung. Wenn das Fieber entzündlich war, so war die antiphlogistische Heilmethode am wirksamsten: besonders fand der Vf. die Senegawurzel mit Salpeter sehr wirksam. Der Durchfall schadete gewöhnlich; er schwächte und minderte den Auswurf und die Ausscheidungen durch die Haut: er musste daher oft durch Opiate und Blasenpflaster gehoben werden. Klystiere und Fussbäder aus Wasser mit darinnen aufgelöstem Sauerteig waren vortrefflich. Wider den eiterhaften Auswurf wurde die Myrrhe, und zur Stärkung die Cascarille besser befunden, als die Fieberrinde. Auch das Fieber, bey dem die Kennzeichen der Entzündung dunkler waren, verlangte die Aderlasse. Die Brechmittel waren bey vorhandenem Unrath, auch im Verlaufe der Krankheit, sehr nützlich. Zur Tilgung der Hitze leistete das wesentliche Weinsteinsalz weit mehr, als die so gepriesenen Mineralsäuren, (die aber doch bey grosser Neigung zur fäuligen Auflösung, verbunden mit starker Hitze, unentbehrlich sind. Rec. giebt zu, dass sie bey dem Fieber des Vf. weniger nützlich waren, als die wesentliche Weinsäure; denn das Fieber hatte Hang zur Entzündung, und bey dieser sind die mineralischen Säuren allemal schädlich, ausser bey einer Art der atonischen Entzündung, wo sie unentbehrlich sind). Zur Erhebung der Kräfte waren Baldrian, Pfeffermünze, die Naphthen, die Blasenpflaster, vor allen aber der Wein, sehr wirksam. Die Fieberrinde, der Kampfer, der Biesam, die flüchtigen Salze, waren es weniger. Von dem Reiben der Haut mit warmen Tüchern spürte man den besten Erfolg, wenn die Gliedmassen kalt waren, wenn die Kranken zu stark schwitzten, wenn die Hautausschläge zurückgehen wollten, und wenn beym Schweiss die Wäsche gewechselt werden musste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. November 1797.

PHYSIK.

Leipzig, in Commiss. b. Osterloh: *Johann Andreas Naumann's Ausführliche Beschreibung aller Wald- Feld- und Wasser-Vögel, welche sich in den Anhaltischen Fürstenthümern und einigen umliegenden Gegenden aufhalten und durchziehen. Ersten Bandes erstes Heft.* 1795. — *zweytes Heft* — *drittes Heft.* 1796. zusammen 111 S. in Octav, jedes mit 3 illum. Kupfern in Folio.

Das dritte Heft auch unter folgendem Titel:

Köthen, in Comm. b. Aue: *Naturgeschichte der Land- und Wasser-Vögel des nördlichen Deutschlands und angränzender Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von *Johann Andreas Naumann.*

Hr. N., Vf. des Vogelstellers und des philosophischen Bauers, sagt von diesem Werke in der Vorrede: „Ich, als ein Ungelehrter überreiche einem „verehrungswürdigen Publico, eine auf vieljährige „Erfahrung gegründete Naturgeschichte der einländischen Land- und Wasservögel, da besonders Büffon „in seiner Naturgeschichte wünscht, dass in jeder „Provinz eine Naturgeschichte der daselbst befindlichen Vögel entworfen würde. Mein Sohn hat die „sämmtlichen Vögel nach der Natur gemahlt, — Ich „habe aus den ersten Schriftstellern Deutschlands und „des Auslandes meine Meynungen zu berichtigen gesucht, und mich sorgfältig gehütet, jemanden etwas „nachzuschreiben." Dies letztere ist vollkommen wahr. Was die Entschuldigung betrifft, dass der Vf. als Ungelehrter schreibt, so ist es nicht mehr als billig, auf sie bey der Beurtheilung Rücksicht zu nehmen. Auch hat der Vf. gewiss durch Erfahrungen und gute Beobachtungen, die in der Naturgeschichte wichtiger sind, als Büchergelehrsamkeit, seinen Beruf, dieselben niederzuschreiben bewährt: nur hätte er nicht versuchen sollen, ein System aufzustellen, dessen Schwierigkeiten er selbst einsah. Dies musste den gelehrten Naturforschern überlassen bleiben, und es konnte nicht fehlen, dass das von ihm versuchte System völlig verunglückte.

In einer Einleitung redet der Vf. zuerst sehr kurz von einigen allgemeinen Eigenschaften der Vögel; der Schnelligkeit ihres Fluges, den er dadurch bestimmt, dass er, während ein Vogel von einem Baume zu einem andern fliegt, so schnell wie möglich zählt, dann an einer Uhr bemerkt, wie viel Zeit er zum Zählen bedürfe, und zuletzt die Entfernung der Bäume misst. Indem er immer in einem Zimmer, 30 bis 40 Stück Vögel unterhält, stellt er Beobachtungen über ihre Lebensart und Wanderungen an. Diese theilt er hier mit; jedoch irrt er, wenn er behauptet, der Zug der Vögel gehe immer vom Aufgange der Sonne, gegen den Niedergang derselben: wodurch sie nothwendig immer in gleicher Breite bleiben, und nie nach wärmeren Gegenden kommen würden. Im Gegentheil ist die wahre Richtung ihres Herbstzuges allezeit von Norden nach Süden, aber der Wind nöthigt sie oft, diese Richtung in etwas abzuändern, so wie sie selbst durch Wälder und andere ihnen häufige Nahrung versprechende Gegenstände angelockt, oft willkührlich diesen Weg verlassen. Bey dieser Gelegenheit bestreitet Hr. N. Kleins Meynung vom Winterschlafe der Schwalben, freylich bloss deswegen, weil er nichts ähnliches erfahren hat, und es ihm überhaupt nicht einleuchten will, ohne zu bedenken, dass es überhaupt misslich sey, am meisten für einen Ungelehrten, Thatsachen, die keine offenbare Widersprüche enthalten, aus solchen Gründen bestreiten zu wollen. Dann folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über die Hecke, das Mausen, das Baden, die Veränderung der Farbe der Federn und Augen, und den Nesterbau der Vögel.

Bey der Eintheilung der Vögel macht der Vf. mit den kleinen Vögeln den Anfang, und endigt mit den Raubvögeln, weil ers für nöthig hält, dass man erst alle Vögel kenne, von denen diese sich nähren. Er nimmt sonst drey Haupttheile an, *Wald-Vögel, Feld-Vögel,* und *Wasser-Vögel,* wovon jeder wieder dreyerley Arten enthalten soll, nämlich *Gesäm-Vögel, Gewürm-Vögel,* und *Raub-Vögel.* Bey der fernern Eintheilung in 30 Classen hat er aber nicht genau hierauf gesehn, sondern auch auf die Bildung des Schnabels Rücksicht genommen. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, und doch ein Beyspiel von seiner Classification und den Gründen derselben zu geben, führen wir hier die Kennzeichen der sieben ersten Classen auf, die in diesen drey Heften enthalten sind, mit den hier beschriebnen und abgebildeten Arten, welche zu ihnen gehören. I. *Classe.* Waldvögel, welche kegelförmige Schnäbel haben, Gesäme fressen und die Saamenkörner aushülsen. Der Sperling, der Rohrsperling (*Fringilla montana Linn.* Hier und in der Folge, wo Hr. N. unrichtige, oder unverständliche deutsche Namen angiebt, fügt Rec. die linneischen in Klammern bey. Unrichtig wird hier behauptet, das Weibchen sehe dem Männchen ziemlich gleich), der Finke, der Quäker, der Schwunsch (*loxia Chloris*)? Der rothbrüstige Hänfling (*Fringilla cannabina*).

II. *Classe.* Waldvögel, welche kegelförmige Schnabel mit scharfen Spitzen haben, und ihre Nahrung an den Holzsaamen auf den Bäumen suchen. Der Stieglitz; der Zeisig, das Schöttchen (*Fringilla Linaria*). III. *Classe.* Dickschnäblichte Vögel, welche ihre Nahrung auf den Bäumen suchen. Der Kernbeisser, der Dompfaffe, der Kreutzvogel. IV. *Classe.* Waldvögel, welche auf dem kegelförmigen Schnabel einen Höcker haben, und Grassaamen fressen, (die Ammern): der Strumpfweber (*Emberiza Miliaria*), der Grünschling, (*E. Citrinella*), das Schiebchen (*E. Schönicus*), der Ortolan (zuverläßig nicht der wahre Ortolan, sondern Bechsteins Bergammer, und wie es Rec. scheint, bloss ein paar Junge des eben vorhergehenden Rohrammers), der Spanier (*Motacilla modularis*, welche, der Himmel weiss, wie hierher kommt, und von welcher der Vf. selbst sagt, sie scheine nicht in diese Classe zu gehören, könne mit der braunen Grasmücke leicht verwechselt werden, welches auch schon geschehen sey, sie habe einen Schnabel wie ein Lerchenschnabel etc. Vermuthlich wurde er dadurch verleitet, diese Grasmückenart hieher zu setzen, weil sie sich häufiger als die andern von Saamen ernährt). V. *Classe.* Das Taubengeschlecht, welches bloss von Gesäme lebt, selbige ganz einschlingt, und über den Nasenlöchern eine knorpelartige Decke hat. Die Ringeltaube, die Holztaube, die Turteltaube. VI. *Classe.* Wildes Hühnergeschlecht, die im Walde leben, des Nachts auf Bäumen sitzen, Gesäme, Knospen, Beeren und grüne Kräuter fressen, und starke und etwas gekrümmte Schnäbel haben. Der Auerhahn, der Birkhahn, das Haselhuhn, der Fasan. VII. *Classe.* Waldvögel, welche von Geschmeis an den Bäumen leben, zugleich Gesäme fressen, und dünne und harte keilförmige Schnäbel haben (die Meisen). Die Kohlmeise, die Bumpelmeise (*Parus caeruleus*), die Blechmeise (*P. palustris*), die Haubenmeise, die Tannenmeise, die Spiegelmeise (*P. caudatus*).

Hätte Hr. *N.* seinem Werke den ersten (vielleicht bessern) Titel gelassen, so würde Rec. gegen die Vollständigkeit der hier beschriebnen Arten dieser sieben Classen nichts einwenden können; aber alle Vögel des nördlichen Deutschlandes, die zu ihnen gehören, sind hier nicht aufgeführt. So fehlen z. B. *Loxia Enucleator*, *Embriza nivalis*, u. s. w., die auf ihren Durchzügen das nördliche Deutschland besuchen. Alle diese hier genannten Vögelarten sind ihren Farben nach deutlich und in gehöriger Kürze beschrieben, und über ihren Aufenthalt, Nahrung, Lebensart viele gute, richtige, wenn gleich wenig unbekannte Beobachtungen mitgetheilt.

Die Kupfer sind ganz in der Manier der Frischischen vorzüglich die in den beiden ersten Heften, da die im dritten, welche der Sohn des Vf. auch selbst geätzt hat, in Absicht des Stichs und der Illumination jenen nicht gleich kommen. Die Zeichnungen sind treu, die Vögel alle auf den ersten Anblick kenntlich; nur die Illumination zu hart, und die Farben gewöhnlich zu matt. Dieser letzte Fehler würde vermieden seyn, wenn nicht fast durchgängig Erdfarben, sondern mehr Saftfarben gebraucht wären. Der Schatten fehlt fast gänzlich, ein Fehler der mehrsten naturhistorischen Abbildungen, die daher so glatt aussehn, wie das Papier, worauf sie stehen. Gewöhnlich sind Männchen und Weibchen mit dem Eye dargestellt.

Es war uns eine wahre Freude, einmal wieder ein ganz auf eigne Beobachtungen sich gründendes Werk anzeigen zu können, und eben so aufrichtig ist unser Wunsch, dass Hr. *N.* Unterstützung genug finden möge, dasselbe vollenden zu können.

Halle, in der Waisenhaus Buchhandl.: *Grundriss der Chemie.* Nach den neuesten Entdeckungen entworfen und zum Gebrauch akademischer Vorlesungen eingerichtet von D. *Friedrich Albrecht Carl Gren* Professor d. Medicin zu Halle u. s. w. *Zweyter Theil.* 1797. 372 S. 8.

Eben die Reichhaltigkeit an abgehandelten Gegenständen, die äusserst zweckmässige Zusammenstellung der Thatsachen, welche den ersten Theil dieses Lehrbuches so vorzüglich auszeichnete, wird in diesem zweyten und letzten Theile durchgängig bewährt. Rec. kann es daher mit der innigsten Ueberzeugung nicht nur allen Lehrern der Chemie als Leitfaden bey ihren Vorlesungen, sondern auch jedem Liebhaber dieser Wissenschaft empfehlen, um sich eine gedrängte Uebersicht von dem Wissenswerthesten in derselben zu verschaffen. — Gegenwärtiger Band enthält fünf Abschnitte, *vom siebenten bis eilften.* Von diesen handelt der erste, *von den Bestandtheilen der Körper des Thierreichs*, und zwar zuerst *von den thierischen Körpern überhaupt*, sodann *von den nähern Bestandtheilen dieser Substanzen.* Der folgende Abschnitt *ist den von selbst erfolgenden Veränderungen der Mischung organischer Körper gewidmet*, wobey die Theorie der verschiednen Arten von Gährungen u. s. w. entwickelt wird. Der *neunte* und *zehnte* liefert die *chemische Untersuchung der Erdharze*, und *kohligten Substanzen des Mineralreichs:* unter diesen ist auch dem *Diamant* eine Stelle angewiesen worden. Der *letzte* Abschnitt *von den Metallen* nimmt bey weitem den grössten Theil dieses Buches ein. S. 129—163 wird von den Metallen im Allgemeinen, als von ihrer Dehnbarkeit, ihrem Verhalten im Feuer, gegen den Sauerstoff, gegen Säuren, Schwefel, Phosphor, Alkalien u. s. w. geredet, das Uebrige dieses Abschnittes ist der Betrachtung der einzelnen Metalle gewidmet. Der Anhang liefert Tabellen einfacher chemischer Wahlverwandschaften. Nur an wenigen Stellen weichen unsere Ueberzeugungen von den Behauptungen des Vf. ab. So ist es uns nicht wahrscheinlich, dass bey der Bildung der Naphta der Schwefelsäure ein Theil des Sauerstoffs entzogen werde; weil sonst so wie sich Naphta erzeugt, schwefligtsaure Dämpfe übergehen müssen, welche sich doch erst gegen das Ende der Destillation zeigen. So stimmt es ferner nicht mit unsern Erfahrungen, dass (wie S. 200 gesagt wird)

wird) die Salpeterfäure auf den Zinnober nicht wirke. *Rauchende Salpeterfäure* verwandelt den Schwefel in Säure und löst diesen Körper auf: so nimmt unter gewissen Verhältnissen die salpetrigtsaure Salzfäure (Königswasser) aus diesem Körper das Metall mit Zurücklassung des Schwefels, *als Schwefel* auf. *Völlig reines phosphorsaures Queckfilber* (S. 198.) ist im Wasser ganz unauflöslich.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Die Koftgängerinn im Nonnenkloster*, ein Schauspiel in vier Aufzügen von *Elise Müller*, Schauspielerin, 1797. 110 S. 8.

2) Daselbst b. demselben: *Brell und Luise*, oder, was vermag die Liebe nicht, in drey Aufzügen, von *Elise Müller*, Schauspielerin, 1797. 152 S. 8.

Die *Koftgängerinn* wird im ersten Stück in ein Kloster eingesperrt, um sie von ihrem Geliebten zu trennen, aus diesem Arreste aber durch Entführung befreyt. Sie erhält sehr leicht Verzeihung, weil ihre Mutter sie ohne dies nur auf das Einflüstern einer andern gedrückt, und auf Zureden eines Verwandten sie wieder aus dem Kloster zu nehmen, beschlossen hatte. Die Aussöhnung und Wiedervereinigung mit der Mutter hätte das Stück rührend endigen können, da die Mutter aber eine sehr kalte Person ist, so hat die Verfasserinn wohl gethan, ihr, durch überflüssige Rollen und leere Gespräche ohne dies zu sehr gedehntes, Stück nicht dadurch noch mehr zu verlängern. Dem Dialog fehlt es an Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit, und hin und wieder stöfst man auf unrichtige Ausdrücke, z. B. *sich in Wuth hüllen; Drang in jemandes Tage legen; sich ein Mädchen anstellen; jemandes Seelenstärke niederstürzen.* — Wenn S. 57. gesagt wird: „Die Mutter muss sich bey ihr an einer „Natter versehn haben, weil sie so viel Gift besitzt" und S. 83. das Mädchen aus dem Kloster ruft: „Ich „bin eingesperrt, *wie ein armer Hund*" — so muss der Leser lächeln, wo er gerührt werden soll.

Luise im zweyten Stück wird durch Kabale so sehr verfolgt, und bey ihren Verwandten verläumdet, dass sie, als auch die Nachricht kömmt, ihr geliebter *Brell* sey ihr untreu worden, und habe eine andere geheirathet, entweicht. *Brell* liess sich durch falsche Nachrichten von *Luisen* verleiten, wirklich eine andere zu heirathen, durch die er aber bey allen ihren Vorzügen nicht glücklich wird, weil er sich immer mit Wehmuth an *Luisen* erinnert. *Luise* findet ihn, und nach den gehörigen Erläuterungen von beiden Seiten erwacht ihre beiderseitige Liebe nur desto heftiger. Um sie zu vereinigen, ergreift die Verfasserinn ein sehr überraschendes Mittel. *Brellens* Gattin, die doch sonst als eine würdige Person beschrieben wird, *entweicht* mit einem Freunde von *Brell*, der schon vorher seine Liebe zu ihr dem Manne selbst entdeckt hatte. Unter der Menge von Nebenpersonen hat ein wollüstiger Kanonikus die Hauptrolle, der, schon durch seine übrige Bosheit, dem Leser verhasst, doppelt widrig wird, da sein Charakter mit wenig Delikatesse ausgeführt ist. An Theaterstreichen ist kein Mangel, ein verlorner Brief z. B. muss alles entdecken; *Luise* wirft, als sie *Brellen* aufsucht, ein Band in den Weg, und, als er es aufhebt, springt sie hervor; der Dolch aber, den er in der Wuth über seine Verläumder aufsucht, und den *Luise* ihm aus den Händen winden muss, ist — lächerlich. Die gehäuften und oft erstaunlich langen Monologen in diesem Stück thun bey dem vergeblichen Bestreben der Verfasserinn nach Energie üble Wirkung.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. 1) *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Carl Friedrich Clossius, über die Enthauptung.* 1797. 28 S. 8.

2) *Ebendaselbst*, b. Ebendemselben: *Ueber die Enthauptung gegen die Sömmerringische Meynung von C. A. Eschenmayer.* 1797. 44 S. 8.

Beide Schriften sind durch den bekannten Sömmerringschen im Moniteur eingerückten und nachmals auch besonders abgedruckten Aufsatz über diesen Gegenstand, und durch die Wedekindsche Widerlegung desselben veranlasst. Hr. *Sömmerring* suchte nämlich zu beweisen, dass nach dem Enthaupten das Bewusstseyn noch einige Zeit fortwähre, und ist davon so überzeugt, dass er es für gewiss hält, der abgehauene Kopf würde noch reden, wenn er nicht von den Werkzeugen des Athemholens getrennt wäre. Ein Pariser Arzt suchte die Sömmerringsche Meynung in einem Aufsatze zu widerlegen, der nichts enthielt, als leere, oberflächliche Declamation. Hr. *Wedekind* aber gründete seine Widerlegung hauptsächlich darauf, dass die schnelle Entleerung des Hirns von Blut nach abgeschnittenen Gefässen nothwendig sogleich eine gänzliche Unthätigkeit des Seelenorgans verursachen müsse, dass also der Kopf weder von seinem vergangenen, noch von seinem gegenwärtigen Zustande Bewusstseyn haben könne. Der jüngst zu früh verstorbene Vf. von Nr. 1. ist bemüht, die Sömmerringsche Meynung gegen *Wedekind* zu behaupten; doch legt er ihr nicht, wie ihr Urheber völlige Gewissheit sondern nur grosse Wahrscheinlichkeit bey. Die schnelle Entleerung des Hirns von Blut könne nur denen unleugbar scheinen, welche die Verfassung seiner Gefässe und die Art des Blutumlaufs in ihm nicht kennen. Auch zeige es sich bey Untersuchungen, dass das Hirn nach dem heftigsten Blutverluste und nach dem Abschneiden des Kopfs nie ganz von Blut entleert werde. Bey langsamer Entleerung müsse aber, dem Wedekindschen Satze zufolge, das Bewusstseyn nur nach und nach schwinden. Freylich könne ohne Kreislauf die Thätigkeit eines Theiles nicht fortdauern; aber wenn die Organisation nicht zerstört sey, so sey kein Grund vorhanden, warum sie nicht noch einige Zeit bestehen könne. Der Vf. beruft sich auf die fortdauernde Thätigkeit anderer Organe, auf Versuche, die er an Thieren anstellte, die nach sehr heftigem Blutverluste noch Bewusstseyn zeig-

zeigten, und unter andern auch auf Bartholin's, einem Mährchen sehr ähnliches, Histörchen von einem Missethäter, dem nach mancherley entsetzlichen Martern das Herz aus der Brust gerissen und ins Gesicht geworfen wurde, und der, *quum cor pulsans ad latus projectum jaceret, inter alia tormenta, quae sequebantur, caput expedite movebat, adstantes torvo vultu intuebatur, et cor suum adcuratius contemplabatur, donec caput amputaretur.* Die nach der Enthauptung noch übrig bleibende Lebensstärke im Rumpfe bey einigen Beyspielen könne uns allerdings zweifelhaft machen, ob nicht Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, dass das Leben in seiner vollen Stärke auch noch einige Zeit in dem Kopfe vorhanden seyn könne. Die Verdrehungen der Augen und das Zucken der Gesichtsmuskeln zeugen aber vom Daseyn der Lebenskraft in dem vom Rumpfe getrennten Gehirn, von Rückwirkung des Hirns; und sollte die Fortdauer des Bewufstseyns, sey es auch nur bey Einigen, dem Physiologen nicht höchst wahrscheinlich seyn? Hat man andere Aeusserungen, woraus Schlüsse zu ziehen wären? Sollte nicht durch den starken Reiz bey Abschneidung der ungeheuern Menge von Nerven die Hirnthätigkeit, sey es auch nur auf einige Augenblicke vermehrt werden? Was für Augenblicke aber bey dem Sturm so vieler Gefühle in einem Kopfe, der so schnell aus seinen bisherigen Verhältnissen gerissen ist! Man könne nicht einwenden, dass durch heftige Schmerzen Ohnmachten erfolgen, dass manche aus Angst schon beym Hinausführen besinnungslos sind, und dass der gänzlich todte Kopf keine Verzerrungen zeige. Eine blitzschnelle Verwundung schmerze nie augenblicklich stark; bey Gesunden müsse der Schmerz sehr heftig seyn, ehe Ohnmachten erfolgen; manche Verurtheilte beweisen die gröfste Entschlossenheit, und Verzerrungen können da gewesen seyn, ohne dass Spuren am todten Körper da sind. So lange die Möglichkeit eines Ueberrestes von Gefühlen und der Einwirkung äusserer Reize, der Kälte, der Luft, des Windes in dem noch lebenden Kopfe bey nicht angetastetem Hirn nicht durch unumstössliche Gründe geleugnet werden könne, so lange gebiete die Menschlichkeit, eine andere Todesart zu wählen, in welcher der Todesstreich und die gänzliche Zerstörung des natürlichen Hirnbaues zusammentreffen, wie z. B. plötzliche und heftige Erschütterung des Hirns, der Blitzstral, der starke elektrische Funke, der Stoss auf den Magen

Der Vf. von Nr. 3. scheint Einer von denen zu seyn, von denen ein neuerer Arzt bemerkt, dass sie sich durch das Studium der speculativen Philosophie unglücklich machen. Es fehlt ihm offenbar an fruchtbarem Boden dafür, und so begnügt er sich mit einer erkünstelten Treibhausphilosophie. Man findet in diesen wenigen Blättern eine Menge von Dingen, die man nicht hier sucht, weil sie nicht hierher gehören, z. B. ein weitläuftiges Räsonnement über die Frage: wie ist thierische Bewegung allein möglich?

Hr. *Eschenmayer* will nicht das Wedekindsche Argument gegen *Clossius* Einwürfe schützen. Es könne, sagt er, der Fall seyn, dass Hr. *Wedekind* seine Meynung oberflächlich vertheidigt habe, und dass man andere Gründe gegen die Sömmerringsche Meynung vorbringen, mithin die Wedekindsche annehmen könne, ohne sich seines Beweises zu bedienen. Was das Daseyn des Schmerzes noch bey vorausgesetztem Bewufstseyn nach der Enthauptung betrifft, so wendet er dagegen ein, es sey wahr, der Kopf werde aus den meisten seiner bisherigen Verhältnisse gerissen; aber eben dadurch bleiben auch nur noch wenige übrig, die er fühlen könne. Der Reiz von Kälte, Luft und Wind auf ein ganz entblöstes und durchschnittenes Rückenmark müsse so heftig seyn, dass er auch bey unverletztem Bau des Hirns die Lebensthätigkeit und mit ihr das Bewufstseyn plötzlich erlöschen werde, wie der Blitz oder der elektrische Schlag. Eine blitzschnelle Verwundung schmerze Anfangs nicht stark, wie Hr. Cl. sagt, aber auch nachher wachse der Schmerz erst bey eintretender Entzündung, die hier wegfalle. (Welche Verwirrung! Der Kopf soll keinen Schmerz mehr empfinden, weil er aus den meisten Verhältnissen herausgerissen wird, und doch soll der Reiz auf das entblöfste Rückenmark so gross seyn, dass dadurch die Lebensthätigkeit und mit ihr das Bewufstseyn verschwinde, wie nach dem Blitzstral! Und offenbar verschwindet ja die Lebensthätigkeit in den meisten Fällen *nicht* gleich, sondern bleibt noch eine Zeitlang, so, dass diese Reizung schlechterdings keinen Vergleich mit der des Blitzes verstattet. Auch spricht der Vf. bloss von körperlichen Schmerzen. Kommen denn die Seelenqualen eines solchen Zustandes nicht in Anschlag?) So gut, wie der Rumpf noch seelenlose Bewegungen fähig sey, so gut könne auch am Kopfe ein solches Verweilen einer mechanischen Fertigkeit, wie der Vf. sich ausdrückt, Statt finden, die noch durch äussern Reiz ins Spiel gesetzt werden könne. (Den Ausdruck: *mechanische Fertigkeit* sollte ein philosophischer Physiolog sich nie erlauben. Die Reste von Bewegung im Rumpfe sind nichts anders als Reste von Leben in ihm. Wenn aber solche Reste des Lebens im Kopfe noch Statt finden können, welcher Grund ist vorhanden, dass sie nicht auch in dem Theile desselben möglich sind, dessen Lebensäusserung Bewufstseyn ist?) — Das Rückbleiben von Blut im Gehirn zeige, dass die Thätigkeit der Gefässe nicht fortgedauert habe, und da diese von der Nerventhätigkeit und diese wieder von der allgemeinen Lebensthätigkeit abhänge, so müsse auch jene noch früher aufgehört haben, als die Thätigkeit der Gefässe, und auch diese schon erloschen seyn. (Hängt denn die Thätigkeit der Gefässe *einzig* von der Nerventhätigkeit ab und nicht vielmehr hauptsächlich vom Herzen? Könnte man nicht eben so gut schliessen, in einem frisch vom Körper geschnittenen Muskel, in dem ohne Zweifel noch Leben ist, könne keine Lebensthätigkeit mehr seyn, weil — seine Gefässe sich nicht gänzlich von ihrem Blute entleeren? Und, wenn alles wäre, wie Hr. *E.* meynt, wäre denn der Zeitraum, in welchem noch Lebensthätigkeit in den Gefässen des Gehirns, also, um zu schliessen, wie er schliesst, noch Bewufstseyn da wäre, nicht entsetzlich genug, wenn er auch nicht lange dauerte?) Der letzte Beweis ist so beschaffen, dass wir ihn nur herzusetzen brauchen, ohne ein Wort weiter darüber zu verlieren, als die Bemerkung, dass es unbegreiflich ist, wie man dergleichen willkührliche Hirngespinnste als Beweise bey einer in so mancher Hinsicht wichtigen Untersuchung vorbringen kann. „Es ist wahrscheinlich, sagt Hr. E., dass im Gehirn und Nervensystem eine *elastische Materie* wohnt, welche mit der ganzen übrigen thierischen Masse das Gleichgewicht hält, und welche den zweyten Faktor der thierischen Bewegung konstituirt, auf den wir durch einige naturmetaphysische Sätze nothwendig geführt werden. Man mag diese elastische Materie Lebensprincip, Nervenflüssigkeit, Lebensmaterie, oder auch anders nennen, dies ist ganz gleichgültig, genug, dass es eine Schlussreihe giebt, die darauf hinleitet" (mit welcher wir unsere Leser verschonen). „Ist eine elastische Materie (die in dem Hirn und der Nervenmasse wohnt) vorhanden, so wird sie bey quer durchschnittenem Rückenmark, der Natur ihrer Elasticität nach, plötzlich entweichen. Da sie nun als der unmittelbarste Reiz zum Leben, als der nothwendige zweyte Factor der Ausübung aller Functionen angesehen werden muss, so wird mit ihrem Verlust die Thätigkeit des Seelenorgans, und da mit dieser das Bewufstseyn wenigstens in diesem physischen Daseyn nothwendig gleichen Schritt hält, auch das Bewufstseyn zugleich aufgehoben seyn."

Beym Lesen der Clossiusschen Schrift drängten sich dem Rec. manche Zweifel auf. Jetzt, nachdem er auch die Eschenmayersche Widerlegung derselben gelesen hat, ist er beynahe völlig von der Wahrheit der Clossiusschen Meynung überzeugt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. November 1797.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Pauli: *Das in Paris vom ehemaligen Wohlfahrtsausschuss zum Besten der neuen Güterbesitzer veranstaltete gemeinnützige Handbuch der Landwirthschaft für alle Stände*, oder Lehre von der gesammten Land- und Gartenwirthschaft deutlich entworfen. *Erster Band*, welcher die Lehre vom Feldbau überhaupt, vom Getreide, Wiesen und Anbau der Futterkräuter, wie auch der Gartenkräuter enthält. 1796. 815 S. — *Zweyter Band*, welcher die Lehre von der Baumzucht, von den Gewürz- und Handelskräutern und von der Viehzucht enthält. 1796. 760 S. und 6 Bogen Register. 8.

Ob diese Arbeit eine Uebersetzung oder selbst Original sey, hat der Herausgeber nicht angezeigt, sondern nur dies, dass er bey der Herausgabe derselben die besten deutschen Schriftsteller genutzt, und da, wo er es nöthig fand, Ergänzungen eingeschaltet hat. Rec. hat auch wirklich beym aufmerksamen Durchlesen nichts gefunden, was von deutschen Schriftstellern nicht längst gesagt worden wäre, dagegen aber bleibt dieser Arbeit das unverkennbare Verdienst, dass nicht nur die hier vorgetragenen Lehren in einer sehr guten Ordnung abgehandelt, sondern auch nicht leicht eine Materie von Erheblichkeit übergangen ist, bey der man nicht die Meynungen der vorzüglichsten Schriftsteller gegen einander gestellt finden sollte. In dieser Hinsicht verdient also dies, freylich etwas voluminöse Werk, in einer guten und vollständigen Büchersammlung immer seine Stelle. Rec. will sich daher nur mit einigen Bemerkungen begnügen, und den Herausgeber auf einige Gegenstände aufmerksam machen, die mancher Leser ungern vermissen wird. Die äussern Kennzeichen des Bodens lassen sich am wahrscheinlichsten nach den Pflanzen beurtheilen, die von selbst darauf wachsen. S. 17. sind auch einige namhaft gemacht, die Stauberde (Modererde) und Thonerde anzeigen sollen; dies Verzeichniss hätte noch erweitert werden können, und der pflanzenkundige Wirth vermisst dies ungern. S. 29. ist bey der Beschreibung des Pfluges und Hakens sehr treuherzig Pfeiffern nachgeschrieben: *der mit dem Rührhaken zubereitete Acker hat das Ansehen, als wenn er von den Schweinen umwühlt wäre;* ein Beweis, dass Pfeiffer so wenig, als alle die ihm nachgebetet, solche Gegenden gekannt haben, wo man mit dem Haken gehörig umzugehen weiss. Zwar giebt der Haken nicht immer eine so regelmässige Furche als der Pflug, aber dagegen lockert er auch das Land besser auf und vertilgt das Unkraut sicherer, als es mit dem Pfluge möglich ist. Selbst der Acker, der aus dem Dreesch gebrochen werden soll, wird mit dem Haken, vorausgesetzt, dass der Arbeiter sein Handwerk versteht, eben so schön bearbeitet als mit dem Pfluge. Es kommt nur auf die Beschaffenheit des Hakeisens an, das nach der Verschiedenheit des Bodens eine andere Gestalt erhält. Soll festes Erdreich aufgelockert und das Unkraut mit der Wurzel herausgerissen werden, so ist das Eisen mit einer vier bis sechs Zoll langen scharfkantigen piramidalischen Spitze versehen (*Schnabeleisen*); in lockernen Boden hingegen ist das Eisen vorn abgerundet und ohne Spitze (*Spadeneisen*), und mit letzterm zieht der Arbeiter eben so regelmässige Furchen, als mit dem Pfluge. Bey der Urbarmachung sumpfiger Felder, und überhaupt bey der ganzen Lehre von der Ableitung der Nässe, besonders des Quellwassers, ist nirgends der verdeckten Graben gedacht, die mit Faschinen oder Steinen ausgefüllt werden; eine höchstvortheilhafte Einrichtung, wodurch man eine Gegend auf immer trocken erhält, und oft beträchtliches Terrain gewinnt, das durch die gewöhnlichen Grabens verloren geht. Bey der Beschreibung der Werkzeuge wird der deutsche Leser ungern den vortheilhaften vierschaarigen Saatpflug vermissen, so wie bey der Wechselwirthschaft nur blos des Reichardschen und andrer Systeme gedacht ist, die doch nur Gartenspielereyen sind und nie im Grossen in Anwendung kommen können. Von der hollsteinschen und meklenburgischen Koppelwirthschaft hingegen kein Wort, und vielleicht möchte eine gewisse Modification dieser Wirthschaftsmethode für die Aufnahme der französischen Landwirthschaft, wenn auch nur in einigen Gegenden, höchst vortheilhaft seyn. Wenigstens sind Rec. schon einige, von deutschen Bürgern adquirirte Nationalgüter aus den ihm mitgetheilten Beschreibungen und Planen bekannt, wo die neuen Besitzer durch deutsche Administratoren eine, wenigstens der Koppelwirthschaft ähnliche Wirthschaftsmethode einzuführen bemüht sind, und es lässt sich, zum Vortheil des französischen Landbaues hieraus viel Gutes hoffen. Die Untersuchung über das Einweichen des Saamengetreides hat Rec. sehr gefallen; er ist völlig der Ueberzeugung des Vf., dass bey diesem Verfahren die grösste Behutsamkeit angewendet werden muss, und der Erfolg bleibt doch immer sehr misslich. Oeftere Versuche, die er im Kleinen angestellt hat, haben ihn

noch nie überzeugen können, dass der Ertrag des eingeweichten Saamens vorzüglich ergiebiger wäre, so sehr auch einige neuere Schriftsteller wieder angefangen, dies Verfahren anzupreisen. Dagegen bedient sich Rec. seit mehrern Jahren mit Sicherheit, besonders beym Weizen, des Saamens, der ein Jahr übergelegen, und erspart dabey die verdriessliche, zögernde und schmutzige Arbeit des Beitzens und Einkalkens. Selbst beym Sommergetreide zwang ihn einmal die Noth, alles Getreide zu säen, und die Aernte gerieth sehr gut. — Die Lehre von den Krankheiten des Getreides ist sehr ausführlich, mit physikalischer Kenntniss und lehrreichen Erfahrungen belegt, abgehandelt; Naturforscher sowohl als Oekonomen werden hier nicht nur eine angenehme Unterhaltung sondern auch Gelegenheit zum weitern Nachdenken finden. — Zur sichern Aufbewahrung des gereinigten Getreides werden verpichte eiserne Kasten vorgeschlagen, wodurch denn doch wohl unnöthiger Weise die Kosten zu sehr gehäuft werden möchten. Auf guten, luftigen Böden conservirt sich das Getreide recht gut, und nur wenige Wirthe werden im Stande seyn, ihr Getreide länger als ein Jahr aufzuschütten. Beym Anbau der Oelpflanzen ist zugleich die ganze Zubereitung des Oels und die vortheilhafteste Verfahrungsmethode auf den Oelmühlen, beschrieben. Der Abschnitt vom Wiesenbau, das Wässern der Wiesen, der Anbau der künstlichen Futterkräuter, belehrend und gut. Den rothen Klee will der Vf. nur zur grünen Fütterung empfehlen, weil er schwer zu Heu zu machen ist. Grade als Heu giebt er das sicherste und kräftigste Futter, auch kennt der deutsche Landwirth schon hinreichende Handgriffe, sich das Heumachen zu erleichtern. Sollte die Klapmeiersche Methode, das Heu durch Entzündung zu machen, sich bestätigen, so würde dies dem Klee noch mehr Liebhaber gewinnen. Bey der Gartencultur weiss Rec. nichts hinzu zu setzen. Der Vf. handelt bey dieser Gelegenheit von der Anlage der Hecken, da denn, als Befriedigungshecke allerdings der Weisdorn (*crataegus oxyacantha*) den Preis behält. Auch empfiehlt er die Stechpalme (*Ilex aquifolium*), die freylich die vortrefflichste Hecke abgeben würde, wenn sie fortzubringen wäre; wenigstens sind Rec. noch keine Versuche bekannt, die zur Nachfolge aufmuntern könnten. Rec. hat einigemal versucht, sie aus dem Saamen zu erziehen, aber ohne Erfolg. Auch das Verpflanzen derselben, wie du Roi anräth, mitten im August, wollte ihm nicht gelingen; unser Vf. lehrt, man soll die aus den Saamen gezogenen Pflanzen im October, oder wenn der Boden zu nass ist, im März versetzen. Es verlohnte sich wohl der Mühe, dass mehrere Oekonomen mit diesem prächtigen Strauch, der in vielen Wäldern ein Unkraut ist, Versuche anstellten. Die Lehre von der Obstbaumzucht ist ausführlich und gut vorgetragen, nicht so ausführlich, die Lehre von der Viehzucht, wo der erfahrne Landwirth noch manches vermissen wird. Ein vollständiges und brauchbares Register beschliesst das Werk.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Oschatz, b. Oldecop und in Comm. b. Fleischer zu Leipzig: *Kuno von Stern.* Eine Geistergeschichte. Vom Verfasser der Familie Eboli. 1797. 186 S. 8. (14 gr.)

2) Prag, b. Widmann: *Die eiserne Jungfrau*, eine Geistergeschichte von dem Vf. der Geisterburg. 1797. 270 S. 8. (16 gr.)

3) Bagdad, b. Belzebub: *Hexenfahrten und Teufelskünste*, aus dem geheimen Archiv der Walpurgis Nächte auf dem Blocksberg. 1797. 274 S. 8.

Das Leben und Weben unter Gespenstern, Hexen und Teufeln, ist gewiss kein gutes Zeichen der Zeit. Ohnehin gewinnt die menschliche Einbildungskraft so leicht das Uebergewicht über den Verstand: wie vielmehr wird nicht dieses der Fall seyn, wenn sie so sorgfältig mit Abentheuerlichkeiten unterhalten wird! Und welche traurige Folgen droht nicht dieses Missverhältniss?

Auch von den drey vor uns liegenden Produkten werden diese Betrachtungen wieder geweckt: auch in ihnen treten die feinen Maschinen der Handlungen, die auf der Lage der Verhältnisse und auf den durch sie hervorgebrachten Empfindungen beruhen, von Wesen der über- und unterirrdischen Regionen verdrängt, von der Bühne zurück, oder wenigstens ganz in den Hintergrund. Und so können wir freylich, von dieser Seite, alle diese Arbeiten nicht mit Beyfall ansehen.

Aber noch über dieses giebt uns Nr. 1 u. 2. sehr alltäglichen Text mit alltäglicher Begleitung. In jener soll das Thema: Vorwitz, die Zukunft zu kennen, macht unglücklich! die an sich übel verbundenen Theile der Geschichte, zu einem Ganzen machen. — In dieser thut es die Prophezeihung eines Betrügers, die, man sieht nicht warum, zu seiner Strafe an Unschuldigen in Erfüllung gehen muss. — Zwar schwindeln die Sinne von allen dem Getöse, Mord und Brand, den diese Schriftsteller vor ihnen vorüber schwirren lassen: aber zu dem Herzen greifen die lügenhaften Empfindungen nirgends. In beiden eilt man daher zu dem Ende der Geschichte, nicht, weil man Interesse an ihren Helden und an der Auflösung findet, sondern weil man sich bey ihnen langweilet: beide legt man hinter sich, nicht mit dankbarer Erinnerung einer unterhaltenden Stunde, sondern um sie so schleunig, als möglich, wieder zu vergessen und froh, nie wieder zu ihnen zurück kehren zu dürfen. Vortrag und Stil haben in beiden Romanen nicht das mindeste vorzügliche, und nur in sofern sind sie in Nr. 1. etwas besser geglückt, als sie frey von den Verschraubungen und der Schwerfälligkeit blieben, die in Nr. 2. herrschend sind.

Sehr zu seinem Vortheil zeichnet sich der Vf. von Nr. 3. aus. Man kann seinen, so sich äusserst abentheuerlichen Dichtungen, doch das Interesse nicht absprechen, welches aus einer, zwar etwas grellen,

aber

aber in den Hauptzügen geglückten Zeichnung der Empfindungen und ihrer Fortschritte, und aus einer ungekünstelten Erzählungsmanier entspringt. — Die Vorrede, welche hier und da auf Stelzen daherschreitet, machte uns in der letztern Rücksicht allerdings bange. — Zugleich besitzt der Vf. einen gewissen Grad von Humor, der das Ganze sehr vortheilhaft belebt. Wie sehr wünschten wir daher, dass er seine Kräfte in einem bessern und der Anwendung der Dichtungsgabe würdigern Felde versuchen möge. — Die hier zusammengestellten Erzählungen, drey an der Zahl, sind: *Emilie von der Felden und Veit von der Tonne.* — *Der unglückliche schöne Peter und Frau Gertrud.* — *Der goldne Kegel. Ein Mährchen aus Böhmen.* Die letzte Erzählung hat an Reichthum von Abentheuern den Vorzug: aber an wahrer romantischer Kunst steht sie den beiden ersten weit nach, unter welchen wir wiederum der ersten in gleicher Rücksicht den Vorzug geben! Einige allzu ekelhafte Züge aus der Beschreibung des Gastmahls auf dem Blocksberge hätten wir dem Vf. gerne erlassen: diese Scene ist versificirt, aber nicht so, dass man durch Wohlklang und Ebenmaass sich für den Inhalt entschädigt sieht!

1) Leipzig, b. Kummer: *Freyerey und Heyrathsgeschichten.* 1797. 260 S. 8. (18 gr.)

2) Gera, b. Rothe: *Scenen aus dem ehelichen Leben, für Kandidaten des Ehestandes.* 1797. 132 S. 8. (10 gr.)

Nr. 1. enthält zwey Erzählungen, deren jede ganz in gewöhnlicher Romanenform den Gang eines Liebeshandels schildert, ihn mit einer Heirath schliesst, und hierbey manches einmischt, was aus dem Reich der Natur ins Hyperromantische und ins Unwahrscheinliche übergeht, wie z. B. die Intrigue, die die Geheimeräthin von Sander einleitet, um ihren Sohn von der Liebe zu Elisen zurück zu bringen. Ein Anhang liefert noch einige Nachrichten von den Familien, die in jenen Erzählungen vorkommen, in einem Briefwechsel. In allen diesen Arbeiten fehlt es den Charakteren an Stetigkeit und Wahrheit: mehr findet sich diese in der Schilderung der Empfindungen. Die Sprache ist rein, und der Vortrag hat keine auffallende Uncorrectheit, aber man vermisst in ihm Kraft und Würde und periodischen Wohlklang. Bey dieser Stufe der Mittelmäfsigkeit darf die Vfn. (siehe die Vorrede) zwar keinen bittern Tadel fürchten, aber auch freylich keinen Anspruch auf eine Stelle unter den bessern Romanendichtern machen.

Wenn es mit den Dichtungen von Heirathsgeschichten sich eben so verhält, wie in der wirklichen Welt, wo auf Freyereyen, wobey Verstand und Empfindung wenig oder keinen Einfluss äussern, auch schlechte Ehen folgen — so steht Nr. 2. neben Nr. 1. unverkennbar an seiner Stelle. So wie dieses mittelmäfsig ist, so ist sogar jenes selbst unter der Kritik. Der Vf. hat sich Erfindungsgabe, Menschenkenntnifs, Charakterzeichnung, Kunst der Darstellung und des Vortrags durchgängig erspart, und hingegen seinen Lesern die möglichst gröfste Portion Langeweile und Verdrufs, die ein schlechter Schriftsteller jemals machen kann, dargereicht. Eine Probe von seinem Stil: „Das war nun seine Meynung und sein Wille von Eigensinn und Festigkeit dreymal abgehärtet. Ueberzeugt, dass er nicht gewohnt war, in irgend einer „Sache Gegenvorstellungen anzunehmen, — ich selbst „von Jugend auf abgerichtet, mit blindem Gehorsam, „den er tief in Leib und Seele eingestempelt hatte, „alles zu befolgen, was er sagte — Alles das machte „mich ganz unfähig, ihm zu widersprechen." Uebrigens erstreckt sich der Kreis des Vf. nur auf den geistlichen Stand, aus welchem er drey unglückliche Ehen aufstellt; — lebhaft wünschen wir zum Besten der Lesewelt, dass er nie den Einfall habe, auch die schlechten Ehen aus andern Ständen aufzusuchen und zu schildern!

Kaschau, b. Scheibler: *Kischtap und Isphendyar, Könige von Persien, eine wahre Geschichte*, von *Alois Gleich.* 1794. Erster Band. 208 S. Zweyter Band. 234 S. 8. (20 gr.)

Im *ersten* Band scheint es anfangs bis S. 65., als wenn Kriege und Schlachten den Hauptinhalt dieser Geschichte ausmachen sollten. Dass ein Sohn gegen seinen Vater, so sehr dieser auch ihn und die Nation tyrannisirt, und so wenig er auch gütlichen Vorstellungen Gehör giebt, die Waffen ergreift, empört zu sehr, als dass man dem *Kischtap* wohl wollen könnte. Zudem fängt er seine Sachen eben so unklug an, als der Vater, der ihn nicht gleich auf der Stelle gefangen nehmen, sondern entkommen läfst. Nachdem der Sohn eine Schlacht gegen den Vater verloren, und nun das Heil in der Flucht suchen muss, werden Gefahren auf Gefahren gehäuft, weil der Hauptton des Romans tragisch seyn soll; immer sind aber, weil der Vf. das Wunderbare liebt, auch die aufserordentlichsten Rettungsmittel zur Hand. Von S. 65. an wird die Geschichte nun eigentlich romanhaft, indem der Prinz sich hier urplötzlich in ein Mädchen verliebt, das er Räubern abjagt, und dies Mädchen eine Königstochter ist, nach deren Hand längst schon ein Unwürdiger strebte, den sie hasst. Nun scheint die Geschichte in den gewöhnlichen Gang der Romane eingeleitet zu werden; denn es folgen Billets, Rendesvous, Verkleidungen und Belauschungen genug. Doch auf einmal lenkt der Vf. wieder in den Heldenton ein, indem der Prinz erst mit Löwen kämpfen, und da ihm die errungene Schöne noch vor der Hochzeit entführt wird, auf Abentheuer ausgehn, Schlösser erobern, einen Zweykampf wagen, und seinen Gegner erlegen muss, ehe er in den ruhigen Besitz seiner Göttin kömmt. Nun überströmt ihn Glück von allen Seiten, und vornehmlich tritt ihm der reuige und ausgesöhnte Vater den Thron ab. Hiemit hätte nun der Roman füglich geschlossen werden können, aber nun tischt uns der Vf. im *zweyten* Bande auch wieder eine umständliche Geschichte von dem Sohne des *Kischtap*, vom *Isphendyar* auf; da aber

aber der Charakter dieses Sohns völlig wieder so kriegerisch und feurig, wie der des Vaters ist, und da auch viele Vorfälle Aehnlichkeit mit den Begebenheiten des *ersten* Bandes haben, so entsteht dadurch eine unangenehme Einförmigkeit. Auch im *zweyten* Bande, wie im *ersten*, sind eigentlich zwey Söhne, wovon aber der eine wegen seines sanften Charakters nur eine Nebenrolle spielt, auch hier, wie dort, giebt es verheerende Kriege und fürchterliche Empörungen, auch hier, wie dort, wird ein Mädchen, auf der hernach das Hauptinteresse ruht, von Räubern gerettet, dem Geliebten mit Gewalt entrissen, und mit dem Schwerdt von ihm wieder errungen, auch hier, wie dort, giebt es Verkleidungen und geheime Zusammenkünfte, auch hier, wie dort, erzeugt der Liebhaber mit der Geliebten, um sich desto sichrer in Besitz zu setzen, noch vor der öffentlichen Verbindung einen Sohn, auch hier, wie dort, übergiebt am Ende der Vater dem Sohne Kron und Scepter, nachdem lange Zeit der Vater hier eben so unnatürlich gehandelt, als im ersten Bande der Sohn, und sogar einmal den Dolch gegen den Sohn gezückt. Dass *Kischtap* nach dem frühen Tode seiner ersten Gattin ein braves Mädchen lieb gewinnt, wird ihm jeder verzeihen, dass er, sobald er entdeckt, sie liebe seinen Sohn, im ersten Augenblick wüthet, ist auch noch natürlich; dass er aber, unerachtet vernünftiger Vorstellungen seiner Freunde, so lange zögert, seine Leidenschaft der Liebe zu seinem Sohne aufzuopfern, ist nicht zu entschuldigen. Damit der Roman auch einen tragischen Ausgang habe, bleibt *Isphendyar* im Kriege (sogar von der Hand eines Freundes getödtet), und damit doch noch auf der letzten Seite der erste und zweyte Band wieder in ein Ganzes vereinigt werden, so findet auch *Kischtap* sein Grab. In das tragische Gewebe der Hauptbegebenheiten sind, um alles noch schwärzer zu machen, viele eben so düstere Nebenvorfälle eingeflochten, wovon aber viele (z. B. im ersten Bande das wüste Schloss, worinn die entführte Geliebte schmachtet, der Dolch, womit sie sich auf den Fall waffnet, wenn ihre Hand mit Gewalt sollte verschenkt werden, und die wiederholten Donnerwetter) zu verbraucht, andre (wie z. B. Th. II. 103. die Scene von den verschütteten Geliebten) zu schauderhaft, andre (z. B. im ersten Band der Einfall, einer Leiche das Gewand eines Menschen anzuziehn, den man für todt ausgeben will, ein Betrug der sogleich entdeckt wird) überflüssig sind. Die drey Wüthriche, die der Vf. aufgestellt, sind gar zu sehr ins Gräfsliche gearbeitet; das ist das wenigste, dass sie sogleich mit geballter Faust auf andre losgehn, sie stossen (B. I. S. 98.) wohl gar andere mit dem Heft des Schwerdtes so ins Gesicht, dass das Blut herabströmt, wollen B. II. S. 53. dem andern die Zunge aus dem Schlunde reissen. Am abscheulichsten ist die Scene B. II. S. 72. wo ein durchbohrter Tyrann sich um die Knie eines andern Tyrannen windet, dieser, nachdem er schon todt ist, noch oft nach ihn stösst, mit dem Fuss auf die Leiche tritt, und hohnlachend den blutigen Dolch in die Höhe hält. Immer tragödiren und haranguiren die Personen des Vfs., selbst wo es für nichts ist (z. B. B. I. 101.), immer affectirt der Vf. eine poetisch prosaische Sprache, so, dass er sogar Gleichnisse von epischen Dichtern entlehnt (wir haben mehr als achtzehn solche Gleichnisse gezählt, wovon auf einer Seite mehrere stehn) und sogar in Hyperbeln übergeht. Fast nichts kann er natürlich sagen; die Bilder werden gehäuft, dass sie sich ersticken. Welche Sottise ist es, wenn er B. II. 177. sagt, die Gefühle der Liebe wären für seine Leser zu erhaben, als dass er sie ihnen *besingen* könnte. Da der Vf. auf dem Titel eine *wahre* Geschichte ankündigt, so ist es sonderbar, dass er seinen Roman in die Zeit von *Zerduscht's* Reformation legt, und doch lauter erdichtete Könige von Persien aufstellt, auch *Turniere* in dem damaligen Persien annimmt. Noch muss ich einer grossen Seltenheit gedenken, die B. I. 162. vorkömmt, wo der Vf. seinen *Pinsel schweigen* heisst. Die Leser können nun freylich weder seinen Pinsel noch seine Feder *schweigen* heissen, aber sie können den Pinsel und die Feder schwatzen lassen ohne sich um sie zu bekümmern.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien u. Kornenburg: *Handbuch einer Methodik für Lehrer in deutschen Schulen.* Von *F. A. Gaheis.* 2te Aufl. 1797. 25 Bog. 8. (40 kr.)

Ebend., b. Doll: *Christkatholisches Lese- und Gebetbuch zum Gebrauche für alle Stände.* (Von *Hahl.*) Neue Aufl. 1796. 357 S. 8. (12 gr.) Die erste Auflage ist 1792 erschienen.

Halle, b. Gebauer: *Beyspiele zur Erläuterung des Katechismus.* Für Prediger, Schullehrer und Katecheten. Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 3ter Th. Neue veränd. Ausg. 1797. 276 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 116.)

Leipzig, b. Hilscher: *Des frommen Johann Arndts Paradies Gärtlein, voll andächtiger, lehrhafter und trostreicher Gebete zur Uebung des Glaubens in der Gottseligkeit, dem noch ausser den vierzehn Wundergeschichten, welche sich mit diesem Büchlein und des sel. Mannes andern Schriften begeben, auch Bernhardi verdeutschten Jubel- und Jesus-Liedern, und einem dreyfachen Register, theils nöthige Anmerkungen zur Erläuterung einiger Gebete, theils neu ausgearbeitete Morgen- und Abendgebete beygefügt, theils eine Vorrede, von dem Nutzen und Gebrauche der Gebetbücher, vorgesetzt worden,* von *D. J. Fr. Bahrdt.* 1797. 94 u. 453 S. 8. (10 gr.) Ist bloss mit einem neuen Titelblatte versehen, weil es in einen andern Verlag übergegangen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. November 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Gräff: *Christian Wilhelm Oemlers*, Fürstl. Sächs. Weimar. und Eisenach. Consistorialraths etc. *Resultate der Amtsführung eines alten Predigers für seine jüngern Amtsbrüder, die nachdenken wollen.* 1796. 360 S. 8.

Der ehrwürdige Vf. will in diesem Buche seinen jüngern Amtsbrüdern noch *einige seiner Resultate*, die er sich aus seiner Amtsführung gesammelt hat, zur Prüfung, und wenn sie dieselben in der Erfahrung gegründet finden, zur Befolgung mittheilen. Er bekennet zwar, dass die Wahrheiten, die er in diese Schrift aufgenommen hat, nicht neu sind, glaubt aber, dass sie nicht oft genug gesagt, wiederholt, und eingeschärft werden können. Es sind in dieser Schrift folgende Abhandlungen enthalten: I. Warum werden jetzt die Prediger und Volkslehrer nicht mehr so geachtet, wie ehemals? II. Man schreibt die Verschlimmerung des Volks den Predigern zu; soll nun das so wahr seyn? III. Der Prediger soll allem Aufruhr und aller Empörung allein steuern; wie kann er denn das? IV. Die Prediger sollen allein daran Schuld seyn, dass die Besuchung und Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes vernachläsigt werde; ist dieses nun so wahr? V. Der Prediger soll die Schulen verbessern; kann er aber dieses allein? VI. Wie kann die reine Wahrheit und der Friede in der Kirche Jesu durch Prediger aufrecht erhalten werden, und sind sie dieses immer im Stande? VII. Einige wichtige Fragen und deren Beantwortung. — Der Vf. hat manche beherzigungswerthe Wahrheit mit edler Freymüthigkeit gesagt, und man erkennet aus der ganzen Schrift, dass ihm das gemeine Wohl und Beste recht sehr am Herzen liegt. Aber bisweilen scheint ihn doch sein Eifer zu weit geführt zu haben. Sein Verdacht gehet so weit, dass er (S. 33 f.) schreibt: „Sollte nicht bereits in der Stille von Jacobinischgesinnten ein *Nationalconvent* auf französischen Fuss errichtet seyn, in welchem alle ächt christliche Prediger zum Absetzen und Fortjagen oder Emigriren verurtheilt seyen, damit die naturalistisch christlichen Prediger desto gewisser siegen, und das Wort vom Kreuze Jesu verleugnen können? Sollten sich nicht schon ansehnliche Gelehrte als *Präsidenten* in diesem Nationalconvente aufgeworfen haben? Wer wollte noch daran zweifeln?" Rec. ist gutmüthig genug an der Existenz eines solchen Nationalconvents zu zweifeln. Geheime Nachrichten muss Hr. O allerdings haben; denn sonst würde er nicht so zuversichtlich von der Sache sprechen. Aber sind auch diese Nachrichten gegründet? — Im folgenden klagt der Vf. über akademische Lehrer, deren Beruf es gar nicht ist, in ihren Vorlesungen vom Christenthum zu reden, die aber beynahe in allen Stunden das Christenthum herbeyziehen, und dasselbe lächerlich zu machen suchen, ihre Zuhörer durch *Harlequinaden* belustigen, und solche meistentheils mit biblischen Redensarten ausdrücken; die keine einzige Vorlesung vollenden können, sie erläutern dann diese und jene schmutzige Geschichte durch ein Beyspiel, welches sie von einem Prediger entlehnen. — Solche akademische Lehrer verdienen ihrer Ungezogenheit und ihres schlechten Geschmacks wegen die höchste Verachtung; indess glauben wir zur Ehre unsers Zeitalters, dass wenigstens auf unsern bessern Universitäten, solche Lehrer nur höchst seltne Erscheinungen seyn werden! Indessen leugnet der Vf. nicht, *dass sehr viele Prediger* sich durch ihr ärgerliches Verhalten um ihre Ehre und um ihr Ansehen selbst bringen, und dadurch das ganze Predigtamt herabwürdigen. Es werden S. 64 folg. Anekdoten erzählt, die man ohne Unwillen nicht lesen kann. Es ist zu verwundern, dass solche Lustigmacher, oder vielmehr unmoralische Menschen im Amte geduldet werden. — Zuletzt werden folgende Fragen beantwortet: *Herrschet zwischen Vernunft und Offenbarung ein Widerspruch?* Diese Frage wird, wie leicht zu erachten ist, verneinet. *Ist die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi vernunftmässig?* Antw. Christus und die Apostel lehren nicht; *dass uns Jesu Tugenden wie unsere eigenen zugerechnet werden.* Davon steht nicht ein Wort in der Bibel; wohl aber sagt sie, *Gott werde einem jeden nach seinen Werken geben.* Die Schrift lehret nur, durch Christi Tod sey es möglich gemacht worden, dass gewisse Uebel von dem Menschen entfernt werden können, die ihn ohne jenen dazwischen gekommenen Versöhnungstod getroffen haben würden etc. *Auf welchen Hauptcharakter muss der wahre evangelische Prediger vorzüglich sehen, wenn er den Sohn Gottes in seiner Hoheit auf der Kanzel beschreiben will?* Antw. auf den Charakter, dass er der Sohn Gottes sey, der vor der Erschaffung der Welt schon bey dem Vater war, durch den der Vater alles geschaffen habe, durch den er alles erhält und regiert. *Hat Gott die Seligkeit der Menschen nur an ein reines Herz und tugendhaftes Verhalten geknüpft?* Wird verneint, aus Gründen, die man selbst nachlesen muss. — *Muss wahre Tugend ohne alle Rücksicht auf Glückseligkeit ausgeübt werden?* Antw. Diese übertriebene Foderung macht Gott nie an seine Menschen, und es sollte sie daher auch kein Prediger an seine Zuhörer

machen. — Freylich, wer nur tugendhaft seyn wollte, auf dass er mit irdischen Gütern dafür belohnt würde, *der ist nicht tugendhaft, sondern er ist ein Lohnknecht.* Der wahre Verehrer Gottes thut das Gute, weil es gut ist, weil es Gott will. Aber dem zum Guten trägen Menschen müssen viele Gründe und starke Triebfedern an die Seele gelegt werden, um sie zur Ausübung des Guten zu bewegen, und ihr die nöthige Schnellkraft zu geben etc. *Ist das Gebet vernunftmässig? — Darf sich also wohl ein vernünftiger, frommer Mann einer lauten Unterredung mit Gott schämen, wenn ihn dabey jemand überrascht?* Diese und noch verschiedene andere Fragen, die wir der Kürze wegen übergehen, sind meistentheils gut beantwortet. Ueberhaupt ist in diesem Buche, einige Uebertreibungen abgerechnet, (wofür sie wenigstens Rec. nach seiner Ueberzeugung erkennen muss,) manches Gute enthalten, welches von künftigen, und bereits im Amte stehenden Predigern wohl beherziget zu werden verdient.

FRANKFURT a. M., in der Jägerischen Buchhandl.: *Der heilige Geist, oder das gute Princip* nach neutestamentlichen Begriffen, von *Johann Friedrich Des-Côtes.* 1797. 146 S. 8.

Der Vf. schrieb auch diese exegetisch-philosophische Abhandlung auf der Flucht vor den Neufranken, ohne, wie er sich ausdrückt, vorauszusehen, oder zu wissen, „dass die kantische Philosophie im Jahre 1793 mit einem neuen Herrn Jesus Christus in die Wochen gekommen sey, und dass dieser schon von einigen Theologen gewartet und gepfleget und gross gezogen werde." Da ihm diese Geburt vielen Kummer zu machen scheint; so sollte man vermuthen, dass der Titel seiner Schrift skeptischen, oder problematischen Inhaltes sey. Allein die Ausführung lehrt, dass es ihm wirklich damit Ernst sey, denn er gibt sich viele Mühe zu beweisen, „dass der heilige oder gute Geist des N. T. nichts Anderes sey, als der richtige, wahre und *rechtglaubische* Gottesbegriff, der für die Menschen höchst wirksam und fruchtbar ist, und der dem irrigen, falschen und abergläubischen Gottesbegriff der Juden und Heiden entgegensteht." Um dieses zu erweisen, paraphrasirt er eine Menge neutestamentlicher Stellen, die von dem heiligen Geiste handeln, und aus welchen wir nur eine (1 Kor. 2, 11) zur Probe auszeichnen wollen. „Kann doch Niemand wissen, was im Menschen vorgehet, was er für Begriffe, Urtheile u. s. f. bildet, als der *richtige rechtglaubische Begriff*, den er von sich selbst und in sich selbst hat (εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ ἀνθρώπου τὸ ἐν αὐτῷ). So kann auch Niemand wissen, was in Gott für Begriffe, Urtheile, Rathschlüsse sind, *als der rechtglaubische Selbstbegriff Gottes* (εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ) und wer den rechtglaubischen Gottesbegriff hat (?)" Diese einzige Erklärung ist hinreichend, die willkürliche Exegese des Vf. zu charakterisiren. Wie viel Mühe muss es ihm nicht gemacht haben, die Worte (Ephes. 4, 30), μὴ λυπεῖτε τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον τοῦ θεοῦ, so lange zu drehen und zu wenden, bis sie sich zu dem Sinne bequemten (S. 32): „machet nicht, dass der rechte Gottesbegriff unwirksam werde, oder aus eurer Seele weiche!" Hr. *Des-Côtes* ist allerdings auch hier auf der Spur der Wahrheit; aber er muss sie noch weiter verfolgen, und besonders der grammatischen Schrifterklärung noch eine grössere Aufmerksamkeit schenken, ehe er seiner übrigens gesunden und richtigen Religionsphilosophie unter dem Namen der Bibel Eingang verschaffen kann. Gibt der Vf. seinen Untersuchungen diese Reife, so werden sie bey der Lebhaftigkeit und dem hellen Blicke seines Geistes von selbst einen solchen Umfang gewinnen, dass er eine Menge Anekdoten, die er in seinen Schriften ausstreut, ersparen und uns nicht mehr vor dem ganzen Publicum erzählen wird, was ihm ein genannter Freund bey einer Schweizerreise in die Schreibtafel schrieb (S. 81), oder was der Hund eines anderen Freundes für sonderbare Eigenschaften besass (S. 27). Selbst der ächt lutherische Vorsatz (S. 30): „wenn der Krieg ein Ende hat, so soll, denke ich, kein Teufel weiter Mittel finden, mir, wie bisher, in den Weg zu treten und meine Wirksamkeit aufzuhalten; ich werde alle Teufel so kennbar machen, dass sie sich vor sich selbst schämen und vor Schaam verbergen, und wenigstens ihre Hörner nicht ferner zeigen und gebrauchen sollen:" dürfte ohne Ankündigung leichter auszuführen seyn, als mit ihr, so sehr wir auch wünschen, dass ihm seine Absicht, die Feinde des Guten zu entwafnen, gelingen möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kussler: *Magische Belustigungen aus der Mathematik, Physik, Chemie, Technologie und Oekonomie; oder praktische Anweisung zur Einrichtung und Gebrauch theils unbekannter, theils bekannter physikalischer Zauberkünste, Versuche und Spielwerke, so zum Nutzen und Vergnügen dienen. Nebst den Ursachen derselben, ihren Wirkungen, und den dazu erfoderlichen Instrumenten,* beschrieben von *Johann Conrad Gütle.* Privatlehrer der Mathematik, Naturlehre und Mechanik. *Erster Theil.* Mit achtzehn Kupfern. 1797. 324 S.

EBENDAS.: *Universal-Rechentafeln zu jeder Rechnungsart brauchbar, auch für Personen die nicht rechnen können.* Aus den magischen Belustigungen von *J. C. G.* besonders abgedruckt. Mit eilf Tabellen und einer Kupfertafel. 30 S.

Den grössten Theil der *magischen Belustigungen*, nimmt eine Anleitung zur *mechanischen Geometrie* ein, welche der Vf. als vorzüglich brauchbar für junge Leute empfiehlt, denen man in dieser Wissenschaft in kurzer Zeit einen fasslichen Begriff beybringen will; ja sie ist seiner Meynung nach so vorzüglich, dass jeder Lehrer, der nicht einmal selbst Geometrie gelernt hat, dadurch in den Stand gesetzt werden kann, die in derselben vorgetragenen Lehren andern begreiflich zu machen. Um Hn. G. zu überzeugen, dass

dass Rec. nicht von dem Titel auf den Inhalt schliesst, will er ihn, nachdem er erst einige allgemeine Bemerkungen über das Ganze des Unternehmens vorausgeschickt hat, auf mehrere Stellen seines Buches aufmerksam machen.

Man muss bey dem Studio der Geometrie, so wie der Mathematik überhaupt, zwey Rücksichten unterscheiden. Ein Theil Menschen erlernt diese Wissenschaft, um von ihren Lehren unmittelbare Anwendung im bürgerlichen Leben zu machen, ein andrer, und dahin rechnet Rec. jeden, der auf eine liberale Erziehung Anspruch machen will, als Mittel, um Verstand und Urtheilskraft zu schärfen. In der ersten Rücksicht könnte in manchen Fällen Mathematik als *Kunst*, nicht als *Wissenschaft* betrieben, zum Zweck zu führen scheinen, wenn nicht eine geringe Ueberlegung zeigte, wie dürftig es mit den Kenntnissen solcher *mechanischen* Geometer beschaffen ist, die nur auf wenige Fälle eingeschränkt, augenblicklich in Verlegenheit gerathen, sobald das Vorkommende von dem Gewöhnlichen abweicht. Die zweyte Rücksicht ist nur durch die strenge, dieser Wissenschaft eigenthümliche Methode erreichbar. In unsern Tagen, wo oberflächliche Vielwisserey täglich mehr überhand nimmt, wo das Gedächtniss fast die einzige Seelenkraft ist, welche cultivirt wird, kann das Studium einer Wissenschaft nicht genug empfohlen werden, welche so sehr Stetigkeit und Gründlichkeit befördert, indem in der Mathematik keine Behauptung aufgestellt werden darf, die nicht die grösste Evidenz mit sich führt. Ueberdem setzt die Erlernung der Elementarmathematik keinesweges vorzügliche Geisteskräfte voraus, und es ist äusserst schädlich ein solches Vorurtheil zu verbreiten; in den mehresten Fällen liegt die Schuld am Lehrer, wenn sein Unterricht nicht den erwünschten Erfolg hat. Wenn aber auch nicht das Angeführte wider das Unternehmen des Vf. spräche, so wäre es doch die Art, wie er es ausgeführt hat. Unrichtige tautologische Definitionen, Verletzungen der mathematischen Methode bieten sich in Menge dar. Von Vielem nur Einiges. *Geometrie ist die Wissenschaft, welche uns die Ausdehnung, Lage und* ***Dichtigkeit*** *der Körper kennen lehrt.* Die *berührende Linie* ist die, *welche eine Figur berührt;* die *durchschneidende Linie* ist die, *welche eine andre durchschneidet.* Die Linie, welche man durch das §§. 10 und 11 angegebene Verfahren erhält, ist keinesweges eine Ellipse. *Der Zirkel ist diejenige* ***krumme*** *Linie* u. s. w. *Vertikalwinkel* (§ 58). *Obschon zwey Linien zusammen, wenn sie einander durchschneiden, unterschiedliche Winkel machen, so entstehen doch dabey* ***vornehmlich*** *die Vertikalwinkel, oder solche Winkel, da der eine den andern mit der äusserten Spitze anrührt. Die Winkel sind aber gleich, denn jeder ist das Supplement eines einigen Winkels.* — Hoffentlich hat der Leser an diesen Proben genug. Um auch noch einige Sünden gegen die Methode anzuführen, will Rec. nur auf die §§. 1.-22 aufmerksam machen, zu deren Auflösung das Ziehen von senkrechten Linien, von Parallelen u. s. w. die Rede ist, ohne dass angegeben worden ist, wie senkrechte Linien und gleichlaufende Linien zu ziehen sind, dieses kommt erst im 29 u. 33 § vor. Auch schreibt der Vf *Cathedus, Zenterwinkel.* Im 114, 115 u. folg. §§ wird von der *Oberfläche* der Dreyecke geredet u. s. w. Wollte Rec. alle Fehler rügen, so müsste er das Buch abschreiben. — S. 211—238 ist auch besonders abgedruckt; es sind *Rechentafeln*, durch welche die zum Rechnen erfoderliche Aufmerksamkeit erspart werden soll. Sie sind im Grunde eine Abänderung der *Grüsonschen Rechenmaschine.* Zur Empfehlung dieser Tafeln sagt unter andern der Vf.: Ihre Einrichtung ist einfach, ihr Gebrauch leicht, *der Preis äusserst geringe, und* ***ihre Dauer dem Preis gewiss angemessen.*** Unter den chemischen Belustigungen wird gelehrt, wie man Blitze mit gestossenem *Colophonium* und *Semen Lycopodii* zu machen habe. *Die erste, zweyte, vierte und neunte Belustigung* sind Wiederholungen einer und derselben Sache. Es ist ganz ungegründet, dass wenn man Binsenmark in Dinte taucht, trocknet, in die Lampe legt und die Lichter auslöscht, der Weisse in einen Mohren verwandelt werde.

Leipzig, b. Gräff: *Elisa, oder, das Weib, wie es seyn sollte,* zweyte, verbesserte, und mit drey Kupfern von Penzel verschönerte Auflage. 1797. 365 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Laut der Vorrede der neuen Auflage rührt dieses, für Frauenzimmer so lehrreiche, Buch selbst von einem Frauenzimmer her. Denn da heisst es S. XV: „Selbst „ein Weib, wünschte ich, wahre Tugend und hö„here Ausbildung des Geistes immer mehr unter mei„nem Geschlechte verbreitet; durch die Kunst gebil„det, wünschte ich, das Weib zur Einfachheit und „zur Natur zurückgeführt zu sehn." Die Vf. hat in dieser neuen Ausgabe keine Mühe gescheut, ihr Werk, das sie einen jugendlichen Versuch nennt, vollkommner zu machen, und besonders kleine Flecken des Stils wegzuwischen. (Nur ein paar Sprachunrichtigkeiten haben wir noch bemerkt, nämlich S. 187: *Bey sich* (für *zu sich*) *nehmen*, und S. 299 *maschinalisch* für *maschinenmässig*). Und so wird nun dieses System weiblicher Pflichten, worinnen das Weib, wie es als Tochter, Gattin, und Mutter *seyn sollte*, gewiss viel Gutes stiften, zumal, da man hier nicht trocknes Raisonnement, sondern wirklich die Moral in Handlung gesetzt, oder doch in sokratische Gespräche, und unterhaltende Briefe eingekleidet findet. Die Reihe der Begebenheiten ist zwar Nebensache, und daher der Plan nicht künstlich, aber doch wird gewiss jede Leserin sich für die Dulderin *Elisa* interessiren, die ihre erste so innige Liebe dem Gehorsam gegen die Mutter und dem Glück ihrer Schwester, die es nicht um sie verdient, aufopfern, mit einem mürrischen, ausschweifenden, über ihre Tugend scheel sehenden Gatten leben, in dem einen Sohn einen Wüstling sehen, und den andern, der die beste Hofnung macht, durch frühen Tod verlieren muss. Nur allzu bitter wird der Ausgang dadurch, dass *Elisa plötzlich* (gar zu *zufällig*, vermuthlich, weil eine solche Philosophinn nicht vor

Kummer und Gram sterben durfte) in der Blüthe ihres Lebens ins Grab sinkt, ohne noch durch bessere Tage im Alter Ersatz für ihre leidenvolle Jugend zu erhalten. So verbraucht auch die Wendung schon durch mehrere Romane ist, so wünscht doch gewiss jede Leserin, dass *Elisens* erster Geliebter, der um ihrentwillen ledig geblieben, noch am Ende ihr zweyter Gatte geworden wäre. Die Vf. hat Recht, wenn sie denen, die in *Elisen* ein zu vollkommnes Ideal fanden, antwortet, dass sie die Weiber nicht, wie man sie insgemein sieht, sondern, wie sie seyn *könnten*, schildern wollen, dass man immer hoffen dürfe, einige würden durch solche Schilderungen erweckt, sich dem Ideal zu nähern, und dass sie bey ihren allgemeinen Vorschriften die Modificationen nicht ausschliesse, die individuelle Lage und Verhältnisse mit sich bringen. Wirklich ist auch *Elisa* nicht ein unerreichbares Muster, sie hat Leidenschaften, es kostet ihr Mühe, sie zu besiegen, und auch dann kehren sie noch zuweilen zurück. Ich wüsste nicht, was man in ihrer Geschichte übertrieben, oder unwahrscheinlich nennen könnte, es müsste dann ihr Entschluss seyn, mit ihren Juweelen die Schulden von der Buhlerin ihres Mannes zu bezahlen, ein Entschluss, der alles übertrifft, was *Richardson* seine *Klarisse*, oder *Goldoni* seine *zärtliche Ehefrau* hat thun lassen. — Die Aeusserung über die Unsterblichkeit der Seele aus dem Munde der sterbenden *Elisa*, welche dem Recensenten der ersten Auflage (S. A. L. Z. 1796. N. 207) aufgefallen war, hat die Vf. auch hier wieder stehn lassen, und davon ihre Gründe in der Vorrede angeführt. Allein wir fürchten theils, dass diese Gründe nicht für triftig werden erkannt werden, theils, dass die Vf. die eigentliche Meynung des Rec. nicht gefasst hat. Wir wollen davon nichts sagen, dass es befremden wird, wenn man hier in der Vorrede liesst, die Vf. habe *Elisens* Handlungen bloss *reine* (natürliche) Moral zum Motiv gegeben, weil die Grundsätze der *positiven* Religion sehr oft *schwankend* würden, (als wenn, zumal auf dem Todbette, nicht auch die Grundsätze der natürlichen erschüttert werden könnten) und weil ein *aufgeklärtes* Weib, wie *Elise*, auch über positive Religion so aufgeklärt seyn müsse, um sie entbehren zu können, Erklärungen, die manchen Vater abschrecken könnten, das sonst so lehrreiche Buch einer Tochter in die Hand zu geben. So viel ist aber doch einleuchtend, dass die wahrscheinlichen Gründe, die auch die natürliche Religion für die Unsterblichkeit der Seele darbietet, so viel Beruhigendes enthalten, dass eine *Elisa* sich ihrer nicht schämen dürfte. Da es überhaupt keine unbedeutenden Schwierigkeiten hat, die Zweifel über diesen Gegenstand zu erörtern, so sollte man deren nicht in einem Buche gedacht haben, dessen wenigste Leserinnen *Elisens* Aufklärung und Hoheit besitzen. Zumal so kurz hingeworfen, wie hier geschehen ist, schaden sie gewiss mehr, als wenn sie *Elisa* in einer langen Unterredung detaillirt hätte. Der Rec. der ersten Auflage warf bey den Worten der *Elisa* S. 364: „Ich dachte mir oft die Zerstörung meines Wesens, *und ich bin dazu bereit*" die Frage auf: „*Pomphaft* klingt dies freylich, ist es aber „auch *wahr*?" Damit wollte er unstreitig sagen, dass eine solche *Resignation*, vermöge welcher man sich auf dem Todbette die gänzliche Zernichtung lebhaft denke, und dabey gleichgültig bleibe, schwerlich in der Wirklichkeit werde gefunden werden.

Leipzig, b. Feind: *Oekonomisches moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer. Erstes Heft.* 1794. 7 Bog. *Zweytes Heft.* 1795. 8 Bog. *Drittes Heft.* 1795. 8 Bog. *Viertes Heft.* 1795. 12 Bog. 8.

Die Verfasserinn dieses Journals ist die vor kurzem verstorbene Frau *Schulz* (vorher Doctorinn *Morgenstern* zu Magdeburg), welche sich durch ihren Unterricht in der Küche und Haushaltung, ingleichen durch ein Lesebuch für angehende weibliche Dienstboten um ihr Geschlecht so sehr verdient gemacht hat. Ihr zu frühzeitiger Tod unterbrach ihr Vorhaben, nach dem Beschluss dieses Journals ein anderes zu eröffnen, um ihre Leserinnen, auf deren ungetheilten Beyfall sie rechnen konnte, fernerhin auf eine interessante Art zu unterhalten. Die Mannichfaltigkeit der Aufsätze in diesen Heften ist sehr gross. Hie und da liessen sich freylich Zusätze oder Berichtungen anbringen, Z. B. bey dem wilden Kastanienbaum hätte angeführt werden sollen, dass seine Frucht als Vorbauungsmittel des Faulwerdens der Schafe, auch bey dem Husten, der Engbrüstigkeit und dem Kropfe der Pferde sehr nützlich sey. Bey der Sonnenblume schreibt die Vfn. auf guten Glauben so vielen Schriftstellern nach, dass die Blüthe dieser Blume den Bienen bis in den Herbst Nahrung gebe. Nicht doch! Man findet beständig viele Insecten auf denselben, aber lauter wilde Bienen, nur des Morgens findet man dann und wann eine Honigbiene darauf, die sich Kälichen, aber keinen Honig sammelt. Im vierten Hefte, wo vom Flachse die Rede ist, wird zu Verfeinerung desselben angerathen, seinen eignen Samen von Zeit zu Zeit bey einem Nachbar auszutauschen. Dieses ist zu wenig gesagt, man könnte darunter einen Nachbar des Wohnorts verstehen. Es muss heissen, von Einwohnern eines benachbarten Ortes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. December 1797.

TECHNOLOGIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die landwirthschaftliche Bauwissenschaft*, von *Friedrich Meinert*, Dr. und Prof. der Philos. zu Halle etc. *Erster Theil.* 1796. 665 S. 8. nebst 8 Kupfertafeln.

Des Hn. Vf. Zweck bey Verfertigung dieses Buches ging vorzüglich dahin, diejenigen Lehren aus der allgemeinen Baukunst auszuheben, welche bey Entwerfung der verschiedenen auf dem Lande vorkommenden Gebäude, die angehenden Cameralisten, Oekonomen, und künftigen Baumeister interessiren, und diesen Gattungen von Gebäuden eigenthümlich zugehören. Aber so genau können freylich die Grenzen nicht gezogen werden, dass nicht der Gebrauch mancher Grundsätze der landwirthschaftlichen Bauwissenschaft auch in die eigentliche Civilbaukunst eingreifen sollte, und so umgekehrt. Ueberdies wollte der Vf. auch den Zweck erreichen, Eifer und Liebe zu den Bauwissenschaften überhaupt zu erwecken, und durch dies Werk dem Bedürfnisse eines zweckmässigen Lehrbuchs abhelfen. Dies ist denn auch so geschehen, dass wir nichts gründlicheres und vollständigeres über den angeführten Gegenstand aufzuweisen haben. Auch ist überall für die nöthige Literatur gesorgt worden. Der vor uns liegende erste Theil dieses sehr nützlichen Buches enthält zuerst eine Einleitung, worinn von dem Begriffe der landwirthschaftlichen Baukunst, ihrem Zweck, Nutzen, Hülfskenntnissen etc. gehandelt wird. Die allgemeinen Lehren aus der Mineralogie und Chemie, welche zu einer gründlichen Beurtheilung und Kenntniss der Baumaterialien erfoderlich sind, müssen freylich als bekannt vorausgesetzt werden, wenn das Buch nicht einen zu weiten Umfang bekommen sollte. Man kann sie sich leicht aus Büchern, die hier angeführt sind, erwerben. Zur eigentlichen landwirthschaftlichen Baukunst rechnet der Vf. den Bau der Schuppen und Remisen, Scheunen, Stallungen für allerley Gattungen von Vieh, Getreide- und Kornhäuser, Wohngebäude, herrschaftliche und gemeine, Schmieden, Kirchen, nebst Prediger- und Schullehrer-Wohnungen, Spritzenhäuser, Brauhäuser, Branntweinbrennereyen, Stärkemachereyen, Wasch- und Backhäuser, Eisgruben, auch das allgemeinste vom Brückenbau, weil doch viele Dörfer an Bächen und Flüssen lägen, und durch wildes Wasser belästiget würden. Man sieht hieraus, mit wie vielen einzeln Gegenständen sich dieses Buch beschäftigen wird. Die ersten 5 Kapitel enthalten aus der allgemeinen Baukunst die hiezu nöthigen Lehren von der Festigkeit, der Beschaffenheit der Materialien u. s. w. Dann kommen in dem 6ten Kapitel die verschiedenen Vorrathsgebäude und Stallungen vor, namentlich Schuppen, Scheunen, Magazine, Schaafställe, Schaafhöfe oder Schuppen, Rindviehställe, Pferdeställe, Schweinställe, Ställe für Federvieh. Das 7te Kapitel (welches der Ordnung nach vielleicht besser nach dem 5ten gefolgt wäre) handelt von den verschiedenen Bedachungen, namentlich von Ziegel-, Schiefer-, Schindel-, Breter-, Steinpappen-, Steinplatten-, Kupfer-, Eisenblech-, und Bleybedachungen, dann von den Stroh-, Schilf-, oder Rohr- Bedachungen, von den Torf- und Rasen-Bedachungen, von denen aus Reisern, Abfallholz der Zimmerleute und Weidengeflechte, von den Lehmschindel- und Lehmstroh-Bedachungen. Man sieht hieraus, wie vollständig der Vf. alle hierher gehörigen Gegenstände betrachtet. Dasselbe Lob müssen wir auch allen übrigen Kapiteln dieses Buchs, deren Inhalt im Detail hier auszuzeichnen, zu weitläuftig seyn würde, ertheilen. S. 58. etc., wo von den Regeln der Festigkeit eines Gebäudes gehandelt wird, heisst es in der 4ten Regel: „alle Theile eines Gebäudes müssen gehörig unterstützt werden. Ist es möglich, so unterstütze man alle Theile im Mittelpunkt der Schwere; wo nicht, so müssen doch die Richtungen der Schwere noch in die Grundfläche desjenigen Theiles fallen, der als Unterstützung dient." Diese Regeln sind nicht deutlich und bestimmt genug abgefasst. Denn wenn es heisst: man solle alle Theile im Mittelpunkt der Schwere unterstützen; so ist die Frage: soll man jeden Theil für sich in seinem Schwerpunkte unterstützen, oder soll man das aus den Theilen zusammengesetzte Ganze im gemeinschaftlichen Schwerpunkte unterstützen? Vermuthlich hat der Vf. das erste gemeynt; denn da wäre freylich am besten für den festen Stand gesorgt. Wäre aber das letztere gemeynt, so ist es nicht gerade am besten, die Unterstützung unter dem Schwerpunkte selbst anzubringen, sondern man bringt sie vortheilhafter an zwey oder mehrerern Stellen ausserhalb des Schwerpunktes an, so, dass die Directionslinie innerhalb derjenigen geradlinigten Figur falle, die man sich auf der Horizontalfläche durch die Unterstützungspunkte gedenken kann. Wenn es dann ferner hiess, dass, wenn nicht alle Theile im Mittelpunkt der Schwere unterstützt würden, man doch machen müsse, dass die Richtungen der Schwere noch in die Grundfläche desjenigen Theiles fallen, der als Unterstützung die-

ne; so weiss man wieder nicht, sind hier die Richtungslinien aus den Schwerpunkten der einzelnen Theile, oder die Richtungslinie aus dem gemeinschaftlichen Schwerpunkte aller Theile gemeynt. Ist das erste der Fall; so ist es ganz und gar unnöthig, dass jene Richtungslinien sammtlich in die unterstützende Grundfläche eintreffen müssen. Die 5te Regel, dass die Grundflächen aller Theile, welche tragen, breiter seyn müssen, als die Grundflächen derjenigen, welche darauf ruhen; dann die 7te Regel, dass leere Theile über leeren, losere über losen, dichte Massen aber über dichten stehen müssen, möchten gleichfalls manche Einschränkungen leiden, und wenn es daher S. 59. heisst: vorstehende Regeln müsse derjenige schlechterdings *wörtlich* befolgen, der keine Mechanik verstehe; so wäre es um so nöthiger gewesen, allen Regeln eine recht genaue Bestimmung zu geben, da selbst derjenige, welcher Mechanik weiss, etwas schwer die Meynung des Vf. erräth, wie wir vorhin bey dem Schwerpunkte gezeigt haben. S. 79. wird bey Gelegenheit der verschiedenen Bauarten erwähnt, dass uns eine deutsche Bauart, die sich von der anderer Nationen durchaus unterscheide, noch gänzlich fehle. Sie müsste dem Charakter und den Sitten der Nation angemessen seyn, und hier fehle es an Gleichheit und Uebereinstimmung. Der Deutsche ahme auch in den Bauwissenschaften zu sehr nach, und sey nicht bedächtig genug, das Fehlerhafte vom wirklich Musterhaften zu trennen, und jen·· zu vermeiden die Ursache, warum wir keine bestimmte Bauart haben, möchte wohl darinn liegen, dass der deutsche Baumeister zu wenig Veranlassung findet, seinen Geist an glücklichen Zusammensetzungen zu üben. In einem Lande, wo sich viel reiche Particuliers befinden, welche Geschmack am Bauen haben, wie z. E. in England, muss durch das häufige Bauen von Prachtgebäuden, viel eher eine gewisse Bauart herrschend werden. Denn wenn von einer Bauart die Rede ist, versteht man doch wohl nur den eigenen Geschmack in Prachtgebäuden. S. 89. wird die Frage: „wie baut man am „vortheilhaftesten und sparsamsten? Soll man massiv „oder nicht massiv bauen?" dahin entschieden, dass, wenn man nicht bloss auf die anfänglichen Kosten sehe, sondern auch die zukünftigen Reparaturen in Anschlag bringe, es allerdings für den Staat so wohl, als auch für die Familie des Bauenden, am vortheilhaftesten sey, massiv zu bauen. S. 9.. Wird die Frage: soll man einen Bau veraccordiren, oder soll man auf eigene Rechnung bauen? dahin bestimmt, dass, wenn keine eigenen Polizeygesetze den Bauherrn gegen allen Betrug und Schaden sichern, ein besonderer Vergleich mit dem Baumeister diese Gesetze zum Theil ersetzen könne. Habe nämlich der Baumeister (er sey wirklicher Bau-, Maurer-, oder Zimmermeister) den Bauanschlag mit den dazu nöthigen Zeichnungen mit aller Genauigkeit angefertigt; so solle ihm der Bauherr 10, 20, oder noch mehr Procente von der Bausumme bewilligen. Baue er länger und kostbarer; so erhalte er nichts mehr als seine Procente von der Anschlagssumme, erspare er aber, indem er doch dem Anschlage gemäss baue, 100 Rthlr.; so bewillige ihm der Bauherr 8 Procent, und bey Ersparung des zweyten Hunderts 10 Procent u. s. w. Freylich erinnert der Vf. §. 34. sehr richtig, dass bey einem Baue auch das rechte und gute Einverständniss des Bauherrn mit dem Baumeister nicht zu übersehen sey. Eigensinnige und misstrauische Bauherrn werden oft am ärgsten hintergangen. — Baurisse mit Farben zu illuminiren hat dem Rec. nie gefallen wollen; ein schön getuschter Riss verdient unstreitig den Vorzug. Die Lehre von den Baumaterialien ist sehr gut auseinander gesetzt. Dass nach S. 127. mit Feuer gesprengte Steine den Kalk nicht gut anziehen sollen, verdiente wohl noch eine genauere Untersuchung. S. 1.0. heisst es: „wenn das Holz gar keine Zwischenräume hätte, und sich *also* (deswegen?) „gar nicht zusammendrücken liesse, so würde auch „kein Biegen entstehen, und es würde als Stütze einer jeden noch so grossen Last, die darauf drück„te, widerstehen." Dieser Satz ist physisch zum Theil unrichtig. Die Biegsamkeit hängt nicht von den Zwischenräumen, von der specifischen Schwere ab, (das sieht man schon bey dem Golde und bey dem Eisen); sondern von der Verschiebbarkeit der Theile, (die auch bey einem ganz *vollkommen dichten Körper* noch statt finden kann) und der Art ihres Zusammenhangs. Die verschiedenen Lehren vom Grunde, und dem Grundbaue sind sehr gut auseinander gesetzt, auch wird das Verfahren mit *Pisé* oder gestampfter Erde zu bauen, erläutert. Die Risse zu den im 6ten Kapitel vorgetragenen landwirthschaftlichen Gebäuden, sind zwar nach keinem grossen Maassstabe gezeichnet, aber doch deutlich genug, um die innere Beschaffenheit der Gebäude kennen zu lernen.

VOLKSSCHRIFTEN.

Bayreuth, auf Kosten des Herausgebers: *Volkszeitung* Julius — December. 1796. Januar, Febr., März. 1797. 576 S. 8. (der Jahrgang kostet in der Expedition 1 Gulden .0 kr. auf den Postämtern 2 Gulden rheinisch.)

Jedes Monatstück hat 4 Bogen, wovon nach der Ueberschrift und beygedruckten Nachricht wöchentlich ein Bogen erscheint. Es werden aber nach eben dieser Nachricht solche nicht einzeln, sondern immer 4 zusammen ausgegeben. Nach der allgemeinen Inhaltsanzeige soll diese Volkszeitung alle die Gegenstände begreifen, von welchen die Kenntniss dem Bauer oder Handwerker nützlich werden kann. — Da es Rec. bekannt war, dass sie nicht nur unter dem besondern Schutze und der Mitwirkung angesehener Männer erscheine; sondern auch von einem derselben mehreren deutschen Landesherren, als ein vorzügliches Vehikel zu Verbreitung gemeinnützlicher Kenntnisse und richtiger Stimmung des Volksgeistes empfohlen worden sey; so war dadurch vielleicht dessen Erwartung zu hoch gespannt worden, als dass sie

sie hätte befriedigt werden können, ob er gleich darinn viele sehr zweckmässige Aufsätze und im Allgemeinen einen der Bestimmung angemessenen Vortrag fand. Vorzüglich wird, wie billig, auf den brandenburgischen Unterthan und, insbesondere wie es scheint, auf den in den fränkischen Besitzungen Rücksicht genommen. In der ersten Abhandlung soll die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Aushebens der Unterthanen zum Soldatendienste gezeigt werden, und im Decemberstücke belehrt ein Dorfgeistlicher seine Bauern, dass es auch zur Sittenverbesserung vieles beytrage. Ob der Unterricht immer richtig und zweckmässig sey, davon mögen unsere Leser urtheilen, wenn wir ihnen einige Stellen aus demselben mittheilen. — Es ist von der schlechten Erziehung, welcher durch den Soldatendienst nachgeholfen werden soll, die Rede.

S. 354. „Oft weiss man in einem Hause nicht, „wer Vater oder Bube ist, wer befehlen oder gehorchen soll? Der Vater redet den Sohn und der Sohn „den Vater durch *Du* an — hier liegt der Grund zu „schandbaren Ausdrücken gegen euch Aeltern!" S. 355. „Der Unterthans Sohn als Bauer kommt nicht „aus seinem Ortsgebiete. Er hat nur seine Dorf- „und Familiensitten, und da sind immer der frohen „Menschen mehr als der gesitteten; einer verführt und „verpestet den andern." (Rec. glaubte bisher, dass dies weit weniger unter den Bauern als unter den Soldaten geschehe, unter welchen es zwar allerdings weniger frohe, aber auch weniger gesittete giebt, man müsste dann, wie es offenbar unser Volkslehrer thut, äussern Anstand mit Sittlichkeit verwechseln.) — „Wie kann hier der Ton umgestimmt und eine Sittenverbesserung bewirket werden? Der Landesherr „ruft seine Landessöhne jährlich auf eine gewisse Zeit „zu Militärbeschäftigungen. Hier wird Körper und „Seele gerad gerichtet." (?)

Da es hier unmöglich seyn würde, die einzelnen Aufsätze zu würdigen und, was bey denselben zu erinnern seyn möchte, zu rügen: so will Rec. sich nur noch auf einen Aufsatz im ersten Stücke, den Kleebau betreffend, beschränken, S. 40. wird den Landleuten das Lesen der Schubartischen Schriften und der Futterkräuterbau als das untrüglichste Mittel reich zu werden empfohlen und S. 53. behauptet, dass dadurch jede schlechte und verfallene Wirthschaft von Grund aus kuriret werden könne. Rec. erkennt die Vortrefflichkeit des Kleebaues, von welchem er selbst auf seinen Gütern seit 20 Jahren beträchtliche Vortheile zieht; solche unrichtige und übertriebene Behauptungen, von welchen auch die theoretischen Oekonomen grösstentheils zurück gekommen sind, kann er aber nicht billigen. Am wenigsten sollten Lehrer des Landmanns sich dergleichen erlauben. S. 38. wird gesagt, dass Herr von Kleefeld von dem Kleebau *ganz erstaunliche* Vortheile gehabt habe und dadurch *sehr wohlhabender* geworden sey, da doch das Gegentheil in und ausser Sachsen allgemein genug bekannt ist. Vom Preise des Kleesaamens heisst es S. 42. „der Centner kostete wohl zehn bis zwölf Thaler und das „Pfund also wohl acht Groschen."!!

1) Weimar, in d. Hoffmannischen Buchhandl.: *Monatsschrift zur Aufklärung für den Bürger und Landmann.* Herausgegeben von *Johann Barthol. Tromsdorf*, der Weltweisheit Doctor, Prof. auf der Universität zu Erfurt, wie auch Apotheker daselbst etc. Erstes bis Sechstes Stück. 1796. zusammen 384 S. 8. (der Jahrgang 2 Gul. Sächs.)

2) Görlitz, b. Hermsdorf und Anton: *Der Volksfreund.* Ein Lesebuch für jeden braven Bürger und Landmann. Prüfet alles und das Gute behaltet. Erster Band. No. I — XIII. Zweyter Band. No. XIV — XXVI. 1794. zusammen 414 S. 8. (12 gr.)

3) Prenzlau: *Uckermärkische gemeinnützige Blätter.* Erstes Heft. 1 — 13tes Stück. Prüfet alles und das Gute behaltet. 1796. 208 S. 8. (12 gr.)

Drey Schriften von gleichem Zwecke, nämlich, wie er in Nr. 1. angegeben wird, dem Aberglauben und Irrthum entgegen zu arbeiten, und dagegen nützliche Kenntnisse und gute Lebensgrundsätze immer mehr auszubreiten. Ist gleich Nr. 3. nicht ausdrücklich zur Aufklärung für den Bürger und Landmann bestimmt; so qualificirt sie sich doch durch ihren Inhalt, besonders die ökonomischen Artikel, wenigstens eben so gut dazu als die beiden Ersten. Auch in der Wahl der Aufsätze haben alle Drey viel mit einander gemein: nur dass Nr. 1. sich auf bestimmte Materien einschränkt, dagegen die beiden folgenden mannichfaltigern Inhalts sind. Die Gegenstände, durch deren Vortrag Hr. T. die Aufklärung des Bürgers und Landmanns zu befördern denkt, sind: 1) Menschenkenntniss nach Körper und Seele. 2) Kenntniss der Natur. 3) Sittenlehre, oder Kenntniss unserer Pflichten. 4) Rechenkunst. Zu Erläuterung der Naturgegenstände werden auch Kupfer versprochen, welche aber in vorliegenden sechs Stücken noch fehlen. Nachdem er also seine Leser anstatt der Vorrede mit einem stattlichen Neu-Jahr-Wunsche begrüsst hat, handelt er seinem Plane zu Folge, von der Aufklärung, von der Wärme, vom Menschen, besonders vom menschlichen Körper (eine ziemlich trockene Anatomie) vom Wasser, von den Pflanzen, von der Luft, von der Decimal-Ordnung, Addition u. s. w. Eine der besten Abhandlungen enthält das 3te Stück; unter dem Titel: *Oberstes Gesetz menschlicher Handlungen.* Der Vf. derselben erzählt die Geschichte vom Sokrates kurz und ohne Prunk, aber fasslich, macht sodann die Leser auf ihre Gefühle bey Vorstellung sowohl des Sokrates als seiner Richter aufmerksam, und leitet sie dadurch auf den Begriff von einem allgemeinen und nothwendigen Sittengesetze und von der Würde des Menschen, die ihm die Vernunft giebt. Als Fortsetzung derselben kann das gelten, was im 4ten Stück: *Ueber den Trieb zur Glückseligkeit* und im 5ten: *Ueber das Verhältniss des eigennützigen*

nützigen und uneigennützigen Triebes zu einander, gesagt wird: nur Schade, dass der Vf. sich zuletzt in Sphären versteigt, wohin ihm der deutsche Bürger und Landmann, wie er jetzt beschaffen ist, nicht folgen kann.

Nr. 2. und 3. führen einerley Motto, und scheinen auch wirklich fast über den nämlichen Leisten geformt zu seyn. Beide enthalten ökonomische, diätetische, moralische Belehrungen, Anekdoten, Satyren, Betrachtungen, so, wie sie etwa durch Vorfälle des Tages, durch die Lectüre, oder auch durch blosse Einfälle der Mitarbeiter mögen veranlasst werden seyn. Dass der Volksfreund jedem braven (ja auch dem nicht braven) Bürger und Landmanne, der ihn liesst und versteht, nützlich seyn wird, daran zweifelt Rec. keineswegs; wohl aber daran, dass der Inhalt desselben den Bürger und Landmann an sich ziehen wird: dazu sind die Abhandlungen zu gedehnt und zu trocken, und überhaupt die Physiognomie dieses Volksfreundes nicht einnehmend genug. Auch mag die Unterstützung des Publicums (wie es in der Zunftsprache heisst) nicht nach der Erwartung der Verleger erfolgt seyn: denn sie schliessen schon mit dem sechsten Monate, versprechen aber *vielleicht* in kurzem eine andere Volksschrift drucken zu lassen, und ersuchen — seltsam genug! — die Leser des Volksfreundes, bis zu Erscheinung des Versprochenen zu warten; d. h. ihr Geld nicht weiter zu tragen.

Wollte man die hier angezeigten drey Schriften in Absicht auf Schreibart und Ton des Vortrags mit einander vergleichen; so möchte Nr. 3. leicht den Vorzug behaupten. Auch fehlt es dem grössern Theile der gegebenen Aufsätze nicht an gemeinem Interesse. Andere haben besondere Beziehung auf die Provinz und auf die Gegend, für welche diese Blätter hauptsächlich bestimmt waren; aber auch sie haben im literarischen Ocean der Gewalt des Alles verschlingenden Strudels nicht länger als ein Vierteljahr widerstehen können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Gethsemane, für Freunde einer vernünftig-religiösen Unterhaltung überhaupt, und mit der Geschichte Jesu insonderheit* von *Bernhard Klefeker*. 1797. 354 S. 8. (1 Rthlr.)

Die *erste* Abtheilung dieser Schrift beschäftigt sich mit der Hauptbegebenheit selbst, d. h. mit dem Verhalten Jesu auf *Gethsemane*, und sucht bey dieser Gelegenheit den Charakter Jesu in das gehörige Licht zu stellen. Hier liegen grösstentheils Predigten, die vom Vf. über diesen Theil der Leidensgeschichte gehalten worden sind, zum Grunde. Die *zweyte* Abtheilung enthält kürzere Aufsätze, zu welchen einige Nebenumstände des Auftritts in *Gethsemane* die Veranlassung gaben. — Hr. *K.* den man schon aus andern Erbauungsschriften, als einen denkenden und aufgeklärten Religionslehrer kennt, ist auch hier, diesem Charakter getreu geblieben. Vornehmlich aber hat uns die einleitende Betrachtung: *Ueber die Beschäftigung mit der Leidensgeschichte Jesu*, gefallen. Der Vf. geht in ihr, von sehr richtigen Begriffen über das eigentlich Verdienstliche des Todes Jesu aus, und stellt zugleich mit vieler Klugheit, die unhaltbaren Behauptungen des ältern theologischen Systems über diese Materie, in den Hintergrund, dagegen er die praktische Seite dieser Lehre heraushebt und als die Hauptsache bey ihr, vorträgt. Da nun überdem der Vortrag unterhaltend, und ohne ins Niedrige zu verfallen, fasslich ist; so können wir sie mit Grunde zu den besten Erbauungsbüchern über diesen Gegenstand zählen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Weimar*, im Industrie-Comptoir: *James Sowerby's botanisches Zeichenbuch* oder leichter Unterricht Blumen richtig nach der Natur zu zeichnen. 1797. 8 S. in 4. und 2 illum. Kupf. in einem Umschlage mit dem Titel. Auf den Kupfern sind die Haupttheile der Blüthe in verschiednen Abtheilungen in folgender Ordnung nach den hauptsächlichsten in der Natur vorkommenden Abänderungen der Bildung vorgestellt: *Staubgefässe* (Stamen), *Stempel* (Pistillum), *Blumenkrone* (Corolla), *Kelch* (Calix), einige *Blumen*, Beyspiele von *Früchten* und *Samen*, und zum Beschlusse die *Tradescantia Virginica*. In den Textblättern sind die abgebildeten Gegenstände kurz angedeutet. Die Zeichnungen sind mit Vorbedacht nur Umrisse, die mit Farbe ausgefüllt sind. Schatten und Licht kann daher nicht statt finden, aber auch die Umrisse hätten sauberer gearbeitet werden können. Dies Büchelchen kann immer den Nutzen haben, der Botanik unkundige Maler und Frauenzimmer, die Blumen zeichnen wollen, auf die Theile der Blume aufmerksam zu machen und sie die Namen derselben zu lehren; allein den Titel eines botanischen Zeichenbuchs verdient es nicht, weil ihm dazu wichtige Erfodernisse: genauere und sorgfältigere Ausführung, die Vorstellung der Blätter, Stängel u. d. gl. und wir möchten noch hinzusetzen, eine doch immer nöthige Anweisung zum Zeichnen nach der Natur, und die Bekanntmachung mit den Bequemlichkeiten fehlen, die man sich dabey zu Nutze machen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. December 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Kantner: *Elementa Jurisprudentiae civilis privatae theoreticae, Romano-Germanicae atque Saxonicae*, ordine systematico proposita à *Jo. Godofr. Moeslero*, Juris utriusque Candidato, Advoc. et Not. P. 1797. 404 S. 4.

2) Leipzig, b. Leupold: *Principia Juris Civilis et judiciarii hodierni*, ex legibus Romanis, Germanicis et Saxonicis Civilibus ducta, tabulisque synopticis exhibita. 1796. 291 S. 8.

Den Tabellen läfst fich in der Jurisprudenz der Nutzen nicht abfprechen. Sie dienen zur Erleichterung der Ueberficht des Ganzen und der Unterfcheidung der verfchiedenen, oft mannichfaltigen Fälle, fie unterftützen das Gedächtnifs, und in fofern fie fich über das gefammte jetzt geltende Recht verbreiten, können fie zum Mittel dienen, das Verhältnifs der verfchiedenen Rechtstheile zu einander in der Praxis auf eine einleuchtende Art darzuftellen. Sollen fie aber diefen Zwecken wirklich entfprechen, fo wird dabey hauptfächlich Genauigkeit in den Begriffen, Vollftändigkeit der Eintheilungen, forgfältige Angabe der Theilungsgründe und Beftimmtheit in den allgemeinen Principien erfodert. Beide angezeigte Schriften thun diefen Foderungen nicht durchgängig Genüge.

Nr. 1. handelt die Gegenftände des Perfonen- und Sachenrechts der Reihe nach ab. Diefer Plan ift in Rückficht auf die Beftimmung von Tabellen an fich nicht zu verwerfen; hingegen findet fich in der Ausführung Manches zu tadeln. Man ftöfst nicht felten auf fehlerhafte Definitionen, z. B. S. 88. *cenfus promobiles, qui quotidie crefcunt*, wo gerade das Hauptmerkmal fehlt: S. 177. *universitas ordinata, cujus membris quibusdam certa quaedam jura in alia membra tribuuntur*, was offenbar viel zu weit ift; S. 185. *Superficies eft fundus, cujus dominium utile, fub conditione annui folarii folvendi, alicui conceditur*, wo der Gegenftand ganz unrichtig angegeben ift: — auf unrichtige und unpaffende Eintheilungen, z. B. S. 123. heifst es: *aeftimatur dos venditionis caufa vel vere vel ficte*. — Das Letztere foll feyn, *ubi in dubio aeftimatio venditionis caufa praefumitur*; S. 183. wird das *dominium eminens in ordinar.* und *extraordin.* eingetheilt: — auf Verwechslung wefentlich verfchiedener Begriffe, z. B. S. 37. werden fechs *requifita confuetudinis*, und darunter auch *confenfus principis* angegeben, mithin die Erfoderniffe der einzelnen Handlungen, wodurch fich eine Gewohnheit bildet, mit dem rechtlichen Fundament einer Gewohnheit überhaupt verwechfelt. S. 186. werden die Beftandtheile und Wirkungen des Eigenthumsrechts mit einander vermifcht: — auf unbeftimmte und unrichtige Sätze, z. B. S. 47. *Illegitimi funt ratione temporis ante quod, jure Rom. novo, ante primum poft nuptias menfem progeniti.* S. 92. *Infamia facti tollitur per vitam honeftam trium annorum*, wobey Nov. 5. c. 2. citirt ift. S. 219. *conjunctio teftium cum herede femper à teftimonio impedit*, was doch nur von der *conjunctione per poteftatem* gilt.

Nr. 2. enthält die Theorie fowohl des Civilrechts als des Proceffes, und zwar nach dem Plan der Bergerifchen *Oeconomia juris*. Die Definitionen und Divifionen find gröfstentheils aus dem Hofackerifchen Pandekten-Compendium genommen, und es wäre zu wünfchen, dafs der Vf. diefem Führer, welchen er felten mit Glück verläfst, hierin noch genauer gefolgt wäre. An unbeftimmten und unrichtigen Sätzen fehlt es auch hier nicht, z. B. S. 33. *arcentur à nuptiis adulter et adultera jure romano, quod hodierno autem jure non obtinet; raptor et rapta, quod itidem jure civili introductum erat, hodie autem tam ex praeceptis juris Canonici quam Saxonici ceffat.* S. 40. werden die zur gefetzlichen Tutel berechtigten Perfonen in folgender Ordnung angegeben: *defertur primo cognatis proximis, deinde matri, aviae et hac deficiente collateralibus.* S. 80. *In ufucapione feu praefcriptione bona fides probanda eft à poffeffore.* Auch ift es dem Geifte der tabellarifchen Methode entgegen, wenn der Vf. hie und da unter der allgemeinen Rubrik: *univerfe notandum eft*, eine grofse Anzahl von Sätzen zufammenftellt, ohne fie auf gewiffe Hauptbegriffe zurück zu führen. Ueberhaupt vermifst man häufig die Auszeichnung der Theilungsgründe und die nöthigen Unterabtheilungen, wodurch unftreitig ein wefentlicher Vortheil der Tabellen verloren geht.

Leipzig, b. Breitkopf: *Anleitung zur Kenntnifs der fämmtlichen, in Churfachfen geltenden bürgerlichen Privatrechte in einer Reihe von Briefen, zunächft für die Lektüre der gebildetern Stände beftimmt*, von *D. Guftav Alexander Bielitz*. I. Theil. 1796. 366 S. II. Th. 1796. 144 S. 8. III. Th.

Diefe Briefe find nothwendig aus dem befondern Gefichtspunkte zu betrachten, den fich der Vf. gebildet hatte. „Ich habe mir," fagt er in der Vorrede, „einen gefchmackvollen und mit gelehrten Kenntnif-

fen ausgestatteten, jedoch mit den Rechten unbekannten Mann, an den ich sie richtete, gedacht, damit ich bisweilen eine kleine Ausschweifung in das Gebiet anderer Wissenschaften machen könnte. Dahin mögen die hier und da, doch nicht zu häufig, eingewebten Stellen aus fremden, lateinischen und englischen Dichtern passen; doch nicht, wie S. 328., dass der Empfänger die Briefe dem Fürsten und Rittergutspachter wohl vorlesen würde. Neue Aufschlüsse und tief gedachte Sätze und Beweise sind hier nicht zu suchen, und wenn Rec. den Vf. nach der Jahrzahl seiner angeführten Inaugural-Disputation, von 1794 nicht unrichtig für einen jungen Schriftsteller ansieht, so verdienen die Mannichfaltigkeit der in diesen Briefen dargelegten Kenntnisse von der kursächs. Gesetzgebung, die Ordnung und Deutlichkeit allen Beyfall, ob sich gleich hier und da gegen den Plan im Ganzen, gegen einzelne Sätze, und gegen den nicht selten gebrauchten, für den Briefstil etwas harten, und z. B. S. 6 etc. zu schweren Fortgang der Begriffe von Frage zu Frage manches erinnern liess. Wahrscheinlich hätte dem Vf. seine eigne Kritik dies alles, und wie füglich der wirkliche Inhalt des Buchs in einen Band hätte gebracht, oder wie viel mehr in 3 Bänden hätte gesagt werden können, nicht verhalten, wenn er das Mscpt. noch einige Zeit hätte reifen lassen. Der erste Theil enthält nach drey Briefen Vorerinnerungen über den Plan etc. des Werks, über die Geschichte der sächs. Gesetze, über die aufgenommenen fremden Rechte etc., vom 4—7. Brief die aussergesellschaftlichen Verhältnisse, Rechte der beiden Geschlechter, des Alters, der Kranken, Armen, Abgebrannten etc., vom 8—15. Br. die Verhältnisse in den häuslichen Gesellschaften zwischen Eheleuten, Aeltern und Kindern, Anverwandten, Vormündern und Pflegbefohlnen, Herrschaften und Dienstboten, vom 16—32. Br. die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft: Rechte der Eingebornen, Ausländer, Abwesenden, Rechte, welche mit dem Bekenntniss des evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs verbunden sind, Rechte des Landesherrn, des Adels, der Rittergutsbesitzer, der Stadt, Einwohner, der Kaufleute, Handwerker, Bauern, Ehrlosen, in öffentlichen Aemtern stehenden Personen, der Geistlichkeit, Soldaten, Bergleute und Bergbauenden, der Posten; im 33. Brief von den Abgaben in Sachsen. Im II. Theil wird im 34—44. Br. vom Eigenthumsrecht und im IIIten vom Vertragsrecht, 45—47. Br. von allgemeinen Grundsätzen von Verträgen, 48—54. Br. von Verträgen, wodurch persönliche Verhältnisse entstehen, 55—59 Br. welche die Uebertragung des Eigenthums zum Zweck haben, 60—68. Br. von Verträgen, wodurch das Eigenthum modificirt und eingeschränkt wird, und im Anhang 69. Br. von Verbindlichkeiten zur Entschädigung aus unerlaubten Handlungen; endlich 70. Br. vom Gange der Processe gehandelt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Barth: *Johnson oder der edle Taschenspieler.* **Aus den Memoiren des Grafen von O**.** *Erster Theil*, von X. Y. Z. dem Verfasser des zweyten und dritten Theils des Schillerischen Geistersehers. 1797. 422 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Schriftsteller, welcher sich als Verfasser dieses Romans nennt, hat sich selbst in eine sehr gefährliche Parallele gestellt, indem er allzu bestimmt das Vorbild bezeichnet hat, wonach er arbeitet. Ohne diese Beziehung würde man ihm nicht ungerne, zum Theil sogar mit Interesse zugehört haben: allein es macht statt dessen einen sehr widrigen Eindruck, ihm gegenüber zustehn, und den Kampf mit anzusehen, in welchem er seinem Original nachzukommen strebt, ohne dass er auch nur entfernt vermag, dem Körper, den er schafft, etwas einzuhauchen, was dem Geiste, der in Schillers Geisterseher weht, ähnlich sey, — ohne dass sein Blick scharf genug ist, die Tiefen des menschlichen Herzens und seiner Empfindungen so klar und innig zu durchschauen — und ohne dass er, wo er etwas weiter vordrang, die erhaltenen Eindrücke lebendig und so zu reproduciren vermöchte, dass seine Leser an ihnen Theil nehmen könnten. Indem man seinem Helden folgt, fühlt man bey aller Zufriedenheit mit seinem edeln Bestreben, eine gewisse Leere, weil man nicht sieht, wo das Ziel ist, wozu alles dieses führt, und wie alles, was geschieht, sich zur Einheit ründen werde. Zwar kann der Vf. mit Anschein von Recht auf die folgenden Theile verweisen: allein wir dürfen ihm auch darauf erwiedern, dass wenn man auch die Kette der Einheit nicht in ihrem ganzen Zusammenhange überschauen kann, sie doch in der Anlage des Ganzen bereits durchscheinen sollte. — Wir schweigen von dem, was unmotivirt ist; so wie von dem Ueberabentheuerlichen, was wie jenes nur zu oft in der Verbindung der Begebenheiten vorkommt; in ihm und in andern ausserwesentlichen Dingen wird nicht selten das Interesse mehr gesucht, als in der wirklichen innern Kraft, die durch Zusammenhang, Anordnung und Vortrag das Ganze belebt. — Von der Geschichte selbst verrathen wir nur so viel, dass Johnson, durch eine unglückliche Liebe dahin gebracht, die Rolle eines Taschenspielers zu wählen, und unter dieser Maske für edle Menschen zu wirken — das Gegenstück zum Armenier darstellen soll, den der Vf. in seiner Fortsetzung des Geistersehers zu einem wahren Ungeheuer ausmalte! —

Berlin, b. Nicolai: *Volksmährchen*, herausgegeben von *Peter Leberecht.* 1797. *Erster Band.* 366 S. *Zweyter Band.* 309 S. 8.

Wenn dieser Peter Leberecht eben der Lebrecht wäre, der in demselben Verlage im Jahre 1796 uns seine eigne Geschichte erzählte, so hätte er sich in dem Zeitraum von jenem Produkte zu der Ausarbeitung der vor uns liegenden Volksmährchen merklich vervollkommt. Ein leichter und fliessender Ton der Erzählung kündigte sich schon in jener Arbeit an: aber noch fehlte es dem Ganzen an innrer belebender Kraft: die einzelnen Theile der Geschichte und die eingeschobenen Reflexionen schienen nur von der

Will-

Willkühr und dem Zufall zusammengestellt zu seyn: es gab noch zu viele Punkte, wo der Leser statt sich zu unterhalten oder wenigstens zu ruhen, sich langweilte: und fast nirgends wechselte der Vortrag sein Colorit nach den Gegenständen und Scenen, die er zu behandeln hatte.

Von allen diesen Seiten haben die hier gesammelten Volksmährchen vieles voraus. Ueber *Blaubart* und den *gestiefelten Kater*, die auch besonders gedruckt sind, vergleiche man die Recension eines andern Mitarbeiters (A. L. Z. 1797. Nr. 333.). — *Der blonde Ekbert* hat durch ein romantisches Gewebe, welches durch diese Geschichte fortläuft, mehr Interesse, als Blaubart: aber es mangelt in ihr an der hinlänglichen Motivirung der Handlungen, und über dem Ganzen schwebt ein widriges Dunkel, weil es dem Vf. weder gefallen hat, den Charakter Ekberts näher zu bestimmen, und dadurch die Grausamkeiten, welche er begeht, einigermaßen natürlich darzustellen, noch über das Band sich befriedigend zu erklären, was Bertha an die Alte und an die Prüfungszeit knüpfte, die sie bey dieser auszuhalten hatte. Selbst ein Machtspruch aus dem Geisterreiche wäre uns erträglicher gewesen, als dieser gänzliche Mangel einer befriedigenden Aufklärung! — *Die Geschichte von den Heymons Kindern in zwanzig altfränkischen Bildern* war nicht werth, dass der Vf. sie bearbeitete, und noch weniger also, dass er sie dem Publicum vorlegte. Nicht Phantasie und Laune, sondern Unwissenheit und Aberwitz brachten diese unnatürlichen und charakterlosen Menschen und diese Schöpfung einer allgemeinen Verwirrung der moralischen und politischen Welt hervor, und wir verweisen daher billig dieses Mährchen zu den Jahrmarktsbuden zurück, in welchen es vor dem Vf. zu Hause war.

Wundersame *Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence.* Auch dieses Mährchen ist aus der Quelle geschöpft, wo die Heymons Kinder sich fanden: aber es hat weit mehr Anlage zu einer interessanten Erzählung, und ist es in der Bearbeitung des Vf. wirklich geworden. Freylich muss man es immer als Volksmährchen betrachten, wo man manche Unwahrscheinlichkeit, manches Wunderbare, manche Abweichung von charaktermäfsigem Reden und Handeln, als nothwendig anzusehen hat. Doch in welchen Gattungen des romantischen Gebiets müssen wir dies in unsern Tagen nicht?

Den Schluss des zweyten Theils macht *ein Prolog*, der sich mit einigen Erscheinungen am philosophischen Firmamente beschäftigt, und mit reicher Laune ausgestattet ist, mit der er lachend manche treffende Wahrheit predigt. — Dieser Prolog scheint uns die im Publicum verbreitete Vermuthung zu bestätigen, dass die hier gesammelten Arbeiten, Produkte eines jungen Genies sind, das sich als einen eben so kecken als kraftvollen Verfolger der Thorheit angekündigt hat, und zu gegründeten Hoffnungen berechtigte, etwas vorzügliches zu leisten. In den hier und da eingestreuten versificirten Stücken glauben wir insbesondre die Versification und Diction jenes Schriftstellers wieder zu erkennen, von welcher jene mit vielen Härten, diese mit einiger Dunkelheit kämpft. Doch scheint es dem Vf., er sey wer er wolle, minder an Kraft, jener Schwierigkeiten mächtig zu werden, als an Willen und Geduld, die Feile lange und fleissig zu brauchen, zu gebrechen. Allein billig sollte der, welcher für die Sache des guten Geschmacks kämpft, selbst so untadelhaft als möglich erscheinen.

OSCHATZ, b. Oldekop: *Mnemosyne, oder meine Erinnerungen*, von der Verfasserin der *Familie Walberg* und der Situationen. 1797. 224 S. 8.

Unter dem Titel *Mnemosyne* vereinigt die Vfn. verschiedne Aufsätze, durch welche sie theils ihre entfernten Freundinnen an ihre Grundsätze und Gefühle erinnern, theils das Andenken ihrer Erfahrungen, Empfindungen und Betrachtungen überhaupt ihrem Geschlecht mittheilen wollte. *Neun* Aufsätze, nämlich zwey *Rhapsodien*, drey *Erzählungen*, zwey *Schauspiele* und zwey *Gedichte* findet man hier beysammen. Die *Rhapsodien* sind poetischprosaische Declamationen. In der ersten feyert die Vfn. das Andenken von dem frühen Tode zweyer Kinder mit sanftrührenden Bildern. S. 3. ist es widersprechend, wenn der Todesengel, dessen Namen doch schon *schreckend* seyn soll, ein *süsser* Seraph heisst, wenn er dem schlummernden Kinde *schön* gerufen, und doch *jubilirend* an der Wiege gejauchzt haben soll. Wie S. 4. ein *starrender* Blick den Himmel *durchspalten* könne, ist nicht wohl einzusehn. Die zweyte Rhapsodie S. 126. ist eine Declamation über die Gewissheit eines künftigen Lebens, über den Ersatz, den man in demselben zu erwarten hat, über das Wiedersehn der Freunde in demselben u. s. w. und enthält edle Gedanken mit einer feyerlichen Schwärmerey vorgetragen. Nur S. 129. ist die Vf. aus dem Ton gefallen. Schon folgender Ausdruck passt nicht hieher: „Ich würde dem Mann Gottes von *erlernter* Gelehrsamkeit *ins Amt fallen*" — aber folgende Stelle, wo vom Sterbebette die Rede ist, geht gar ins Komische über. „Auf dieser *hohen Schule* der Weisheit „wird der ewige *Freyheitsbrief*, im Himmel *geschrieben*, auf der Erde *unterzeichnet*." — Von den drey kleinen Romanen, oder *Erzählungen* heisst die *erste* S. 7.: *Josephine, oder der frühe Fall ins Verderben*, und enthält viele, nur zu ausserordentliche Vorfälle, aber die Darstellung ist so lebhaft und reich an naiven und lehrreichen Zügen, dass man gern das Unwahrscheinliche darüber vergisst. Die *zweyte* Erzählung *Lenardo und Gabriele* ist sehr kurz. Der Schlund des Meeres, der die Liebenden verschlingt, macht die plötzliche und gewaltsame Katastrophe. Da der Leser sie zu wenig kennen lernt, um mit ihren Leiden zu sympathisiren, und da der Liebhaber auf eine strafbare Art es verbirgt, dass er schon verheirathet war: so erweckt der Ausgang nur wenig Mitleiden. Die Sprache ist hier und da zu bilderreich. Die dritte Erzählung hat die Aufschrift: *Die brillantnen*

Ohrgehänge. Ein Geschenk von Ohrgehängen ist der Probierstein für zwey Mädchen, wovon das eine dadurch erst eitel, und dann lasterhaft, und das andre, das sie verkauft, um Arme zu unterstützen, glücklich wird. Der unterschiedene Charakter der beiden Mädchen ist recht gut gezeichnet. Von den beiden *Schauspielen* ist das erste ein dialogisirtes Familiengemälde, betitelt: *Graf von Raschwitz, oder schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten*, in vier Aufzügen, eigentlich ein Trauerspiel, denn es geht sehr tragisch darin her, ob es sich gleich fröhlich endigt. Ein Spieler, der den Grafen ganz beherrscht, hat sich von ihm seine Pflegetochter (ein Findelkind, das die Gräfin aus Mitleid zu sich genommen) versprechen lassen, und da diese, die einen edeln Jüngling liebt, sich weigert, überredet jener den Grafen, die Pflegetochter sey ein uneheliches Kind der Gräfin, und beredet ihn gar, das Mädchen zu morden, (welcher Plan noch zu rechter Zeit von der Zofe erhorcht wird) allein, indem der Graf den Dolch gegen sie zückt, entdeckt er durch ein Porträt an ihrem Halse, dass es seine eigne Tochter von ihm ist. Ein sehr romantischer Ausgang, und eben so unerwartet, als die Erbschaft, die die Pflegetochter noch vorher S. 80. thut. Dass der Graf im Stand ist, seine würdige Gattin, deren Seelengrösse und Güte er wiederholt fühlt und bekennt, ohne alle Untersuchung für untreu zu halten, dass er ein Mädchen morden will, das ihn nicht beleidigt, ist ganz unwahrscheinlich. Die Gräfin ist das Ideal einer guten Ehefrau, und erregt durch die Gegenwart ihres Geistes, und durch ihre Standhaftigkeit Bewunderung. Das *zweyte* Schauspiel heisst: *Klelie, oder die Emigranten*, in zwey Aufzügen. Die Personen desselben wetteifern alle in Edelmuth; *Klelie* giebt dem Wohlthäter ihres Vaters aus Dankbarkeit die Hand, ob sie gleich schon einen Geliebten hat, dessen Schicksal sie aber nicht weiss; der Vater will sie nicht zwingen, ob er gleich weiss, wie nöthig diese Verbindung für seine Umstände ist, der erste Geliebte, der am Tag von *Kleliens* Trauung zurückkommt, entsagt seinen ältern Rechten, sobald er *Kleliens* Motive hört, und besonders erfährt, dass *Kleliens* Gatte einer seiner besten Freunde ist. Dass *Kleliens* Gatte nun dennoch verspricht, sich von ihr, nachdem er eben mit ihr getraut worden, wieder scheiden zu lassen, ist unwahrscheinlich, und dass er vorher so wenig Untersuchung angestellt, ob ihr Herz noch frey sey, war zu leichtsinnig. — Die zwey *Gedichte* endlich S. 124. und S. 130. sind mittelmässige Elegien, durch Todesfälle veranlasst.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dieterich: *Von dem Ursprung und der Beschaffenheit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung.* Als Ankündigung der zweyten Vertheilung des neuen homiletischen Preises für das Jahr 1797. Von D. *Christoph Friedrich Ammon*, ord. Lehrer der Theologie. 32 S. 4. Diese kleine akademische Schrift ist eine in ihrer Art allzu merkwürdige Erscheinung, als dass die A. L. Z. sie ganz mit Stillschweigen übergehen könnte. Hier wird *der Ursprung und die Beschaffenheit einer unmittelbar göttlichen Offenbarung*, durch folgende neue Beschreibung der ganzen Procedur, deducirt und erklärt:

„Die meisten Kräfte und Gesetze unsers Wesens, unsre Sinnen, Gedächtniss, Einbildungskraft, Verstand, und selbst unsre empirische Vernunft wirken sämmtlich innerhalb der Zeit und des Raums. Nur unser sich allmählig aus der Sinnlichkeit herausbildendes moralisches Ich, und unser Gewissen, dieses göttliche Gesetz eines reinen, freyen Willens, ist über die Reihe mechanischer Ursachen und Wirkungen erhaben, und bringt unser Wesen der Gottheit nahe. Durch die reine, freye, energische Wirksamkeit des Moralgesetzes in uns, und durch das unbedingte Machtgebot desselben im Verhältnisse zu der Foderung unsrer Neigungen und Begierden, entsteht nicht nur der Glaube an das Daseyn einer moralischen, die Welt regierenden Gottheit, sondern auch der Glaube an eine würdige Verehrung derselben durch die Betrachtung des Sittengesetzes, als eines göttlichen Gebots. Wenn nun durch den heiligen und mächtigen Willen Gottes alle Kräfte und Gesetze der Natur fortdauern und von ihm abhangen; so können auch die moralischen Kräfte und Gesetze unsers Wesens, unserer Freyheit unbenommen, nur durch diesen heiligen Willen Gottes fortdauern, und unter unsrer eignen freyen Mitwirkung, eine immer grössere Lebhaftigkeit und Stärke erhalten. Setzen wir nun voraus, dass ein Mensch sich durch unausgesetzte Vervollkommnung seiner moralischen Natur über den physischen Naturzwang immer mehr zur Freyheit emporhebe; so kommt er nicht nur dem Ziele seiner Bestimmung, der Heiligkeit Gottes, immer näher, sondern es müssen nun auch nothwendig göttliche Gesinnungen, und durch die Foderungen seines lebhaft wirkenden Moralgesetzes, göttliche Kenntnisse in seiner Seele entstehen, und — *der edlere Theil seines Wesens schwingt sich durch seine moralische Ausbildung zu der Höhe empor, wo die allerumfassende Kraft der Gottheit* n i c h t m e h r u n m i t t e l b a r *durch* s i n n l i c h e B e r ü h r u n g e n *seiner* E m p f i n d u n g e n u n d G e f ü h l e *in der, und durch die Natur, sondern durch* g e i s t i g e B e r ü h r u n g *seines* m o r a l i s c h e n I c h *auf ihn wirken kann.* So entsteht in ihm das Bewusstseyn — nicht Gefühl, denn diese Wirksamkeit Gottes fühlt man nicht — von der Gegenwart gewisser göttlicher Vorstellungen und Ideen, zu welchen er sich den Weg nicht *allein* durch eignes Nachdenken gebahnt hat; sie drängen sich ihm unerwartet und mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit auf, er findet sie der Würde der Gottheit angemessen, und seinen Zeitgenossen wohlthätig; er betrachtet sie also als Kenntnisse und Belehrungen von Gott, und fühlt zugleich den *unwiderstehlichen, moralischen* Beruf, sie seinen Zeitgenossen mitzutheilen. So entsteht in der Seele des Vertrauten der Gottheit eine unmittelbare Offenbarung etc." Doch, dies wird hinreichend seyn, um den Geist, der in dieser Schrift herrscht, kenntlich zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. December 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Dyk: *Beyträge zur Kenntniss vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner.* Achtes bis Vierzehntes Stück, 1794—1796. 8.

Wir haben bereits bey der Anzeige der ersten Stücke unsere Leser mit dem grossen Werthe dieser Beyträge bekannt gemacht. Scharfer und genauer Beobachtungsgeist, Kälte und Richtigkeit im Urtheile und unbestechliche Wahrheitsliebe zeichnen auch die vor uns liegenden Hefte aus. Das achte Stück enthält Bemerkungen über Windsor und die Gegend von Windsor und Eton; etwas über das Klima Englands, und über die englische Aussprache und Rechtschreibung, so wie einige Beyträge zur Literatur. Die drey folgenden Hefte sind dem Collegium oder der Schule zu Eton, der Erziehung und der daraus entstehenden Charakteristik der Engländer, und der Universität Oxford gewidmet. Das dreyzehnte Heft schildert das Ansehen, die Würde und den Stand der Gelehrten in England, eine schöne Schilderung, der noch eine historische Erklärung der verschiedenen Arten von Rechtsgelehrten in England beygefügt ist, und im vierzehnten Hefte finden wir eine politische Geographie von Ostindien, (von den Besitzungen der Britten in Asien), die aber von wenigem Werthe ist, Hastings Process und die Beschreibung einer Reise von Eton nach Bath und Bristol.

Da wir annehmen dürfen, dass der bey weitem grösste Theil unserer Leser die hier eben aufgeführten Hefte bereits gelesen hat, so schränken wir uns darauf ein, nur einige Bemerkungen und Verbesserungen mitzutheilen. Was der Vf. von dem heiteren Aussehen von Windsor sagt, gilt nur von dem obern Theil der Stadt; der untere, das heisst, derjenige, der mit Eton zunächst in Verbindung steht, gewährt sicher einen solchen Anblick nicht; dieser Theil ist sehr abhängig und hat enge und schmutzige Strassen. Die Kaufmannsläden sind auch nicht so sehr ansehnlich, man konnte sie unbedeutend nennen. Die Menge Livreebedienten, Kutschen, Chaisen u. s. w. sieht man nur in gewissen Zeiten, des Sonntags, im Sommer, wenn die königliche Familie sich auf der Terrasse befindet, oder auch wenn die Wettrennen zu Ascot gehalten werden. S. 4 muss der Ausdruck *ungeheure Menge Landsitze* verändert werden in *eine beträchtliche Anzahl Landsitze;* auch ist das wohl übertrieben, was von dem ungeheuren Zusammenlaufen verschiedener Menschen auf der Terrasse zu Windsor gesagt wird. S. 52 muss man Upton statt Opton und S. 54 Datchet statt Dachet lesen. Sollte nicht auch wohl S. 55 Stoke Park statt Stoke Pogeis stehen? Hr. *Küttner* glaubt, so wie mehrere mit ihm, dass Gray in seiner unsterblichen Elegie auf einen Dorfkirchhof den Kirchhof zu Stoke besungen habe; andere halten den Kirchhof zu Upton für den Schauplatz, und das Locale scheint für diese Behauptung stark zu sprechen. Die S. 89 erwähnte Vase ist die berühmte Vase, deren erster Besitzer Sir W. Hamilton war, und die den Namen hamiltonische Vase führte. Sie ist von ganz dunkel blauem Glas, mit weissen Reliefs von demselben Stoffe, und ganz einzig in ihrer Art. Umsonst versuchte man es, sie nach zu machen. Ihr jetziger Besitzer ist der Herzog von Portland; er kaufte sie in der erwähnten Auction für tausend Pfund. In den, das Klima betreffenden Bemerkungen sagt uns Hr. K., dass im November die Luft, die niedere Atmosphäre, oft so dick sey, dass sie alles Licht auffange und alles so dunkel umher mache, dass man am hohen Mittage die Fenster schliesse und Licht brenne, um Heiterkeit im Zimmer zu erhalten. Rec. der besonders viel über das Klima Englands gesammelt hat, zweifelt sehr, ob das irgendwo in England der Fall sey, und selbst Eingeborne, die Rec. fragte, zweifelten mit ihm. Leichtes Bauen ist nicht, wie S. 98 gesagt wird, im allgemeinen der Charakter der englischen Architektur. Eine gewisse Classe von Häusern wird freylich sehr leicht und mit dünnen Wänden gebauet, wie z. B. die Häuser, welche die Baumeister in London aufführen, um sie zu verkaufen. S. 108 muss man Cypenham statt Chippenham lesen. Unter Bryants Schriften vermissen wir seine Abhandlung über eine Stelle im Josephus, die Gottheit Christi betreffend, seine Abhandlung über den Philo Judäus, seine Schrift über die ägyptischen Plagen und die göttliche Sendung Moses, seine Schrift gegen M. Le Chevalier über die Lage von Troja, seine Abhandlung über die Menschenopfer bey den Alten, die der berühmte Michaelis ins Deutsche übersetzte, so wie sein, unter uns nun auch durch eine Uebersetzung bekannt genug gewordenes Werk über den trojanischen Krieg. S. 112 muss statt Wurton, Warton und statt Tyrwit, Tyrwhitt gelesen werden. Ausser den vom Vf. angeführten drey lateinischen Uebersetzungen von Gray's Elegie besitzen wir jetzt noch vier in griechischen Hexametern, zwey derselben haben einen D. Norbury und einen M. Ten, beide Mitglieder des Collegii zu Eton, zu Verfassern.

Neuntes Stück — Auch zu Eton ist die eigentliche Benennung der Freyschüler *King's Scholars,* wie schon aus dem jährlich gedruckten Verzeichniss der Schüler erhel-

erhellet; dort werden die Freyschüler mit den Buchstaben K. S. angedeutet; aber darin hat der Vf. Recht, dass man jene Schüler gewöhnlich in der Unterredung durch den Namen *Collegers* unterscheidet. „In *England*, sagt Hr. K., S. 35 geht der Knabe nicht eigentlich in die Schule, um zu lernen, oder bloss Unterricht zu erhalten, sondern zu zeigen, was er gelernt hat, und man setzt von jedem voraus, dass er seine Schularbeiten zu Hause gemacht hat." Das ist falsch, so richtig es wäre, wenn statt *in England* in Eton stände; denn in den übrigen Instituten, und auch zu Westmünster wird in der Schule selbst der Unterricht ertheilt. Die eigene Lehrart (S. 36) schränkt sich also auch bloss auf Eton ein. In der Schule sieht der Lehrer auch nicht bloss darauf, dass der Schüler sein Exercitium bringt. Jedes Exercitium wird von einem bestimmten Lehrer, gewöhnlich dem Lehrer der Classe, zu welcher der Schüler gehört, nicht gerade von seinem Tutor, der es schon corrigirt hat, durchgesehen, die Fehler gerügt und auch wohl bestraft. Die Unterlehrer haben freylich nichts mit der Ruthe zu thun; aber sie ertheilen nicht bloss Rath und Ermahnungen, sondern erkennen auch auf Strafen, auf — Strafarbeiten; sie lassen den Sünder übersetzen, abschreiben, oder auswendig lernen, und unterwirst der Schüler sich nicht pünktlichst, so bringt man ihn zum Oberlehrer, der ihn körperlicher Weise angreift. Die Gedichte der Schüler zu Eton sind wirklich gesammelt. Die Sammlung erschien unter dem Titel *Musae Etonenses* im J. 1796 in zwey Bänden. Der Herausgeber derselben war Mr. W. Herbert, dritter Sohn des Grafen von Carnarvon. Man findet in dieser Sammlung die vorzüglichsten poetischen Ausarbeitungen der Schule aus einem mehr als dreyssigjährigen Zeitraum; die Gedichte sind theils griechisch, theils lateinisch und mehrere wirklich trefflich. Hr. K. glaubt, es gäbe dieser Sammlungen mehrere, Rec. erinnert sich nur noch einer einzigen, die aus einem Bande besteht. Was jener erstern Sammlung noch ein vorzügliches Interesse giebt, ist, dass man in derselben Jugendarbeiten von mehreren berühmten Männern, auch von Hn. Fox, findet. S. 50 bemerkt Hr. K., dass man die Dichter, welche in den Schulen gelesen würden, auswendig lernen lasse, und dass man wohl deswegen, vorzüglich unter den zu Eton erzogenen Männern manche finde, die einen Dichter der Alten so ziemlich auswendig wüsten. Dies ist auch bey Hn. Fox der Fall; er weiss den Horaz ganz auswendig. „Eine gewisse Anzahl anderer Mitglieder (*fellows*) werden zum Examiniren der obersten Knaben ernannt." (S. 60) Der Regel nach ernennet man nur zwey; sie heissen *Posers* d. i. Examinatoren, und beide müssen, wenn Rec. sich nicht sehr irrt, *Masters of arts* seyn. Nicht Heinrich VIII, sondern Heinrich VI war Stifter der Schule, und diesem zu Ehren wird die, S. 67 erwähnte, Mahlzeit gegeben. Die Sommerferien fangen gewöhnlich in der vorletzten, zuweilen auch in der letzten Woche des Julii an. Was der Vf. über den Charakter der etonschen Knaben, d. h. der Schüler zu Eton bemerkt hat, ist unverbesserlich gut; diese Schilderung gehört zu den vorzüglichsten im ganzen Werke.

Zehentes Stück — Es ist wohl ein Druckfehler, wenn S. 51 Wolstoncraft für Wolstoncraft steht? Die sogenannten Sonntagsschulen, die man seit einigen Jahren in England zu errichten angefangen hat, und die sich in sehr vielen Theilen des Reichs ausgebreitet haben, sind von mancherley Art und wurden auf mancherley Weise gestiftet. Ein reicher Güterbesitzer oder ihrer mehrere errichteten eine solche Schule auf eigene Kosten, oder der bessere Theil der Einwohner eines gewissen Districtes machten eine Subscription. Die Wirkungen dieser Schulen waren höchst seegenreich; um so mehr aber beklagt es Rec., dass er hinzusetzen muss, wie gegenwärtig auch in Hinsicht auf diese Schulen, die Meynungen in England sehr getheilt sind. Der grössere Theil der denkenden Köpfe aus dem höheren Stande ist wohl noch für diese Schulen; aber ein recht ansehnlicher Theil gerade gegen sie. Die französische Revolution und die Furcht vor einer ähnlichen Katastrophe in England hat eine Menge Bedenklichkeiten gegen diese Schulen erzeugt; oft genug hört man von ihnen behaupten, sie hätten mehr Böses als Gutes für den Staat gestiftet. Keine Aufklärung der niedrigsten Volksclasse ist auch hier die *Losung!* — Ein gelehrtes Frauenzimmer wird in England so wenig gesucht und geliebt, dass die reichern und klügern unter den gelehrten Damen ihre Kenntnisse zu verbergen suchen. Sagt man von einem Frauenzimmer, *she is a blue Stocking;* so schreckt man die Hälfte unsers Geschlechts von ihr hinweg. Woher diese Benennung, weiss der Vf. nicht anzugeben. Man sagte ihm, Johnson, der einst der grosse Gönner einer gelehrten Damengesellschaft gewesen, habe während er den Gönner derselben machte, blaue Strümpfe getragen. Rec. erinnert sich gelesen zu haben, der Klub habe den Namen von einigen weiblichen Mitgliedern erhalten, die blaue Strümpfe aus Armuth getragen hätten. Das wäre wirklich englisch genug! Der Klub selbst existirt längst nicht mehr. — Was S. 112 über das Arm in Arm gehen gesagt ist, ist wohl unrichtig. Sehr oft sieht man eine Dame neben einem Herrn frey und ungeführt gehen: geschieht das Gegentheil aber, so verursacht das keineswegs den Anstoss, von dem Hr. K. als unvermeidlich spricht. Miss Ponsoby (S. 125) soll wahrscheinlich Miss Ponsonby heissen, und was (S. 127) die Franzosen *gendigt* nennen, nennen doch auch die Engländer *finished?*

Eilftes Stück. — Die Sternwarte zu Oxford sah Hr. K. noch nicht vollendet. „Der Thurm, sagt er, ist achteckigt. Oben auf wird man eine Weltkugel, von einem oder zwey Atlanten getragen, setzen, und dann wird die Höhe des Thurms über 100 Schuhe seyn." Die Weltkugel war schon im Julius 1796 aufgesetzt; es ist eine *Sphaera armillaris*, die von zwey Atlassen getragen wird; der Pol ist nach Norden gerichtet; auch waren im Julius 1796 schon die Figuren, der Wind u. s. w. angebracht. Jetzt ist es nun leider noch schwieriger, die Sternwarte zu sehen, als in den Zeiten,

ten, wo der Vf. in Oxford sich befand; denn D. Hornsby's Gesundheitsumstände haben sich sehr verschlimmert; er leidet an epileptischen Zufällen. In dem mittlern Gebäude oder dem Thurm ist der Lehrsaal, ein schönes geräumiges Zimmer. Aus diesem Saale führt eine trefflich, leicht und gefällig gearbeitete eiserne Treppe hinauf in das Beobachtungszimmer. Die Treppe kostet nicht weniger, als fünf hundert Pf. St. Das Beobachtungszimmer erhielt nach Dr. Hornsby's Anordnung eine Höhe von 40 Fuss. Es ist durch eine schöne Kuppel gezieft und um dasselbe läuft eine Gallerie, um Beobachtungen im Freyen anstellen zu können. Rec. meynt, dass das Observatorium ganz vollendet 20,000 Pf. kosten werde. Dr. Sibthorp, dem der botanische Garten zu Oxford so viel verdankte, lebt nicht mehr; sein Nachfolger wurde ein sehr junger Mann, Namens Williams, der von seinen botanischen Kenntnissen noch keine Beweise aufgestellt hatte. Der S. 74 genannte *Hug Balsam* heisst wohl *Hugh* (*Hugo*) *Balsam*.

Zwölftes und dreyzehntes Stück. — Die Note des Herausgebers S. 16 enthält einen Irrthum. Das Einkommen der *Students* vermehrt sich nicht nur, sondern die älteren erhalten beträchtlich mehr als die jüngern. So weit bringt man es wirklich auf den englischen Schulen nicht, wie man nach S. 120 und 121 erwarten sollte. Sehr viele junge Leute von 20 und 22 Jahren, ja man darf wohl sagen, die Meisten, leisten das nicht; nur die geringere Zahl von den vollendeten Schülern ist im Stande, alle lateinische und griechische Schriftsteller mit Leichtigkeit zu lesen. S. 232 ist der Name des berühmten Bearcroft in Bearscroft verwandelt. Hr. K. sagt (S. 233): „manchmal bezahlt einer eine ganze Menge von Advocaten, nicht um sie zu gebrauchen, sondern damit sie nicht gegen ihn gebraucht werden können." Dies verdient mehr als eine Berichtigung. Leute von grossem Vermögen, vielen Geschäften, und vielfachen Verhältnissen und Verwicklungen bezahlen den berühmtesten Sachwaltern jährlich eine Summe, welche eben nicht sonderlich gross ist, etwa 15 bis 20 Pf. Gewohnheit und Sitte und Anstand verpflichten dann den Empfänger, wenn der Bezahlende in einen Rechtsstreit verwickelt wird, sich zu dessen Dienst bereit zu halten und auf keinen Fall gegen ihn zu agiren. Einen Sachwalter auf diese Weise im Solde haben heisst *to retain*, so wie das ihm jährlich bezahlte Geld *retaining fee*. Zuweilen hält einer sich so drey bis vier Sachwalter. Eben das thun Gesellschaften, Handelsgesellschaften und andre Corporationen; und man hält der Sachwalter mehrere oder wenigere, je nachdem man mehr oder weniger Aussicht zu Rechtshändeln hat. Bey einigen der berühmten Sachwalter beläuft sich diese Einnahme, für die sie meist nichts thun, bedeutend hoch. Bey der Eintheilung der Richter in England hat der Vf. wohl bemerkt, dass die Richter ganz und gar vom Hofe unabhängig sind, er hätte aber noch hinzufügen sollen, dass die Nation diese ganz unschätzbare Unabhängigkeit Georg III verdankt; gleich in den ersten Jahren seiner Regierung verordnete der jetzige König, dass die Richter künftig ihre Stellen auf Zeitlebens und nicht mehr, wie bis dahin, *during the King's pleasure* erhalten und behalten sollten. Der Verfasser der *Justice of the Peace* (S. 239) heisst nicht *Byrne* sondern *Burne*. Irrig ist es, wenn der Vf. S. 242 behauptet, die eigentliche Ehescheidung (*divorce*) könne nur im Oberhause erhalten werden; vom Parlamente hätte gesagt seyn sollen; es muss eine Bill passiren, die Sache muss also erst in's Unterhaus gebracht werden. Committeen des Unterhauses zum Verhör solcher Händel sind gar nicht selten.

Vierzehntes Stück. — Die *Short-hand-writers* sind nicht, wie man nach S. 33 erwarten könnte, privilegirt, die Verhandlungen im Parlamente nachzuschreiben; man connivirt bloss; nach den Gesetzen sind sie weder im Oberhause, noch im Unterhause zu dulden, und der Fall hat sich schon oft ereignet, dass, wenn ein *Short-hand-writer* sich vorn auf der Gallerie zeigte, so dass er vom Sprecher bemerkt werden konnte, dieser ihm das Schreiben verbot. Ueber die in ein System gebrachte Kunst dieser Leute hat man nicht bloss eines, sondern zwey bis drey Werke, deren Titel aber Rec. nicht angeben kann. Die Deputirten des Unterhauses, die Ankläger, S. 63, heissen *the managers of the house of commons*, und der S. 85 genannte *Townly Townley*.

NEURUPPIN, b. Kühn: *Meine Frühlingsreise* aus der Priegnitz durch die Altmark, durch Halberstadt, Magdeburg, Quedlinburg, u. s. w. wie auch durch den grössten und reizendsten Theil Thüringens, über Freyburg, Naumburg, Merseburg, Halle, u. s. w. in die Grafschaft Ruppin zurück, von *Heinrich Müller*, Prediger zu Metzelthin im Ruppinschen. 1795. 2 Theile. 239, 220 S. 8.

Der Vf. dieser Reisebeschreibung scheint unter die zu gehören, die nie weit gereiset sind. Alles ist ihm daher, besonders bey dem ersten Ausfluge, merkwürdig, alles macht auf ihn den lebhaftesten Eindruck; alles, was er sieht und hört, ist ihm interessant genug, um seinen Lesern mitgetheilt zu werden. Alle nur etwas ausgezeichnete Gebäude, Kirchen und Klöster mit ihren Gemälden, Bildhauerarbeiten, Grabmälern und Grabschriften werden ausführlich beschrieben, die Legenden nach erzählt, alle Reisegesellschafter und alle neue Bekanntschaften charakterisirt; u. s. w. Auch fehlt es nicht an physico-theologischen und moralisch-politischen Betrachtungen. Kurz man stösst auf so viel Kleinliches und Unbedeutendes, dass man unwillig werden könnte, wenn man nicht durch die überall durchschimmernde Gutmüthigkeit des Vf. und durch die für manche Mängel des Inhalts entschädigende Darstellung, die zuweilen in das Dichterische, aber doch nie in Schwulst, übergeht, wieder mit ihm ausgesöhnt würde. Mehrere Bekanntschaft mit neuern Reisebeschreibungen würde ihn auf ganz andere Gegenstände geleitet, und mehrere Menschen- und Weltkenntniss zur Verschweigung mancher Bemerkungen und Nachrichten bewogen haben, die in-

dessen für viele Leser wohl grade den interessantesten Theil ausmachen dürften. Als Anhang ist beygefügt: Kurzgefasste Beschreibung (und Geschichte) *einiger Bergschlösser in Thüringen;* wenn Zeit und Umstände es erlauben, will der Vf. die Geschichte *aller* thüringischen Bergschlösser liefern.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. v. Klefeld: *Die Mönche von San Martino auf der Keuschheitsprobe*, von *Richard Roos.* 1797. 309 S. 8. (1 Rthlr.)

Im sechzehnten Jahrhundert zur Zeit des Grossherzogs von Florenz Cosmo I gab es ein Franciscanerkloster *San Martino*, dessen Mönche weit und breit für die heiligsten und keuschesten galten. Der Grossherzog, ein Ungläubiger in Ansehung aller mönchischen Heiligkeit, nahm sich vor, in Gesellschaft seiner liebsten Buhlerin, ihres Kammermädchens, und zweyer Höflinge jene Mönche näher zu beobachten. Er kaufte also in der Nähe des Klosters ein wüstes Schloss, das im Ruf stand, von Gespenstern beunruhigt zu werden, und gab vor, einige Zeit dort wohnen zu wollen, um nach den Vorschriften der Mönche für die Sünden seines ganzen Lebens zu büssen. Hier entdeckt er, dass die Mönche, so streng ihr äusserliches Leben scheint, insgeheim das üppigste und wollüstigste Leben führen, ein ganzes Serail halten, und in verborgnen Zimmern sich den schändlichsten Ausschweifungen überlassen; er findet dass die spuckenden Gespenster des benachbarten Schlosses nichts als Mönche sind, die den Unfug deswegen verüben, um alle Beobachter ihrer heimlichen Freuden in Entfernung zu erhalten; er hebt das Kloster auf, und verwandelt es in eine milde Stiftung für Gebrechliche. Der grosse Haufen der Mönche wird zur Galleere verdammt, der Prior, und drey seiner thätigsten Genossen, die der Grossherzog zuerst entlarvt, werden nicht nur begnadigt, sondern sogar gut versorgt, ob sich gleich keine Besserung von ihnen hoffen lässt, und besonders der Prior nicht allein einen in einem Crucifix verborgnen Dolch führt, sondern wirklich mit Mordplanen, unter andern namentlich gegen den Grossherzog selbst umgeht. So gelind die ärgsten Bösewichter davon kommen, so sehr widerspricht die harte Execution mit den andern dem Charakter des Grossherzogs, der selbst als ein alter Wüstling geschildert ist. Der Vf. will diesen Widerspruch mit folgender Sentenz zum Schluss seiner Geschichte heben: „Dass *Cosmo* selbst in puncto sexti nicht taktfest war, und doch die Sünden dagegen so hart strafte, scheint zwar streng und sonderbar zu seyn; allein „wider alle Psychologie ist eine solche Thatsache nicht, „wie sich aus diesen und jenen Actenstücken und Privatnachrichten *ad nauseam usque* erweisen liesse." Die ganze Geschichte qualificirte sich zu einem kurzen Schwank, aber die vielen Intriguen und Maskeraden, die der Grossherzog so geduldig anwendet, die Mönche zu entlarven und zu beschämen, machen Langeweile, weil solche schlechte Menschen diese Mühe nicht verdienen. Zu loben ist es übrigens von dem Verfasser, dass er bey den vielen Gelegenheiten, die er bey einem solchen Süjet hatte, schlüpfrige Gemälde zu entwerfen, (selbst bey der Susannenscene S. 1-5) sehr in den Schranken der Ehrbarkeit geblieben ist. Nur der *Geifermund* des alten Pater S. 179 auf den vollen Busen der Schönen ist eckelhaft. Der Vf. will scherzhaft erzählen, wie sehr es ihm aber dazu an Talenten fehle, mag folgende Stelle S. 4 beweisen: „Sie „war noch so züchtig und unwissend, wie jedes Mädchen seyn sollte, so lange der Tischler noch nicht den „Hobel zum Spahn des keuschen Ehebettes angesetzt „hat; eben dieser Zucht und löblichen Ignoranz wegen hatte sie auch bisher für Männer nur wenig Sinn, „und das war auch natürlich; denn das Sprichwort „sagt: *Ignoti nulla cupido*, was ich nicht weiss, macht „mich nicht heiss."

WIEN, b. Rehm: *Das Grätzer Mädchen*, oder, *die Liebe zwischen Ferdinand und Marianen mit ihren Folgen*, etwas mehr als ein Roman. 1797. 189 S. 8. (12 gr.)

Nicht *romanhafter*, als *Romane*, sondern alltäglicher, als die alltäglichste Alltagsgeschichte ist diese Erzählung von einem Findelkinde, das erst Wirths- und Kammermädchen, und dann eine grosse Dame wird. Wie, wenn ein Halbschlafender einem Halbwachenden etwas erzählt, weil beide sich des Schlafes erwehren wollen, und nicht können, so erzählt hier der Vf. dem geneigten Leser, der gewiss nach dem ersten Bogen entschlummert, eine fade lange Geschichte, bey der er seine Erfindungskraft in sehr geringe Unkosten gesetzt hat. Ohne alle Verwicklung geht alles darinnen den natürlichen Gang fort, und, wo auch hin und wieder Hindernisse sich zu erheben scheinen, sind sie im Nu wieder gehoben. Das Mädchen vertheidigt z. B. S. 68 ihre Unschuld mit einem Messer, dem aber, der den Sturm auf sie gewagt, geschieht kein Leid, er bereut auch gleich alles wieder, und ob sie gleich ihn verwundet, und dann seiner Mutter in die Hand fällt, so geschieht ihr doch auch nichts. Sie wird entführt, aber die Pferde werfen den Kutscher ihres Wagens ab, und so ist sie gerettet. Durch Erbschaften und Todesfälle kommt sie endlich dem Glück ganz in den Schoos. Lächerlich zu lesen ist es, wenn ihr erster Mann sein Testament gemacht hat, wodurch sie alles erhält, und der Vf. nun S. 137 hinzusetzt: „Welches *glückliche* Ereigniss, noch in der folgenden Nacht wurde der Kranke schwächer." Der platte und matte Vortrag wimmelt von schielenden, unbestimmten, unrichtigen und undeutschen Ausdrücken. Redensarten, wie folgende: *Richte dich zusammen* (d. i. mache dich bereit) *wandle aufrecht* (d. i. führe dich gut auf) *eine Bedienstung* (d. i. Bedienung) *mit Genügen* (d. i. gnugsam) *in Anbetracht* (d. i. in Betracht) *Bogengänge* (d. i. Umwege) *verlässlich* (d. i. zuverlässig) *Verzicht* (d. i. Verdacht) sind vermuthlich Provinzialismen. Die ärgste Phrase findet man S. 95: „Nicht, dass sie eine *Pflanzerin* (was das wohl seyn mag?) oder *dumme Hoffarthssuppe* aus ihr machen wollte!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Einleitung in die Arzneymittelkunde,* von *J. Arneman* (n), der Arzneywissenschaft Prof. ord. zu Göttingen etc. 1797. 502 S. 8.

Ohne hier umständlich prüfen zu können, in wiefern die Bedeutung des Namens: „*Arzneymittelkunde*“ nur auf die allgemeinen physikalischen und chemischen Eigenschaften der Arzneymittel, mit Ausschluss der medicinischen Eigenschaften derselben, hingegen die des Namens: „*Arzneymittellehre*“ auch auf die letzten sich erstrecken lasse, müssen wir bemerken, dass dieses Buch eben durch diese Ausschliessung von dem unter dem Titel „*Arzneymittellehre*“ herausgegebenen des Vf. sich unterscheide, und eben deswegen die Arzneymittel in demselben nicht, wie im letzten, nach den Heilkräften geordnet sind. Die erste, bey weitem grössere, Abtheilung begreift die „*rohen* und *zubereiteten*,“ die zweyte die „*zusammengesetzten officinellen Arzneymittel*.“ (Den *zusammengesetzten* sollten die *einfachen* entgegengesetzt seyn, auch sind meist einfache in der ersten Abtheilung betrachtet: indessen kommen doch auch *zusammengesetzte*, z. B. Seifen, versüsste Säuren, Schwefelleber, in der ersten Abtheilung vor.) In der ersten Abtheilung sind 1) die Mittel aus dem *Pflanzenreiche*, 2) die aus dem *Thierreiche*, 3) die aus dem *Mineralreiche* abgehandelt. Die erstern sind wieder nach dem Unterschiede der Pflanzentheile, *Wurzeln*, *Blätter*, *Blumen*, *Samen*, — abgetheilt, doch laufen mit diesen Rubriken die folgenden: *Balsame*, *Harze*, *Gummi*, *Kampher*, — und sogar *abgezogene Spiritus* und *Kohle* ohne Abtheilung fort. Aus dem Thierreiche heissen die Rubriken: *Insecten* und *Würmer*, *Zoophyten*, *Theile von Thieren*, *Fette*, *ölichte Mittel*, *empyreumatische Oele*, *thierische alkalische Salze*, *Phosphor*, *Produkte der Thiere*. Aus dem Mineralreiche: *Erden*, *Laugensalze*, *Mittelsalze*, *mineralische Säuren*, *versüsste Säuren*, *Seifen*, *Erdharze*, *mineralische empyreumatische Oele*, *Schwefel*, *Metalle*. Da in jedem Reiche die genannten Titel (als *Membra dividentia*) in fortlaufender Zahl auf einander folgen, so möchten hie und da diese Abtheilungen nicht ganz den Regeln der Logik gemäss seyn; mehr hingegen sind dieses die sehr schicklichen Unterabtheilungen des Vf. bey den Wurzeln, Kräutern, — nach dem Geschmacke und Geruche in *schleimige*, *bittere*, *süsse*, *gewürzhafte* u. s. w. *Pharmacie* scheint der Vf. vorauszusetzen, da von den meisten zubereiteten Arzneymitteln die Bereitung entweder gar nicht, oder doch zu kurz angegeben ist, als dass der Anfänger sie daraus ersehen konnte, ohne ein eigentliches pharmaceutisches Handbuch zu Hülfe zu nehmen, auch in der zweyten Abtheilung die Namen: *Species*, *Pillen*, *Pasten*, *Rotulae* u. s. w. nur als Ueberschriften stehen, ohne definirt zu seyn. Seine Hauptabsicht scheint, die charakteristischen Eigenschaften, vorzüglich die Kennzeichen der Güte und Aechtheit der Arzneymittel anzugeben. Insbesondere hat er darauf aufmerksam gemacht, mit welchen andern Körpern gewisse Arzneymittel verwechselt und verfälscht werden können. In der letzten Rücksicht ist nicht überall angegeben, wodurch das ächte vom unächten, z. B. *Radix Graminis* von der *Radix Elymi canini*, *Radix Gentianae* von *Radix Ranunculi Thorae*, *Radix Arnicae* von *Radix Inulae dysentericae* und *Radix Hypochaeridis maculatae*, — sich unterscheide, obwohl diese Pflanzen als solche genannt, mit denen jene verwechselt werden können, und bey andern Pflanzen die Unterschiede angegeben sind. Da manche angehende Aerzte dieses Buch benutzen werden, so halten wir für nöthig, bey gewissen Stellen desselben einiges zu bemerken. Der *Kohlenstaub* S. 343. ist in einem bedeckten Gefässe, am besten einer irdenen Retorte stark auszuglühen, ehe er zum medicinischen Gebrauche tauglich ist. Bey den *Krebssteinen*, *Austerschaalen* und *Eyerschaalen* S. 349. ist noch anzumerken, dass diese insgesammt *kohlengesäuerter* Kalk sind; beym *Hirschhorn*, dass es aus phosphorgesäuertem Kalk und Gallerte besteht, und eben durch jenen von der neben ihm genannten *Hausenblase* sich unterscheidet. *Castoreum*, *Moschus* und *Ochsengalle* S. 356. sind wohl nicht „*ölichte Mittel*.“ Der *Liquor C. C. succinatus* S. 360. gehört nicht zu den thierischen flüchtigen *alcalischen* Salzen, da er ein aus dem flüchtigen Alcali, welches aus thierischen Theilen gewonnen worden, mit Bernsteinsäure zusammengesetztes Mittelsalz ist. Dass der *Phosphor* aus Harn gewonnen werde, hätte S. 361. eben sowohl angeführt werden sollen, als dass man ihn aus Knochen gewinnt. Zu unvollständig heisst es: „dabey zündet er“ ohne zu bestimmen, dass dieses durch viel gelindere Wärme, als bey Schwefel und Kohle, bewirkt wird. Trockner *Lapis causticus*, von dem doch S. 365. die Rede ist, macht allerdings das gesättigte Kalkwasser trübe, nämlich durch Entziehung des Wassers, das ihm näher verwandt ist, als der Kalk. Dass der Aetzstein, wenn man ihn erwärmt, Knochen *auflöse*, ist wohl zu viel gesagt. Bey der Probe des *Natrums* S. 368. ist aus der Trübung der Silberauflösung in Scheidewasser

wasser durch das mit Essigsäure gesättigte Natrum noch nicht geradezu auf Kochsalz zu schliessen: es könnte auch Glaubersalz diese Trübung bewirken; soll die Probe auf Kochsalz gehen, so ist die Auflösung des Silbervitriols genau anzuwenden; für die Pharmacie wäre es freylich hinlänglich, mit der Auflösung des Silbersalpeters nur zu prüfen, ob und wie viel Kochsalz *oder* Glaubersalz im Natrum enthalten sey. Wenn die *Lapides Prunellae* S. 377. auch „*leichter bereitet*" werden können, indem man Salpeter langsam zerschmelzt, so sind die so bereiteten auch sehr verschieden von denen, welche aus der Masse bereitet werden, die aus der Verpuffung des Schwefels mit Salpeter entsteht. Bey der *Terra foliata Tartari* S. 379. wo es heisst, dass sie oft nichts anders sey, als eine Auflösung von *Tartarus tartarisatus*, wäre die darauf deutende Probe anzugeben gewesen, nämlich die Vermischung mit reiner Essigsäure, welche die Auflösung des erstern Salzes klar lässt, aus der des letztern aber, durch Anziehung eines Theils vom Pflanzenkali, wiederhergestellten Weinstein niederschlägt. Das *Sal polychrestum Glaseri* entsteht nicht, wie S. 380. steht, aus vegetabilischen Laugensalz und Schwefel, sondern aus jenem und Schwefelsäure, nämlich bekanntermassen durch Verpuffung des Salpeters mit Schwefel. Wenn der Vf. zur Prüfung dieses Salzes die salzsaure Bleyauflösung vorschlägt, so versteht er wahrscheinlich die salpetersaure, da das Hornbley so schwerauflöslich ist: und aus dieser fället Glasers Polychrestsalz, wenn es auch noch so ächt ist, einen Bleyvitriol. Das *Seignettesalz* S. 382. besteht nicht aus Weinsteinsäure mit Natrum gesättigt, sondern aus gereinigtem Weinsteine damit gesättigt, also aus Weinsteinsäure, Pflanzencali und Natrum. S. 383. sagt der Vf., dass, wenn andere Salze mit dem essigsauren Natrum verbunden sind, diese nicht zerstört werden, und giebt dieses als Probe an. Das gilt aber nur von Glaubersalz und ähnlichen Salzen, hingegen nicht vom *Tartarus tartarisatus*, Seignettesalz, welche eben sowohl im Feuer zerstört werden, als jenes Salz selbst. Des *ägyptischen Salmiaks* ist S. 385. gar nicht erwähnt. Der *Gravenhorstische Alaun* S. 390. unterscheidet sich auch dadurch vom römischen, dass er *durch und durch* röthlich ist. Wenn der Vf. S. 391. bloss sagt, die *Vitriolsäure* dürfe nicht dampfen, so ist das wohl nicht verständlich genug. Das Nordhäuser Vitriolöl ist nach des Rec. Meynung nicht verwerflich, obwohl es dampft: das dampfende Acidum *sulphurosum* kann bekanntlich durch Destillation abgeschieden, und das zurückbleibende Acidum *sulphuricum* muss zum innern Gebrauche freylich rectificirt werden; davon hat aber der Vf. nichts gesagt. Dass *Hallers saures Elixir*, wie S. 392. gesagt wird, digerirt werde, ist unnöthig, und vielleicht gar nachtheilig. Bey *Mynsichts Elixire* S. 393. fehlt ein wesentliches Stück, nämlich der Weingeist. Richtig ist es, dass ganz reiner *Salpeter* auf das Zugiessen von salzsaurer Schwererdenauflösung oder salpetersaurer Silberauflösung nichts darf fallen lassen; allein *so vollkommen* rein ist auch das beste *Nitrum depuratum* guter Apotheken nicht, von diesen Reagentien nicht zu leiden, wenn es gleich zum Arzneygebrauche hinlänglich taugt; *Salzsäure* nach S. 398. mit Bleyzuckerauflösung auf Schwefelsäure zu probiren, geht nicht an; denn die reinste Salzsäure wird auf das Zugiessen von jener Auflösung Hornbley fallen lassen. Wenn der Vf. als ein Kennzeichen guter *Naphtha* angiebt, dass ein Tropfen, den man von einer Höhe fallen lässt, verdunsten müsse, ehe er zur Erde kommt, so hätte dabey doch die Höhe und die Temperatur bestimmt werden sollen: bey Mannshöhe und 50° Fahrenheit geschieht das wenigstens nicht. Dass das *Quecksilber* in einem eisernen Löffel über dem Feuer nichts zurücklasse, S. 413. ist nur zu verlangen, wenn der Löffel geglühet hat. Im *ätzenden Sublimate* ist nicht, wie es S. 414. heisst, das Quecksilber mit der Salzsäure unvollkommen gesättigt, sondern umgekehrt. Der *Mercurius dulcis* unterscheidet sich vom *ätzenden* nicht darin, dass in ihm das Quecksilber mit der Salzsäure vollkommen verbunden ist, denn die Verbindung im ätzenden Sublimate ist eben so vollkommen, sondern darin, dass der *dulcis* mehr Quecksilber enthält, und darin, dass im letztern das Metall nur halb verkalkt, im erstern völlig verkalkt ist, wie die Ausscheidung mit Kalkwasser zeigt. Als Probe des *Quecksilbersalpeters* ist S. 418. angegeben: der ächte werde zerlegt und sublimirt; enthalte er andere Salze, so bleiben diese zurück oder er werde nicht zerlegt. Es bleibt aber vom ächtesten Quecksilbersalpeter etwas zurück, nämlich rother Quecksilberkalk: auch kann er andere Salze enthalten und dennoch, nämlich so weit er ächt ist, zerlegt werden. Bey *Blacks grauem Quecksilberkalke* ist richtig vorgeschrieben, ihn mit warmen Wasser auszuwaschen: bey *Hahnemanns schwarzem Quecksilberkalke* fehlt diese Vorschrift, obwohl sie bey diesem eben so nöthig ist. S. 422. wäre nicht überflüssig gewesen, anzumerken, warum heisses Wasser die Farbe des *phosphorsauren* Quecksilbers nicht verändern dürfe; nämlich, weil aus Quecksilbersalpeter und aus Quecksilbervitriol durch Berührung mit heissem Wasser ein gelber Kalk sich absetzt, hingegen aus jenem Salze nicht. Bey dem *Mineralmohr* ists nicht genug gesagt: „aus dem rohen Quecksilber mit Schwefel verbunden." Der aus beiden mit *Schmelzung* des Schwefels bereitete, ist zum medicinischen Gebrauche weit weniger tauglich, als der, welcher durch Vermengung des *festen* gepulverten Schwefels mit Quecksilber bereitet worden: auch wäre anzumerken gewesen, dass die Kügelchen des Quecksilbers ganz verschwunden und zu Staube *zerrieben* seyn müssen. Als Probe des *Eisenvitriols* ist angegeben, dass wenn man zu der Auflösung Salmiakgeist setze, sie nicht blau werden dürfe. Allein wie trüglich diese Probe sey, wenn bloss auf blaue Farbe überhaupt gesehen wird, ohne die Nüance des blauen zu unterscheiden, hat Rec. neulich in einem Falle gesehen, in welchem er einen Eisenvitriol vom Kupfer freysprach, welchen ein anderer Arzt schlechterdings für kupferhaltig hielt. Auch aus dem reinsten Eisenvitrio-

vitriole, wenn seine Auflösung frisch genug ist, schlägt flüchtiges Alcali einen dunkelblauen, ins grünliche spielenden Eisenkalk, der aber ganz okergelb erscheint, wenn er mit vielem Wasser zu wiederholtenmalen ausgewaschen wird. Aus der Kupferauflösung schlägt das flüchtige Alcali einen grünen Kalk nieder, es entsteht erst blaue Farbe, wenn der gefällte Kupferkalk im flüchtigen Alcali aufgelöset wird, und von ganz anderer Nüance, als beym Eisen. Die beste Probe ist hier diese: den aus dem Eisenvitriole mit Alcali (gleichviel welchem) *niedergeschlagenen* Eisenkalk völlig auszuwaschen, und *dann* Salmiakgeist darauf zu giessen: ist nur das mindeste von Kupfer darin, so wird die *klare* Flüssigkeit blau, da sie hingegen von reinem Eisenkalke nur gelblich wird. Durch Kochen kann die *Weinsteinsäure* aus dem Brechweinsteine nicht verflüchtigt verden, wie S. 442. behauptet wird; dieses Salz läfst seine Säure auf dem nassen Wege bey dem Siedpunkte des Wassers nicht fahren. *Antimonium crudum* nennt der Vf. S. 444. ein unedles *Metall*, welches aus dem Spiessglanzkönig und Schwefel besteht(!) Wenn die *Antimonialtincturen*, wie S. 447. steht, vom Wasser milchigt werden, so kann man nicht sagen, dafs sie mit Wasser sich *mischen*: hingegen dafs sie sich *ent*mischen. Da vom *Wismuth* S. 452. gesagt ist, dafs er beym Rösten der Kobolderze gewonnen werde, so hätte eben sowohl bestimmter angegeben werden können, dafs man ihn durch eine Art von Saigerung herausschmelze. Bey der *Lebensluft* S. 456. aus Salpeter ist wohl zu bemerken, dafs man diese wegen des feinen Dunstes von Salpetersäure, den sie enthält, zu wiederholtenmalen mit kaltem Wasser waschen müsse, ehe sie zum Einathmen angewandt werden darf. Die *fixe Luft* oder *Kohlensäure* kann man am reinsten durch Glühen von reiner Kreide in einer Retorte erhalten. Die *Krystallengestalt* der Salze ist nicht überall richtig angegeben: so fehlt beym *Tartarus vitriolatus* S. 375. die Angabe der pyramidalischen Endspitzen, obwohl bey diesem Salze diese viel beständiger sind, als die Prismen, welche entweder fehlen, oder nur die mittlern Theile sind. Wenn man vom *Seignettesalze* S. 382. lieset, es habe sechseckigte Krystallen, so weiss man noch nicht, ob sie Pyramiden oder Prismen seyn: sie sind Prismen mit einer breiten, und vier, fünf oder mehreren schmaleren Seitenflächen. Eben das gilt von der Benennung „*achtseitig*" beym Alaun, wiewohl das etymologisch gleiche griechische Wort: *Octaëdrum*, dessen der Vf. sich hier nicht bedient hat, eine doppelte vierseitige Pyramide zu bedeuten pflegt. Die Krystallen des *salzsauren Baryts* S. 390. sind gemeiniglich vielseitige Tafeln mit abgestumpften Ecken. Beym *Quecksilbersalpeter* S. 418. sind die nadelförmigen Krystallen nicht angemerkt, welche entstehen, wenn man starke Salpetersäure mit Quecksilber sättigt und dann abkühlen läfst. Dafs der Vf. in der Vorrede S. IV. die *Materia medica* eine *Wissenschaft* nennt, werden ihm die Philosophen schwerlich hingehen lassen! Rec. will darüber mit dem Vf. nicht streiten, obwohl er wünscht, dafs denn doch wenigstens nicht die *Materia medica* selbst, wie von manchen Aerzten geschieht, mit der *Doctrina de materia medica* verwechselt werden möge.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Initia bibliothecae medicopracticae et chirurgicae, sive repertorii medicinae practicae et chirurgiae.* Communicat D. *Guilielmus Godofredus Ploucquet*, Professor medicinae Tubingensis. *Tomus V. Continens J. L. M. N.* 1795. 774 S. *Tomus VI. Continens O. P.* 1796. 661 S. 4. (6 Rthlr. 22 gr.)

Rec. bezieht sich bey der Anzeige dieser ununterbrochenen Fortsetzung eines literarischen Werks von so beträchtlicher Ausdehnung auf die Anzeige und Beurtheilung des ersten Theils in der A. L. Z. 1794. Nr. 170. In der Anzeige von einem der folgenden Bände hat Rec. auch schon bemerkt, dafs das Werk durch fleifsige Bearbeitung und durch Nachträge sowohl der ältern, als der nachher erschienenen Schriften gewonnen hat, und dafs Hr. P. keine von den Quellen, die er kannte, und die ihm zu Gebote standen, unbenutzt gelassen hat. Der Plan ist durchaus in allen Bänden, und auch in denen, die wir jetzt anzuzeigen haben, dem gleich, der in dem ersten Bande befolgt wurde; nur sind überall die neuern Werke nachgetragen worden, aber bey weitem nicht mit dem Fleifs, den Hr. P. auf das Verzeichnen der ältern Werke verwendete. So ist z. B. bey dem Artikel: *Nymphotomia*. Schurig, einer der neuesten Schriftsteller, den der Vf. nennt. Er führt auch nicht einen Reisebeschreiber an; und doch haben mehrere Reisende, die von den Sitten, Gebräuchen, Krankheiten u. s. w. der Menschen in heissen Klimaten Nachricht gegeben haben, von dem Abstutzen des Kitzlers, und von dem Abschneiden der Wasserlefzen an den weiblichen Geburtstheilen gesprochen. Selbst die Abhandlung des berühmten Tronchin: περὶ τῆς νυμφῆς ist sowohl unter dem Artikel: *clitoris*, als unter *nymphae*, *nymphotomia*, ausgelassen, so wie unter beiden Artikeln auch Paaw und Niebuhr ausgelassen sind, und Blumenbach, der in seiner *dissert. de generis humani varietate nativa* sogar eine Abbildung einer weiblichen Schaam mit abgestutzter Ruthe geliefert hat, die ihm Hr. Niebuhr mitgetheilt hatte. Rec. hat bey fleifsiger Benutzung dieser Bibliothek eine Menge solcher Unterlassungsfehler entdeckt, die dem, der einst Supplemente zu diesem Werke liefern möchte, eine vielleicht allzu reichliche Aernte zurückgelassen haben. Er hat auch in der Fortsetzung dieses Werks die Fehler beybehalten gefunden, die dasselbe ohne alle Noth vergrössern und seinen Gebrauch eher erschweren als erleichtern. So sind diejenigen Praktiker und Chirurgen, die von allen oder den meisten Krankheiten gehandelt haben, von denen Hr. P. doch ein Verzeichnifs in dem ersten Bande gegeben hatte, und die unter keinem Arikel wieder hätten angeführt werden sollen, als höchstens unter denen, die sie etwa mit ausgezeichnetem Fleisse bearbeitet haben, unter unzählich vielen Artikeln immer wiederholt angeführt worden. Dadurch ist ohne alle Noth ein sehr beträcht-

beträchtlicher Raum verloren gegangen, der für bessere und zweckmäsigere Schriften hätte benutzt werden sollen und müssen. Für den Literator, ist diese Bibliothek noch immer auch deswegen weniger brauchbar, weil sehr viele Schrifren nur sehr unvollständig angeführt sind, ohne Bemerkung des Druckortes, des Verlagsortes und der Jahrzahl, und ohne genaue Bestimmung der bessern oder schlechtern Ausgaben. Auch finden sich in diesen beiden Bänden wieder mehrere Druck- und Schreibfehler. Bey den in fremder Sprache geschriebenen Werken scheint es Hn. P. einerley zu seyn, ob er das Original oder die Uebersetzung anführt.

Berlin, b. Voss: D. *Ferdinand Dejean's Erläuterungen über Gaub's Anfangsgründe der medicinischen Krankheitslehre.* Aus dem Lateinischen übersetzt, verbessert, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. *Christian Gottfried Gruner*, Herzogl. Sächs. Coburgischen geheimen Hofrath und Leibarzt, Prof. der Arzneykunde zu Jena u. s. w. *Dritter Theil. Erster Band.* 1796. 530 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Voran steht eine Vertheidigung der Dejeanschen Arbeit, die Hr. G. übernehmen musste, weil d. Commentar in etlichen kritischen Blättern getadelt worden war. Rec. glaubt, dass dieser Commentar beytragen könne, den studierenden Jünglingen, gesetzt dass sie auch in keiner modischen Industrieschule zur Akademie vorbereitet wurden, das Studium der Pathologie des Gaubius zu erleichtern, und ihnen bey der Repetition dessen, was sie über diesen Autor in den Vorlesungen gehört haben, nützliche Dienste zu leisten. Hr. G. hat auch zu diesen Band, der bis §. 740. reicht, viele nützliche Anmerkungen geliefert, und die nothwendige Literatur überall beygefügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Felisch: *Geographisch-Statistisch-Historische Tabellen*; zum zweckmäsigen und nützlichen Unterricht der Jugend, von M. *Joh. Heinr. Jacobi.* 3ter Th. 1ste und 2te Abtheilung, welche Deutschland enthalten. 1794. 1795. 4.

Die Methode und Verfahrungsart, welche Hr. J. bey diesen Tabellen beobachtet hat, ist aus der Anzeige der erstern Theile bereits hinlänglich bekannt. Die ersten Tabellen enthalten kürzlich die dreyfache auf dem Titel bestimmte Uebersicht von Deutschland im Allgemeinen. Darauf folget bis zur 35. Tabelle die Statistik und Geschichte der einzelnen deutschen Staaten, und von der 3-. Tabelle die Geographie nach den Kreisen. Die erste Abtheilung enthält 50, die zweyte 4, Tabellen. Das Werk ist, im Ganzen betrachtet, brauchbar, und verdient Lob. Es hat noch sehr viele positive und negative Mängel, allein das war bey seinem Umfange, und beyden grossen Schwierigkeiten, die dem Vf. gewiss im Wege gestanden haben, nicht anders zu erwarten. Sollte einmal eine neue Auflage davon gemacht werden, so würden wir Hn. J. rathen, sich in einem jedem Lande einen gelehrten Freund zu suchen, der mit seinem speciellen Vaterlande hinlänglich genug bekannt wäre, um die Tabellen zu verbessern, die dasselbe enthalten. Wir wollen hier einen kleinen Beytrag dazu geben. 20ste Tab. Länder des Herzogs zu Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Menschenzahl zu 185,000 ist zu geringe; man kann jetzt mit Gewissheit 200,000 annehmen. Bey den Landständen sind die 4 Aebte ausgelassen. In der Aufzählung der Städte muss Helmstädt vor Braunschweig stehen. Denn jenes, nicht dieses, gehört zum engern Ausschusse. „Die Landtage, sagt Hr. J., werden zu Braunschweig gehalten; jährlich sind 4 Zusammenkünfte.“ Nicht der ganze Landtag, sondern nur der engere Ausschuss versammelt sich so oft und öfterer, und ruft, wenn er es nöthig findet, den grössern Ausschuss zusammen. Landtage sind sehr selten. Bey den Landescollegiis ist die Klosterrathsstube ausgelassen. Die Landeseinkünfte hätten von den Einkünften des Herzogs unterschieden werden müssen: 7 bis 800,000 Rthlr. für den letzten ist bedeutend zu wenig; die Angabe, woraus sie fliessen, ist theils mangelhaft, theils irrig. Aus dem letzten Satze auf dieser Tabelle sollte man schliessen, dass das Artilleriecorps eingegangen sey, welches keinesweges der Fall ist. 36ste Tab. Geographie dieses Herzogthums; der Kanal bey Querum heisst nicht Schnuter, sondern Schunter Kanal, von dem kleinen Flusse Schunter. Seidenmanufacturen sind in Braunschweig entweder gar nicht oder doch sehr unbedeutend. Hingegen wird durch die Zubereitung des Garns und den Handel damit mehr als eine Million umgesetzt. Ausserordentlich wichtig sind jetzt die Cichorienfabriken; auch die Tabaksfabriken. Die Zahl der Häuser in der Stadt ist nicht gegen 3000, sondern gegen 4000, und die Zahl der Einwohner nicht 25000, sondern 30000 oder nahe daran. Bey Salzdahlum ist die Bildergallerie vergessen. Dass Wolfenbüttel schöner gebauet wäre als Braunschweig, ist seit 10 Jahren der Fall nicht mehr. Andere Kleinigkeiten übergehen wir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. December 1797.

PHILOSOPHIE.

FRANKFURT am M., in der Andreäischen Buchh.: *Vernunft gegen Vernunft*, oder, *Rechtfertigung des Glaubens* von *Johann Neeb*, öffentlichem Lehrer der Philosophie auf der Kurf. Kölln. Universität zu Bonn. 1797. Ohne die Vorrede. 363 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Glaube, den der Vf. zu rechtfertigen sich bemüht ist 1) der von ihm sogenannte *Naturglaube* an das Daseyn der Dinge ausser uns, und 2) der *Vernunftglaube* an das Daseyn Gottes. Jener ist ihm (S. 144.) „eine Bestimmung unserer Intelligenz, auf das, von aller logischen Operation unbedingte, Zeugniss der Sinne das wirkliche Daseyn der Körperwelt assertorisch anzunehmen." Eben so ist der Vernunftglaube an Gottes Daseyn, nicht etwa der auf ein Postulat der practischen Vernunft gegründete, sondern ein, von allem Räsonnement, unabhängiger Glaube, der lediglich aus dem moralischen Bewusstseyn entspringt. Wir schliessen nämlich aus dem Bewusstseyn *eines unbedingten* Moralgesetzes und aus der unbezwinglichen Freyheit des menschlichen Willens auf *die* reelle Gegenwart eines göttlichen Gesetzgebers (S. 336). Bey jenem Naturglauben nun kömmt offenbar alles auf das Zeugniss der Sinne an, ob dieses die Wahrheit redet, oder nicht? Der einzige Weg also, denselben gründlich zu rechtfertigen, wäre der gewesen, dass der Vf. aus anderweitigen Gründen gezeigt hätte: dass das Zeugniss der Sinne wahr sey, das heisst, dass die Körperwelt ausser uns reell existire. Allein dieser Weg war für ihn unmöglich; denn, nach seiner Idee, ist der eben erst zu rechtfertigende Glaube die einzig mögliche Ueberzeugung von dem Daseyn der Aussenwelt. Er begnügt sich deshalb damit, uns ausführlich zu zeigen: dass sein Naturglaube bey allen Menschen existire, jedem Räsonnement trotze, und selbst von dem entschiednen Idealisten die Huldigung des Herzens empfange. Auf den Einwurf: dass das Bewusstseyn von dem reellen Daseyn der Aussendinge vielleicht nur Täuschung sey, da es (S. 190.) nach einem *unbegreiflichen* Gesetze unserer Intelligenz *gegeben* seyn soll, wird bloss geantwortet (S. 200.) dass das nicht folge, weil wir doch bey etwas Gegebnen stehen bleiben müssen. Es *folgt* freylich nicht, aber es *könnte* doch seyn!

In des Vfs. Vernunftglauben an das Daseyn Gottes können wir uns nicht finden. Es soll dieser Glaube aus keinem *Räsonnement* entspringen, (S. 242.) und doch beruht er auf einem *Schlusse*; denn „wir *schliessen* aus dem Daseyn des Moralgesetzes in uns auf das Daseyn eines göttlichen Gesetzgebers." (S. 336.) Ueberdem, was berechtigt uns zu diesem Schlusse? Etwa der Satz des Grundes, der kein Gesetz ohne einen Gesetzgeber leiden will? So scheint es. Denn „ein Gebot ohne Gebieter? Ein Befehl ohne Herrn? Unmöglich!" heisst es S. 355. Aber warum unmöglich? Wenn nun etwas ohne Grund seyn könnte; so könnte ja auch wohl das Moralgesetz durch einen blinden Zufall in uns seyn! Wie käme der Satz des Grundes zu der Ehre, das Fundament von des Vf's. Vernunftglauben zu seyn, da er, „wegen mehrerer Betrügereyen, unter andern, auch als Zauberer, zum Feuer verdammt ist, auf dessen Zauberschlag ein Gott hervorspringt, der weiter nichts ist, als das hypostasirte Principium selbst? (S. 260.). Der Vf. macht hier gerade den nämlichen Gebrauch von dem Satze des Grundes, den er bey andern verwirft. Er schliesst so gut, wie diese, von einem gegebnen Datum auf einen bestimmten *übersinnlichen* Grund.

An dem polemischen Theile der Schrift schätzen wir den hervorstechenden, philosophischen Witz, der sehr verschiedene Ideen kurz und treffend vergleicht. Aber Gründlichkeit in den Beweisen vermissen wir nicht selten. Ein kleiner Verdacht muss schon entstehen, wenn sich der Vf. von „brausendem Unwillen" (S. 197.) übereilen läst, oder zu unwürdigem Spotte herabsinkt, wie z. B. über diejenigen, die „an Gott zum Ritter werden wollen" (S. 271.) oder so eigensinnig sind, „dass es sich der liebe Gott vor ihnen nicht darf merken lassen, wenn er das Gebet eines Gläubigen erhören will" (S. 347.). Der Verdacht bestätigt sich, wenn man Gegner sieht, die sich, wie die Kinder, durch Schreckbilder furchtsam machen lassen (S. 269.), oder so gutwillig sind, wie der dogmatische Realist, der es sich, ohne weitere Einrede, gefallen läst, wenn man ihm sagt: dass er die Folge seiner Vorstellungen aus den äusserlichen Gegenständen nicht erklären könne, weil die Aussenwelt mit einer cimmerischen Finsterniss bedeckt sey (S. 170.).

In den Hauptideen der ganzen Lehre des Vf. von seinem Natur- und Vernunft-Glauben, so sehr auch der Vortrag, die Terminologie und die Methode, das Gegentheil anzukündigen scheinen, und so sehr der Vf. dagegen protestiren dürfte, wehet der Geist der Popularphilosophie: Berufung auf die Aussprüche des Gefühls und des sogenannten gesunden Menschenverstandes.

LEIPZIG, b. Martini: *Fragmente über Seyn, Werden und Handeln, nebst einigen Beylagen*, von M. *Christian Weiss*, Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig. 1797. 235 S. 8.

Wieder ein Versuch, einen ersten Grundsatz der Philosophie aufzustellen. Das: *ich bin* ist dem Vf. noch nicht hoch genug; es muss heissen: *es ist* (unbestimmt, was). Hieraus kann dann das: *ich bin*, *du bist*, *Gott ist* u. f. f. hergeleitet werden. In jenem: *es ist* haben wir die erste, unmittelbare Aussage des Gegebnen. Denn „das Seyn ist gegeben und alles Uebrige durch diesen Begriff. Es ist gegeben, mit der rohesten Anschauung so wohl, als mit der höchsten aller möglichen Abstractionen" (S. 19.), ja, sogar mit dem Nichts! — denn „wäre auch kein Etwas, so müsste doch Nichts *seyn*." (S. 25.). Das System, was auf diesem hohen Grundsatze erbauet werden soll, ist ein gewisser Skepticismus, dessen Geist darin bestehen soll, dass er über die letzten Gründe des Weltalls nicht entscheidet, weil sie weder aus dem Ich noch aus dem Nicht-Ich dargelegt werden können (Vorr. S. XIV.). Wie es sich aber mit diesem Geiste vertrage, wenn es z. B. S. 108. heisst: „Gott ist das Princip alles Werdens und alles Seyns" oder S. 109. „die Gottheit ist der Geist des Alls, der Urgrund der Endlichkeit, die Quelle alles Seyns;" das wissen wir nicht.

JENA, b. Voigt: *Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens* über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände mit historischer Rücksicht auf die kritische Philosophie zusammen getragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker. *Erstes Bändchen.* 1796. 271 S. *Zweytes Bändchen.* 1797. 273 S. gr. 8.

Zwey Freunde, die sich unter der Vorrede bloss mit abgekürzten Namen *Neu—r* und *Wijt—h* unterzeichnen, haben sich zur Sammlung dieser philosophischen Anthologie verbunden. Die Sammler haben viele schätzbare Werke älterer und neuerer Schriftsteller durchgelesen, und Stellen daraus, mit Anzeige der Verfasser, excerpirt und unter Titel gebracht. Im Ganzen ist ihre Auswahl gut, doch hätte hie und da ein zu trivialer Gemeinspruch, wie I B. S. 119. Nr. 3. oder eine aus dem Zusammenhang gerissene, also dem Missverstande ausgesetzte Stelle, wie die Verse v. Salis S. 55. wegbleiben können. Auch würde es kein Schade gewesen seyn, wenn aus einigen Schriftstellern, die keinesweges zu den drey oder vier ersten Classen gehören, gar nichts wäre ausgezogen worden. Das Werkchen könnte in Gesellschaften denkender Freunde dazu dienen, den Faden philosophischer Gespräche anzuspinnen, auch könnte es bey sokratischen Unterredungen zwischen Lehrern and Zuhörern, auf Gymnasien und Universitäten, ingleichen zu Disputirübungen und Uebungen im freyen Vortrage als eine Sammlung von Themen, oder philosophischen Texten gebraucht werden. Es soll übrigens noch ein drittes Bändchen über ästhetische Materien folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Haude und Spener: *Gedichte* von *Friedrich Wilh. Aug. Schmidt.* — Mit Kupfern und Musik — 1797. 306 S. 8. mit lateinischen Lettern auf Velin Papier.

Wenn eine Reihe angenehmer Bilder des Gedächtnisses in Verse gebracht, ein Gedicht heissen kann, so ist in dieser Sammlung *das Dorf Fahrland* allerdings ein Gedicht. Der Vf. erinnert sich hier aus seiner Kindheit mit Wohlbehagen jeder Kleinigkeit. Er kennt „das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach" er kennet

> die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon
> Losgewaschen, die Thür mit grossen Nägeln beschlagen,

Er erinnert sich noch recht gut an

> das Gärtchen vorn mit dem spitzen Staket, und die Laube,
> Schräg mit Latten benagelt, und rings vom Samen der dicken
> Ulme des Nachbars umstreut, den gierig die Hühner sich pickten.

Er erinnert sich einer Schaukel von Stricken; einer Pfütze im Hofe, eines Winkels hinter dem Holzstosse, einer Futterraufe, und einer Menge solcher Gegenstände, wie man sie auf den meisten Dörfern sieht, und mancher Handlungen dabey, wie sie jedes auf dem Lande erzogne Kind bey gleich gutem Gedächtnisse sich als Mann noch erinnern wird. Der Faden dieser Reminiscenzen wird selten durch etwas anders unterbrochen; einmal freylich durch den etwas unbarmherzigen Wunsch:

> Möchte die Zeit mit geschäftiger Hand doch ALLES zerstören,
> Wenn o Dörfchen nur Du die Gestalt, die ich kenne, bewahrtest;

an den sich denn nur die Amplification dieses Wunsches anknüpft, der Wunsch noch viel anders, dessen sich der Vf. noch aus dem Dorfe Fahrland erinnert, z. B. die Zäune, die Schmiede, die Schwalbennester u. f. f. wieder zu finden.

Oder will man den gut versificirten Ausdruck moralischer Gesinnungen ein *Gedicht* nennen, so ist folgende Aeusserung der Genügsamkeit wiederum allerdings ein Gedicht:

> Ob angegafft vom Pöbel, stolz
> Auf alter Ahnen Werth,
> Gewiegt vom Mahagonyholz
> Er durch die Gassen fährt,
> Ob tiefgebückt manch feiler Knecht
> Ihm unterthänig scharrt,
> Und sein bey jedem Fest das Recht
> Der Oberstelle harrt.

Ob

Ob Pisang reift und Ananas
In seinem Treibhaus reift,
Und früh sich unter Scheibenglas
Ihm die Melone streift,
Ob er die Auster her von Pool
Vom Kap den Wein verschreibt,
Und feist im prallen Polsterstuhl
Mit Spiel die Nacht vertreibt.

Ich gönn ihm seinen Rittersiern,
Und seinen runden Bauch,
Und spiele froh den grössern Herrn
Bey Hülsenfrucht und Lauch,
Und nehm auf leichten Gang gemach
Die schönste Stell' im Gras,
Mir neigen Blumen sich am Bach
Mich labt sein frisches Nass.

Ich danke meinem guten Gott
Im Schweiss des Angesichts,
Dass ich gesund mein täglich Brod
Empfang, und weiter nichts,
Dass Büberey und Lug und Trug
Noch nie mein Herz befleckt,
Und keines Unterdrückten Fluch
Mich aus dem Schlafe schreckt!

Gewiss sind das recht löbliche Gesinnungen, sie verdienen immer in Verse gebracht, und gesungen zu werden; und wirklich haben viele Dichter, Gleim, Claudius, Hölty und mehr andere solche Lieder gemacht, freylich ohne gerade damit poetisches Talent, wenn sie es durch nichts anders bewiesen hätten, zu beweisen.

Will man endlich eine versificirte Beschreibung von Naturscenen, wie sie durch ihre Lage im Raume mit einander verbunden werden, z. B.

Die liebe warme Sonne saugt
Das Lindenblatt heraus
Vom Weste lieblich angehaucht,
Kriecht jedes Veilchen aus,
Der Kalmus sprosst am Weidendamm,
Die Wasserlilj' im Teich,
Der Laubfrosch hüpft am Elsenstamm
Die Kröt' am grünen Steig.

so ist auch das Frühlingslied, aus dem wir hier die erste Strophe abgeschrieben haben, ohne allen Zweifel ein Gedicht. *Verba valent sicut nummi!*

Wofern aber nur ein schönes Werk der schaffenden Phantasie, durch den Ausdruck der Rede, und vornehmlich durch einen schön versificirten Ausdruck dargestellt, ein Gedicht heissen soll, so dürfen nur wenige Stücke in dieser Sammlung auf den Namen eines Gedichts Anspruch machen, wie etwa die Unschuld (S. 215.) der Dorfküster, (S. 283.) die Ballade: *Graf Wolf von Hohenkrähen* (S. 289.) und einige andere. Aber ferne sey es von uns, dieser Sammlung darum ihren ästhetischen Werth abzusprechen. Horazens Sermonen verlieren in dem Urtheil des Kenners nichts von der ihrer Schönheit gebührenden Achtung, wenn er gleich selbst sagt:

neque enim concludere versum
Dixeris esse satis, neque si quis scribat uti nos
Sermoni propiora putes hunc esse poetam.

Wenn also gleich die mehrsten Stücke dieser Sammlung im strengern Sinne des Worts keine Gedichte sind, so sind sie darum weder ohne Schönheit, noch ohne Interesse. Bald sind es angenehme freundschaftliche Episteln, bald liebliche Schilderungen von Naturscenen, bald artige Lieder im Volkston, bald endlich gefühlvolle erotische Lieder. In dieser Ansicht werden sie immer viel Freunde unter den Freunden des Guten und Schönen finden, und verdienen den geschmackvollen typographischen Putz, worinn sie Hr. Spener zum zweytenmal ins Publicum einführt, (S. die Rec. des Kalenders der Musen und Grazien A. L. Z. 1796. Nr. 17.).

Zweyerley wird indess die Kritik, auch wenn sie diese Sammlung aus vorbesagtem Gesichtspunkte betrachtet, zu erinnern finden. Erstens dass der Reim den Vf. hie und da zu gezwungnen Ausdrücken, zu nicht ganz passenden Bildern verleitet hat, was jedoch eben der Seltenheit wegen, leicht zu übersehen ist. Zweytens aber, und das ist wichtiger, dass der Vf. wo er Naturscenen schildert, aus herzlicher Verehrung der unverschönerten, wilden, ländlichen, gemeinen Natur, die er in der Vorrede seine Göttinn nennt, nicht selten ins Platte, ins Langweilige oder ins Uebertriebne verfällt. So ist S. 156. der Ausruf:

O der *entzückenden* Tafelmusik, wenn mit weidener langen
Ruthe sein munteres Völkchen der *Gänsejunge* vorbeytreibt,

platt und übertrieben zugleich. Langweilig sind alle Stellen, wo blosse Naturgegenstände zusammengehäuft sind, weil sie im Raume bey einander angetroffen werden; wie S. 121. der romantische Hain:

voll rissiger Eichen
Heidenhonig und Ginst, und *Wespennester* und *Hirschbrunst*
Lagerranken und Pfifferling' und wildwuchernder Himbeer'n.

Gränzt es endlich nicht an Ueberspannung, an Empfindeley, die der Vf. in der Vorrede selbst tadelnswerth findet, wenn er singt:

Jetzt o trauter Wald, wärs auch *am trübsten Regentag'* durchsuch ich weit umher,
Auf verwachsnen Schleifweg dich *am liebsten*,
Sausten deine Wipfel noch so sehr,
Lehn' am Baum, betrachtend, wenn die Tropfen
Dichter fallen, mich auf meinen Stock.

Einen Wald gerade in der schlechten Jahrszeit am liebsten zu durchstreifen, und wenn's einen hübschen Guss giebt, unterm Baume still zu stehen, und Betrachtungen anzustellen, wär ja wohl, wenn der Vf. es ernstlich meynte, eine sonderbare Liebhaberey. — Weil die Geliebte des Dichters in einer Gegend, wo er uns nur dürren Sand, eine Wiese voll Maulwurfshügel, einen öden Busch, eines Erbsenwächters Halmenhütte, als Parthieen aufführen kann, mit ihm umher gewandelt, so begnügt er sich nicht auszurufen:

> Ach in diesem Thal hat sie gesessen,
> Hat dies Gärtchen hier einst hübsch genannt,
> Von den Brombeer'n dieses Bergs gegessen,
> Sich ermüdet einst in diesem Sand.

sondern er setzt noch hinzu:

> Darum hat mit seinen Wundergruppen,
> Nun für mich kein Welschland, keine Schweitz,
> Kein *St. James* mit seinen Marmorgruppen,
> Keines Sultans Park den kleinsten Reiz.

Ja sein *Satyr fühlt sogar Drang* die höchsten Schönheiten der Natur und Kunst darüber *auszuzischen*, kann es der Vf. sonach wohl übel nehmen, wenn seine Musen und Grazien in der Mark selbst den schärfern Stachel der Satyre in der Hand eines grossen Dichters gereizt haben? Und sollte wohl *ein* Leser des Schillerschen Musenallmanachs vom vorigen Jahre gewesen seyn, der seinen Spott nicht treffend gefunden hätte? Gewiss, wenn man Sandgruppen so angenehm findet, als fruchtbare Auen, eben so gern Unken rufen als Nachtigallen singen hört, eine Entenpfütze lieber ansieht als den Rheinfall, und *stundenlang* im Walde stehn kann, um *stundenlang* aufs Wasser (wär's auch nur Sumpfwasser) zu sehen (S. :.); so hat man seine Zufriedenheit mit der gemeinen Natur sehr wohlfeilen Kaufs. Allerdings kann man in der Natur jede Kleinigkeit schön, wie im menschlichen Leben jeden noch so unbedeutenden Vorfall erbaulich finden; nur dürfte der Landschaftsmaler, der bloss Sümpfe, Heiden, und Sandhügel darstellen wollte, eben so wenig viel Liebhaber finden, als ein Prediger viel Zuhörer für seine noch so erbaulichen Betrachtungen über einen Besenstiel.

Breslau, b. Korn: *Maria von Schwaningen*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1797. 212 S. 8. (16 gr.)

Schon im Jahr 1792 liess der Vf. den ersten flüchtigen Entwurf dieses Stücks von der *Wäserischen* Gesellschaft aufführen, und die *Zuschauer* schenkten ihm Beyfall. Ernstere Geschäfte hinderten ihn lange, Plan und Charaktere noch einmal zu überarbeiten, und die Sprache zu bessern. Damals schwärmten auf der Bühne die *Ritter*, die nachher in die Romane übergiengen, und so legte auch der Vf. der Mode zu Ehren sein Stück, das übrigens ganz Fiction ist, in die Ritterzeiten. Indessen ergriff er doch in der Ausführung die Parthey der Gemässigten; die Scene verwandelt sich bey ihm nicht so oft, der Pompzüge und des Lärmens ist nicht so viel, als in andern Ritterstücken, vornehmlich hat sich der Vf. aller gräslichen Schreckensscenen enthalten, die sonst solche Schauspiele heben sollen (nur das Schwerd ziehen vor dem Altar S. 210. ist etwas zu arg) und nur rührende Auftritte aus seinem Stoffe hergeleitet. Es wird am Ende nur ein Mensch, und zwar nur der Bösewicht des Stüks getödtet, für die beiden Hauptpersonen hat das Stück sogar einen frölichen Ausgang. Bey aller Einfachheit der Handlung, die ganz frey von unnützen Episoden ist, (ein Vater will um eines abergläubischen Gelübdes willen seine einzige Tochter zum Klosterleben zwingen, ihr Geliebter aber befreyt sie, indem sie eingekleidet werden soll) wird nicht allein die Erwartung immer rege gehalten, sondern das Interesse steigt auch bis ans Ende. *Maria* ist keine Schwärmerinn, sondern ein unbefangnes Mädchen von natürlich gutem und edlem Gefühl, und ihr Kampf zwischen Kindespflicht und Liebe rührt, wenn er gleich nicht überspannt ist. Wenn sie von den Freuden einer Gattinn spricht, die sie entbehren solle, wenn sie mit ihrem Geliebten selig, oder verdammt seyn will, so ist dies ganz im Charakter ihres Zeitalters. Ihr geliebter *Heinrich* ist ungestüm feurig, ohne zu toben; vielleicht wäre übrigens seinem Charakter mehr Auszeichnendes zu wünschen. Am meisten gefällt der aufbrausende alte *Otto* mit seinem dennoch guten Herzen. Den meisten Fleiss hat der Vf. auf den Charakter des tückischen Heuchlers *Berthold* verwendet, der die Triebfeder des Ganzen ist. *Mariens* abergläubischer Vater ist ein gar zu schwacher Mann; wenn gleich je zuweilen väterliche Gefühle in ihm erwachen, so bleibt er doch zu taub gegen vernünftige Vorstellungen, und verhärtet sich selbst gegen alle bessere Empfindungen. Freylich wird dies durch den Einfluss seines Gewissensraths befördert, aber er setzt doch ein zu blindes Vertrauen in ihn, und er könnte bey allen seinen Gewissensunruhen doch auch andern geistlichen Rath hören und annehmen. Die Sprache des Stücks ist den Personen und Situationen angemessen, edel, und frey von leeren Plaudereyen wenn sie gleich keine glänzenden Schönheiten hat. Immer muss man es bedauern, dass der Verfasser, wie er in der Vorrede versichert, durch Berufsgeschäfte von dramatischen, und überhaupt von allen Schriftstellerarbeiten für die Zukunft abgehalten wird.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Fest- und Feyertags - Evangelien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* 1 B. 3tes St. 9 Bogen. 4tes St. 8 Bogen. 2 B. 1 St. 8 Bogen. 1797. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 319.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. December 1797.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Grundriss der Naturgeschichte der Menschenspecies*, für akademische Vorlesungen entworfen, von *C. F. Ludwig*, Prof. zu Leipzig. 1796. XII u. 313 S. Mit 5 Kupfertaf. 8.

Unter den Schriften, welche jetzt so häufig über die Anthropologie erscheinen, zeichnet sich die vor uns liegende auf das rühmlichste aus. Sie enthält eine grosse Summe der wichtigsten Thatsachen, wodurch die natürliche Geschichte des Menschen in diesen letztern Zeiten so viel Aufklärung erhalten hat; sie bringt mehrere eigene, vorzügliche Beobachtungen darüber bey; sie fasst alles dieses zweckmäsig zusammen, und ziehet daraus, ohne übertriebene Vorliebe für Neuerung, und ohne diese Wissenschaft zu einem unabsehbaren Ganzen auszudehnen, lehrreiche Resultate. Es verdient daher dies Buch jedem, der sich selbst kennen lernen will, in vielfacher Rücksicht empfohlen zu werden; und wir eilen, um dies Urtheil zu bestätigen, zu seiner genauern Auseinandersetzung.

Nach der Einleitung, welche von dem Studium der Naturgeschichte des Menschen und von dem Stande desselben in der Scale der organisirten Körper überhaupt, redet, lässt der Vf. das Werk selbst in 12 Abschnitten folgen. — *Erster Abschnitt:* von den Hauptunterschieden zwischen dem Menschen und den Thieren. Also hier Vernunft; Sprache; hohe Perfectibilität; und, zum Körper besonders gehörend, grösseres(?) und zusammengesetzters Gehirn und daraus, nach *Sömmering* die feinsten Nervenursprünge; grössers Gleichgewicht der Sinne untereinander; Sprachwerkzeuge, und in dem Menschen selbst liegendes Vermögen sich eine Sprache zu bilden; aufrechter Gang; wobey mit vieler Genauigkeit alles aus der Osteologie, Muskeln und Eingeweidenlehre bestätigt wird. Als Zusatz wird die Rückenlinie verschiedener Thiere mit der des Menschen verglichen. *Moscatis* Sätze, gegen den aufrechten Gang des Menschen, fallen nach allen diesen von selbst hinweg. Rec. weiss bestimmt, dass *Moscati* nur um etwas auffallendes zu sagen, seine sonderbare, jugendliche Abhandlung geschrieben hat; er selbst hat nie an jene Sätze geglaubt. — Sehr richtig bemerkt der Vf., dass zwar allerdings der Mensch ein Thier mit zwey Händen sey, allein dass das Beywort *zweyhändig*, allein genommen, auch bey mehrern Affen statt finde; er wolle daher hinzusetzen, mit zwey vollkommnen Händen. Auch habe der Affe eigentlich nicht vier Hände, da die Affenfüsse allerdings von den Händen verschieden gebauet sind. — Uns scheint der Mensch doch nicht so ganz unbewaffnet, nicht so durchaus wie *Linné* sagt, *animal sua pte natura inerme;* denn, wer mit seiner geballten Faust seines Gleichen erschlagen kann, (man denke nur an die englischen Boxer), der tödtet doch völlig ohne andere Waffen, als die natürlichen, und nähme es sicher mit manchem starken Thiere auf. Auch ist es doch der Instinct, der dem Mädchen von Champagne (*Puella campanica*) der nachmaligen Mlle. *le Blanc*, den Knüttel in die Hand gab, womit sie den starken, auf sie losgelassenen, Bauerhund erschlug. Noch andere Auszeichnungen des Menschen: z. B. das Weinen; das Lachen; das Hymen; die periodische Reinigung. Wenn aber gleich gerade die Genauigkeit des Zeithaltens bey dem wirklichen Blutverlieren einiger Affen nicht zutrifft, so äussert sich offenbar hiedurch doch stets eine grössere Annäherung zu dem Menschen. *Zweyter Abschnitt:* Von den besondern Unterschieden zwischen dem Menschen und dem menschenähnlichsten Affen. Zuerst eine lehrreiche kurze Uebersicht der verschiedenen Classificationen der Affen überhaupt. Sodann eine Vergleichung von sechs uns am nähesten stehenden Arten dieser Thiere; die überdies noch beygebrachten 4 Arten würde man wohl kaum erwartet haben; denn sie scheinen doch im Ganzen wohl gar zu entfernt. *Tysons* angegebene Aehnlichkeiten mit dem Ourang genau aufgezählt; denen *Campers* und *Büffons* Bemerkungen über dasselbe Thier folgen; hierauf mit vielem Fleisse zusammengelesene Unähnlichkeiten der grossen Affen und des Menschen. Hiebey die Dimensionen verschiedener Affenschädel nach Josephi; und im 66 § mehrere auf eigene Beobachtungen gegründete Bemerkungen über den Knochenbau der Affen: sie werden sicher jedem Naturalisten willkommen seyn. Zum Beschluss dieses Abschnittes werden noch verschiedene Unähnlichkeiten des Ourangs und der grossen Affen vom Menschen, anderer Art beygebracht; z. B. ihre geringe Verbreitsamkeit über der Erde; Mangel an Vernunft; Alter und Krankheiten. Letztere können indess wohl schwerlich mit den unsrigen verglichen werden, da wir selbst dem weniger civilisirten Menschen hierinn so sehr unähnlich sind. *Dritter Abschnitt:* von den Verschiedenheiten in dem Aeussern der Menschenspecies. Er zerfällt in 15 Unterabtheilungen. I. Ueber die Ursachen der Verartung des Menschengeschlechts; hier stehen die geistigen Veranlassungen, wie der Vf. sie nennt, voran; als Leidenschaften; Wissenschaften; Volksmeynungen; Religion; darnach erst, Himmelsstrich; Klima; Nahrung u. s. w. Rec. wundert sich über diese Ordnung, da doch das Physische beym Menschen

schen wohl zuerst kommt. II. Farbe des Menschen. Mit vielem Fleisse sind hier alle bis jetzt für die Ursachen der Verschiedenheit der Farbe angegebenen Stücke durchgegangen; zuletzt werden die Begattung und zunächst das Klima und die Nahrung hauptsächlich wirksam angenommen. III. Körperliche Grösse. Die Begattung wirke hiebey nicht so entscheidend, als bey der Farbe. Nur derjenige, der sich viel bewege, werde stark und gross; indess giebt's doch tausend Beyspiele von körperlich grossen vielsitzenden Gelehrten. IV. Verschiedenheit des Haarwuchses. V. Verschiedenheit der Augen, Nase, Lippen und Ohren; ist wohl zu kurz angezeigt. Rec. glaubt, es wäre nicht unthunlich gewesen, wenigstens die Grenzen der Grössen anzugeben. Desto umständlicher ist die sechste Abtheilung von der Verschiedenheit der Hirnschädel. Die Frage, ob überhaupt einzelne Schädel auf den Bau der Schädel ganzer Nationen schliessen lassen, darf man unsers Bedünkens, allerdings bejahen, sobald man einmal Nationalbildung überhaupt zugeben muss. Die Schädel mehrerer Nationen werden hier sodann nach Fischer, Blumenbach, Camper u. a. nebst Zuziehung der eigenen Schädelsammlung des Vf. durchgegangen, und aus letztern mehrere Beobachtungen der Vorgänger besser bestimmt. Bey dieser Gelegenheit erlaubt sich Rec. den Wunsch, dass Hr. Hofr. Blumenbach seine schätzbare Zeichnungen von Schädeln dadurch noch lehrreicher machen möchte, dass er ihnen allen genau eine und dieselbe Lage für das Auge gäbe. Hiezu wäre aber stets eine solche Stellung die beste, in welcher die zweyte entferntere Augenhöle ganz so zum Vorschein kommt, wie bey der ersten der trefflichen Fischerschen Tafeln, beym Calmuckenkopf: denn auf diese Weise zeigen sich die *ossa jugalia* sofort deutlich. — Dass übrigens Hr. *L.* bey seinen Vorlesungen gleichfalls die Hirnschädel weit verbreiteter Thierarten, z. B. des Hundes, vergleicht, war uns ein höchst willkommener lehrreicher Gedanke; denn hiedurch muss sich mehreres analogisch über die Rassen, das Klima, die Physiognomie u. s. w. folgern lassen. Es bleibt immer eine schöne Methode, die Natur durch Analogie zu befragen, sobald sie mit richtiger Beurtheilung angewandt wird. VII. Von der Verschiedenheit der Zähne; gar zu kurz und unvollständig. VIII. Gesichtsbildung; ziemlich umständlich und mit vieler Belesenheit bearbeitet. Allerdings kann der Physiognomik nicht alle Realität abgesprochen werden. Rec. würde hier die Thiere gar nicht ausnehmen. Hiebey die Campersche Gesichtslinie und ihre Ausmessung. IX. Verschiedenheit der Brüste und Füsse, und sodann X. Von der Schönheit und Hässlichkeit der Völker; der gemässigte Erdstrich giebt die schönsten Menschen. XI. Verschiedenheit der Stärke. Einige bestimmte Angaben und Vergleichungen hätten hier wohl Statt finden mögen. XII. Unterschied des männlichen und weiblichen Körpers. XIII. Verwilderte einzelne Menschen; Linne hat hievon manches erzählt, ohne von der Gültigkeit seiner Bürgen hinreichend gewiss zu seyn; denn höchstwahrscheinlich war *Tulp* in Amsterdam, von denen hintergangen, die den irrländischen wilden Knaben für Geld zeigten; in Irrland giebts, so viel bekannt ist, keine wilden Schafe. Rec. könnte ähnliche Betrügereyen anzeigen, wenn hier der Ort dazu wäre. XIV. Verunstaltungen in dem Aeussern. Wäre es nicht nothwendig gewesen, hiebey Abtheilungen zu machen, z. B. in Ansehung der Grösse; derjenigen Dinge, die die Oberfläche der Haut angehen u. s. w. Die geschwänzten Menschen findet Rec. nicht angeführt. Zuletzt von fabelhaften Bildungen unserer Species. *Vierter Abschnitt.* Von den Nahrungsmitteln, die sich der Mensch wählte. *Fünfter Abschnitt,* von der Bekleidung. Der letzte § verdiente eine besondere Bearbeitung eines geschickten Arztes, der zugleich guter Physiker wäre; wir haben, so viel Rec. weiss, noch nichts vollständiges darüber. *Sechster Abschnitt.* Aufenthalt des Menschen und seine Verbreitsamkeit; hiebey die von mehrern Schriftstellern angegebenen ersten Wohnsitze der Menschenspecies. *Siebenter Abschnitt.* Abtheilung der Menschen nach Stämmen und Rassen. Gleichfalls die Meynungen der besten Autoren neben einander. — Hr. *L.* nimmt die Meynung an, dass nur das, was zufällig ist, den Begriff einer Rasse bestimmt. Durch Vergleichung der Gestalt, Lebensart, Sitten, Gebräuche, Sprachen u. d. lassen sich oftmals untergeordnete Racen auf eine Hauptrasse zurückführen. Nur der Raum verbietet Rec. seine Meynung über diesen Abschnitt vorzutragen. Der Vf. geht übrigens, wie überall, gründlich und parteylos die verschiedenen Abtheilungen der Menschenrassen durch, und frägt, sicher nicht ohne Grund, was dann nun eigentlich dasjenige sey, welches unausbleiblich, also unverändert anerbt? Man solle nicht auf einen, sondern auf mehrere Rassenunterschiede zugleich Acht haben. Freylich fehlt uns noch ein Werk von guten, entscheidenden Abbildungen der Menschenrassen; Rec. hat auch hierüber wohl Gelegenheit seine Meynung zu eröffnen. Eine Unterabtheilung dieses Abschnittes handelt noch besonders, und zwar mit Recht vom Neger. Fleissig zusammen gelesen sind die Unterschiede vom Europäer. — *Achter Abschnitt.* Einheit des Menschenstammes. Mit vieler Bündigkeit werden acht verschiedene Beweise dafür aufgestellt. Freylich wäre das Gegentheil darzuthun immer schwer, ob man gleich niemanden es übermässig hoch anrechnen kann, das Gegentheil, nämlich mehrere Originalmenschen, zu denken. Bey dieser Gelegenheit kommt die Frage vor, ob nicht der Originalmensch eben so gänzlich verschwunden sey, als der Originalstamm des Hundes. *Neunter Abschnitt.* Hier gehen die Untersuchungen an, die zu der Naturgeschichte und zur Physiologie des Individui noch inniger gehören. Zuerst von der Geburt des Menschen. Auch Hr. *L.* erkennt die Monogamie aller Orten für das zuträglichste; auch hält er alle Nachrichten von Geburten von mehr als Vierlingen für Fabeln. Im *Annual Register* 1787 findet sich doch, eine ächt scheinende Anzeige von einer Frau, die fünf Kinder, nämlich als Fünflinge gebar. *Zehnter Abschnitt:* Vorzüglichkeit unserer Organisation; sie sey die biegsamste, zarteste,

teste, vollendetste. *Eilfter Abschnitt.* Von der Kränkung des Lebensgenusses, und der Schwächung des physischen Wohlseyns durch Krankheiten, besonders endemische. Bey Erwähnung der endemischen Krankheit erinnert sich Rec., dass ein schon vor 18 Jahren verstorbener, sehr geschickter Arzt den Gedanken hegte, nach dem Vorbilde der Zimmermannschen zoologischen Geographie, ein ähnliches Werk über die localen Krankheiten und ihre Wanderungen auszuarbeiten. Hr. *L.* wusste sicher hievon nichts, als er einen ähnlichen Gedanken S. 244 niederschrieb; und diese feine Angabe verdiente die Ausführung eines vielwissenden Arztes. Sollte sich Hr. *Fink* nicht dazu entschliessen? Uebrigens enthält dieser sehr belehrende Abschnitt eine besonders reiche Literatur, zu deren Ergänzung Rec. noch folgendes beyfügt: *Pugh, on the Climate of Naples;* und *Topographie medicale de Chambery par Dacquin.* Auch fehlt (gewissermassen) der *Cotte* und dann mehrere Schriften der Akademien. Im 384 § könnte noch die schwarze Krankheit von Mexico beygefügt werden, wovon *Cassini* in der Reise des berühmten Abt *Chappe* nach Californien Nachricht giebt. *Zwölfter* und *letzter Abschnitt:* Von dem Tode und der Sterblichkeit. Hierin die Hauptepochen des menschlichen Lebens, nach der Angabe mehrerer Autoren. Beyspiele von lange lebenden Menschen finden sich auch in *Smellie Philosophie der Naturgeschichte* 2. Th. S. 275 deutsch. Uebers. Der Abschnitt schliesst mit Tafeln der Sterblichkeit durch verschiedene Krankheiten. Besonders muss man Hn. *L.* für die Mittheilung der Tabellen der sächsischen Städte danken. Im Anhange handelt der Vf. von Anthropolithen; er bejahet ihre Existenz. Zuletzt Zusätze und Erläuterungen, und sodann wird dieses in vielfacher Hinsicht schätzbare Buch, mit der Erklärung der Kupfer beschlossen. Die beiden ersten Tafeln zeigen die bedeutenden Luftsäcke neben der Luftröhre des Magots (*Simia Inuus*). Aehnliche von denen, welche Camper beym Ourang Outang fand. Die dritte Tafel vergleicht den zweyten Halswirbel des Menschen und des Magots. Die vierte zeigt den Schädel des Mandrills; ferner Halswirbel eines andern Affen und eine aufgeschnittene Menschenfrucht. Auf der fünften, der Kopf des Ourangs nach Campern. Hoffentlich sind die Platten in andern Exemplaren besser abgedruckt, als in dem vor uns liegenden; wenigstens verdienen sie es zu seyn.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Sertum Hannoveranum seu plantae rariores quae in hortis regiis Hannoverae vicinis coluntur. Auctoribus Henrico Adolpho Schrader et Joanne Christophoro Wendland. Vol. I. Fasc. II. III.* 4 Bog. Tab. VII—XVIII. 1796. 1797. Fol.

Neue Arten dieser vortrefflichen Sammlung, deren erster and noch einen vierten Heft erhalten soll, sind *Protea pulchella*, tab. 7, die diesen Namen vollkommen verdient, von Neuholland; *Zygophyllum foetidum*, tab. 9 wahrscheinlich vom Cap, weder mit *Z. retrofractum* noch *Fabago* zu verwechseln, (die Linneischen Nectarien werden zu den Staubfäden gerechnet); *Melastoma cymosum* tab. 10, nicht ganz mit Aublets *M. grandiflorum* übereinstimmend; *Melaleuca linearis*, t. 11 ein Prachtgewächs, wie *Metrosideros citrina*, und so wie diese, neuholländisch; *Indigofera graveolens*, tab. 12 von *J. hirsuta*, *dendroides*, *hendecaphylla* im Stengel, in Früchten, und dem starken Geruche verschieden, vielleicht aus Guinea; *Selinum decipiens*, tab. 13 eine prächtige baumartige Schirmpflanze, die im Sommer das Freye aushält, im Winter ins Gewächshaus kommt, erst im fünften oder sechsten Jahre blüht, und hierauf ausgeht, dem Wohnorte nach unbekannt; *Melaleuca Thea*, tab. 14 (*Philadelphus Thea Ait.*) von *M. Scopaica* unterschieden, vielleicht *Leptospermum squamosum* Gärtn. und, wie *M. Scoparia*, auf Neuholland als Thee gebraucht; *Hermannia disticha* tab. 16 vom Cap, zunächst von *H. hirsuta* zu unterscheiden; *Hakea* (vom Geh. R. v. *Hake*, Aufseher d. hannöv. Gärten) *glabra*, tab. 17 eigentlich eine neuholländische Protea, aber durch das Aufspringen der Frucht, die kein fälschlich sogenanntes *Semen nudum* bildet, von den *Proteis* abweichend, dem *Embothrio* verwandt; *Pultenaea linifolia* tab. 18 aus Neuholland, die der Gattung nach nebst mehrern Arten sich durch einen Kelch, der auf jeder Seite gleichsam eine *Bractea* aus sich hervor wachsen lässt, auszeichnet, weshalb der auf der Tafel angegebene Name *bracteata*, als nicht specifisch, in *linifolia* geändert wurde. Zwey Arten: *Diosma uniflorum* tab. 8 und *Melaleuca Scoparia* tab. 15 sind zwar schon anderwärts abgebildet und beschrieben, beides aber ist hier genauer und unterrichtender.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZERBST, b. Füchsel: *Briefe über moralische Gegenstände*, herausgegeben von *N. Erster Theil.* 1797. 295 S. 8.

Selbstkenntniss, Selbstbeherrschung, Ehre, Zweykampf, Selbstmord, Seelenruhe, würdiger Freudengenuss, Gewissenspflichten der Ehegatten gegeneinander, Erziehung, Bildung zur Religion, Freundschaft und Freundschaftspflichten, das sind die Gegenstände, worüber sich diese anspruchslosen Briefe verbreiten. Tiefe Speculationen in dem Felde der Moral und der Psychologie hat man darin nicht zu erwarten, eben so wenig, als Beobachtungen, die noch nicht bekannt wären, oder neue interessante Reflexionen über bekannte Thatsachen. Aber diejenigen, die erst anfangen, über die genannten Gegenstände nachzudenken, werden einen fasslichen Unterricht darin finden. Die Abhandlung über die Ehre z. B. zeigt: dass die Ehrbegierde antreibe, sich so viel Vorzüge, als möglich, zu verschaffen, dass die äussere Ehre, Rang, Titel und dergl. an sich keinen Werth gebe, dass die Einsammlung wahrer Vollkommenheiten der einzige Weg zu wirklicher Ehre sey, dass man indessen äussere Wohlanständigkeit damit verbinden müsse, indem diese unsern Vorzügen Eingang verschaffe, und dass endlich

endlich die, bey dem Streben nach Ehre sehr gewöhnlichen Fehler, Ehrgeiz und Hochmuth vermieden werden müssen. Von der psychologischen Theorie der Ehrbegierde, und der verwandten und entgegengesetzten Zustände, der Schamhaftigkeit, der Frechheit u. s. f. so wie von den moralischen Fragen: ob und in wiefern Ehrbegierde unbedingt gut sey? oder ob, und in wiefern sie wenigstens mittelbar moralischen Werth haben könne? Davon findet man nichts. Denn das macht es nicht aus, dass sie uns antreibt, uns allerley Vorzüge zu verschaffen. Dadurch ist sie bloss nützlich, aber noch nicht moralisch gut. Doch vielleicht lagen diese Untersuchungen nicht in dem Plane des Verfassers. Aber dann hätte er auch nicht so gradezu behaupten müssen: „ein Mensch ohne Ehre und Ehrgefühl, gehöre zu der verworfensten Classe der Menschheit" (S. 20), weil alsdann erst noch die Frage ist: ob ein Mensch, in sofern er aus Ehrgefühl handelt, moralisch gut handle, oder nicht? Auf die Sprache ist der Vf. auch nicht immer aufmerksam gewesen. S. 26 z. B. lieset man: falsche Ehre beruhet *auf eine vortheilhafte* Meynung, und S. 27: Ehrliebe sichert *vor Fehltritte.*

Unter dem angeblichen Druckort Grünberg, b. Honig: *Briefe über Ansbach* von einem Würtemberger an seinen Freund in St***. 1797. 248 S. 8.

In einer sehr gezierten und langweiligen Schreibart gibt uns der angebliche Correspondent, durchwässert mit vielen schaalen Räsonnements, Nachrichten, die wir grösstentheils schon aus *J. B. Fischers* Geschichte und Beschreibung von Anspach 1786 deutlicher und zuverlässiger wussten. Der Vf. macht sich immer selbst die grössten Lobsprüche, und nächst ihm einem Hn. Prof. *Göss* in Anspach, mit dem er sehr vertraut scheint, und der, wie wir hier vernehmen, der geschätzteste Schriftsteller in Anspach sey, von dem die kantische Philosophie eingeführt worden. Wegen der leckerhaften Bratwürste zu Neuses wünscht der Vf. seinen *philosophischen* Wohnsitz dort selbst aufschlagen zu können! Also auch ein Philosoph, doch aber wohl kein grosser Mathematiker! denn aus seiner Beschreibung der Maasse und Gewichte wird ein Fremder wohl nicht klug werden. Jede Familie rechnet er zu acht Köpfen, nach Süssmilch kann man nur vier annehmen. Er räth an, Findelhäuser zu errichten! Die preussischen Geschäftsmänner werden beklagt, dass sie ihrer Erholung täglich nicht mehr als *vier Stunden* widmen könnten. Zum Erholen ist das wahrhaftig mehr als zuviel. An dem Clubb der *niedern Dienerschaft*, wie ihn der Vf. zu nennen beliebt, nehmen königliche Collegialräthe und Beamten Theil; und der Ausdruck *niedere Dienerschaft* ist sehr unschicklich. Der dritte Theil der anspachischen Handwerker sey nahrungslos. Von was leben sie denn? Von ihren Renten? — Die Gegend um Anspach findet er anmuthig. Das nimmt uns Wunder — von einem Würtemberger.

Leipzig, im Int. Comtoir: *Gnädigst privilegirtes Leipziger Intelligenz-Blatt*, in Frag- und Anzeigen, für Stadt- und Landwirthe, zum Besten des Nahrungsstandes. *Auf das Jahr* 1794; — *ingleichen* 1795 *und* 1796. 4.

Das lesende Publicum hat längst über die Nützlichkeit dieser periodischen Schrift, die nicht bloss für den Ort ihrer Heymath, sondern auch für das gesammte Ausland hinreichendes Interesse hat, entschieden. Das, was die eigentlichen Intelligenznachrichten, locale Polizeyverordnungen, Kauf- und Verkaufsanzeigen, u. s. f. betrifft, macht hier im Vergleich mit den übrigen Aufsätzen und belehrenden Nachrichten, den kleinsten Theil aus, daher nicht bloss der Gelehrte, sondern jeder Geschäftsmann, ja jeder Künstler und Professionist, vorzüglich aber der Oekonom und Kameralist, hier immer etwas ihn interessirendes findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Barbier: *Tableau genealogique des Descendans du Bourggrave de Nurnberg Frederic auquel remontent en ligne directe presque toutes les maisons regnantes de l'Europe*, par Monsieur *Erman*. 1795. 2 Bog. 8. Gundling sagt in einem seiner Werke: dass fast alle regierende Häuser in Europa von den Ahnherren der Könige von Preussen abstammen. Hr. *E.* war neugierig die Wahrheit dieses Satzes zu erforschen, und legt in dieser vor der Berlinischen Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung die Resultate seiner Bemühungen vor. Er zeigt, dass die jetzigen Regenten von Russland, Oestreich, Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Sardinien, Nassau-Oranien, Braunschweig, Saxen, in beiden Bl[illegible]nien, Hessen-Cassel und Darmstadt, Meckelnburg, Würtemberg, Anhalt, Pfalz, nebst der ausgestorbenen bayerschen Familie, Baden, Thurn und Taxis, Gonzaga, Hohenzollern, Reuss, imgleichen verschiedene ausgestorbene Häuser in weiblicher Linie von dem Hause Brandenburg ihren Ursprung herleiten können. Rec. hat diese Untersuchungen mit Vergnügen gelesen. Dass aber diese Verbindungen viel zur politischen Einigkeit beytragen könnten, glaubt Hr. *E.* im Ernste selbst wohl nicht. Wir haben mehrere Schriften dieser Art; eine der ältesten ist: Joh. Neckers lebendiger Regentenspiegel welcher Gestalt die vornehmsten Potentaten mit einander verwandt seyn. Halle 1633.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. December 1797.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, auf Kosten der Herausgeber gedruckt b. Unger: *Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend.* Für angehende Baumeister und Freunde der Architectur. Herausgegeben von mehrern Mitgliedern des Königl. Preuss. Ober-Bau-Departements. Jahrgang 1797. *Erster Band*, mit Kupfern. 194 S. *Zweyter Band*, mit Kupfern. 128 S. 4.

Mit der Erscheinung dieses periodischen Werks, das mit lateinischen Lettern, auf Schreibpapier gedruckt, in einem sehr geschmackvollen Aeussern auftritt, gehen der Baukunst in Deutschland neue Hoffnungen auf, Hoffnungen, die um so angenehmer sind, da Hr. Prof. Huth sein allgemeines Baumagazin nicht ferner herausgeben wird, und zu diesem Werke eine Gesellschaft von Baudirectoren zusammentritt, die auf ihren Posten wohl Gelegenheit haben können, durch Mittheilung wichtiger Nachrichten und der literarischen Producte ihrer Musse um ihre Kunst sich auch von der wissenschaftlichen Seite verdient zu machen. In der Vorrede zu dem ersten Bande erklären zwar die Herausgeber, dass ihre Absicht zuförderst vornämlich auf das Bauwesen in den preussischen Staaten gerichtet sey, und fodern dieserhalb alle inländische Baubedienten auf, sich mit ihnen zu vereinigen und ihre bey den von ihnen aufgeführten Bauten gemachte Erfahrungen zum Einrücken zu übersenden. Indessen ersuchen sie auch fremde Baumeister, dieses Werk mit ihren Kenntnissen und Beobachtungen zu bereichern. Man hat alle Ursache zu wünschen, dass diese Auffoderungen und Bitten nicht fruchtlos bleiben mögen! Um angehenden Baumeistern, Freunden der Architectur und Bauhandwerksleuten nützlich zu werden, wollen sie schon ausgemachte Wahrheiten und Lehrsätze der Baukunst; Betrachtungen noch unausgemachter Bauregeln; Erfahrungssätze, um die Betrachtungen darauf zu gründen; und vermischte Nachrichten über die Baukunst und die Bauschriften in ihre Sammlung aufnehmen. Eine Probe von der Ausführung dieses Plans liegt nun bereits in den hier angezeigten beiden ersten Bänden da, und ist so ausgefallen, dass, wenn auch gleich nicht alle Erwartungen der Leser erfüllt werden sollten, doch die meisten Aufsätze Dank und Beyfall verdienen.

Der *erste Band* enthält, ausser einer Titelvignette, welche von dem Landsitze des Hofmarschalls von Massow zu Steinhöfel eine angenehme Ansicht giebt, noch ein besonders ausgemaltes Titelkupfer, auf welchem man die Ansicht der eisernen Brücke in der Gegend von Coalbrookdale in England dargestellt sieht. Dass diesem Kupfer eine englische Unterschrift gegeben ist, muss bey einem deutschgeschriebenen Buche, das für solche deutsche Leser, die kein Englisch verstehen, besonders mit bestimmt ist, befremden. — Die 1ste Abhandlung liefert *allgemeine Betrachtungen über die Baukunst*, von *Riedel dem ältern*, welche sich aber weder durch Neuheit der Gedanken, noch durch einen gedrängten und philosophischen Vortrag empfehlen. — Die 2te Abhandlung enthält *eine kurzgefasste Darstellung der vorzüglichsten Gegenstände der Land- und Wasserbaukunst in Pommern, Preussen, und einem Theile der Neu- und Kurmark*, von *Gilly*. Ein sehr guter Gedanke, der, zweckmässig ausgeführt, den reisenden Baumeistern sehr nützlich werden, und überdem dazu dienen kann, die wenig bekannten Bauwerke in den genannten Ländern bekannter zu machen. Es werden hier die Kalksteinbrüche bey Rüdersdorf, der Finow-Canal, das grosse Reit- oder Exercierhaus und die Reitbahnen zu Schwedt, und einige unbedeutendere Sachen beschrieben, aber so, dass die Nachrichten, welche grösstentheils aus v. Hagens bekannten Werke ausgezogen sind, dem Statistiker willkommner, als dem Bauverständigen lehrreich sind; daher sie zu diesem Behufe wohl eine andere Einrichtung verdient hätten. — In der 3ten Abhandlung wird eine *Beschreibung des memelschen Hafens und der in den letzten 50 Jahren bey solchem (demselben) vorgenommenen und noch vorzunehmenden Verbesserungen nach Maassgabe des beygefügten Plans*, von *Lilienthal* gegeben. In aller Absicht wohlgerathen und ein sehr lehrreicher Beytrag zur Hafenbaukunst, der nach ähnlichen Aufsätzen von dem verdienstvollen Vf. begierig macht. — In der 4ten Abhandlung giebt *Riedel der jüngere eine kurze Nachricht von dem durch einige unrecht angelegte Bühnen am rechten Ufer des Russstromes in preussisch Litthauen angerichtetem Nachtheile.* Ein guter Beytrag zur Empfehlung der grössten Sorgfalt in Erwägung aller zusammentreffenden Umstände bey Veränderungen der Strombahnen durch Bühnen, wobey mit Verschwendung so vieler Kosten so häufige Fehler begangen werden. — Die 5te Abhandlung enthält *Untersuchungen über die Zeit, welche erfodert wird, einen See oder Behälter durch eine oben offene rechtwinklichte Oeffnung um eine bestimmte Tiefe abzulassen*, von *Eytelwein*. Der scharfsinnige Vf., der hier wieder einen Beweis seiner algebraischen Ge-

schicklichkeit abgelegt hat, hält es für natürlicher, die Wassermasse, die zwischen dem Wasserspiegel und derjenigen horizontalen Durchschnittsfläche liegt, welche durch die obere Kante der Ueberlaufsschwelle gehet, mit einem umgekehrten abgekürzten Kegel zu vergleichen, dessen Höhe dem Wasserstande, die obere Fläche oder Basis des geraden Kegels dem Wasserspiegel, und die untere Fläche der erwähnten Durchschnittsfläche gleich sey. Wir stimmen ihm darin bey, und haben die Entwicklung der Formeln mit besonderm Vergnügen gelesen. Vielleicht wäre es zur praktischen Nützlichkeit dieser Abhandlung nicht undienlich gewesen, wenn in einigen Beyspielen die Anwendung der theoretischen Formeln anschaulicher gemacht worden wäre. — Die 6te Abhandlung handelt von der *Schifftung der Sparren* und ist gleichfalls von Hn. Eytelwein: deutlicher und gründlicher als anderswo werden hier die praktischen Regeln dieses Zimmermannsgeschäfts gelehrt. — Die 7te Abhandlung: *Ueber die gewöhnliche Bauart der Schornsteinröhren unter dem Dache, nebst Vorschlägen, wie selbige* (dieselben) *dauerhafter und feuersicherer zu erbauen sind*, von *Berson*. Mit vieler Einsicht, mit reifem Nachdenken und mit gründlicher Erörterung tadelt der Vf. das Schleifen und Aufsatteln der Schornsteine gegen und auf das Gebälke, entkräftet die Einwendungen gegen die lothrecht aufgeführten Schornsteine, und lehret diese nothwendigen Uebel, auf steinernen Fundamenten ruhend, fest und feuersicher bis zum Dache hinaus zu ziehen. Die ganze Abhandlung verdient die sorgfältigste Beherzigung jedes Baumeisters, um bey neuen Gebäuden von den darin enthaltenen Bemerkungen Gebrauch zu machen, so viel es sich anderer Umstände und Absichten wegen thun lassen will. Denn in alten Gebäuden, die Schornsteine danach umzuändern, möchte bey den meisten Localitäten mit zu grossen Schwierigkeiten, mit grössern Unbequemlichkeiten in anderer Hinsicht und mit Unkosten verbunden seyn, welche mit dem einseitigen Nutzen der Sicherheit bey etwanger Feuersgefahr in keinem Verhältnisse ständen. Nur bey Einrichtung ganz neuer Gebäude kann auf die Bersonschen Vorschläge Bedacht genommen werden, und doch auch da werden sie sich in gewissen Fällen nicht ohne Aufopferung mancher Bequemlichkeiten, die bey der alten Methode statt fanden, ausüben lassen. So gut und richtig daher auch diese Bersonsche Bauart, aus dem einseitigen Gesichtspunkte der Sicherheit bey Feuersbrünsten betrachtet, ist, so scheint es doch zu viel zu seyn, wenn man bey Aufführung der Gebäude um dieses einzigen — bey einer guten Feuerpolizey weniger wichtigen — Gesichtspunkts willen sich die Hände gar zu sehr binden will. Und vollends diese Bauart zu einem *unbedingten* Baupolizeygesetze zu machen, möchte übertrieben ängstlich, nicht weise gehandelt seyn, und nur eine dem Publicum lästigfallende Einschränkung veranlassen. Die 8te Abhandlung: *Ueber den Nutzen der Wiesenwässerung, und die verschiedenen Wässerungsanstalten älterer und neuerer Zeiten*; von *Zitelmann*, ist zu gedehnt und wortreich, hat den äussern Schein von Gelehrsamkeit ohne den rechten Geist derselben, und könnte ohne Schaden um den ersten Theil kürzer seyn, da theils der Nutzen der Wiesenwässerung von selbst zu sehr einleuchtet, als dass es nöthig seyn sollte, erst darauf aufmerksam zu machen, theils dieser Gegenstand gar nichts lehrreiches für den Baumeister hat. Das beste in dieser Abhandlung sind einige Büchernotizen und die Beschreibung einer Wässerungsmaschine, aus den Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät entlehnt. — Hierauf folgen vermischte Nachrichten; zuerst von *eisernen Brücken*, von *Riedel dem ältern*, worunter man einige sehr interessante Nachrichten antrifft, besonders von der Brücke zu Coalbrookdal, die 1779 angelegt und die erste von gegossenem Eisen verfertigte ist; 100½ englische Fuss im Bogen weit gespannt und 40 Fuss in der Mitte hoch, 378½ Tonnen, jede zu 20 Centner schwer. Nach dem Muster dieser Brücke sind in England bereits mehrere gegossen, und bis nach Amerika verschifft worden. Man hat aber auch schon die Erfahrung der Undauerhaftigkeit solcher Brücken, wenn das Eisen dazu nicht vorzüglich gut, besonders wenn es spröde ist: denn die bey Stamford in Worcestershire angelegte von 90 Fuss Weite stürzte plötzlich, da sie bis auf das Geländer fertig war, ein, indem sie durch ihr eigenes Gewicht gerade in der Mitte des Bogens zerbrach. Auch in Niederschlesien ist 1794 eine solche eiserne Brücke zu Laasen von dem Hn. Grafen von Burghaus erbauet worden, welche, wie die hier gelieferte Zeichnung ausweiset, in der Construction von den englischen verschieden, 40 Fuss weit und 10½ Fuss im flachen Bogen hoch ist, 800 Centner schwer. Sie ist zu Malapane gegossen worden und bloss das Eisen hat 3457 Rthlr. gekostet. — Die zweyte Nachricht betrifft *eine neue Brücke bey Limburg an der Lenne*, von Steinen erbauet, 447 Fuss lang, mit 8 Bogen, auch von *Riedel dem ältern*. — Alsdann folgen Nachrichten *über die Bauart mit Lehmpatzen und über die Lehmschindeldächer*, wo viel zur Anpreisung dieser in manchen Ländern längst bekannten Bauarten vorkommt; aber fast wird von diesen Bauarten zu viel Wesens gemacht; sie scheinen gewisser Baumeister Steckenpferde zu seyn, die wiederum von andern geritten werden, um sich bey jenen zu empfehlen. — Zuletzt findet man in diesem Bande noch einige Anzeigen von das Bauwesen betreffenden neuern Büchern.

Der *zweyte Band* giebt zunächst in einer Titelvignette die Ansicht des alten Schlosses zu Marienburg, welches 1309 erbauet worden, als eines Monuments alter deutscher Architektur. Vielleicht liessen sich aber die Titelvignetten durch Darstellung geschmackvoller und nachahmungswürdiger Gegenstände der griechischen Architektur lehrreicher und nützlicher machen. Denn unser in seiner Verfeinerung fortschreitende Geschmack kann sich unmöglich an den Plumpheiten und grotesken Anlagen der Architektur unserer Urältern ergötzen. Und der geringe Ge-

Gebrauch, der sich von diesen letztern in der romanischen Bauart machen läfst, ist unbedeutend; es möchte auch überhaupt gerathener seyn, dem Misbrauche derselben wieder entgegen zu arbeiten. — Die erste Abhandlung macht *die Fortsetzung der allgemeinen Betrachtungen über die Baukunst* aus, von *Riedel* dem ältern. Obgleich die Schreibart trocken ist, so liest man doch hier neue und wohl zu beherzigende Gedanken und gute Vorschläge zur Aufnahme der Baukunst. Besonders wird viel von dem Nutzen einer eigenen Bauakademie gesagt. — Die 2te Abhandlung enthält die *Fortsetzung der Darstellung des Land- und Wasserbaues in Pommern, Preussen, und einem Theil der Neu- und Kurmark*, von *Gilly*. Auch dieser Auffatz hat sich in der Fortsetzung sehr verbessert. Man liest darin meistens interessante Nachrichten, Producte eigener Beobachtungen mit einem guten Räsonnement begleitet, und wünscht die fernere Fortsetzung in dieser Art. Aber auffallend scheint es vielleicht, dass des Vf. Vorliebe für die Lehmpatzen gar so weit geht, dass er sie zum Festungsbau empfehlen will. — Die 3te Abhandlung liefert die Fortsetzung von dem Auffatze *über den Nutzen der Wiesenwässerung und die verschiedenen Wiesenwässerungsanstalten, älterer und neuerer Zeiten*, von *Zitelmann*. Auch diese Fortsetzung ist etwas besser gerathen als ihr Anfang in dem ersten Bande. Dennoch ist des Vf. Vortrag höchst weitschweifig und gedehnt; auch hält er sich zu lange bey Gegenständen auf, die der umständlichern Beschreibung nicht würdig waren. Für die weitere Fortsetzung sind ihm eine ausgebreitetere Lectüre, eine sorgfältigere Wahl des Wichtigen und Brauchbaren, eine überdachtere Ordnung in den Beschreibungen, und mehr Kürze des Vortrags zu empfehlen. — Die 4te Abhandlung ist ein *Etwas über schickliche Verzierung der Fassaden*, von *Riedel* dem ältern. Ein kurzer, aber lesenswerther und wohlgeschriebener Auffatz. Man findet hier die ächten richtigen Grundsätze, auf welchen die wahre, allgemeine und ewige Schönheit der Architektur beruhet, auf eine dem Vf. eigene Art dargestellt. Anfänger müssen diesen Auffatz mit Musse und Reflexion mehreremale lesen, um sich diese Grundsätze ganz eigen zu machen. Auch Baumeister von Ruf mögen sie beherzigen, und wenn es ihre Eitelkeit zuläfst, ihre Werke danach prüfen und richten. Der Vf. empfiehlt auch eine auf der 3ten Kupfertafel dargestellte Fassade nach jetzigem berlinischen Geschmack. Dieser Geschmack, oder vielmehr diese jetzige berlinische Mode aber hat doch etwas sonderbares, das allgemeinen Beyfall weder erhalten wird, noch verdient. Es liegt darin etwas Anglomanie zum Grunde, eine übertriebene Schlichtheit mit Rohheit und Feinheit zugleich gepaart, kurz etwas Schimärisches, das man fast in allen englischen Fassaden antrifft. Den besten Beweis dieser Behauptung mag selbst diese hier als Muster aufgestellte Fassade geben. Sie contrastirt zum Theil mit den in der Abhandlung, zu der sie gehört, aufgestellten Grundsätzen, und ist nicht frey von der in und um Berlin jezt sehr gemeinen Affectation, die aus dem Dache heraustretenden Schornsteine dem Auge ganz zu verstecken. Wer zuerst auf diese Affectation verfallen ist, hat nicht bedacht, dass er den Wohngebäuden dadurch einen sehr bedeutungsvollen Theil geraubt, und die Wohnhausdächer zu Scheundächern degradirt hat, vermuthlich aus falscher Delicatesse; denn wenn nun gleich kein Schornstein zu sehen ist, so bleibt doch der aus ihnen emporsteigende Rauch noch sichtbar. — Die 5te Abhandlung: *Ueber die Erbauung der Schafställe, besonders über den erfoderlichen Raum*, von *Riedel* dem jüngern. Der Vf. hat durch Ausmessung mehrerer vorhandenen Schafställe und durch Berechnung gefunden, dass im Durchschnitte $6\frac{1}{3}$ Quadratfuss rheinl. Flächenraum für 1 Schaf gerechnet werden können, und wünscht dieses Maass zur Norm erhoben zu sehen, damit nicht durch die Rechnung nach einem grossern Maasse theils zu viel Land eingestallet, theils unnöthige Baukosten aufgewendet werden. Die Absicht verdient Aufmerksamkeit, zugleich aber auch der gesunde Aufenthalt der Schafe in dem Stalle, besonders da, wo Stallfütterung ist; und deswegen möchte doch Borhecks Annahme von 9 calenbergischen, d. i. fast 8 rheinländischen Quadratfusen, die beste seyn. Bey allen Versuchen, allgemeine Regeln festzustellen, muss man sich immer sehr vor zu einseitigen Gesichtspunkten hüten. — Die 6te Abhandlung: *Ueber das Profil der äussern Abdachung der Seedeiche*, von *Schlegel*. Ein wohl durchdachter Auffatz, welcher von den mathematischen Kenntnissen des Vf. rühmlich zeugt und den Zweck hat, den Irthum des Hn. Woltmann: dass die von ihm als die beste Böschungslinie anerkannte Curve keine Parabel, sondern eine Progressionscurve sey, gehörig zu berichtigen. Es wird bewiesen, dass sie allerdings eine gemeine apollonianische Parabel sey, und die aus der irrigen Behauptung gemachten Folgerungen wegfallen. — Die 7te Abhandlung: *Ueber den Stoss des Wassers an die Schaufeln unterschlächtiger Mühlräder in Gerinnen*; nach Hn. Professor *Gerstner*, von *Eytelwein*, ist mit der gründlichen Auseinandersetzung abgefasst, durch die sich schon mehrere Arbeiten des in der Analysis geschickten Vf. auszeichnen, der weiter nichts fehlt, als die Erläuterung durch einige Beyspiele *in concreto*. Die hier gegebene Behandlungsart des berühmten und sehr bestrittenen Gegenstandes empfiehlt sich durch Leichtigkeit, indem zu deren Verständniss nur Elementarkenntnisse der Mechanik erfoderlich sind. — Die *vermischten Nachrichten* dieses Bandes betreffen ein von *Carl Riedel*, bayreuthischen Bauinspector, für den Herzog von Würtemberg unweit Bayreuth erbautes Gartenhaus; einige Verbesserungen bey den Schweineställen; einen Vorschlag zu wohlfeilen Brücken über Bäche und kleine Flüsse, in Gegenden, wo viel Feldsteine vorhanden sind; die Absteifung eines schadhaften Pfeilers und der darauf ruhenden Gewölbe in der Stadtkirche zu Beeskow, um diesen Pfeiler abzubrechen und wieder aufzumauern (für Anfänger und manche Baumeister, denen solche Bau-

 ten

ten noch nicht vorgekommen, nützlich); eine tabellarische Angabe zu Feuersprützen mit zwey Stiefeln und einem Windkessel, die nach Maasgabe ihrer Grösse und der Anzahl der Arbeiter, sowohl in Ansehung der Höhe, als der Quantität des gerade aufwärts zu sprützenden Wassers den bestmöglichen Effect hervorbringen, ohne dass die Arbeiter zu sehr ermüden; von dem seligen *Lambert*, durch Hn. Eytelwein mitgetheilt; die Bauart mit gestampfter Erde oder den Pisébau; einen für Wasser undurchdringlichen Kitt oder Cement; und endlich Lamberts Versuche und Bemerkungen über die unterschlächtigen Mühlen, aus den neuen Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften von Heinrich Riedel übersetzt. Diese vortreffliche Lambertsche Abhandlung gehört nicht eigentlich unter die vermischten Nachrichten, sondern hätte unter den Abhandlungen dieses Bandes einen Hauptplatz verdient. Zuletzt ist noch eine Uebersetzung der in dem zu Paris erschienenen *Journal de l'école polytechnique* enthaltenen analytischen Tafel zum Studium der Architektur von Heinrich Riedel, und die Anzeige von Hn. Gilly's Landbaukunst angehängt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Meyerischen Buchh.: *Schatten und Licht*, ein Schauspiel in vier Aufzügen. 1797. 168 S. 8. (12 gr.)

Plautinische Titel können nicht willkührlicher seyn, als der von diesem Schauspiel; denn ausser dass einmal S. 72. eine altväterische Haushälterin in einem sonst neumodischen Hause *Schatten* genennt wird, der angebracht sey, um das *Licht* desto mehr zu heben, findet sich keine Spur von Ursache, warum jener Titel gewählt worden. Ein interessirter und verläumderischer Mensch sucht einem Onkel einen Neffen verdächtig zu machen, weil er selbst nach dessen Schwester trachtet, und darum das Erbtheil von dieser zu vergrössern wünscht. Seine Intriguen sind aber so plump angelegt, die Handlung schleicht einen so langweiligen Gang, und alles ist so gedehnt, dass auch vier Aufzüge schon zu viel für diesen Stoff scheinen. Die Entlarvung des Bösewichts (durch verwechselte Briefe, und endlich gar durch ein schriftliches Verzeichniss seiner Sünden, das man seiner heuchlerischen Schwester ablockt) ist schlecht eingeleitet. Sehr überflüssig wird im vierten Act der Fürst selbst eingeführt, und was, so wie die letzte Entscheidung, in zwey Worten erzählt werden könnte, in langweilige Dialogen eingekleidet. Der Bösewicht ist so abscheulich, dass man über seine verliebte Geckerey nicht lachen, und so einfältig, dass man diejenigen nicht bewundern kann, die hinter die Geheimnisse seiner Bosheit kommen. Der Vf. hat vielleicht auf die Rolle der launichten *Henriette*, die aber öfters ins Plumpe übergeht, der matt gezeichneten Bettschwester und des sehr überflüssigen Bierbrauers gerechnet, um die Zuschauer zu belustigen. Denn sonst giebt es in seinem Stück keinen Anlass zu lachen, und um Rührung durch die Rollen der Liebenden zu bewirken, ist seine Sprache zu kraftlos.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Prag*, b. Calve: Dr. *Alexander Volta*, k. k. Prof. der Physik zu Pavia, *Schreiben an den Herrn Abt Anton Maria Vasali*, Lehrer der Physik an der Universität zu Turin, *über die thierische Elektricität, als eine Fortsetzung der Schriften desselben über die thierische Elektricität.* Herausgegeben von Dr. *Johann Mayer*, k. P. Hofr. 1796. 71 S. 8. — Hr. *V.* sucht in diesem Schreiben seine Behauptung, dass diejenige Kraft, welche den Reiz der Muskelfaser bewirkt, und auf mannichfaltige Art den Geschmacks- und Gesichtssinn reizt, durch eine wahre aber blos künstliche, durch geschickt angewandte Leiter hervorgebrachte Elektricität, erregt werde, durch neue Gründe zu unterstützen. Die thierischen Organe sind nach ihm bey diesen Versuchen nur als *leidend* zu betrachten, hingegen die zur gegenseitigen Berührung gebrachten Leiter als *wirkend*, ob sie gleich von einander abweichen; ja der Erfolg ist um so wirkender und thätiger, je heterogener sie sind. Soll der Versuch mit Leitern von einer und derselben Art gelingen, so muss doch wenigstens einiger Unterschied unter ihnen, z. B. in der Politur, Härte u. s. w. statt finden. Die Leiter sind als erregende, bewegende Substanzen anzunehmen. Die Hauptversuche derjenigen, welche diese Erscheinungen als Wirkung einer eigenthümlichen, in den thierischen Körpern schon erregt vorhandnen Kraft ansehen, beweisen nichts. Selbst der Versuch, dass wenn mit dem einen Fusse des Frosches der ischiadische Nerve (durch welchen er mit dem Rumpfe zusammenhängt) oder der fleischichte Theil des Rumpfes selbst berührt werde, ohne Dazwischenwirkung eines Leiters, Zuckungen erfolgen, sey genau betrachtet den *Galvanisten* entgegen. Denn einmal erfolge diese Erscheinung nur selten, und dann sey es nothwendige Bedingung, 1) dass der Frosch nicht rein abgewischt, sondern mit Blut oder andern klebrigen Säften überzogen sey; 2) dass die Berührung des entblössten *Nervi ischiadici*, oder der nackten Muskeln des Rumpfes, nicht mit jedem Theile des Fusses, sondern nur mit der Sehne, in welcher sich der dicke Schenkel endigt, vorgenommen werde. Alle diese Umstände würden aber unnöthig seyn, sobald der Umlauf der elektrischen Flüssigkeit, durch eine von den thierischen Organen mitgetheilte Bewegung bewirkt werde. Noch führt der Vf. an, dass er zu weit gegangen sey, wenn er in einer seiner vorhergehenden Schriften behauptete, dass vermittelst der nassen Leiter *allein*, ohne Dazwischenkunft eines metallischen Leiters der ersten Classe, kein Zusammenziehen könne hervorgebracht werden. Dieses ändert übrigens in Ansehung des Hauptsatzes nichts, indem auch bey diesen Versuchen, bey welchen man sich keiner Metalle bedient, eine künstliche durch eine äussere Ursache, keineswegs aber eine durch eine innere Kraft der Organe hervorgebrachte Elektricität statt findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. December 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Erdbeschreibung der fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach.* Herausgegeben von F. G. *Leonhardi*, ord. Professor der Oekon. u. Kameralwiss. an der Univ. Leipzig. *Besonders abgedruckt aus der zweyten Abtheilung des vierten Bandes der Erdbeschreibung der preussischen Monarchie.* 1797. 452 S. 8.

Das Fürstenthum Ansbach hat an *Stiebern*, vorzüglich aber an *Fischern*, gute Topographen gefunden. Dem Fürstenthum Bayreuth fehlte es aber bisher gänzlich daran, obgleich der verstorbene Gouverneur von *Weitershausen* durch seine Beschreibung der Amtshauptmannschaft Hof eine vortreffliche Probe gegeben. Der verstorbene und rühmlich bekannte Hofkammerrath *Heinrich Arnold Lange* hat eine *Staatsgeographie* des Fürstenthums Bayreuth im Manuscript hinterlassen, die in Absicht ihrer politischen und geographischen Notizen sehr brauchbar, wegen ihrer vielen historischen Unrichtigkeiten aber nie zum Druck geeignet war. Hn. *Leonhardi* gebührt also allerdings die Ehre, die vollständigste und richtigste Erdbeschreibung beider Fürstenthümer am ersten geliefert zu haben. Allein durch die beyspiellose Thätigkeit der preussischen Regierung in einer zweckmäsigern Organisation ihrer fränkischen Provinzen ist es bereits so weit gekommen, dass diese Erdbeschreibung, obgleich selbst noch kein Jahr alt, beynahe nur als eine Urkunde gelten kann, wie die geographische und politische Verfassung des Landes *gewesen ist.* Wir hoffen uns also sowohl den Dank des verdienten Vf. als der Besitzer des Buches selbst zu erwerben, wenn wir theils die seitdem vorgefallenen wichtigen Veränderungen kurz bemerken, theils einige Angaben berichtigen.

Von dem ersten Burggrafen *Konrad* hat man jetzt eine zwey Jahre ältere Urkunde, nämlich vom Jahr 1136. Friedrich I starb nicht 1218, sondern wahrscheinlich schon 1200. Die Markgrafen Friedrich und Siegmund kamen erst nach dem Tod ihres Vaters im J. 1486 zur Regierung und keineswegs schon bey dessen Lebzeiten i. J. 1476, wo sie noch Kinder waren. Auch hat eine eigentliche Theilung des obergebürgischen und untergebürgischen Fürstenthums zwischen diesen beiden Prinzen sowohl, als den Brüdern Casimir und Georg nie statt gefunden. Die Bayreuther Linie erlosch nicht 1768, sondern 1769. Den königlichen Titel und Wappen mit *Sayn* und *Wittgenstein* zu vermehren würde wohl nicht angehen, weil die noch von dem Hn. Markgrafen Karl Alexander besessene Grafschaft Altenkirchen nach seinem Tod nicht an Brandenburg, sondern an Hannover fallen wird. Von den Untergerichten appellirt man an den *ersten Senat* der Regierung, von dessen Ausspruch noch eine Revision an den ersten Senat zu Ansbach statt findet. Eben so ergreift man umgekehrt die Revision vom ersten Senat zu Ansbach an den zu Bayreuth. Erkennen die ersten Senate als *erste Instanz*, so gehen die Appellationen an den zweyten Senat derselben, die Revisionen aber wieder an den ersten Senat der andern Provincialregierung. Appellationen aus *burggräfliche Landgericht*, das im übrigen als aufgehoben zu betrachten ist, werden nur da zugelassen, wenn der *Beklagte* ein Ausländer ist, und sich gleichwohl nach dem bisherigen Herkommen und Privilegien dem Landgerichtszwang unterwerfen muss. Das *burggräfliche Rathscollegium* hat ganz aufgehört, nachdem alle Differenzsachen unmittelbar vom Landesministerium besorgt werden. Die brandenburgischen Lehen in Oesterreich rühren nicht von den Grafen von Wohburg, sondern von der Sophia von *Ray*, Erbtochter dieses österreichischen Dynastenhauses und Gemahlin Burggrafen Friedrichs I her. Die *Sotzmannische* Karte von Ansbach und Bayreuth ist besonders in Bestimmung der Landesgrenzen sehr unrichtig, die *Hofmannische* Karte aber noch keineswegs vollendet, sondern wird jetzt erst aus den Aufnahmsplanen durch den geschickten Artillerielieutenant *Stierlein* zu Plassenburg hergestellt. Eine Reichsritterschaft als *Nachbar* wird von der preussischen Regierung nicht anerkannt. Was von dem *Bergbau* gesagt ist, könnte jetzt durch die neu erschienene orographisch mineralogische Beschreibung der Landeshauptmannschaft Hof von *Helfrecht*, und noch mehr durch eine von dem Oberbergrath *Tornesi* verfertigte Bergkarte, wenn sie öffentlich mitgetheilt werden sollte, vermehrt und berichtigt werden. Das *Getraidemaass* hätte der Vf. billig nach seinem cubischen Inhalt bestimmen sollen, Nach der Angabe des *gothaischen Taschenbuches* enthält eine Simra rauher Frucht zu Ansbach 37512 zu Bayreuth 20697, glatter Frucht aber zu Ansbach 16672 und zu Bayreuth 24322 französische Cubikzoll. Das Schenkmaass hat der Vf. gar nicht erwähnt. — Die Bayreuther *Regierung* hat keine zwey Präsidenten, auch keinen Vicepräsidenten, sondern ist unter dem Vorsitz eines einzigen Präsidenten und zweyer Directoren in zwey Senate abgesondert, davon der erste die Justiz-, der andere die Lehen-, Consistorial- und Pupillensachen besorgt. Beide Senate zusammen, mit Einschluss der Assessoren, machen keine 15 Personen aus. — Man

Man sieht überhaupt, daſs dem Vf. das 1796 zu Ansbach erschienene Addreſsbuch des Kammersecretär *Rehm* ganz unbekannt geblieben. Das *Hofgericht* und das *Ritterlehengericht* ist gänzlich aufgehoben, so wie auch jetzt das Consistorium kein eigenes Collegium mehr macht, sondern durch den zweyten Senat mit Zuziehung einiger geistlichen Consistorialräthe formirt wird. Von einer *Generalsuperintendentur* in Bayreuth weiſs man nichts. Die Kammer heiſst *Kriegs-* und *Domänenkammer*, und besorgt nicht bloſs die landesherrlichen Einkünfte, sondern übt die Polizeygewalt in ihrem weitesten Umfang aus, dirigirt das Berg und Forstwesen, besorgt die Militärsachen, ist die obere Instanz in Kammer-Justizsachen, und präsentirt dem Landesministerium die Justiz- und Kameralbeamten. Das *Collegium Medicum* ist als eine bloſse Deputation der Kriegs- und Domänenkammer mit Beyziehung einiger Aerzte als Medicinalräthe anzusehen. Das *Landschaftscollegium*, womit man aber nicht die noch bestehende *Landstände* verwechseln muſs, ist ebenfalls aufgehoben, und die landschaftliche Casse sonst *Obereinnahme* genannt, unter dem Namen der *Hauptsteuercasse* der Aufsicht der Kriegs- und Domänenkammer untergeben. Die ehemalige *Rentey* ist jetzt die *Hauptdomänencasse* und ganz nach preuſsischen Rechnungsfuſs organisirt. Der voigtländischen Ritterschaft ist das bisherige eigenmächtige Besteuern ihrer Hintersaſsen gelegt. Das *Bergamt* zu Wunsiedel ist jetzt mit dem Bergamt zu Goldkronach unter dem Namen eines Oberbergamts vereinigt, das Bergamt zu Naila aber nach Untersteben unter dem Namen des Lichtenberg-Lauensteinischen Bergamts verlegt. Unter der obersten Aufsicht der Kriegs- und Domänenkammer ist das Bayreuther Forstwesen den beiden Oberforstämtern zu Bayreuth und Neustadt an der Aisch untergeordnet. Unter dem Oberforstamt Bayreuth stehen 1) die *Forstmeisterey Bayreuth*, mit den Forstverwaltungen Bayreuth, Lindenhard, Plech, Seybothenreuth; 2) *Forstmeisterey Gebürg* mit den Forstverwaltungen Goldkronach, Weiſsenstadt, Tröstau; 3) *Forstmeisterey Kulmbach* mit den Forstverwaltungen Trebgast, Kulmbach, Sanspareil, Limmersdorf; 4) die *Forstmeisterey Lichtenberg und Lauenstein*, mit den Forstverwaltungen Schwarzenbach am Wald, Geroldsgrün, Münchberg, Lauenstein; 5) *Forstmeisterey Selb* mit den Forstverwaltungen Selb, Seuſsen und Rehau. Dahingegen stehen unter dem unterländischen Oberforstamt die *Forstverwaltungen* zu Stiedfeld, Erlang, Münchaurach, Rohensaas, Ipsheim und Neuhof. — Bey der Kriegsverfaſsung wäre zu melden gewesen, wie die in den fränkischen Provinzen liegenden preuſsischen Regimenter heiſsen und wo sie ihre Cantons haben; nämlich das Infanterieregiment *von Unruh* zu Bayreuth, Kulmbach und Wunsiedel, hat seinen Canton in dem oberländischen Theil des Bayreuther Fürstenthums; das Infanterieregiment *von Laurens* zu Ansbach und Krailsheim, hat seinen Canton im Fürstenthum Ansbach und in dem Bayreuther Unterland; eine Compagnie Jäger *von Tümpling* zu Erlang, eine Füselierbrigade *von Bila* zu Hof, und ein Husarenbataillon *von Bila* zu Neustadt an der Aisch, Feuchtwang, Gunzenhausen, Uffenheim und Ansbach, sämmtlich unter der Inspection des Generallieutenants Fürsten von Hohenlohe. Die Besatzungen in den nürnberger Vorstädten bestehen aus zusammengesetzten Commandos dieser Regimenter. Hingegen hätte der jetzt wenig gebrauchte *Landausschuſs* keine so ausführliche Beschreibung verdient. Die von dem Vf. zu Grund gelegte Landeseintheilung des Bayreuther Fürstenthums in Amtshauptmannschaften und des Ansbacher in Oberämter ist jetzt ganz aufgehoben, und dagegen jedes Fürstenthum in sechs *Kreise* vertheilt, an deren Spitze jedesmal ein *Kreisdirector*, gleichviel ob von Adel oder ein Bürgerlicher, mit einem Kreiscommiſsär, Kreissecretär und Kreiscalculator steht. (*von Bülow* bekannt in der Literatur durch seine hannöversche Dienstentlaſsung ist Kreisdirector zu Bayreuth, der gewesene Regierungsdirector *Cella* zu Weilburg Kreisdir. in Schwabach). Zum Reſsort der Kreisdirectorien unter Aufsicht der Kriegs- und Domänenkammer gehört: die Austheilung der allgemeinen landesherrlichen Verordnungen und Sorge für ihre Beobachtung, Beförderung der allgemeinen Landescultur, Direction der Polizey, das Marsch- und Quartierwesen, die Aufsicht auf die Gemeindecaſsen, die Beobachtung der Rechnungsbeamten, deren Rechnungen durch die Kreisdirectorien an die Kriegs- und Domänenkammer gelangen. Was aber übrigens das innere Rechnungswesen und die Verwaltung der Domänen betrifft: stehen die Kammerämter, so wie durchaus die Justizämter (ausgenommen die Rechnung über die Sportelcaſse) unmittelbar unter den Collegien. Jedes Kammeramt besteht in der Regel aus einem *ersten Kammeramtmann* als dirigirenden Einnehmer der Domänengefälle und Verwalter der Landespolizey, in so weit solche den Aemtern übertragen ist, einem *zweyten Kammeramtmann*, als Controlleur und Actuar des ersten, und Einnehmer der Steuergelder, einem *Aſsistenten* und zwey Copisten, ein Justizamt aber aus einem ersten Justizamtmann, einem zweyten Justizamtmann und einem Actuar. Dagegen sind eine Menge bisheriger kleiner Verwaltungen und Vogteyen aufgehoben und diesen neuen Aemtern einverleibt. Die eximirten Städte haben ihre von den Kreisdirectorien unabhängige, unmittelbar unter den Collegien stehende *Magistrate* unter Vorsitz eines Justiz- und Polizeydirectors. Die neuen Kreise sind aber:

A. Im Fürstenthum Bayreuth.

I. *Der Höfer Kreis*, hat unter sich

1) *das Kammeramt Hof*, bestehend
   - a) aus dem ehemaligen Kastenamt Hof,
   - b) dem Klosteramt Hof,
   - c) der Verwaltung Fattigau,
   - d) den Verwaltungen Rehau, Martinlamitz, Pilgramsreut und Moschendorf.

2) *Das Kammeramt Munchberg*, bestehend
   - a) aus dem ehemaligen Kastenamt Mönchberg, Stockenrod und Hallerstein,
   - b) dem Amte Helmbrechts.

3) *Das Kammeramt Naila* bestehend
   - a) aus dem ehemaligem Amte Naila,
   - b) Schauen-

b) Schauenstein,
c) Lichtenberg und Thierbach,
d) Selbey,
e) Schwarzenbach am Wald und Bernstein.

4) *Das Kammeramt Lauenstein* und *Kaulsdorf*.

II. *Der Wunsiedler Kreis*, hat unter sich

5) *das Kammeramt Wunsiedel*, bestehend
a) in dem ehemaligen Kastenamt.

6) *Das Kammeramt Gefress*, bestehend
a) in dem ehemaligen Kastenamt Gefress,
b) der Verwaltung Stein und Streittau,
c) dem Amt Stambach,
d) Verwaltung Nemmersdorf,
e) Stadtvogteyamt Goldkronach.

III. *Der Bayreuther Kreis*, hat unter sich

7) *das Kammeramt Bayreuth*, bestehend aus
a) dem ehemaligem Kastenamt Bayreuth,
b) Stiftsamt Bayreuth,
c) Verwaltung St. Georgen am See,
d) Amt St. Johannis,
e) Amt Schreez,
f) Verwaltung Glashütte,
g) Verwaltung Emtmansberg,
h) Verwaltung Dondorf und Eckersdorf,
i) Verwaltung Heinersreut und Altenplos,
k) Verwaltung Ramsenthal.

8) *Das Kammeramt Neustadt am Kulm* bestehend aus
a) dem Amt Neustadt am Kulm,
b) Verwaltung Weidenberg.

9) *Das Kammeramt Pegnitz* bestehend aus
a) dem ehemaligem Kastenamt Pegniz mit den Verwaltungen Lindenhard, Plech und Spiess,
b) Verwaltung Schnabelwaid,
c) Amt Creussen.

10) *Das Kammeramt Streitberg* bestehend aus dem ehemaligen Kastenamt.

IV. *Der Kulmbacher Kreis* hat unter sich

11) *das Kammeramt Kulmbach*, bestehend aus
a) dem ehemaligen Kastenamt Kulmbach, nebst Verwaltung Burgbaig
b) Klosteramt Kulmbach,
c) Kastenamt Himmelkron,
d) Vogtey Wiersberg,
e) Vogtey Seubelsdorf.

12) *Das Kammeramt Sanspareil*, bestehend aus
a) dem ehemaligen Kastenamt Sanspareil,
b) der Vogtey Kasendorf.

V. *Der Erlanger Kreis* hat unter sich

13) *das Kammeramt Erlang* bestehend
a) aus dem ehemaligen Kastenamt Erlang,
b) Kastenamt Baiersdorf,
c) Klosteramt Frauenaurach,
d) Verwaltung Eschenau.

14) *Das Kammeramt Osternohe*, bestehend aus dem ehemaligen Amt Osternohe.

VI. *Der Neustädter Kreis* hat unter sich

15) *das Kammeramt Neustadt an der Aisch* bestehend aus
a) dem ehemaligen Kastenamt Neustadt,
b) Kastenamt Dachsbach mit den Verwaltungen Uhlfeld, Birnbaum und Rohensaas,
c) Klosteramt Birckenfeld,
d) Klosteramt Münch-Steinach.

16) *Das Kammeramt Ipsheim* bestehend aus
a) dem ehemaligen Kastenamt Ipsheim mit den Schultheisen-Aemtern Bergel und Burg-Bernheim,
b) die Vogtey Altheim und Külsheim.

17) *Das Kammeramt Emskirchen*, bestehend aus
a) dem ehemaligen Kastenamt Emskirchen und Hagenbüchach,
b) dem Klosteramt Münch-Aurach.

18) *Das Kammeramt Neuhof*, bestehend aus
a) dem ehemaligen Oberamt Neuhof,
b) Markt Erlbach,
c) Dietenhofen.

Für das vom Ansbacher Fürstenthum herübergekommene Altheim und Külsheim ist der obergebürgische Antheil am Amt Bonhofen übergegangen.

B. *Im Fürstenthum Ansbach.*

I. *Ansbacher Kreis*, hält in sich
1) das Kammeramt *Ansbach*,
2) — — *Leutershausen*,
3) — — *Insingen*,
4) — — *Windsbach*.

II. *Schwabacher Kreis*, hält in sich:
5) das Kammeramt *Kadolzburg*,
6) — — *Schwabach*,
7) — — *Burgthann*,
8) — — *Gostenhof* und *Wöhrd*.

III. *Gunzenhauser Kreis*; hält in sich
9) das Kammeramt *Gunzenhausen*,
10) — — *Roth*,
11) — — *Stauf*.

IV. *Wassertrühdinger Kreis*; hält in sich
12) Kammeramt *Wassertrühdingen*,
13) — — *Heidenheim*.

V. *Kreilsheimer Kreis*, hält in sich
14) das Kammeramt *Kreilsheim*,
15) — — *Feuchtwang*.

VI. *Uffenheimer Kreis*, hält in sich
16) das Kammeramt *Uffenheim*,
17) — — *Mainbernheim*,
18) — — *Prichsenstadt*.

Genau mit dem Sprengel des Kammeramts stimmt auch jederzeit der des Justizamts überein. Eximirte Städte mit eigenen Magistraten im obergebürgischen Fürstenthum sind: Bayreuth, Kulmbach, Hof, Wunsiedel, Neustadt an der Aisch und Erlang; im Untergebürgischen aber: Ansbach, Schwabach, Langenzenn, Fürth, Gunzenhausen, Wassertrühdingen, Kreilsheim, Feuchtwang, und Uffenheim. Das bayreuther *Waisenhaus* ist jetzt mit keinen Kindern mehr besetzt. — Der Züchtlinge zu St. Georgen sind gewöhnlich 80 bis 90. St. Johannis gehörte nicht denen zu Nürnberg wohnenden von Imhof, sondern einer eigenen vielleicht mit ihnen verwandten obergebürgischen Familie dieses Namens. Dass *Streitberg* schon im J. 1197 einem Geschlecht dieses Namens gehörte, lässt sich wenigstens aus den angeführten Turnierbüchern nicht erweisen, die bekanntlich gar keine diplomatische Beweiskraft haben. Auch verkaufte Georg von Streitberg im J. 1507 diese Herrschaft nicht an Brandenburg, sondern an seinen Schwiegervater von Lameck, der sie 1508 an Brandenburg überliess. *Druiden* hat es in Deutschland nie gegeben; also konnte auch im Witzloch bey Streitberg keine Druidenschule seyn. Dass in den streitberger Hölen Elephantenzähne ausgegraben würden, steht noch zu erweisen. Die *Rosenmüllerschen* Untersuchungen haben vielmehr glaubhaft gemacht, dass es nichts anders als Knochen von einer jetzt nicht mehr bekannten unge-

wöhnlich grossen Bärenart sey, die er *Hölenbär* nennt. Die Angabe, dass Hof schon 1080 erbaut worden, lässt man dahin gestellt. Bey den angeführten vielen voigtländischen Rittergütern hätten billig die Namen der sie besitzenden Geschlechter mit bemerkt werden sollen. Der Name *Sechs Aemter* war im 15ten Jahrhundert noch ganz ungewöhnlich, und dafür im Anfang des 16ten der der *Fünf Aemter* im Gebrauch. Die Gegend um Baiersdorf gehörte wohl zum *Rednitzgau*, aber nicht zur *Grafschaft Rednitzgau*. Kessler- und Kupferschmidts-Privilegien gibt es weit ältere als von 1582, z. E. schon von 1444. An ein Privilegium Kaiser *Karls des Grossen* für Mainbernheim, so wie an das *Wappen* desselben Kaisers an der Feuchtwanger Stiftskirche wird heut zu Tag niemand mehr glauben. Das Personal der Collegien in Ansbach hätte wieder nach dem *Rehmischen* Addressbuch weit richtiger bestimmt werden können. Es existirt kaum die Hälfte der Räthe, die der Vf. angibt. Die Unterwerfung der Reichsstadt Weissenburg hat der König zur Zeit nicht angenommen. Dagegen ist von der Unterwerfungsacte der Herrschaft Thurnau, von der Ausdehnung der brandenburgischen Territorialgrenzen gegen Eichstädt, von dem neuen Grenzvergleich mit Hohenloh, von dem Austauschvergleich mit Oettingen, wodurch die Herrschaft Spielberg an Brandenburg gekommen, von den wieder zum brandenburgischen Territorium gebrachten Orten Auffas, Ermreut, Heroldsberg, Neunhofen, Sugenheim, Farnbach u. s. w. ferner von der Besetzung der nürnbergischen Vorstädte *Wöhrd* und *Gostenhof* nicht eine Sylbe erwähnt, woraus man sieht, dass der Vf. das *Staatsarchiv* der fränkischen Fürstenthümer von *Hänlein* und *Kretschmann* nicht benutzt hat oder zum Theil nicht mehr hat benutzen können. Der Generalgouverneur beider Fürstenthümer wohnt jetzt nicht mehr auf der Eremitage, sondern im Schlosse zu Bayreuth, nimmt aber keinen Antheil an der allgemeinen Landesverwaltung, sondern hat blos die gewöhnlichen Honneurs als oberste *Militärperson* mit den damit verbundenen Functionen. Als *Druckfehler* mögen wahrscheinlich gelten: S. 120 die 14jährliche Geburten zu Kulmbach vermuthlich statt 140, ebendas. 1330 statt 1430. S. 125 4000 *Pfennige* und Heller, statt *Pfund* Heller. S. 174 Zeile 5 von unten 1327 statt 1373. S. 214 Kollenstein statt *Rollenstein*, S. 250 Kinnhofen statt *Stinnhofen*, S. 286 Lühau statt *Lüchau* und S. 379. Z. 3 von unten 1588 statt 1523.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Die Macht der Leidenschaften*, ein Schauspiel in fünf Acten, von *W. Kraus*. 1797. 150 S. 8. (10 gr.)

Die Leidenschaften, die ihre Macht über die beiden Hauptpersonen dieses Schauspiels ausüben, sind Ahnenstolz und Spiel. Ein Fräulein, das einen reichen Bürgerlichen geheirathet, treibt ihrer Abkunft zu Ehren ihre Verschwendung höher, als es der Stand ihres Mannes erfodert, und als es seine Einkünfte ertragen können; sie macht ihn zum Bettler, und, nachdem er ihre Prachtsucht nicht mehr unterstützen kann, erniedrigt sie sich zur Buhlerin, zuletzt will sie sich gar von ihm scheiden. Die Aeusserungen ihres Charakters sind so plump geschildert, ihr Betragen gegen ihren Mann so unsinnig, und ihre Koketterie (z. B. wenn sie sich S. 92 einem Fremden geradezu anbietet) so niedrig, dass der Leser unwillig werden muss. Ihr Sohn, oder eigentlich nur sein Sohn, vor der Ehe erzeugt, (ein Umstand, der nur einmal angedeutet, sonst aber nicht benutzt ist) wird zum Spiel verleitet, er ergiebt sich dieser Leidenschaft wider besser Wissen und Gewissen, bereut es, und lässt sich immer wieder von ihr hinreissen, bis er durch sie an den Rand des Verderbens kommt. Das Rührende dieser Rolle überstieg ganz die Kräfte des Verfassers. Die seitenlangen Declamationen und Monologen darin sind nicht auszuhalten. Die Sprache wird oft eben so unerträglich, z. B. S. 26 in der abgenutzten Pistolenscene, oder S. 61, wo er den Kopf an die Wand rennen will, dass das Gehirn daran klebt, oder S. 68, wo er zehn tausend Klaftern tief in die Erde zu versinken wünscht, und Geld herbey schaffen will, *sollte er auch sein eigen Fleisch Pfundweis von seinem Gebeine ablösen müssen*. Der unglückliche Ehemann kann nichts, als entweder moralisiren, oder drohen, und, so wie er damit bey Frau und Sohn nichts ausrichtet, so erweckt er auch, er, der durch Leiden ganz abgestumpfte Mann, wie er S. 19 sich selbst nennt, keine Achtung. So wie das Ganze unnöthig gedehnt ist, so sind besonders die Scenen, wo der Verarmte sein Gesinde abdankt, zumal bey der matten Ausführung des Vf's äusserst langweilig. Am unerträglichsten ist aber der vierte Act, indem hier ein Frauenzimmer erscheint, von der man vorher nichts gehört hatte, drey Anbeter nach einander ihr Cour machen, alle Achtung gegen sie aus den Augen setzen, sich Sottisen sagen, und endlich gar einer auf ihrer Stube erstochen wird. Denn so tragisch geht es hier her, dass der Spieler, der jenen Jüngling verführte, getödtet wird. Hierauf giebt es natürlich Gefängnissscenen, bis endlich der Fremde, der schon so oft in diesem Stücke der Retter in der Noth gewesen war, den Knoten zerhaut, und dieser Fremder ist — der Fürst. Die Ehefrau gelobt Besserung, aber, ausser dem Manne, dem es der Vf. glauben lässt, möchte es wohl schwerlich jemand glauben. Der Dialog des Vf's ist schleppend und kraftlos, sogar platt und niedrig, auch von Sprachfehlern nicht frey.

* * *

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

HALLE, b. Gebauer: *Moral in Beyspielen*. Herausgegeben von *H. B. Wagnitz*. 5ter Th. Neue veränd. Ausg. 1797. 276 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 116.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. December 1797.

PHILOLOGIE.

LONDON u. LEIPZIG, b. Reinike und Hinrichs: *A new Pocket Dictionary of the English and German languages etc.* oder: *Neues Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch* nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet, mit Accenten und der richtigen Aussprache der englischen Wörter und mit einer kurzen englischen Sprachlehre versehen von M. *Karl Benjamin Schade.* 1797. Erster Th. Englisch-Deutsch. 751 S. Zweyter Th. Deutsch-Englisch. 496 S. kl. 8.

Ein Taschenwörterbuch zu schreiben ist eine schwerere Unternehmung, als viele glauben; und vielleicht läfst sich keine Art von literarischen Arbeiten so leicht tadeln, als diese. Es kommt in so vielen Fällen nicht so wohl auf die Bedeutungen an, die man hinsetzen, als die man weglassen soll: und es ist oft so gar leicht über die gröfsere oder geringere Wichtigkeit der hingesetzten und weggelassenen Wörter zu streiten. Unser Raum erlaubt nicht, ein Werk dieser Art von Seite zu Seite durchzugehen, und alle die Einwendungen zu belegen, die wir zu machen hätten. Wir begnügen uns also lieber damit, im Ganzen zu sagen, dafs wir den Englisch-Deutschen Theil für brauchbar und ziemlich vollständig halten. Manche werden vielleicht dem Vf. zu einem Vorwurfe machen, dafs er viele alte, oder wenig vorkommende Wörter, als *abatey*, *abave*, *abbrochment*, *acaid*, *achat* (Vortrag) *acreme*, *advoutry*, *agaze*, *agone*, *alow*, *anhlose etc.* (alle diese finden fich auf den ersten 22 Seiten) aufgenommen, und dafür andere mehr bekannte, als z. E. *alluvion*, *authenticate*, *handcuffs*, *expleitation*, *wisky*, *roll* (ein kleines rundes Brodt) *Sewer* (Schleuſse, Unreinigkeiten abzuführen) *greave etc.* weggelassen hat. Allein man muss hierinn billig seyn, um so mehr, da die bekanntesten dieser Wörter in *Johnson* und in vielen andern Wörterbüchern auch nicht stehen, und vermuthlich eben darum nicht darinn stehen, weil *Johnson* sie übersah. Eben den Vorwurf kann man ihm wegen der so genannten unanständigen, oder obscönen Wörter machen, deren er einige aufgenommen, noch mehrere aber weggelassen hat, ohne dafs man sehen kann, nach welchem Plane er eigentlich dabey verfahren sey. Bey Gelegenheit solcher Wörter darf Rec. das Wort *pox* nicht übergehen, da es den Schüler, so wie es hier angegeben ist, in einen verdrüfslichen Irrthum führen könnte. *Pox* ist die venerische Krankheit, die man pöbelhaft die Franzosen nennt; die Pocken, oder Blattern hingegen heifsen auf englisch *the small pox*. *Bubo* ist freylich eine Pestbeule; aber kein Mensch wird jetzt an diese Bedeutung denken, weil man es fast durchaus von einer andern Art von Beulen braucht: und diese Bedeutung hätte wenigstens angegeben werden sollen, da man einmal das Wort aufführte. *Ambidexter* wird von Personen gebraucht, die die linke Hand so gut wie die rechte brauchen können. Achselträger, welches der Vf. hingesetzt hat, ist blofs die metaphorische Bedeutung. — Für das Wort *abroad* reicht das Deutsche *auswärts* bey weitem nicht zu, und führt so gar irre. Rec. würde setzen „in der Fremde, und“ nicht zu Hause. *Allegiance* wird blofs von Unterthanen gebraucht. Sollte also übersetzt werden, Treue der Unterthanen. *Alloy* ist nicht Verminderung, sondern Zusatz von einer schlechtern Qualität. Für *amplitude* wäre wohl Umfang besser, als Weite. *Bagnio* wird weit öfterer für ein Bordel gebraucht, als für ein Bad. *Bailable* wird ein Verbrechen genannt, wofür der Friedensrichter Bürgschaft annehmen kann, so dafs der Angeklagte, bis ihm der Procefs gemacht ist, nicht in das Gefängnifs gesetzt werden darf. *Bailiff* ist nicht Amtmann, sondern ein niedriger Gerichtsbedienter, oder Scherge, den man hauptfächlich in Schuldsachen braucht. *Barrister* ist ein Rechtsgelehrter, der das Recht hat, in den grofsen Gerichtshöfen von England zu plaidiren. *Bigot* ist nicht ein Heuchler, sondern ein dummfrommer Mensch. *Binding* (Verband) kommt weit häufiger für Band oder Einband eines Buches vor. *Bawd* ist eine Kupplerinn, und nicht Kuppler, denn dieser heifst *pimp*. *Bister* ist nicht Tuschschwarz, sondern eine gelbbraune Farbe, die man auch im deutschen Bister nennt. *Budget* (Reittasche) kömmt am häufigsten für die Brieftasche des Finanzministers vor, besonders wenn er neue Auflagen vorschlägt. Genug von den Buchstaben A und B.

Der Vf. hat unrecht gethan, eine Menge Wörter, ohne sie weiter zu bezeichnen, aufzunehmen, welche nicht englisch find, sondern zur Cantsprache gehören, d. h. zur Sprache des ganz niedrigen Pöbels, oder einer besondern Menschenclasse, oder Gesellschaft. Hierher gehören *Acteon* für Hahnrey, *bellycheat* für Schürze, *bug-hunter* für Tapezier, *bushelbubby* für eine vollbrüstige Frau, *bum-fiddle*, *bumfodder* und viele andere. Mit dem nämlichen Rechte hätte er auch *cushion-thumpers* für Prediger, *knights of the rain-bow* für Bediente, *prancers* für Pferde und hundert andere aufnehmen können. Hr. Ebers war der erste, der eine Menge solcher Wörter aus dem *Dictionary of the vulgar tongue* in sein Wörterbuch eintrug, ohne

ohne sie mit irgend einem Zeichen zu brandmarken. Rec. sahe gleich voraus, dass seine Ausschreiber ihn nachahmen würden, und so wird der Schüler der englischen Sprache in Zukunft in den Wörterbüchern eine Menge Wörter finden, von denen, weil sie mit keinem Zeichen angegeben sind, er sich nicht träumen lässt, dass sie entweder gar nicht englisch, oder die Quintessenz der Pöbelhaftigkeit sind. Es ist gerade, als wenn Hr. Adelung in sein Wörterbuch *Philister* gesetzt und es durch *Bürger* erklärt hätte, weil die Studenten irgend einer Universität dieses Wort so gebrauchen.

Der schlimmste Theil des ersten Bandes ist die Aussprache. Hier finden sich die mehresten Fehler, welche (in dieser Zeitung Nr. 301.) in dem Kühnischen Handbuche der Englischen Sprache gerügt worden sind, und die sich in so vielen andern deutschen Werken finden, die die englische Aussprache behandeln. Auch Hr. Schade verwirret das englische *a*, wenn es wie ein deutsches ä (in Krämer, Krähe, kärglich) klingt, mit dem *a*, welches wie e oder *e* klingt, wie in den Wörtern gehen, stehen, drehen. Dieses fällt besonders widrig in solchen Wörtern auf, in denen das erste *a* wie *ä*, das zweyte wie *e* klingt, als in *abbase, abate, abator, abdication, actuate etc.* welche Rec. äbehs, äbeht, äbehter etc. schreiben würde, damit es wie geht, steht etc. ausgesprochen werde. Auch er schreibt das englische *o* in unzähligen Wörtern durch ein deutsches *a*; welches nicht nur eine falsche, sondern eine einem englischen Ohre äusserst ekelhafte Aussprache giebt. Wer mag *äbhar* statt *abhor*, *äballisch*, statt *abolish*, *äbamminäble* statt *abominable* hören. Auch er schreibt oft das englische *oi* durch ein deutsches *ai*, als z. E. appaint, (*appoint*) appaintment (*appointment etc.*) das englische *e* drückt er in vielen Wörtern durch ein deutsches *i* aus, wie z. E. in akselliräth (*accelerate*) wo es doch weit mehr wie ein *e* klingt. Das englische *tre* am Ende schreibt er tör, als akkuhtör (*accoutre*) und auf die nämliche Art *er* durch ör, als administör (*administer*) adveissör (*adviser*) etc. Auch ist sich der Vf. hierinne ungleich; denn, so wie er ädweissör schreibt, so sollte er, ob es schon falsch ist, auch sagen ädolterör, aktör, ästrollodschör etc. welches er doch nicht thut. Das englische *a* vor *ge* schreibt er in einigen Wörtern durch *i*, akkoridsch, (*accourage*) und das *v* durch ein deutsches *w*, z. E. äbow, (*above*) wovon die Folge ist, dass viele Deutsche es gar nicht aussprechen werden. — — *Ally* (ein Bundesgenosse) spricht der Engländer älleyh aus, und nicht, wie der Verfasser, älli, welches einen Gang, eine Allee bedeutet. — *Almost* wird nicht äblmost, sondern ahlmohst; *aluminous* wird alluminoss, nicht allomminos; *beard* wird bihrd und nicht bährd, und *beguile* wird begeil, nicht begail ausgesprochen. Man urtheile, in welche Verwirrung und Irrungen der Anfänger in der englischen Sprache durch eine solche Art zu schreiben, die durch den ganzen Band geht, gerathen muss. Wie viel besser wäre es gewesen, die Aussprache ganz wegzulassen; da lernte der Schüler doch wenigstens nichts Falsches. Ganz etwas anders ist es mit dem Accente! Und hier kann Rec. mit Vergnügen erklären, dass er sich kaum erinnert, ein Wörterbuch gesehen zu haben, in welchem der Accent auf den englischen Wörtern mit so viel Richtigkeit und Fleisse angegeben ist, wie hier.

Der zweyte oder Deutsch-Englische Theil ist, da er so viel weniger Seiten enthält, als der erste, weniger brauchbar. Eine Menge Wörter mussten also ganz wegbleiben, und bey sehr vielen fehlen Bedeutungen, die schlechterdings dastehen sollten. Wir wollen von den Buchstaben A, B, D, E, die erste Seite durchgehen. Bey dem Worte Aas hätte *carcass* wegbleiben sollen. Aasen heisst nicht, *to feed on flesh* sondern *on carrion*. Abätzen — der Engländer sagt lieber *aqua fortis*, als *aquafort*. Abblasen heisst *to blow off*. oder *away*, ohne *Inf*. Abbröckeln, *to crumble off*. Sich balgen heisst, *to box*. Balger, *boxer*. Barbieren, — *to barb* wird nicht gebraucht. Auf den Bau kommen heisst, *to be condemned to the publick works*. Baumeln ist gewöhnlich ein Neutrum, und heisst, *to dangle*. Baumgärtner ist *nursery-man*. Beächzen heisst *to groan for*. Bedenken — ist nicht, *to balance*, sondern *to hesitate*. Bedienen, *to do the honours etc.* nicht *to make*. Damhirsch ist, *fallow-deer*. *Buck* sagt man erst dann, wenn man weiss, wovon die Rede ist. Bey Dampf sollte das Wort *steam* stehen. Bey Dankbar und Dankbarkeit sollten *grateful* und *gratitude* nicht fehlen. Daus ist *ace*, nicht *ass*. Für Deichsel ist *pole* das gewöhnlichste. Ebbe am gebräuchlichsten, *low-water*. Eckig, *angular* besser als *cornered*. Für ebenen und eben machen, ist das Gebräuchlichste, *to level*. Ehegestern heisst, *the day before yesterday*; Ohne die beiden ersten Worte ist es nicht englisch. Ehrliebe, *love of honour*, nicht *for*. Ehrliebend ist *honourable*. Eidbrüchig lieber *perjured*, als *forsworn*. Eigenthum ist *property*; Eigenthümer, *proprietor*.

Nürnberg, in der Steinischen Buchh.: *Versuch einer biblischprophetischen Anthologie, für Gymnasien und Schulen* von *Friedrich Wilhelm Hagen*.

Auch unter dem Titel:

Fr. Wilh. Hagen biblischprophet. Anthologie für Gymnasien und Schulen. Erstes Bändchen, enthält Stücke aus dem Jesaias. 1797. mit Vorr. 148 S. (10 gr.)

Die Idee einer biblisch-prophetischen Anthologie für Gymnasien und Schulen, welche Hr. H. durch seine Schrift hat realisiren wollen, ist zwar nicht ganz neu, verdient aber an und für sich Beyfall; und wäre dieselbe — so wie er sie ohngefähr im Sinne gehabt haben mag — hier von ihm ausgeführt worden, so hätte er etwas sehr Nützliches geleistet. Soll ein Buch dieser Art, die beiden Zwecke, welche dadurch erreicht werden sollen, wirklich erfüllen: soll es dem Anfänger das Verstehen der Propheten erleichtern, und ihm zugleich ihre Lectüre angenehm machen: so muss für beides darin, den Bedürfnissen des Anfängers

gets gemäss, in aller Absicht gesorgt seyn. Dieses geschieht nach Rec. Einsicht am besten, wenn 1) eine allgemeine Einleitung in die Propheten vorausgeschickt wird; in welcher die bessern Begriffe unseres Zeitalters von diesen Sängern der Vorzeit, kurz und fasslich vorgetragen, insbesondere die Parallele zwischen ihnen und den Orakeln anderer Völker bemerkbar gemacht wird. Alle diese Dinge, welche in Gymnasien und besonders in Schulen, noch gar nicht gäng und gäbe sind, gehören nothwendig in ein Schulbuch dieser Art. — Der Vf. hat von diesem allen nichts. 2) Sollte die innere Einrichtung dieser Anthologie, so, wie Hr. *H.* sie gemacht hat, beybehalten werden, dass nämlich alle Stücke aus einem Propheten hinter einander folgten; so wäre auch eine kurze Einleitung, in jedes einzelne prophetische Buch, unentbehrlich. Sie dürfte sich gar nicht, mit tiefgehenden gelehrten Untersuchungen befassen; aber das nöthige, was selbst der Anfänger wissen muss, wenn er sich von einer jeden dieser Schriften einen richtigen Begriff machen soll, müsste man in ihr finden; z. B. eben beym Jesaias, war es nothwendig, im voraus zu erinnern: dass nicht alle Stücke der Sammlung, welche da unter seinem Namen im A. T. steht, von ihm sind. Denn wenn sonst der Anfänger mit einem Male nun bey einem Stück dieser Sammlung: „*ist nicht vom Jesaias*" liest;" so wird er irre und weiss nicht, was dies sagen soll. Auf Ergänzung durch mündlichen Unterricht der Lehrer ist gerade beym Hebräischen sehr wenig zu rechnen; und wer ein brauchbares Schulbuch in diesem Fache schreiben will, muss nach der gegenwärtigen Lage der Sachen, auch selbst dem Lehrer darinn so viel möglich vorarbeiten, und ja nichts auslassen, was der Erinnerung werth ist. — Von allem diesem aber wieder kein Wort in Hn. *H.* Anthologie. — 3) Die einzelnen Stücke aus einem prophetischen Buch, welche man der Aufnahme in eine solche Sammlung werth hält, müssen nicht nach der Reihe der Kapitel, sondern entweder nach der Aehnlichkeit ihres Inhalts, oder noch besser, nach einer für den Anfänger vortheilhaften Gradation, geordnet werden; das Leichtere voran, das Schwerere hintennach. 4) Die nach Rec. Einsicht beste Art der Behandlung einzelner aus einem prophetischen Buch ausgewählten Stücke, ist folgende: *Zuförderst* müsste der Text selbst abgedruckt werden, daneben eine so viel möglich wörtliche Uebersetzung; dann aber könnte eine freye metrische folgen. — Hr. *H.* hat bloss die letzte hingestellt; sie ist an sich recht gut, obgleich, wie er selbst zugiebt, grösstentheils aus Andern. Nur, mit dieser allein, ist Schulen und Gymnasien wenig geholfen. — Ferner wäre eine Erklärung der Ideen sowohl als der Worte nöthig. Die Auseinandersetzung der Ideen ist Hn. *H.* bisweilen recht gut gerathen, wenigstens hat er eine zweckmässige Wahl unter dem schon vorhandenen getroffen; nur ist alles nicht genug zu dem speciellen Gebrauch, zu welchem dieses Buch bestimmt ist, verarbeitet. Was *Louth Vitringa, Herder* u. a. haben, steht hier mit ihren eignen Worten. Die Worterklärung ist beynahe durchgängig nach *Paulus Clavis über den Jesaias* abgedruckt, daher man hier auch nur die Auseinandersetzung einzelner Worte, bisweilen jedoch mit Zusätzen findet, die den Anfänger eher verwirren, als ihm deutliche Begriffe beybringen. Z. B. bey Jes. VI, 1. bemerkt Paulus, היכל *grosses Gebäude, Pallast, Tempel;* H. schreibt היכל *grosses Gebäude, Tempel, Tempelpallast.* Was soll dieses: *Tempelpallast?* Entweder es heisst so viel wie *Tempel*, dann steht hier eine unnütze Tautologie, oder es soll den Ausdruck Tempel näher erklären, und den eigentlich jüdischen Begriff vom Tempel als Pallast Jehovens bezeichnen: so ist dies offenbar zu kurz gesagt. Lobenswerth findet es Rec. indessen, dass Hr. *H.* seinem Führer nicht ganz blindlings folgt, vornämlich da, wo der Clavis ohne Noth die gewöhnliche Ableitung verlässt, und zu den Dialekten seine Zuflucht nimmt, Demungeachtet fehlt jedoch noch vieles, was bey einem Buch dieser Art nothwendig ist. Die Hinweisungen nämlich auf das Eigenthümliche der hebräischen Construction und auf den grammatischen Bau der Sprache; von denen sich sehr wenig in dieser Anthologie findet. — *Endlich* muss auch noch besonders die ästhetische Seite dieser hebräischen Gesänge entwickelt werden. Hr. *H.* hat einigen Abschnitten wirklich auch dergleichen Bemerkungen angehängt, welches an sich alles Lob verdient; indessen ist auch hier noch viel zu wünschen übrig geblieben. Da Rec. glaubt, dass es eben von der zweckmässigen Bearbeitung der hebräischem Gedichte in ästhetischer Hinsicht abhängt, ob wir dem sinkenden Studium der alttestamentlichen Urkunden wieder aufhelfen wollen oder nicht; so will er seine Gedanken über ihre Behandlungsart in dieser Rücksicht hersetzen. Es ist hier nicht genug, dass bloss die eigenthümlichen Schönheiten des hebräischen Originals entwickelt werden; sondern man muss auch mit einem solchen hebräischem Gedicht, ähnliche Gedichte aus andern Sprachen, etwa der griechischen, lateinischen selbst auch der deutschen vergleichen, dieses hat nicht bloss den Vortheil, dass das Eigenthümliche der hebräischen Poesie nun um so sichtbarer gemacht werden kann; sondern eben mittelst dieser Vergleichung, kettet man das Hebräische gerade an denjenigen Theil der Studien, die jeder angehende Gelehrte mit Lust und Vergnügen treibt, und erweckt so, für dasselbe ein neues Interesse. Der Anfänger wird sich gewiss viel eher entschliessen, das Hebräische, wenn er es in so guter Gesellschaft erblickt, zu erlernen, als wenn es ganz isolirt, und von allen übrigen Studien abgesondert, da steht, wie es bisher immer stand.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hof, b. Grau: *Sammlung von Predigtentwürfen über den Katechismus Lutheri.* 1797. 152 S. 8. (10 gr.)

Da es an verschiedenen Orten noch gewöhnlich ist, Predigten über den Katechismus Lutheri zu halten, so

so ist, wenn einmal in Allem der Bequemlichkeit und Geistesarmuth vorgearbeitet werden soll, die Absicht an sich nicht zu tadeln, Entwürfe zu solchen Predigten ans Licht zu stellen. Allein es thut Rec. Leid sagen zu müssen, dass, den jetzigen Zeitumständen nach, wohl nicht leicht ein unvollkommnerer Versuch zur Erreichung jener Absicht hätte gemacht werden können, als der vorliegende. Wer jetzt Predigtentwürfe für andere drucken lassen will, der muss doch wenigstens die ersten Regeln der logischen Disposition beobachten, er muss in theologischen Kenntnissen doch nicht so weit zurück, er muss der Sprache mächtig seyn. An allen diesem fehlt es dem Vf. Fast alle seine Dispositionen haben den Fehler, dass das Thema und der 2te Theil einerley ist, der weitern unrichtigen Eintheilungen zu geschweigen. Dies und das Uebrige mögen ein Paar Beyspiele von Entwürfen beweisen. Gleich im ersten Entwurf ist der Text: die Frage, wie viel sind Hauptstücke? Thema: das Empfehlungswerthe des Luth. Katech. I. Durch den Inbegriff der Sachen 1) die Hauptgedanken stimmen genau mit Gottes Wort überein 2) er ist weder zu kurz noch zu weitläuftig a) keine einzige zu wissen nöthige Lehre mangelt (hier lässt sich der Vf. in eine weitläuftige Vergleichung des Luth. Kat. mit dem Katechismus Pauli ein, wovon seiner Meynung nach Hebr. 6, 1. das Schema ist) b) betrachten wir die weitläuftige Erklärung, die Jesus Matth. 5. von einigen Geboten giebt: *so* können wir uns überzeugen, dass wir Anleitung zu *allen* Christenpflichten in den *zehn* Geboten finden. Treffen wir auch gleich alles was uns obliegt überall im göttlichen Worte an, *so* haben wir doch, zumal Ungeübtere, hier alles beysammen. II. Durch die Wahl der Ordnung, 1) das göttliche Wort begreift, seinem Inhalte nach, Gesetz und Evangelium. Beides finden wir auch im Kat. 2) die Gebote, das Glaubensbekenntniss, und das Vater Unser sind die nöthigsten Stücke, die man zuerst lernen muss. Damit dies desto besser geschehen könnte, fügte Luther Erklärungen bey. In der Folge that er die Lehre von den Sacramenten hinzu u. s. w. III. Durch die Kürze und Deutlichkeit des Vortrags. Deutlich sind a) die Worte b) die Sachen c) kurz und bestimmt ist aber auch der Vortrag. Hier zieht der Vf. zum Beweise eine abermalige Disposition aus der Erklärung des 3ten Artikels. — Die folgenden Entwürfe sind bloss über das erste Gebot und dessen Erklärung, nach biblischen Texten. Sie haben auch gar nichts Eigenthümliches als Katechismuspredigten, und sind übrigens in derselben Manier abgefasst.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Predigten aus besondern Veranlassungen und mit Rücksicht auf die Zeitumstände* von *Gottlieb Heinrich Rieger.* Herzogl. Wirtemb. evangl. Hofcaplan. 1797. 590 S. 8.

Diese Predigten zeichnen sich weder durch Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit der Materien, noch durch eine lichtvolle Ordnung in der Anlage, noch durch einen edlen und correcten Ausdruck im Mindesten aus. Wie schwerfällig und dunkel der Vf. die Themata auszudrücken pflege, beweisst z. B. S. 9. „Wie wir an dem heutigen feyerlichen Busstage Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten können und sollen; 1) durch demüthige Erkenntniss, wie viel Ursache wir haben, im Andenken an die göttlichen Wohlthaten und an unsere Versäumnisse und Abweichungen zu knien und niederzufallen vor dem Herrn der uns gemacht hat." (Der Text ist nämlich Ps. 95, 6. 7. 8. *Kommt lasst uns anbeten und knien und niederfallen etc.*) 2) „durch erneuerte *Ansprache* an Gott, *als unsern Schutz- und Bundesgott* (so würde sich ein Rabbi ebenfalls ausgedrückt haben) und an seine, im Wort (e) der Verheissung angetragene, Gnade. 3) Durch den redlichen Vorsatz einer ungesäumten Besserung und eines neuen, *aus der innern Quelle des Geistes und Herzens* (!) aufs (auf das) ganze Leben *ausfliessenden*, Gehorsams." Noch eine Probe von der bibelfesten Geschwätzigkeit unsers Kanzelredners, die kaum von Kobers Kabinetsprediger übertroffen wird: S. 17. „Ist es nicht eine preiswürdige Gnade, eine *alles* dankenswürdige Wohlthat, dass wir unter dem Volke der Christen geboren sind, welches in einem noch viel eigentlichern, edlern und höhern Sinn (e) Volk Gottes heisst, als jene ältern Israeliten, welches zu einem auserwählten Geschlecht, zu einem heiligen Volk des Eigenthums bestimmt ist, einem Volke, das verkündigen sollte die Tugenden dessen, der es berufen hat von der Finsterniss der Unwissenheit und Sünde zu seinem wunderbaren Lichte, einem Volke, das Gott selbst nicht nur durch Propheten, Weise und Gottesgesandte, sondern durch den Sohn unterrichtet hat, dem er die Herrschaft über alles gegeben, durch den er auch die Welt geschaffen hat, der ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes und ein Ebenbild seines Wesens ist, der alles durch kräftige Befehle verwaltet, der, nachdem er uns, *in eigner Person*, Vergebung der Sünden verschaft hat, sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe, einem Volke. u. s. w. Wird einem da nicht zu Muthe, als hörte man ein biblisches Spruchregister herbeten?

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Königsberg und Riga: Ueber die falschen Bäuche.* Eine historisch moralische Abhandlung, von einem Liebhaber physischer Untersuchungen. 1796. 16 S. 8. Ist der Ausbruch einer muntern satyrischen Laune, welcher durch die Mode deutscher Frauen falsche Busen, Pariser Steisse und endlich auch falsche Bäuche zu tragen veranlasst ward.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. December 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens Nya Handlingar för Månaderne Julius, Augustus, September, år 1796.* (Abhandl. der königl. Akademie der Wissenschaft. Drittes Quartal des Jahres 1796.) *för Månaderne October, November, December år.* 1796. (Viertes Quartal f. d. J. 1796.) mit 2 Kpfrf. *Tom. XVI. för år 1797. för Månaderne Jan. Febr. Martius.* (Erstes Quartal f. d. J. 1797.) 81 S. 8. mit 5 Kpftf.

In dem dritten Quartal: 1. Beschreibung der Gattung *Orthocera* von *Ad. Modeer*; eine Fortsetzung der im vorigen Quartal abgebrochenen Abhandlung. Hier sind abermals 14 Arten beschrieben, und ihre Kennzeichen angegeben. 2. Untersuchung eines Quellwassers bey Almby im Kirchspiel Gilberga, die durch einen Zufall für Gicht und Rheumatismus seit 1794 plötzlich sehr in Ruf gekommen ist, von *J. D. Hjelm.* Eine Kanne dieses Wassers enthält nach damit angestellten chemischen Untersuchungen, $2\frac{2}{5}$ Efs Thon, $\frac{1}{4}$ Efs Eisenkalk, $\frac{1}{2}$ Efs Kiesel, $\frac{1}{16}$ Efs Manganesiikalk, und $\frac{1}{13}$ Kalkerde, wie auch 1 Efs Alcali minerale, nebst 3 Efs einer Harz- und ölartigen Materie, zusammen 8 Efs fremde Theile, woraus man auf die schwache Kraft desselben natürlich schliessen kann. 3. Der Giftbaum auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, *Toxicodendrum* genannt, und beschrieben von *C. P. Thunberg.* Die Einwohner bedienen sich der Frucht desselben pulverisirt auf Aas gestreuet, zur Ausrottung gefährlicher Raubthiere. Die Bäume tragen blofs entweder männliche oder weibliche Blumen, erstere sind *aggregati in summitate paniculurum axillarium*; letztere *sessiles, axillares, subsolitarii.* Ein Zweig sowohl mit männlichen als weiblichen Blüthen ist in natürlicher Gröfse in Kupfer abgebildet. Es ist eine neue Gattung, die im *Systema naturae* unter den *Dodecandristen* unter *Monogynia* nach *Ceratophyllum* ihren Platz einnimmt. 4. Abhandlung von den Grenzen für die beste Stellung des Auges bey der stereographischen Projection einer Kugel, von *Z. Nordmark.* Die Geographen haben bey Verfertigung von Universalkarten die orthographische Projection mit Recht verworfen, und die stereographische gewählt. Aber bey allen Vorzügen hat doch auch solche einige Unbequemlichkeiten, zu deren Verminderung diese keinen Auszug leidende Abhandlung dienen kann. 5. Von der mittlern Wärme unter dem 63 Gr. der Polhöhe, von *J. Törnsten*, mit einer nach zehnjährigen Observationen verfertigten mühsamen Tabelle, über die Mittelwärme und Kälte von 10 zu 10 Tagen in jedem Monat unter dem 63 Gr. der Polhöhe, und bey ungefähr 650 Ellen Höhe über der Meeresfläche. 6. Bemerkungen über die Moosarten, von *E. Acharius.* Sie wachsen von sich selbst, und manche Arten eben so wohl auf Steinen, als auf Bäumen und auf der blofsen Erde, ohne grofse Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, daher sie auch eine gleiche nur etwas mehr und mindere starke Farbe geben. Die Organisation der Moose ist in mancher Hinsicht ganz anders beschaffen, als die der Pflanzen, und dies beruht hauptsächlich auf der Einrichtung ihrer Gefäfse, welche machen, dafs sie die stärkste Hitze und Kälte vertragen können. Dies scheint besonders von der gröfsern Reizbarkeit und Nachgiebigkeit ihrer Theile herzurühren, die sich nach allen Punkten ausdehnen können, und dadurch eben die vielen veränderlichen Gestalten der Moose bilden. Vielleicht könnte man daraus, und aus dem was Girod Chaustran im 3ten Theile des *Magazin Encyclopedique*, von Byssus Velutina *Lin.* entdeckt hat, schliessen; dafs die Moose polypenartig sind. Der Vf. hat, um sie näher kennen zu lernen, solche hier besonders nach ihrem Geschmack, ihren Bestandtheilen und ihrer Farbe untersucht. Sie behalten immer denselben Geschmack, sogar wenn man sie auch schon lange trocken aufbewahrt hat. Sie behalten auch, wobey besonders die *extractive* Färbematerie in ihnen Aufmerksamkeit verdient, dieselbe Eigenschaft, sie mögen auf Holz oder Stein oder andern Stellen wachsen; woraus der Vf. schliesst, dafs sie ihren Nahrungssaft nicht aus dem Boden ziehen, worauf sie wachsen, sondern aus der Luft, und dafs blofs durch die verschiedene Organisation die besondern Veränderungen ihrer Bestandtheile entstehen. Da sie in vielen dieser Umstände mit denjenigen Wesen, welche Wachsthum und Leben haben, sehr übereinkommen; so können sie nicht eigentlich zu den parasitischen Pflanzen gerechnet werden, und sie scheinen in der Haushaltung der Natur das auf dem Trocknen zu seyn, was die Gewürme im Wasser sind. Die viele gelatinöse Materie welche sie enthalten, der Geruch derselben, ihre von allen andern Gewächsen ganz verschiedene Zusammensetzung, ihre uns unbekannte Art sich fortzupflanzen, ihr Wachsthum ohne eigentliche Wurzeln, die besondere Organisation ihrer Blätter und Stengel; die Eigenschaft, dafs man sie, wenn sie ganz vertrocknet und todt sind, wieder zum Leben bringen kann; u. s. w. lassen vermuthen, dafs man in Zukunft durch mehrere bestimmte Erfahrungen herausbringen werde, dafs sie entweder gar nicht in das Pflanzenreich gehören, oder dafs doch die Grenzen zwischen die-

sein und dem Thierreich schwer zu bestimmen sind. Der Vf. schliesst hieraus, dass die Moose auf der Baumrinde dem Baum nicht schaden, ja wohl gar nützlich seyn können (?), indem die Erfahrung lehre, dass die damit belasteten wilden Bäume davon nicht leiden, und eben dieselben Moosarten auf abgestorbenen Bäumen, Zäunen und blossen Steinen wie auf grünen Bäumen wachsen; wozu noch kommt, dass gerade dann, wann der Saft in den Bäumen sich zur Wurzel herunter zieht, die darauf befindlichen Moose am frischesten stehen. (Allein sollten sie doch nicht auf andere Art z. E. durch Abhaltung der Luft vom Stamme u. d. m. den Bäumen schädlich werden können?) Die Farbe dient bey den Moosen zu einem sicherern Mittel ihre Arten zu erkennen, als bey den Pflanzen. 6. Jupiters Bedeckung vom Monde, observirt zu Lilienthal, den 23 Sept. 1795, von *J. H. Schröter.*

Das vierte Quartal enthält: 1. Historie der Wissenschaft, vom Ursprung und Fortgang der physischen Astronomie. Einleitung. Der ausführlichste mit vieler literarischer und wissenschaftlicher Kenntniss geschriebene Artikel dieses Quartals. Die tägliche Bewegung der Sonne, des Mondes und der Sterne konnte den Menschen, die den Himmel ansahen, nicht anders als bald in die Augen fallen. Sie hielten diese Bewegung für wirklich, und nicht, wie man erst in spätern Zeiten mit mathematischer Gewissheit erkannte, bloss für scheinbar. Eben das glaubten sie von der ihnen bald bemerkbaren Bewegung der Sonne von Westen nach Osten. Nur die Entdeckung der Centrifugalkraft der irrdischen Körper, der sphäroidischen Gestalt der Erde, und der Aberrationen der Fixsterne, gab einen unstreitigen Beweis von der täglichen Bewegung der Erde um die Sonne. Man kannte auch schon ausser der Erde und dem Monde, die 5 Planeten, und es entstand das Ptolemäische und hernach das Copernicanische und Tycho-Brahesche Sonnensystem. Den Anfang zu einer für die Astronomie und ihrer Vollkommenheit glücklichen Epoche gaben Kepplers Entdeckungen, deren Veranlassung hier ausführlich entwickelt wird. Diese legten den Grund zu dem Gebäude, auf welchem die physische Astronomie zu unsern Zeiten immer höher und höher gestiegen ist. Auf Kepplers Entdeckungen bauete der grosse Newton seine Gesetze von der Attraction der himmlischen Körper, und die darauf sich gründende Astronomie, heisst die *physische* Astronomie. Wenn gleich Dav. Gregori's Vorgeben falsch ist, dass die ältesten Schriftsteller solche schon gekannt haben, so haben doch spätere Astronomen schon vor Newton einige Ideen von dieser Eigenschaft der himmlischen Körper gehabt, als Copernicus, Keppler, und besonders Galilaei. Dazu kam Fermat, Roberwall und Robert Hook; deren Bemühungen und Entdeckungen aus einander gesetzt werden. Das Ende des vorigen Jahrhunders aber scheint von der Vorsicht zu ganz neuen und grossen Entdeckungen bestimmt gewesen zu seyn, wovon der Vf. im folgenden Quartal reden wird. 2. Zwey Bemerkungen, die Larve von Papilio Brassicae oder die Kohlraupe betreffend, von *Sam. Oedman.* Die erste: diese Raupen thaten in den Jahren 1789. 1790 den Stachelbeer- und Johannisbüschen grossen Schaden, hielten ordentlich ihren Zug, und frassen alle Blätter ab: daher die Beeren klein und unschmackhaft blieben; doch blieb die Raupe bey dieser ihr ungewohnten Nahrung klein und mager. Einige suchten solche dadurch zu tödten, dass sie auf die bethaueten Blätter Kalk streueten, welches der Vf. doch den Blättern und Beeren für schädlich hielte. Er bediente sich also theils des Schwefeldampfs, theils liess er, da er irgendwo gelesen, dass die Seidenwürmer von starken Donner stürben, des Abends, wenn alles still war, vier bis fünf Pistolenschüsse in die am meisten von den Raupen besetzten Büsche thun. Und dies Mittel that die geschwindeste Wirkung, so dass den andern Tag keine Raupe darauf mehr zu sehen war. Vielleicht liesse sich dies Mittel auch zur Befreyung der Obstbäume von Raupen anwenden. Zweytens hob der Vf. einige Larven der Raupen von jenen Büschen zur Verwandlung auf. Nur aus wenigen kamen sehr kleine Schmetterlinge zum Vorschein, aus den mehresten dagegen eine Menge Ichnevmons. Zwey Drittel der Kohlraupen haben Ichnevmons Eyer in sich; und daraus erklärt der Vf., warum Aenten, welche diese Raupen begierig verschluckten, kurz darauf in Menge sturben. 3. Von einer neuen und einfachen Methode, astronomischen Seeröhren eine parallaktische Bewegung zu geben, von *P. N. von Gedda.* Die parallaktischen Instrumente, deren man sich in der Astronomie bey dem Gebrauch grosser Tuben und deren Stellung bedient, haben die Eigenschaft, dass der darin befestigte Tubus immer mit dem Aequator einen parallelen Bogen beschreibt. Allein diese Instrumente sind kostbar und sehr zusammengesetzt, und müssen genau in der Mittagslinie gestellt seyn. Das hier zur Abweichung mancher dabey sich findender Schwierigkeiten beschriebene Instrument ist einfach und leicht zu regieren. Hr. Oberamtmann *Schröter* hat es bey seinen Beobachtungen des Jupiter gebraucht und beschrieben, und Hr. G. nur bloss das hinzugesetzt, was die parallaktische Bewegung betrifft. 4. Beschreibung einer vom Fähnrich, Hr. *J. Sjöbom* zur Reinigung der Graben eingerichteten Egge, mit Zeichnung. Der Vf. hat damit innerhalb vier Tagen mit drey paar Zugochsen und vier Arbeitsleuten 2035 Klaftern neue Graben, nachdem die Erde vorher wohl gepflügt geworden, aufgenommen, und 2990 alte Gräben von gehöriger Tiefe und 1 Quartier Breite gereiniget, so dass also dadurch an Arbeit und Kosten viel erspart worden. Dem schwedischen Ackerbau, wobey es noch oft an genugsamen Graben fehlt, kann dadurch sehr aufgeholfen werden. 5. Kraft und Wirkung des sogenannten Luftsäurewassers in Nervenkrankheiten nach eigenen Erfahrungen, von *J. L. Odhelius.* Der Vf. hat mit einem von *aer fixus*, oder wie es jetzt heisst Kreide und Kohlensäure saturirten Quellwasser die beschwerlichen Krämpfe hysterischer und hypochondrischer Personen, Magenkrankheiten und Hämorrhoidalzufälle gelindert und die Excretionen befördert.

Es

Es läst es wie sonstiges Brunnenwasser oder doch ½ Kanne Vormittags zu jeder Jahrzeit, wenn der Magen nichts zu verdauen hat, trinken, und ½ Kanne davon kann dort mit Vortheil für 4 Stl. verkauft werden, so dass also dieses Arzneymittel sehr wohlfeil ist. 6. Erfahrung von einer Menge Fliegen, die ein zartes Kind von 34 Wochen aus der Nase von sich gegeben, von *P. G. Tengmalm*. Diese Fliegen, deren über 200 aus der Nase des Kindes nach gerade hervorgekommen, ohne dass es grösse Ungelegenheit, auser bisweilen ein Jucken in den Nasenlöchern davon empfunden, waren alle mit einem Schleim überzogen, aber doch munter. Sie gehörten alle zu der Art der gewöhnlichen Hausfliegen, vermuthlich hatte eine derselben ihre Eyer in die Nasenlöcher gelegt, die dort ausgebrütet wurden. Der Vf. führt mehrere Exempel von dergleichen fremden Gästen im menschlichen Körper an. 7. Auszug aus dem meteorologischen Tagbuch, gehalten zu Upsala, im J. 1796, von *E. Prosperin*. Die Mittelhöhe des Barometers war 25, 49, die Mittelhöhe des Thermometers des Morgens + 3, 38 und des Mittags 2, 56; die grösste Kälte den 21 Dec. 21½, und die grösste Wärme den 6 Jun. + 29. Den Schluss macht ein Auszug über die der Akademie in diesem Jahr verehrten Geschenke, und das Register dieses XXVI Bandes, der zusammen 302 S. in 4. beträgt, und IX Kupfertafeln hat.

In dem neuen Quartal endlich v. J. 1797 finden wir: 1. Die Fortsetzung von der Wissenschaftshistorie, den Ursprung und Fortgang der physischen Astronomie betreffend, von *Dan. Melanderhjelm*. Der berühmte Vf. beschäftiget sich hier bloss mit einer ausführlichen Darstellung und Prüfung der Grundsätze und des Systems des Cartesius, welcher es zuerst wagte, die durch die scholastische Philosophie aufgeworfenen Schanzen der Unwissenheit zu durchbrechen, und den analytischen Weg zu philosophiren einzuschlagen, welcher die Phänomene oder die durch Beobachtungen erkannten Wirkungen der Natur zum Grunde legt, und daraus die Ursachen dieser Wirkungen zu erforschen sucht. Seine starke Imagination und sein Grundsatz, dass das Wesen aller Materie bloss in der Ausdehnung bestehe, und es kein Vacuum gebe, brachte ihn auf die von ihm angenommenen Wirbel. Ein System, das so vielen Beyfall fand, und das er so wahrscheinlich darzustellen wusste, dass man es, auch nachdem Newton schon die wahren Grundsätze unsers Sonnensystems bekannt gemacht hatte, gleichsam ungern verlassen wollte. Auch hielten es, auser in England, noch viele bis zwischen 1730—1740 aufrecht, da es endlich ganz und gar über den Haufen fiel. Hr. *M.* hat hier die Gründe, die es über den Haufen warfen, in ihrer Stärke dargestellt. Er beruft sich unter andern darauf, dass weil das Wasser 800 mal schwerer als die Luft ist, die Luft einen 800 mal gröfern leeren Raum einnehmen müsse, als das Wasser, und das Wasser 14 mal mehr *Spatium vacuum* als das Queckfilber. Die Luft auf der Oberfläche der Erde enthalte einen mehr als 11200 mal grössern leeren Raum als eine ganz solide Materie, da das Queckfilber nicht einmal als eine vollkommen solide Materie angesehen werden könne, und die Luft würde etwa im Abstand von 40 Meilen von der Erde einen 5160,000,000,000 mal grösern Raum enthalten, als der Raum einer soliden Materie ist u. s. w. 2. Minerographische Anmerkungen über einen Theil von Skaraborgs Lehn, und besonders über Hålle und Hunneberg, von *W. Hisinger*. Auch er stimmt den neuern Mineralogen bey, welche den Basalt und Flötztrapp für einerley Steinart halten, nur dass der Basalt mehr aus ordentlichen Prismen bestehe, der Flötztrapp aber in Lagen vertheilt sey. Doch hat er gefunden, dass letzterer bisweilen eben eine so ordentliche prismatische Form annehme, als der Basalt. Der westgothische Flötztrapp ist nicht vulkanischen Ursprungs, sondern auf dem nassen Wege entstanden. Ein paar petrographische Karten nebst der Abzeichnung des Durchschnitts der Flötze ist beygefügt. 3. *Cordyle*, eine neue Geschlechtsgattung beschrieben von *C. P. Thunberg*. Es sind davon fünf Arten angegeben und beschrieben, nämlich *Cordyles palmarum*, *longipes*, *colossus*, *barbirostris* und *sexmaculatus*. Die ersten drey Arten sind sonst schon bekannt; *C. barbirostris*: *ater rostro fuscato barbato*, *thorace tomentoso laevi*, aber ist entweder ganz unbekannt gewesen oder für eine Abart von *palmarum* angesehen worden. Der *sexmaculatus*, *rufus rostro subfulcato integro*, *thorace plano maculis obsoletis nigris*, ist sonst ganz unbekannt gewesen; daher auch hier eine Zeichnung davon beygefügt ist. 4. Entdeckung, den Blankenburger Schraubenstein mit platten Scheiben und runden Röhren betreffend, von *Ad. Modeer*. Linné nannte ihn *Helmintholithus Epitonium*, Lieberoth sieht ihn für ein Petrificat des Thiers selbst an, Lehmann für Glieder von einem Medusenstein, Vogel für eine Mondschnecke, Schulz, Walch und Schröter für einen *Entrochiten*, dessen Zwischenglieder von einer vitriolischen oder eisenartigen Materie weggefressen worden. Hr. *M.* hält ihn für eine Röhrenkoralle und beschreibt ihn: *Tubipora Epitonium tubis discretis tabulato combinatis*, *tubulatis numerosis parum remotis horizontaliter tubulosis*, *superficie striato-radiatis*, mit Zeichnung. 5. Versuch einer geometrischen Abhandlung über die Bewegung solcher Körper, die entweder zu oder von einem gegebenen Punkt in umgekehrten duplicirten Verhältnis ihrer Distanzen von eben diesem Punkt, gezogen werden, von *J. Svanberg*. Newton war der erste, der zur Auflösung dieses in der physischen Astronomie so wichtigen Problems einen Wink gab, und De la Grange hat den Nutzen davon in den Abhandl. der berlinischen Akad. v. J. 1786 gezeigt. Die Geometer, welche sich an dies Problem gemacht haben, um das zu ersetzen, was noch bey Newton fehlte, haben es nur durch eine calculatorische, nicht durch die Constructionsmethode aufzulösen gesucht. Hr. *S.* aber hat sich bloss der geometrischen Analysis bedient, und der Vollständigkeit wegen daher auch überhaupt die Theorie geradlinichter Bewegungen mit untersucht. 6. Neue und weniger bekannte Flechtenarten beschrieben von *E. Acharius*; sechste Fortsetzung.

Hier besonders von der Abtheilung derselben, die er *Physcia* nennt, und wovon wegen der unendlich vielen Veränderungen unter ihnen ohne genaue Kenntnifs viele Variationen, für Arten selbst können gehalten werden, wodurch nothwendig viele Verwirrung entstehen muss. Sie sind überhaupt, auch was die Arten selbst betrifft, an Gestalt und Zusammensetzung sehr verschieden. Er theilet sie in Ansehung der Befruchtungstheile in *Scutellae* und *Glomerati*. Eben so verschieden sind sie in Ansehung ihrer Farbe. Mehrere Arten derselben können auch in der Medicin und Haushaltung nützlich werden. Da aus einigen der ersten Abtheilung, wenn sie in Wasser liegen, eine gewisse unangenehme Bitterkeit auszieht, so können sie hernach zu einer gesunden, nährenden und wohlschmeckenden Nahrung, besonders bey einfallenden Miswachsjahren, dienen. Andere aus der zweyten Abtheilung haben etwas harzartiges, schmecken wie Chinarinde, die auch an Geruch mit ihnen übereinkommt. Es würde also auf den Versuch ankommen, ob sie nicht auch als Arzney mit Nutzen zu gebrauchen wären. Viele von ihnen enthalten auch herrliche Farbestoffe. Da alle wildwachsenden Bäume in Schweden mit dieser Art Flechten belaufen sind, und sie auf mit Moos bewachsener Erde, auf Anhöhen und Bergen, besonders wo sich Holz findet, auch sogar auf Steinen wachsen, und ohne grosse Mühe und Kosten gesammelt werden können; so können sie also auch grofsen ökonomischen Nutzen leisten; nur dass freylich die auf Steinen wachsenden, wegen ihres widerlichen Geschmacks nicht eben zur Nahrung zu gebrauchen sind.

Göttingen, b. Dietrich: *Allgemeines Register über die zweyten sechs Bände der chirurgischen Bibliothek des Herrn Hofrath Richters*, von Dr. *C. F. Witting* zu Eschwege. 1796. 682 S. 8.

Dieses Register ist mit vielem Fleisse und so genau abgefafst, dafs es zur Nutzung der so reichhaltigen chirurgischen Bibliothek des Hrn. Hofr. Richter alle Vortheile gewähren wird, die man von einem Register erwarten kann.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Crusius: *Elementarisches Lesebuch für Kinder, die schon im A B C Buche lesen gelernt haben*, von *M. Gottfried Leopold Schrader*. *Erstes Bändchen*. 1797. 232 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat in diesen Erzählungen folgende (bey ähnlichen Versuchen sehr gewöhnliche) Fehler zu vermeiden gesucht: 1. Mangel an Abwechslung, da manche nichts als moralische Erzählungen enthalten, worin Sachen und Sprache ohnedem den Kindern zu schwer sind; 2. Erzählungen und Aeusserungen, welche Aeltern und Lehrer um Achtung und Liebe bey den Kindern bringen. Z. B. von Fehlern, welche von jenen bey der Erziehung begangen werden; 3. Uebertreibungen in Ansehung der Moralität und der Sitten und der Belohnungen und Bestrafungen derselben; 4. Erzählungen und Beschreibungen von Dingen, die ganz ausser dem Gesichtskreise der Kinder liegen, oder diese furchtsam machen u. dgl. — Dagegen hat er sich bemühet, dieser Sammlung die entgegenstehenden Vorzüge mitzutheilen, welches ihm denn auch, nach Rec. Urtheil, recht gut gelungen ist. Wenn indess der Vf. unter die Erzählungen, die man von den Kindern entfernen soll, auch die Fabeln und Erdichtungen rechnet, aus dem Grunde, weil das Kind sich dadurch zu Erdichtungen in andern Fällen und zum Lügen gewöhne, so kann ihm Rec. darin nicht ganz beypflichten. Man kann auch dem kleinsten Kinde bald begreiflich machen, dass z. B. die Thiere, die man in der Fabel reden läst, in der Natur nicht reden; man kann eben hier am besten sie auf die Wahrnehmung des Unterschieds zwischen Wahrheit und Dichtung, den sie doch bald lernen müssen, und auf den rechtmäfsigen Gebrauch der Letztern führen. Das unbeschreibliche Vergnügen, welches die Kleinen bald an der Fabel finden, ist schon Auffoderung genug, sich nicht durch gänzliche Verbannung der Fabel, den Weg zu einer Menge von lehrreichen Unterhaltungen mit ihnen zu verschliessen. Aber freylich Feenmährchen und Wundergeschichten, worin die Phantasie völlig regellos schwärmt, oder ganz widernatürliche Dinge als möglich und wirklich vorgestellt werden, sollte man von diesem Alter ganz entfernen, um dadurch die so schädliche Abweichung der Vorstellungen und Wünsche von der Regel der Natur zu vermeiden. Dieses erste Bändchen enthält 44 Erzählungen über ganz gewöhnliche Gegenstände des gemeinen Lebens. Das zweyte soll überdem noch etwas von der Technologie, auch etwas über die Menschen, die Erde, den Himmel und Gott enthalten.

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Die Räuber im Wasgau*. Eine Begebenheit aus dem französischen Freyheitskriege. Zweyter u. letzter Th. 1797. 334 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 201.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Robert Jackson über die Fieber in Jamaica.* Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von *Kurt Sprengel.* 1796. 262 S. 8.

Dieses vortreffliche Werk, welches durch viele Zusätze und Berichtigungen der aus den Aerzten des Alterthums angeführten Stellen in seinem deutschen Gewande gewonnen hat, enthält so viele wichtige Betrachtungen über die Natur und den Verlauf der nachlassenden Fieber in heissen Klimaten, dass Rec. dasselbe den Aerzten nicht genug empfehlen zu können glaubt. Der Vf. lebte im amerikanisch-englischen Krieg als Feldarzt der englischen Truppen in den südlichen Provinzen von Nordamerika, und vom Jahre 1774 bis 1778 auf der Insel Jamaika, wo er das Fieber beobachtete, welches den vornehmsten, aber nicht den einzigen Gegenstand dieser Schrift ausmacht: denn seine Beobachtungen sowohl über die nachlassenden Fieber in Amerika, als über die Wechselfieber in eben diesem Welttheil, und über das gelbe Fieber, sind für die Ausübung, besonders in den Ländern, in denen der Vf. diese Krankheiten beobachtete und heilte, äusserst wichtig. Der wesentliche Charakter dieses Werks ist, dass der Vf. mit Vermeidung aller Theorie, die er nur historisch, aber mit Beweisen von seiner innigen Bekanntschaft mit den Werken der alten Aerzte, beybringt, bloss das niedergeschrieben hat, was er von dem Verlaufe des Fiebers, und von der Wirkung der Heilmittel beobachtete; und sein Beobachtungsgeist ist so gross, und durch die Lectüre der Alten so gebildet, dass er mit vollem Rechte den besten Beobachtern hitziger Krankheiten in den alten und neuern Zeiten beygezählt werden kann, und dass er unter den Schriftstellern, die über die hitzigen Krankheiten in heissen Klimaten geschrieben haben, eine der ersten Stellen verdient. Rec. kann das ausgezeichnete Lob, welches er diesem Werke ertheilen muss, nur mit einigen Beweisen belegen. Der Vf. bemerkte die grösste Aehnlichkeit des Fiebers in Westindien mit dem Fieber auf den Inseln des Aegeischen Meeres, welches Hippokrates beschreibt. Charakter, Verlauf, Art der Entscheidung, stimmen völlig mit einander überein, und der Unterschied in der Dauer mag wohl von den kräftigen Mitteln abhangen, die man in den neuern Zeiten wider die Fieber anzuwenden gelernt hat. Das endemische Fieber in Savanna la Mar, als demjenigen Theile von der Insel Jamaika, wo der Vf. seine Beobachtungen vornehmlich machte und niederschrieb, unterschied sich besonders durch die äusserst undeutlichen Remissionen von dem endemischen Fieber in Amerika, und in dem mittäglichen Theile von Europa. Nur durch die angestrengteste Beobachtung, und durch das sorgfältigste Aufzeichnen eines jeden Falles, konnte der Vf. entdecken, dass das Fieber den Typus eines nachlassenden Fiebers hatte, gewöhnlich den eines doppelt dreytägigen, wo das Fieber des gleichen Tages insgemein stärker war, als das des ungleichen. Die kritischen Tage beobachtete der Vf. fast immer. Fast in jedem Falle endigte sich das Fieber an einem ungleichen Tage, wo man aber bey Berechnung der Tage die Perioden des Fiebers nicht aus den Augen verlieren durfte. Am siebenten Tage zeigte sich immer eine Art von Revolution, die auf den Gang des Fiebers auf den folgenden Zeitraum von sieben Tagen den bestimmtesten Einfluss hatte. Offenbar rühren die Entscheidungen von einer gewissen Anzahl von Revolutionen in der Krankheit her, die das Fieber geneigt machen sich endlich zu entscheiden. Der Tod erfolgte fast immer an den gleichen Tagen; er war das Resultat der Bestrebung der Natur zur Lösung der Krankheit: denn entweder starben die Kranken, wenn die Natur durch die kritischen Bewegungen zu sehr entkräftet worden war, oder sie starben in der Höhe der Exacerbation. Der Vf. sieht die Dünste von den Sümpfen und von den niedrigen Gegenden als die Grundursache des nachlassenden Fiebers an. Diese Dämpfe schwächen das Lebensprincip, und davon liefern warme Klimate auffallende Beweise. In den niedrigen Gegenden Georgiens leben selten die Weiber über 40, die Männer über 50 Jahre. Man weiss kein Beyspiel, dass jemand, der zu Petersburg in Virginien geboren wurde, und da beständig lebte, über 21 Jahre alt geworden wäre. Der Vf. sah in dieser Stadt einen Mann von 20 Jahren so abgelebt, als einen Greis. Man sagte ihm, dieser sey der erste, der ein so hohes Alter erreicht habe. Die Waldungen, die man sonst allgemein für ungesund hielt, dienen sehr diese Dämpfe abzuhalten: der Vf. sah oft, dass Truppen, die an Flüssen gelagert waren, von nachlassenden und Wechselfiebern fast aufgerieben wurden, indem die in einem nahen Walde gelagerten gesund blieben. Auch der Lauf des Mondes hat in warmen Klimaten offenbaren Einfluss auf die Entstehung der Fieber. Unter 30 Fällen fiel der Eintritt von 28 auf einen von den 7 Tagen, die unmittelbar vor dem Neu- und Vollmond hergehen. Ueber die nächste Ursache der Fieber mag der Vf. nichts entscheiden; er entwickelt aber

aber historisch und mit grofser Kunst, die verschiedenen Meynungen, die die ältern und neuern Aerzte über diesen dunkeln Gegenstand gehegt haben. Nur auf eine Thatsache macht er aufmerksam, dafs man als erste Erscheinung bey jedem Fieber, wenigstens bey jedem Wechselfieber, eine unangenehme Empfindung in der Gegend des Magens spürt. Das nachlassende Fieber zu Savanna la Mar auf Jamaika war mit Entzündung, mit Nervenzufällen, mit Bösartigkeit und mit Fäulnifs verbunden. Die häufigste Form des Fiebers war die mit vermehrter Absonderung der Galle, über welche der Vf. die vortrefflichsten Thatsachen, ganz den Sätzen ähnlich, die in unsern Zeiten von deutschen Aerzten geäufsert worden sind, beybringt. Vielleicht ist er aber doch in sofern zu sehr Solidarpathologe, dafs er der im Uebermaafs abgesonderten Galle von fremder Beschaffenheit gar keine Fähigkeit den Fieberreiz zu erregen und auf andere Organe fortzupflanzen, zuschreibt. Bey den nachlassenden Fiebern, welche er beobachtete, bemerkte er eben keine grofse Anstrengung der Natur sich zu helfen. Weil in sehr vielen Fällen die Lebenskräfte so niedergeschlagen waren, dafs sie keiner beträchtlichen Anstrengung fähig zu seyn schienen, so zweifelt er überhaupt an der Existenz der sogenannten Heilkräfte der Natur, entwickelt aber die Gründe seines Zweifels nicht so genau, dafs sie in den Augen des unbefangen prüfenden Arztes auch nur Wahrscheinlichkeit gewinnen könnten. Bey der Heilung des Fiebers befolgte er immer einen von den beiden Grundsätzen: entweder dahin zu trachten, des Fiebers Herr und Meister zu werden; oder der Natur in ihren Bewegungen nachzugehen, sie zu unterstützen, zu mäsigen. Die Heilung wurde aufserdem nach den Verhältnissen, unter denen sich das Fieber zeigt, eingerichtet. Die ausleerende und schwächende Methode, im Anfang angewendet, machte, dafs die Remissionen deutlicher wurden. Die Fieberrinde war im Ganzen nicht so wirksam, als man vorgiebt, doch aber das wichtigste unter allen Mitteln, um den Kranken dem Tode zu entreifsen, wenn sie nur gehörig angewendet wurde. Durch zwey Wege zur Heilung, die mit grofsem Vortheil eingeschlagen wurden, zeichnet sich die Methode des Vf. vornehmlich aus. Er fand bey dem Fieber auf Jamaika nach Anwendung der lauwarmen Bäder das kalte Bad äusserst wirksam zur Erhöhung der Kräfte, zur Beförderung der Krisen, zur Unterhaltung der Geschäfte der Haut: auch zur Hebung der beunruhigendsten Zufälle des Kopfs leisteten kalte Localbäder die erspriesslichsten Dienste, besonders wenn zugleich die untern Theile des Körpers in lauwarme Bäder gesetzt wurden. Von den Brechmitteln sah er nur selten Nutzen. Wenn er sie gab, so gab er sie nie, um die Galle auszuleeren, sondern um die Reizbarkeit der Gallenorgane anders zu determiniren, und gewöhnlich wirkte ein Blasenpflaster auf die Lebergegend gelegt, auch auf die Reizbarkeit der Leber entscheidend, so dafs dadurch die Brechmittel weniger nothwendig wurden. Rec. hat bey Fiebern mit widernatürlicher Absonderung der Galle, wenn die widernatürliche Reizbarkeit der Gallenorgane von der Art war, dafs sie an die entzündliche Beschaffenheit grenzte, kühle Ueberschläge von Weinessig mit Salmiak über die Lebergegend und den obern Theil des Unterleibes mit grofsem Vortheil angewendet, so wie in solchen Fällen, wo die Reizbarkeit der Leber vornehmlich von krampfhafter Empfänglichkeit der Faser leidet, Ueberschläge aus Bilsenkraut, Einreibungen von *oleum hyoscyami coctum* mit *tinctura Thebaica* von vortrefflichen Nutzen sind. Wo die Lebenskraft der Gallenorgane einer starken Erregung bedarf, da sind grofse Blasenpflaster, auf die Leber gelegt, von ausgezeichnetem Nutzen. Auch der Salpeter, innerlich in Pulver, in kleinen Gaben gegeben, ist ein vortreffliches Mittel, die entzündliche und die krampfhafte Reizbarkeit der Gallenorgane zu lindern. — Bey dem gelben Fieber, welches der Vf. oft sah, war die Aderläfse im Anfange fast immer nützlich, schädlich aber waren die Abführungen. Bey jeder Art des gelben Fiebers wirkten kalte Bäder, besonders solche, wo das Wasser über die obern Theile gegossen wurde, wenn die Haut vorher durch lauwarme Bähungen erschlafft worden war, vortrefflich.

ERLANGEN, b. Walther: *Albert's von Haller Grundriss der Physiologie für Vorlesungen mit den Verbesserungen von Wrisberg, Sömmering und Meckel,* umgearbeitet von D. *Heinrich Maria von Leveling,* d. Jüng. des h. R. R. Ritter, öffentl. ordentl. Lehrer der Anat., Physiol. und Diätetik u. s. w. — *Erster Theil. Die Grundstoffe des menschlichen Körpers, seine Lebens- und thierischen Verrichtungen.* 1795. XXXII u. 524 S. 8.

Dieses Vorlesebuch, wie es der Herausgeber nennt, wird aus zwey Theilen bestehen. Der zweyte Theil soll die Erläuterungen über die natürlichen und Geschlechtsverrichtungen, und über die Gesetze der Ernährung, des Wachsthums, des Lebens und des Todes enthalten. Bey jedem Kapitel hat Hr. v. L. „einen kurzen Inhalt" vorausgeschickt, um dadurch die Schüler aufmerksamer und fähiger zum Nachdenken zu machen. Er hat aufserdem die Wrisberg-Sömmering-Meckelsche Ausgabe des Hallerschen Grundrisses zum Grund gelegt, in den Kapiteln nach Meckels Angabe die Versetzung der Paragraphen in Abtheilungen und Abschnitte vorgenommen, die ganz irrigen Lehren Hallers weggelassen, und dafür die bis zu der Zeit, da er die Bearbeitung vornahm, entdeckten Wahrheiten eingeschaltet. Die Anmerkungen von den Hn. Wrisberg, Sömmering und Meckel hat er zum Theil in den Text verflochten, zum Theil als Noten stehen gelassen, und hin und wieder neue Noten hinzugefügt, die er theils aus Hallers gröfsern Werken, theils aus anderweitiger Lectüre entlehnt zu haben versichert.

Dafs Hr. v. L. auf die Bearbeitung des Hallerschen Werks vielen Fleifs gewendet hat, ist unleugbar, und Rec. ist überzeugt, dafs diese Ausgabe in den Hän-

den

den der Anfänger Nutzen stiften könne und werde. Vorgearbeitet war von den drey Herausgebern dieses Werks sehr vieles, und dieses alles hat er mit vieler Geflissenheit benutzt: aber in diesem ganzen ersten Theil hat Rec. gar nichts gefunden, was man dem Herausg. als Eigenthum zuschreiben könnte. Die vorläufigen Begriffe über das Studium der Physiologie sind zu declamatorisch abgefasst, z. B. gleich der Anfang: „*das Meisterstück der Schöpfung ist sonder Zweifel der Mensch, die künstliche belebte Fleischmaschine, welche der Schöpfer eine unsterbliche Seele zugedacht hat,*" u. s. f. erregt selbst von der Sprachkunde des Vf. keinen vortheilhaften Begriff. Er hat die Entdeckungen in der Physiologie nach Hallern grösstentheils eingeschaltet, hat aber doch nicht von allen, z. B. von den vielen und wichtigen Untersuchungen über die Lebenskraft, eine genugthuende Notiz gegeben. In einem oder dem andern Abschnitt kann leicht Verwirrung der Begriffe bey dem Anfänger entstehen, wenn der Herausg. Hallers irrige Sätze stehen lässt, und dann die neuern Berichtigungen beyfügt, wie z. B. im Kapitel vom Athemholen. Ueberhaupt enthält keiner von den Zusätzen des Hn. *v. L.* etwas Neues und Selbstgedachtes, wohl aber manche Thatsachen, die er aus bessern Schriftstellern gesammelt hat. Eine einzige Anmerkung S. 330. von den Wirkungen der Reizung des Rückenmarks bey eben enthaupteten Menschen, die er verschiedenemale zu prüfen Gelegenheit hatte, verdient hier genannt zu werden. Ausserdem hat Hr. *v. L.* manche Versetzungen vorgenommen, z. B. mit den §. welche die Lehre von den Temperamenten enthalten. Er hat besonders aus Sömmerings anatomischen Schriften mehrere Stellen entlehnt, z. B. die Lehre von den Einsaugungsgefäfsen; von dem Nutzen des Athemholens nach dem antiphlogistischen System §. 336.; von den Saugadern des Gehirns §. 388.; von den Gehirnnervenpaaren §. 410.; von den Schleimbeuteln §. 445.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Gallerie der ältern und neuern Gesundheitslehrer für das schöne Geschlecht*, von D. *Adolph Friedrich Nolde*, öffentl. ausserordentl. Lehrer der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten zu Rostock. *Erster Band.* 1794. 456 S. 8.

Dieses Werk, welches mit dem dritten Bande geschlossen werden soll, ist bestimmt dem schönen Geschlechte einen Auszug aus allen, ältern und neuern, für das weibliche Geschlecht bestimmten Schriften in die Hände zu liefern, die über Diätetik und physische Erziehung der Kinder geschrieben worden sind. Der Vf., der sich als Volksschriftsteller schon einen Namen erworben hat, hat dabey die Absicht, das Chaos dieser Schriften zu beleuchten, eine Uebersicht derselben zu geben, das Wichtige und Nützliche auszuzeichnen, hin und wieder das Gute neben dem Schlechten und Mittelmäsigen aufzustellen, um den Abstand desto bemerkbarer zu machen, kurz, einen körnigen Auszug aus allen diesen diätetischen Schriften zu liefern, und diesen mit eingestreueten Erläuterungen, Einschränkungen, Zusätzen und Bemerkungen zu begleiten. Dieser Plan möchte wohl etwas zu weitläuftig angelegt seyn: denn was können jetzt die diätetischen Schriften, die vor einem Jahrhundert und drüber geschrieben worden sind, dem schönen Geschlecht noch nutzen, da wir so viele vortreffliche Anleitungen haben, die die ältern Werke über ähnliche Gegenstände völlig entbehrlich machen? Höchstens um auf die Fortschritte aufmerksam zu machen, die die Diätetik des weiblichen Geschlechts nach und nach gewonnen hat, hätte ein gedrängter Auszug aus den ältern Werken, mit Vergleichung der neuern diätetischen Vorschläge über die nämlichen Gegenstände geliefert werden können: dann aber hätte der Vf. die chronologische Ordnung streng beobachten müssen, deren Beobachtung nicht in seinem Plane lag. Er will indessen doch am Ende dem Werke eine chronologisch-literarische Uebersicht der von ihm angezeigten Schriften beyfügen, und bemerken, in wiefern ein Schriftsteller dem andern gefolgt ist, oder als Original angesehen werden kann. In diesem ersten Bande sind 30 Schriften über diätetische Gegenstände für Frauenzimmer angezeigt. Viele davon hätte der Vf. billig übergehen sollen, da sie ganz unnütz sind, z. B. *Essich's Taschenbuch für's ledige schöne Geschlecht; Beintema's Untersuchung ob galanten Frauenzimmern Tabak zu rauchen erlaubt sey; Betrachtungen über das Frauenzimmer; Morasch Frauenzimmerdoctor*, und andere, die Rec. nicht anführen mag. Andere, die nur von sehr mittelmäsigem Gehalt sind, hätten weit kürzer in Auszug gebracht und beurtheilt werden sollen, z. B. *Reinhards satyrische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen; Amathusie, oder über die Geheimnisse der Toilette*, und andere. Aus andern Werken, die doch in den Händen der meisten Frauenzimmer sind, sind viel zu weitläuftige Auszüge geliefert: so fasst z. B. der Auszug aus dem bekannten Werk: die *Hausmutter in allen ihren Geschäften*, über 70 S. Ausserdem sind die Auszüge, die Weitläuftigkeit vieler, und auch dieses abgerechnet, dass der Vf. sich zuweilen nur begnügt die Ueberschriften der Kapitel abzuschreiben, gut, und in einem gefälligen und unterhaltenden Ton abgefasst.

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. ält.: *Joseph Adam's*, Wundarztes zu London, *Bemerkungen über Krankheitsgifte, Phagedäna und Krebs, nebst einer Prüfung von Swediaur's, John Hunter's, Foot's, Moore's und Bell's Theorieen über das venerische Gift.* Aus dem Englischen. 1796. 303 S. 8.

Gifte sind nach dem Vf. Substanzen, welche die Verrichtung eines Theils, oder des ganzen Körpers aus einem gesunden Zustande in einen kranken umwandeln. Krankheitsgifte sind solche, welche eine krankhafte Verrichtung von einem Thier in das andere übertragen. Er erklärt sich über die Ansteckung

 nicht

nicht bestimmt, und verwirrt die Begriffe, daher auch dieses Werk in der Uebersetzung eben keine angenehme Lectüre gewährt. Seine Meynung ist in der Hauptsache folgende: Nach Verletzungen von mehrerer Art, und auch nach der Mittheilung mehrerer Krankheitsgifte, erzeugt sich auf der Oberfläche ein Schorf, der durch die Eiterung abgestossen wird. Wenn nun die Constitution nicht mehr gegen den Reiz des Krankheitsgiftes empfänglich ist, so erfolgt die Heilung, nachdem der Schorf durch die Eiterung abgestossen worden ist. Wenn aber der Körper gegen Krankheitsgifte empfänglich bleibt, so werden während der Ablösung des Schorfes die gesunden Theile durch das krankhafte Eiter gereizt, und es entsteht ein neuer Schorf, der wieder abgestossen werden muss. Gewöhnlich bewirkt das Krankheitsgift seiner Natur nach eine Eiterung, um die kranken Theile von den gesunden abzusondern. Wenn das Eiter die nämlichen Eigenschaften, als das Krankheitsgift, annimmt, so wird die Erzeugung des Schorfes fortdauern, so lange der Körper für die Krankheit empfänglich bleibt, oder die Beschaffenheit des Eiters nicht geändert wird. Nach diesen Sätzen ist auch die Prüfung der verschiedenen Theorieen über das Gift der Lustseuche abgefasst, die noch überdem voll von Ausfällen gegen mehrere Aerzte ist, die über die Lustseuche geschrieben haben.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ält.: Dr. *Thomas Fowler's*, Mitgl. d. königl. med Societät zu Edimburgh, u. Arztes am allg. Krankenhause zu Strafford, *Bemerkungen über die Kur des hitzigen und chronischen Rheumatismus durch Aderlassen, Schwitzmittel und Blasenpflaster.* Aus dem Englischen übersetzt. 1795. 224 S. 8.

Der Vf., der den deutschen Aerzten durch sein Werk über die Heilkräfte des Tabaks wider die Wassersucht bekannt ist, hatte Gelegenheit in dem Spitale, schon bekannt ist, hatte Gelegenheit in dem Spitale, dem er vorgesetzt ist, in einer Zeit von 10 Jahren gegen 500 Fälle von hitzigen und langwierigen Rheumatismen zu beobachten, und liefert in dieser Schrift das Resultat seiner Bemerkungen, besonders in Hinsicht auf die Wirksamkeit etlicher Heilmittel, die wider die rheumatischen Krankheiten in unsern Tagen vorzüglich empfohlen worden sind. Diese Heilmittel sind das Blutlassen, die Quajaktinctur, das Doversche Pulver, warme Bäder, Blasenpflaster, und beym langwierigen Rheumatismus Einreibungen einer Mischung aus Terpenthinöl und Weingeist. Die Fälle, wo jedes von diesen Mitteln nützte, oder unwirksam war, sind umständlich angegeben: auch sind noch Bemerkungen über den einen oder den andern Fall beygefügt. Die Quajaktinctur zeigte sich noch am wirksamsten, auch beym hitzigen Rheumatismus, und der Vf. empfiehlt sie daher am meisten, auch deswegen, weil sie gelind abführende Kräfte besitzt. Unangenehm ist es, dass der Vf., bey aller Weitläuftigkeit, mit der er die Fälle erzählt, doch die Unterscheidungskennzeichen der Verhältnisse, unter denen das eine oder das andere Mittel wirksam war, nicht genau angegeben hat: hätte er dieses gethan, so würde sein Werk noch weit nützlicher für den angehenden Arzt geworden seyn. Die Uebersetzung gehört unter die bessern Arbeiten dieser Art.

Leipzig, b. Wolf: *Medicinische Literatur des Jahres 1794.* Herausgegeben von D. *Paul Usteri*, committirten Mitgliede der corresp. Gesellschaft schweizerscher Aerzte und Wundärzte. — *Erste Hälfte.* 1796. 338 S. 8.

Der Herausgeber gab diesem Werke, welches als Fortsetzung des Repertoriums der medicinischen Literatur anzusehen ist, wegen der abgeänderten Verlagshandlung einen andern Titel. Die Einrichtung ist die nämliche geblieben, wie beym Repertorium; nur soll der Jahrgang künftig in zwey Hälften, zu jeder Messe eine, erscheinen, und die erste Hälfte soll immer die allgemeinen Schriften, die Schriften zur Geschichte der Arzneykunst, und ihrer Literatur, die vermischten Schriften aus mehreren Theilen der Heilkunde, die Schriften zur Kenntniss des gesunden und kranken Körpers, und solche, die die gesammte Heilkunde betreffen, enthalten. Die zweyte Hälfte ist der Literatur der Arzneymittellehre und Pharmacie, der Staatsarzneykunde, Vieharzneykunde und Volksarzneykunde bestimmt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Grieshammer: *Der Lohgerber, Lederzurichter und Weiss- und Sämischgerber*, oder *Abhandlung über die Bearbeitung der Thierhäute zu allen Gattungen von Leder.* Aus einer holländischen Handschrift und den besten Werken der Ausländer zusammengetragen, durch *P. J. Kasteleyn.* Aus dem Holländischen übersetzt. Mit 7 Kupfertafeln. 1797. 112 S. 8. — Rec. nahm nicht ohne günstiges Vorurtheil diese kleine Schrift über die Bearbeitung der Thierhäute zur Hand, weil sich K. durch mehrere chemische Schriften bekannt gemacht hat. Er glaubte vorzüglich Anwendung der Chemie auf das Geschäft des Gerbers zu finden, welches es noch sehr bedarf, aber wie fand er sich getäuscht, hier bloss eine kahle Beschreibung der so sehr bekannten Handarbeiten der Gerber zu finden! Fast alles, was in dieser Schrift enthalten ist, findet man in jedem technologischen Compendium, und sie hätte daher füglich unübersetzt bleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. December 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Taschenbuch für 1798. Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe.* Mit Kupfern. 174 S. ohne den Calender. Taschenformat.

Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst fasslich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht: so muss es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. Sollte dies weiter nichts auf sich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloss in Aeusserlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter sich darbietende, Wahrnehmung muss uns daher ein Wink seyn, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüssiger Umweg scheinen, dass sie vielmehr das sicherste, ja das einzige, Mittel seyn möchte, ein so viel möglich von allem materiellen Interesse und von allen Einflüssen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von *Herrmann und Dorothea* zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poesie, worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths hergeleitet, nach den nothwendigen Richtungen desselben die ursprünglichen Dichtarten bestimmt und ihre ewigen Grenzen festgestellt wären: so würden wir auch über das Wesen der epischen Gattung im klaren seyn, und der Kunstrichter hätte nur die schon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine solche Wissenschaft zu Stande gebracht seyn wird, muss man zufrieden seyn, sich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunstbeurtheilung braucht, mit dem Leser nothdürftig verständigt zu haben. Nicht nur dies; sondern, was eine Kritik am besten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit classischen Vorbildern, ist dadurch sehr erschwert worden, dass man diese seit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunstlehren angesehen, angebliche Tugenden an ihnen gepriesen, und was sich als ihre erste Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geschichte der alten Poesie, worin, mit Hinwegräumung so vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vorurtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wissenschaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, dass die Griechen durch eine ganz einzige Begünstigung der Natur (deren sie sich stolz bewusst waren, wenn sie im Gegensatz mit hellenischer Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freyer Neigung erfüllt, und eine Reihe eben so vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poesie, wie für die verschiednen Stile der Bildnerey und Baukunst aufgestellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meynung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, fast ungemessnes, Ansehen zugesteht, erst in Erkenntniss verwandelt werden würde. Was das homerische Epos anlangt, so liegt es dem Theoristen ob, sein Wesen auf die ersten Gründe der Poetik zurückzuführen und an diesen zu prüfen; dem Geschichtschreiber der Griechischen Poesie, es genetisch zu erklären, das heisst, die nothwendige Entstehung desselben aus einer bestimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniss mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Versuch, in aller Kürze eine in sich zusammenhängende Charakteristik der ursprünglichen epischen Gattung zu entwerfen, um davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöst hat, jene in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisch zu machen.

Wir müssen hiebey zuvörderst alle gangbaren und in unsern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der sogenannten Epopöe gänzlich bey Seite setzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zum Stifter derselben zu machen; und wie man dieses künstliche, aus grundlosen theoretischen Behauptungen und Misgriffen einer beabsichteten Nachahmung zusammengesetzte Gebäude für die würdigste, umfassendste und prachtvollste Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt; so pflegt auch jener schlichte Altvater unter den Baumeistern solcher Epopöen obenan zu prangen. Die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge, die vor kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wissenschaften zu erkennen wissen, geben uns zum Glücke einen festen Punkt, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausge-

ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyssee aus einigen grossen, für sich Bestand habenden Stücken zusammengeschoben, und diese wiederum, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen, (nicht immer zum geschicktesten) an einander gefügt sind: so hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anstaunte, ein fremdes Verdienst, das dem Homerischen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade seiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maasse gar nicht einmal vorhanden ist, für das wichtigste bey der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet ist die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geschehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreisse ihnen ihren Homer: dass vielmehr seine Rhapsodien dadurch erst von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöst werden. Maass, Verhältniss und Ordnung, Vorzüge, die Homer selbst am Gesange rühmt, (Od. VIII, 489. 496.) wird man noch in den kleinsten Theilen seines Epos gewahr, da man sie hingegen in der zusammengesetzten Länge der Ilias und Odyssee nicht selten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poesie war, am wenigsten über antike, aber durch seinen scharfen Verstand auch da, wo der Gegenstand weit ausser seiner Sphäre lag, sich oft überlegen bewiesen hat, *Voltaire*, sagt vom Homer: *Malheur à qui l'imiterait dans l'economie de son poeme! Heureux qui peindrait les details comme lui!* — Es versteht sich, dass die epische Rhapsodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetische Einheit bestehen kann. Nur muss man diese nicht in einem Verstandesbegriffe suchen, wie meistens in den Theorien geschieht, wo denn auch der Unterschied zwischen der lyrischen Einheit, der epischen und der dramatischen gänzlich verloren geht. Nur durchgängige Vollständigkeit und innere Wechselbestimmung des Ganzen und der Theile, kann die Vernunft befriedigen; und diese höchste poetische Einheit haben die Griechen in der durchaus selbstständigen und in sich beschlossenen Organisation ihrer Tragödie erreicht. Die epische Einheit bezieht sich nicht auf die Vernunft, die im Homerischen Zeitalter noch längst nicht genug geübt war, um solch eine Foderung an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie gilt nur die Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Umriss, sichtbare Begrenzung. Daher läst sie sich denn auch nicht absolut bestimmen: sie kann vergrössert und erweitert werden, bis die Masse der Anschauungen die sinnliche Auffassungskraft übersteigt; und Aristoteles, (der doch, wie man weiss, dem epischen Gedicht die Gesetze der Tragödie vorschreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen trojanischen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht übersehbar (ευσύνοπτο.) gewesen seyn würde. Auf der andern Seite ist die epische Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyssee enthalten sie noch in sich; Episoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV, 372—398.) können für sich als ein vollständiges Epos betrachtet werden, und sind wahrscheinlich meistentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt also, dass es gewaltsamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapsodien zu grössern Ganzen zusammen zuheften, in denen Uebereinstimmung und lebendiger Zusammenhang schon durch die Sage gegeben war, ist diese Leichtigkeit der Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher sie Pindarus sehr schicklich ῥαπτα ἐπη benennt.

Wäre der Gegenstand des Epos eine einfache untheilbare Handlung; so leuchtet es ein, dass diese Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) sich mit dem Wesen desselben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargestellte ist immer eine Mehrheit: es sind Vorfälle, Begebenheiten. (Aristoteles: εποποιιαν δε λεγω το πολυμυθο.) Bloss physische Begebenheiten, bey denen nicht Menschen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäss thätig wären, würden freylich wenig anziehendes für den Geist haben. Allein es ist gewiss, dass wir bey dem Bemühen, uns ein Geschehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menschen hervorgebracht und abhängig, sondern als in ihm gewirkt denken; sie also auch nicht von der gesammten Masse der bewegenden Naturkräfte, als etwas entgegengesetztes, absondern. Handlung im strengeren Sinne, das heisst: Richtung der Kraft durch einen freyen Entschluss, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erst durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poesie durch den Standpunkt der Darstellung werden. Die Beantwortung der Frage: ob die Idee der Freyheit in der poetischen Darstellung nur durch Versinnlichung ihres Gegentheils erscheinen, ob eine durch jede äussere Gewalt unüberwindliche Selbstbestimmung ohne die Entgegensetzung einer unvermeidlichen Bestimmung von aussen, d. h. des Schicksals, anschaulich gemacht werden kann? und ihre Anwendung auf die Griechische Tragödie liegt ausserhalb unsers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im *Wilhelm Meister* (III, S. 74—77.) über den Unterschied des Romans (der so viele Analogie mit dem epischen Gedicht hat oder haben sollte) und des Drama jeden forschenden Kunstrichter zu weiterem Nachdenken auffodern. „Im Roman," wird daselbst behauptet, „sollen vorzüglich *Gesinnungen* und *Begebenheiten* vorgestellt werden, im Drama *Charaktere* und *Thaten;* man könne dem *Zufall* im Roman gar wohl sein Spiel erlauben, das *Schicksal* hingegen habe nur im Drama Statt." Wie zufällig in Homers Gesängen der ganze Hergang der Geschichte erscheint; selbst da wo etwas einer entscheidenden Schickung ähnliches vorkommt, (wie Il. VIII, 66—77.), liegt am Tage.

Der Unterschied der epischen und dramatischen Dichtart, die neuere Theoristen unter dem Namen der pragmatischen dem Wesen nach für einerley erklärt haben, möchte also doch, wenigstens wenn wir dabey

bey stehen bleiben, was Epos und Tragödie bey den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen als in der äussern Form, als darin, „dass die Personen in dem „einen sprechen, und dass in dem andern gewöhn„lich von ihnen erzählt wird." Ueberhaupt ist es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchsten Vorschriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dies könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunst nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man sie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da sie aber eine selbstthätige, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende, Umgestaltung derselben ist; so muss die poetische Erzählung und der poetische Dialog erst durch das Wesen der Dichtart, die sich derselben bedient, seine Bestimmung empfangen. Die dieser immer untergeordnete Rücksicht auf die gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunstgemässen Wahrheit der Darstellung die Rede ist. Im alten Drama erzählen die Personen häufig, im Homerischen Epos werden sie fast beständig redend eingeführt, und in lyrischen Gedichten kommt sowohl Erzählung als Gespräch vor: aber wie durchaus verschieden in jeder von diesen Gattungen! Der epische Dialog ist eben so wenig ein bloss natürlicher, als der tragische, dem er ganz entgegengesetzt ist; beide sind bis in ihre feinsten Bestandtheile nach dem Charakter des schönen Ganzen, wozu sie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeisterung, von seinem raschen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthusiastischer Prophet gewesen wäre. Es scheint wohl, dass hiebey Verwechselung des Objectes mit dem Subjecte zum Grunde liegt. Die Helden des Sängers haben allerdings gewaltige Leidenschaften, aber er selbst erscheint völlig leidenschaftlos; was er erzählt, muss jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er selbst äussert die seinige nie. Wie ein bloss beschauendes Wesen steht er über seinen Helden und über seinen Göttern, ordnet und trägt die in seinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menschlicher Besonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle und erscheint in seinem wahren Lichte. Mit einem Worte: das Homerische Epos ist *ruhige Darstellung des Fortschreitenden*. Es ist niemals *Darstellung des Ruhenden*, oder sogenanntes poetisches Gemälde. Dieses ist dem Homer so fremd, dass, wo er beschreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortschreitendes verwandelt (z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieser in den letzten späteren Gesängen der Ilias vorkommt, und *der* Homer, von dem die ersten Rhapsodien herrühren, ihn schwerlich so gedichtet hätte). Die über eine stürmische Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anspannen noch Nachlassen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerst alle Theile seines Gegenstandes auf gewisse Weise einander gleich; sie verleiht ihnen einerley Rechte auf die Darstellung: die weniger bedeutenden, aber zum stätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufstehn, zu Bett gehn, Essen, Trinken, Händewaschen, das Anlegen der Fussohlen, Kleider und Waffen u. s. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigsten den ihnen zugemessnen Raum. Die Zeitverhältnisse der Wirklichkeit werden aufgehoben, und alles fügt sich in eine nach den Gesetzen schöner Anschaulichkeit geordnete dichterische Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erschöpfen kann, nur einen Moment der Darstellung einnimmt, und das noch so schnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm sich drängenden Lebens festgehalten wird. Nirgends ein Stillstand des Gesanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, sondern das schönste Gleichgewicht und Maass der stätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bey jedem Punkte der Vergangenheit mit so ungetheilter Seele, als ob demselben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen sollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmässig verbreitet wird. In jedem Augenblicke ist daher zugleich sanfte Anregung und Beruhigung; und das epische Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit sich willig vom Baume löst, um dem Geniessenden in die Hand zu fallen.

Von diesem innern geistigen Rhythmus im Vortrage des Epos ist der demselben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Aristoteles nennt ihn das beständigste und am meisten Gewicht habende unter den Sylbenmaassen. Der Griechische Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fortreisst (κινητικον, ορχηστικον); noch einen steigenden, wie der jambische Trimeter, der sich bey einem gehaltnen Hinanstreben doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt (πρακτικον; *natum rebus agendis*); sondern er ist schwebend, stätig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemessne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdies an dem ursprünglich nach einem Zeitmaasse gesungenen Verse weit weniger hervorstechen konnte, ist dabey wohl nur Nebensache. Warum unter dem reichsten epischen Wechsel eine so einfache metrische Formel unzählig oft wiederkehren darf, da eine noch so beschränkte Pindarische Ode nicht ohne vielfach verschlungne Strophen bestehen kann; möchte denen schwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Sylbenmaasses vom Grundsatz der nachahmenden Harmonie ausgehn, und dadurch hier wie überall den Künstler zum blossen Copisten der Natur machen. Ist aber das Sylbenmaass, ganz allgemein mit Abstraction von allen besondern Bestimmungen genommen, die Erscheinung des Beharrlichen im

Wechselnden, verkündigt es die Identität des Selbstbewufstseyns; so ist es klar, dafs dieses im Zustande der hellsten Besonnenheit (der Unterscheidung des Selbst von den in ihm vorgestellten Objecten) stärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, strebenden Seele. Die äussern Gegenstände schreiben dem menschlichen Gemüthe in der Kunst, wo sie ihm blofs Stoff sind, das Gesetz nicht vor, sondern sie empfangen es von ihm; und so ist es auch in Ansehung des Sylbenmaafses. Aristoteles bemerkt sehr richtig (P. c. 4.), dafs der Jambe am meisten den dialogischen Ton (λεκτικη ἁρμονια) an sich habe, wovon der Hexameter sich weit entferne; dieser sey der erzählenden Darstellung geeignet, (c. 24.) und es würde sich nicht schicken, ein Epos in einem andern Sylbenmaafse, oder gar in gemischten Sylbenmaafsen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es (c. 16.) am Homer, dafs er in eigner Person so wenig als möglich sagt, und nach einer kurzen Vorrede sogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie stimmte dies nun zusammen, wenn der Dialog im Epos nicht in so fern seine Natur ablegen müfste, dafs seine unstäte Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darstellung gefesselt wird? Da die Reden bey weitem den gröfsten Theil der Homerischen Gesänge einnehmen, so ist es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptsache, ihren Charakter recht zu fassen. Selbst in den kürzesten und leidenschaftlichsten liefse sich bey einer feinen Zergliederung etwas nachweisen, wodurch sie episirt sind. In den ausführlicheren findet man alle wesentlichen Eigenschaften der ganzen Rhapsodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinstreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden ist; jedes, wodurch das Folgende vorbereitet wird, scheint doch nur um sein selbst willen da zu stehn: ganz das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung, die leichte Folge, die lose Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In diesem Sinne sind auch die zusammengesetzten Beywörter und die Episoden zu nehmen, die in leidenschaftlichen Reden, wenn man die Darstellung als blofse Natur verstehen sollte, sehr fehlerhaft seyn würden, und oft unverständig genug getadelt worden sind. Die Willigkeit des epischen Sängers zu Episoden überzugehn, wo sie sich irgend gefällig anschlingen lassen, liegt darin, dafs die Gegenstände sich seiner nie bemeistern; er kann sich daher selbst in dem entscheidendsten Augenblicke leicht abmüfsigen, um der Phantasie etwas entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Episode, gilt auch vom Homerischen Gleichnisse; es dient nicht blofs, sondern genieſst im schönen völligen Umrisse freyes Leben, und ist gleichsam ein Epos in verjüngtem Maafsstabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der Homerischen Wortstellung und Wortfügung, der fasslichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läfst, erkenne man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie, und die Sprache sey durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielsylbigen Ueberfluss ihrer Biegungen einzig gemacht, die stätige, sanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erstaunenswürdigen Consequenz dieser blofs durch einen glücklichen Instinct gefundnen, und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beyspiel seyn, dafs die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit statt der Vergangnen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler so natürlich ist, und deren sich schon Virgil fast unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyssee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält sich derselben auch, weil er der Homerischen Form treuer bleibt, die nun freylich, nachdem der Geist entwichen, zur Formel geworden war. Er ist matt und kalt: das am meisten Summarische im Homer ist lebendiger als das Ausgeführteste bey ihm. Ueberhaupt verbrauchten die späteren epischen Dichter zu kurzen Werken sehr viel mythischen Stoff: das Geheimnifs der schönen *Entfaltung* war verloren gegangen. Virgil schuf mit Römischem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden ist als Homer, kann man den Unterschied der vermischten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen ursprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgesehen von der künstlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Bestreben, tragische Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an seine Helden. (IV, 408, sqq.) Seine Sprache hat Feyerlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er selbst gemeine Dinge zu überkleiden sucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd ist. Die ruhigen Reden beym Virgil sind rhetorisch, die leidenschaftlichen mimisch; sie ahmen nämlich das Stürmische und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er ist stellenweise mehr oder weniger Homerisch: wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlafst, wie bey den Wettspielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigsten in der mit Recht bewunderten Geschichte der Dido, einem tragischen Bruchstücke, das nicht nur der am wenigsten Homerische, sondern geradezu der modernste Theil seines Gedichtes heifsen kann.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. December 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg: *Herrmann und Dorothea*, von *J. W. von Göthe* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey den obigen Betrachtungen über das alte Epos (wobey Rec. einige Gedanken aus einer noch nicht erschienenen Geschichte der griechischen Poësie von Hn. *Friedr. Schlegel* benutzt und mit den seinigen verarbeitet hat) ist mit Fleiss nicht von dem mythischen Elemente desselben, noch weniger von dem, was blofs national und local darin ist, die Rede gewesen. Man darf sich nicht wundern, dafs die modernen Nachfolger Homers das Absonderungsvermögen, die Darstellung vom Dargestellten, Form und Stil vom Inhalte zu scheiden, nicht besessen zu haben scheinen, da es den Theoristen der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberste Autorität ist, so offenbar daran gefehlt hat. In das Heroische, in das Wunderbare, in das Erhabne, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Personen, in die Feyerlichkeit des Tons, und worin nicht alles? hat man das Wesen der Epopöe gesetzt. Besonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwischenkunft der höheren Wesen verstand, zu einer unerlasslichen Bedingniss gemacht. In der alten Tragödie erscheinen die Götter häufig; sie streiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeschylus; oder die Scene spielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man sie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen wie das Homerische Epos: weil dort die Götter mit den Menschen in demselben Bezirke der Nothwendigkeit stehn und handeln; in dem letzten hingegen erscheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menschen. Wenn das Wunderbare (*Arist. P. c.* 24) vorzüglich aus dem Grundlosen entspringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht; so mufste allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluss daran vorhanden seyn. Denn man begriff sehr wenig von der Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur, darum liess man sie durch lebendige Wesen verrichten; der Mensch hatte sich noch nicht zum Bewufstseyn der vollständigen Selbstbestimmung durch Freyheit erhoben, daher gestand er den Göttern Einfluss auf seine Entschliesfungen zu. Aber wer bestimmte nun das Wollen der Götter? Es scheint, sie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und so ins unendliche fort. Ist die selbstthätige Unabhängigkeit der ganz menschlich vorgestellten Götter begreiflich, so wäre die der Menschen es auch gewesen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieser Stufe ihrer Kindheit zurück versetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, dafs Homers Helden weniger grofs sind, weil sie so vieles nicht durch sich selbst ausführen. Wenn das Bemühn der Olympier für und wider sie uns einen Schimmer höherer Würde um sie her zu verbreiten scheint, so versetzen wir uns nicht genug in die Homerische Denkart. Damals mischten sich ja die Götter in die gemeinsten Händel des Lebens; sie waren so wohlfeil, dafs Autolykus durch die Gunst des Hermes mit Dieberey und Meineid geschmückt seyn konnte, (Od. XIX, 396) und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII, 475). Wer wird es leugnen, dafs die über alles reizende Unvernunft der homerischen Götterlehre seine Dichtung mit der blühendsten Mannichfaltigkeit bereichert, und die auserwählte Gefährtinn des frischen lustigen Heldenlebens ist? Allein soll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und sich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der historischen Sage unterschieden wird) kann nur dann für die Poesie begünstigend seyn, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden, und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen seyn. Aus diesem Grunde gewährt die Ritter- und Zaubersage des Mittelalters, die nichts andres war, als der abentheuerliche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäfsigen Wahrheit, den das künstlich ersonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beyspiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist, und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffafst, gehört. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche gesucht; sie haben nicht nur dies, sondern sogar das Aussernatürliche gefunden, und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch blofs gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt, (Tasso's befreytes Jerusalem ausgenommen, mit dem es hierin eine ganz

ganz eigne Bewandtniss hat) da Homer der populärste aller Sänger war, weil seine Dichtung vom Leben ausging, und darauf zurück führte.

Es ist also offenbar, dass man sein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muss, wenn es überhaupt geschehen soll. Dieser Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt sind, die Homerischen Epopöen als den Gipfel der Poesie, als den höchsten unerreichbaren Schwung des menschlichen Geistes anzusehn: eine Meynung, von der man selbst bey der neumodigeren Ansicht, den hellenischen Sänger in einen wilden Natursohn, einen rohen nordischen Barden zu travestiren, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Cultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechselung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten oben an zustellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyssee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechischen Bildung lässt schon vermuthen, dass die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird, und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle (epische Periode) zu energischer Einzelheit erhob, (lyrische Periode) und durch innige Verschmelzung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte (dramatische Periode). Wenn also die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen verglichen werden kann; so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greises. Die epische Schönheit ist die einfachste, und konnte daher zunächst nach den wilden rhythmischen Ergiessungen, die noch nicht freyes Spiel, sondern Entledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren, gefunden werden. Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewusstseyn seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste oder vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinn als Natur geniessen, was bey den Kunstbildungen eines Sophokles zum Beyspiel nicht mehr möglich ist. In diesem Stücke, wie in allem Wesentlichen, stimmt *Hermann und Dorothea*, ungeachtet des grossen Abstandes der Zeitalter, Nationalcharakter, und Sprachen bewundernswürdig mit seinen grossen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäsig, zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermisst werde, muss seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kömmt eigentlich auf eins hinaus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch einer Behandlung tauglich, dass sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein schweizerischer Dichter Geschichten aus den Zeiten der Befreyung der Schweiz und der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfassung, Volksfeste, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müsste er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter: was er in diesem Kreise herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privatleben wenden soll? Man wird geneigt seyn zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausend den wichtigsten Einfluss haben, seyn vorzüglich geschickt, auch in der Poesie gross und ergreifend zu erscheinen; was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in grosse Massen zusammen fasst. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: sie fodert ein grosses Detail, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobey nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie blosse Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die ausserhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt: dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfassung echt republicanisch ist; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroischen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Mensch mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisches Epos wird daher mehr eine Odyssee als eine Ilias seyn, sich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältnissen beschäftigen müssen. Doch hier öffnet sich wieder eine neue Aussicht von Schwierigkeiten, die, wenn das Problem nicht gelöst vor uns läge, die Ausführbarkeit sehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freye Bewegung, Aeusserung, Berührung und Wechselwirkung der Gemüther durch tausend conventionelle Fesseln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfnisse und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künstlich zusammengesetzte, glänzende, aber leere, Geselligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komische

alle

also bestimmt gerichtete, parteyische Darstellungen zusammengedrängt im höchsten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteylosen Entfaltung des epischen Dichters müsste sie todt und herzlos erscheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Gesinnungen, worein die geplagten Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft natürlicher Weise versinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographischen Idyllen den Stoff herleihen. Freylich kann sich grosse und schöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünstigen Einfluss erschlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgestellt, müsste sie uns wie eine unwahrscheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat also nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht so leicht seyn wird, Lagen für seine Personen zu ersinnen, wodurch sie entfernt von steifen Conventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist dies auf das glücklichste getroffen. Herrmanns Aeltern haben das sichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genossen, sie ist durch redlichen Fleiss erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freyheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung grosstädtischer Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäurin, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach, Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieser ein durch Unglück geprüfter ernster, Weiser seyn. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äusserliche Ueberlegenheit abzulegen, und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiss; und wie er dem Gemälde seiner Bildung:

> — Der edle verständige Pfarrherr,
> Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
> Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniss,
> War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
> Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
> Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.

die schlichteste, bescheidenste Farbe giebt. Alles dies verschafft nun den Vortheil, dass an den handelnden Personen jene Entwickelung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höheren sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Stil der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemessen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken lässt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meynen hier nicht die abgemessne Feyerlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man sich gepanzert und dabey mit Alongenperücken und Manschetten vorstellen kann; sondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroische Kraft seiner grossen Gestalten, an welche die Welt schon damals hinaufsah, einflössen musste. Und was wäre dies anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, dass hier *die Wirthinn zum goldenen Löwen* als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Grösse besungen wird; dass Herrmann seiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, versinkt jede Uebereinkunft der Meynung und der Mode in ihr Nichts.

Die *Sitten* wären also gefunden: aber nun hat der Dichter eine *epische Begebenheit* zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Grösse für die Phantasie habe. Er muss seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloss die Oberfläche ihres Daseyns geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergiebt sich hieraus die Idee zu *ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage:* einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an *Vossens Luise* ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beyspiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freylich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeyerte Hochzeit zweyer Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle durch das Ganze hin dieselben gegen einander bleiben, sind etwas nur *physisch*, in der Zeit, nicht *ethisch*, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden *fortschreitendes*.

Der grosse Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müssige Schwelgerey des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, dass wir die Hässlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bey der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maass von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein *Wilhelm Meister* (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzu günstig urtheilt) unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit aus einander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in *Herrmann und Dorothea* ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem grossen Stile der Sitten nicht gepasst hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken, Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen ausserordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Entscheidungen hervorrufen. Dies letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit so grosser Leichtigkeit herfliesst, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umstand, dass Herrmann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschliessung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichtes völlig gelösst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende *Aussicht auf die grossen Weltbegebenheiten im Hintergrunde* ist alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine grosse Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeinste und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist *das Wunderbare* des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig Statt finden darf; nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Auffoderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Es versteht sich von selbst, dass das oben über die unbestimmte epische Einheit bemerkte bey einem ganz erfundenen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig poetisirte Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Punkte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck: Ἔνθεν ἑλὼν Od. VIII, 500) und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bey einem schicklichen Einschnitte wieder fallen lassen; denn er darf darauf rechnen, dass die Hörer über die weiteren, ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begrenzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, dass Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmässig vertheilt ist, oder vielmehr, dass durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, dass es die Freyheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das blosse Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein den Adel der Gesinnungen gilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, in der Andreäischen Buchhandl.: *Geschenk für Personen beiderley Geschlechts die Zähne gesund und schön zu erhalten, nebst beygefügten Recepten, entworfen von einem Arzt.* 1796. 56 S. 8. Eine Compilation gewöhnlichen Schlags, die für Aerzte nicht das mindeste neue oder eigne enthält, und für Layen nicht bloss unnütz ist, sondern selbst schädlich werden kann, weil der Vf. den Gebrauch der vielen von ihm hier copirten Recepte nicht gehörig bestimmt und gegen den Missbrauch gesichert hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. December 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Vieweg: *Herrmann und Dorothea, von J. W. von Göthe* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bey Herrmanns Vater wird die mäsige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewusstseyn seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmern Lebensart äussert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, dass er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung: denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, beym Herrmann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äussern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidnen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beynahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäsiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar grosses Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll, und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniss, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken; mischte sich nicht, dem Jünglinge gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewusster Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeynten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreissend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Daseyn ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und grosser Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bey der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, dass es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaassungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von aussen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des Homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freye Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbstständigkeit ist; so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in Homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bey dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bey veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worinn sie ausgeprägt werden soll, muss der Geist auch anders modificirte Mittel sich auszudrücken suchen. Dergleichen äusserliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleinen Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem

Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommner Aufenthalt dünken. In *Herrmann und Dorothea* kommt nur eine einzige Wiederholung vor; und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bey häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweymal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. S. 89. vergl. S. 107.

> Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
> Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
> Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
> Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
> Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
> Frey und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eyrund;
> Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
> Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
> Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobey denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so dass er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals lässt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangne nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, dass der Dichter, vermuthlich ohne sich besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschliessung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müsste denn etwa Herrmanns Ausdruck S. 60. seyn: *dem ist kein Herz im ehernen Busen*, wo sowohl *seyn* mit dem Dativ statt *haben*, als das Beywort *ehern* nicht bey uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie: S. 25. *denn mir war Zwiespalt im Herzen*, und: διάνδιχα μερμήριξε, oder wie: καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ, und S. 130. *und süsses Verlangen ergriff sie*: oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeusserungen Vieler in Eine Rede zusammengefasst werden:

> Ὧδε δέ τις εἴπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον.
> Denn so sagte wohl Eine zur Andern flüchtig ins Ohr hin,

und kurz nachher:

> Aber ein und die andre der Weiber sagte gebietend,

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, dass der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bey einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlasst haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

> Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:

Was den lieblichen Ueberfluss an Beywörtern betrifft, so bietet unsre Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und treffende Beywörter, die einmal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, dass sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu seyn, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragne Geschichte während des Gesanges ersinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloss zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkern Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den Homerischen Griechen; nicht als ob sie bey ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freygebig gewesen: die Beywörter sind bey ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. *der wohlumzäunete Weinberg*, *der vielbegehrende Städter*, *der allverderbliche Krieg*. Nur Einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: *die gartenumgebenen Häuser*, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Dass diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in *Herrmann und Dorothea* viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, dass Dionysius von Halikarnass an einer Stelle der Odyssee, „die „in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefasst „sey, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker „bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden schön zu reden," das Verdienst der poetischen *Synthesis* weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung (Proleg. p. LXXI.) „scheint die Homerische Diction, unermesslich weit entfernt von dem „wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher „der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren „gleichmässigen, bescheidnen Ton eine nahe Vorbotinn „der entstehenden Prosa zu seyn." Ob wir gleich über

über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, lässt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freyheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in *Herrmann und Dorothea* geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung, von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Wenige Beyspiele werden hinreichen um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetische vom Prosaischen trennt. S. 63.:

> Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
> Stille Thränen vergiessend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:

Diese schlichten Zeilen sind dennoch durchaus poetisch gebildet, wie man sich überzeugen kann, wenn man sie durch eine wenig veränderte Stellung und Verknüpfung auflöst: „Da versetzte die gute verständige Mutter bedeutend, indem sie stille Thränen vergoss, die ihr leicht ins Auge kamen." Nun erst wäre es wirkliche Prosa; doch müssten noch die Beywörter der Mutter weggelassen werden, die in einer prosaischen Erzählung, sobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften. S. 10.:

> — — Der Zug war schon von Hügel zu Hügel
> Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zusammen: „so dass man wenig erkennen konnte" Welch ein Unterschied! Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluss haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. S. 136.:

> Viele kamen indess, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
> Manches bringend und ihr die bessere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

> S. 94. Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher:
>
> S. 98. Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

manchmal die Weglassung: S. 88.

> Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
> Reinlich, mit niedriger Mauer gefasst, zu schöpfen bequemlich.

manchmal die Wiederholung desselben Wortes. S. 17.:

> Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
> Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

oder S. 153.:

> Und sie reichte das Wasser herum. Es tranken die Kinder,
> Und die Wöchnerinn trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.

wo jedoch diese Aufzählung mit zur anschaulichen Ausführlichkeit gehört. Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, dass sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie was sie sollen. Auch bey kühnern Versetzungen, z. B. S. 145.:

> Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
> Herrmann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war.

ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beywortes nach dem Hauptworte mit wiederholtem Artikel, wie in der ersten der angeführten Zeilen, wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muss sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabey geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Dass ein so bescheidner, schmuckloser, und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in *Herrmann und Dorothea* herrscht, in unsrer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mässigung, Entäusserung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, b. Wolf: *Neueres französisches Theater*, bearbeitet von *L. F. Huber*, dritter Band. 1797. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der dritte Band dieser schätzbaren Sammlung enthält folgende Stücke: 1) *Die Weiber*, ein Lustspiel nach den *les Femmes* von *Demoustier*, dem Verfasser des *Friedensstifters* im *zweyten* Bande dieses Theaters. *Weiber* sind gar *sieben* in diesem Stück, nicht lauter *böse*, sondern jede anders charakterisirt, und nach Alter und Verhältnissen verschieden nüancirt. (Etwas schwer zu besetzen möchte dies Stück wegen der Menge der weiblichen Rollen seyn, und nur auf wenigen Bühnen wird sich der Rath des Hn. *H.* befolgen lassen, den jungen Herrn, der zugleich den Verehrer von den sieben Damen macht, wegen seiner Weiblichkeit auch von einer Schauspielerinn spielen zu lassen.) So viel angenehmes in der weiblichen Gallerie, und so viel Feinheit in der ganzen Anlage ist, so werden die noch immer zu häufigen Schlagreden, ob sie gleich Hr. *H.* vermindert hat, nicht gefallen. Dass der Dialog in Prosa aufgelöste Verse sind, spürt man

in der Uebersetzung nicht. 2) *Der verliebte Briefwechsel*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach *l'Intrigue epistolaire* von *Fabre d'Eglantine*, ein komisches Intriguenstück, dessen Ausführung in den einzeln Situationen viel unterhaltendes hat, wenn gleich die Hauptidee (eine Mündel, die den geizigen Vormund, welcher gern ihr Geld für sich behalten möchte, trotz allen seinen Anstalten, und unerachtet vieler mislungner Versuche, immer wieder zu hintergehen weiss) nicht durch Neuheit reizt, und obgleich manches (z. B. der Liebhaber, der als Notarius erscheint, und die Verwechslung der Ehecontracte) zu sehr in die Farce übergeht. Uebrigens hat dies Stück viele und lebhafte Handlung, und die Rolle des, für seine Kunst schwärmenden, Mahlers durch die glückliche Bearbeitung des deutschen Uebersetzers viel Anziehendes. 3) *Der alte Junggeselle*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem *vieux Celibataire* von *Collin d'Harleville*, dem Verfasser des auch im Deutschland beliebten Stücks: *L'Optimiste*. Hier wird ein Charakter, den *Congreve*, *Dorat*, *Brandes* und *Iffland*, jeder in seiner Manier, und jeder aus einem andern Gesichtspunkte bearbeitet, mit neuen und wahren Zügen geschildert. 4) *Die ungeladenen Gäste*, *oder der Kanonikus von Mailand*, eine Posse in einem Aufzuge von *Alex. Duval*, der unbedeutende Plan ist durch die Lustigkeit der Ausführung gehoben. 5) *Der Verdächtige*, ein Lustspiel in einem Aufzug von *Picard le Duval*, ein politisches Gelegenheitsstück, das immer als Beweis gilt, wie die französischen Dramatiker die Begebenheiten des Tages zu benutzen wissen.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Gedichte*, von *Friedrich Mohn*. 1795. 213 S. 8.

Wenn diese Gedichte ihre Leser finden, so will Rec. dem Vf. das Vergnügen nicht misgönnen, sich gedruckt zu sehn. Die Krone aber möchte er wohl schwerlich verdienen, die der sentimentalische Jüngling auf dem Titelkupfer in seiner Hand hält. Wie alltäglich, gedanken- und empfindungsleer die Gedichte, auch ohne Rücksicht auf den poetischen Ausdruck sind, werden folgende Proben hinlänglich darthun:

Immer noch denk ich mit Wehmuth der letzten Minute,
Wo ich noch einmal am Edelhof mit dir verweilte
Weinend das Lebewohl sprach und mit sinkendem Muthe
Schneller nach Münden hin eilte.

Schlummre, Glückliche! noch ahnet
Dich kein graubewölkter Tag
Und kein grauses Traumbild mahnet
Dich mit wildem Hohngelach
An ein nahes Ungemach.

Und ich hob die Rechte gen Himmel und schwur bey Jehova
Wahrheit und Tugend! euch behend den heiligen Eid.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Heinsius: *Predigten über einige Landesgesetze, nebst verschiedenen andern Kanzelvorträgen, meistens bey besondern Veranlassungen, in der Kirche zur heil. Dreyeinigkeit zu Reichenbach gehalten*, von M. *Jo. Friedr. Krause*, Diaconus zu Reichenbach. 1797. 175 S. 8. (12 gr.)

Ueber Landesgesetze zuweilen zu predigen, und das Volk mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen, das, beym Mangel dieser Bekanntmachung, gar oft aus Unwissenheit dagegen sündigt, das muss man in der That für etwas sehr löbliches und nützliches halten. Wenn es überdies auf die Art geschieht, wie es Hr. *K.* in den vor uns liegenden Predigten gethan hat, d. h. mit steter Hinsicht und Beziehung auf die Grundsätze und Gebote des Christenthums; so verdient ein christlicher Volkslehrer dafür von allen Verständigen und Guten den grössten Dank. Es besteht gegenwärtige Sammlung aus XI. Predigten, wovon sich fünf auf folgende landesherrliche Verordnungen beziehen; aufs Mandat von der Sonntagsfeyer, auf die Schulordnung, auf das von der Behandlung der Leichen, auf die Gesindeordnung, auf das von der Kleidertracht. Der Inhalt der übrigen Kanzelvorträge führt folgende Themen sehr gut und zweckmässig aus: dass vernünftige Landesgesetze als göttliche Gesetze zu betrachten sind; dass die leidende Tugend uns von dem Daseyn und der Regierung Gottes überzeugt; dass die Betrachtung des Kriegs uns zum Glauben an ein ewiges Leben nöthigt; wie wir uns verhalten müssen, so oft wir zusammen kommen, uns zu freuen, wenn unsere Freude uns nicht schädlich, sondern nützlich und gottgefällig seyn soll u. s. f. Vorzüglich schön ist die dritte Predigt über die Würde rechtschaffner Schullehrer. In der Vten Predigt über das Mandat von Behandlung der Leichen wollte uns doch die *so gar umständliche Erzählung* von Beyspielen für todt gehaltener, aber zufällig wieder zum Leben gekommener Menschen, auf der Kanzel nicht ganz gefallen. Wenigstens bedurfte es wohl nicht mehrerer, sondern nur eines einleuchtenden Exempels; wenn die blosse Versicherung nicht hinlänglich war, dass zuweilen Menschen in Gefahr gewesen wären, lebendig begraben zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. December 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Vieweg: *Herrmann und Dorothea*, von *J. W. von Göthe* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloss körperliche Handlungen nehmen in Homers Gesängen einen grossen Raum ein, und dies gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper, und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man *poetisches Stillleben* nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das doch nöthig seyn würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine subjective Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In *Herrmann und Dorothea* ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnissmässig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit dienliches übergangen, und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äussern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiss. Beyspiele hievon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht seyn muss sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleissigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen: denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich *erklärende Episoden*, die im Ernste und nicht bloss zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobey man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muss, wie er sie selbst beschreibt:

> Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der, vermöge der Götter
> Kundig, den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:
> Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nun singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein grosses Bedürfniss, eine recht sinnlich fassliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniss in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so dass häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an *Herrman und Dorothea* etwas vermisst werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniss enthält. Dieses Eine ist schön und neu, und kommt bey einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt:

> Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
> Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, fasste,
> Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
> Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
> Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben;
> So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
> Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodien, die er wie Herodot die Bücher seiner Geschichte nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben *Herrmann und Dorothea* in dem bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besondern Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisiren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisirt. Denn was wir

wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegne *Ruhe und Parteylosigkeit der Darstellung*; die volle, *lebendige Entfaltung*, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschliessung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäss umgebildet werden; den unwandelbaren, *verweilend fortschreitenden Rhythmus*; diese Merkmale lassen sich eben so gut an dem deutschen Gedicht entwickeln als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht; so wird der Leser, der dies Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Misverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer so tief bewegt, selbst unempfindlich seyn sollte. Er muss es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluss auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fodert, gleich nach dem erschütterndsten Momente einen verhältnissmässig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in *Herrmann und Dorothea*, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein: denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt ist, so sympathisirt der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient eine genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deswegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Sylbenmaasse, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloss nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muss; und im *Wilhelm Meister* scheint dies wirklich ausgeführt zu seyn.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf *Göthe's* dichterische Laufbahn, (die mit diesem neuesten Werke noch lange nicht geschlossen seyn möge!) so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniss unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmässigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Uebersicht auch seyn würde; und fassen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern in sofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bey weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Grosse in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefasst: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freyen, von nationaler und politischer Parteylichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende, Rührung. *Herrmann und Dorothea* ist ein vollendetes Kunstwerk im grossen Stil, und zugleich fasslich, herzlich, vaterländisch, volksmässig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Lehrbegriff der Maschinenlehre mit Rücksicht auf den Bergbau*, von *Johann Friedrich Lempe. Ersten Theils zweyte Abtheilung, oder der technischen Maschinenlehre zweyter Band*, mit Kupfern (3 Tafeln Nr. XVI bis XVIII.) 1797. XVIII u. 390 S. gr. 4.

Mit Vergnügen sieht sich endlich Rec. im Stande, den erst erschienenen 2ten Band dieses sehr gemeinnützigen Werks dem Publicum anzuzeigen. Plangemäss fährt der Vf. hier im Vortrage der technischen Maschinenlehre fort. Der vorige Band endigte mit dem IXten Abschnitt des zweyten Hauptstücks; es folgt also hier der *Xte Abschn. von den Aufschlagewassern. I. Kap. Von der Zuleitung, Aufsammlung und Benutzung der Aufschlagewasser überhaupt, als Einleitung in diesen Abschnitt.* Die beste und wohlfeilste Betreibung der Maschinen, sagt Hr. *L.* §. 507. sey durchs Wasser; nur komme es auf ökonomische Benutzung des Wassers an, und *die* erlaube das oberschlächtige Rad weit mehr als das mittelschlächtige und unterschlächtige. Dis hat in den *meisten* Fällen seine Richtigkeit, aber nicht *allemal*. Bey Maschinen, bey welchen die Last mit beträchtlichen Massen, die zugleich bewegt werden muss, in Verbindung steht, und wo solche Massen (z. B. beträchtliche Hämmer, Kunstgestänge u. dgl.) immer wieder von neuem in Bewegung gesetzt werden müssen, kann ein Rad von doppeltem Halbmesser oder ein mittelschlächtiges oft nützlicher werden als ein oberschlächtiges. Im übrigen enthält dieses Kapitel bloss einige allgemeine Anmerkungen, wobey sich Rec. nicht weiter aufhält. *II. Kap. Von Wasserleitungen, sowohl natürlichen als künstlichen überhaupt; von dem Beharrungszustande des Wassers; allgemeine Grundlehren der Bewegung desselben in Canälen.* Hr. L. betrachtet in diesem Kap. die Wasserleitungen als schon vorhandene Aushölungen, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie zugerichtet und zusammengesetzt werden, oder ohne zu zeigen, was für Materialien dazu tauglich sind und wie solche verarbeitet werden; letzteres wird erst im folgenden Kap. vorgetragen. Je mehr es sichtbar ist, dass Hr. *L.* seinem Werk durch Genauigkeit und Bestimmtheit in Erklärungen und Ausdrücken einen besondern

sondern Vorzug zu geben bemüht ist, desto weniger wird es ihm missfallen, wenn Rec. auch hierauf sein besonderes Augenmerk richtet, und Hn. *L.* dadurch einen Beweis giebt, dass er sein Werk nicht ganz flüchtig durchgesehen hat. Was §. 317. von der centrischen Linie gesagt wird, musste in dieser Rücksicht Rec zu einigen Erinnerungen Anlass geben. Die centrische Linie kann mit beiden Ufern nur dann parallel laufen, wann beide Ufer einander selbst parallel sind; es lasst sich also wohl nicht allgemein sagen, die centrische Linie sey eine der Länge nach mitten durch den Canal *und folglich* mit den Ufern parallel gezogene Linie. Bey dem Satz: *„die centrische Linie ist gerade, so lange es der Canal ist,“* muss Jedem die Frage aufstossen: was ist dann ein *grader* Canal? Vielleicht ein solcher, dessen centrische Linie grade ist? So würden aber die Erklärungen auf einen Zirkel führen. Wollte man aber einen Canal nur dann grade nennen, wann seine Ufer gradlinigt sind, also krumm, wann letztere krummlinigt sind: so würde man sich zu dem Schluss veranlasst finden, eines krummen Canals centrische Linie sey gleichfalls krumm, welches doch wiederum nicht allgemein richtig wäre: denn z. B. die centrische Linie eines parabolischen Canals, dessen Uferlinien nämlich eine Parabel bildeten, wäre die gradlinigte Axe. Selbst die von Hn. *L.* angenommene 2te Erklärung, dass die centrische Linie, die durch die Schwerpunkte der einzelnen Wasserschichten gezogene Linie sey, möchte Rec. nicht unterschreiben. Sie bezieht sich nämlich auf die *Bewegung* der Wassermasse und ist allgemein die durch die *Mittelpunkte der Bewegung* aller Wassertheilchen denkbare Linie. Von den mancherley Profilen, Böschungen etc. und der Art, wie überhaupt das Wasser längst den Canälen abfliesst, findet man sehr deutlichen Unterricht, und lernt zugleich die einzelnen Schriftsteller überall kennen, die über die einzelnen Gegenstände geschrieben haben. Man lernt das Zweifelhafte vom Ausgemachten hinlänglich unterscheiden, und bey ersterem die verschiedenen Behauptungen kennen, die überall mit guter Beurtheilung angeführt sind. S. 52 und 93. wird ein Fundamentalsatz des Hn. du Büat näher geprüft, nach welchem nämlich bey Wassern, die in Canälen im Beharrungsstand fliessen, der Widerstand der beschleunigenden Kraft gleich seyn soll. Hr. *L.* zeigt, dass dieser Satz nicht so gradehin angenommen werden könne; Hr. Langsdorf hat in seinem erst erschienenen *Handbuch der Maschinenlehre* noch bestimmtere analytische Formeln deshalb angegeben; aber diese Schrift und die Lempische waren zu gleicher Zeit unter der Presse. Dass Hr. *L.* auf alle physische Umstände, wo möglich, Rücksicht nimmt, beweist die Betrachtung S. 74. wo er des Einflusses erwähnt, den die verschiedenen Temperaturen des Wassers auf seine Bewegung in Röhren und Canälen haben. Unter sonst gleichen Umständen soll in einerley Zeit um so viel mehr Wasser durch eine Röhrenleitung abfliessen, je höher die Temperatur des Wassers ist. Nach Rec. Meynung hätte dieser Satz wegbleiben, oder nur erwähnt dürfen, dass der von dieser Verschiedenheit der Temperatur herrührende Einfluss auf die Bewegung des Wassers *gar nicht* in Betrachtung gezogen zu werden verdiene. Zwar werden drey Büatsche Versuche angeführt, nach welchen zu verschiedenen Wärmegraden nach dem Réaum. Quecks. Therm. merklich verschiedene Geschwindigkeiten des Wassers in den Röhren gehörten, nämlich:

zu 30° eine Geschw. von 35,98 Zollen
zu 36° eine Geschw. von 36,85 Zollen
zu 50° eine Geschw. von 37,46 Zollen.

Aber *fürs erste* darf man nicht vergessen, dass z. B. ein Cubikzoll Wasser von 50° Wärme weniger Wasser ist, dem Gewicht nach, als ein Cubikzoll Wasser von 80° Wärme. *Fürs andere*, was noch wichtiger ist, hat Hr du Büat nicht die Geschwindigkeiten gemessen, sondern die *Ausflussmengen* und hieraus die Geschwindigkeiten *berechnet*, bey dieser Berechnung aber unrichtig die Weite der Röhren unter den verschiedenen Temperaturen als unveränderlich angesehen, also den Umstand übersehen, dass die Röhren bey höherer Temperatur des Wassers sich selbst ausdehnen und erweitern müssen, folglich, auch bey einerley Röhrenleitung, das wärmere Wasser durch weitere Röhren abfliesse als das minder warme. *Diesem* Umstand muss die Vergrösserung der Ausflussmenge hauptsachlich zugeschrieben werden, und nach gehöriger Berechnung würde nichts merkliches mehr auf vergrösserte Geschwindigkeit fallen, wenigstens würde die noch übrige unbedeutende Vergrösserung der Geschwindigkeit durch den Verlust an der specifischen Schwere völlig aufgehoben werden. Was S. 78. von dem Flusse Connecticut zum Beweis der Elasticität des Wassers gesagt wird, dass nämlich dieses Flusses Wasser zu einer solchen Harte zusammengepresst werde, dass man kein Brecheisen hineinzwingen könne, und dass Eisen und Bley auf ihm schwimmen wie Kork, hatte Rec., der diese Stelle kaum in einer physischen Erdbeschreibung erträglich findet, *hier* noch weit mehr weggewünscht. Wie könnte es einem Hydrauliker einfallen, das Schwimmen des Bleyes hier aus der Zusammenpressung des Wassers herzuleiten? Es sollte also in weniger als $\frac{1}{11}$ seines gewöhnlichen Raums zusammengepresst seyn? Offenbar wird hier Schnelligkeit der auf einander folgenden Wassertheilchen mit Zusammenpressung und Härte verwechselt. Mit grosser Genauigkeit und Vollständigkeit wird die Lehre von den offenen Wasserleitungen in diesem Kap. ausgeführt, und die Anwendung der allgemeinen Lehren durch viele sehr mühsam berechnete Tafeln für mancherley Gefälle und Böschungen sehr erleichtert. — Eine Arbeit, wofür die Praktiker Hn. *L.* sehr grossen Dank schuldig sind. Eben so lehrreich ist das *IIIte Kap. Von Anlegung und Fortstellung der Hauptwasserführungen, oder solcher die das Wasser auf mehrere in verschiedenen Gefällen hängenden Räder leiten. — Von Austheilung und Abgebung der Aufschlagewasser aus einem Hauptcanale überhaupt und insbesondere von einer einfachen praktischen Art,* sol-

ches leicht zu bewerkstelligen. — *Von der Aufsicht über die Hauptcanäle und Aufschlagewasser.* — *Nachricht vom Harzer Grabenwesen.* — *Art die Menge Aufschlagewasser zu beobachten, die ein Hauptcanal jährlich aus einer Gegend aufzunehmen hat.* Auffallend ist, was S. 343. über die *Ausdünstung* aus Canälen aus Versuchen hergeleitet wird. Nach dem Resultat (S. 343. am Ende) müsste (von der Mitte des Junius bis zur Mitte des Septembers) in 24 Stunden 1 Zoll tief abdünsten. Wenn auch gleich nur Freyberger Zolle angenommen werden, so widerspricht doch diese Angabe allen sonstigen Beobachtungen so sehr, dass wir an der Richtigkeit der zu Freyberg angestellten Beobachtungen zu zweifeln versucht werden. Die Ausdünstungsmengen, welche Hr. v. Haller bey Oberflächen von etwa 340 Quadratfusen beobachtet hat, verschwinden beynahe in Vergleichung mit den hier angegebenen Ausdünstungsmengen. Zwar war es nicht reines oder süses Wasser, sondern Soole oder Salzwasser, dessen sich Hr. v. Haller bediente; inzwischen war diese Soole doch zum Theil ziemlich schwach, und zudem weiss man ziemlich gut, was man in Rücksicht auf diesen Umstand in Rechnung zu bringen hat, um doch beyläufig ein Resultat für süses Wasser daraus zu ziehen. Rec. hat selbst Beobachtungen in viel grösern Behältnissen über die Ausdünstung sehr schwacher Soole angestellt, die von den hier mitgetheilten ungeheuer abweichen. Zu gutem Glück schadet auch hier eine solche Unrichtigkeit sehr wenig. Rec. hofft dagegen, dass die Beobachtungen über die Effecte der Räder in Verbindung mit den Pumpensätzen zuverlässiger sind. Doch lassen sich keine allgemeine Anwendungen davon machen, nicht nach der Regel de Tri fort rechnen. Die sehr engen Grenzen der Brauchbarkeit solcher Beobachtungen für den gemeinen Praktiker kennt Hr. *L.* zuverläsig sehr gut. Nur der Sachverständige kann allgemeine nützliche Folgen daraus herleiten, und nur hierdurch können sie eigentlich brauchbar werden; dann müssen aber auch alle darauf Einfluss habenden Bestimmungsstücke genau angegeben werden. Ohne solche nützen blosse Resultate von Beobachtungen nicht einmal dem gründlichsten Kenner, viel weniger dem Pfuscher. Da dieses 3te Kapitel den Beschluss dieses Bandes macht, so erhellet schon aus dieser Anzeige, dass hier noch manches von den Aufschlagwassern fehlt z. B. die wichtige Lehre von den Röhrenleitungen etc. welches alles im künftigen 3ten Bande vorgetragen werden soll. Immer mehr bestätigt es sich, dass die Bergakademie an Hn. *L.* einen einsichtsvollen Mann besitzt, der seine Stelle mit Würde bekleidet, und das vorliegende Werk giebt davon einen neuen Beweis.

LEIPZIG, b. Meyer: *Tronson du Coudray*, franz. Artilleriehauptmanns, *Abhandlung über das beste Verfahren den Salpeter auszuziehen und zu raffiniren, um ein vollkommenes Schiesspulver daraus zu bereiten.* Aus dem französischen von *Joh. Christian Hoffmann*, d. fr. K. M. 1797. 128 S. 8.

Das Original dieser Schrift erschien schon 1774 und die Uebersetzung kommt daher etwas spät, wodurch es schon in die Augen fällt, dass für unsere Zeit nicht viel neues darin zu suchen ist. Da aber der Salpeter und der Verbrauch desselben zur Bereitung des Schiesspulvers allerdings von Wichtigkeit ist, so hat Rec. auch diese Uebersetzung mit aller Aufmerksamkeit gelesen, um auch das wenige, was etwa noch nicht bis zur Werkstatt des praktischen Salpetersieders gekommen ist, herauszusuchen. Die Hauptabsicht des Vf. ist nicht, der Entstehung des Salpeters mehr auf die Spur zu kommen, sondern blos den Salpeter in einer solchen Vollkommenheit darzustellen, dass das daraus bereitete Schiesspulver stärker wirke und vorzüglich vor der Verderbung beym Aufbewahren desselben mehr gesichert werde. Um den Salpeter hierzu geschickt zu machen, komme es vorzüglich darauf an, denselben so viel möglich von Kochsalz zu reinigen, welches nur dadurch bewirkt werden könne, dass man die fettigen Theile von der Salpeterlauge entfernt und durch eine hinlängliche Menge Wasser den Salpeter vor der Krystallisation in aufgelösten Zustand versetzt. Um die fettigen Theile der Lauge zu benehmen, wendet man in Paris flandrischen Leim an: Kalk und Asche dient auch dazu. Ohne Zusatz von Kalk und Asche erhalte man immer mehr, aber nicht so reinen Salpeter; doch verunreinige der Kalk den Salpeter immer mit salpetersauern Kalk. Letzteres kann aber schwerlich geschehen, wenn die Salpetersäure vorher völlig mit Alkali gesättiget war. Alaun kann bey der Reinigung des Salpeters zu nichts dienen. Um sich von der Gegenwart des Kochsalzes beym Salpeter zu überzeugen, sey das Verplatzen mit glühenden Kohlen nicht hinlänglich. Die Probe mit der Silberauflösung sey für die grosse Arbeit zu streng, weil sie auch der Salpeter vom dritten Sud nicht aushalte. Auch das Fliessen des Salpeters sey kein gutes Kennzeichen, weil der Salpeter nach verschiedenen Verhältnissen mit Kochsalz vermischt doch gut fliesst. Ein Zusatz von Salmiak trenne weder das Kochsalz, noch trage es zur schnellern Entzündung des Schiesspulvers bey. Festigkeit der Salpeterkrystallen sey ein Zeichen ihrer Reinheit. Die Grösse der Krystalle hänge von der langsamen Erkaltung der Lauge ab. Der Vf. hat durch Versuche gefunden, dass, wenn 100 Th. Salpeter 50 Th. Kochsalz enthalten, der gereinigte Salpeter davon noch 25 Th. Kochsalz enthalte, welche man weder durchs Auge noch durch den Geschmack bemerken könne. Enthält der Salpeter den sechsten Theil Kochsalz, so enthalte der davon fallende gereinigte Salpeter noch den eilften Theil Kochsalz. Bey dem Raffiniren müsse man vorzüglich darauf sehen, dass das bey der Auflösung in der Wärme wegdampfende Wasser wieder ersetzt werde, damit das Salz Wasser genug behalte um aufgelöst zu bleiben. Man findet in dieser Uebersetzung einigemal den Ausdruck *mineralischer Krystall*, was wenig Lesern verständlich seyn wird, weil der französische Ausdruck nicht dabey gesetzt worden ist. Rec. hatte das Original nicht zur Hand um es berichtigen zu können: indess ist wahrscheinlich damit Mineralalkali gemeynt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. December 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Dr. C. R. W. Wiedemann's — Anweisung zur Rettung der Ertrunkenen, Erstickten, Erhängten, vom Blitze Erschlagenen, Erstochenen und Vergifteten nach den neuesten Beobachtungen für Aerzte und Nicht Aerzte entworfen.* 1797. 156 S. 8.

In der *Einleitung*, worin vorzüglich die Ursachen beleuchtet werden, welche bisher in manchen Gegenden die Wiederbelebung der Ertrunkenen und Erstickten erschwerten oder ganz unmöglich machten, sagt der Vf. die Erfahrungen über das Rettungsgeschäft vom Scheintod hätten sich in den letzten Jahren so gehäuft, und die Methode der Rettung sey neuerlich so sehr verbessert und berichtiget worden, dass die ältern Schriften über diesen Gegenstand im Verhältniss zu den neuern Bereicherungen theils sehr mangelhaft, theils auch nicht selten fehlerhaft erscheinen müsten; er glaube daher nichts unwichtiges zu thun, wenn er eine deutliche Anweisung gebe, wie nach den neuesten Erfahrungen Ertrunkene etc. zu behandeln sind. Dieser Zweck ist ohnstreitig untadelhaft; es ist auch offenbar, dass er bey dieser Schrift die neuern Preisschriften der Britten und unsers *Günthers* und *Reimarus* sehr zu Rathe gezogen hat; indessen hat er doch vieles nicht genutzt, was in andern Schriften zerstreut, angeführt oder bemerkt worden ist; auch scheint dem Rec. des Vf. Vortrag nicht so belehrend und lichtvoll als er seyn müsste, wenn das Wichtigste und Nothwendigste sowohl dem unerfahrnen Arzt und Wundarzt als besonders auch dem Layen in die Augen springen solle. Das Gesagte ist meist practisch; doch sind auch hie und da kurze theoretische Erläuterungen hinzugefügt. Wir wollen einiges bemerken, was dem Vf. eigen scheint, und einiges, was wir noch vermissen. *Kap. I. Von den nöthigsten Werkzeugen zur Behandlung der plötzlich Verunglückten* ist grösstentheils ein Auszug aus *Günthers Geschichte und Einrichtung der Hamb. Rettungsanstalten.* Rec. wünschte, der Vf. hätte statt der metallenen Kugeln an den Enden des Hamburgischen Suchers lieber mit Pferdehaaren ausgestopfte Ballen angerathen; diese können den Verunglückten auf keine Art beschädigen, wogegen die metallenen kleinen Kugeln nicht völlig sichern. Statt der gewöhnlichen scharfen Haken, womit man einen Ertrunkenen aus dem Wasser zieht, schlägt der Vf. ein Instrument vor, welches in einem einzelnen Zangen-Arme besteht, dem man nur eine stärkere hakenförmige Krümmung geben soll; übrigens könnte es nach Art der gewöhnlichen Geburtszange gebildet und an einer langen Stange befestiget seyn. Sollte das in die Lungen geblasene Sauerstoffgass bloss den Nutzen haben, dass es die noch in demselben befindliche schlechte Luft durch Vermischung weniger untauglich macht? Sollte er nicht auch einen lebendigen Reiz auf die Lungen hervorbringen? Die Elektrisirmaschine hat der Vf. als Rettungswerkzeug bloss genannt; es wäre in dieser Schrift gewiss sehr zweckmässig gewesen, wenn die Art und Grösse derselben, und der dazu nöthige Apparat für das Rettungsgeschäft näher bestimmt worden wäre. Rec. wundert sich hier das *Cisboot* nicht einmal genannt zu finden. *Kap. II. Von den Kennzeichen des Lebens und des Todes.* Die neuern Bemerkungen (nach *Creve's* Schrift) über den Metallreiz als Prüfungsmittel des Todes scheinen dem Vf. noch nicht bekannt gewesen zu seyn; und des elektrischen Schlags durch die Glieder ist als Prüfungsmittel gar nicht gedacht. *Kap. III. Von der Behandlungsart der Ertrunkenen.* Dass der Vf. die Erwärmung zuerst vorschreibt, ist natürlich; denn sie ist das Bedingniss, unter welchem die Lebenskraft wieder erwachen und die andern Rettungsmittel wirken können; sie allein hat oft den Scheintod gehoben; allein nach des Rec. Meynung detaillirt der Vf. die Mittel nicht genug, wie sie bewirkt werden muss; des warmen Bades, worauf *von Marum* so viel rechnet, wird gar nicht einmal gedacht? Auch vergisst der Vf. zu bemerken, dass die wollenen Tücher, in welche der Körper gewickelt werden soll, vorher gewärmt seyn müssen, auch eben so möchte ein gelindes und nicht anhaltendes Reiben mit warmen Flanell gleichfalls unter die Erwärmungsmittel gehören und auch gleich im Anfang des Rettungsgeschäfts anzuwenden seyn, denn nur das anhaltende stärkere Reiben gilt als Reiz- und Beförderungsmittel des Blutumlaufs, das nur mit Vorsicht und erst nach dem Lufteinblasen ausgeübt werden darf; Bäusche mit warmen Wein oder Brandwein in die Herzgrube und auf die Herzgegend gelegt, hat der Vf. auch übersehen; und sollte nicht auch das Reiben des Rückgrads mit camphorirtem flüchtigen Liniment die Wärme befördern? Nach der Erwärmung setzt der Vf. sogleich das Lufteinblasen; Rec. würde vor und bey dem Lufteinblasen, sogleich auch gelinde Reizmittel anwenden lassen; es giebt Fälle, wo bey Ertrunkenen nur eine Art von Betäubung statt findet, auch ist es sehr wahrscheinlich, dass das stillstehende Herz und die ruhende Nervenkraft bloss durch gelinde Reiz- und Erschütterungsmittel wieder in Bewegung gesetzt werden kann. In dieser Hin-

Hinsicht würde Rec., das Rufen in die Ohren, das Reizen in der Nase durch vorgehaltene erst schwächere, dann stärkere Riechmittel, das Reizen der Kehle mit einer mit Oel bestrichenen Feder, das schon oben gedachte Reizen der Rückgradsnerven mit dem camphorirten flüchtigen Liniment, und besonders das von *van der Haar* empfohlene, gelinde Erschütterungsmittel, das Schlagen mit einem Brett gegen die Fussfolen versuchen lassen. Diese Versuche sind um so wichtiger, da sie auch von Layen gemacht werden können, in deren Hände das Lufteinblasen doch wohl nicht gegeben werden darf, wenn es nicht öfter mehr Schaden als Nutzen bringen soll. Von dem Lufteinblasen durch die Nase, sollte sie wohl immer erst mit warmen Wasser gelind ausgespritzt werden. Das Einblasen des Sauerstoffgass hält auch Rec. für wichtig, und er wundert sich, dass nicht schon im Kap. I. die Art angegeben worden ist, wie man sich auf das leichteste und bequemste zu diesem Zweck damit versehen könne. Sollten die kleinen elektrischen Schläge immer wirklich bis zum Herzen dringen? Wäre es nicht vorsichtiger und besser, die Elektricität Anfangs nur in Strömen durch das Herz zu leiten, und nachher stärkere Schläge zu versuchen? In Rücksicht der Tobacksrauchklystiere ist unser Vf. wohl zu streng; sollte der Tobacksrauch wirklich auch so narkotisch seyn, als der Saft der frischen Pflanze; der Vf. vergleiche nur, was *Hawe* und *Scherf*; (Beyträge zum Archiv etc. B. VI. Samml. II.) zur Rechtfertigung ihres Gebrauchs gesagt haben? Zweckmässig ist die Beschreibung des Rüttelns, welches der Vf. unter den Reizmitteln aufstellt; aber die Anwendung der Elektricität hätte auch umständlicher und näher beschrieben werden sollen; denn er schreibt ja wohl nicht vorzüglich für die, welche wissen, wie die medicinische Elektricität einzurichten sey. *Kap. IV. Behandlungsart der Erstickten.* Unter den Mitteln, die verdorbene Luft zu verbessern, vermisst Rec. das Kalkwasser und bey faulenden thierischen Stoffen das Kohlenpulver. Von den Proben, ob die Luft in einem Keller, einer Grube oder Höle verbessert worden sey, ist nicht eine angeführt. Bey den von Dünsten Erstickten scheint dem Vf. die Kälte da anwendbar, wo die Glieder biegsam bleiben; wo aber eine frühere Steifheit der Glieder eintritt, die mässige Erwärmung. Beym Scheintod vom Wasserstoffgass möchte das Einblasen des Sauerstoffgass wohl etwas bedenklich seyn. *Kap. V. Behandlungsart der Erwürgten und Erhängten.* Ihre Todesart sey meist schlagflussartig. Wenn ihr Bauch platt und eingefallen ist; so solle man von der Brust nach den Unterleib hin; beym Gegentheil aber von diesem nach der Brust hin reiben. *Kap. VI. Ueber die vom Blitze Erschlagenen.* Nach *Reimarus*; jedoch hätte auch das Erdbad nicht so ganz übergangen werden sollen. *Kap. VII. Von den Erfrorenen.* Sollten bey diesen Verunglückten, wenn sie wieder ins Leben zurück gebracht werden können, die Säfte wirklich zu *Eis* erstarrt seyn? Rec. würde doch vor der Anwendung des Schneebads das Rückgrad tüchtig mit der camphorirten flüchtigen Salbe reiben lassen. — *Kap. VIII. Von den Vergifteten.* Mit der Bearbeitung dieses Kapitels ist Rec. am wenigsten zufrieden. Der Vf. scheint keinen bestimmten Plan dabey gehabt zu haben. Denn wollte er nur die ersten und nothwendigsten Rettungsmittel dagegen anzeigen; so hat er seine Grenze sehr oft überschritten; und wollte er mehr thun, sich auf das Detail der individuellen Gifte und der Mittel gegen die verschiedenen Wirkungen derselben einlassen; so hat er viel zu wenig gesagt. Die Arsenikvergiftung ist bloss nach *Hahnemann* behandelt. Vom kupferichten Brandtwein sagt der Vf. nichts. Des Caffee, als Hülfsmittel gegen betäubende Pflanzengifte ist auch nicht gedacht. Der Kirschlorbeer ist nicht einmal genannt, und doch wird gegen das Kartoffelkraut gewarnt! Der Vf. glaubt, es verlohne sich der Mühe, bey einem starken Grad der Bleyvergiftung Versuche mit der innern Anwendung der Vitriolsäure zu machen. Als Entdeckungsmittel der bleyischen Weine empfiehlt der Vf. bloss den Vitriolgeist! Gegen den tollen Hundsbiss ist äusserlich die wässerichte Auflösung des *Lapis causticus* und innerlich die Belladonna, gewiss mit Unrecht, ganz übergangen. Da der Vf. die Vergiftungen in seine Schrift aufnahm, so hätte er planmässiger gehandelt, wenn er auch die andern plötzlichen Lebensgefahren, wenigstens die, welche am meisten vorkommen, oder statt der Vergiftungen, die nicht unter die Rubrik des Scheintodes gehören, die todtscheinenden Neugebornen, die erdrückten Kinder, den Scheintod vom Fall und Sturz, von Verblutungen, von Krankheiten, von Leidenschaften, von der Trunkenheit etc. aufgenommen hätte.

WIEN, b. Camesina: *De febribus periodum habentibus observationes novae.* Edidit *Franc. Schraud* Med. Prof. Pest. 1797. 207 S. 8. (12 gr.)

Den Anfang dieser Schrift machen ziemlich weitläuftige Auszüge aus J. Hunter, Mosely und Sarcone Beschreibungen ähnlicher Krankheiten, die auf ähnliche Art am glücklichsten behandelt wurden. Der Vf. glaubt aus diesen wichtige Schlüsse zur Aufhellung der Theorie von den Wechselfiebern ziehen zu können, hält es aber für Pflicht mit Bekanntmachung des unmittelbar practischen mehr zu eilen. Vor den Krankheitsgeschichten finden sich hier mehrere Bemerkungen, die zum Theil mit dem eigentlichen Gegenstand dieser Schrift in gar keinem Zusammenhange stehen. Um die theuere China entbehren zu können, machte er Versuche mit der *Wohlferley* in Wechselfiebern. Sie scheint mit jener gemein zu haben, dass sie den Brechweinstein zersetzt, oder seine Kraft auf andere Art schwächt; eine Kranke nahm in Verbindung mit der Wohlferley täglich 18 gr. ♀ emet. ohne sichtbare Wirkung, aber auch die Wohlferley vertrug sie in einer Dose von 1 Unze in 1—1½ Tagen. — Eine Beobachtung des Nutzens des *mercur. sublimat. adust.* in mit Scorbut complicirter Lustseuche, wogegen der Vf. es in einer frühern Schrift empfohlen hat. — Ferner einige neue Krankheitsgeschichten

ten, die die antiphlogistische Kraft des *mercur. cinereus* mit Mohnsaft beweisen sollen. Dies möchten sie aber wohl noch nicht vermögen. Denn der eine Kranke war ausgemacht venerisch, und bey der Entzündung des empfindlichen Testikels durch äussere Gewalt ist die schmerzstillende Kraft des Mohnsafts vorzüglich in Anschlag zu bringen; bey dem andern war die Entzündung (in den Lungen) scrophulös und tödtete doch zuletzt noch. Merkwürdig ist aber doch in der zweyten Krankheitsgeschichte, dass dies Mittel bey einer, wie es scheint, doch heftigen Halsentzündung so gute Dienste that. — Ferner einige aus der medicinischen Chronik wieder abgedruckte Beobachtungen des Vf. über die Heilung der Scropheln durch die von Brugnatelli in Crell's Annalen beschriebene preussische Seife und salzsauern Kalk. — Dann folgen 45 sehr gut angestellte und beschriebene Beobachtungen der Wechselfieber fast aller Art. Sie wurden alle glücklich geheilt. (Sollte dem Vf. keines vorgekommen seyn, welches der Kunst widerstand? Unglücklich ablaufende Krankheiten haben oft das grösste Interesse, und verdienen oft eben so sehr eine Beschreibung.) Die Cur geschah nach den Umständen durch Brechmittel, Abführungen aus Rhabarber mit auflöslichem Weinstein, die auch während des Anfalles mit Nutzen gegeben wurden, und hauptsächlich durch dreisten Gebrauch der China und Quassia. Bey Quartanfiebern setzt er der China gewöhnlich Eisenmittel hinzu, theils wegen der grössern Schwäche der Kranken, theils weil Winterl durch chemische Analyse fand, dass ihr Urin eine vorzügliche Menge Eisen abführte. — Bey verdoppelten Tertianfieber scheint ihm das zweyte Fieber von einer Metastase des ersten herzurühren.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Joseph Townsend's Anweisung für angehende Aerzte zu einer vernunftmässigen und nach Cullens Nosologie eingerichteten medicinischen Praxis.* Nebst den neuesten und durch wichtige Fälle erläuterten Heilarten englischer und anderer berühmten Aerzte. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Christian Friedrich Michaelis*, Arzt am Johannishospital zu Leipzig. *Erster Theil.* 1796. 398 S. 8.

Dieses Werk entspricht der Absicht seines Vf., welcher es zu einem Handbuch für angehende Aerzte bestimmte, auf keine Art, und hätte daher nicht übersetzt werden sollen. Der pathologische Theil ist ohne allen Plan und äusserst dürftig bearbeitet, und der practische voll von falschen Vorschlägen, deren Anwendung vielen Kranken zum Verderben gereichen würde. Der Vf. hatte die an sich gute Idee, von einer oder der andern wichtigen Krankheit einen Fall vollständig zu beschreiben, die Heilmittel, die man dabey angewendet hat, anzugeben, und über das Pathologische und Practische des Falls Erläuterungen zu geben. Aber die Krankengeschichten sind nicht vollständig, und den angewendeten Mitteln, so wie überhaupt den Curvorschlägen des Vf., wird ein deutscher Arzt seinen Beyfall nicht geben können. So soll man z. B. beym Typhus immer abführen, dann allemal die Fieberrinde geben, und wenn bey dem Delirium, welches mit dem Typhus verbunden ist, lauwarme Bäder der Schenkel fehlschlagen, so soll man seine Zuflucht zum Wein, Branntwein, Kampfer und Mohnsaft nehmen, die Unreinigkeiten in dem Darmcanal aber vorher durch Jamespulver, *oder durch gewisse Spiesglanzkalche, die nach Umständen alle vier Stunden gegeben werden müssen*, heben. Bey jedem anhaltenden Fieber werden unbedingt ein oder mehrere Brechmittel aufs baldigste zu gebrauchen empfohlen: dann soll man zur Nacht eine Quecksilberpille, und früh Morgens Rhabarber und Sennesblätter geben. Wenn die ersten Wege nicht recht ausgeführt werden, „*so sey der Typhus in der That nicht abzuhalten*, (solche Abführungen, wie sie der Vf. vorschlägt, sind gerade der sicherste Weg um zu bewirken, dass das Fieber in einen Typhus übergeht) *weil das Fieber, welches anfangs den Typhus eines eintägigen Fiebers hält, mit starker Wirksamkeit im Gefässsystem, durch dreytägigen Typhus hindurch geht, und nach dem eilften Tage, wo nicht früher, die Form eines viertägigen Fiebers mit seinen gewöhnlichen Symptomen von Schwäche annehmen kann.*" Diese Proben werden vollkommen hinreichend seyn, um zu zeigen, dass Vf. und Uebersetzer gleichsam gewetteifert zu haben scheinen, an diesem Werke eine schlechte Arbeit zu liefern.

MARBURG, in der neuen akad. Buchh.: *Dissertationum medicarum Marburgensium fasciculus VI.* 1796. 20 Bogen 8.

Enthält: I. *Cph. Ullmann de ossium carie.* 1795. II. *Gfr. Vetter de doloribus ad partum eorumque partitione.* 1795. III. *Jo. Georg Schmidt descriptio machinae gibbositates minuendae atque sanandae.* 1794. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer fehlen bey dem Exemplar des Rec. So viel sich nach der Beschreibung der Maschine zur allmählichen Heilung der Krümmung des Rückgrades nach auswärts urtheilen läfst, scheint sie dem Zwecke zu entsprechen; denn sie drückt nicht auf die Beckenknochen, sie mindert die Schwere und den Druck der obern Theile auf die ausgewichenen Wirbelbeine, und bewirkt, dass diese Beine nach und nach in eine geradere Lage unter einander kommen. Ueberhaupt ist diese Schrift auch deswegen des Aufbewahrens in dieser Sammlung werth, weil die verschiedenen Arten der Krümmung des Rückgrads gut angegeben sind, so wie der Vf. auch die Ursachen und Zufälle dieser Entstellung mit Fleiss entwickelt hat. IV. *H. F. G. Esskuchen de Febre puerperarum.* 1796. Der Vf. stellt die verschiedenen Meynungen der Schriftsteller über die Natur dieses Fiebers auf, und zieht aus denselben das Resultat, dass das Kindbetterinnenfieber bald von Anhäufung des galligen oder fauligen Unrathes in den ersten Wegen, bald von Unterdrückung der Geburtsreinigung, von Zurücktreten der Milch, oder auch von Entzündung der Gebär-

mutter

mutter und der andern Eingeweide des Unterleibes entstehe. V. *Henr. Lud. Busch de haemorrhagiis uteri* 1795.

PAEDAGOGIK.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Pendant zu den Beyträgen zur Beförderung christlicher Tugend und anständiger Sitten auf Schulen und Gymnasien* von *Heinr. Theod. Ludw. Schnorr* (Prediger in Amelunxen.) 1797. 150 S. 8. (8 gr.)

Der sonderbare und pleonastische Titel passt nicht auf den Inhalt: denn er hat gar keine nähere Beziehung auf junge Leute auf Schulen und Gymnasien, sondern das Büchlein enthält einzelne, ohne alle Ordnung und innern Zusammenhang vorgetragene Klugheitslehren für angehende Studenten. Zur Beförderung wahrer Moralität oder, welches einerley ist, christlicher Tugend, sagt der Vf. eigentlich gar nichts. Er geht gleich im ersten Briefe von dem Satze aus: „der Wunsch eines jeden Menschen geht dahin, von „andern bemerkt, geschätzt, geliebt und gesucht zu „werden. Nur kommt es darauf an (sagt er zu seinem „Schüler S. 2.) dass ihre *Eigenliebe* vernünftig und „auf die rechten Gegenstände geleitet wird, dies ist „es, wohin ich mich nach allen Kräften bestreben wer„de. Dies ist das Ziel *aller* meiner Hoffnungen und „Wünsche für sie." Nach einer sogenannten Uebersicht des Ganzen, oder vielmehr vorläufigen Herzählung der nachher erweiterten Gedanken, kommen nun in den folgenden Briefen verschiedene Rathschläge über das Studiren, über die zu grosse Aengstlichkeit, über guten Ruf, über Freunde, über Verführung, Wollust u. d. gl. zum Theil so ins Allgemeine hin und so höchst unbestimmt ausgedrückt, dass der Berathene, nachdem er sie vernommen hat, sich gerade eben so klug finden wird wie vorher. Man höre z. B. die Lehren, die er seinem Schüler, als jungen Theologen, giebt: (S. 25.) „Studiren Sie die *mög„lichst klareste* (!!) Philosophie; die Ihnen zu Ihrem „Fortschreiten im Denken am beförderlichsten ist. Ich „nenne Ihnen hier keine, um mit keiner Partey in „Verwickelung zu gerathen, Finden Sie in der jetzi„gen Kantischen Philosophie eine höhere Klarheit, als „in *den übrigen*; so wählen Sie diese. Sollten Sie „aber nicht das darin finden, *was Sie wünschen*; so „abstrahiren Sie davon. Sie werden ohne dieselbe in „Ihrem der einstigen Fache ein brauchbarer Mann seyn „und werden. Aber vor allen Dingen müssen Sie die „philosophischen Wissenschaften (?) nicht aus den Au„gen verlieren etc. *Verbinden* Sie damit das Studium „einer *reinen* (?) — nicht überspannten Moral, immer „mit Anwendung auf sich selbst, wie Sie ein guter, „redlicher und vortrefflicher Mann *an* Ihrem Herzen „werden wollen; so werden Sie auch gewiss einst gu„te Menschen bilden in jedem Verhältnisse — und „dann (und dann!!) hören Sie die Dogmatik. Ver„gessen Sie aber auch nicht die Krankheitenlehre (Pa„thologie) zu studiren etc. Nie ruhen Sie, bis Sie „den *wahren* Sinn eines jeden Satzes heraus haben. etc. „Halten Sie *alle* Ursachen mit ihren Wirkungen zusam„men — dies bestimme Ihre *Handelsweise*." — Von der Art ist auch das Uebrige. Alles hauptsächlich nur von der Seite angesehen, wo es Ehre, Nutzen und Vergnügen bringt, und vor den Ausschweifungen nur gewarnt durch aufs höchste getriebne Schilderung der unglücklichen Folgen, die doch bey so manchen Ausschweifenden gar nicht eintreten, ohne dass dadurch seinen Handlungen das Mindeste von ihrer Schändlichkeit genommen wird. Wer überhaupt den Unterschied zwischen einer von festen Principien ausgehenden Belehrung über moralische Verpflichtungen (die freylich dem jungen Akademiker nöthig genug ist) und einer Rhapsodie von Rathgebungen, um zu gewissen Wünschen zu gelangen, recht lebhaft fühlen will, der mag dieses Büchlein lesen. Auch die Sprache hat dieser Mentor nicht in seiner Gewalt, er drückt sich nicht allein oft sehr verworren und unbestimmt aus, sondern er verwechselt auch *Für* und *Vor*, *Sie* und *Ihnen*, *denen* und *deren* u. d. gl. Jeder Brief hebt an und schliesst mit einem Motto aus einem alten Schriftsteller, und angehängt ist noch: *Geist des Epictet*, ein Auszug aus dem Enchiridion, worin der Vf. wenigstens zeigt, er sey ein besserer Uebersetzer als Autor. Dass übrigens alles recht gut gemeynt sey; daran ist kein Zweifel.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Felsecker: *Leitfaden beym Unterrichte in der Naturgeschichte.* Für Bürgerschulen bestimmt von *Johann Ferdinand Schlez.* 1797. 116 S. 8. (8 gr.) Dieser Leitfaden ist, wie auch schon auf dem Titelblatt gemeldet wird, aus Lorenz Richards Unterhaltungen über den Kinderfreund des Hn. von Rochow abgedruckt und zunächst für Landschullehrer bestimmt, die noch keine systematische Kenntniss der Naturgeschichte haben. Der Herausgeber suchte die Fächer so zu ordnen, dass ihre systematische Eintheilung auch allenfalls dem Landvolk begreiflich zu machen wäre; in der Ueberzeugung, dass ein solcher Umriss sehr vielen Stoff zur Schärfung des beym Volke so sehr verwahrloseten Vergleichungs- und Unterscheidungs-Vermögens darbiete. Alles wird, wie gewöhnlich bey Lehrbüchern dieser Art, auf die Geschicklichkeit des Lehrers ankommen, dem zwar die allgemeinen Einleitungen, welche in möglichster Kürze sehr Vieles enthalten, Anleitung genug zu nützlichen Unterhaltungen geben werden, der aber doch auch schon eine nähere Kenntniss der einzelnen Gattungen und Arten haben muss, um diese den Lehrlingen kenntlich und das Allgemeine an ihnen anschaulich zu machen

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. December 1797.

TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Decker: *Handbuch der Land-Bau-Kunst, vorzüglich in Rücksicht auf die Construction der Wohn- und Wirthschafts-Gebäude für angehende Cameral-Baumeister und Oekonomen*, von D. *Gilly*, kön. geh. Oberbaurath. *Erster Theil.* Mit Kupfern. 1797. 297 S. in 4. mit einer saubern schwarzen Titelvignette.

Bey allem Reichthum an Schriften, welche entweder im allgemeinen fürs Ganze, oder für einzelne Gegenstände der Landbaukunst besonders verfasst worden sind, fehlet es uns Deutschen doch noch an einem Werke über diese zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft ganz unentbehrliche Kunst, welches dem angehenden Baumeister zu einem hinreichenden Unterricht und dem Landwirthe und Cameralisten zu einem vollständigen und alles das, was er zu wissen wünschen mag, umfassenden Handbuch dienen könnte. Ein solches Werk kann aber freylich nur die Frucht einer mehrere Jahre nach einander fortgesetzten Arbeit eines Mannes seyn, der mit ausgebreiteten praktischen und selbst Handwerkskenntnissen und einer richtigen Beurtheilungskraft begabt, Muse genug zu einer viel umfassenden Lectüre hat, und die Kunst versteht, bestimmt und ordentlich die Vorschriften zur Anordnung und Errichtung eines jeden Baustückes mitzutheilen. Seltene Kenntnisse, seltene Gaben, seltene Musse, und noch seltenere Vereinigung dieser drey Erfodernisse in einem Subjecte! Daher sind die Wünsche des Publicums nach einem vollkommenen Handbuche über das Bauwesen noch immer unbefriedigt geblieben. Insonderheit vermisset man in den meisten bisherigen Anweisungen und Lehrbüchern der Baukunst so genaue Beschreibungen von der Construction der mancherley Baustücke, dass man nach denselben auch solche Handwerksleute, die dergleichen Arbeit noch nie verfertigt haben, anweisen, und zur Verfertigung derselben anstellen könne. Wer daher solche Beschreibungen und Vorschriften liefert, kann auf den Dank der Baulustigen rechnen, und erwirbt sich um die Vervollkommnung des Bauwesens selbst ein namhaftes Verdienst.

Von diesen Gedanken scheint Hr. G. beseelt zu seyn, so dass sie ihn zu einem Versuche veranlasset haben, durch Ausarbeitung des vorliegenden Werkes jenem Mangel in der Literatur der Baukunst abzuhelfen. Dem ersten Theile gebührt unstreitig das Lob der Ordnung, der Deutlichkeit und Bestimmtheit, und bis auf einige Ausnahmen auch der Vollständigkeit. Rec. hat ihn nicht allein selbst mit Vergnügen und in einigen Stücken mit neuer Belehrung gelesen, sondern glaubt ihn auch allen Anfängern in der Baukunst und den Cameralisten mit vollem Rechte empfehlen zu können. Zwar umfasset das Werk nicht alle Gegenstände der Landbaukunst, weil nur vornehmlich das, was die Construction der Wohn- und Wirthschaftsgebäude betrifft, darin abgehandelt, keinesweges aber ein vollständiges Handbuch der gesammten Landbaukunst dadurch entbehrlich gemacht werden soll. Indess ist die Verfertigung eines solchen durch dieses Buch um vieles erleichtert worden.

In der Einleitung wird das, was zu den allgemeinen Eigenschaften eines Gebäudes gehört, bemerkt, und ein beurtheilendes Verzeichniss der bisher erschienenen Schriften über die Gegenstände des landwirthschaftlichen Bauens gegeben. Der *erste* Abschnitt handelt die *Baumaterialien* ab, sowohl in ihrem rohen, als in dem ihnen durch künstliche Mittel zu gebenden Zustande. Dabey wird stets Rücksicht auf die bey Verfertigung der Bauanschläge zu bestimmende Quantität jeder Art der Materialien genommen, z. B. wie Kalksteine verkauft werden und wieviel zu einer gewissen Quantität Mauerwerkes erfoderlich sind, von dem Maasse und der Anfuhre der Feldsteine, u. s. w. Es wird das Spalten der Feldsteine mit eisernen Keilen, und wie von den gespalteten Stücken kleine Feldbrücken zu erbauen sind, gelehrt; auch wird ein Wagen zum leichten Auf- und Abladen dieser Steine beschrieben. Bey den Sandsteinen vermisst man die genaue Beschreibung der Art, sie in Platten und Stücken von beliebiger Form zu zerschneiden und zu behauen. Besonders umständlich und deutlich ist der Unterricht über die Verfertigung der Luftsteine, Lehmpatzen und der gestampften Lehmmauern; hienächst die Anweisung gute gebrannte Steine zu bereiten. Beyläufig wird erwähnt, dass man in einer nahe bey Berlin befindlichen Ziegeley den Wassermangel sich dadurch ersetzet hat, dass die breite Trockenscheune der Länge nach mit dreyfachen Dächern versehen ist, zwischen denen hölzerne Rinnen das auf die Dächer fallende Regenwasser in grosse untergestellte Kufen leiten. Die Feldziegelöfen werden als sehr nützlich empfohlen, und ihre Errichtung mit Hülfe deutlicher Zeichnungen gelehrt. Glasurte Dachsteine zu verfertigen werden mehrere Vorschriften ertheilt; auch die gemeinen Dachsteine mit einem der Witterung widerstehenden Ueberzuge zu bestreichen. Statt des zu bereitenden feinen Ziegenmehls, wozu ein besonderes Puch- und Siebewerk gehört, wenn die Arbeit im Grossen nicht zu langweilig und kostbar werden soll,

kann man, wie Rec. aus eigenen Versuchen weiss, wohlfeiler und gewiss eben so dauerhaft, diesen Ueberzug aus fein gesiebtem Sande mit ungelöschtem Kalke, beides mit Firniss flüssig gemacht, bewerkstelligen. Bey dem Bauholze kömmt eine brauchbare Tafel zur Bestimmung der zu jeder Art von Thor- und Thürflügeln und von Fensterrahmen erfoderlichen Breter vor, ingleichen ein Schema zur Nachweisung des bey einem Bau nöthigen Bauholzes. Es wird angerathen, die Baustämme entweder rund auf die Baustelle anzufahren, oder sie sogleich in dem Walde völlig rein zu behauen. Die Werkzeuge zu dieser Arbeit und die Vorschriften dazu sind nicht angezeigt worden; vielleicht geschieht es noch in dem zweyten Theile. So fehlet auch die Beschreibung des Mechanismus und der dabey anzubringenden Vortheile beym Zersägen der Holzstämme in Kreuzholz, Bohlen und Breter. Die Zubereitung des Kalkes und Mörtels wird gründlich und ausführlich vorgetragen. Auch hier ist eine zur Verfertigung der Bauanschläge brauchbare Tafel geliefert worden. Nur vermisst man die hiebey höchst nöthige Bemerkung, welche die Praxis jedem lehret, dass die Bauherrn sich nicht wundern müssen, wenn die veranschlagte Menge Kalkes nicht zureichet, weil es unmöglich ist, bey Fertigung des Anschlages zu wissen, ob die Kalktonnen alle ihr gehöriges Maass halten, ob der Kalk durchaus gleichförmig aufquellen werde, ob die Maurer stets die vorausgesetzte Menge Sand zu mischen und die Kalkfugen und den Kalkbewurf nicht dicker machen werden als bey dem Anschlage vorausgesetzt wird. Bey dem Gypse hätte wohl die Fertigung des künstlichen Gypsmarmors gelehrt werden können, so wie auch die Verfertigung der Gypsestriche, weil beide Gypsfabricate in Gegenden, wo dieses Material wohlfeil ist, sich häufig und nützlich gebrauchen lassen. Das Eisen und die daraus zu verfertigenden Baufabricate werden gleichfalls umständlich und gut abgehandelt. Bey den Nägeln wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, wenn die benannten verschiedenen Sorten auf einer Kupfertafel wären abgebildet worden.

Der *zweyte* Abschnitt handelt *von dem Grund und Boden, in Rücksicht auf die darauf aufzuführenden Gebäude.* Es werden sowohl die gewöhnlichen Erdbohrer, als auch ein Sandbohrer, um die Mächtigkeit der Sandlagen zu erforschen, beschrieben, abgebildet und ihr Gebrauch gelehrt; alsdann, ausser den Bemerkungen über die Beurtheilung der Festigkeit der Erdschichten und über die auszuwerfenden Grundgräben, die Bohlenroste und Pfahlroste beschrieben; aber freylich nur kurz, nicht umständlich und lehrreich genug, wie doch dem Zwecke dieses Buches gemäss gewesen wäre. Das blosse Verweisen auf andere Bücher, in denen eine Materie vollständiger abgehandelt ist, kann bey einem Handbuche nicht nachgesehen werden.

Der *dritte* Abschnitt begreift *die Construction der Grund- oder Fundamentmauern, die Keller, Souterrains und deren Ueberwölbung.* Zuerst von der Stärke der Fundamente hölzerner Gebäude. Dann Bestimmung der obern Breite der Fundamente, deren Höhe über der Erde, deren Unterbreite, deren Tiefe in der Erde. Sehr ausführlich werden alle die Fälle auseinander gesetzt, wann bey nicht hoch über der Erde hervorragenden Grundmauern Fenster in den Souterrains anzubringen sind. Allgemeine Regeln zur Aufführung der Grundmauern. Beschreibung eines sehr schwierigen Falles, wo der feste Baugrund einer schrägen Fläche von 7 bis 20 Fuss unter dem Strassenpflaster abfiel, und aus einem nahen Canal stets Grundwasser von 1 bis 13 Fuss Höhe hinzuquoll; dabey werden die gebrauchten Hülfsmittel angegeben. Von den Gewölben ist keine Theorie oder mathematische Formel vorgetragen, die hier auch zweckwidrig gewesen seyn würde, sondern es sind bloss praktische Regeln zu deren Erbauung gegeben. Offenbar aber sind S. 209 die Dicken der Gewölbe, welche der Erfahrung und Theorie zugleich entsprechen sollen, zu gross angegeben. Man kann täglich viel schwächere Gewölbe über viel grössere Weiten sehen, welche bereits Jahrhunderte lang nicht bloss sich selbst, sondern auch aufgebürdete Lasten getragen haben, ohne auch nur einen Riss zu haben oder verdruckt zu seyn. Aber ganz richtig ist die Bemerkung, dass die nach Zollen angegebene Gewölbdicke in der Praxis meistens unnutz, und nur dann brauchbar ist, wenn sie mit den gewöhnlichen Steindicken übereintrifft. Von der Anlage der Keller und Souterrains, von deren Ueberwölbung. Umständliche Beschreibung der Tonnen- oder Kufengewölbe. Construction der Kappengewölbe, besonders ausführlich, da dergleichen zu Wirthschaftskellern unleugbar die besten sind. Construction der Kreuzgewölbe. Alles mit den deutlichsten Zeichnungen erläutert. Zuletzt von Anbringung eines Kellereinganges.

Der *vierte* Abschnitt handelt *von den Mauern und Wänden der Gebäude.* Zuerst wird aus Hn. *Zieglers* Preisschrift über die Ursachen der Festigkeit alter römischer und gothischer Gebäude ausgezogen, was sich im allgemeinen für die Dauer unserer heutigen Mauerwerke sagen lässt; alles sehr lesenswerth und von unsern jungen Baumeistern und Maurern wohl zu beherzigen. Dann allgemeine Regeln zum Verbande der Steine. Vom Blockverbande. Vom Kreuzverbande. Vom Verzahnen und Abtreppen. Vom Schornsteinverbande. Vom polnischen Verbande. Wiederum alles sehr deutlich beschrieben und durch gute Zeichnungen versinnlicht. Hierauf wird alles, worauf bey der Höhe, Dicke und Haltbarkeit sowohl der Haupt- als der Scheidemauern zu sehen ist, umständlich entwickelt, die Anbringung und Construction der mancherley Fenster- und Thüröffnungen gelehrt, und was bey Anlage der Feuerungen zu bedenken und zu beobachten, ingleichen wie sie aufgeführt werden müssen, sorgfältig und musterhaft angezeigt. Eben so ist die Anweisung zu den Gesimsen und deren Construction, beschaffen. Sodann vom Abputzen der Mauern, von den Lehmmauern, von den Feldsteinmauern, und von den hölzernen Wänden. Den Beschluss machen einige Zusätze zu dem in dem Werke selbst

selbst abgehandelten Gegenständen, welche Kenntnisse betreffen, die der um die Vollkommenheit seines Buches ernstlich bemühte Vf. bey dem Abdrucke derselben noch hinzuzufügen für nöthig erachtete.

Auch das Aeussere dieses Buches empfiehlt sich: Auf Schreibpapier ist der Text mit schönen deutschen Lettern gedruckt, und die wohlgestochenen Kupfer reizen durch die Farben, mit denen sie illuminirt sind, das Auge. Nur bey einigen sind zu grelle Farben gebraucht worden. Möge dem viel beschäftigten Vf. bald die nöthige Musse zur Vollendung des zweyten Theiles werden!

KINDERSCHRIFTEN.

1) ERFURT, b. Vollmer: *Neue kleine Kinderbibliothek* Als Fortsetzung der Campischen, herausgegeben von *Joh. Gottl. Tolkemit.* 1796. 248 S. 8.

2) BREMEN, b. Wilmans: *Neue, unterhaltende und lehrreiche Geschichten für Kinder.* Der Tugend und Sittsamkeit liebenden Jugend gewidmet und gesammelt von *L. J. Snell.* 1796. 214 S. kl. 8.

Schon in dem Titel des unter Nr. 1 angezeigten Buchs liegt eine bedenkliche Zweydeutigkeit: denn, man weiss nicht, ob sich das Beywort *klein* auf die Bibliothek oder auf die Kinder beziehen soll. Im ersten Falle ist nicht abzusehen, warum eine Bibliothek, die, wie die Campische, zu zwölf oder noch mehrern Bänden anwächst, eben klein genannt wird: Im zweyten Falle sagt der Titel eine offenbare Unwahrheit: denn, der Inhalt dieser sowohl als der Campischen Kinderbibliothek ist für *kleine* Kinder schlechterdings unbrauchbar. Rec. kann sich daher nicht enthalten, solche Sammlungen mit den Buden der Kramer zu vergleichen, die durch das bunte Ansehen ihrer ausgebotenen Waaren Käufer aller Art anzulocken suchen und, wenn das Gekaufte nur einmal bezahlt ist, sich weiter nicht darum kümmern, ob die Käufer es brauchen können oder nicht. Hier ist nicht die Frage vom Werthe der gegebenen Stücke an sich, sondern lediglich: ob sie irgend einem Bedürfnisse der Kinder angemessen sind? und dieses kann Rec. nur den wenigsten der in der Kinderbibliothek enthaltenen Stücke zugestehen. Zwar den Zweck, der durch eine solche Sammlung erreicht werden soll, hat Hr. *Tolkemit,* (der sich am Schlusse der Vorrede, des Predigtamts Kandidat in Elbing nennt,) in eben dieser Vorrede wohl richtig angegeben, nämlich: „nützliche und „angenehme Unterhaltung für Kinder, Bildung ihres „Geschmacks. Vorbereitung auf künftige Lectüre, „Schärfung der moralischen Urtheilskraft und Er„weckung zu sittlichen Gesinnungen und Handlun„gen." — Wenn er nur auch diesem Zwecke entsprechende Mittel gewählt hätte! Was Kindern nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren soll; das müssen sie doch wohl vor allen Dingen verstehen. Aber, Verse, wie hier in dem *Neujahrsliede* S. 6

Ein fröhlich Jahr dem Fürsten, der der Stimme
des innern Gottes horcht
Und seine Majestät vom Heil des Volkes,
nicht von der Krone borgt;

wie das Gedicht: *Der Werth eines reinen Herzens,* der *Hymnus auf den Friedensschluss zwischen Preussen und Frankreich;* Vorlesungen, wie die *Gedanken und Empfindungen am Vorabende des Neuen Jahres* und mehrere solche Betrachtungen, verstehen Kinder nicht, die Kinderschriftsteller mögen sagen, was sie wollen. Auch die meisten hier gegebenen Erzählungen setzen bey dem, der sie verstehen und brauchen soll, schon viel historische Kenntniss und sehr geübte Urtheilskraft voraus. Welcher junge Mensch diese wirklich besitzt, der bedarf keiner kleinen Kinderbibliotheken; und wem sie noch fehlen, dem nützt auch solche Leserey Nichts. — Um die Bildung des Geschmacks zu befördern, sollte wenigstens die Sprache richtig, der Ausdruck gewählt und die Schreibart correct seyn. Aber hier wetteifern Druckfehler mit Sprachfehlern, unrichtigen Ausdrücken und verworrenen Perioden. Z. B. alle Leute wurden ihm *feind;* der *ernste* Jüngling: *Feind* und *Ernst* sind keine adjectiven Wörter: Mit *tiefdenkender* Mine; seine Blätter so *schatticht:* Wie kann eine *Mine tief denken?* und wie können Blätter *schattig* seyn? — Diesen Schläcker ward der Officier ansichtig; das halb offen *stund:* und nun, die gedehnten Mährchen, wie *die Rose ohne Dornen,* und *der Zarewitsch Fewai:* und Verse, wie folgende: S. 2:

Ich war allein ich schlief noch nicht,
Mit einmal hört ichs schreyn,
Willkommen holdes Töchterlein
Willkommen Mäglein (kleiner Magen?) klein!
Das kleine Mäglein, das warst du,
Du warst so klein, so klein,
Und konntest weder gehn noch stehn,
Und konntest nichts als schreyn.

Ferner S. 13.

Es ist das Band, das ich dir bring,
Gestreift so rosenroth:
Das macht das Herz, das dir es weiht,
Das liebt dich bis in Tod.

Welch ein Zusammenhang! Weil das Herz dich bis in den Tod liebt, ist das Band so rosenroth gestreift. Einige Strophen weiter ist vom Himmel die Rede:

Nun ja, es mag recht schön da seyn,
Ich möcht auch wol'n mal mit,
Und, wenn du hinreisst Mütterchen,
So nimm mich mit, ich bitt'.

Sollen diese etwa Muster des guten Geschmacks seyn? S. . fängt sich ein Stück aus *Büschings* Lebensgeschichte mit folgender Periode an: „Als der O. C. R. „Büsching *auf seiner* zwoten *Reise* von St. Petersburg, „die er bis Riga zu Wasser that, aus dem Dorfe Sasse„nitz *diese Reise* zu Lande fortsetzte, kamen die red„lichen Leute, bey welchen er über Nacht geblieben „war, da *sie* noch keinen weiten Weg fortgesetzt hat-

 ten,

„ten, hinter den Reisenden her gelaufen und schrieen, „dass sie still halten möchten." — Kann man wohl etwas verworreneres lesen? Uebrigens ist die Ueberschrift dieses Stücks verführerisch: „*Uneigennützige* „*Rechtschaffenheit*" als ob's auch eine eigennützige Rechtschaffenheit gäbe! Die Ueberschrift sollte vielmehr heissen: Seltenes Beyspiel einfältiger Leute, die nicht stehlen, wenn sie gleich Gelegenheit haben es ungestraft zu thun. Auch gegen andere Stellen kann die Moral gegründete Einwendungen machen. Soll es wohl zu Erweckung sittlich guter Gesinnungen dienen, wenn die Frau Pathe die Kinder auffodert sich ihrer guten Thaten zu rühmen und sie mit flimmerndem Spielwerke zu belohnen verspricht? — oder, wenn die Kinder S. 16 lesen:

„Dass Niemand doch den Keim der Früchte,
Wie dieser Knabe that, vernichte!
Ihr raschen Jünglinge, zurück!
Verscherzt durch frühe Lust nicht eures Alters Glück"

Soll man ihnen die Tendenz dieser Moral klar machen; so periclitirt ihre Unschuld: oder, soll ihnen der Erklärende ein *Quid pro Quo* geben: so wird der Verstand irre geführt. Kurz, die Stücke mögen aus den *Handzeichnungen nach der Natur* genommen, oder vom Vf. des *Pachter Martin u. s. w.* entlehnt, oder von *J. K. M. d. R. a. R.* verfasst seyn: für deutsche Kinder taugen sie nicht.

In der Vorrede zu dieser kl. K. B. sagt der Herausgeber: „Zur Uebung der moralischen Urtheilskraft „und zu Beförderung einer reinsittlichen Gesinnungs- „und Handlungsweise, wäre es wohl, wie ich glau- „be, am besten, wenn man eine Sammlung von Er- „zählungen solcher Handlungen veranstaltete, die völ- „lig wahr sind, in welchen gute und böse Handlun- „gen ohne Rücksicht auf ihre Folgen erzählt und zwar „so erzählt würden," (also, gute und böse *Handlungen* sollen in den Handlungen erzählt werden,) „dass „das Kind aus dem Tone der Erzählung nicht wissen „könnte, ob es die erzählten Handlungen tadeln oder „billigen sollte. Das müste seinem Nachdenken über- „lassen bleiben, u. s. w." — Die erste dieser Foderungen hat Hr. *Snell* in No. 2 geleistet; wenigstens rechnet er es seinen Erzählungen als besonderes Verdienst an, dass sie *wahr* seyn: nicht aber die zweyte: denn er bemüht sich, seinen Geschichten allen moralischen Saft auszupressen und seinen Lesern maulrecht vorzusetzen. Die gegebenen Erzählungen sind überschrieben: 1) Prinz Iwan. 2) Das verlohrene Kind zu Grumbach. 3) Ungesalzene und dabey gefährliche Spässe. 4) Gefahr der muthwilligen Ausgelassenheit. 5) Joseph II. 6) Völlerey. 7) Ein Mörder der sich selbst bestraft. 8) Spukgeschichte. 9) Zur Vorsicht beym Scherze. 10) Ehrlichkeit bey grosser Armuth. 11) Düval. 12) Vaillant, aus dessen Reisen in's innere Afrika. Auch diese verlangen schon ziemlich gelehrte Kinder. Der Erzählungston ist indessen gut genug; aber die Sprache sollte mehr berichtiget seyn: denn, der affectirte Purismus, nach welchem die Insecten *Kerbthiere* heissen, entschädiget den Leser nicht für die Sprachfehler, wenn Hr. *S. für* mit dem Dative braucht, aus Rüssel *Riesel* macht, u. dgl.

Berlin, b. Felisch: *La Morale enseignée par l'exemple* ouvrage composé pour l'instruction de la jeunesse par *C. Z.* Avec 20 figures. 1796. 141 S. 8.

Nach den Worten S. 128: *Suite à la page* 36 *du Mscrt. allemand* scheint das Werkchen aus einer deutschen Handschrift übersetzt zu seyn. Folgende nützliche Lehren sind darin durch Beyspiele versinnlicht: Man muss sich früh an nützliche Beschäftigung gewöhnen; man vermeide gefährliche Vergnügungen; man muss bey Pferden vorsichtig seyn; Kinder müssen nicht mit Gewehr spielen; nach Erhitzung muss man nicht kalt trinken und sich überhaupt vor Erkältung hüten; Leckerey ist der Gesundheit nachtheilig; man muss keine Thiere martern; es ist schädlich Jemanden zu erschrecken; es ist unartig sich über Naturfehler aufzuhalten; Gefahren des Starrsinns; Unhöflichkeit und Plumpheit macht uns andern unerträglich; mit einem guten Herzen gewinnt man Jedermanns Liebe und Freundschaft; kindliche Liebe bleibt nicht unbelohnt; erst nach der Arbeit muss man sich vergnügen; Jedermann hasst die Leute, welche vom Geiste des Widerspruchs und der Zanksucht besessen sind; man kann nicht vorsichtig genug mit Feuer und Licht seyn; die Wohlthätigkeit ist sehr liebenswürdig, zumal, wenn man sie in jüngern Jahren übt; man muss auf die weisen Rathschläge derjenigen hören, die mehr Erfahrung als wir haben; wer sich früh zur Ordnung gewöhnt, behält diese Gewohnheit immer bey. Thorheiten sehen und daran Theil nehmen, sind sehr verschiedene Dinge. — Aus diesem Inhalt ergiebt sich die Kritik des Büchleins von selbst, dass es nämlich keine Moral, wohl aber eine Klugheitslehre und eine Anweisung zu mancherley guten Sitten ist, wozu es mit Nutzen wird gebraucht und von jungen Leuten gelesen werden können. Eine Nachschrift lässt eine Fortsetzung erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Frankfurt u. Leipzig: *Medicinische Damentoilette oder Vorschriften und Recepte der Kunst die Schönheit zu erhalten.* Den Damen und ihren Leibärzten und Leibchirurgen gewidmet von einem praktischen Arzte, 1796. 74 S. 8. Es mag auf den Damentoiletten wohl manches liegen, was seinen Platz besser in einem Kehrichtwinkel hätte, und darunter müssten wir auch diese Brochüre rechnen, wenn es uns je begegnen sollte, sie auf einer Toilette zu finden. Wenn die Leibärzte und Leibchirurgen der Damen ja eines Rathgebers bedürfen: so haben sie ihren *Zwierlein*, und die Zudringlichkeit des Vf. ist wahrhaftig durchaus überflüssig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. December 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Bamberg, in d. Lachmüllerschen Kunst- und Buchh.: *Versuch einer statistischen Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts Bamberg.* Von *F. A. Schneidawind.* 1797. Erste Abtheil. 303 S. Zweyte Abtheil. 160 S. gr. 8.

Durch diese Schrift erhalten wir abermals einen dankenswerthen Beytrag zur statistischen Kenntniss des Hochstifts Bamberg. Der Vf., dessen Beobachtungsgeist bereits aus ähnlichen Aufsätzen bekannt ist, hatte von seinem Vaterlande eine kurze, und nur vier Bogen starke, Skizze in dem, vom Hn. v. Rosenberg 1795 herausgegebenen, *Fränkischen Addressbuch*, eingerückt, und der Beyfall, womit man selbige aufnahm, munterte ihn auf, jene kleine Schrift von Neuem zu bearbeiten und ihr, durch beträchtliche Erweiterungen, eine weit grössere Vollständigkeit zu verschaffen. Wer in diesem Fache gearbeitet hat, (sagt die Vorrede) und wer weiss, wie schwer es hält, bestimmte, in richtigen Zahlen bestehende, statistische Angaben oft gerade von seiner Heimath zu erhalten, der wird die Ursache des Mangelhaften den Umständen, aber nicht dem gutem Willen des Vf. beymessen.

Das Buch selbst zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die *Erste* die statistische Beschreibung des Hochstiftes Bamberg in *vierzehn Abschnitten* in sich fasset. Den Anfang machen einige Nachrichten von den Bamberger Grenzen und Specialkarten. Da letztere sehr fehlerhaft sind, so unternahm Hr. Prof. *Roppelt*, der bekannte Vf. des musterhaften Entwurfs eines wohl eingerichteten Urbariums, die verdienstliche Arbeit, eine richtige und vollständige Karte von diesem Lande zu verfertigen und dem fürstlichen Kabinette vorzulegen. Sie beruhet auf Ausmessung verschiedener Aemter; und ist einer öffentlichen Bekanntmachung würdig. — Bamberg ist kein geschlossenes Territorium, und es ist also schwer, den Flächeninhalt, den Höck in seinen statistischen Tabellen auf 65 Quadrat Meilen angiebt, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen. — Die Bevölkerung beläuft sich gewiss, wenigstens auf 195,000 Menschen. Um die Nachtheile einer übertriebenen Volksmenge zu entfernen, und besonders den grosen Zufluss von aussen zu hemmen, hat man im Hochstifte manche Verfügungen getroffen. Dagegen gehören zu den auf die Erhaltung der Staatsbürger auf der andern Seite abzweckenden Einrichtungen die *Hebammenschule*, mehrere *Waisenhäuser*, das, in der Residenzstadt angelegte allgemeine *Krankenhaus*, worinne auch, nach Huflands Vorschrift, ein *Todtenhaus* — das Erste in Franken — errichtet wurde, das Institut für *kranke Handwerksgesellen*, und das für *kranke Dienstboten*. Im J. 1794 wurden in diesem Zufluchtsorte der leidenden Menschheit 620 Kranke verpflegt, von welchen nur 20 starben. Kranke, die an langwierigen und unheilbaren Krankheiten darnieder liegen, sind zwar von der Verpflegung in diesem Hause ausgeschlossen; sie werden aber von der Armen-Commission durch Arzneyen und Verköstigung unentgeldlich unterstützt. Der verstorbene Fürst Franz Ludewig schaffte auch gleich beym Antritt seiner Regierung die Tortur ab, und durch die Bemühung des Geh. Raths Pflaum wurde überhaupt die Bambergische Criminalgesetzgebung von aller unphilosophischen Barbarey gereinigt. — Das Hochstift ist in siebzehn Ober- und vier und dreyssig Vogteyämter eingetheilt, und zählet neunzehn Städte, neunzehn Marktflecken und mehr als zwölfhundert Dörfer. Unter der Rubrik: *Fruchtbarkeit*, giebt Hr. S. von dem Getreide, Hopfen-, Obst-, Gemüse-, Weinbau und andern Producten zum Theil ausführliche Nachrichten. Bamberg ist ein Bierland und in der Stadt Vorchheim werden jährlich bey 12—15000 Eymer Bier gebrauet. (Rec. fügt noch hinzu, dass das Brauwesen in der Stadt Bamberg eine Hauptnahrungsquelle ausmache, und dass bey 60 Brauer jährlich über 25,000 Eymer Bier liefern.) Da dieses Gewerbe viel Gerste und Hopfen erfodert, und beides zeither vom Auslande bezogen wurde, so fängt man jetzt an, den Gersten- und Hopfenbau thätiger als vormals zu betreiben. Aber dennoch kommen noch häufig mit Gerste beladene Schiffe aus dem Würzburgischen nach Bamberg. Das Einbringen des Böhmischen Hopfens beruhet meistens auf dem Vorurtheil, dass derselbe zu Lagerbieren gebraucht werden müsse. Der Bambergische Hopfen leistet aber die nämlichen Dienste und es geschieht sehr oft, dass fremde Hopfenhändler selbigen aufkaufen und ihn für Böhmischen wieder einbringen. —

Das Hochstift zählet 34 Forstämter, deren Wichtigkeit daraus erhellet, dass jährlich über 100000 Gülden Forstertrag in die Kammercasse fliesset. Um die Cultur der Forste zu befördern, muss jeder Revierjäger alle Arten des Holzsaamens aufsammlen, und auf den vorhandenen Maschinen zubereiten. — In der Gegend von Stadtsteinach hat man ein Moos entdeckt, welches dem *Isländischen* in seinen Wirkungen gleich kommt. — Blühend ist der Gemüsbau um Bamberg, und die Anzahl der dasigen Gärtner bestand 1787 in 386 Meistern. Durch häufiges Düngen und fleissiges

Bearbeiten zwingt der Gärtner den Boden 4 auch 6 (??) Gemüsarten das Jahr über zutragen. Zu ihrer Pflege gehöret der Süsholzbau, wovon jährlich 150 Centner ins Ausland verführet werden. Auch wächst in einigen Berggegenden Saffran, der aber nicht cultivirt wird. Der Weinbau ist nicht beträchtlich und in manchen Districten hat man ihn eingehen lassen. Hr. *S.* bringt dabey in Vorschlag, dass die Polizey das häufige, und der Gesundheit so schädliche, Mosttrinken untersagen und auf Anlegung mehrerer Weinessigsiedereyen bedacht nehmen möchte. *Viehzucht, Wieswachs, Anbau der Futterkräuter* befinden sich in blühendem Zustande, wie wohl erstere durch die bösartige Viehseuche (es fielen gegen 20000 Stücke) tief herunter gesunken ist. In Gegenden, wo es wenig Wiesen giebt, sucht man dem Mangel durch den Klee- und Esparsettbau abzuhelfen. Das Amtsdorf Burkheim verkaufte allein 1794 für 1000 Gulden Kleesaamen. Indessen legen die Hutgerechtigkeiten der Schäfereyen dem Anbau der Futterkräuter und der Emporbringung der so vortheilhaften Hornviehzucht hie und da viele Hindernisse in den Weg, worüber der Vf. seine Gedanken mit patriotischer Freymüthigkeit eröffnet. Die Pferdezucht ist durch zweckmäsige Anstalten in so guten Stand gesetzt, dass die während des jetzigen Krieges ausgerüsteten drey Compagnien Dragoner mit lauter inländischen Pferden beritten gemacht werden konnten. — *Flüsse, Teiche, Fischzucht.* Ein dankenswerther Beytrag zur Fränkischen Hydrographie und ins besondere über das Hochstift Bamberg. Nicht nur die Hauptflüsse, sondern auch alle und jede kleine Flüsse und Bäche sind hier, nach ihrem Ursprung und Laufe, ausführlich beschrieben. Bey der Aurach hat der Vf. auch von ihrer Benennung im mittlern Zeitalter einige Nachrichten gegeben, und wir hätten daher gewünscht, dass er diese diplomatische Genauigkeit auch bey den übrigen Flüssen, deren ehemalige Namen den gegenwärtigen kaum mehr ähnlich sind, beobachtet haben möchte. Dahin gehören z. B. die Rodach, (*Rodaha*) die Pegnitz (*Paganza*), die Aisch (*Etisca*), u. a. m. Bey Neukenroth ist eine *Salzquelle*, die man aber, weil sie nicht reichhaltig genug seyn soll, ihrem Sicksale überläfst. Doch versichert der Vf., dass sich das Salz krystallisirt an das Gras ansetze, und dass die Landleute sich desselben zum Kochsalze bedienen. Es dürfte also immer der Mühe werth seyn, die Sole genauer zu untersuchen. — *Mineralien, Bergbau.* Es giebt im Bambergischen verschiedene Gegenden, welche Kupfer, Serpentin- und Eisenstein, Alaunschiefer, Gyps und Steinkohlen liefern. Besonders wichtig ist das Kohlenwerk bey Kronach. Innerhalb sechs Jahren wurden aus sieben gangbaren Gruben 157,990 Centner gewonnen, und vom Jahre 1771 — 1790 betrug die Ausbeute (besage der Beylage Nr. 22.) 112,266 Gulden 23 Krz. und der Antheil der Fürstlichen Kammer belief sich auf 9724 Gulden. Die in dieser Gegend angelegten Alaun-, Vitriol-, und Schwefelhütten erhöhen die Wichtigkeit des Kohlengebürges, welches, durch Verbindung zweckmäsiger Anstalten, den vortheilhaftesten Schwung erhalten würde. *Manufacturen.* Bamberg ist kein Manufactur-, sondern ein Ackerstaat, indem Ackerbau und Viehzucht die ergiebigsten Quellen des Staatsreichthums ausmachen. Erst unter der Regierung des verstorbenen Fürsten fieng man an, den Wohlstand der ärmern Volksclasse durch Beförderung der Industrie zu erhöhen. Zu den dahin abzweckenden Anstalten rechnet man das Arbeitshaus, die Wollenniederlage für arme Tuchmacher, und die Nadelfabriken in dem, für Müssiggänger errichteten Polizeyhause. Auch Privatanstalten zeugen von dem erwachenden Geiste der Industrie. Insonderheit hat sich Hr. *Bisswanger* durch Anlegung einer Zitz- und Cattunfabrik, die acht Drucker und hundert und funfzig Spinner beschäftiget, verdient gemacht. In Stoffelstein werden viele Damast- und Wollenzeuge verarbeitet, und in Herzogenaurach sind die Tuchmanufacturen so beträchtlich, dass der Werth der hier verarbeiteten Tücher auf 34000 Gulden beträgt. Auch werden in verschiedenen Aemtern und Ortschaften Flintenschäfte, Mainpfähle, Nachen und Kähne und eine zahllose Menge von hölzernen Geräthen verfertiget. Zur Beförderung der inländischen Fabriken hat die Regierung die Ausfuhre der Wolle, der rohen Häute, und die Hasenbälge verboten. — *Fabriken, Hüttenwesen und Commercialhandwerke.* Dahin gehören die Spiegelschlösse und die Salpetersiedereyen zu Vorchheim; (der Landmann muss seine Wohnung und Ställe den herumziehenden Salpetergräbern überlassen, die dieses Recht vom Landesherrn gepachtet haben!) Fünf Papiermühlen, Stärke-, Puder-, und Siegelwachsfabriken, Stück- und Glockengiessereyen, Eisenhämmer, Steinfabriken, Vitriol-, Schwefel-, und Alaunwerke und noch viele Commercialhandwerke, von deren Betriebsamkeit der Vf. nützliche Nachrichten giebt. Mit gleicher Genauigkeit werden die Artikel, womit sich der Bambergische Activhandel ins Ausland beschäftiget, angezeigt. Sie sind meistens Erzeugnisse des Bodens, worunter das Getreide aller Art den vorzüglichsten Handelszweig ausmacht. Ausserdem löset der Banzgau in guten Jahren 6000 Gulden für gedörrte Zwetschgen, und von jungen Obstbäumchen gehen das Jahr mehr als 50000 Stücke ins Ausland. In dem Handel, mit dem Commercialholze kommen jährlich 340 — 350000 Gulden in Umlauf. Nach S. 146. haben 25 Sächsische Weissbütner das Recht, dass jeder aus dem Lichtenfelser Forst 14 Stämme auswählen darf, die ihm unentgeldlich verabreichet werden müssen, und die dem wahren Werth nach 10 — 12000 Gulden betragen. Dieser Forst muss auch an 40 Hildburghäusische und Koburgische Dörfer jährlich 7688 Klafter Brenn- und 2000 Stämme Bauholz abgeben, (Hr. *S.* hätte hier billig die Recesse und Befugnisse, worauf sich beide Holzabgaben gründen, bemerklich machen sollen.) — Von dem Süssholzhandel werden jährlich 1500 Thaler, von dem nach den Main- und Rheingegenden verführten Schmalze 1600000 Gulden, von Steinkohlen und Eisenschiefer 12000 Gulden, und von dem auswärts abgesetzten Eisen 35,000 Gulden eingebracht. — *Steuern*

und andere Abgaben. Die Basis des Steuersystems ist die Schätzung des steuerbaren Grundstücks nach seinem reinen Ertrage, so, dass ⅞ Theile dem Eigenthümer frey gelassen und nur ⅛ Theile versteuert werden. Auch ist niemand steuerfrey, so bald er liegende Güther besitzet. Der gesammte Ertrag der ordentlichen Steuern für die Residenzstadt beträgt 16,000, und für das ganze Hochstift 166,000 Gulden. Irrig erklärt der Vf. S. 173. die in einer Urkunde vom J. 1164. unter dem Namen *Ungeld*, vorkommende Anlage, für das heutige Ohmgeld, welches von jedem Eymer Bier erleget werden muss, und neuern Ursprungs ist. Hr. Prof. Will zu Altdorf in seiner *Nürnbergischen Münzbel.* Th. 3. S. 314. und der verstorbene R. Rath Spiess in seiner *Aufklärung zur Geschichte* S. 88. haben überzeugend dargethan, dass das alte *Ungeld (indebitum)* ein, aus *Un* und *Geld* zusammen gesetztes, Wort sey, und in mittlern Zeiten, nach dem Zeugnisse der Urkunden, nichts anders als eine ausserordentliche Anlage oder Accise bedeutet habe. — *Religion, Geistlichkeit.* Enthält kurze Nachrichten von der Duldung der Protestanten und der Juden, von der neuen Eintheilung des Bambergischen Landclerus in 8 Landkapitel und von den Abgaben der Geistlichkeit. *Erziehung, Wissenschaften* und *Künste.* Unter diesen Rubriken beschreibet Hr. *S.* das Schullehrerseminarium, die Industrieschulen, das Gymnasium und die Universität, das für arme Studirende gestiftete Aufstösische Seminarium und das Marianische Hospitium. Auch von dem jetzigen Zustand der Bambergischen Gelehrsamkeit, von der Ingenieur- und Zeichenakademie und von den Gemälden und Kupferstichsammlungen lieset man (S. 199—212.) sehr vortheilhafte Schilderungen, und zuletzt einige biographische Nachrichten von den vorzüglichsten Künstlern. In den beygefügten Anmerkungen verbreitet sich der Vf. auch über manche literarische Gegenstände. Dahin gehören z. B. eine Anzeige der seltenen Handschriften in der Domkapitels-Bibliothek, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Bamberg mit Mainz zu gleicher Zeit gewagt und durch gesetzt haben soll, und noch andere interessante Nachrichten von verschiedenen Gelehrten, die zu Bamberg einheimisch waren. Dass der darunter befindliche *Joseph Franz von Hahn* (nach S. 266. ff.) der Vf. des rühmlichst bekannten *Chronic. Gottwicensis* gewesen sey, hat schon Hr. Bibliothekar Stumpf zu Würzburg in den dortigen *Gelehrt. Anz.* 1795. 4 St. S. 253. ganz ausser Zweifel gesetzt, und es ist daher unrichtig, wenn Hirsching im 2ten Band seiner *Nachr. von Bibl.* S. 181. diesen Ruhm dem Abt Bessel zueignen will.

Den Beschluss dieser ersten Abtheilung macht eine kurze Uebersicht *der politischen Verfassung*, wovon bereits der Hr. Geb. Rath *Schubert* und Hr. Hofr. *Pfeufer* zu Bamberg in ihren bekannten Schriften umständlichere Nachrichten mitgetheilet haben. Den Zustand des Bambergischen Activlehnswesens, in Hinsicht der Fürstlichen, Gräflichen, und Adelichen Vasallen, ihrer Lehnsstücke und deren Lehnsqualität, hat Hr. *S.* ganz mit Stillschweigen übergangen. Auch von den bekannten vier Hofämtern und deren Inhabern haben wir nicht mindeste Nachricht gefunden.

Die *zweyte Abtheilung* des Buchs enthält 32 Beylagen, wodurch die statistischen Angaben ihre Bestätigung erhalten, auch hin und wieder näher erläutert werden. Sie bestehen aus Kirchenlisten mit Anmerkungen, aus Tabellen über die Krankeninstitute, über Geldeinnahmen der Förstämter, über den Ertrag der Wollenmanufactur etc. aus Recessen, Verordnungen und andern nützlichen Nachrichten, deren Bekanntmachung dem In- und Ausländer gleich wichtig seyn muss. Mit unter findet man auch einige Urkunden aus dem 11ten Jahrhundert, welche das Stift Bamberg betreffen, und in die Aufklärung der mittlern Geschichte des Landes Einfluss haben. Der Vf. hat sie mit treffenden Anmerkungen begleitet, und dabey besonders die Grenzen des Ostfränkischen Gaues Volkfeldes und des noch wenig bekannten Radenzgaus, den selbst Diplomatiker bisher mit den Rangau verwechselt haben, zu berichtigen gesucht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göthe: *Karl Sturmwald. Eine komische Geschichte neuerer Zeiten. Erster Theil.* 1794. 237 S. — *Zweyter Theil.* 1796. 372 S. — *Dritter Theil.* 1797. 271 S. 8.

Die ganze Anlage dieses Romans, dessen Vf. als er den ersten Theil schrieb, augenscheinlich nicht wusste, was er im zweyten Theil zum Besten geben werde, ist dem komischen Styl so durchaus nicht entsprechend, dass nur einige wenige im Karrikaturgeschmack gemachte Schilderungen und einige nach Laune haschende Reflexionen den Titel zu rechtfertigen vermögen. Und auch diese zeigen, ohnerachtet aller Anstrengung des Vf., nur zu deutlich, dass es ihm an ächtkomischer Ader gänzlich fehlt, und dass die Natur sich nicht zwingen lässt. Nur einige Stellen von verschiedener Art zur Probe: „Aber Satan, der mit „seinen Pfoten überall hinzutapsen gewohnt ist, mach„te auch hier dem Gerichtshalter einen so hässlichen „Taps in seine Rechnung, dass alle seine fetten Gän„se, Hüner, Kapaunen, und alle die ellenlangen Li„quidationes im Hui, wie ein Schwärmer, zerplatz„ten." — „Seiner Strümpfe wegen wären wir bald „in Gefahr gerathen, ihn für einen Argus zu halten, „wenn uns nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wä„re, dass Argus seine hundert Augen am Köpfe und „nicht in den Waden gehabt hätte." — Aus einem Dialog: „Frau von Stumpf, mit den Füssen stram„pelnd, roth für Aerger, wie ein Truthahn, im schön„sten Fuhrmannsdialekt: da müsste doch das heilige „Donnerwetter drein schmeissen, wenn der Bankert „nicht die Schippe bekommen thäte. Gnädige Frau, „thun Sie nur alles recht inkammeriren (incaminiren) „'s müsste vom Höllenteufel seyn, wenn wir nicht „da sollten durchdringen thun. Kammerherren (im „pipenden vornehmen Ton) Ja, ja wollen schon durch„dringen." Wer Stellen und Charakterschilderungen

dieser Art für komisch halten kann, wer bey den Verdrehungen fremder Worte in dem Munde einiger Helden (z. B. Paschpirat für desperat, Matresih, für Maitre des plaisirs, Schorie für Genie, Mardam für Madam etc.) über etwas anders als die Armseeligkeit dieses hervorgepressten Witzes zu lachen vermag, wer sich endlich nicht scheut, sich durch die sehr unkomischen Räuberhölen, Feuersbrünste, Mordgeschichten, und andere Scenen voll Graus und Verzweiflung durchzuwinden, der lese diese 380 S., auf welchen der Vf. mit einem gänzlichen Mangel von Menschen und Weltkenntniss Ungereimtheiten auf Ungereimtheiten folgen lässt, und seine Leser unter einem so unerträglichen Haufen von Pinseln und Schurken, höhern und niedern Standes herumtreibt, dass, wäre die Welt wirklich so voll Inconsequenzen und Schurkereyen, wie er sie schildert, sie nicht werth wäre, dass ein Mensch mit moralischem Gefühl nur einen Tag, geschweige sein ganzes Leben, auf ihr aushielte. — Zwar ist der Held am Ende des dritten Theils todt, aber einige Symptomen verrathen uns, dass er, mit jenem Chirurgus zu sprechen, nicht mausetodt ist, und ohne Zweifel in einem vierten Theile zu einer langweiligen Fortsetzung seiner Geschichte wieder auferstehn wird! — —

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Ueber Armenversorgung, mit Hinsicht auf die in der Kurmark dieserhalb getroffenen Armenanstalten*, von *Kasimir Wilhelm Baron von Gayl*, Königl. Preuss. Krieges- und Domainen-Kammer-Director. 1796. 4½ Bog. 8. Ein bemerkenswerthes Beyspiel sowohl von dem Nutzen der Pressfreyheit, als auch von ihrer schicklichen Anwendung: mit Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und Bescheidenheit, und selbst mit Zueignung an einen Königl. Preuss. Staatsminister werden von dem Vf. die von ihm bemerkten Mängel bey den in der Kurmark neuerlich errichteten Landarmenanstalten öffentlich bekannt gemacht. Vermittelst dieser Anstalten soll in den Dorfschaften und Landstädten der Kurmark jedem dahin gehörigen inländischen hülfsbedürftigen Armen, den invaliden bettelnden Soldaten aber in gewissen vorgerichteten Gebäuden, die nöthige Versorgung verschafft, und in eben diese Gebäude jeder umher streifende Bettler abgeliefert, und daselbst zur nützlichen Thätigkeit gewöhnet werden. Das auf 45,989 Thaler bestimmte Erfoderniss an jährlichen Beyträgen hiezu ist, mit strengem Verbote aller willkührlichen Almosenertheilung, als eine fixe Abgabe, festgesetzt; dazu hat jeder Eigenthümer eines kreisständischen Gutes, ohne Rücksicht auf Grösse und Ertrag desselben, 6 Rthlr., jeder Prediger, ohne Rücksicht auf den Betrag seines Einkommens, 3 Rthlr., und jeder Bauer, ohne Rücksicht auf seine Besitzungen, 18 Groschen jährlich zu entrichten. Dagegen erinnert nun der Vf., dass diese Beyträge schon überhaupt für viele Contribuenten sehr drückend, und in Betracht des Zustandes und der Gerechtsame sowohl einiger Provinzen, als auch Personen, einem billigen Verhältnisse entgegen, dass das Verbot aller freywilligen Almosenertheilung eine ungerechte Einschränkung natürlicher Freyheit, und dem Geiste des Mitleidens und der Wohlthätigkeit, der doch zu unterhalten sey, nachtheilig, dass endlich durch jene angewendeten Mittel, nach dem bisherigen Erfolge, die Versorgung der Armen und die Abschaffung der Betteley nur zum Theil bewirkt, auch nie völlig zu bewirken sey, überhaupt seyn beide Zwecke mit weit geringeren Kosten zu erreichen.

Zur Beurtheilung, ob diese Vorwürfe gegründet seyn, dazu werden genauere und vollständigere Localkenntnisse erfodert, als Rec. besitzet. Inzwischen scheint doch schon aus der Sache selbst so viel hervor zuleuchten, dass die Versorgung der invaliden Soldaten gewissen Provinzen der Preussischen Staaten nicht allein aufgebürdet werden konnte, und dass der Kostenbetrag nicht überall gleich, sondern nach dem Maasse, als die Provinzen und Kreise mehr oder weniger mit der Betteley belästiget waren, auch in mehrerer Uebereinstimmung mit den Vermögensumständen der Contribuenten billig zu bestimmen war. Indessen ist doch durch diese Landarmenanstalten binnen den 2 Jahren ihrer Dauer, nach dem eigenen Geständniss des Vf., schon 400 Invaliden Versorgung verschaffet (S. 15.), und die Menge der in- und ausländischen bettelnden Landstreicher so beträchtlich vermindert worden (S. 34.), dass wahrscheinlich in Zukunft gar keine mehr vorhanden und in die erwähnten Gebäude aufzunehmen seyn werden (S. 25.). Diesen guten Erfolg würde die von dem Vf. (S. 24.) angerathene strengere Beobachtung der gegen dieses schädliche Gesindel schon längst ergangenen Verordnungen schwerlich bewirket haben. Uebrigens werden auch schon jetzt an den Unterhaltungskosten 38,077 Rthlr. ersparet (S. 34.). Dieser starke Ueberschuss zeigt, dass es wohl möglich sey, theils den Contribuenten verhältnissmässig eine merkliche Erleichterung, theils denjenigen Orten, wo die ausgesetzte Summe für die dasigen einheimischen Armen nicht hinreicht (S. 38.), den nöthigen Zuschuss zu verschaffen. Am wenigsten ist die Besorgniss gegründet, dass die Hemmung milder Gaben an bettelnde Armen die edeln Gesinnungen der Gutherzigkeit und Mildthätigkeit nach und nach ersticken, und dass der Mangel an Gegenständen des Mitleidens immer mehr Fühllosigkeit dagegen verursachen werde. Denn in Absicht des erstern wird es, auch nach gänzlicher Abschaffung der Gassenbetteley, an mannichfaltiger Erweckung und Unterhaltung jener Tugenden und an Gelegenheiten zu ihrer Ausübung nirgends fehlen, und aus dem letztern würde die höchst seltsame Behauptung folgen, dass man dem Nothstande aller Armen und Unglücklichen durchaus nicht gänzlich — wenn man auch gleich dazu vermögend wäre — abhelfen, sondern immer einen nicht geringen Theil derselben, zur Unterhaltung und Ausübung der Wohlthätigkeit, hülflos lassen müsse. Eben diese unrichtigen Begriffe haben dann auch den Vf. zu dem Vorschlage mit verleitet, einigen Armen, denen die benöthigte Hülfe an ihren Wohnorten nicht verschafft werden kann, obrigkeitliche Freypässe zur Betteley in bestimmten Bezirken und Kreisen zu ertheilen. Eine solche Einrichtung würde gewiss einem Hauptzwecke aller Armenanstalten, das Publicum nämlich von der Belästigung der Gassenbetteley zu entledigen, und es jene Anstalten zur bessern Unterstützung in Stand zusetzen, gänzlich entgegen seyn, auch zu mancherley, durch die von dem Vf. angegebenen Vorsichtsregeln nie ganz zu verhütenden Misbräuchen Gelegenheit geben.

Immer behalten daher die von ihm getadelten Kurmärkischen Landarmenanstalten, ungeachtet einiger Mängel, einen unverkennbaren Werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. December 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *R. F. Terlinden(s) Theorie der gerichtlichen Civilpraxis*, nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. 1797. 780 S. gr. 8.

Die gegenwärtige Theorie des gerichtlichen bürgerlichen Verfahrens, oder der gerichtlichen Civilpraxis, nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten, wozu Hn. *T—s Vorbereitung zur juristischen Civilpraxis*, Halle 1796 (A. L. Z. No. 58. v. 1797) die Einleitung enthält, fasst die Grundregeln in sich, welche bey der Einleitung sowohl streitiger als nicht streitiger Rechtsgeschäfte in den preussischen Staaten anzuwenden sind. Eine eigenthümliche Anweisung dazu vermisste die Literatur der preussischen Rechtsgelehrsamkeit bisher noch; denn obgleich Hr. *Stelzer* in seinen *Grundsätzen des preussischen gerichtlichen Processes* einen Theil dieser Theorie abgehandelt, Hr. *T.* selbst auch einige Stücke dieser Theorie, jedoch nur für angehende Unterrichter und Gerichtsactuarien, in seinem *Versuch einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren* und in seiner *praktischen Anleitung zur Registratur-, Expeditions-, Kanzley- und Sportelcassenwissenschaft* (A. L. Z. No. 41. v. 1796) vorgetragen hat; so mangelte es doch noch an einer Anleitung, worin die Theorie des ganzen gerichtlichen Verfahrens nach der *allgemeinen Gerichts-, Vormundschafts-, Depositalund Hypothekenordnung* für die preussischen Staaten in einem kurzen und möglichst vollständigen Lehrbegriff zusammen dargestellt wäre. Der gegenwärtige Entwurf soll ein Versuch seyn, diese Lücke auszufüllen, und er ist zugleich einer doppelten Bestimmung gewidmet. *Theils* soll derselbe den Lehrern auf preussischen Universitäten die Vorlesungen über die preussische gerichtliche Civilrechtsgelehrsamkeit, wenn sie solche zu halten für nützlich und nöthig finden möchten, (welches bey dem Rec. — nach seiner darüber in der Anzeige von *Stelzers Grundsätzen des preussischen gerichtlichen Processes* ausführlich geäusserten Meynung — der Fall nicht ist) erleichtern; *theils* wünschte Hr. *T.* selbst ein Handbuch zu haben, welches er bey seinem theoretisch-praktischen Unterrichte, den er den Auscultatoren und Referendarien bey dem Grossgerichte zu *Soest* zu ertheilen pflegt, zum Grunde legen, und worauf er, bey Beurtheilung ihrer praktischen Arbeiten hinweisen könnte, um sich in jeden einzelnen Fällen manche weitläuftigere Bemerkung in seinen Correlationen und bey Beurtheilung ihrer Instructionsarbeiten ersparen zu können. Allerdings wird dieser Versuch auch manchen Mitgliedern der Justizcollegien, welche es sich angelegen seyn lassen, die ihrer Leitung anvertrauten jungen Rechtsgelehrten über den Gang der gerichtlichen Geschäfte wissenschaftlich zu unterrichten, willkommen seyn.

Wir lassen nunmehr den *Grundriss* des Werkes folgen: *Einleitung.* — Begriff und Eintheilung der Rechtsgeschäfte — Quellen, aus welchen die Grundsätze der Theorie der gerichtlichen Civilpraxis zu entlehnen — Besondere Hülfswissenschaften I. das Studium einer gründlichen Philosophie; II. die Kenntniss der sämmtlichen allgemeinen Landesgesetze; III. die Kenntniss der Provinzial- und statutarischen Rechte; IV. die Kenntniss solcher Schriften, welche Anweisung zur theoretischen Civilrechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten enthalten; V. die Kenntniss derjenigen Schriften, worin die Art des Verfahrens vor den preussischen Gerichtshöfen wissenschaftlich vorgetragen wird; so wie VI. die Kenntniss guter juristischer Casualschriften. (Sollte nicht auch das Studium sämmtlicher in *Deutschland* geltender gemeiner Rechte hieher gehören? Rec. wenigstens ist fest überzeugt, dass, ohne dieses Studium, niemand in den Geist des *preussischen* gemeinen Rechts eindringen wird: und er ergreift so gern jede Veranlassung, eben dieses Studium, welches so viele junge Juristen — *Rechtsgelehrte* dürfte wohl nicht immer die richtige Benennung seyn — seit dem Daseyn des *allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten*, weil es ihrem Hange zur Bequemlichkeit schmeichelt, für entbehrlich halten, recht angelegentlich zu empfehlen.) Von den besondern *Hülfswissenschaften* unterscheidet Hr. *T.* sehr richtig die besondern *Hülfsmittel.* — Der letzte § der Einleitung handelt von der Art und Weise, wie die Theorie der gerichtlichen Civilpraxis gelehrt und erlernt werden muss.

Erster oder genereller Theil. Von den zur Theorie der gerichtlichen Civilpraxis gehörigen allgemeinen Rechtswahrheiten I. Von den Gerichtshöfen und den Gerichten in den preussischen Staaten überhaupt, und den Pflichten und Verrichtungen der dabey angestellten Personen. A. Begriff eines Gerichts, Gerichtshofes, und Eintheilung in Ober- und Untergerichte. B. Verschiedene Classen der Gerichtspersonen: Hauptpersonen, Nebenpersonen: deren Pflichten und Obliegenheiten. II. Von verschiedenen bey den Gerichten vorkommenden gerichtlichen Geschäften. A. Von der Eintheilung der gerichtlichen Geschäfte, und den einzelnen gerichtlichen Geschäften über-

überhaupt. 1) Von den Präsidialgeschäften. 2) Von den Collegialgeschäften. a) Von den mechanischen gerichtlichen Collegialgeschäften. α) Von den Registraturgeschäften. β) Von den Expeditions - und Kanzelleygeschäften. γ) Von den das Gebühren - und Sportelwesen betreffenden Geschäften. δ) Von den das Strafwesen betreffenden Geschäften. ε) Von den das Tabellenwesen betreffenden gerichtlichen Geschäften. b) Von den materiellen gerichtlichen Collegialgeschäften. α) Von der Vernehmung der Parteyen zu Protokoll. β) Von den gerichtlichen Assistenzgeschäften. γ) Von den Instructionsgeschäften. δ) Von dem Decretiren und der Abfassung der Decrete; wobey zugleich von der dem Decernenten in der Regel obliegenden Abfassung der Berichte gehandelt wird. ε) Vom Referiren. ζ) Von der richterlichen Besorgung der rechtlichen Angelegenheiten der Einwohner des Staats in nicht streitigen Sachen — Vormundschaftswesen — Hypothekenwesen — Depositenwesen — die Besorgung der sogenannten Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit. B. Von der Zeit, zu welcher die gerichtlichen Geschäfte vorzunehmen sind, und den Gerichtsferien. C. Von dem Orte, wo, und dem Gerichte, vor welchem und durch welches die gerichtlichen Geschäfte vorzunehmen sind. D. Von dem Gange und der Ordnung in dem Betriebe der gerichtlichen Geschäfte.

Zweyter oder specieller Theil. Theorie der gerichtlichen Civilpraxis oder des gerichtlichen Verfahrens nach der Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten in streitigen Rechtssachen. I. Von dem gerichtlichen Verfahren in streitigen Rechtssachen ohne Rücksicht auf eine besondere Gattung des Processes. A) Von den streitenden Parteyen und ihren Beyständen. 1) Von den streitenden Parteyen. a) Von den streitenden Hauptparteyen. b) Von den streitenden Nebenparteyen. c) Von dem Eide vor Gefährde (*juramentum calumniae*). d) Von der Legitimation der Parteyen. e) Von dem Gerichtsstande. 2) Von den Beyständen der streitenden Parteyen. a) Von den nicht bevollmächtigten Beyständen der Parteyen, d. h. solchen, die mit den Parteyen zugleich vor Gericht erscheinen. b) Von den Bevollmächtigten der Parteyen. c) Von den kriegerischen Vormündern oder Litiscuratoren. B. Von den gerichtlichen Geschäften, welche in streitigen Rechtssachen vorkommen. 1) Von den einzelnen Geschäften selbst, welche bey streitigen Rechtssachen vorkommen. a) Von den einzelnen Geschäften, welche im Anfange streitiger Rechtssachen vorkommen. α) Von der Anbringung der Klage. β) Von der Verordnung auf die Klage. b) Von den gerichtlichen Geschäften, welche bey dem Fortgange des Rechtsstreits vorkommen. α) Von den gerichtlichen Geschäften bey dem Verfahren in der ersten Instanz bis zur Eröffnung des ersten Erkenntnisses; in *vier* Hauptstücken, deren letzteres in *fünf* Titel, und der *dritte* derselben in *vier* Absätze zerfällt. β) Von den gerichtlichen Geschäften, die Abfassung und Publication des Erkenntnisses in erster Instanz betreffend. γ) Von den gerichtlichen Geschäften, welche die Einwendung und Einleitung der Rechtsmittel gegen die richterlichen Erkenntnisse betreffen; in *zwey* Hauptstücken, deren erstes in *drey* Titel, und der zweyte derselben in *zwey* Absätze, das zweyte in *zwey* Titel zerfällt. δ) Von den verschiedenen Zwischengeschäften, welche in dem Fortgange eines Rechtsstreits vorkommen können; in *sieben* Titeln. c) Von den gerichtlichen Geschäften, welche am Ende eines Rechtsstreits, wenn die Sache rechtskräftig entschieden ist, vorkommen; in *vier* Titeln. 2) Von dem Gange der einzelnen gerichtlichen Geschäfte, welche bey streitigen Rechtssachen vorkommen. II. Von dem gerichtlichen Verfahren in streitigen Rechtssachen in Rücksicht auf besondere Gattungen des Processes. A. Von dem gerichtlichen bürgerlichen Verfahren in streitigen Rechtssachen ohne Rücksicht auf einzelne Arten der in den preussischen Staaten eingeführten Civilgerichte. 1) Von den petitorischen summarischen Processen. a) Von dem gerichtlichen bürgerlichen Verfahren in einfachen summarischen Processen; in *zwölf* Titeln. b) Von dem richterlichen Verfahren in zusammengesetzten summarischen Sachen; in *sieben* Titeln. 2) Von dem Verfahren im possessorischen Processe. B. Von dem gerichtlichen Verfahren in streitigen Rechtssachen in Rücksicht auf einige Arten besonderer Gerichte in den preussischen Staaten. 1) Von dem gerichtlichen Verfahren bey Hof und Handelsgerichten. 2) Von dem gerichtlichen Verfahren in Baugerichtsprocessen. (Weniger zweydeutig: in Processen bey Baugerichten.) 3) Von dem gerichtlichen Verfahren in Sponsalien- und Ehesachen. 4) Von dem gerichtlichen Verfahren in vormundschaftlichen Processen. 5) Von dem Verfahren bey Auseinandersetzung der Gemeinheiten.

Dritter Theil, welcher die Theorie des gerichtlichen bürgerlichen Verfahrens in nicht streitigen Angelegenheiten lehrt. I. Von dem Verfahren in nicht streitigen Rechtsangelegenheiten, welche auf das Wohl des Staats einen wohlthätigen Einfluss haben. A. Von dem gerichtlichen Verfahren in Rechtsgeschäften, welche das Vormundschafts - und Curatelwesen betreffen; in *drey* Titeln. B. Von dem gerichtlichen Verfahren in Geschäften, welche das Depositenwesen betreffen. C. Von dem gerichtlichen Verfahren bey den das Hypothekenwesen betreffenden Rechtsgeschäften. II. Von dem gerichtlichen Verfahren bey den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit; A. überhaupt; B. bey den einzelnen Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit. 1) Von dem gerichtlichen Verfahren bey Aufnehmung und Bestätigung der Verträge und anderer Verhandlungen unter Lebendigen; in *sechs* Absätzen. 2) Von dem gerichtlichen Verfahren bey Verhandlungen der Rechtsgeschäfte der freywilligen Gerichtsbarkeit, welche die Erbfolge betreffen; in *sechs* Absätzen. 3) Von dem gerichtlichen Verfahren bey der Aufnehmung der gerichtlichen Taxen.

Ob der Plan dieses Werkes nicht ohne Nachtheil, ja vielleicht sogar zum grosen Gewinn der Fasslichkeit des darin ertheilten Unterrichts, sehr viel einfacher seyn könnte, darüber wollen wir mit Hn. *T.* nicht

nicht rechten. Wenigstens bezeichnet er den in des braven *Nettelbladts* Schule zur Ordnung im Denken gebildeten Rechtsgelehrten.

Uebrigens können wir versichern, dass dieses für angehende Praktiker äusserst nutzbare Werk weit mehr leistet, als der Titel verspricht. Dieser lässt nur einen Unterricht nach Anleitung der *allgemeinen Gerichtsordnung* erwarten. Hr. *T.* hat aber nicht nur alles in seinen Plan Gehöriges aus dem *allgemeinen Landrechte*, der *Hypotheken*, *Depositalordnung* und andern *ältern* noch Anwendung findenden Landesgesetzen ausgehoben und in den Anmerkungen zu jedem §. genau citirt; sondern auch alle neuere, in der Edictensammlung, in *Stengels Repertorium*, dessen *Beyträgen* u. s. w. und mehrern andern Sammlungen zerstreute Verordnungen und einzelne Rescripte, wodurch *die Gerichtsordnung* und die übrigen angeführten Constitutionen näher bestimmt werden, benutzt: so, dass der angehende Praktiker alle bis zum Ende des J. 1796 ergangene Vorschriften hier in den gehörigen Fächern gleich auffinden, und die *nach* diesem Zeitpunkte ergangenen und künftig ergehenden Verordnungen mit leichter Mühe zum künftigen Gebrauch in denselben niederlegen kann.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Schäfer: *Gründlicher Unterricht von dem Gebrauche der Boussole in der practischen Geometrie*, von M. *Johann Gottlieb Riedel*, der Leipz. ökonom. Soc. Ehrenmitgliede. 1795. 216 S. 12 Kupfert. 8.

Ohngeachtet über den Gebrauch dieses Werkzeugs schon viele einzelne Schriften erschienen sind, so sind sie doch meistens so ganz ohne allen geometrischen Geist verfasset, dass man der gegenwärtigen sehr bald den Vorzug vor allen andern wird einräumen müssen. Die wenigsten bekümmern sich um den Grad der Genauigkeit, den dies Werkzeug verstattet, um Prüfungsmethoden, und andere beym Gebrauche dieses Werkzeugs höchst nöthige Kenntnisse, die entdeckten Fehler zu berichtigen, und ihre Erfolge zu berechnen. Die gegenwärtige Schrift wird den Leser, dem es nicht blos um das Handwerksmäfsige zu thun ist, in keinem Stücke unbefriedigt lassen. Nachdem im I. Hauptstücke die Beschreibung der Boussole gegeben, und gezeigt worden ist, was zu einem guten Werkzeuge dieser Art gehöre, wie man die Fehler desselben, in Ansehung der Eintheilung des Randes, der Centricität, der richtigen Lage der Dioptern etc. entdecken und berechnen könne, wird im II Hauptst. das Verfahren, mit diesem Werkzeuge Winkel auf dem Felde aufzunehmen, und aufs Papier zu tragen ausführlich gezeigt. Dann kommen im IIIten Hauptst. verschiedene allgemeine oder Fundamentalaufgaben vor, Lagen von Punkten oder Gegenständen auf dem Felde zu bestimmen, je nachdem man zu ihnen kommen, oder nicht kommen kann. Das IVte ist grossentheils der Theorie derjenigen Fehler gewidmet, welche bey der Aufnahme mit der Boussole, von der veränderten Richtung der Magnetnadel, und ihrer etwanigen Abweichung von der parallelen Lage an verschiedenen Standpunkten herrühren könnten, Mittel die dadurch entstandenen Fehler aufzufinden und zu verbessern. Das Vte Hauptst. lehrt Anwendungen der allgemeinen Aufgabe auf die specielle Aufnahme besonderer Grundstücke, ganzer Gehöfte, Dörfer, Waldungen, Fluren etc. Die Aufgaben sind so abgefasst, dass dabey nicht nur alle Vortheile der Boussole benutzt sind, sondern auch gezeigt wird, wie weit sich eigentlich ihr Gebrauch erstrecke, und in welchen Fällen es nöthig sey, auch noch andere Werkzeuge, insbesondere ein gutes Astrolabium, zu Hülfe zu nehmen. Das Verfahren §. 18 die Abweichung der Magnetnadel, ohne eine vorher gezogene Mittagslinie, zu bestimmen, hat uns sehr wohl gefallen. Hr. *R.* hat dadurch jene Abweichung in Leipzig = 17⅞ Gr. gefunden. Die Vortheile der Boussole bey Aufnahme von Wäldern und Grenzen zeigen sich insbesondere aus einer Anmerkung zum 34ten §. worin gelehrt wird, woher es komme, dass beym Gebrauche dieses Werkzeugs, sich die Fehler weniger, als bey andern geometrischen Werkzeugen fortpflanzen. Aber freylich ist denn auch wieder zu überlegen, dass bey der Boussole grösere und häufigere Fehler zu besorgen sind, für die man nicht gut stehen kann. Indessen soll ja aber auch die Boussole, zu keinen Arbeiten ins Grosse, allein gebraucht werden; dann bleibt sie immer ein vortreffliches Werkzeug, welches allerdings eine eigene Abhandlung, wie die gegenwärtige, verdient hatte.

Berlin, b. Hayn: *Lehrsätze der Geometrie und Trigonometrie wie auch einige Anwendungen aufs Feldmessen, Taktik und Fortification.* 1797. 224 S. 8. nebst 9 Kupfertafeln.

In der Vorrede unterschreibt sich der Vf. *August Wagenführ.* Er habe seit mehreren Jahren Unterricht im militärischen Aufnehmen der Gegenden ertheilt, und die dazu nöthigen Lehrsätze der Geometrie und Trigonometrie seinen Zuhörern in die Feder dictirt. Um dies mühsame Abschreiben zu ersparen, habe er gegenwärtige Blätter in Druck gegeben und die Methode, die er darin befolge, gründe sich auf die während seiner Dienstzeit gemachte Erfahrung. In dieser Methode selbst finden wir weiter nichts besonderes, es müsste denn seyn, dass der Vf. bey den Beweisen der Lehrsätze, das als etwas besonderes ansähe, dass er die bereits erwiesenen Hülfssätze allemal durch Worte mit ausdrückt, statt dass man sich sonst begnügt, durch Anführung der §§en auf sie zu verweisen. Der Vortrag ist übrigens ordentlich und deutlich, zuweilen nicht ganz strenge geometrisch z. E. S. 11 wo bey der Erklärung eines Winkels sogleich auch das Ausmessen desselben vermittelst des Transporteurs gelehrt wird, da doch erst hätte gezeigt werden müssen, dass gleichen Bögen gleiche Winkel am Mittelpunkte, und umgekehrt, zugehören. Von dem Feldmessen sind die allerersten Gründe als Anwendungen beygebracht.

Dann lehrt der Vf. den Gebrauch geometrischer Lehrsätze bey Märschen, Contremärschen, Schwenkungen, Defiliren etc. Verfertigung der Situationsplane, Abstecken der Festungen u. dgl. Er ersucht jedoch, Rücksicht darauf zu nehmen, dass diese Blätter nur angehenden Infanteristen und Kavalleristen bestimmt sind, und erinnert sehr richtig, dass beide zur vollkommnern Ausübung ihrer Wissenschaft viel weiter und in viel mehr Theile der Mathematik dringen müssen, als hier berührt worden sind.

Coburg, b. Ahl: *Anweisung zur Rechenkunst für Lehrer und Lernende, in niedern Schulen in Städten und auf dem Lande,* von *Siegmund Christian Rommel* Rect. an der Schule zu Sonneberg etc. 1794. 234 S. 8.

Die Absicht bey dieser Schrift war, wie der Vf. in der Vorrede angiebt, dass in derselben die Fehler der meisten Rechenbücher vermieden werden sollten, als welche entweder die alten und immer bleibenden Regeln nur mit neuen Namen liefern, welche den Unterricht erschweren; oder zu weitläuftig in niedern Schulen sind; oder die nöthigsten Grundregeln zu schnell übergehen; oder für solche Schulen zu viel kosten; oder die Regeln nicht gehörig geordnet enthalten. Wir wollen nicht leugnen, dass es Rechenbücher giebt, welche vorige Fehler einzeln, oder zusammen, haben, sind aber auch überzeugt, dass es mehrere giebt, wo sie sämmtlich vermieden sind, wenigstens dürfte sich der Vf. nicht anmassen, dass nun bey seinem Buche nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Er bringt die Rechenkunst auf drey Grundregeln, von welchen die erste das Lesen und Schreiben der Zahlen; die zweyte das Addiren und Multipliciren und die dritte das Subtrahiren und Dividiren enthält. Da das Buch nicht zum Selbstunterricht bestimmt ist, so hätte manches, der Deutlichkeit und Vollständigkeit unbeschadet, kürzer gefasst werden können. Anstössig ist es, dass der Vf. durchaus schreibt: das Subtrahend*us*, das Multiplicand*us*, das Dividend*us*. So z. B. S. 43: „Das Anschreiben dieser Art Exempel geschieht folgendergestalt am vortheilhaftesten: Man setzt zuerst das Dividendus an, macht nach solchem einen perpendiculären Strich, dann schreibt man in gleicher Zeile den Divisor nach dem Strich hin, und macht hinter diesem abermals einen solchen Strich, nach welchem der zu findende Quotient geschrieben wird." S. 82 heisst es; „Jede Zahl also bey Brüchen, die einen Querstrich über sich hat, ist ein Nenner; nicht aber umgekehrt; die Zahl nämlich, die einen Querstrich unter sich hat, ist deswegen nicht allemal ein Zähler." Vermuthlich hat der Vf. hiebey solche Brüche in Gedanken gehabt, wo der Zähler wieder aus einem besonderen Bruche besteht, dies hätte er aber hierbey bemerken sollen. Weiter unten ist zwar von solchen Brüchen die Rede, aber ohne Beziehung auf jenen Absatz. Ausser den Rechnungsarten mit ganzen, auch benannten, Zahlen, und gemeinen Brüchen hat der Vf. die Regel Detri und Regel de quinque mit vielen Erläuterungen und Beyspielen abgehandelt, und am Ende eine zweckmässige Anleitung zum Rechnungsführen oder Buchhalten, nebst Münz- Maass- und Gewichtsvergleichungen, beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraegeschichte. *Magdeburg,* b. Keil: *Biographische und literarische Notiz von Johann Winkelmann,* — von *J. Gurlitt,* Professor und Director zu Klosterbergen. 1797. 38 S. 4. Es ist schon vom seel. *Böckh* in seiner bekannten Schulbibliothek der Vorschlag gethan worden, dass doch die Directoren und Lehrer grosser Schulen, die zu gewissen Zeiten Ankündigungen und Schulprogrammen zu schreiben haben, dazu häufiger das Leben verdienter Männer im engern oder weitern Kreise wählen möchten. Der Nutzen, der für das noch immer sehr lückenhafte Studium der Biographie daraus entspringen müsste, ist augenscheinlich. Es hat daher Hr. *G.* zum Inhalte seines neuesten Schulprogramms eine Vorlesung aus seinen archaeologischen Stunden, die den Lebensumständen und Verdiensten Winkelmanns gewidmet zu seyn pflegt, sehr zweckmässig gewählt, und dadurch einen neuen Beweis seiner auch sonst schon bekannten Bücher- und Literaturkunde abgelegt. Man findet hier mehrere vorher noch unbekannte oder zweifelhafte Umstände aus W. frühern Leben genauer angegeben. So wird aus einem unedirten Briefe Wink. bewiesen, dass er eine Zeitlang die Schule von Salzwedel besucht habe. Besonders interessant sind die Nachrichten über W. Privatbeschäftigungen im Conrectorate zu Seehausen, worüber Hr. *G.* handschriftliche Erläuterungen erhielt, und die Erzählung von seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, die der Vf. aus dem Munde eines vertrauten Freundes von W. empfing, und die ein lehrreicher Nachtrag zu dem sind, was einmal in der Berlin. Monatschrift darüber mitgetheilt worden ist. Auch das Schriftenverzeichniss ist mit angenehmen Literaturnotizen durchwebt. Ueber den raisonnirten Catalog der Stoschischen Gemmensammlung (welchen Rec. überhaupt für die beste Arbeit W. nach seiner Geschichte der Kunst hält, und von dessen treffenden Erklärungen er sich noch vor kurzen bey einer mehrere Tage fortgesetzten Beschauung der Originale selbst im sogenannten Antikentempel bey Sanssouci zu überzeugen Gelegenheit hatte, ob er gleich bey eben dieser Gelegenheit die traurige Bemerkung bestätigt fand, dass einige der schönsten Zierden dieses Cabinets mit sehr unvollkommenen Nachschaffen ausgetauscht zu seyn scheinen) hätte der Vf. noch anführen können, dass dieser Catalog, weil überhaupt nur eine geringe Anzahl davon abgezogen, und auch diese zum Theil gar nicht ausgegeben worden, zu den schwer zu erhaltenden Seltenheiten gehört. Man vergleiche auch *Schlichtegroll's Abbildungen aus der alten Mythologie, 1te Lieferung* S. 9. Von der römischen Uebersetzung der Wink. Kunstgeschichte hätte weit mehr gesagt werden sollen. Sie ist die einzige ganz vollständige, die kein Liebhaber der Archäologie entbehren kann. Fea's zahlreiche Anmerkungen zum Ganzen und der dritte Theil, dessen Erscheinung Hn. *G.* ganz unbekannt blieb, und der unter andern die gelehrte *dissertazione sulle rovine di Roma* enthält, machen diese Ausgabe zu einem Repertorium für jeden Forscher. Die angehängten Nachrichten von der jetzt frölich gedeihenden, an Frequenz immer mehr zunehmenden Lehranstalt, an deren Spitze jetzt der Vf. steht, müssen jedem Schulfreunde erfreulich seyn, der die Schule von Klosterbergen zu ihrem alten Ruhme wieder empor steigen sieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. December 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wexiö, b. Thetzell u. Hultman: *Utkast til en Hand-Bok öfver Ecclesiastique Befordrings-Mål, med historiska Anmärkningar om Lagar och brukligheter i dessa ärender från Reformationen och til närvarande tid.* (Entwurf eines Handbuchs über *die Beförderung zu kirchlichen Aemtern*, mit historischen Anmerkungen, was seit der Reformation bis jetzt darin gesetzlich und gebräuchlich gewesen) von D. *Olof Wallqvist*, Bischof zu Wexiö und Mitgl. des königl. Nordst. Ord. 1797. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Wer genau unterrichtet seyn will, wie es in Schweden mit der Besetzung aller geistlichen Aemter seit der Reformation bis jetzt, gehalten worden und noch gehalten wird, was darüber Gesetze und Herkommen bestimmen, und was sonst dabey gebräuchlich ist, der wird sich durch dies, mit vieler Mühe geschriebene Buch eines der würdigsten Bischöfe des schwedischen Reichs, völlig befriediget finden. Der Vf. hat dabey mehr auf die Sachen als auf die Schreibart gesehen, und allenthalben auf die Gesetze und Verordnungen, die befolgt werden müssen, selbst verwiesen, auch in den Anmerkungen einige erläuternde Anekdoten eingestreuet. Das Buch ist statt der Kap. in 99 Paragraphen getheilt. Wir können hier nur einiges, die Einrichtung des dortigen Kirchenwesens betreffendes, anführen. Geschicklichkeit und Verdienst sind auch dort die rechten und eigentlichen Gründe zu einer Beförderung zu einem geistlichen Amte. Da das Verdienst oft schwer auszumessen ist; so hat man dabey auch die Zeit zum Maasstab angenommen. Daher die in Schweden eingeführten sogenannten Meritjahre. Seit 1724 werden diese einigen doppelt angerechnet, nämlich denjenigen, die als Lehrer bey den Gymnasien und Schulen angestellt sind, den Adjuncten der Akademien, den acht ältesten Docenten zu Upsala und den vier ältesten zu Abo und Lund, den bey dem Cadetencorps in Carlscrona und den bey den Regimentern und der Admiralität angestellten Predigern u. s. w. Auch sind den Hospitalspredigern, ingleichen den Adjuncten der Pastoren zu Stockholm einige willkührliche Dienstjahre beygelegt. Die graduirten Magistri haben drey Dienstjahre gegen diejenigen gerechnet, die diesen Gradum nicht angenommen haben. Diese drey Meritjahre sind auch neulich den greifswaldischen Magistern in Schweden beygelegt, und das sehr billig, da die dort promovirenden Schweden alles leisten müssen, und wirklich leisten, was sie auf schwedischen Akademien leisten. Dies hätte dem Vf. wohl bekannt seyn können, und uns wundert, dass er in einer Note S. 41. von Dingen redet, die lange schon abgestellt worden, ja dass er so gar der Menadieschen Promotion gedenkt, und sie der Medic. Fac. zur Last legt, die doch bloss dem damaligen, jetzt lange verstorbenen, Decane zur Last fiel, und, von der Facultät selbst gemissbilligt und aufgehoben ward. So wie bey der schwedischen Akademie die Anzahl der zu promovirenden Magister auf eine gewisse Menge festgestellt ist, so ist dies auch, wie wir erfahren, zu Greifswald geschehen, und die kleine dort zu promovirende Anzahl von jährlich zehn schwedischen Magistern dürfte wohl schwerlich den schwedischen Akademieen grossen Abbruch thun, noch die Einkünfte der philosophischen Facultät in Greifswald sehr vermehren. Der Vf. scheint dies selbst hernach anders eingesehen zu haben, und hat daher in der neulich erschienenen Nr. 12. der von ihm herausgegebenen Wexiö Zeitung der philosophischen Facultät zu Greifswald völlig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die schwedischen Priester bey den evangelischen Gemeinen in Amerika haben Recht, vor allen andern bey Besetzung eines Pastorats, wozu sie sich anmelden, auf den Vorschlag zu kommen. Alle Promotorialen, Survivancen, Recommendationen, Conservationen und Familienrechte u. s. w. sind verboten. Wer eine Predigerstelle erhalten will, muss 25 Jahr alt seyn. Die Mängel bey der Erziehung zum geistlichen Lehrstande werden entwickelt, und gute Vorschläge zur Abhelfung derselben gegeben. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass der Unterricht auf Akademieen von dem eigentlichen Unterricht zum Predigerstudium sehr verschieden sey. Von den verschiedenen Examinibus der Candidaten zum Predigeramte, von dem Berufe derselben, von ihrem Predigereide, von der Art der Beförderung der verschiedenen Classen von Predigern, von den Predigerwahlen und allem was dabey vorfällt, dem Gnadenjahr, den Pastoren, Pröbsten, Bischöfen und Erzbischofen, ihrer Wahl, Einsetzung und Einweihung, der Bedienungen an Gymnasien und Schulen, den Beysitzern des *Consistorii ecclesiastici*, und der Ansetzung der Kirchenbedienten, als der Küster, Organisten u. s. w. ist ausführlich gehandelt worden.

Leipzig, b. Höfer: *Aufklärungsspiegel der neuesten Welt, in Auszügen aus einigen der neuesten und vorzüglichsten Schriften, welche Aufklärung zum Gegenstande haben. Erstes Stück.* 1796. 134 S. 8. (10 gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieser Zeitschrift glaubt, wie er in einer *Vorerinnerung* selbst sagt, die so

so wichtige Absicht, Aufklärung zu bewirken und zu verbreiten, dadurch mit zu befördern, wenn er von Zeit zu Zeit Auszüge aus einigen der neuesten und vorzüglichsten Schriften, welche Aufklärung zum Gegenstande haben, in einer Sammlung liefert. Da ihm hierbey alles auf die glückliche Auswahl der Artikel anzukommen scheint, so verspricht er dabey alle ihm mögliche Sorgfalt gewiss anzuwenden.

Nach dieser Idee enthält das vorliegende *erste* Stück: I. *Die neuere Philosophie;* ein Auszug aus *Kiesewetters Versuch einer fasslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neuen Philosophie für Uneingeweihte.* Berl. 1795. S. 1—106. II. *Ueber Aufklärung im Staate;* aus der Schrift: *über die politische Staatskunst,* 2ter Th. Halle u. Leipz. 1795. S. 106—114. III. *Freyheit und Gleichheit;* aus der Schrift: *Geheimnisse aus der Geisterwelt, Magie und Alchymie etc. von einem Kosmopoliten.* Frankf. a. M. 1795. S. 114—120. IV. *Pocken und Pockeninoculation:* aus derselben Schrift. V. *Zu frühes Begräbniss;* desgl. S. 128—134. — So viel von dem Plan und dem Zwecke dieser Unternehmung! Ueber ihre Rechtmäsigkeit mag jeder Leser nach seinem moralischen Sinne selbst urtheilen. Ob sie Fortgang gehabt habe, ist uns nicht bekannt.

1) Upsala, b. Edman: *Literatur-Tidning för år 1795. första til fjerde häftet. — för år 1796. 1—4 häftet.* (Literatur-Zeitung für das Jahr 1795 und 1796.) In allen 8 Quartale, jedes von 8 Bog. (Der Jahrgang 2 Rthlr. Spec.)

2) Linköping, b. Björn: *Journal för Prester.* (Journal für Prediger.) 1. Jahrg. 1. Heft. 1797. 183 S. 8.

3) *Tidningar utgifne för Wexiö Stift.* Nr. 1—10. 1797. 8.

Der Redacteur der Nro. 1. genannten seit 1795 in Schweden ans Licht tretenden Literatur-Zeitungen ist ein schwedischer Edelmann, Hr. *Silverstolpe*, der seit einigen Jahren zu Stockholm und Upsala einen Buchladen angelegt hat, und dadurch viel zur Ausbreitung auch der auswärtigen Literatur in Schweden beyträgt. „Noch hat, sagt er in dem Prospectus, keine Nation die Höhe der Aufklärung erreicht, oder die einzelnen Wissenschaften, die das Wesen und den Grund derselben ausmachen, zu der Vollkommenheit gebracht, dass sie, sich allein genug, die Entdeckungen ihrer Nachbaren entbehren könnte. Am wenigsten dürfte dies der Fall bey der schwedischen Nation seyn, wo die Strahlen, welche die allgemeine Aufklärung Europas von sich wirft, gleich denen der Sonne selbst, den Norden nur unter einem spitzigern Winkel treffen, und unterwegs einen Theil ihrer wärmenden Kraft verlieren.“ Schweden hat bisher fast allein noch keine eigentliche Zeitung für die ausländische Gelehrsamkeit gehabt, und es ist dem Herausgeber rühmlich, diesem Mangel in seinem Vaterlande abzuhelfen, und dazu mehrere schwedische Gelehrte und Freunde der Wissenschaften aufzufodern und zu vereinigen. Doch scheint der Plan dabey zu Anfang des Unternehmens, und bey der Einschränkung eines ganzen Jahrganges auf vier Hefte, jedes nur von 8 Bogen, für den Umfang der ausländischen Literatur um so mehr zu ausgedehnt zu seyn, da nicht allein Recensionen und Nachrichten von neuen merkwürdigen Büchern in allen Wissenschaften, sondern auch philosophische und kritische Abhandlungen, Erläuterungen der neuesten Geschichte, gelehrte Neuigkeiten, Biographieen, und so gar Stücke aus den schönen Wissenschaften aufgenommen werden sollen. Doch nehmen die Recensionen den grösten Theil ein; sie sind mehrentheils ausführlich und nicht blos historisch, sondern auch oft mit philosophischen und kritischen Anmerkungen begleitet. Vorzüglich scheinen die Vf. auf politische und philosophische Schriften ihr Augenmerk zu richten, und besonders auch auf die der Kantischen Philosophen. Sie gehen bis auf Schriften von 1789 zurück. Die mehresten recensirten Schriften sind deutsche, z. B. von Reinhold, Kant, Fichte, Planck, Klaproth, J. W. Schmidt, Büsch, Remer, Fülleborn, Bellermann, Platner, Heydenreich, Schiller, Hegewisch, Hänlein und Ammon, F. A. Wolf, Stattler, Posselt, Archenholz, Giesele, Cramer; die Sammlung der politischen Regierungsschriften seit 1794. Nur zwey dänische, nämlich Prams Versuch über die Einrichtung einer hohen Schule in Norwegen, und die Schriften der in Kopenhagen über das Ackerwesen niedergesetzten Commission; nebst einer italienischen, nämlich des Königs von Sicilien *origine della Popolazione de S. Leucio.* Unter den französischen sind angeführt: Schriften von Dumouriez, Grerry, Condorcet, Ermes, Thiery, die *notions claires sur les gouvernemens* u. s. w. Ausführlich ist das Verzeichniss der Schriften über die französische Revolution, womit aber die Vf., ungeachtet verschiedener Fortsetzungen noch nicht über das erste Jahr der Revolution hinaus sind; auch hat man angefangen eine Uebersicht der französischen Literatur zu geben. Die angezeigten englischen Bücher sind von Payne, Rush, Stedman, Cooper, Russel, Lackington, Trolter, Beddoes, Fordyce, History of Spaen, London 1793 in 3 B. Auch selbst einige inländische schwedische Schriften sind recensirt, als z. B. Boethius Abhandlung zur Beförderung eines rechten Begriffs von der Philosophie, Prof. Tingstadius Sammlung der Gedichte aus den historischen Büchern des A. T., nebst einer Uebersetzung des Propheten Habacuc, Melanderhjelm Astronomie, Abhandlungen über das Eisen von Vandermonde, Berthollet und Monge, Kellgréns Schriften. Künftig werden die schwedischen Schriften doch vermuthlich nur in einer inländischen schwedischen Literatur Zeitung erscheinen, die Hr. *S. Silfverstolpe* gleichfalls unter dem Titel: *Journal för svensk Literatur*, heraus zu geben angefangen, und dadurch dem bisherigen Mangel einer schwedischen gelehrten Zeitung abgeholfen hat.

Die hier gelieferten Abhandlungen sind zum Theil Uebersetzungen, doch auch eigene Arbeiten, wohin besonders die angefangene Abhandlung von dem Anlass, dem Hauptinhalt, den neuern Fortschritten und Ver-

Veränderungen der kritischen Philosophie gehört, die doch ziemlich weit zurückgeht, und noch lange nicht geendigt ist. Hier liest man auch eine Abhandlung über die gelbe Chinarinde, über die jetzige Beschaffenheit der chemischen Wissenschaften und die neuere Entdeckungen in denselben, über die Stadt Washington, über die pontinischen Sümpfe, über den Einfluss der amerikanischen Kriegs- und Staatsbegebenheiten auf den menschlichen Körper, über das Hirtengedicht, eine Vergleichung der Beredsamkeit und Poesie der Alten und Neuern, neue Entdeckungen über den Ring des Saturns, Theorie des Eisens, über den *Sensus communis*, über die Alexias der Prinzessin Anna Comnena; über den Zustand der Gelehrsamkeit in Hindostan, über die Nachahmung der Natur in Gärten nach Heydenreich, über Kaiser Julians Schriften, einen Versuch einer neuen Eintheilung der Säugthiere; über den pragmatischen Vortrag der Geschichte u. dgl. Biographieen und biographische Nachrichten sind angehängt von Bonnet, Ad. Smith, Kant, nebst einem Verzeichniss seiner Schriften, Bailly, Ulloa und Gibbon.

Das *Journal für Prediger*, Nro. 2. das zu Linköping vermuthlich unter Direction des dortigen würdigen Bischofs D. *Lindblom* herauskommt, zeigt, dass man in Schweden auch in der Theologie nicht länger zurück bleiben will. Es liefert sechs kleine, in das Fach für Prediger einschlagende Abhandlungen, wovon 4 aus dem Deutschen, aus Sangerhausen, Dapp, dem neuen Journal für Prediger und Henke Magazin, übersetzt sind. Die andern beiden haben den Ursprung unserer biblischen Predigttexte, und die Uebersetzung einiger Stellen des N. T. zum Gegenstande. Denn folgen Recensionen einiger Schriften von Morus, Schuler, Niemeyer und Münter, und besonders der neulich erschienenen schwedischen Uebersetzung des Hiob von Hn. Prof. Tingstadius in Upsala, die mit vielem Beyfall aufgenommen ist. Ferner sind einige Entwürfe zu Predigten über evangelische Texte mitgetheilt, und zuletzt allerhand Nachrichten, auch aus London, Holland, Oxford, Florenz und Berlin, nebst einigen Anekdoten. Dahin gehört, dass Hr. Kant eigentlich aus Schweden herstamme, wo sein Grossvater den Ackerbau getrieben, sein Vater aber als Unterofficier nach Deutschland gegangen sey. Eine vollständigere Nachricht von Kant's Herkunft wird versprochen.

Die Nro. 3. angeführten Zeitungen für das Stift Wexiö, welche Hr. Bischof *Wallqvist* seit dem May dieses Jahrs herausgiebt, liefern nicht blos Nachrichten von dortigen Veränderungen unter den Geistlichen dieses Stifts, sondern auch von neuen herausgekommenen in- und ausländischen theologischen Schriften, kurze Recensionen derselben u. s. w. Da zwey so würdige und thätige Bischöfe, wie *Wallqvist* und *Lindblom*, sich auf die Art vereinigt, um die Aufklärung des Predigerstandes in Schweden, und die Verbreitung gründlicher und heller Kenntnisse bemühen, so hat man Ursache, glückliche Wirkungen zu erwarten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Liturgie bey Beerdigungen.* Von *Wilhelm Küster*, Pfarrer zu Eppingen in der Pfalz. 285 S. 8. (20 gr.)

Hr. K. ist so weit entfernt, mit dieser Liturgie bey Beerdigungen seinen Amtsbrüdern ein Gebetbuch in die Hand geben zu wollen, das sie von Wort zu Wort sclavisch ablesen, oder absingen müssten, dass er vielmehr S. VI. der Vorrede ausdrücklich sagt: ich wollte ihnen nichts liefern, als Muster, Umrisse, Desseins, wie man sie doch wohl, ohne der Eitelkeit und Anmassung verdächtig zu werden, selbst dem Meister in irgend einer bildenden Kunst mit groben Kreidenstrichen auf dem Schiefer entwirft, um ihnen die Ideen zu versinnlichen, nach denen man gern etwas ausgeführt sähe. Er nun wird, wenn nur die Ideen selbst nicht läppisch sind, die Fehler der im Zeichnen noch ungeübten Hand nicht strenge ahnden, wohl aber wegwischen, und durch Meisterstriche ersetzen." Ueberhaupt hat der würdige Vf. dieses Buchs, bey dessen Verfertigung die besten Hülfsmittel in diesem Fache glücklich benutzt sind, theils durch die Güte und Zweckmässigkeit seiner Arbeit, theils durch die bescheidenen und toleranten und edeln Gesinnungen, die allenthalben, hauptsächlich im II. Anhange zu Tage liegen, Rec. so für sich eingenommen, dass er der baldigen Fortsetzung dieses Werks mit Vergnügen entgegen sieht. Ausser der Vorrede von XIV S. besteht dasselbe aus Anreden und Gebeten beym Grabe überhaupt, dann besonders bey Beerdigungen kleiner Kinder, jugendlicher Personen, Erwachsener, bey XII Arten besonderer Veranlassungen; aus Segenswünschen und Entlassungen, endlich aus einem doppelten Anhange, wovon der erstere Texte zu Leichenreden enthält, der zweyte die Befugnisse und das kluge Verhalten der Prediger bey Beerdigungen in sich fasst, und besonders für angehende Pfarrer recht nützlich und brauchbar ist. Das wünschte übrigens Rec., dass der Vf. bey der Fortsetzung dieser liturgischen Anleitung auch die wenigen Provinzialismen vermiede, welche in diesem Bändchen vorkommen, z. B. S. 72. *dass ein früher Tod besser für es* (statt für dasselbe) *sey.* S. 69. *Brod ist nicht unser Gott.* S. 14. befeuern für anfeuern, entflammen u. s. w. und dass unter den Segenswünschen und Entlassungen S. 194. das 4te Formular:

> Gott mach' euch Toderbenden glückseliger!
> Gott trockne die Betrübniss euch von den Wangen ab!
> Doch, ist Last des Elends
> In der Nacht hier euer Theil;
> So begnadig' er euch mit Geduld!
> Und, o leite euch bis zum Ziel,
> Auf der heiligen Pflicht Weg,
> Dass ihr am Thron anschaut!

lieber mit einem das mehr Wohlklang und weniger Schwerfälligkeit hatte, vertauscht seyn möchte.

Berlin, b. Felisch: *Predigten über einige Sonn- und Festtags-Evangelia* zur Beförderung christlicher Erkenntnisse und Gesinnungen bey häuslicher Andacht. Von *Jo. Christian Gottfr. Dressel*, Prediger zu Charlottenburg. 1797. 526 S. 8.

Erst nach einer 24jährigen Amtsführung hat Hr. *D.* sich entschlossen, diese Auswahl seiner gehaltenen Predigten in Druck zu geben, und er hat es, laut der Vorrede, aus so edeln und lobenswürdigen Bewegründen gethan, dass man mit ihm nicht unzufrieden seyn könnte, wenn diese Predigten auch minder lehrreich und lesenswerth wären, als sie es in der That sind. Rec. denkt mit dem achtungswürdigen Vf. in seinen Grundsätzen so übereinstimmend, ist eben so sehr, wie er, ein Freund des Gemeinnützigen und Populären, und in Hinsicht auf alte und neue Vorstellungsart der christlichen Religionswahrheiten eben so sehr, wie er, ein Freund des *medium tenuere beati*, dass er vorliegende Predigten, die überdem etwas ungemein Anziehendes und Herzliches haben, auch allenthalben weise Rücksicht auf die Zeitbedürfnisse nehmen, mit grossem Vergnügen gelesen hat. Belege zu dieser Versicherung enthält jede dieser XXII Predigten. Es sey uns daher genug, nur ihre vorzüglichsten Hauptsätze anzugeben, und zu versichern, dass wir ihre Lectüre, besonders für die häusliche Andacht, als recht angenehm und nützlich empfehlen können. Es sind aber folgende hier abgehandelte Themen die hauptsächlichsten: Was würden oder könnten wir seyn, wenn Jesus nicht ein Mensch geboren wäre? Von dem christlichen Verhalten bey den Ansprüchen unserer Freunde auf unsere Theilnehmung an ihren gesellschaftlichen Freuden und häuslichen Leiden; von der Pflicht der Christen in Versorgung ihrer Armen; von der gerechten Verdammniss der Gottlosen in Ewigkeit; (eine für den Verstand der gemeinen und einfältigen Christen zweckmässige Rechtfertigung der Schriftlehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, worinn der Vf. nicht ohne alle Gnade und Barmherzigkeit, alle Gottlosen des ewigen Todes sterben lässt, oder mit den Freunden der Wiederbringung streitet, sondern nur behauptet, dass die Gottlosen ewige Pein leiden werden, wenn sie ewig das seyn und bleiben, was sie hier im Leben waren. Inzwischen scheint uns der Vf. doch hier die einzelnen Theile der bekannten Parabel Jesu vom reichen und armen Manne zu sehr urgiren zu müssen, um seine Vorstellungen von der Sache zu erhärten, und wir halten deswegen die Erklärungsart ewiger Strafen, wie sie z. B. der selige *Morus* in seiner *Epitome* S. 274 u. folg. vorträgt, für die bessere, und bey Denkenden weniger Zweifeln und Einwürfen unterworfene) von der klugen Vergegenwärtigung unsers und unserer Freunde bald möglichen Todes; warum verdient die christliche Religion von Regenten und Unterthanen hochgeschätzt zu werden? Lehren und Trostgründe der Vernunft und Religion für christliche Eheleute, denen Gott entweder gar keine, oder viele Kinder gegeben hat u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Leipzig*, b. Kleefeld: *Ueber die Verdienste des verewigten Doctor Kadelbachs*, ausübenden Arztes zu Leipzig. Eine Schrift dem Andenken des Verewigten geweiht und zur Beherzigung für angehende Aerzte, von *Johann Carl Friedrich Leune*, Doctor und Privatdocent d. Philosophie zu Leipzig. 1797. 40 S. 8. (4 gr.) Kadelbach war ein Mann von gutem Charakter, von mannichfaltigen Kenntnissen, auch in den Fächern, die nicht zur Brodwissenschaft gehören, wohl bewandert, ein guter Humanist und Physiker, dabey von dem Leipziger Publicum als ausübender Arzt vornehmlich gesucht und geschätzt. Er studierte in Leipzig, und blieb daselbst bis an seinen Tod: sein Leben zeichnete sich daher durch besondere Ereignisse und Schicksale nicht aus. Er stand täglich früh auf, studierte, besorgte seine Kranken, und wendete seine Zeit gewissenhaft zum Wohl seiner Nebenmenschen an. Sein ganzes Leben hindurch wendete er alle Jahre etliche Tage ausschliessend zur Wiederholung der ganzen Zergliederungswissenschaft an. Dem Vergnügen widmete er nur wenige Zeit, desto mehrere aber seinem Beruf, und war in Ausübung der Heilkunde, besonders in Heilung der Gemüthskrankheiten, besonders glücklich. Endlich erlag er unter dem Leiden von einem langwierigen Uebel, in einem Alter von 63 Jahren. Hr. *L.* hat diese dem Andenken eines braven Mannes gewidmete Schrift in eine Rede eingekleidet, um, wie er sich ausdrückt, seinem Gegenstande mehr Leben und Darstellung geben zu können. Rec. glaubt, er würde besser gethan haben, wenn er in prunkloserm Stil den Charakter und die Verdienste des Seligen geschildert hätte, ungefähr nach dem Muster, wie einst Maty den Charakter Boerhaavens als Mensch und als Gelehrten, darstellte, als dass er sich in Lobsprüche ergiesst, die zum Theil sehr wenig, zum Theil so viel sagen, dass sie nur höchst ausgezeichneten Menschen ertheilt werden dürfen. Er nennt seinen Helden einen grossen ausübenden Arzt, der unter der kleinen Zahl der auserlesensten Erdensöhne glänzte; der unter den Studierenden in Leipzig als eine Zierde sich zeigte, der durch Mitvertheidigung einer akademischen Probeschrift einen glänzenden Beweis seiner Gelehrsamkeit gab; der das Ideal des vollendetsten Arztes war, in welchem die Heilkunst gleichsam selbst verkörpert oder in sichtbarer Gestalt auftrat, und der wie ein Engel unter den Menschen, wie ein Gott unter den Schaaren der an Sinnlichkeit haftenden Sterblichen sich von den Banden der Zaubermacht der Sinnlichkeit loszureissen suchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. December 1797.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Reinicke: *Schauplatz der merkwürdigsten Kriege, und der übrigen politischen Hauptbegebenheiten des 18ten Jahrhunderts;* zum Gebrauch für alle Classen der Leser. Von *F. G. A. Lobethan.* 1ster Th. 1793. 1 Alph. 3 Bog. 2ter Th. 1794. 1 Alph. 8 Bog. 3ter Th. 1794. 19 Bog. 4ter Th. 1ste Abth. 1795. 10 Bog. 2te Abth. 1796. 7 Bog. 8.

Rec. nimmt ein Buch, das sich, wie dieses, für mehrere Classen von Lesern ankündigt, immer mit Furcht in die Hand. Die drey Classen der Leser historischer Bücher, der unterrichteten Historiker, der Dilettanten, und derjenigen, die bloss eine müssige Stunde ausfüllen wollen, sind in dem Zwecke, den sie durch das Lesen zu erreichen gedenken, so sehr von einander entfernt, dass man ein grosses Zutrauen zu sich selbst haben muss, wenn man es wagen kann, sie alle drey befriedigen zu wollen. Wenn wir indessen des Hn. Prof. *L.* Ankündigung vom Zwecke seines Buches nicht nach der Strenge des Wortverstandes, sondern nach der Ausführung beurtheilen, so sieht man wohl, dass er auf die erste Classe von Lesern historischer Bücher gar keine Rücksicht hat nehmen wollen. Denn dieses Werk enthält durchaus nichts, wodurch der eigentliche Historiker könnte bewegen werden, es zu lesen. In Hinsicht der übrigen beiden Classen muss man ihm das Lob ertheilen, dass darin keine Irrthümer von Wichtigkeit befindlich sind, und dass der Vf. nur äusserst selten eine Parteylichkeit in der Beurtheilung der Begebenheiten zeigt. Aber mehrere andere Eigenschaften, die man von einem historischen Lesebuche, das unterrichten und unterhalten soll, mit Recht fodert, fehlen ganz und gar. Das Buch ist grösstentheils ein trockner Auszug der Kriegsvorfalle aus den Zeitungen. Nirgends wird in die Entstehung einer Begebenheit tief eingegangen, nirgends werden die Folgen derselben deutlich entwickelt; nirgends findet sich ein fester philosophischer oder politischer Blick. Es kann dem Vf. nicht zur Entschuldigung gereichen, dass er hauptsächlich eine allgemeine Uebersicht der Kriegsbegebenheiten auf dem Titel versprochen hat; (denn eine Vorrede hat das Buch gar nicht.) Unmöglich kann er glauben, dass eine kahle Zeitungs-Erzählung von Märschen, Schlachten und Scharmützeln, irgend einen Leser anziehen oder unterrichten kann, oder dass man ihn dadurch auf den Standpunkt stelle, von welchem er den Kriegsschauplatz gehörig übersehen, und über den Ausgang des Ganzen ein richtiges Urtheil fällen könne. Ein zweyter Fehler fliesst unmittelbar aus diesem ersten, oder macht vielmehr einen Theil davon aus, nämlich eine falsche Auswahl der Materien, die in der Erzählung aufgenommen sind. Wir werden davon einige Beweise anführen. Endlich ist auch die Schreibart zu sehr vernachlässigt, und besonders oftmals durch häufige Wiederholungen von einerley Wörtern in derselben Periode ungemein unangenehm gemacht, so wird Th. 1. S. 120. in 15 Zeilen dreymal die Wendung: „*kam zu Stande*" gebraucht. S. 200. „Mit Mühe brachte der G. L. v. Nassau die Truppen, mit welchen *der König* ihn zu Collin zurück gelassen hatte, *dem Könige* wieder zu, und empfing dafür den schwarzen Adler Orden, den *der König* selbst trug." Der *erste Theil* des Buchs enthält zuerst die Erzählung des spanischen Successions- und des nordischen Kriegs. Wie konnte Hr. *L.* S. 6. schreiben, dass die nordischen Mächte zu (im) Anfange dieses Jahrhunderts noch kein entscheidendes Gewicht für die (in den) Angelegenheiten unsers Welttheils gehabt hätten? Wurde denn der dreyssigjährige Krieg nicht in dem vorigen J. H. geführt, und der westphälische Friede nicht in demselben geschlossen? Von den Intriguen, die vor dem Successionskriege vorauf gingen, ist hier gar nichts gesagt, und Wilhelms III. Name ist nicht genannt, auch nicht gesagt, welche grosse Wirkung Frankreichs Verfahren nach seinem Tode zu Oestreichs Vortheil in England that. Was verbindet der Vf. für Begriffe mit den Worten S. 15. „Carls zum Besten des Französischen Prinzen gemachtes, und *mit seinem Tode besiegeltes* Testament?" S. 46. sagt er: „Und als in eben dem Jahre zuerst der Dauphin von Frankreich, und mit demselben eine gute Stütze für den K. Philipp starb." Es war gerade umgekehrt; des Dauphins Tod that Philipps Sache Vortheil, keinen Schaden. Beide Kriege sind übrigens sehr kurz erzählt, und nehmen nur 5 Bogen ein. Dagegen ist nun nichts zu sagen; da aber alles so sehr compendiarisch erzählt ist, und fast alle Züge weggelassen sind, welche die grossen Männer, die in diesem wichtigen Zeitraume auftreten, charakterisiren können, so scheint es uns gegen die gute Oekonomie, wenn manche unbedeutende Kriegsbegebenheit angeführt, und unter so manchen, weit mehr aufklärenden Anekdoten, nur die einzige S. 83. aus Voltaire erzählt wird, dass Carl XII. des Grofs Wessirs Kleid mit seinem Sporn, nach dem Frieden am Pruth, zerrissen habe, besonders da nun in den 7 darauf folgenden Zeilen, des Königs Gefangenschaft unter den Türken abgethan wird, und er sich schon wieder in Schweden befindet,

ehe

ehe die Seite zu Ende ist. Besser ist die zusammengedrängte Erzählung der Unterhandlungen und Intriguen, die nach dem Successionskriege das südwestliche Europa beschäftigten, ungeachtet keinesweges in den Geist desselben hineingegangen ist. Dass Frankreich die geheime Absicht gehabt habe, nach Carls VI. Tode eine Universalmonarchie zu errichten, (S. 123.) müsste jetzt den parteyischen östreichischen Schriftstellern nicht mehr nachgesprochen werden. Mit dem östreichischen Successionskriege geht eine ausführliche Erzählung der Kriegsvorfälle, aber auch die fehlerhafte Auswahl der darinn aufgenommenen Materialien an. Wozu soll es Lesern der Art, als sie der Vf. erwarten kann, nutzen, dass die Zahl der Bataillonen und Escadronen angegeben wird, aus welchen die Heere bestanden, wenn nicht besondere Umstände diese Angabe nöthig machen? S. 257. nimmt diese Aufzählung mehr als eine ganze Seite weg. Der siebenjährige Krieg wird in diesem Theile noch angefangen, und zwar hat Hr. *L.* die französisch-englischen Unternehmungen zu Wasser und in andern Welttheilen, ganz von dem preussisch östreichischen Kriege getrennet, und jene hier zuerst erzählt, welches seine Vortheile hat. Der *2te Theil* beginnt mit den in Deutschland sich zugetragenen kriegerischen Vorfällen. Diese Erzählung ist unstreitig der beste Abschnitt des ganzen Buchs, und Hr. *L.* hat die vielen trefflichen Vorgänger in diesem Theile der neuen Geschichte gut genutzet. Ganz falsch und in sich widersprechend möchte indessen wohl das Urtheil seyn, das der Vf. von Daun S. 83. nach dem Ueberfall bey Hochkirchen fallet: „Dieser Sieg schien ihn stolz gemacht zu haben, und eitles Selbstvertrauen schien ihn abzuhalten, die erlangten Vortheile weiter zu verfolgen.“ Ungeachtet desjenigen, was der östreichische Veteran, und der König von Preussen selbst von der Bataille bey Liegnitz sagen, wird sie doch auch hier nach S. 144. als nach vorher angelegten Plane geliefert, vorgestellet. Hingegen ist die Schlacht bey Torgau richtig erzählt. Auf den siebenjährigen Krieg lässt der Vf. den polnisch-türkisch-russischen Krieg folgen. Es war nicht sowohl Rache, dass Choiseul die polnischen Conföderirten gegen Russland unterstützte, als richtige Staatsklugheit, den Einfluss dieser Macht auf diesen Staat zu endigen (S. 221.). Bayerscher Successionskrieg. Der Vf. vermischt S. 304. die mit Herz. Johann 1340 erloschene niederbayersche Linie mit der 1425 mit Herz. Johann ausgestorbenen Straubingischen Linie, die aus der 1353 unter des Königs Ludwig IV. Söhnen vorgenommenen Theilung entstanden war. Englisch-americanischer Krieg. Hr. *L.* trennet ihn in der Erzählung von Grossbritanniens Kriege mit Frankreich, Spanien und Holland. Die Beschreibung des Zustandes der Colonien vor dem Ausbruche des Kriegs, ist voller schielender Sätze und Irrthümer, besonders S. 337. Die Kriege selbst sind recht gut erzählt. Dritter Theil. Holländischer innerer Krieg. Der Vf. verlässt hier seine bisherige Unparteylichkeit, und er spricht von den Patrioten als ein eifriger Oranisch-Gesinnter, ohne eine Zeile daran zu verwenden, seine Leser in den Stand zu setzen, über Recht und Unrecht der beiden Parteyen urtheilen zu können. Dafür erzählt er uns aber S. 11., dass die Freudensbezeugungen an dem Geburtstage der Erbstatthalterinn bis nach Mitternacht gedauert hätten, und dass der Herz. v. Braunschweig die nöthigen Erkundigungen eingezogen habe, ehe er in das Land gerückt sey. S. 50. wird gesagt, die von dem Erbstatthalter zur Veränderung des Regiments in den Städten, ernannten Commissare hätten diese Handlung, „mit Klugheit und aller Parteylosigkeit vorgenommen, wodurch jedoch Missvergnügen oder neuem Streite zuvorgekommen war.“ — Freylich! mit solcher Klugheit und Parteylosigkeit, dass die jetzige Revolution in Holland davon die Folge war. Neuer Krieg der Kaiserhöfe mit den Türken, und Schwedens Krieg mit Russland und Dänemark. Der Vf. scheint den Grundsatz zu haben, dass nichts als Kriegsbegebenheiten politische Hauptbegebenheiten sind; sonst würden die Verschwörungen der schwedischen Officiere besser auseinander gesetzet, und die Abänderungen in der schwedischen Regierungsform nicht ganz ausgelassen seyn. Beide Kriege sind sehr weitläuftig erzählt. Desto auffallender ist es, wenn Hr. *L.* von dem Friedensschlusse sagt: „Endlich war man auf beiden Seiten des Kriegens müde, und schon der 14te Aug. war der Tag S. S.“ Wusste der Vf. wirklich keinen andern Grund des schnellen Friedens anzugeben? Geschichte der jetzigen französischen Revolution, und des daraus entstandenen Kriegs. Die Erzählung der innern Vorfälle ist kurz, und enthält das allgemein bekannte; die Kriegsvorfälle sind ausführlicher beschrieben, aus den Zeitungen, oder aus den in jedermanns Händen befindlichen Büchern. Der 4te Theil setzet sie bis in das 1794ste Jahr fort.

LEIPZIG, b. Weygand: *Ferdinand Alvarez von Toledo Herzog von Alba.* In zwey Bänden. 1796. 1 Alph. 16 Bog. 8.

Der Vf. will „eine treue Copie des Charakters, der Feldherrngrösse und der Oberstatthalterschaft in den Niederlanden des Herzog v. Alba“ liefern; er glaubt, „kein unerwiesenes, oder unzuerweisendes Factum vorgetragen, und durch die Herausgabe dieser Lebensbeschreibung keine ganz unverdiente Arbeit unternommen zu haben.“ Es würde uns leid thun, wenn unsere Anzeige diese angenehme Illusion stören sollte. Aber leider ist das ja häufig die Pflicht des Recensenten. Wenn der Vf. das erste Versprechen, nichts unerwiesenes oder nicht zu erweisendes zu sagen getreu erfüllt hätte, so wäre dieses zwar ein grosses Verdienst. Indessen wäre dadurch die Pflicht eines Biographen noch nicht erfüllet; dieser muss die Begebenheiten, die das Leben seines Helden merkwürdig machen, mit der Person desselben in solche Verbindung zu bringen wissen, dass daraus sein Charakter, seine Denkart, und die Bewegungsgründe, nach welchen er handelte, deutlich werden. Der Vf. hat sich in der That Mühe gegeben, dieses zu thun; aber er hat

einem

einem Plutarch, Robertson, oder Schröckh die Kunst noch nicht abgelernt, wie man dabey zu Werke gehen muss. Besonders thut es Schaden, dass er Alba überall als den ärgsten Bösewicht vorstellen will, und daher in keiner seiner Handlungen Güte oder Grösse findet, welche letzte man ihm doch als Feldherrn keinesweges absprechen kann. Was die Richtigkeit der Thatsachen betrifft, so vergleiche man unter vielem andern nur folgendes. Was sind die *hanseatischen* Edelleute S. 83. für Wesen? Wo liegt Chinusa S. 93. an dem Lech, das Schertlin wegnahm? (Vermuthlich Füssen.) Welcher deutscher Schriftsteller würdigt einen Markgrafen von Brandenburg zum Marquis herunter? S. 100. Wer hat den Grafen von Mansfeld zum Herzoge gemacht? S. 174. Wenn hat jemals der Kaiser die Reichsfürsten mit: meine Herren; angeredet? Welcher bewährte Schriftsteller erzählt, dass der Herz. v. Alba dem Landgrafen von Hessen bey seiner Gefangennehmung den Degen auf die Brust gesetzet, und ihm unter den grässlichsten Flüchen befohlen, ihm zu folgen? S. 185. Woher hat der Vf. folgende schöne Erzählung von dem Reichstage zu Augsburg 1548.: „Unter seine (Karls V.) ungeheuren Foderungen gehörte auch die, dass die Protestanten das Concil zu Trident annehmen sollten. (Daran war gar nicht gedacht.) Eine Foderung, die eben so abentheuerlich an sich, als an ihrer Ausführung dem Charakter Karls angemessen war. (Was will dieser Galimathias sagen?) Die Protestanten berathschlagten sich lange, — der gefürchtete Karl trat hinzu, und fragte, ob sie etwas einzuwenden hätten, und ob sie die Beschlüsse nicht annähmen? Die geängstigten Protestanten antworteten mit einem gefälligen Lächeln, einer tiefen Verbeugung, und einem Achselzucken. Die Herren haben, nahm Karl das Wort, gar nichts einzuwenden." — Welcher Schriftsteller hat es dem Vf. S. 195. offenbart, „dass Karl und Alba oft wichtige Augenblicke über die Verbeugung versäumet hätten; die sie einander gemacht?" Heisst das eine Biographie nach den glaubwürdigsten Schriftstellern schreiben, wie auf dem Titel steht, wenn man in den schmalkaldischen Händeln, den Sleidan nicht einmal aufschlägt, der gegen alle diese Fehler gesichert haben würde? Und um endlich nur noch einen Beweis anzuführen, wie der Vf. so ohne alle Besonnenheit verfährt; wie konnte er S. 197. folgendes schreiben: „Vergebens bemühete sich Karl — seinen Bruder zu bewegen, sich seines Rechts auf die römische Königs Krone zu begeben. Er wendete alles an, um die Reichsstände zu gewinnen, und zu bestechen. Dieser Plan, an dessen Ausführung er arbeitete, *und der nur durch Richelieu*, — einen, in dieser Hinsicht wirklich grossen Wohlthäter der meisten europäischen Nationen — hintertrieben wurde, war sein einziger Gedanke, der ihn beschäftigte." Das ist doch wohl zum Beweis der Zuverlässigkeit hinlänglich. Wie gezwungen, unnatürlich, geschroben die Schreibart sey, zeigt sich schon aus dem obigen. Nicht selten ist aus Abscheu vor dem Gewöhnlichen, etwas ganz sinnloses hingeschrieben. Manches ist indessen kaum anders zu erklären, als dass der Vf. wenigstens stellenweise aus dem Französischen, aber freylich schlecht übersetzt hat. Von allen diesen sind in dieser Lebensbeschreibung sehr zahlreiche Beweise. Anstatt: unter die Füsse treten; sagt ihr Vf.: unter die Füsse *rollen*; worüber man natürlicher Weise fallen würde. Wetteifer, ist ihm nie genug, sondern *Wettflug*; die Vorschläge führen nicht zurück, sondern sie *schleudern* zurück; *brüllen*, ist ein Lieblings Wort, dessen er sich besonders von Alba bedient; die Generale werden S. 310. in die feindlichen Staaten *gesprengt* S. 254. wird Alba *von der Wirklichkeit* seines Versprechens *zurück geschleudert*. Man reitet in dem Buche nicht mit verhängtem, sondern mit *gesprengtem* Zügel S. 169. Ausgesucht schön ist es S. 487. gesagt, dass der Herz. v. Alba mit *seinen breiten Despoten - Hufen* das auflodernde Flämmchen in den Niederlanden zertreten will. S. 63. Taub schlug es an seinen Ohren zurück; soll wohl heissen: es schlug von tauben Ohren zurück. S. 316. *beschliesst* der Herzog *den Schauplatz* seiner Grossthaten; *die* (die Grossthaten) auf dem päbstlichen Boden *eine so reichliche Aerndte hatten*. Die Personen, welche in seinem Buche auftreten, halten häufig Reden, die auch wohl nicht aus den glaubwürdigsten Schriftstellern genommen sind, besonders nicht, was Karl V. S. 176. und 233. sagt. Dass ein solcher neumodiger Schriftsteller Katalonien, Kolonna, Kamilla, und Emilius Paulus, u. s. w. aber auch wiederum Caraffen, Corcira u. s. w. schreibt, versteht sich von selbst.

Bamberg u. Wirzburg, b. Göbhardts Wittwe: *Grundriss einer Geschichte des Bisthums Wirzburg und Herzogthums zu Franken.* Ein Handbuch für studierende Jünglinge. Von *Bernhard Joseph Landmann*, Weltpriester eben dieses Bisthumes. Mit Erlaubniss der Obern. 1798. 131 S. 8.

Wir bedauern die *studirenden Jünglinge* zu Wirzburg, wenn sie nicht im Stande seyn sollten, auf der Stelle gleich selbst so ein Handbuch zu schreiben, als hier der sich ihnen aufdringende Geschichtslehrer ihnen in die Hände geben will; und zugleich würden wir sie um ihr glückliches Genie beneiden, wenn es ihnen gelingen sollte, aus dem schiefen und verworrenen Vortrag des Vf. deutliche Ideen herauszuwickeln. Man erhält hier leere *Bischoffsgeschichten* und auch da kann man nicht klug werden, wann eigentlich diese Leute auf der Welt gewesen. Z. E. S. 76. Das merovingische Austrasien und unser erst im 8ten Jahrhundert bekannt gewordenes *Ostfranken* ist ihm einerley. Solche Schnitzer folgen einer nach dem andern. Einen *studirenden* Jüngling hätte man unmassgeblich auch auf die *Quellen* aufmerksam machen dürfen. Der Vf. scheint aber selbst keine andere zu kennen, als die Wirzburgische Chronik und vielleicht die Dictata weiland seines Herrn Praeceptoris. Den 30jährigen Krieg hat (nach S. 112.) der Doctor Luther durch seine Heftigkeit veranlasst. Der arme heftige Mann, der beym Anfang des Kriegs schon über ein halbes Jahrhundert im Grab lag! Politik und Jesuiten Ränke haben den Krieg veranlasst. — Die

deutschen Stände hätten den Gustaf Adolf mit Versprechungen herbeygelockt, die sie nicht halten konnten? — Wie hiessen denn diese Stände, und was waren das für Versprechungen?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Populäre christliche Anthropologie in Predigten ausgeführt* auch unter dem verständlichern und passendern Titel: *Predigten über die Kräfte der menschlichen Seele: und durchgehends mit passenden Liedern begleitet* von *C. Fr. Senff*, Königl. Preussischen Consistorialrath und Pastor an der Moritzkirche zu Halle. 1795. 1ster Theil. 536 S. 2ter Theil. 690 S. 8. (ohne die Vorrede zu jedem Bande).

Voll edlen Unwillen bestreitet der würdige Vf. den, immer noch nicht vertilgten, und der wahren Sittlichkeit so nachtheiligen, Irrthum, dass der Mensch von Natur zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösem geneigt sey, als wodurch die Veredlung des Menschen auf tausendfältige Weise gehindert und erschwert werde, und der, von seiner Entstehung an, ungleich mehr Schaden gestiftet habe, als alle die Dogmen, welche in Concilienschlüssen verdammt worden. — Die ganze vor uns liegende Arbeit hat, dem zufolge, den rühmlichen Zweck, zu zeigen, dass alle Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele, an und für sich, gut sind, wofern sie nur zweckmässig entwickelt und geübt werden. Da zu viel Raum darauf gehen würde, wenn wir den Inhalt der sämmtlichen Predigten hier abschreiben wollten; so mag es hinlänglich seyn, den ausgeführten Plan des Vf. im Allgemeinen anzuzeigen. — Die ersten sechs Predigten sind als Einleitung anzusehen, und enthalten folgende Materien: der Mensch hat einen hohen Werth, denn er ist nach dem Bilde Gottes erschaffen: Nach den Aussprüchen der heiligen Schrift, trägt er dieses Bild noch an sich: Je mehr er diesen Vorzug erkennt, desto anbetungswürdiger muss ihm Gott selbst werden: Je besser er seine Seelenkräfte kennen lernt, desto zweckmäsiger wird er sie anwenden: die Sendung Jesu beweisst insbesondere, welchen Werth der Mensch in den Augen Gottes haben müsse: die Geburt Jesu fodert uns auf das stärkste auf, uns zu Gottes Bilde zu erneuern. — Hierauf folgen *acht* Vorträge über die *Verstandeskräfte*. Rec. vermisst darunter einen besondern Vortrag über die Einbildungskraft. — Ueber *Freyheit des Willens und die Triebe des Herzens neun* Predigten. Unter diesen vermisst Rec. wenigstens zwey Vorträge, über den Trieb nach sinnlichen und geistigen Vergnügungen; und nach Eigenthum und Unabhängigkeit. In einem Anhange hierzu wird in *fünf* Predigten ausgeführt: dass, der verschiedenen Geistesgaben ungeachtet, doch alle Menschen das Bild Gottes an sich tragen, dass dieser Gedanke auf keine Weise den Stolz befördere: dass hieraus eine natürliche Gleichheit der Menschen hervorgehe: dass der Mensch, selbst in der Würde seines Körpers, das Bild Gottes an sich habe: dass er durch diese Gottähnlichkeit vor allen übrigen Bewohnern der Erde ausgezeichnet sey. — Hierauf folgen *sieben* Predigten, über das, wozu der Mensch, seinen Anlagen zu folge, von Gott bestimmt sey. *Wie und wodurch soll das Bild Gottes in uns ausgebildet werden? In zwey und zwanzig Predigten.* Die *acht* Vorträge über Jesum, als das vollkommenste Muster aller wahren Weisheit und Sittlichkeit, so lesenswerth sie auch an und für sich selbst sind, stehen, nach Rec. Meynung, nicht an ihrer Stelle. Bey der Darlegung der Mittel, die Gottähnlichkeit in dem Menschen zu befördern, war es wohl hinlänglich, in einer, höchstens, zwey besondern Predigten, auf das Beyspiel Jesu aufmerksam zu machen. Dieser ganze, weitläuftige Abschnitt ist nicht planmässig behandelt, indem man z. B. eine Predigt darin findet: warum der grösste Theil Menschen Gott so unähnlich sey; desgleichen: dass das Herabsinken von der Aehnlichkeit mit Gott unaussprechliche Schande sey u. d. m. Dafür fehlen andere hierher gehörige Materien. Hätte der Vf. nicht durchgängig den tropischen Ausdruck *Ebenbild Gottes* gebraucht, so würden verschiedene Vorträge haben wegbleiben können, die, blos durch Hinsicht auf denselben, mögen veranlasst worden seyn, und ein weit zusammenhängenderer und lichtvollerer Plan würde sich von selbst ergeben haben. Dessen ungeachtet wünscht Rec. diesen Predigten ein zahlreiches Publicum. Sind sie gleich nicht alle von gleichem Werthe; so ist doch keine darunter, welche des Drucks ganz unwürdig gewesen wäre. Ein grosser Theil sind von vorzüglichem Werthe. Der Vf. zeigt sich darin als einen aufgeklärten Theologen, der die sittlichen Bedürfnisse des Menschen gehörig kennt, den praktischen Zweck der Religion unverrückt vor Augen hat, die heiligen Rechte der Vernunft mit Freymüthigkeit vertheidigt, und mit einer, für ein mittleres Auditorium berechneten Popularität einen männlichen, in den meisten Stellen ziemlich bestimmten und reinen, Ausdruck verbindet. Zur Beförderung der häuslichen Erbauung, ist jeder Predigt ein Lied beygefügt worden, welches genau auf den Vortrag eingerichtet ist. Der Vf. hat eine Menge Gesangbücher bey der Auswahl dieser Gesänge benutzt. Wo er nichts Passendes auffinden konnte, dichtete er die benöthigten Lieder selbst. Der grösste Theil derselben ist von ihm. Ungeachtet kein vorzügliches Dichtertalent daraus hervorleuchtet; so verdienten sie doch, wegen der gesunden Nahrung für den Verstand, die sie enthalten, hier gedruckt zu werden. Wir machen daher diejenigen, welche künftig die Besorgung öffentlicher Gesangbücher übernehmen, hierauf aufmerksam.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. December 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Lebensbeschreibungen berühmter Männer* aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, von *C. Meiners* Königl. Grossbrit. Hofrath und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. *Dritter Band.* 1797. Vorr. XVI. 498 S. gr. 8.

Nach dem, was besonders in den neuern Zeiten, über, für und auch wider den so berühmten Ritter, *Ulrich von Hutten* geschrieben worden ist, möchte es wohl das Ansehen haben, als ob Hr. *M.*, der diesen ganzen Band seiner Lebensbeschreibungen berühmter Männer demselben gewidmet hat, etwas überflüssiges unternommen hätte. Allein so bald man die hier gelieferte Biographie etwas genauer ansehen, und sie mit dem, was bisher von diesem, *in seiner Art vielleicht einzigen Mann* gesagt worden ist, und selbst mit dem, was *Burckhard*, Huttens vorzüglichster Biograph, mühsam zusammen getragen hat, verglichen wird: so wird man wohl keinen Anstand nehmen können, dem Vf. den Vorzug vor allen andern, die sich um die Geschichte dieses Ritters verdient zu machen suchten, einzuräumen, und den so unverkennbaren Fleiss, diesen so merkwürdigen Mann, der sich zur Zeit der so erwünschten Kirchenverbesserung, auf so mannichfaltige Art ruhmvoll auszeichnete, von allen Seiten, so wie er war, nach der Wahrheit, darzustellen, mit dem lebhaftesten Danke erkennen. Hr. *M.* gestehet es selbst, dass er diese verdienstvolle Arbeit *con amore* unternommen habe, und dieses lässt schon zum voraus jeden seiner Leser die Hoffnung fassen, dass ihn — freylich nicht die gewöhnliche *flüchtige Lectüre* — sondern das eigentliche *Studium* dieser Biographie ganz befriedigen und Vergnügen sowohl als Nutzen gewähren werde. Wenigstens war dieses der Fall bey Rec., der seit langer Zeit auf diesen herrlichen Mann aufmerksam gewesen ist, und seine, meistens sehr seltenen Schriften, so viele er derselben habhaft werden konnte, mit dem möglichsten Fleisse gesammelt, aber auch mit Vergnügen gelesen hat. Eben dadurch sieht sich derselbe auch in den Stand gesetzt, mit der Anzeige dieser Biographie einige, in der Lebensgeschichte eines so merkwürdigen Mannes, vielleicht nicht ganz unbedeutende Bemerkungen zu verbinden. Um dieses desto füglicher thun zu können, wird es nöthig seyn, die vornehmsten Momente der Geschichte desselben kürzlich zu wiederholen, wobey Rec. gleich anfangs erinnern muss, dass das *Denkmal Ulrichs von Hutten*, das Hr. *M.* S. 3 in der Anm. anzeigt, und das Herr *Wagenseil* dem ersten Band seiner leider verunglückten Ausgabe der *Operum Hutteni* beygefüget hat — nicht von Hn. *Göthe* (der vermuthlich der Vf. des kurzen Aufsatzes im deutschen Merkur 1776. Febr. ist) sondern von Hn. *Herder* herrühre, der solches neuerdings, und zwar mit Verbesserungen, der *fünften Sammlung* seiner *zerstreuten Blätter* einverleibet hat. *Ulrich von Hutten* wurde am 20 oder 21 Apr. 1488 aus einem der ältesten fränkischen Geschlechter, auf der Burg *Steckelberg*, einige Meilen von *Fulda* geboren. Schon in seinem eilften Jahre schickten ihn seine Aeltern nach *Fulda*, in der Absicht, dass sich derselbe dem geistlichen Stande widmen sollte, wozu er aber keine Neigung hatte. Er benutzte also zwar den Unterricht, den er in den alten Sprachen, und in andern Wissenschaften in der Schule dieses Stiftes erhielte; die Ordensgelübde aber abzulegen, dazu konnten ihn weder seine Aeltern, noch die Mönche bewegen. Um den Zudringlichkeiten derselben zu entgehen, verliess er das Stift heimlich und begab sich, nach Hn. *M.* Meynung ungefehr im J. 1504 nach *Cöln*, wohin ihn der nachmals so berühmt gewordenen *Crotus Rubianus*, der mit ihm zu *Fulda* studirte, begleitete. Wahrscheinlich that er diesen Schritt, der seinen Vater so sehr wider ihn aufbrachte, dass derselbe Jahrelang sich nicht weiter um ihn bekümmerte, mit Vorwissen seines grössten Gönners und Wohlthäters, des edelgesinnten *Eitelwolf von Stein*. In *Cöln* war *Johannes Rhagius Aesticampianus* sein Lehrer in den schönen Wissenschaften, die er, wie leicht zu erachten, den dialektischen Spitzfindigkeiten vorzog. Im Jahr 1506 begab er sich mit diesem seinem aus *Cöln* verjagten Lehrer auf die eben errichtete hohe Schule zu *Frankfurt an der Oder*, wo er auch die Magisterwürde erhielt. (In *Becmanns Notit. Universit. Francof.* S. 6 heisst es, er sey unter dem Decanat des *Johann Lindelholz*, nur *Baccalaureus Philosophiae* geworden.) Um eben diese Zeit schrieb er sein erstes Gedicht — *Carmen in Marchiam*, welches im J. 1507 der Einweihungsgeschichte dieser Universität beygedruckt wurde. Wie lange er sich zu *Frankfurt* aufgehalten habe, lässt sich nicht bestimmen; überhaupt fängt hier in der Lebensgeschichte dieses Ritters eine Lücke an, die noch ausgefüllt werden muss. Seine Begierde, die Welt zu sehen und sein Glück zu machen, trieb den jungen *Ulrich von Hutten*, wie sein gegenwärtiger Biograph sagt, im Norden von Europa, aber nicht in *Italien* umher. Dieses letztere glaubte nebst andern *Burckhard*, der ihn in den Jahren 1508 und 1509 eine Reise nach *Italien* machen, und ihn daselbst unter

unter andern der Belagerung von *Padua* beywohnen läfst. Nach vielen ausgeftandenen Gefahren zu Waffer und zu Lande, kam er nach *Greifswalde* und 1509 nach *Roftock*. Gegen das Ende des Jahres 1510 treffen wir ihn zu *Wittenberg* an, wo er feine *Artem verfificatoriam* ausarbeitete, die im J. 1511 nicht zu *Wittenberg*, wie Hr. *M.* in dem Schriftenverzeichnifs S. 410 fagt, fondern zu *Leipzig* gedruckt wurde. Vielleicht gefchah es um diefe Zeit, dafs ihn *Vitus Berlerus* (*S. Heumanns Documenta litterar.* S. 294) zu Leipzig kennen lernte, *ubi quum illuc adulefcentulus ferme bonas litteras non omnino infeliciter profiteretur, ita mihi primo ftatim guftu placuit, ut fpem illico de homine conceperim et amplam et raram.*) Nun gieng feine Reife nach *Wien*, wo er, nachdem ihn unterwegs zu *Olmütz* der dafige Bifchoff *Stanislaus von Turzo* wohl bewirthet hatte, im Herbft 1511 ankam, und von *Vadian* und deffen Freunden freundfchaftlich aufgenommen wurde. Diefe waren es, welche zu Anfang des Jahres 1512 einige feiner Gedichte, und befonders feine *Exhortationem ad Maximil. Caef. bello in Venetos euntem* zu Wien *drucken liefsen.* Ob diefe, bisher noch nicht genugfam bekannte Ausgabe, *Huttens Epigrammata*, fo, wie er fie nachher felbft herausgab, enthalte, läfst fich aus der Anzeige derfelben, die man in *Denis Buchdruckergefchichte Wiens* S. 64 findet, nicht errathen. In der Abficht, die Rechte nun mit Ernft zu ftudiren gieng unfer Ritter nach Italien, wo er im April 1512 in *Pavia* ankam. Allein nach drey Monaten nöthigten ihn die Kriegsunruhen diefe Stadt wieder zu verlaffen, und nach *Bologna* zu gehen. Wie lange er dafelbft geblieben, und durch welche Abentheuer er endlich im Jahr 1514 nach *Deutfchland* zurück gedränget worden fey, ift unbekannt. Dafs *Hutten* nach feiner Zurückkunft jene Gedichte, die *Vadian* fchon 1512 zu *Wien* drucken liefs, im Jahr 1514 aufs neue herausgegeben, und fie dem Kaifer *Maximilian* zugeeignet habe, mag wohl ganz richtig feyn. Doch hat Rec. diefe Ausgabe nie genau beftimmt und mit Zuverlafsigkeit angezeigt gefunden. Immer hat man fich bisher mit der *augsburger* Ausgabe von 1519 beholfen. Sein fchöner *Panegyricus in Albertum Principem*, zu deffen Bearbeitung ihn *Eitelwolf von Stein* ermunterte, wurde zu Anfang des Jahres 1515 zu *Tübingen* gedruckt. In eben diefem Jahre trug fich die bekannte traurige Gefchichte mit feinem Vetter, dem *Johann von Hutten* zu, den der Herzog *Ulrich* von *Wirtemberg* mit eigener Hand getödtet hatte. Diefe Gefchichte erzählet Hr. *M.* ausführlich, und macht zugleich den Vertheidiger derer, die behaupten, dafs der Herzog einen unerlaubten Umgang mit der Gemahlin des jungen *Hutten* gepflogen habe. Diefen Streit zu entfcheiden, ift hier der Ort nicht. Wir bemerken alfo nur, dafs unfer Ritter berechtiget zu feyn glaubte, auch fchriftlich wider den Herzog zu Felde zu ziehen. Die fämmtlichen Schriften, die derfelbe über diefen Gegenftand verfafste, wurden erft im J. 1519 auf dem Schlofs *Steckelberg* zufammen gedruckt. Dafs fie aber der Ritter *nicht alle* vor feiner *zweyten Reife* nach *Italien*, und nicht in den Jahren 1515 und 1516 gefchrieben habe, wie Hr. *M.* S. 50 behauptet, davon kann Rec. das Gegentheil aus einer fichern Quelle beweifen, die Hr. *M.* unbekannt blieb. Es ift diefelbe eine fchätzbare Sammlung von Briefen, die der fel. D. *Heumann* in *Altdorf*, aus den hinterlaffenen Papieren *Wilibald Pirkheymers* unter dem Titel: *Documenta literaria varii argumenti* 1758 herausgab. Unter diefen Briefen find befonders einige, die der bekannte *Cochlaeus*, der fich damals, und alfo zu gleicher Zeit mit *Ulrichen von Hutten*, feinem vertrauten Freunde, zu *Bologna* befand, fehr merkwürdig. In einem derfelben, der vom 25 März 1517 datirt ift, meldet er *Pirkheymern*, als eine Neuigkeit, dafs Hutten *orationes acerrimas moreque veteri accufatorias in ducem illum Wirtenbergenfem* verfertiget habe. Ja, die *vierte* Rede wider den Herzog fchrieb er erft nach feiner Zurückkunft aus *Italien*. So heifst es in einem Briefe, den *Lorenz Beheim* aus *Bamberg* untern 21 Auguft 1517 an *Pirkheymern* fchrieb: *Salutavi Huttenum, qui et te refalutat. Confecit intra paucos dies et quartam contra Duc. Wirtenberg. inuectivam, et quidem acrem.* Die Ausgabe des *Phalarifmus* von 1517 die Hr. *M.* S. 63 bezweifelt, ift wirklich vorhanden. Rec. befitzt fie felbft. Auch geht in der angeführten Stelle aus *Huttens* Brief an *Erasmus* von 1519 das *recens editam*, nicht auf *Phalarifmum*, fondern auf *Febrem*. Zu eben diefer Zeit nahm *Hutten* den thätigften Antheil an dem Streit, den *Reuchlin* mit den *Cölner Theologen* führte. Dafs diefer Streit die Veranlaffung zu den fo merkwürdigen *Epiftolis obfcurorum virorum* gegeben habe, ift bekannt, fo wie es nun wohl faft ganz aufser Zweifel gefetzt ift, dafs *Ulrich von Hutten* den gröfsten Antheil daran genommen, welches Hr. *M.* ausführlich dargethan hat. Was die *erfte Ausgabe* diefer Briefe betrifft, fo glaubt Rec. mit ziemlicher Gewifsheit behaupten zu können, dafs der Druck derfelben noch in das Jahr 1516 zu fetzen, und dafs in diefem Jahre nicht nur ein *Nachdruck* derfelben, fondern auch eine *dritte* Auflage, die fchon den *Appendicem* hat, erfchienen fey. Diefen letzten befitzt Rec. felbft, fo wie den erftgedachten Nachdruck; die vermuthlich erfte Ausgabe aber hat er ebenfalls in Händen gehabt. Was den *zweyten Theil* betrifft, fo kennt Rec. davon zwey verfchiedene Ausgaben. Die eine hat fchon *Burckhard* in den *Analectis* zu P. I. p. 167 angezeigt (Ein Umftand den Hr. *M.* überfehen haben mufs; fonft würde er nicht gefchrieben haben, dafs fie *Burckharden* nicht zu Gefichte gekommen fey; auch würde er aus diefer Anzeige erfehen haben, dafs *Pirkheymers* Rath in Anfehung des Titels des zweyten Theils nicht befolget worden fey) die zweyte Ausgabe befitzt Rec. felbft; ob aber diefe oder jene die ältere fey, kann er nicht beftimmen. Der in der Ausgabe von 1556 am Ende beygefügte Brief von 1537 fteht nicht in der erften Ausgabe des *Appendix*. Nun trat der Ritter feine *zweyte* Reife nach *Italien* an, abermals in der Abficht die Rechte zu ftudiren und die Doctorwürde zu erlangen. Diefes foll, wie Hr. *M.* fagt, *im October* 1516 gefchehen feyn. Hier möchte wohl noch manches aufgeklärt werden können.

können. Dafs das Datum des an *Erasmus* von *Wormbs* aus geschriebenen Briefes falsch sey, ist ganz unleugbar. Denn schon im *September* war *Hutten* in *Bologna*; welches nicht nur aus dem Datum des Briefes an den *Gerbelius* erhellt; (welches Datum Hr. *M.* ohne Grund für falsch erklärt. Denn in dem Briefe sagt *Hutten* von *Hogstratten* nicht — *discessit* — sondern *discedit*, welches auch 1516 konnte geschrieben werden, wenn gleich das *discessit* erst 1517 erfolgte) sondern auch durch einen Brief des *Cochlaeus* an *Pirkheymer* vom 9 Sept. 1516 bestätiget wird, in welchem von der Anwesenheit des Ritters in *Bologna* die Rede ist. Wegen des im May 1517 entstandenen Streites zwischen den in *Bologna* studirenden Deutschen und Italienern musste er *Bologna* verlassen. Er gieng also nach *Venedig*. Dafs er aber von da aus nicht unmittelbar nach Deutschland zurück gekehret, sondern noch einmal nach *Bologna* gekommen, und von da aus, nach einem ganz kurzen Aufenthalt, den 27 Jun. 1517 abgereiset sey, erhellet aus einem andern Brief des *Cochlaeus* an *Pirkheymern*. Von *Bononien* aus gieng die Reise nach *Augsburg*, wo sich damals der Kaiser befand, von welchem er am 15 Jul. dieses Jahres den Lorbeerkranz erhielt. Nun kehrte er zurück auf seine Burg *Steckelberg*, wo er den Rest des Jahres zubrachte, und die Schrift des *Laur. Valla de Donatione Constantini*, von der er die Handschrift von *Cochlaeus* erhalten hatte, drucken liefs. Zu Anfang des Jahres 1518 trat er in die Dienste des Kurfürsten *Alberts* und kam also nach *Maynz*. Noch in eben diesem Jahre begleitete er den Kurfürsten nach *Augsburg* auf den merkwürdigen Reichstag, der daselbst im Sommer und Herbst gehalten wurde. Hier schrieb er seine *Orationem exhortatoriam ad Principes Germaniae ut bellum Turcis invehant*. Da dieselbe mit den bittersten Invectiven wider den römischen Hof angefüllt war, so liefs er dieselben in dem, noch in diesem Jahre zu Augsburg veranstalteten Druck, auf Anrathen seiner Freunde, gänzlich weg. Doch dies gereuete ihn bald. Er gab daher diese Rede bald darauf unverstümmelt heraus, und zwar, wie Hr. *M.* sagt, auf seinem Schlosse *Steckelberg*. Die Ausgabe, die Rec. von dieser Seltenheit, die Hr. *M.* nicht gesehen hat, besitzt, hat auf dem Titel die Anzeige: *Insunt, quae priori editione exempta erant, uide et adficiens. Apud Auream Moguntiam.* Noch in eben diesem Jahre liefs er sein schönes Gespräch *de Aula* in *Augsburg* drucken, so wie er daselbst die bekannte Schrift *de Guaiaci medicina* vollendete, so dafs dieselbe in dem folgenden Jahr zu *Maynz* gedruckt werden konnte. Dafs diese Schrift 1521 in *Bononien* ganz unverändert nachgedruckt worden sey, hat bisher noch niemand bemerkt. Des Hoflebens bald überdrüssig, verliefs der Ritter zu Anfang des Jahres 1519 Maynz, doch mit der Versicherung, dafs ihm das bisherige Jahrgehalt auch künftig ausbezahlt werden sollte. Nun machte er den Feldzug wider den Herzog zu Wirtemberg mit, und brachte den Rest des Jahres auf seiner Burg zu. Dafs er auch in diesem Jahre nicht müsig gewesen sey, ist leicht zu erachten. Es kam in demselben sein *Febris* deutsch und lateinisch, und die Sammlung der Schriften heraus, die er auf Veranlassung des an seinem Anverwandten verübten Mordes von Zeit zu Zeit verferriget hatte. Im J. 1520 kam sein *Febris secunda*, *Fortuna*, und *Inspicientes*, die *Trias Romana* und die *Apologie Heinrichs des IVten* heraus. Die Folgen von diesen, besonders wider den römischen Hof gerichteten Schriften konnten nicht ausbleiben. Der Pabst *Leo* wendete sich an den Kurfürsten von Maynz und verlangte sehr ernstlich, dafs derselbe dem Ritter das Maul stopfen sollte. *Hutten* verliefs nun *Maynz*, und verband sich, da der Kurfürst einmal für ihn verloren war, öffentlich mit *Luthern*. Seine Reise nach *Brüssel*, wo sich damals der Kaiser befand, den er sicher für sich wider den römischen Hof zu gewinnen suchte, verunglückte ganz, indem er sich genöthiget sah, sich schleunig wieder von demselben zu entfernen. *Ulrich von Hutten* gieng nun, um sicher zu seyn — nicht nach *Steckelberg*, sondern nach *Ebernburg* zu seinem Freund *Sickingen*. Hier schrieb er unter andern an den Kaiser, an die Kurfürsten von Maynz und Sachsen, an die Fürsten des Reichs, und beklagte sich über das ihm von dem römischen Hof zugefügte Unrecht. Diese Briefe machen eine eigene Sammlung aus, die mehr als einmal gedruckt wurde. Rec. besitzt davon zwey Ausgaben. Die übrigen Schriften dieses Jahrs, worunter auch einige deutsche sind, müssen wir übergehen, da sie Hr. *M.* sämmtlich ausführlich angezeigt hat. Nur bemerkt Rec. noch, dafs auf dem Titelblatt des *Gesprächbüchleins*, das S. 226 beschrieben wird, oben — *David* mit der Harfe und *Gott der Vater* vorgestellt werde. Auch im Jahr 1521 blieb *Hutten* zu *Ebernburg* — stets aufmerksam auf alles, was auf dem Reichstag zu *Wormbs* vorgieng. Seine vier Gespräche: *Bulla, vel Bullicida. Monitor primus et secundus. Praedones* gehören zu seinen ersten Arbeiten dieses Jahrs. Darauf folgten zwey deutsche Schriften: *Concilia, wie man die halten soll*: und: *Cunrad Zärtlins Ermanung* u. s. w. Das merkwürdigste, was von demselben in diesem Jahr erschien, war die Sammlung verschiedener Straf- Warnungs- und Klageschreiben, die er während des Reichstags zu Worms, an den Kaiser, an die daselbst versammelten Fürsten, an den Kurfürsten zu Maynz und an die beiden päbstlichen Legaten *Alexander* und *Caraccioli* ergehen liefs. Rec. besitzt davon zwey Ausgaben. Die *erste*, und, wie es scheinet, bisher ganz unbekannt gebliebene, unterscheidet sich von der zweyten dadurch, dafs sich in derselben weder der Brief an den Kurfürsten zu Maynz, noch das zweyte, oder das Entschuldigungsschreiben an den Kaiser, noch der Brief an Pirkheymern befindet. Unter den verschiedenen anonymen Schriften, die um diese Zeit wider die römische Clerisey erschienen, und die man insgemein unserm Ritter zueignet, schreibt ihm Hr. *M.* blofs das *Gesprächbüchlein neuw Karsthans* zu. Den *Eccius dedolatus* hat sicher *Pirkheymer* verfertiget, welches *Riederer* hinlänglich bewiesen hat. Der Verfasser der *funfzehen Bundsgenossen*, den Hr. *M.* nicht zu kennen scheint, ist *Johann Eberlin von Günzburg*.

Im *Literar-Museum* I B. S. 363 u. f. sind dieselben nebst den übrigen seltenen Schriften *Eberlins* angezeigt worden. Im Jahre 1522 gab *Hutten* drey kleine deutsche Schriften heraus, in denen er die ihm gemachten Vorwürfe zu entkräften suchte. Noch in diesem Jahre, in welchem *Sickingens* Fehde begann, die sich bekanntermasen mit seinem Tode bald wieder endigte, gieng *Hutten* nach *Basel*. Wie unbillig ihn *Erasmus* behandelt und was dieses unerwartete Betragen für Folgen gehabt habe, wäre überflüssig hier zu wiederholen. Wir bemerken also noch dieses einzige, dass der so edle und bis an sein Ende thätige *Ulrich von Hutten* gegen das Ende des Augusts im J. 1523 auf der Insel *Ufnau* im *Zürcher See*, in dem Hause des Pfarrers *Schnegg* seinen mühseligen Lauf endlich beschlossen hat. Gestattete es der Raum, so würde Rec. gern noch einige wichtige Momente aus der am Schluss der Biographie, von dem Vf. entworfenen Schilderung des Ritters, wobey zugleich der Antheil, den sowohl er, als *Luther* an der Reformation hatten, genau bestimmt wird, beyfügen. Die beiden *Huttenischen* Schriften — *Clag und vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Babstes zu Rom, vnd der vngeistlichen geistlichen* — und *Enndtschuldigung wyder etlicher vnwahrhafftiger aussgeben von ym,* die hier ganz abgedruckt worden sind, wird man gewiss mit Vergnügen lesen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Gotha. Pompam solemnem, qua Princeps Juventutis Aemil. Leop. Augustus cum nova conjuge Luisa Charlotta*, Ducis Megalop. filia *urbem ingressus est, celebrat Gymnasium Gothanum*, interprete *Frid. Guil. Doering*. 8 S. in gr. 4. mit einer passenden, aus der alten Numismatik geschmackvoll angewandten Titelvignette. Zu einer Zeit, wo fast alle französischen und französirenden Zeitschriften den alcaischen Lobgesang des batavischen Bürgers *de Bosch* auf einen grosen Eroberer und Staatenzertrümmerer fast bis zum Ueberdruss wiederholen, sollte ein in seiner Art nicht minder vollendetes, und auf einen weit frölichern, dem friedliebenden Deutschen weit angemessenern Gegenstand verfertigtes Gedicht auf den frohen Einzug einer Prinzessinn, der schon im voraus viele Herzen huldigten, wohl auch eine öffentliche Erwähnung verdienen. Der ächt römische, *tibullische* Gang dieser Elegie; die zwar schon oft gebrauchte, aber hier auf eine neue Weise locale Dichtung eines Traums; der schöne, das Ganze sehr zweckmässig rundende Schluss des Gedichts, alles erwirbt diesem Gedicht einem ehrenvollen Rang in den *deliciis poetarum Germanorum novissimis*, zu deren Sammlung Hr. Prof. *Mitscherlich* vor einigen Jahren einen so guten Anfang gemacht hat. Der Dichter findet sich im Traume plötzlich auf das gothaische Residenzschloss Friedenstein entrückt:

Laetus in acclivi consistere colle videbar
Splendida quo Magni Principis aula nitet.
Hic ubi spectantes suavissima pascit imago,
Urbs vetus ante pedes, rus, nemus, arva procul.

Unten auf den Strassen wird alles lebhaft, das Gedränge geräuschvoller, der Zug tritt ein, und mit ihm, was freylich nur einem Dichter in einer Vision zu schauen vergönnt seyn möchte, ein Gefolge begleitender Götter. Die blasende Fama macht den Herold.

Interea volucris nitidis gens cincta pharetris
Advolat ostentans aurea tela manu,
Terrarum dominos se figere posse triumphat.
Huc illucque volans fortia verba fremit.

Nun erscheint auf einem hohen Triumphwagen der Prinz mit seiner Gemahlinn. Sie ist Cynthia, wenn er Phöbus ist.

Astrorum veluti coelo regina sereno.
Cynthia tranquillis nocte refulget aquis;
Sic pulcro micat ore decor, sic lumina flagrant,
Sic placet in teneris gratia vera genis.

Und nun, wie über dem Triumphator die Victorie mit dem Lorbeerkranz schwebte, so hier der Genius der Ehe:

Ecce super currum, flavo decoratus amictu,
Se librat pennis connubialis Hymen,
Foedera, quae laeto firmaverit omine, spectat
Concutiens faustam terque quaterque facem.

Dem Wagen folgen die pierischen Schwestern. Alle stimmen auf ein Lied. Aber Erato beginnt vor allen mit einem geziemenden auch durch *versus intercalares* regelmäsig unterbrochenen Brautgesang. Wir wünschten den ganzen Gesang mittheilen zu können, begnügen uns aber mit der den Wissenschaften erfreulichen Versicherung:

Augustus, doctae mecum gaudete sorores
Nos colit, et Magni *more* Parentis *amat.*

Dass der Fürst, dessen Beyspiel hier als ein dem Sohne vorschwebendes Muster gerühmt wird, die Wissenschaften kenne und liebe, ist längst eben so bekannt, als die Vortheile gewiss sind, die das Gymnasium seiner Pflege verdankt. Zu den Beweisen davon gehört selbst das ehrenvolle Register der Lehrer und Zöglinge auf der letzten Seite, wo unter den erstern fast lauter geschätzte und bekannte Schriftsteller in ihren verschiedenen Fächern, unter den letztern eine Blüthe der Jünglinge aus dem ganzen nördlichen Deutschlande die Reihen zieren. Von einer Schule, die solche Lehrer und unter diesen einen solchen Vorredner hat, kann man ja wohl mit Recht erwarten, dass beides, das *fari et sapere* aufs zweckmässigste gelehrt und erlernt werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Kopenhagen, b. Brummer: *Die allgemeine Heilkunde oder die Lehre von den Heilungsanzeigen.* Von D. *Joh. Clemens Tode.* Erster Theil. 1797. 230 S. 8. (20 gr.)

Hr. *T.* bestimmt in der Einleitung die allgemeine Therapie dahin, dass sie gewisse praktische Vorschriften gebe, die überhaupt (?) bey den verschiedenen Krankheiten anzuwenden sind, fand aber doch selbst, dass es noch einer nähern Definition derselben bedürfe, weshalb er auf die Einleitung in seine Arzneymittellehre verweisst. Wir glaubten ihm auch hierhin folgen zu müssen, weil von dem Begriffe der allgemeinen Heilkunde die ganze Behandlung derselben abhängt. Die allgemeine Heilkunde ist Hn. *T.* gewissermaßen einerley mit der Arzneymittellehre. So wie aber in dieser nicht nur die Heilkräfte der verschiedenen Substanzen, sondern auch alle andre Punkte, die dem Arzte wissenswürdig sind, systematisch abgehandelt werden; so wird hingegen in jener ein System von den Veränderungen, die in dem Körper bewirkt werden müssen, unter dem Namen von Heilungsanzeigen zum Grunde gelegt, *Indicantia*, *Contraindicantia* und *Indicata* werden nach der Ordnung hergerechnet, so dass sie an mehrern Orten vorkommen, da sie mehreren Anzeigen entsprechen. In der allgemeinen Heilkunde sind die Heilkräfte die Hauptsache, in der Arzneymittellehre die Arzneykörper. — Rec. hält diese Art, die allgemeine Heilkunde wie eine praktische Arzneymittellehre zu behandeln, nicht für zweckmäsig, weil sie sich damit so ganz von der allgemeinen Krankheitslehre entfernt, der sie doch Schritt vor Schritt folgen sollte. Hr. *T.* übergeht nach seinem Plane (S. 12) selbst die chirurgischen Operationen und Handgriffe, die physischen u. dgl. Hülfsmittel und alle gewöhnlichen Nahrungsmittel, und schränkt sich blos auf die sogenannten innerlichen Arzneymittel ein. Von diesen werden hier sogar weitläufige Beschreibungen ihrer Gestalt geliefert, Vaterland, Kennzeichen ihrer Güte, Art der Gewinnung angegeben, welches alles selbst nach *diesem* Plane nicht in die allgemeine Heilkunde gehört, am wenigsten konnte man es in dieser erwarten, da Hr. *T.* dies in seiner Arzneymittellehre doch nicht übergehen wird. — *Einleitung.* Begriff der Heilkunde, Eintheilung, Werth, Vorwurf derselben, Anzeigen, Gegenanzeigen, anzeigende Umstände, gegenanzeigende Umstände, angezeigte und gegenangezeigte Mittel, die vier allgemeinen Heilanzeigen, allgemeine Heilmethoden u. s. w. — Dies alles konnte auf den 12 Seiten nicht hinreichend vorgetragen werden. *Th. 1. Die Arzneymittel nach ihren Kräften geordnet.* Die Eintheilung in ausleerende und verändernde Mittel wird verworfen und eine dritte Classe, nemlich solcher, die zugleich ausleeren und abändern, hinzugefügt. Hr. T. giebt aber selbst zu, dass fast (nur fast?) jede Ausführung zugleich mehr oder weniger zugleich verändernd ist. *Classe 1. Ausleerende Mittel. Abtheil. 1. Solche, die eine Flüssigkeit ausführen* (wohin auch die Excremente gerechnet werden). *Unterabtheilung 1. Ausleerung durch die Speisewege. Gattung 1. Brechmittel.* Es werden nicht weniger als 17 Wirkungen des Erbrechens angegeben, 24 Anzeigen und 25 Gegenanzeigen zu demselben. Manche gehen zu sehr in das Specielle, und liessen sich sehr gut auf schon angegebene oder allgemeiner anzugebende zurückführen, z. B. unter den Anzeigen Nr. 2 Speisen und Getränke, die bey längerem Aufenthalte schaden könnten, 3. solche die den Kopf angreifen, 7. Gifte, 8. betäubende Gifte, so auch 17. Keichhusten, 18. Schwindsucht. — Die erste Anzeige zum Brechen ist eine mäsige Ausdehnung des Magens! Wie kann man dies eine Anzeige hiezu nennen! Blos weil äusserste Ueberfüllung eine Gegenanzeige wäre? Oder weil es selbst so arge Fresser gegeben haben soll, die, wenn sie einmal gesättigt waren, die erste Ladung durch ein Brechmittel wieder fortschafften, um sogleich Raum für eine zweyte zu gewinnen? — Der Zusatz gewürzhafter Mittel ist doch zu allgemein verworfen (S. 26) und späterhin gibt ja Hr. *T.* (S. 40) selbst an, dass man durch Stärkungsmittel den schwachen Magen zum Brechen tüchtig mache. Dass es gar nicht, die Pferde vor und hinter den Wagen spannen heisst, wie Hr. T. meynt, zeigt auch die Erfahrung hinlänglich bey Leuten, die nach blossen Brechmitteln allgemeine Krämpfe bekommen, sich aber oft mit der gewöhnlichen Leichtigkeit erbrechen, wenn man krampfstillende Mittel hinzusetzt. — Verbindungen, wodurch der Brechweinstein so zersetzt würde, dass er ein gefährliches Mittel würde (S. 48) kennt Rec. doch nicht. — Dass die *gratiola* und der *Helleborus albus* blos angeführt und wegen Mangel eigener Erfahrung übrigens übergangen werden, so wie auch die *aqua benedicta Rulandi*, gibt Lücken, die sich mit der nöthigen Vollständigkeit eines Handbuches nicht vertragen. — Der weisse Vitriol wird als aus dem Gebrauche gekommen angegeben, weil er seiner Unreinigkeit wegen immer sehr bedenklich wäre; mehr würde er dies aber seyn, wenn man ihn immer in der stärksten Dose von einer halben Drachme gäbe, wie es hier

vorgeschrieben ist. — *Zweyte Gattung. Die ekelmachenden Mittel.* Die 17 angegebenen Wirkungen dieser Mittel werden unter drey Arten gebracht, nämlich die moralischen, physischen und mechanischen (sind dies keine physischen?) Zu den moralischen gehört der Abscheu. Hienach ist die erste Anzeige zum Ekeln die Nothwendigkeit einer Enthaltung vom Essen; so sollen bey Schwachen diese Mittel besonders angezeigt seyn, wenn sie zu Gastmählern gehen wollen! Die Schwindsucht soll nach neuern Erfahrungen eine von denen Krankheiten seyn, die die Ekelcur erfodere (jede und in jedem Zeitraum?). – *Zweyte Unterabtheilung. Ausleerung durch den Darmcanal. Gattung 1. Die Leibesöfnung befördernden Mittel.* Von der wässrichten Rhabarbertinctur läfst sich in der hier angegebenen Gabe von 30—60 Tropfen keine eröffnende sondern eher eine verstopfende Wirkung erwarten.— Die Preise sind hier, wie überall, nach einem zu wenig bekannten Münzfusse, nach Lübschschillingen angegeben. *Gattung 2. Laxiermittel.* Hier kommen wieder die unter den *eccoproticis* angeführten Mittel. *Gattung 3. Purgiermittel.* Die drastischen soll man mit diesen nicht verwechseln. Können aber die als Purgiermittel angeführten *Scammoneum, Gummigutt, helleborus niger* nicht drastisch genug wirken? *Gattung 4. Die Purgiermittel in kleinen Gaben mehreremale gegeben.* Zur blossen Reinigung des Geblütes soll das Jalappenharz besonders dienlich seyn. — *Dritte Unterabtheilung. Ausleerung durch den Magen und Darmcanal. Gattung 1. Emetico-cathartica.* Sollte die zur Brechwurzel hinzugesetzte Rhabarber wohl Purgiren hinterher wirklich erregen, da sie doch durch das Erbrechen nach oben herausgeworfen ist? Zu den *emetico-purgantibus* getrauet sich der Vf. nicht Anweisung zu geben, weil es doch auf ein Experimentmachen hinauslaufe. Wie nöthig sind sie aber nicht in manchen Krankheiten, z. B. der Manie! *Gattung 2. Windtreibende Mittel.* Der Chamomillenthee ist zu den stärkenden Arten unter China und Eisenfeile gesetzt, gehört aber zu den gewürzhaften, als der Krausemünze, dem Fenchel u. a. — *Vierte Unterabtheilung. Ausleerung durch die Urinwege.* Hiemit schliesst sich dieser erste Theil, der noch viele folgende verspricht. Möchte sich doch bey diesen der Vf. mehrerer Kürze und einer richtigern systematischen Darstellung befleissigen. Bey diesem Theile wird man oft versucht, ihn für ein bey Hn. *T.* flüchtig nachgeschriebenes Collegienheft zu halten.

STRASBURG, b. Levrault: *Instruction sommaire sur l'art des pansemens* à l'usage des étudians en chirurgie des hôpitaux militaires. Par *Lombard*, ancien chirurgien consultant des armées, Chirurgien en chef et Prof. à l'Hôpital militaire d'instruction de Strasbourg etc. L'an V de la rep. franc. 162 S. 8.

Schon nach der Seitenzahl wird man abnehmen können, dafs diese Verbandlehre nicht ins Einzelne gehen kann, und überdies kommen noch ziemlich weitschweifige Digressionen häufig vor. Es sind eigentlich blofs die verschiedenen Materialien zum Verbande abgehandelt, und ihre Anwendung bey einzelnen Theilen oder nach einzelnen Operationen ist nur Beyspielweise beygebracht. Die allgemeinen Bemerkungen sind aus vielfältiger Erfahrung geschöpft, enthalten doch aber wenig, was einem gebildeten Wundarzte nicht schon bekannt seyn müsste. In der Vorrede wird auch dort noch nicht blofs über die Rohheit vieler Chirurgen, sondern auch selbst über den Mangel an öffentlicher Achtung geklagt, den der Staat dem geschickteren Wundarzt bezeugt und verschafft, und dadurch „das coagulirende Gift der Schlaffheit „in seine Seele ausgiesst, Herz und Geist vereiset „und seine Fähigkeiten niederdrückt." — §. 1. *Von der Charpie.* Man findet hier sehr lobenswerthe Sorge für ihre Reinlichkeit und keinen der Charpie untergeschobenen Werg. Unter den Deckpflastern wird auch das *Nürnberger* empfohlen. §. 2. *Gebrauch der verschiedenen Arten derselben*, als der rohen, geschabten und gekrampelten. §. 3. *Von den Plumasseaux.* §. 4. *Von den Bourdonnets.* Anzeigen zur Anwendung der trocknen und getränkten oder bestrichnen. §. 5. *Von den Wiekenmeisseln (tentes).* Beyläufig von ihrem Gebrauche bey Thränenfisteln, Blasenwunden (wobey er mit Recht verworfen wird) Empyemen. §. 6. *Vom Haarseile.* Mit Recht wird gegen den Missbrauch desselben bey Wunden mit Zersplitterungen des Knochens, bey Gelenkwunden, bey Schusswunden gesprochen. §. 7. *Von den Einspritzungen.* Grosser Nutzen der warmen Einspritzungen bey Schusswunden und Entbehrlichkeit des Scarificirens derselben. §. 8. *Von den Fomentationen*, auch den sogenannten trocknen, den Embrocationen und dem Salben. §. 9. *Von den Kataplasmen*, den schmerzstillenden, reizenden etc. mit Bestimmung der Fälle ihrer Anwendung. §. 10. *Von den Pflastern.* Bey dieser Gelegenheit äussert sich der Vf. sehr (und sicher zu sehr), gegen die Versuche zur schnellen Vereinigung, und verwirft deshalb auch die Amputation mit Lappen. (Den Eiterhölen, die er dabey so sehr fürchtet, kann man doch durch gleichmäfsigen Druck, schickliche Lage des Kranken und Abschneiden des Lappens möglichst von der *obern* Fläche sehr gut vorbeugen. Wenn auch nicht leicht die Heilung ohne alle Eiterung geschieht, so erfolgt sie doch ganz unleugbar weit schneller, wenn für bedeckende weiche Theile gesorgt ist.) §. 11. *Anwendung verschiedener äusserer Mittel bey Wunden und Geschwüren.* Schusswunden sogleich mit Salzauflösungen zu behandeln, sey unverzeihlich, da bey diesen Wunden Eiterung erfolgen, also nicht zurückgehalten werden, sondern durch warmes Wasser und erweichende Umschläge befördert werden muss. §. 12. *Verbandart im Allgemeinen.* Blofs vom oberflächlichen Verbinden und Ausfüllen der Wunden. §. 13. *Von den Compressen und ihrem Gebrauche.* §. 14. *Von den Binden.* Sehr unvollständig. §. 15. *Von den Bandagen* (dem zusammengesetzten Verbande mit mehrern Binden oder einer Binde zugleich mit andern Verbandstücken). Blofs das Allgemeinste von festen und lockern Ver-

Verbande etc. Auch Knochenbrüche sollen locker verbunden werden, bis der Zeitraum der entzündlichen Anschwellung vorüber ist. Besonders noch von dem Verbande, um die Hervorragung des Knochens nach der Amputation zu verhüten. Den von *Louis* angegebenen mit vier durchgezogenen gekreuzten Heftpflastern hält er für den besten.

Ohne Verlagsort: *Gemeinnützige Bemerkungen und Vorschläge über einige Gegenstände der medicinischen Polizey die zum allgemeinen Besten von den Obrigkeiten eingeführt und von einem jeden zu dessen eigenen Nutzen befolgt zu werden verdienen.* Von *B. R*(eyland). 1796. 126 S. 8.

„Es ist Pflicht," sagt der Vf. in seiner Vorerinnerung, *„für den Wahrheit liebenden Menschenfreund, seiner Seits nichts zu verabsäumen und zu verschweigen, was das allgemeine Wohl auch nur von ferne bezielet; und da solche Wahrheiten nicht zu oft gesagt und zur Beherzigung empfohlen werden können, so unternehme ich es hier von einigen dergleichen, die die Verbesserung des Arzeneywesens zum Besten des Staats und der Unterthanen zur Absicht haben und eine nützliche Aufklärung des Publicums über verschiedene Medicinalgegenstände bewirken können, kurz zu reden."* Die letzten drey Worte charakterisiren die Auffätze des Vf. sehr treffend, man darf in ihnen keine wissenschaftlichen Untersuchungen oder Beweise über wichtige oder zweifelhafte oder neue Gegenstände der Medicinalpolizey suchen. Der Vf. declamirt über alte Wahrheiten, und auf wen solche declamatorische Vorträge besser wirken als Beweise aus Vernunftgründen und Erfahrungen, dem mögen sie auch eine nützliche Lectüre seyn, und der mag *diese wenigen Blätter auch seiner Achtung und Aufmerksamkeit würdigen;* für die Vervollkommnung der medicinischen Polizeywissenschaft selbst sind sie unwichtig und nicht instructiv genug. *Erster Auffatz. Ueber den Nutzen guter Aerzte für den Staat überhaupt, und für jedes Mitglied desselben insbesondere; Mit dem Beweise, wie nöthig es sey, dass die Regierungen die Handhabung guter Medicinalgesetze und die Unterstützung guter Aerzte sich angelegen seyn lassen, und wie scharf sie gegen Nichtärzte verfahren müssen.* Eine gutgemeynte Declamation. *Zweyter Auffatz. Ueber die Versorgung und Verpflegung der Armen in Krankheiten.* Die Armen in kleinen Städten, Flecken und auf dem Lande würden am meisten vernachläsigt; wenn auch ein Physicus für sie angestellt sey, so fehle es an Fonds für die Arzneymittel, und insgemein seyen die Districte für einen Arzt zu gross. III. *Ueber die Fürsorge und den Beystand, so man für plötzlich und gewaltthätig verunglückte Personen treffen und denselben leisten sollte.* Alles ist schon längst und oft gesagt worden, bis auf die zur Nachahmung empfohlne Anstalt in Florenz zum Besten der bey Feuersbrünsten verunglückten Personen. IV. *Beweis wie nothwendig es sey, dass das Volksvorurtheil von Unehrlichkeit einiger Personen von Seiten der Obrigkeit verbannt werde.* Der *Grunerische* Vorschlag, die bessern und geschicktern von solchen Personen als Ross- und Viehärzte anzustellen, wird hier wiederholt, der Unterricht derselben könne im Anfange, des Wahns halber, auch von einem wohl unterrichteten Scharfrichter geschehen und an gefallenen Thieren anschaulich gemacht werden, so hätte der Staat eine Thierarzneyschule ohne Kosten. V. *Ueber die nöthige Sorgfalt und Aufsicht der Obrigkeit für die wirklich todten Personen.* Vorzüglich gegen die Begräbnisse in den Kirchen. VI. *Vorschläge um das Lebendigbegraben von Seiten der Obrigkeit zu verhüten.* Empfehlung der Todenbeschau. VII. *Kurze Darstellung einiger Kirchengebräuche, die wegen ihres schädlichen Einflusses auf das allgemeine Menschenwohl von Obrigkeits wegen billig sollten abgestellt werden.* Gegen das Aussetzen der Todten in Kirchen und Häusern, das Todtengeläute und das öffentliche Versehen der Kranken. VIII. *Von der Nothwendigkeit, wie ernstlich die Obrigkeit dem herrschenden Volksaberglauben entgegen arbeiten müsse mit der Bemerkung: wie nützlich es wäre, dass den Criminalgerichten ein geschickter Arzt in gewissen Criminalprocessen stets beysässe.* IX. *Von der Nothwendigkeit dass die Obrigkeit für eine zweckmässige gesunde Einrichtung der Gefängnisse sorge.* X. *Auch solle von der Obrigkeit für gesunde Nahrungsmittel gesorgt werden.* XI. *Maassregeln, nach welchen die Obrigkeit bemühet seyn sollte der verheerenden Wuth der Pocken Einhalt zu thun.* Das Volk solle zur Pockenimpfung obrigkeitlich ermahnt und Inoculationshäuser errichtet werden, und wenn dies nicht fruchte, so könne man durch Gesetze die Aeltern zur Impfung ihrer Kinder nöthigen. Der Vf. wird an Hn. *Faust* einen warmen Gegner finden. XII. *Auch der Kalender sollte als Volksbuch unter genauer Aufsicht der Obrigkeit stehen.*

Königsberg, b. Nicolovius: *Materialien für die Staatsarzneykunde und Jurisprudenz. Zweytes Stück.* 1795. 170 S. 8.

Seit *Pyl's* Tod muss dies Journal des Hn. *Metzger* dem ärztlichen Publicum noch wichtiger geworden seyn, denn es ist nunmehr das einzige für die sogenannte gerichtliche Arzneygelahrtheit, und der Herausgeber desselben hat sich durch seine andern Schriften eine gewisse Autorität in diesem Fach erworben. Dies Stück enthält: I. *Aktenstücke zu den beiden Criminaluntersuchungen wider den nunmehr verstorbenen Lieutenant von Sczepanski.* Diese schauderhafte und noch nicht ganz aufgeklärte Geschichte ist schon aus *Pyls Auffätzen* III und IV B. und aus *Kleins Annalen* B. X bekannt, und für die Diagnostik des Meuchelmords lehrreich. II. *Actenstücke zur Geschichte eines zwar zugestandenen und doch nicht hinlänglich ausgemittelten Kindermords.* Das Geständniss der Inquisitinn deutete auf Erstickung, und das Obductionsattest auf äusserliche Gewaltthätigkeit am Kopf. Das Responsum des ostpreussischen *Collegii medici*, in welchem auch der Obductionsschein des Physicus kritisirt wird, ist sehr gut und instructiv ausgearbeitet. III. *Bericht*

des ostpreussischen Collegii Sanitatis über die in Ostpreussen und Litthauen im Sommer 1794 herrschenden Krankheiten. – Besonders in Rücksicht der Hornviehkrankheit, der Milzbrand, interessant. Die Sectionen der Cadaver bewiesen, gegen *Kausch*, dass bey dieser Krankheit die Milz wirklich brandig war. IV. *Beytrag zur Geschichte des Arseniks und seiner Wirkungen.* In dem fast unversehrten Magen einer Frauensperson, die von allen Schmerzen und Folgen einer Magenentzündung frey an einer *plötzlichen Erstickung* starb, fand man ein Loth Arsenik in einer Masse zusammengeballt. V. *Beytrag zur Geschichte der simulirten Krankheiten.* VI. *Gutachten des königl. ostpreussischen Collegii medici über den Gemüthszustand der Mörderinn eines Kindes.* Sehr lehrreich aber keines kurzen Auszugs fähig. VII. *Aktenstücke zur Geschichte einer verheimlichten Schwangerschaft und Geburt.* Die Umstände sind musterhaft gegen einander abgewogen, und doch konnte das Endurtheil nicht entscheidend ausfallen. Bey Nr. II macht Hr. *M.* mit Sachkenntniss und vollem Recht die Bemerkung: die königl. Verordnung, zufolge welcher die Obducenten sich auf nichts anders einlassen sollen, als auf das vorliegende *Corpus delicti*, und dass ihnen das vorläufige Scrutinium nicht mehr mitgetheilt werden solle, wirke geradezu der vollständigen Beleuchtung des Falles und der Ausmittelung der Wahrheit entgegen. Zur Verbesserung des Defensionswesens bey Criminalprocessen, tritt Hr. *M.* dem Vorschlag *Kleins Annal.* B. X. S. 30 bey; es solle nicht blos der Inquisit seinen Vertheidiger, sondern auch das gemeine Wesen seinen Stellvertreter haben, welcher die Rechte desselben gegen den Inquisiten und dessen Vertheidiger wahrnähme; gegen diesen letzten kämpfe alsdenn der erste, dem es jetzt eigentlich an einem Gegner fehlt, weil er weder den Inquirenten und Richter noch das Gesetz selbst dafür annehmen kann, also insgemein den Ausweg wählt, an dem Physicus zum Ritter zu werden, ob er gleich dessen Geschäft am wenigsten versteht.

FRANKFURT a. M., in der Andreäischen Buchhandl.: *Vermischte Aufsätze und Bemerkungen aus der theoretischen und praktischen Arzneykunde*, von Dr. *J. V. Müller* jun. und Dr. *G. F. Hoffmann* jun. 356 S. 8.

Diese Sammlung vermischter Aufsätze gehört unter diejenigen Schriften, die weder grossen Tadel, noch grosses Lob verdienen, weil sie weder Schaden thun, noch namhaften Nutzen bringen, und die Heilkunde keinen Schritt weiter führen. Der Aufsatz *über die Heilkräfte* der Natur zeigt, dass die Lebenskraft, unter den Namen Natur, auch den Alten bekannt gewesen, und giebt viele ihrer Wirkungen sowohl im gesunden als auch im kranken Zustand an; bey manchen Sätzen bemerkt man, dass der Vf. mit den neuern Vervollkommungen unserer Kunst nicht durchaus bekannt ist, er behauptet z. B. noch, bey allen oder doch den meisten Krankheiten finde ein Fehler in den Säften statt; der Saame werde sowohl beym männlichen als beym weiblichen Geschlecht wieder im Kreislauf zurück geführt, und diene zur Stärkung. Was der Vf. gegen den *Missbrauch des Opiums* sagt, kann für junge Praktiker instructiv und lehrreich seyn, und der Aufsatz über die *Tödlichkeit der Darmwunden* ist für die gerichtliche Arzneykunde ein brauchbarer Beytrag. Der *Beytrag zur Geschichte der Galanteriekrankheiten.* und die *Beschreibung des epidemischen Scharlachfiebers im Jahr* 1782—83 vom Hofr. *Wagner* zu Wächtersbach sind aus dem *medicinischen Wochenblatt* 1783 St. 6 u. 7 und St. 23 u. 24 hier wieder abgedruckt. Von einer *in jährlichen Perioden wiederkehrenden Schlafsucht* erzählt der Vf. zwar nichts neues, aber doch immer etwas seltnes. Der Auffatz *über die Schwärmerey von ihrer physischen und moralischen Seite betrachtet* enthält nichts unbekanntes. Das Fragment *über die Hypochondrie und Einbildungskraft* würde, etwas gedrängter und kernichter gefasst, in einem der modischen Almanache mehr Nutzen stiften als hier. Uebrigens hat Hr. *Hoffmann* zu diesem ersten Theile keine Beyträge geliefert.

FRANKFURT a. M., in Comm. b. Eichenberg: *Joseph und Karl Wenzel's Vorschläge zur Verbesserung der chirurgischen Anstalten auf dem Lande.* 1794. 133 S. 8.

Gut wäre es, wenn endlich an die Ausführung dieses Thema mit Ernst Hand angelegt würde; aber bis jetzt sind alle solche Vorschläge ohne reellen Erfolg geblieben, und höchst wahrscheinlich wird die gutgemeynte Arbeit unserer Vf. kein günstigeres Schicksal haben. Die nützlichste Menschenclasse, die Landleute, werden noch eben so entweder hülflos oder ein Spiel der Quacksalber bleiben, als sie es vor Erscheinung der *Münsterschen Medicinalordnung*, *Brinkmanns Vorschlägen*, und den *drey Preisschriften der Erfurter Akademie etc. über die Verbesserung der wundärzlichen Anstalten auf dem Lande* waren. Eigentlich enthält die vor uns liegende Schrift eine Kritik der obengenannten Schriften mit weitläuftigen Auszügen aus denselben, und da, wo sie die bisherigen mit Recht oder mit Unrecht tadeln, eigne Vorschläge der Vf. Es ist hier der Raum nicht, die Kritik unserer beiden Vf. zu recensiren, auch möcht es kaum der Mühe lohnen, weil ihren Vorschlägen, die sie an die Stelle der getadelten ihrer Vorgänger setzen, nach dem Geist der jetzigen Staatsverwaltungen, eben so grosse und so viele Schwierigkeiten entgegen stehen, als jenen. Nach der Meynung unserer Vf. sollen *die Stifter, Klöster und der Adel* die Landwundärzte besolden, die Klöster sollen sogar den Landchirurgen Bücher kaufen!!! Dass unter der Rubrik der Nutzbarkeit der Landwundärzte auch steht: *sie sollen manchen Irrthum und baaren Unsinn, der durch die Austheilung des Faustischen Gesundheitskatechismus unter dem Landvolk verbreitet wird, ausrotten*, mag der Vf. und die Austheiler desselben mit dem Hn. *Wenzel* ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. December 1797.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Vieweg d. ä.: *Ueber Erfindung, Construction und Vortheile der Bohlen-Dächer mit besonderer Rücksicht auf die Urschrift ihres Erfinders*, von D. *Gilly*, Kön. Preuss. Geh. Ober-Baurath. Mit acht illuminirten Kupfern. 1797. 77 S. gr. 4.

Dieses kleine Werkchen von interessantem Inhalte ist mit lateinischen Lettern auf Schreibpapier sehr schön gedruckt. Die Kupfer sind deutlich, und fallen, da sie ausgemalt sind, angenehm in das Auge. Auf dem Titelblatte ist in einer braunen Vignette die Ansicht der Vieharzneyschule zu Berlin, eines geschmackvoll angeordneten Gebäudes, dargestellt. Die schöne Literatur der deutschen Baukunst hat daher durch diese Schrift abermals einen angenehmen Zuwachs erhalten, und der geschickte Vf. sich ein neues rühmliches Verdienst um dieselbe erworben.

Den Hauptinhalt dieser Schrift, die wir jedem Baumeister, ja jedem Zimmermanne, zur sorgfältigen Durchlesung empfehlen, macht ein zweckmässiger Auszug aus des ehemaligen berühmten französischen Baumeisters *Philibert de l'Orme*, welcher der Erfinder der hier abgehandelten Bohlendächer ist, Werke: *Nouvelles inventions pour bien bastir et en petits fraiz etc. Paris* 1578. *Fol.* aus. Merkwürdig ist, dass schon vor mehr als zweyhundert Jahren die Besorgniss, woher man in Frankreich so starke und lange Bauhölzer, als bey der gewöhnlichen Zimmerarbeit zu Balken und Sparren erfoderlich sind, nehmen solle, die Veranlassung zur Erfindung der aus Bohlen zusammenzusetzenden Sparrwerke gegeben hat. Angenehm sind die historischen Nachrichten, welche über diese de l'Ormesche Erfindung mitgetheilt werden. Sie ward sogar von Dichtern besungen; ist aber doch nachher lange ungebraucht geblieben. Beyläufig wird eine ähnliche Constructionsart beschrieben, welche Palladio um eben die Zeit über dem grossen Saale der Basilica zu Vicenza ausgeführt hat, nämlich von krumm gehauenen Hölzern, welche aber doch von der de l'Ormeschen zu verschieden ist, als dass die geäusserte Vermuthung, dass Palladio jene dadurch habe nachahmen wollen, statt haben könnte. Die Kuppel über der *Halle aux Bleds* in Paris ist nach jener Methode bloss von kienenen Brettern, die $1\frac{1}{2}$ Fuss breit und 1 Zoll dick sind, 120 Fuss im Durchmesser weit, errichtet. Auch über der *Halle aux draps* befindet sich zu Paris ein Bohlendach in Form eines Tonnengewölbes. Man muss sich allerdings mit dem Vf. wundern, woher es gekommen, dass diese Dachart, die an sich so einfach und kunstlos ist, weniger Holz- und Kostenaufwand erfodert, schneller abzubinden ist und weniger belastet, so selten ausgeführt worden ist. Allerdings würden manche grosse Gebäude, die seit der Erfindung jener Dachart erbauet worden sind, durch dieselbe viele Vortheile erlangt haben. Hoffentlich wird diese Schrift zu ihrer mehrern Verbreitung und Ausführung künftig beytragen. Denn in ihr sind nicht allein die Bohlendächer ihrem Wesen nach deutlich beschrieben, sondern auch die Vorschriften zur Aufführung derselben umständlich und gründlich vorgetragen; wozu noch kommt, dass auch einige neuere Beyspiele von wirklich aufgeführten Dächern dieser Art in Berlin und Leipzig erwähnt und zum Theil aufs deutlichste abgebildet worden sind. Noch lehrreicher wird diese Schrift ferner dadurch, dass mit vieler Sachkenntniss das Bohlendach mit einigen Meisterstücken der Dachzimmerung in wirklich ausgeführten Gebäuden verglichen wird. Daher man hier auch die Zeichnungen von den Dachverbindungen in der Kuppel der katholischen Kirche zu Berlin, in dem Reithause in Schwedt, und in der Kirche zu St. Blasien findet. Bey der Erwähnung des Exercirhauses in Darmstadt klagt der Vf. (oder vielmehr Hr. *Nicolai*, dessen Worte hier wiederholt werden) über den Mangel einer Zeichnung von der äusserst künstlichen Construction des Hängewerks in diesem Hause. Eine solche Zeichnung ist aber in des Hn. von *Cancrins Grundlehren der bürgerlichen Baukunst* enthalten. Ein paar Kostenanschläge dienen, sich von dem verhältnissmässig wohlfeilern Preise des Bohlendaches zu überzeugen. Es erhellet aus jenen, dass ein solches Bohlendach nur den dritten Theil so viel als ein nach gewöhnlicher Weise gezimmertes Dach über ein grosses Gebäude kosten würde. Dieses ist indessen bloss von den Kosten des Sparrwerks zu verstehen; nicht aber zugleich von den Kosten der Bedachung, welche bey den Bohlendächern etwas höher als bey andern zu stehen kömmt. In Absicht auf die äussere Form dieser runden Dächer wird bemerkt, dass die Bogen, welche nach einem halben Kreise gebildet, oben mit einer geraden erhöheten Steigung, und unten mit einem gut angebrachten Ablauf versehen sind, die brauchbarsten sind. Die Erfahrung hat gelehrt, dass Bohlensparren, nach zusammengesetzten Kreisbogen mit verschiedenen Halbmessern und Mittelpunkten, geformt, und bey denen die Fugenschnitte der Breter nicht nach dem Mittelpunkte der Bogenlinie gezogen waren, durch die Last der Eindeckung des Daches zusammengedrückt worden sind. Vorzüglich brauchbar sind dergleichen Bohlendächer zu

zu Schuppen und Schauern, zu denen der Zimmermeister *Steinmeier* in Berlin sie schon seit vielen Jahren gebraucht. Ein von diesem geschickten Manne verfertigtes Modell zu einer hölzernen und zu einer massiven Scheune mit Bohlendächern wird gleichfalls in dieser Schrift beschrieben mit Beyfügung der Zeichnung. Eine von dem Vf. vorgenommene kritische Prüfung der vom Hn. *Krubsacius* vorgeschlagenen Dachart entscheidet zum Besten der Bohlendächer. In einem Anhange wird endlich von *Balken aus zusammengesetzten Bohlenstücken* gehandelt. Dergleichen beschreibt ebenfalls schon *de l'Orme* in seinen *nouvelles inventions.* Drey Reihen etwa 6 bis 9 Zolle von einander abstehender, doppelt oder dreyfach zusammengenagelter Bretstücken machen einen Balken aus, und sollen nach *de l'Orme* sehr wenig auf der Mauer selbst, sondern auf angemauerten Kragsteinen ruhen, um sie bey Reparaturen desto leichter herausnehmen zu können. Ein solcher in de l'Ormes Wohnung angebrachter Balken bestand aus 225, ein anderer aus 163 einzelnen Bretstücken; beide konnten durch zwey angebrachte starke Schrauben keinen halben Fingers breit eingebogen werden. Es scheint also von solchen Balken ebenfalls Nutzen zu erwarten zu seyn. Aber sowohl zu solchen Balken, als auch zu den Sparren der Bohlendächer wird gutes Kernholz, welches besonders vom Wurmfrasse frey ist, zu nehmen seyn. Den Beschluss dieser Schrift macht eine kurze Nachricht von einem in dem *Repertory of Arts and Manufacturs* befindlichen Vorschlage, Brücken so zu bauen, dass an den Seiten derselben dreyfach über einander gelegte Balken liegen, welche durch verschiedene eiserne Anker gehalten werden, die an hohe, aus zusammengesetzten Hölzern construirte, über die Balken gestellte Bögen angehängt sind. Nun folgt eine braune Schlussvignette, welche den perspectivischen Entwurf einer Basilica nach Philibert de l'Orme darstellt.

FRANKFURT a. M., in d. Jägerschen Buchh.: *Der verbesserte Brandtweinbrenner und Liqueurfabrikant nebst verschiedenen Beyträgen zur ökonomischen Chemie*, von *Weinlig*, vormals Leibapotheker der hochseligen Kurfürstin von Sachsen. 1797. 192 S. Mit 1 Kupfer.

Es ist bey den Apothekern, welche ihre Kunst ohne Grundsätze treiben, immer Mode gewesen, eine Menge Recepte von allerhand Zusammensetzungen, vorzüglich zu Liqueuren, Essenzen, Tincturen, Zahnpulver, Handpomaden u. s. w. oft ganz ohne Auswahl zu sammeln, die sie als Geheimnisse sorgfältig verwahren; und man findet davon in manchen Apotheken ganze Bände. Die vor uns liegende Schrift kommt nun wahrscheinlich aus einer ähnlichen Quelle, und zu bewundern ist es, dass der Vf. damit so freygebig gewesen ist. Eine sehr unvollkommne Nachricht von der Branntweinbrennerey überhaupt, Zubereitung des ächten Spiritus zur Bereitung der französischen, italienischen, breslauer und danziger Liqueure, Bereitung der Syrupen, Limonaden, Pots Pourri's, Zahnopiate, Zahnpulver, Zahntincturen, Räucherpulver, Pomaden, Puder, Schminken, Schönheitswasser, ferner Bereitung verschiedener Essenzen, Lackfirnisse, Malerfarben, Chokolade, Siegellack; Nachahmung ausländischer Weine und endlich Färbung des ächten türkischen Garns macht den Inhalt dieses Buchs aus. Man findet hier manche gute und brauchbare Zusammensetzung, die aber aus andern ähnlichen Compilationen schon hinlänglich bekannt ist. Die mehresten Vorschriften sind ohne die geringste Auswahl der Ingredienzien zusammengeschrieben, wobey doch wenigstens einige Anmerkungen in Ansehung der zweckmässigen oder unzweckmässigen Zusammensetzung erwartet werden konnten. Einiges hievon zur Probe: Rum soll bereitet werden, wenn man 1 Loth klein geschnittenen Juchten in eine Retorte thut, solchen in 4 Loth *Spiritus salis* auflöst, dann 4 Maass über Kohlen abgezogenen Spiritus hinzuthut und alles zusammen überdestillirt. *Oleum talci* werde erhalten, wenn man 4 Unzen *Lap. talc. ven.* 4 Loth *Boracinen.* und 24 Loth *sal. tartari* in einen Schmelztiegel thut, und solches 3 bis 4 Stunden lang im stärksten Feuer glühet. Die grünliche Masse wird herausgenommen, gestossen wo sie zerfliesst, und dann *ol. talci* genannt wird. Es ist nicht der Mühe werth, sich weiter bey solchem Unsinn aufzuhalten. Die Methode das türkische Garn zu färben ist wörtlich aus Bertholets Färbebuch abgeschrieben.

SCHÖNE KÜNSTE.

JERUSALEM: *Salomo der Weise und sein Narr Markulph.* Nach einer altdeutschen Handschrift. 1797. 472 S. 8.

Der Gegenstand dieses Romans ist die Geschichte des Herzens Salomo's in Rücksicht auf Liebe! Durch eine lange Reihe von Erfahrungen und durch die Resultate, die Markulph aus ihnen zieht, und die Winke, die er dem weisen Monarchen bey jeder Gelegenheit giebt, steigt dieser von den Höhen der platonischen Liebe endlich zur epikurischen — von dem Glauben an Elisium, Treue und Tugend der Weiber zur Ueberzeugung hernieder, dass auch ihr Herz ein veränderliches, von jeder Laune, jedem neuen Eindrucke, von dem Reize des Augenblickes leicht zu verführendes Ding sey. Eine nicht gemeine Kenntniss des menschlichen Herzens, — feine Bemerkungen über dasselbe, vorzüglich über das weibliche — ein leichter und gefälliger Vortrag, nehmen für den Vf. ein, und führen in einige Versuchung, den Mangel an Haltung in den Charakteren, vorzüglich in dem Charakter Markulphs, den unnützen Aufwand romanhafter Erfindungen und Episoden, — die müssigen Tiraden, die Lebensweisheit predigen sollen, und dem Hauptthema gänzlich fremd sind, — und manche andre Flecken zu übersehen, die der Vollkommenheit eines wohlgeordneten Ganzen viel entziehen. — Warum Markulph ein Narr heisst, rechtfertigt

fertigt sich nirgends befriedigend, so oft und laut er sich auch dafür erklärt. Er ist ein sehr erträglicher Räsonneur, der sich nicht einmal die Mühe giebt, die Wahrheiten, die er predigt, in die Plattitüden zu hüllen, die seinem Charakter entsprechen würden. Unbegreiflich ist auch die Treulosigkeit, die er an Salomo begeht, man mag seiner Leidenschaft für die schöne Myris noch so viel zuschreiben, und warum musste er endlich so ungestaltet seyn, als ihn der Vf., im Wetteifer mit dem ausgelassensten Riparographen schildert? Eine gleichgültige Gestalt würde dasselbe gewirkt haben, was man ihn wirken und erfahren läfst. — Die Darstellung eines Zirkels von Betrunkenen (S. 377.), wird durch den Contrast, worinn der Vf. mit Hogarth und Lichtenberg steht, auf welche Originale er nur zu deutlich hinweist, statt komisch zu seyn, platt. — Auffallender als alles andre aber waren uns die Stellen, die eine Unbekanntschaft des Vf. mit der Sprache und mit wissenschaftlichen Kenntnissen verrathen, die bey der Bildung, welche sonst aus dieser Dichtung hervorleuchtet, schwer begreiflich ist. Dafs er eine *Espese* von Menschen sagt, fiel uns mehr um des Ausdrucks, als um der Schreibart willen auf. Aber was soll ein *Spirlefanfiefchen?* sollen wir diese Verstümmelung eines auf alle Fälle sehr gemeinen Ausdrucks für einen Druckfehler halten? Der Vf. schreibt ferner: eine *Prinzess* — *verfänglicher* Zunder statt: empfänglicher — *sich ein Gütchen* (dies kömmt mehrmals vor) auf etwas thun — einen über etwas *behelligen*, statt: Aufklärung geben. Am allerseltsamsten ist wohl die Verbindung, in welche er S. 289. die Hydraulik mit der Schiffahrtskunde setzt und den Fortgang der letztern der ersten zuschreibt. — Rec. darf nicht unbemerkt lassen, dafs ein altdeutsches Volksgedicht dem Vf. die Veranlassung zu seiner Dichtung gab: warum liefert er uns aber keine vollständige literarische Notiz von demselben?

Berlin, b. Unger: *Beyträge der vaterländischen Bühne gewidmet*, von *Meyer*. 1793. 366 S. 8.

Vier Schauspiele von ungleicher Art und Werth. I. *Der Schutzgeist*, *Lustspiel in drey Aufzügen*. Die Idee dieses Lustspiels entlehnte der Vf. von einem italienischen Original, das selbst nach dem Spanischen bearbeitet war. Wenn man seiner Versicherung glauben will, so hat der Vf. außer dem Gang der Handlung nichts von seinem Vorgänger beybehalten: die Charaktere, der Dialog, selbst die ganze Rolle des Vincenzo gehört ihm allein. Indefs verräth diese Bearbeitung nur zu sehr den ursprünglichen Charakter der Dichtung: d. i. das ganze Interesse ruht blofs auf der abentheuerlichsten Verwickelung, die durch nichts, als italienische und spanische Mummerey möglich ist: schwerlich wird sich der Deutsche entschliessen, den dädalischen Irrgängen der Handlung zu folgen, und bey der Schilderung von Sitten zu verweilen, die ihn kalt lassen, weil sie ihm völlig fremd sind. Ueberdies sind die Charaktere nur flach gezeichnet: der Dialog wenigstens nicht leicht und fliesend: — also auch von diesen Seiten finden sich keine Vorzüge, die dieses Stück als eine Bereicherung unsrer Bühne betrachten lassen. — II. *Wie gewonnen, so zerronnen. Nach Dumaniant.* Eine Posse, die gut gespielt, keine üble Wirkung thun dürfte. Consequenz und vollendete Zeichnung der Charaktere, kann man von Stücken, welche ihren Ursprung dem Humor allein verdanken, und in Ansehung ihrer Wirkung nur für ihn berechnet sind, nicht fodern: es ist genug, wenn keine offenbare Ungereimtheiten, keine auffallenden Widersprüche sich einschleichen, wenn die Handlung und ihr Gang nicht unmöglich ist, wäre sie auch noch so unwahrscheinlich. — In jedem Falle ist mehr Fleifs auf die Bearbeitung dieses Stücks gewendet, als auf IV. *Die Prüfung. Nach Marivaux.* Hier ist viel zu viel von dem Zuschnitt des Originals geblieben, als dafs das Stück für die deutsche Bühne, auch blofs als Posse, recht brauchbar seyn könnte. In Luisen und Dorchen sind die erste Liebhaberin und ihre Vertraute, nach dem französischen Zuschnitte, ganz unentstellt, und schwerlich wird ihnen das Publicum Geschmack abgewinnen. Auch ist der Plan des Ganzen — der Versuch eines Liebhabers, seiner Geliebten einen andern Anbeter vorzuschieben, um sie über ihre Neigungen zu prüfen, seit Marivaux bereits sehr stark gebraucht. — Auch III. *Der Schriftsteller*, ist dem Original von *Foote* noch sehr ähnlich: indessen ist dieses hier der Wirkung weniger nachtheilig, als in der „Prüfung," wo natürliche Charaktere auftreten, und hingegen in dem „Schriftsteller" Karrikaturen spielen, die überall eher ihr Glück machen, als die erstern, sobald diese verfehlt sind, oder wenigstens nicht locale Wahrheit haben.

1) Berlin, b. Maurer: *Dekameron vom Grafen von Vargas. I. Theil.* 1797. 372 S. 8.

2) Hamburg, b. Hofmann: *Die fröhlichen Sommerabende auf dem Lande, oder Schwänke, Launen und Schnurren*, erzählt von *Fritz Grillengroll*, einem fröhlichen Mitgenossen. Mit einem Titelkupfer. 1797. 344 S. 8.

Beide vor uns liegende Schriften kommen darin überein, dafs ihre Entstehung einem Zirkel von Freunden zugeschrieben wird, die in ländlicher Zurückgezogenheit, die einen unter italienischen, die andern unter deutschen Himmel, einander mit kleinen Erzählungen unterhalten und zu jeder derselben die Veranlassung in ihren Gesprächen selbst finden. Sollten es nicht die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" seyn, die auf diese Einkleidung führten?

Nr. 1., bey dessen Titel man keineswegs an die Schlüpfrigkeit und Unsittlichkeit des Bocazischen Dekamerons denken darf, und das vielmehr durchgängig reine moralische Gesinnungen athmet, ist auf 30 Erzählungen berechnet, die in Sechs Tage eingetheilt sind. Hier haben wir den ersten und zweyten Tag oder zehn Erzählungen vor uns. Was wir bey den zwey ersten derselben ahneten, das erklärt eine dialogisirte Einleitung, die wir auf den letzten Blättern

funden. Einige dieser Erzählungen werden nämlich Theile eines Ganzen ausmachen, das der Vf. vor Augen hat: andre stehen, jede unabhängig für sich. — Ueber den Plan jenes Ganzen, verbittet, bevor er vollständig da liegt, der Vf. billig jedes Urtheil. Und über seine Manier bedarf es schwerlich eines. Sie ist bekannt und verleugnet sich auch hier nicht: doch dürfen wir behaupten, dass der grössere Theil der hier gesammelten Erzählungen zu seinen bessern Arbeiten gehört. Wenn sie auch gleich die Eigenheiten an sich tragen, die man öftrer schon an diesem Schriftsteller gerügt hat, — vorzüglich die Ueberfeinheit der Malerey von Situationen, Empfindungen und Charakteren, die oft sich ein wenig in sich selbst verwirrt, oder gar nichts hinzuzudenken übrig lässt, und dadurch dunkler und unbefriedigender wird, als wenn der Vf. der Phantasie seiner Leser noch einige Schattirungen überlassen hätte — so stören sie doch hier sparsamer und minder, als in andern seiner Dichtungen. — Dass übrigens die Veranlassungen zu den Erzählungen oft sehr mühsam und gezwungen herbeygezogen werden, darf nirgends weniger, als bey dieser Einkleidung wundern.

Weit mehr aber, als in dem Dekameron, trifft dieser letzte Vorwurf die Sommerabende (Nr. 2.), die überhaupt jenem in mehrern Rücksichten, vorzüglich in Menschen und Weltkenntniss, und in der Kunst der Darstellung nachstehen. Auch die Erfindung, die, wo nicht bey allen, doch bey den meisten Erzählungen von Nr. 1. dem Vf. selbst gehört, ist hier, wo nur bekannte Geschichten, oft von Vademecum-Gehalt, gesammelt werden, fremdes Eigenthum. Indessen ist nicht zu verkennen, dass der Vf. eine nicht ganz sparsam fliessende Ader von Laune hat, und dass fleissigeres Studium der Menschen und der Welt, so wie mehrere Ausbildung seines Geschmacks und vorzüglich eine strengere Auswahl dessen, was aufbehalten und verworfen zu werden verdient, ihn einmal vor dem gemeinen Haufen der Schriftsteller auszeichnen werde, statt dass er jetzt oft zu ihnen hinabsinkt. Wo wird man sich in einem Zirkel von gutem Ton, aus dem der Schriftsteller nie treten sollte, die Plattheiten und die wirklichen Beleidigungen verzeihen, die in den Dialogen der von dem Vf. zusammengestellten Freunde vorkommen. Z. B. „Seh „nur einer den *Neidhammel*, ärgert sich ordentlich, „dass mich die Leute loben!" — In einer andern Stelle: „C. Das soll Witz seyn, aber es ist Aberwitz „daraus geworden. Die Natur, die die Händ' über „den Kopf zusammenschlägt und aus sich selbst nicht „klug wird, welche Ungereimtheit! Ja wenn die „Natur S. wäre!" „S. Ich bin doch ein Product der „Natur." „C. Nein sage ich. Ein Hasenfuss ist nie „das Geschöpf der Natur, nur das Product seiner eig- „nen *Mache*." — Und in diesem Tone geht der Dialog fort. — Auch das unaufhörliche Jagen nach Witz, welches den Dialog zu einer Kette von Concetti's macht, wird widerlich. Neben den Erzählungen, welche die Hauptsache ausmachen, und zum Theil versificirt sind, stehen hier und da einige andre Einfälle, die aber, wie die Erzählungen selbst, grösstentheils weder von Seiten des Inhalts, noch des Vortrags sich empfehlen. Einige haben eine epigrammatische Gestalt: aber das Unterscheidungszeichen der epigrammatischen Gattung, die Pointe, sucht man umsonst.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Fortuna's Launen.* Eine Sammlung wirklicher Begebenheiten. 1796. 174 S. 8. (12 gr.)

Die Wirklichkeit der Begebenheiten kann der Leser immer dahingestellt seyn lassen. Genug dass dem Schriftsteller das Lob gebührt, dass er seine Erzählungen leicht angelegt, und in einem angenehmen Tone vorgetragen habe, so dass sein Buch zur Unterhaltung in müssigen Stunden wohl empfohlen werden kann. Folgendes macht den Inhalt dieser kleinen Erzählungen aus. 1) *Die Komödie, oder die ungleiche Heirath.* Ein alter Graf von 70 Jahren verheirathet sich mit einem armen Fräulein von 17 Jahren seinen Verwandten zum Trotz, die durch ein veranstaltetes Schauspiel die Sache lächerlich zu machen suchten. 2) *Die Stimmensammlung.* Ein junger Officier vollzieht mit der verwaiseten Tochter eines reichen Rathsherrn in einer freyen Reichsstadt die Ehe, die anfänglich von einem Anverwandten durch einen Rathsbeschluss, dass kein Fremder eine Einheimische erhalten soll, verhindert wird, aber durch die einzelne Stimmensammlung zur Einwillung bey einem jeden Rathsherrn dennoch zu Stande kommt. 3) *Der Tod zur rechten Zeit und doch beweint.* Der junge Lenz kommt zu einem gewissen Mildner ins Quartier, liebt die Tochter des Hauses, und wird von ihr wieder geliebt, ob sie gleich schon mit einem jungen Rechtsgelehrten versprochen war. Dieser stirbt aber gerade zur rechten Zeit, und wird von beiden Theilen herzlich bedauert. 4) *Der arme Gottfried.* Ein armer Knabe, den man nicht einmal zum Stäbchen machen will, kommt zu einem Fuhrmann und von diesem zu einer Gesellschaft von Dieben, die bey einem Gutsbesitzer einbrechen wollen. Die Sache wird durch den kleinen Gottfried verrathen, und der Herr des Hauses behält den Knaben aus Erkenntlichkeit bey sich. Nach seinem Tode wird der arme Gottfried wieder unter die niedrigsten Dienstboten gestellt. Nach mancherley Unglücksfällen wird Gottfried Soldat. Nach geendigter Capitulationszeit geht er freywillig unter die Husaren, thut sich hervor, und rettet dem nämlichen Officier das Leben, bey welchem er hatte Stäbchen werden wollen. Zuletzt wird er Wachtmeister und heirathet die Tochter seines Wirths, die ihm ein so ansehnliches Vermögen zubringt, dass er sich ein Rittergut pachten kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. December 1797.

PHILOLOGIE.

Altenburg, b. Richter: *Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen* von *Johann Friedrich Degen*, Director, Professor und Inspector der königl. preussischen Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch. *Erster Band. A — K.* 1797. XXIV. und 456 S. 8.

Dass der würdige Vf. das am Schlusse seiner mit dem verdientesten Beyfall aufgenommenen *Literatur der deutschen Uebersetzung der Römer* gethanene Versprechen, demselben auch die *Literatur der Griechen* nachfolgen zu lassen, so bald erfüllet hat, das wird wohl jeder, der den Werth einer eben so nützlichen, als angenehmen Uebersicht zu schätzen weiss, mit Dank erkennen. Unverkennbar ist der Fleiss, der auch auf dieses Werk verwendet worden ist. Denn der Vf. wollte uns nicht bloss mit dem Fleiss der Deutschen, die *vollständigen Werke der Griechen* in unsere Muttersprache zu übertragen, bekannt machen, sondern auch die verschiedenen Nachbildungen *einzelner Theile*, die, wie er selbst in der Vorrede sagt, wie einzelne Blüthen unter einem weit ausgebreiteten Gesträuche versteckt sind, sammeln. Und dieses ist mit einem so glücklichen Erfolge geschehen, dass seiner Forschbegierde vielleicht nur Weniges von Erheblichkeit entgangen ist. Auch hat es der Vf. nicht bey einer blossen Anzeige bewenden lassen, vielmehr hat er die Brauchbarkeit seines Werks durch hinzugefügte Beurtheilungen erhöhet. Dieser *erste Band*, welcher die Buchstaben A bis K. in sich schliesst, enthält 84. griechische Schriftsteller, die auch in dem voranstehenden Verzeichniss namhaft gemacht werden. An der Spitze steht *Achilles Tatius*, und den Beschluss macht *Konstantinus Porphyrogennetus*. Der Raum dieser Blätter gestattet nur einiges auszuheben, das vorzüglich bemerkt zu werden verdienet. Die *Sacerische* Uebersetzung von *Aelians Erzählungen* hat Rec. nirgends angezeigt gefunden; die neuere von *Meinecke* ist getreu nach dem Original übertragen worden. *Reiske* war der erste, der die Reden des *Aeschines* in unserer Sprache aufstellte, die er zugleich mit den Reden des *Demosthenes* herausgab. Diese Uebersetzung, die sich in Rücksicht des Geschmacks und der Schönheit der Nachbildung so wenig auszeichnet, ist doch als Commentar über diese beiden Redner ungemein brauchbar. *Aeschylus* sämtliche Trauerspiele warten noch auf einen deutschen Uebersetzer. Desto öfter sind *Aesops* Fabeln in unserer Muttersprache erschienen. Die erste Uebersetzung fertigte der Ulmische Stadtarzt *Heinrich Steinhöwel*, die noch im fünfzehenten Jahrhundert mehrmals gedruckt wurde. Auf denselben folgte erst 1548 *Burcard Waldes* mit seinem *in Reimen gefassten Esopus*. Dass *Pfister* die *Bonerische* Fabelsammlung 1461 zu *Bamberg* gedruckt habe, ist nun entschieden. Von den so oft in *Nürnberg* in der *Monathischen* Handlung herausgegebenen auserlesenen Fabeln hat Hr. Prof. *Ernesti* in *Coburg* 1790 eine neue und verbesserte Ausgabe besorgt. *Alciphrons* Uebersetzung von *Herel* erhält das verdiente Lob. Die Verdienste des Vf. um *Anakreons* Lieder, so bescheiden derselbe auch von seiner eigenen Arbeit geurtheilet hat, sind entschieden, und können wohl durch ungünstige Urtheile nicht vermindert werden. Aeusserst mühsam sind hier die einzeln erschienenen Lieder dieses Dichters zusammen getragen worden. Die neueste Uebersetzung von *Antonins Unterhaltungen mit sich selbst* von *J. W. Reche* konnte hier noch keine Stelle finden. *Apollodors Bibliothek* von Herrn *Meusel* ist getreu, und wie der Vf. sagt, *wirklich deutsch*. *Bodmers* Uebertragung der *Argonauten des Apollonius* ist hart. Dieses Werk wartet also noch immer auf einen bessern Uebersetzer. *Appians römische Geschichte* von *Dillenius* verdient in Ansehung des richtig gefassten Sinnes dieses Schriftstellers alles Lob. *Sturm*, der berühmte Altdorfische Lehrer, war bisher der einzige, der sich als Uebersetzer an den *Archimedes* wagte. *Aristaenets Briefe* von *Herel* — glücklich nachgebildet. Von *Aristophanes Lustspielen* sind bisher nur einige wenige einzeln erschienen. Möchte doch die Hoffnung, ihn durch *Wieland* ganz zu erhalten, bald erfüllet werden! Vom *Aristoteles* haben die Deutschen auch nur einiges übersetzt. Am öftersten ist diese Ehre seinen *Problemen* widerfahren. Von den so seltenen *Secretis Secretorum*, besitzt Rec. eine deutsche Uebersetzung, die 1534 von *Heynrich Stayner* zu *Augspurg* in 4. gedruckt wurde. *Arrians Feldzüge Alexanders* von *Borheck* — genau und getreu. Auch 1634 kam eine Uebersetzung von *Artemidors Traumbuch* heraus und zwar mit *Melanthons* Erinnerung vom Unterschied der Träume. *Bion und Moschus* von *Manso* erhält das verdiente Lob. Die *Tabula Cebetis* ist sehr oft übersetzt worden — seit 1780 *neunmal*. *Dares Phrygius* fand schon im 15ten Sec. einen Uebersetzer, der neueste ist *Hermstädt*. *Boner* hat nur die *vier schönen Reden Demosthenis wider den König Philippsen* übersetzt, die 1543 zu Augspurg gedruckt wurden. Des *Dio Cassius römische Geschichte* zeichnet sich durch Treue und Eleganz des historischen Vortrags aus. *Penzels* Uebersetzung hat mindern Beyfall erhalten. *Diodors von Sicilien* Bibliothek der Geschichte wur-

wurde schon 1554 von *Herold* übersetzt. *Stroths* Uebersetzung dieses Schriftstellers gehört unter die besten Arbeiten dieser Art. *Dionysius von Halikarnass* wurde nur einmal, und zwar von *Benzler*, richtig übertragen. Der deutsche *Dioskorides* von *Danz* war zu seiner Zeit sehr beliebt, und wurde sehr oft gedruckt. Die S. 245. angeführte Uebersetzung des *Egesippus* besitzt Rec. selbst. Sie hat nur folgenden kurzen Titel: *Egesippus Teutsch durch Doctor Caspar Hedion vertolmetscht*. So besitzt derselbe auch einen Auszug aus diesem Werke — *Josippi Jüdische Historien. Ist new transferirt* u. s. w. 1533. 4. *Epiktets* Handbuch ist sehr oft übersetzt worden. Vom *Euclides* konnte der Vf. gerade ein *Dutzend* deutsche Dolmetschungen aufstellen; und dazu kommt noch *der deutschredende Euclides* durch *Ant. Frd. Bürk. von Pirkenstein*, *Wien* 1744. 4. *Euripides* ist von den Deutschen noch nicht ganz übersetzt worden. Sie haben es bisher bey kleinern Sammlungen und einzelnen Nachbildungen bewenden lassen. Die deutsche Uebersetzung von *Friedrichs des Zweyten Kunst zu Beitzen* wurde im J. 1756 zu Onolzbach gedruckt. Das *lateinische Original*, welches *Pacius* übertragen hat, gehört unter die grossen Seltenheiten. Vom *Galen* sind nur einige Kleinigkeiten im deutschen Gewande erschienen. *Heliodors Theagenes und Chariklea* wurde frühzeitig übersetzt. Doch hat *Meinhard*, wie leicht zu erachten ist, seine Vorgänger weit hinter sich zurück gelassen. Die erste Ausgabe der *Bonerischen* Uebersetzung des Herodians hat am Ende: *Vollendet am XIXtag Augusti, Im M. D. XXXI. Jar. Detharding* und *Cunradi* sind die beiden neuesten Uebersetzer dieses Schriftstellers. Dass der fleissige *Boner* auch den *Herodot* übersetzt hat, ist bekannt. Die neuesten Uebersetzungen sind von *Goldhagen* und von dem Vf., der von seiner eigenen Arbeit ein vielleicht zu strenges Urtheil fällt. *Hesiodus* ist nicht ganz aus der Acht gelassen worden; doch wünscht der Vf. mit Recht, dass *Voss*, der schon aus allen Werken dieses Dichters so treffliche Proben mitgetheilet hat, denselben ganz übersetzen möchte. Die sämtlichen Werke des *Hippocrates* hat erst in den neuern Zeiten *Grimm* übersetzt. Von dem Brief an den *Damagetus* besitzt Rec. eine ältere Uebertragung unter dem Titel: *Von dem Leben und gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen.* Der Uebersetzer nennt sich in der Zueignungsschrift *Petrus Tritonius*. Datirt ist dieselbe, *Schwatz am 26 Sept.* 1521. 4. Wie sehr sich die Deutschen um den *Homer* verdient zu machen gesucht haben, das hat der Vf. fast auf vier Bogen augenscheinlich dargethan. Die sämtlichen Werke des *Flav. Josephus* hat man den Deutschen frühzeitig in die Hände geliefert. *Caspar Hedio* war der erste Uebersetzer desselben. Die neuern Uebersetzungen von *Ott* und *Cotta* sind bekannt. Vom *Isocrates* sind bisher nur einige Reden übersetzt worden; so wie die sämtlichen Werke *Julians* noch auf einen deutschen Dolmetscher warten. Des *Kallimachus Hymnen* fanden erst im Jahr 17.. an *Küttnern* einen Uebersetzer, der sie uns in Prosa zu lesen gab. Die darauf folgende poetische von *Ahlwardt* erhält hier das verdiente Lob. *Kleanth Koluthus* und *Konstant. Porphyrogennetus* machen den Beschluss. Der versprochenen baldigen Erscheinung des zweyten und letzten Bandes eines so schätzbaren Werkes sieht Rec. mit Vergnügen entgegen.

1) Stuttgart, b. Löflund: *Lehrbuch der lateinischen Sprache*, oder Anleitung zum Lateinlesen. Von M. K. F. *Gerstner*, Präceptor in Alpirspach. 1797. LXX. u. 650 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Elemente für die Anfänger der lateinischen Sprache. Von *M. K. F. Gerstner etc. Zweyter Theil.*

2) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Anleitung zur feinern Latinität* in Uebungen und Anmerkungen von M. *Benj. Friedr. Schmieder*, Rect. des luth. Stadtgymnas. z. Halle. 1797. XXXI. u. 342 S. gr. 8.

Wir haben schon einmal von dem Vf. von Nr. 1. bey der Anzeige seiner lateinischen Sprachlehre (A. L. Z. 94. Nr. 231. S. 134.) mit gebührendem Lobe gesprochen. Ueber das, was wir bey jener Schrift auszustellen fanden, hat sich der Vf. in der Vorrede S. VII. Anm. befriedigend erklärt. Wir finden bey diesem Lesebuch den denkenden und versuchten Schulmann wieder, den wir damals erkannten, und billigen die Art der Ausführung seines gut angelegten Planes. Er hatte einen dreyfachen Zweck vor Augen: 1) Fortleitung vom Leichten zum Schweren bis dahin, wo der Knabe einen römischen Schriftsteller selbst zu lesen im Stande ist. 2) Darlegung der Uebereinstimmung und der Abweichungen der lateinischen und der deutschen Sprache, um mit dem Geiste der beiden desto eher bekannt zu machen. 3) Belehrung in den zum Verständnisse eines römischen Schriftstellers nöthigsten Kenntnissen aus den Alterthümern, der Geschichte, der Erdbeschreibung, etc. Die Regeln, auf welche sich das Lesebuch bezieht, sind vorangesetzt. Das Lesebuch enthält eine Beyspielsammlung zu den Sprachregeln, aus den römischen Classikern gezogen von welchen am Schlusse ein nach der Zeitfolge geordnetes und mit der Angabe ihrer Schriften begleitetes Verzeichniss steht). Die Beyspiele bestehen aus Sentenzen, aus historischen, geographischen, auf Sitten, Charaktere, Staatsverfassungen, Alterthümer, auf Naturlehre und Naturgeschichte, Beziehung habenden Sätzen. Der letzte Abschnitt enthält grössere und zusammenhängende Stücke. Was auch der Vf. mit einigem Recht für die Wahl der Sentenzen und kurzen Sätze zu einem solchen Zwecke sagen mag: so glauben wir doch, dass eine lange Reihe solcher kurzen Sätze zuletzt die jungen Leser ermüden müsse, und dass sie um so viel weniger Interesse hervorbringen können, wenn es bloss um der Regel willen da stehende, aus dem Zusammenhang gerissne Stellen sind, wie folgende: „*Tres legati, functi summis honoribus, Athenas missi sunt.*"

funt." Das Lesebuch soll eigentlich zur Anleitung dienen, lateinisch zu lesen, zu verstehen und zu verdeutschen; es kann aber auch dazu gebraucht werden, das in gutes Deutsch übertragne wieder ins Lateinische zurück zu übersetzen. Den lateinischen Texten sind reichliche Anmerkungen beygefügt, welche theils Wörter und Redensarten an die Hand geben, theils die Sachen, Alterthümer, Geschichte u. s. w. erläutern.

Der Vf. von Nr. 2., ein Schüler von Ernesti, arbeitete sein Uebungsbuch für *prouectiones* im Lateinischen aus, denen er zunächst eine Anweisung, gut Latein zu schreiben, geben, zugleich aber überall das tiefere Eindringen in den Geist und das Verständniss der R. Sprache, die er für die ausgearbeitetste und vollkommenste aller hält, erleichtern wollte. Seine mit Fleiss und Geschicklichkeit ausgearbeiteten Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische sind Einleitungen in römische Musterschriften, bald in ganze Schriftsteller, bald in einzelne Schriften derselben, welche die Lebensumstände eines jeden Schriftstellers, seine Verdienste, den literärischen Charakter, die Geschichte und den Inhalt seiner Schriften oder einer einzelnen Schrift nebst den zum Verständnisse derselben nöthigen Erläuterungen aus der Zeitgeschichte angeben. Sie betreffen den Livius, Cicero, Cäsar, Nepos, Horaz und Virgil, und sind eben so unterhaltend, als lehrreich. Als das Eigenste und ganz Neue bey diesen Uebungsaufsätzen giebt der Vf. an, dass er über den deutschen Text *Zahlen* setzte, welche anzeigen, wie die Wortfolge im Lateinischen seyn müsse, wie nicht allein die Sätze periodisch in einander eingeschoben, sondern auch die einzelnen Worte derselben, dem Genius der lateinischen Sprache gemäss, gesetzt werden müssen. So sehe der Lernende hier, im deutschen Texte den Geist der deutschen, in den Zahlen den Geist der lateinischen Sprache, in ihrer ganzen Verschiedenheit bey einander. Wir zweifeln im Ganzen nicht an der Nützlichkeit dieser Einrichtung: nur glauben wir 1) sie wird sich, ohne dem Genius der einen oder andern Sprache Gewalt anzuthun, nicht allenthalben anwenden lassen, indem oft die ganze Art des deutschen Vortrags vom lateinischen sich so weit entfernt, dass man durch darüber gesetzte Zahlen letztere nicht vorstellig machen kann. 2) Sie hätte nur durch einen Theil des Buchs, nicht überall und bis zum Schlusse hin, gebraucht werden sollen, damit die Latein schreibenden allmälig, auch ohne Nachweisung der Zahlen, die lateinische Wortsetzung in ihre Gewalt bekämen und des Steckenpferdes entbehren lernten. — In den zahlreichen Anmerkungen hinter dem Text giebt der Vf. oft Rechenschaft von der durch die Zahlen bezeichneten Wortsetzung; giebt die passendsten Wörter und Redensarten an, welche das Ansehen guter römischer Schriftsteller vor sich haben, liefert Proben aus den Schriftstellern selbst, die im Text übersetzt sind, entwickelt überhaupt viele *elegantias latini sermonis*, und bringt auch viele Sacherläuterungen bey. Als gelehrte Abschweifungen müssen die Erläuterungen zweyer Horazischer Oden, der ersten und zweyten des ersten Buches angesehen werden. Der Vf. lobt nicht alles unbedingt, was und wie es die Römer geschrieben haben, wovon seine Kritik über die Sprache und Schreibart des Nepos S. 6. ff. ein Beweis ist. Bisweilen möchten seine Kritiken der Art zu eigensinnig oder zu voreilig seyn z. B. S. 11. Nach *contingit* und nach mehrern Zeitwörtern setzten manche einen doppelten Dativ, als: *contingit mihi esse tam felici* und nennten das eine Eleganz. Das verdiene es gar nicht. Was einige (?) Griechen mit ἔξεστι u. dgl. versucht hätten, das habe man nachgekünstelt, aber in beiden Sprachen, ohne den gesuchten allgemeinen Beyfall zu verdienen und zu finden. Als wenn nicht bey Griechen und Römern diese Constructionsweise allgemein aufgenommen wäre! S. 338. sagt der Vf.: „Ich sehe nicht, was für eine Eleganz die Wegwerfung von *non* nach *non modo* seyn soll, die am Ende nichts thut, als dass sie den Sinn unverständlicher macht. Wer weiss, ob es nicht am Ende weiter nichts ist, als eine Abkürzung der Abschreiber, die dem Leser zutrauten, dass er das fehlende *non* aus dem Verstande würde suppliren können, daher es oft in einer Stelle in einigen Codd. fehlt, in andern aber nicht, weil nicht alle Abschreiber diese Abkürzung billigten." Hierauf ist folgendes zu erwiedern. *Zu non modo* muss die Verneinungspartikel in Gedanken aus dem Folgenden genommen werden, wenn, wie gewöhnlich, eine Verneinung darauf folgt. Die wenigern Stellen, wo keine Verneinung darauf folgt, wollen Perizon ad Sanct. 4, 7. Anm. 5. und Hottinger z. Cic. de divin. 1, 5. p. 152. ff. verbessert wissen. Unentschieden ist darüber Benedict z. Cic. ad. div. 15, 1, 2. p. 540. Allein Muretus Varr. Lectt. 10, 7. sucht aus einer Menge Stellen zu erweisen, dass *non modo* in jedem Falle für *non modo non* stehen könne und erläutert es durch das Griechische: οὐχ ὅτι, μὴ ὅτι, οὐχ ὅπως, welches bald *non solum*, bald *non solum non* bedeute.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

COBURG, b. Ahl: *Anleitung zu einem christlichen Wandel in sieben Lehrpredigten zur Fastenzeit an das Landvolk* von *Onesimus Braun*, Franziscaner im Kloster Volkersberg bey Brückenau im Fuldaischen. Eine gemeinnützige Erbauungsschrift. Mit Erlaubniss der Obern. 1796. 131 S. 8. (8 gr.)

Rec., der aus Erfahrung weiss, welcher Unsinn zur Fastenzeit von vielen katholischen Predigern, besonders aber von Bettelmönchen auf den Kanzeln ausgekramet wird, nahm diese Schrift mit einem ungünstigen Vorurtheile in die Hand, indem er befürchtete, dass er hier Fastenpredigten von gemeinem Schlage zu lesen bekäme. Aber desto angenehmer wurde er schon durch die Inhaltsanzeige überraschet, indem er lauter gemeinnützige Themata erblickte;

 noch

noch weit mehr aber befriedigte ihn die Ausführung derselben. Es herrschet in diesen Kanzelvorträgen durchaus eine richtige Exegetik, eine gesunde, liberale, antimönchische Moral, und ein populärer Vortrag. Rec. konnte sich nicht genug wundern, als er von dem Verleger dieser Schrift hörte, dass sie in den österreichischen Staaten verboten sey; wenigstens versicherte ihn derselbe, dass ihm die Exemplare von östereichischen Buchhändlern seyn zurückgeschickt worden, mit dem Bedeuten dieses Verbotes. Rec., der selbst ein katholischer Geistlicher ist, kann aufrichtig versichern, dass er auch nicht von weiten die geringste Spur irgend eines Verstoses gegen den katholischen Lehrbegriff bey aller Aufmerksamkeit, mit welcher er die Schrift las, habe entdecken können. Sollte es mit diesem Verbote doch seine Richtigkeit haben, so kann sich Rec. davon keinen andern Grund angeben, als den, dass der Vf. von dem gewöhnlichen Schlendrian, der zur Fastenzeit von sehr vielen Predigern beobachtet wird, abgegangen ist, und in der Predigt von der Abendandacht zu verstehen giebt, dass das mechanische Abbeten des Rosenkranzes keinen Werth habe. Die Themata sind folgende: 1) von der Morgenandacht, 2) von der Verrichtung der Berufsgeschäfte, 3) von den Kirchenandachten, 4) vom Gebrauche der Nahrungsmittel, 5) von den Erlustigungen, 6) von dem geselligen Leben, 7) von der Abendandacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Stein: *De Theologorum Altorfinorum per hoc saeculum meritis eorumque recta aestimatione Oratio* quam in memoriam saecularem Altorfini Theologorum Ordinis in anniversaria panegyri Petro-Paulina A. D. XXVIIII. M. Jun. A. R. S. MDCCLXXXXVII. recitavit *D. Joannes Philippus Gabler.* Theol. Prof. Publ. Ord. 1797. XXXII S. 4. Diese, in jeder Rücksicht vortreffliche Rede des verdienstvollen Hn. *G.* macht uns nicht nur überhaupt mit den Schicksalen der theologischen Facultät zu *Altdorf*, sondern auch besonders mit den Männern, die sich seit hundert Jahren um dieselbe, zugleich aber auch um die gelehrte Welt, und um so manchen würdigen Mann, den sie zu bilden das Glück hatten, verdient machten, hinlänglich bekannt. Die theologische Facultät existirte zwar schon seit der Stiftung dieser hohen Schule, sie erhielt aber erst zu Ende des J. 1696. von dem damaligen Kayser *Leopold* die Freyheit, Doctores der Theologie creiren zu dürfen. Von diesem Privilegio, wozu ein reicher Nürnbergischer Kaufmann, Namens *Ingolstetter*, die benöthigten Kosten, die 1000 Gulden betrugen, umsonst herschoss, wurde im folgenden Jahre am Petri und Pauli Fest, das erstemal Gebrauch gemacht. Das in dem heurigen Jahre, mit einigen Feyerlichkeiten erneuerte Gedächtniss dieser endlich erlangten Freyheit, gab nun dem würdigen Vf. in der dabey zu haltenden Rede, Gelegenheit, die Verdienste der, in diesem Zeitraum von *hundert Jahren* daselbst angestellt gewesenen Theologen zu erzählen, und mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe zu würdigen. Dass hier von glänzenden Verdiensten, dergleichen sich Männer die auf grössern Universitäten lehren, zu erwerben im Stande sind, nicht die Rede seyn könne, gestehet der Vf. selbst, er führet aber auch die gültigsten Gründe an, warum sich die Theologen in Altdorf, nicht eben so, wie auf andern hohen Schulen hätten produciren können. Darunter rechnet er unter andern dieses, dass daselbst mit dem theologischen Lehrstuhl, das lästige Pfarramt verbunden sey — dass sich die Professoren, wegen ihrer geringen Anzahl, nicht einem Theil der Theologie insbesondere widmen könnten, sondern sich in ihren Vorlesungen meistens über alle Theile derselben ausbreiten müssten — dass die ökonomische Einrichtung dieser hohen Schule, es nicht erlaubte, schon berühmte Männer dahin zu berufen — sondern dass man immer zufrieden seyn müsste, jüngere geschickte Männer zu erhalten, von denen man hoffen könnte dass sie das, was sie freylich schon jetzt seyn sollten, in der Folge, durch angestrengten Fleiss werden würden. Indessen fehlte es doch auch dieser Facultät nie an wirklich verdienstvollen, aber auch auswärtig durch ihre gelehrten Schriften berühmten Männern, unter denen aus den ältern Zeiten — *Zeltner*, und aus der neuern Zeit, der leider zu früh der gelehrten Welt entrissene *Döderlein* oben an steht. Zunächst nach diesen nennet der Vf. den gelehrten und fleissigen *Sonntag*, dessen gelehrter Nachlass von fast 200. kleinen academischen Schriften, nun wohl wenig mehr benutzt werden wird. Sein College, *Joh. Michael Lang*, ein trefflicher Mann, behagte ihm, da er seiner Meynung nach von der *reinen Lehre* gewichen war, gar nicht — und so musste derselbe auch *Altdorf* verlassen. Ihm folgte *Johann Wilhelm Baier*, ein Sohn des berühmten Jenaischen Theologen nach, der sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt machte. Eine wahre Zierde der theologischen Facultät in *Altdorf* war *Joh. Balthas. Bernhold* — und dieses beynahe funfzig Jahre lang. In den Kirchenvätern und in der griechischen Literatur war dieser biedere Mann ganz zu Hause. Seine vielen Schriften machten ihn auch auswärts bekannt. Zugleich mit demselben zierte den theologischen Lehrstuhl *Jacob Wilhelm Feuerlein*, den nachher die neu errichtete Universität zu *Göttingen*, als ersten Lehrer der Theologie erhielt. Ihm folgte *Johann Augustin Dietelmair* nach, der sich während seines vierzigjährigen Lehramtes auf mannichfaltige Art, und so auch durch seine mit Beyfall aufgenommenen Schriften auf das ruhmvolleste auszeichnete. An seiner Seite stund zwanzig Jahre lang *Johann Bartholom. Riederer*, der sich vorzüglich durch seine seltenen Kenntnisse in der Kirchen- und Reformationsgeschichte, und durch seine dahin einschlagenden Schriften unvergesslich gemacht hat. Zum Beschluss wird dem von *Altdorf* abgerufenen und gegenwärtig in *Nürnberg* als ersten Prediger angestellten Herrn D. *Johann Gottfr. Junge*, unter den Theologen *Altdorfs*, die sich auch durch ihre Schriften berühmt machten, ein verdientes Ehrendenkmal errichtet, so wie auch noch der beiden ältern Theologen, *Pfitzers* und *Treuenreuters*, die nur kurze Zeit daselbst waren, ehrenvoll gedacht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. December 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) WIEN, b. Rötzel: *Wahrheiten für Ehegatten und Verlobte, in Bezug auf Ehenglück und Ehenfreuden.* Von *Gottfr. Imman. Wenzel*, d. d. f. f. Künste und der Weltweisheit Magister. 1796. 150 S. 8. (12 gr.)

2) EBENDAS.: *Drey Bücher von den Pflichten der Mütter.* Von *Gottfr. Imm. Wenzel* u. f. w. 1796. 184 S. 8.

Hr. *W.* fühlt sich berufen, das eheliche Glück, wie er es nennt, als Schriftsteller zu befördern: und das kann denn freylich nicht wohl auf andere Art geschehen, als, dass er erstlich seine Idee von einer beglückten Ehe mittheilt und sodann Ehelustigen und Ehegatten ihre Lection zu lernen giebt. Er stellt daher in dem ersten der genannten Bücher das Bild sowohl eines glücklichen Ehepaars in einer poetischen Schilderung, als auch eines guten Gatten und einer guten Gattinn, nicht nur in Charakterschilderungen des Gatten und der Gattinn (welche eigentlich nichts anders als Ideale vollkommener Menschen sind,) sondern auch in zwey Denkmälern, auf, welche jenem die Wittwe und dieser der Wittwer errichtet. Wie nun „Gatten eheliches Glück zu sich laden," wie sie sich seines Aufenthalts versichern können," das lehrt er in den Wahrheiten für Ehegatten und Verlobte. Weil aber bey dem Gerathen der Kinder, als einer wesentlichen Bedingung des ehelichen Glücks, auf das Benehmen der Mütter sehr viel ankommt; so unterrichtet er diese besonders von ihren Pflichten in drey Büchern.

No. 1 zeigt in einer Einleitung die ersten Bedingungen, unter welchen der Ehestand Freude bringen kann. Sie reduciren sich auf eine einzige, nämlich wechselseitige Liebe, welche aber der Vernunft untergeordnet seyn soll. Alles übrige in drey Abschnitte eingetheilt, wovon der erste die Pflichten, welche beiden Gatten gemein sind; — der zweyte und dritte aber die besondern Pflichten jedes Theils enthalten. No. 2 trägt die Pflichten der Mütter, wie gesagt, in drey Büchern dergestalt vor, dass das erste der künftigen — das zweyte der werdenden — das dritte der gewordenen Mutter Verhaltungsregeln giebt. Die Absichten des Vf. sind ohne Zweifel recht gut; ja, er scheint sehr warm für seinen Gegenstand zu seyn. Auch in seinen Urtheilen zeigt er viel gesunden Verstand. Aber beides macht freylich noch nicht den guten Schriftsteller. Um dieses zu seyn, fehlt es unserm Vf. noch zu sehr an logischer Genauigkeit, an Bildung des Geschmacks und selbst an der Fertigkeit sich richtig auszudrücken. Der Mangel an logischer Ordnung nöthigt ihn, viele Gegenstände oft zu berühren, also sich selbst zu wiederholen; anstatt dass bey besserer Oekonomie sich noch manches wichtige hätte sagen lassen, ohne das Buch weitläuftiger zu machen. So enthalten in No. 2 die besondern Maximen für künftige, werdende und gewordene Mütter nichts, was nicht in den vorhergehenden Kapiteln der drey Bücher schon gesagt wäre: und in No. 1 sind das 21, 22, 23, 25 Kapitel, welche die Gattinn als Befehlshaberinn im Hause, im häuslichen Umgange mit dem Gatten, im Umgange mit andern, und das Verhalten der Gattinn bey leidenschaftlichen Zuständen des Gatten darstellen, nicht viel mehr als Parodien des 12, 14, 15, 16 Kapitels, welche die Pflichten des Gatten in den nämlichen Beziehungen abhandeln. Von dem ungebildeten Geschmack unseres Vfs. zeugen nicht nur die verunglückten Gleichnisse, die niedrigen, unedeln Ausdrücke und der declamatorische Bombast in mehreren Stellen, sondern auch die schlechten Verse, mit welchen er jedes Buch in den Pflichten der Mütter beschliesst. Einen Bewegungsgrund zur Vorsicht in der Wahl eines Gatten, entlehnt er von der Schaf- und Pferdezucht in Spanien und England. „Nicht jeden Widder," heisst es, „nicht das erste beste männliche Pferd lassen sie zu „der vielversprechenden Mutter; es muss schlechterdings diejenigen Gaben besitzen, von denen eine „gute Nachkommenschaft erwartet werden kann. „Diese Erfahrung sollte uns allerdings in der Wahl „unserer Gatten vorsichtiger machen und jeder, die „zur Mutter sich erheben will, zum Fingerzeige dienen, wie sie sich hierin zu benehmen habe." Allerdings muss das Herz jeder Schönen durch solche Vorstellungen tief gerührt werden. Klingt es nicht eben so pöbelhaft als ungrammatisch, wenn Hr. *W.* in No. 1 S. 30 schreibt: „Die *Leutchens* kennen „einander doch nicht! Und *was zum Guguk* fehlt „denn noch, dass sie *sich* nicht kennen sollten?" — und in No. 2. „Auch sie meine Damen, pochen nicht „darauf, dass die Göttinn des Ueberflusses ihr Füllhorn über ihren Gatten auszuschütten beliebte. „Tragen sie immer ihr *Näschen etwas niedriger*, schlagen sie immer ihr offenes, kühn um sich blickendes „Auge *ein bischen zu* und halten ein wenig ihr *Züngchen* im Zaume, damit nicht so oft *ihre Sprache dem „Verstande entlaufe!*" — Aber dieses letzte widerfährt unserm Vf. selbst oft genug; besonders, wenn er

er sich ins Feld der Philosophie wagt. Wo er z. B. sagt: „Das Gefühl des Guten und Bösen, des Edeln „und Unedeln, des moralisch Schönen und mora„lisch Häfslichen, nenne ich im philosophischen Ver„stande das Herz." — Und bald darauf: Die Gefüh„le des Herzens müssen weislich eingeschränkt wer„den und nur auf das wirklich Gute und Böse sich „erstrecken;" da mag wohl die Sprache dem Verstande entlaufen seyn. Und, welcher unnütze Schwulst: „Er, (der fromme Gatte) wird frey von „jedem Vorwurfe eines verletzten Gewissens, um„schlungen von den Grazien Gelassenheit und Sanft„muth, dahin leben die Tage seines Lebens, wie „sie ein Engel des Friedens leben kann, der auf den „Fittigen freundlicher Zephyre ruhend, Welten seg„net und Gedeihen verkündet von Zone zu Zone! — Von dem poetischen Talente des Vfs. nur eine einzige Probe. Das erste Buch von den Pflichten der Mütter beschliessen folgende Stanzen:

So wäre denn der erste Schritt gethan
Zur Bildung guter Mütter.
Eröffnet wär der Gattinn Weg und Bahn
Zu häufen wahre Güter.

Ha! wohl mir, wenn treulich ich gelehret,
Wenn Wahrheit mir entflofs,
Meinen Wunsch der Himmel mir gewähret
Zu nützen — nicht zu schreiben blofs.

Fortan, zum zweyten Buch mit frohem Sinn,
Mit Muth und Doppelkraft!
Das Feld ist grofs, zum Anbau hin:
Aerndte lohnt, mein Geist erwacht u. f. w.

Manchmal thut Hr. *W.* auch gelehrt und führt Stellen aus den Alten an, die aber meist eben so übel angebracht sind, wie folgende. Im Kap. von der Verträglichkeit der Ehegatten giebt es die Uebersetzung der bekannten Stelle des Terenz: „Ich bin „Mensch und verleugne nichts, was menschlich ist." Und setzt hinzu: „So drückt sich ein *groser Mann* „*des Alterthums* aus, der bey aller seiner Weisheit „und Geistesbildung, bey aller Vollkommenheit sei„nes Herzens und Seelengröfse, dennoch keinen An„stand nahm zu gestehen, *dafs er Mensch sey*" (welch ein Geständnifs!) „und folglich auch immer Schwach„heiten und Gebrechen habe." — Wen mag sich doch unser Vf. unter diesem grosen Manne des Alterthums vorstellen? Solche Floskeln contrastiren in Wahrheit sehr sonderbar mit den Sprachfehlern, durch welche Hr. *W.* zu erkennen giebt, dafs er die gelehrten Sprachen so wenig als die modernen, und unter diesen auch seine Muttersprache cultiviret hat. Denn, wer einen Philint die Rolle des *Seufzlings* spielen läfst; wer sich Ausdrücke erlaubt, wie: ihre wirklich *besitzenden* Vollkommenheiten; von *beider ihrer* Beschaffenheit; angelegentsten; stäts loderud; *Unerfüllung*; lebe *diät* u. dgl. der kann doch wohl nicht auf gebildete Schreibart Anspruch machen: und, wenn unser Vf. schreibt: *Ofenbagode;* individuällen; *Tyraden; Bäotie;* ein *unbedingt gebietender Madator; Fanpharone* wird sie bannen; u. a. m. so verräth er ja deutlich genug, dafs ihm die Form dieser Worte eben so unbekannt ist, als ihr Sinn. — Hr. *W.* sagt am Schlufs der Vorrede zu No. 2, dafs die Arbeit blofs ein Versuch sey, den er in die Welt schicke, wie Noach seine Taube aus der Arche. Wohl an, so mag er diese Beurtheilung für das Oelblatt annehmen, das diese Taube mitbringt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Krems, b. Mösl: *Kurze Frühpredigten für das christliche Landvolk auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, von *Joseph Polykarp Schilcher*, landesfürstlichen Pfarrer zu Döllersheim in Niederösterreich. *Erster Theil.* 253 S. *Zweyter Theil.* 1795. 191 S. 8. (1 Rthlr.)

Wie finster mufs es noch in gewissen Gegenden Deutschlands aussehen, wenn Predigten von dieser Art noch so viel erhalten, dafs der Vf., wie er selbst angiebt, sich gedrungen fühlt, die bisher von ihm herausgegebenen, noch mit neuen zu vermehren. Ohne alle exegetische und kritische Kenntnisse, ohne auch nur erträgliche Begriffe über Moral und Religion declamiren der Vf. und die Führer, denen er folgt, (denn er hat mehrere Predigten aus andern entlehnt) so erbärmlich, dafs er das Mitleid jedes aufgeklärten Religionsfreundes, der seine Predigten hört, oder liefst, erregen, und dafs man das Volk bedauern mufs, das er durch ein so verdorbenes, und zum Theil gestohlenes Geistesfutter erquicken und sättigen will. Die Bibeltexte sind so verkehrt angebracht, dafs man höchst selten eine Stelle antrifft, wo der Text entweder richtig erklärt, oder am rechten Orte angewendet ist. Wenn von einer Tugend, oder einem Laster die Rede ist, so sieht man sich umsonst nach einem bestimmten Begriffe davon um; dafür stehen häufige Stellen aus den Vätern, die nichts erklären, oder gewaltsam herbeygezogene Bibeltexte und schwankende Declamationen da. Wenn auch zuweilen der Vf. richtigere Begriffe verbreiten zu wollen scheint, so vernichtet er diesen Anschein bald selbst wieder durch seine Inconsequenz z. B. S. 124 sagt er: „Weil nun jene Dinge zum katholischen Glauben gehören, welche Gott geoffenbaret hat, und welche die katholische Kirche zu glauben befiehlt, so könnt ihr daraus abnehmen, dafs ihr eben darum auch nicht schuldig seyd, jene Wunderwerke für wahr zu halten, welche uns die Kirchengeschichte (elende Legenden) von gewissen heiligen Personen erzählt. Z. B. Dafs die heiligen Engel den Leib der heiligen Catharina auf den Berg Sinai getragen haben; dafs der heilige Bischof Gregorius durch sein Gebet einen Berg so weit hindan geschoben habe, als er zur Erbauung einer Kirche Platz brauchte; dafs Christus der Herr dem heil. Franz von Assisi seine fünf Wundmahlen eingedrückt habe; oder dafs der heilige Joseph von Kupertin wie ein Vogel in der Luft herumgeflogen sey. Diese und dergleichen

Wunder-

Wunderwerke, sage ich, seyd ihr nicht schuldig zu glauben, weil nämlich dieselben weder Gott geoffenbaret hat, weder die katholische Kirche sie uns zu glauben befiehlt." Sollte man nicht diese Stelle für einen Strahl aufgeklärter Denkart halten? Doch es ist nur das betrügerische Licht eines Irrwisches. Der Vf. setzt nämlich bald hinzu: da wir doch sehr viele andere Begebenheiten ungezweifelt für wahr halten, obschon von denselben weder in dem geschriebenen, noch ungeschriebenen Worte Gottes eine Meldung geschieht, so sey es doch ganz gewiss eine strafbare Vermessenheit, dergleichen Wunderwerke der Heiligen aus obigem Grunde leugnen, oder auch nur in Zweifel zu ziehen. — Bey seinem Bestreben, populär zu sprechen, fällt der Vf. nicht selten ins Pöbelhafte und Platte. In der Predigt *von dem Lügen*, wo der Vf. unter andern behauptet, dass keine Noth- oder Scherzlüge erlaubt sey, wenn man auch mit einer einzigen solchen Lüge noch so grosse Uebel verhindern, noch so viel Gutes stiften, z. B. alle Sünder bekehren, alle Menschen selig machen, und alle Seelen aus dem Fegfeuer, und aus der Hölle erlösen könnte, heisst es: „Der Abscheu gegen das Lügen ist bey allen Rechtschaffenen so gross, dass sie nicht einmal das Wort *Lüge* platterdings auszusprechen sich getrauen, sondern immer dazu setzen: Es ist, mit Ehren zu melden, erlogen." Rec. hat ebenfalls einen grossen Abscheu gegen das Lügen, und glaubt, dass diejenigen, die den Vf. zur Herausgabe dieser Predigten aufgemuntert haben, *mit Ehren zu melden*, Lügner, oder in der Kunst, zu erbauen, noch grössere Stümper sind, als der Verfasser.

WIEN, b. Rehm: *Erbauungsbuch für Kranke und Sterbende.* Allen Seelsorgern und Krankenfreunden gewidmet von *André Reichenberger*, Cooperator an der landesfürstlichen Pfarrkirche zu Röschitz. 1795. X u. 323 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. gehört unter die würdigsten, und aufgeklärtesten Religionsfreunde, und zeigt durch das ganze Buch, dass er sich mit den wesentlichen Lehren und Trostgründen des Christenthums innigst vertraut gemacht habe; dass er das Wichtige von dem Unwichtigen, das Nützliche von dem Unnützen, das Praktische von dem bloss Theoretischen genau zu unterscheiden wisse. Es ist hier nichts vergessen, was zur Besserung und Beruhigung des Kranken dient. Gleich weit entfernt, das Gewissen durch falsche Trostgründe einzuschläfern, als durch phantastische Schrecknisse zu foltern, versteht er meisterhaft die Kunst, das Gemüth des Kranken immer in einem gewissen Gleichgewichte zu erhalten, dass er sich weder zu täuschenden Hoffnungen, zu einem leichtsinnigen und grundlosen Vertrauen, noch zur hoffnungslosen Kleinmüthigkeit und Angst hinneige. In dergleichen Schriften hält man sich gewöhnlich, zur Erreichung seiner Absicht, jede noch so unrichtige Anwendung und Erklärung der Bibeltexte zu gut; aber der Vf. hält sich immer strenge an die Regeln einer geläuterten Exegetik. Rec. fand nur eine einzige Stelle, wo sich der Vf. eine von dem Wortsinn abweichende Erklärung erlaubte; dies ist die bekannte Stelle Pauli, wo er sagt: *Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret* etc. Diese erklärt der Vf. von dem zukünftigen besseren Leben, da sie doch wörtlich von den wundervollen Anstalten zu verstehen ist, die Gott getroffen habe, um die Welt durch Jesum Christum zu beglücken. — Die Sprache des Vf. ist eben so rein, als herzlich, kraftvoll, und für jeden verständlich. Er benutzt jede Gelegenheit, um schädliche Vorurtheile, die bey Kranken nicht ungewöhnlich sind, zu entfernen. Z. B. S. 151. „Fern sey von mir der Gedanke, heisst es in der Betrachtung eines Kranken vor dem Genusse des heil. Abendmahls, als ob es (das Abendmahl) ein leibliches Genesungsmittel für mich seyn, oder meine Krankheit zur Gesundheit, oder zum Tode entscheiden werde. Fern sey von mir der Gedanke, als wenn das heilige Altarssacrament alle meine Sünden schon für sich tilgen, und mir den Himmel öffnen werde, wenn ich gleich kein bussfertiges Herz, keine wahren Früchte der Besserung und des Glaubens bewiesen habe." S. 224 wo der Vf. das Beyspiel des Königs *Ahasia* aufstellt, macht er die lehrreiche Bemerkung: „Diesem Könige sind gewisse Kranke sehr ähnlich, die, anstatt jener natürlichen Mittel sich zu bedienen, welche die Weisheit Gottes zur Hebung der Krankheiten bestimmt hat; anstatt Arzeneyen, und den Rath eines verständigen Arztes zu begehren, sich viel lieber irgend einen Bösewicht überlassen, der durch übernatürliche Künste, durch Zaubermittel zu helfen verspricht." (Dies gilt auch von vielen Schwärmern unter der katholischen Geistlichkeit, welche durch Exorcismen, und allerhand geweihte Waaren Krankheiten curiren zu können vorgeben, und das einfältige Volk auf eine sehr nachtheilige Art äffen.)

WIEN, b. Gerold: *Der wahre Katholik in geistlicher Gemüthserhebung.* Herausgegeben von *Felix Gotthart.* 416 S. 8. (20 gr.)

„Ich schmeichle mir, sagt der Vf. in der Vorerinnerung, dass gegenwärtiges Gebetbuch, so gross auch deren Anzahl, doch immer den Vorzug vor vielen andern behaupten wird, denn ich wählte lauter solche Gebete, welche kurz, und nach dem ächten Sinn der katholischen Kirche abgefasst, und doch fähig sind, die Andacht eines wahren Christen, durch die Gottessalbung die in selben enthalten, zu entzünden, und den Eifer des Gebetes auch in lauen Herzen rege zu machen." Diese Stelle, die, wie jeder sieht, in einer ziemlich holperichten Sprache abgefasst ist, und durch eine fehlerhafte Interpunction noch mehr missfällt, erregte bey Rec. sogleich die Vermuthung, dass dieses Gebetbuch keinen Vorzug vor vielen andern behaupten werde. Doch fand er mit Vergnügen bey einer aufmerksamen Durchlesung desselben, dass er sich in seiner Vermuthung etwas getäuschet habe, und dass dieses Erbauungsbuch so fehlerhaft nicht sey, als er anfangs besorgt hatte. Schon der Plan desselben

gefiel ihm. Es zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält *auserlesene Gebete und Gesänge* in verschiedenen Stunden des Tages zu gebrauchen; die zweyte *ausgesuchte Gebete und Lieder* auf alle Hauptfeste des Jahres; die dritte *allerley Gebete* für die verschiedenen Stuffen des menschlichen Alters und der Stände; die vierte *trostreiche Gebete* in verschiedenen Anliegen und Umständen. Hierauf folgt noch ein Anhang und Nachtrag von Litaneyen, Betrachtungen und Gebeten. Der Stil ist im Buche selbst merklich besser, als in der Vorrede; bisweilen kommen sogar Gebete und Betrachtungen vor, die in einer recht edlen, und kraftvollen Sprache abgefasst sind. Ueberhaupt ist der Stil sehr verschieden; woraus sich schliessen lässt, dass dieses Gebetbuch mehr eine Compilation, als eine eigne Arbeit des Herausgebers sey. Wäre das ganze Buch so schlecht geschrieben, als die Vorrede, so würde es gewiss, aller *Gottessalbung* ungeachtet, die der Vf. demselben zuschreibt, wenig anziehendes und empfehlendes haben.

Hätte der Vf. bey der Auswahl der Gebete und Betrachtungen mehr dafür gesorgt, praktisches Christenthum zu befördern, als dürre Dogmatik vermittelst einer eingebildeten *Gottessalbung* christlichen Herzen einzuflössen, so würde dieses Gebetbuch wirklich unter die besten und brauchbarsten zu rechnen seyn. Denn es enthält in der That vortreffliche Gebete für die mannichfaltigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens. Aber es scheint, er habe gerade den Vorzug, den dieses Gebetbuch vor vielen andern haben sollte, darinn gesetzt, dass gewisse Lehrmeynungen, die nach dem Urtheile aller einsichtsvollen Religionsfreunde entweder gar keinen, oder nur einen entfernten und zufälligen Einfluss auf die Besserung und Beruhigung des Menschen haben, bey jeder Gelegenheit als wesentliche Lehren des Christenthums empor gehoben, und durch die *Gottesfalbung* der Gebetsform wichtig gemacht würden. Dadurch glaubte er nun seinen Gebeten den ächten Sinn der katholischen Kirche mitzutheilen, und den Stempel unverfälschter Rechtgläubigkeit aufzudrücken. So heisst es z. B. S. 156 in dem Gebete am Dreyeinigkeitssonntage unter andern: „An diesem Glauben (dass nämlich in der Gottheit drey verschiedene Personen sind, die nur ein göttliches Wesen ausmachen) hängt meine Liebe zu Gott, meine Liebe zu allen Menschen, mein Trost und Zuversicht, meine Freude, und meine Gedult, meine Hoffnung, und meine Seligkeit. Herr, stärke diesen Glauben, dass er ewig nicht wanke.“ Ist der Vf. wirklich so gesinnt, so ist ihm von Herzen zu wünschen, dass dieser Glaube ewig nie wanke, weil er sonst ein eben so böser, als unglücklicher Mensch werden würde. Aber solche Gesinnungen sollte er doch nicht jedem Leser seines Gebetbuches durch dieses Gebet andringen wollen; und als Religionslehrer sollte er wissen, dass es ausser dem Glauben an Dreyeinigkeit noch andere Gründe des Rechtverhaltens und der Glückseligkeit gebe, die um so fester und dauerhafter sind, weil sie nicht in dem unzugänglichen, und mit ewigen Finsternissen umgebenen Lande der Uebernatur liegen, wo es nur einer verirrten Phantasie vergönnt ist, herumzuschwärmen, sich anzubauen und Luftschlösser zu errichten. — Aehnliche Stellen, wie die eben angeführte, kommen nicht selten vor, die Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, ungerügt lässt. Nur will er noch das Pfingstlied S. 149 hieher setzen, weil es zugleich eine Probe von dem Liedergeschmack des Vf. ist:

„Komm, heiliger Geist! o dritte Person
Von einer Natur mit Vater und Sohn!
Der du von seiner Sündenlast
So manches Herz befreyt hast.
Komm, heiliger Geist! erwünschtester Gast!

Komm, heiliger Geist! auf uns itzt herab,
So wie dich einst Gott den Gläubigen gab,
Als ihre noch geringe Zahl
Versammelt im verschlossnen Saal
Sich sehnte nach dir, du göttlicher Strahl!

Komm, heiliger Geist! ein Tröster genannt.
Es werde durch dich der Kummer verbannt,
Der uns verstört in unsrer Pflicht!
Die Trägheit überwind't uns nicht,
Wenn du uns entflammst, o mächtiges Licht.

Komm, heiliger Geist! Du Lehrer der Welt!
Die Strasse des Heils wird niemals verfehlt,
Wenn man sich nicht an Secten kehrt,
Die Kirche, die dein Einspruch lehrt,
Mit kindlicher Treu als Mutter verehrt.

Komm, heiliger Geist! vom himmlischen Thron!
Dir werde zugleich mit Vater und Sohn,
In unzertheilter Wesenheit
Von nun an bis in Ewigkeit
Anbetung, Dank, und Jubel geweiht.“

Wie geistlos wird hier der heilige Geist besungen! In solchen Stücken findet Rec. weder *Gottes-* noch *Menschensalbung*. Und wenn solcher dogmatischer Unsinn, dergleichen öfters in diesem Buche ausgekramt wird, doch Salbung seyn soll, so sieht man's derselben sogleich an, dass sie aus einer Pfuscherhand kommt. Daher wünschet Rec., dass der Verfertiger solcher *Gottessalbungen* seine Kunst besser lernen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. December 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BAMBERG, b. d. Wittwe Göbhardt in Comm.: *Memoriale vitae sacerdotalis, sive, summi pastoris Jesu Christi piissima monita ad ecclesiae suae pastores, aliosque sacerdotes. A Sacerdote Gallicano dioeceseos lingonensis exule. Editio tertia, aucta et emendata.* 1796. 318 S. 8.

Diese Schrift ist eine Nachahmung des Buchs *von der Nachfolge Christi*, das gewöhnlich dem *Thomas von Kempen* zugeschrieben wird, nur mit dem Unterschiede, dass der Vf. *von der Nachfolge Christi* mitten in den Zeiten der grössten Finsterniss über verschiedene Gegenstände helle dachte, der Vf. der gegenwärtigen Schrift aber am hellen Mittag im Finstern tappet, und Finsterniss um sich her zu verbreiten sucht. Es herrscht in dieser Schrift so ganz der Geist der religiösen Schwärmerey, der mönchischen Ascetik, des blinden Sectengeistes und des Pfaffenstolzes, den Rec. bey allen emigrirten Geistlichen aus Frankreich (deren er sehr viele kennen lernte, und deren Umgang er absichtlich suchte, um sich mit ihrem Charakter vertraut zu machen) zu bemerken Gelegenheit hatte. Er kann aufrichtig versichern, dass er unter den zahlreichen Caravanen, die in Deutschland herumkreuzten, keinen einzigen dieser Geistlichen anzutreffen das Glück hatte, der ihm auch nur erträgliche Grundsätze über Moralität und Religion zu haben schien. Viele unter ihnen waren ganz unwissend, und hatten, wie es schien, kein anderes Bedürfniss, als Messe zu lesen, Brevier zu beten, und, ohne auch nur die geringste Neigung zu irgend einer Beschäftigung zu verrathen, auf fremde Kosten sich füttern zu lassen. Einige wenige, denen man Gelehrsamkeit nicht absprechen konnte, hatten bloss den Kopf voll von todten Buchstaben; aber es war keine Spur von Selbstdenken, von Geist und Leben zu bemerken: sie schienen weiter nichts zu seyn, als leblose Figuren, aus lauter Fetzen von den Schriften der Väter, von Concilienschlüssen, von kanonischen Vorschriften, von päbstlichen und bischöflichen Verordnungen, von theologischen und moralistischen Fabrikwaaren zusammengesetzt. Nichts war ihnen unerträglicher, als das Wort *Philosoph*, oder *Philosophie*; der blosse Laut davon konnte sie sogleich in die aufbrausendste Hitze bringen. Rec. fand keinen einzigen, der nur die Möglichkeit zugeben wollte, dass Protestanten auch selig werden könnten. Sie behaupteten einstimmig, und mit einer drohenden Miene, *quod extra ecclesiam non sit salus.* Wenn er ihnen zu Gemüthe führte, dass sie in Deutschland ohne Zweifel schon viele Protestanten von einem musterhaften, moralischen Charakter würden angetroffen haben, so war die Antwort, dass alle Tugenden ausser dem Schoosse der allein heilig- und seligmachenden Kirche weiter nichts, als glänzende Laster, wie der heil. Augustin von den Tugenden der Heiden behauptete, wären. Wenn er sein Befremden äusserte, dass sie, besonders unter der ersten Constitution, den Bürgereid nicht geschworen hätten, gaben sie vorzüglich den Grund an: *Papa interdixit, episcopi nostri interdixerunt. Qui ecclesiam non audit, sit, sicut ethnicus, et publicanus.* — Einer war doch noch so menschenfreundlich, den protestantischen Professor der Theologie Hn. *Niemeyer* zu Halle, wegen seiner, wie er wähnte, verdammlichen Irrthümer zu bedauern; er lobte ihn sehr wegen seines guten moralischen Charakters, und besonders wegen seiner Wohlthätigkeit gegen französische emigrirte Priester; dann setzte er aber mit einem tiefen Seufzer hinzu: *Sed ah! est philosophus! et omnes philosophi peribunt.*

Gegenwärtige Schrift ist ein unverkennbares Document von der Religionsschwärmerey des französischen Clerus. Gleich die Vorrede fängt mit Schimpfen gegen Philosophie und Philosophen an, so wie sie damit endigt. *Quis nescit*, heisst es auf der ersten Seite: *colorem optimum hactenus fuisse mutatum, virosque ecclesiasticos, lue philosophica praeprimis infectos a vero vocationis suae tramite negligenter recessisse, imo in Spiritus, ut aiunt, fortes abiisse? Esset haec accusatio utique odiosa, imo iniqua, nisi reclamaret experientia. Quis enim audebit negare, etiam in sortem Domini vocatos ex putidis, arrogantis philosophiae fontibus audacter non minus, quam petulanter bibisse? Quot enim sunt, qui neglectis solidioris asceseos principiis sui spiritus nutrimentum non incomptis et phaleratis sermonibus aut alia politiorum literarum studiosa lectione quaesiverunt? plus condimenti requirentes in Rabneri Satyris, et queiscunque aliis temporaneis foliis, quam sanctorum Patrum operibus editis.* Da der Vf. besonders *Rabeners Satyren* erwähnt, die, so viel Rec. weiss, noch nicht ins Französische übersetzt worden sind, so erhellet aus dieser Stelle, dass er vorzüglich die Absicht hat, die deutschen katholischen Religionslehrer zu bekehren. Nun verweist er sie auf sein Buch, das sie Tag und Nacht lesen und betrachten sollen, um den heiligen Geist, so wie er sich auf den französischen Clerus niedergelassen hat, auch zu empfangen. Um sie von aller profanen Lite-

ratur abzuziehen, und dadurch des französischen heiligen Geistes empfänglich zu machen, wird ihnen gleich im ersten Kapitel die Würde des Priesterthums, die alles, was nur grofs gedacht werden kann, übertrifft, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Hier trifft man alles an, was je Uebertriebenes und Widersinniges von den Vätern und Asceten in einem fanatischen Rausche von der Priesterwürde ist geträumt worden. *Ego in coelo, fili!* heisst es unter andern, *homines super terram; et tu medius inter me et eos, ut illos in nomine meo dirigas, et ipsi tanquam mihi obediant. Ego donorum coelestium largitor, illi egentes, et tu dispensator, ut unicuique per te gratia detur. Ego Dominus Sanctissimus, isti peccatores, et tu mediator, ut per te mecum reconcilientur. Ego Pater Unigeniti filii in aeternitate, homines filii adoptandi in tempore; tu pater in terris, ut per te adoptentur in coelis. — — Non est, fili, non est sub coelo sublimitas aut potestas, quae tuae possit comparari. De Diis es, de filiis Excelsi. Humana est dignitas Regis, divina Sacerdotis. Decus et potentia regem morientem relinquunt; morientem Sacerdotem sacerdotium in aeternum manet. Imperat Rex hominibus, Deo ipsi (!!) sacerdos etc.* In diesem Tone geht es immer fort. Was können dergleichen Vorstellungen von Priesterwürde anders hervorbringen, als einen unerträglichen Pfaffenstolz, als einen unbiegsamen Staarsinn, der lieber alles zu Trümmern gehen läfst, als dafs er sich entschliefst, das geringste seiner vermeyntlichen Gottesrechte aufzugeben, wie das der Fall in Frankreich war? Mit diesem Übermuth ist dennoch der niederträchtigste Sklavensinn verbunden. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Kapitel *De Summo Romano Pontifice* und *De Obedientia Episcopo praestanda* lesen. Hier wird unter andern der Einwurf, dafs es nicht nöthig fey, dem Pabste, oder den Bischöfen in unbedeutenden Dingen zu gehorsamen, von dem Herrn Jesus selbst auf folgende Art beantwortet: *Quid fili? Vis igitur judicare judicem tuum, regere ducem tuum? Inania dicis, quae tibi praecipit Praelatus: jam ergo spernis illum. Nescis, quod qui spernit eum, me spernit? Inania dicis, quae jubet: noli, fili, sapere plus, quam oportet sapere; si tibi temere judicanti inania videntur mandata praecipientis, sane inanis non est observantia obedientis. Cura te ipsum: non de praecepto, sed de observantia praecepti rationem reddes. Obtempera igitur Praelato tuo, sine recalcitratione; obedi, sicut manus capiti. Illa utique, sine haesitatione et murmuratione, exequitur, quidquid sibi a capite praecipitur. En regula tua: fac similiter.* Leider haben diese Regel die französischen Priester nur zu genau befolgt. *Papa interdixit; episcopi interdixerunt*: dies war ihnen ein hinreichender Grund, lieber ihre Herden und ihr Vaterland zu verlassen, und allen Gräueln preis zu geben, als der Obrigkeit zu schwören, dafs sie gute Bürger seyn wollten. Was würde aus der christlichen Kirche geworden seyn, wenn dieser Sklavensinn zu allen Zeiten unter den Christen gegen die Kirchenvorsteher geherrscht hätte? — Die heilige Jungfrau wird dem Vf. ohne Zweifel den verbindlichsten Dank wissen für den frommen Weihrauch, den er ihr streuet. *O fili! Maria mater mea est, utique formosa mea, speciosa mea, amica mea* (wie galant erscheint hier Jesus!). *Ego volui, ego praecepi, ut beatam dicerent eam omnes generationes, eamque piissime colerent* (Kein Wunder, dafs die Protestanten nicht können selig werden, weil sie diesen ausdrücklichen Befehl Jesu nicht respectiren.). — *Beatus ille Sacerdos, qui servus est Mariae, ipsique servos congregat! Servus Mariae non peribit. — Vide Augustinum, Joannem Damascenum, Germanum etc. nonne per Mariam illos sanctificavi? Num per aliam portam ingressi sunt in regnum meum, quam per Mariam? — Per ipsam salutem hominum operatus sum: per ipsam quoque statui, dare tibi sapientiam et sanctitatem. Maria advocata tua, ut mea auxilia pro te petat. Maria refugium peccatorum, per quam possis impetrare misericordiam. Illa Regina coeli, ut in regnum meum possit tibi aditum obtinere. Ego supremus virtutum et omnis sanctitatis largitor, Maria dispensatrix etc.*

Es ist wirklich für Deutschland ein Glück, dafs die französischen Priester nach Art vieler ihrer Landsleute die Deutschen verachten, und daher ihre Sprache zu lernen keine Lust bezeugen, zufrieden mit einigen wenigen Ausdrücken, die auf die Bedürfnisse ihres Magens Beziehung haben; weil sonst ganz gewifs zu besorgen wäre, dafs sie, angesteckt von dem lebhaftesten Geist der Profelytenmacherey, nicht wenige Unruhen unter den verschiedenen, in Deutschland autorisirten christlichen Religionsparteyen, stiften würden. Doch scheint es, dafs sie sich durch zu errichtende Missionen in Deutschland festsetzen wollen. Der Erzbischof von Paris hat zu diesem Ende einige gutmüthige Fürsten Deutschlands gewonnen, von denen einer sogar schon ein Haus für sie hergegeben hat, indessen andere ihnen Einkünfte anwiesen. Der Erzbischof hat dieses durch ein Circularschreiben an alle katholische Einwohner Deutschlands bekannt gemacht, worinn er zuglich dieselben um jährliche Beyträge zur Unterstützung dieses höchst verdienstlichen Werks bittet. In diesem Schreiben herrscht ein so intoleranter Ton gegen die Protestanten, die ausdrücklich für eine Höllenbeute erklärt werden, dafs man sich mitten in Frankreich unter Ludwig XIV. versetzt glaubt. Möchten doch diese armen Schwärmer von ihrem erträumten Thron, den sie nicht nur über den Thron aller Erdenkönige, sondern über den Thron Gottes selbst erhöht haben, auf die Erde herabsteigen, und — Menschen werden! Die Menschwerdung würde ihnen mehr Ehre machen, als die Anmafsung einer mehr, als göttlichen Herrschaft. Möchte doch die Vorsehung unser deutsches Vaterland auf immer vor Anwandlungen eines unbedachtsamen Revolutionsgeistes und Freyheitsschwindels, aber auch auf immer vor Pfaffendruck und religiöser Sklaverey bewahren!

PRAG,

PRAG, b. Widtmann: *Predigten über christliche Lebensweisheit* auf alle Sonntage eines ganzen Jahrgangs, von *Joseph Natter*, des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern, Vicarn an der Pfarre zum heil. Karl in Wien. *Erster Theil.* 1796. 439 S. *Zweyter Theil.* 1797. 422 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

„Man irrt, sagt der Vf. in der Vorrede, wenn man in diesen Predigten Musterreden oder Originalpredigten zu finden glaubt, ob schon mehrere aus ihnen über Gegenstände geschrieben wurden, die nicht so häufig, als es wohl nöthig wäre, auf der Kanzel abgehandelt zu werden pflegen. Meine Absicht war nicht, immer nur über neue oder ungewöhnliche Gegenstände zu reden; sie ging vielmehr dahin aus, meinen Zuhörern praktische, ihrer Fassungskraft und ihren Umständen angemessene Religionswahrheiten gründlich vorzutragen und wirksam ans Herz zu legen. Hier muss ich nun offenherzig bekennen, dass ich zur glücklichen Erreichung jener Absicht kein Bedenken trug, die Ausarbeitungen guter Redner gern zu benützen, ja oft aus den Skizzen ihrer Reden meine Predigten zu entwerfen und zu bearbeiten. — Könnte ihnen irgend ein Verdienst zugerechnet werden, so wünschte ich, es bestünde darin: dass sie anwendbare Anweisungen zur christlichen Lebensweisheit enthielten, eine bestimmte verständliche Sprache führten, überzeugend unterrichteten, und durch einleuchtende Gründe das Herz für das Gute gewönnen." Was der Vf. hier wünscht erreicht zu haben, das hat er, nach dem Urtheile des Rec., wirklich sehr glücklich erreicht. Ausgerüstet mit Welt- und Menschenkenntniss, mit einer geläuterten Bibelexegetik, mit humanen und lichtvollen Begriffen über Moral und Religion, und insbesondere über die christliche, und begabt mit einem empfindungsvollen, zu lauter Wohlwollen und Menschenliebe gestimmten Herzen, trägt er in einer sanft dahin fliessenden, in Geist und Herz sich lieblich einschleichenden Beredsamkeit lauter Wahrheiten vor, die als praktische Anweisungen zur christlichen Lebensweisheit, zur Tugend und Glückseligkeit mit Recht können angesehen werden. Nie verirrt er sich in das Gebiet jener Art von Dogmatik und Polemik, wo nichts als Disteln und Dornen wachsen. Musterhaft ist in dieser Hinsicht die Predigt von dem heil. Abendmahle, als der Gedächtnissfeyer Jesu S. 317. Wer erkennt nicht gleich den Mann von liberaler und humaner Denkart in Stellen, wie folgende ist: „es gab eine Zeit, sagt der Vf. in der Predigt *über die Wahl und den Genuss irdischer Freuden*, in welcher man auch die reinste Freude, auch das unschuldigste Vergnügen verwarf; in welcher das Vorurtheil herrschte, man müsse, um vollkommen zu werden, die menschliche Gesellschaft und ihre Freuden fliehen, in Wüsten und Einöden sich begeben, und ein trauriges strenges Leben führen. — — Aber betrachten wir nur mit Aufmerksamkeit die Gegenstände der Natur, die uns umgeben; reich und mannichfaltig sind ihre Quellen der Freude, und von allen Seiten dringen sich Gegenstände uns auf, die unsere körperlichen Sinne eben so sehr, als unsern Geist vergnügen. Gott hat nicht nur das reichlich in die Natur gelegt, was wir zur unentbehrlichen Befriedigung unserer Bedürfnisse brauchen; nein, auch das ist reich in die Schöpfung gestreut, was uns zur Bequemlichkeit dient, was uns erfreuen und von Herzen froh machen kann. Und nun — sollte denn unser weise Gott so vielen Reichthum von Gütern, so viele Quellen der Freude und des Vergnügens in die Natur gelegt haben, und nicht wollen, dass wir sie öffnen und geniessen? Sollte er Wohlgefallen daran haben, wenn wir uns quälen und ein freudenleeres trauriges Leben führen? — Gott gab uns Herzen, die für die Freuden des geselligen Lebens empfänglich sind; Herzen, in welche er selbst den Trieb zu geselligen Verbindungen einpflanzte. Gott gab uns Gefühl für alles Schöne und Gute; — er will, dass durch wechselseitige Gefälligkeiten, durch freundschaftliche Einladungen zu gemeinschaftlichen reinen Vergnügungen das Band der Liebe unter den Menschen fester geknüpft werde: und ihm sollte es vorzüglich angenehm seyn, wenn Menschen dieses natürliche schöne Gefühl ersticken, den Trieb zur Geselligkeit verdrängen, und bloss sich selbst, einsam und abgesondert, ohne der Welt genützt zu haben, traurig und strenge leben? Nicht doch, meine Lieben! Das kann nicht Wille Gottes seyn, was das Glück der Menschen zertrümmert. Es sagt es uns die Vernunft, und die ganze Natur, dass wir Menschen zu einem frohen und geselligen Leben geschaffen sind. — Aber auch unsre Religion bestätigt diese natürliche Behauptung: das Christenthum kann das nicht verwerfen, wozu die Natur einladet; denn eben der Gott, der die schöne Natur schuf, ist auch der Urheber unserer Religion: kann er sich selbst widersprechen? — Der Stifter des Christenthums war ja der grösste Menschenfreund etc."

Jetzt wollen wir den Vf. auf einige Stellen aufmerksam machen, die uns einer genauern Bestimmung oder gänzlichen Veränderung zu bedürfen scheinen. S. 116. in der eben angeführten Predigt *über die Wahl und den Genuss irdischer Freuden* heisst es: „Es ist dir nicht nur vergönnt, sondern sogar *Pflicht für dich*, eine jede unschuldige Freude, ein jedes erlaubtes Vergnügen zu geniessen." Da der Vf. ein Eudämonist ist, so folgt dieser Satz freylich aus seinem ersten Moralgrundsatze. Aber er ist falsch; denn die Pflicht der Selbstverleugnung fodert, dass man sich hie und da auch eine unschuldige Freude, ein erlaubtes Vergnügen versage, aus der edlen Absicht, sich in der Selbstbeherrschung zu üben. Doch der Vf. hat sich an einer andern Stelle selbst widerlegt S. 245., wo er sagt: „Wer wünschet, Meister aller seiner Sinnlichkeit zu werden, der versage sich manchmal einen Wunsch, wenn er auch rein und unschuldig wäre." S. 61. wo der Vf. über das Verdienst der christlichen Religion in Betreff der Lehre von Unsterblichkeit spricht, heisst es unter andern: „Lebten sie (die Menschen vor Christo) auch strenge und tugendhaft, so war es nicht Liebe zu Gott und zur Tugend, nicht

die Hoffnung auf ein vergeltendes Leben, was sie dazu bewog (das letztere sollte auch nicht seyn); sie handelten so, gemeiniglich aus unlautern Absichten, aus Hochmuth, aus Eigennutz, oder aus der Begierde, für die Nachwelt ein Gegenstand der Bewunderung zu bleiben, und durch Ehrensäulen verewigt zu werden." Das heisst doch zu viel behauptet und zu lieblos abgeurtheilt; es geht auf Augustins unmenschenfreundliche Behauptung hinaus, dass die Tugenden der Heiden nur *glänzende Laster* gewesen wären. Und da der Vf. überhaupt von Menschen vor Christo spricht, unter welche auch die Israeliten müssen gezählt werden, so bricht er auch über die tugendhaften Personen unter denselben den Stab, wider die ausdrückliche Erklärung der Schrift. S. 178. heisst es: „die Religion Jesu ist ein allgemeines menschliches Bedürfniss." Dies ist nur in dem Falle wahr, wenn man unter der Religion Jesu bloss die Vernunftreligion versteht, welches der Vf. kaum zugeben dürfte. Soll aber ihr Wesen in gewissen übervernünftigen Lehren bestehen, so kann dieses Bedürfniss gar nicht gezeigt werden. Es waren und sind noch unzählige Menschen, die solcher Lehren zu ihrem Streben nach Tugend und Glückseligkeit so wenig bedürfen, dass sie vielmehr dieselben zur Erreichung ihres höchsten Zwecks für hinderlich ansehen. S. 226. wird auch die stellvertretende Genugthuung Jesu, die mit einer geläuterten Moral schlechterdings im Widerspruche steht, angenommen, indem es unter andern heisst: „das Verderben der ganzen Welt und die Laster aller Menschen lagen mit ihren strafenden Folgen auf ihm, und er allein sollte dafür büssen und genug thun." S. 236. ist der Begriff von Sinnlichkeit viel zu eng beschränkt, wenn es heisst: „Die Sinnlichkeit des Menschen ist nichts anders, als ein Verlangen der Seele nach allem dem, was unsere körperlichen Sinne ergötzt, und ein Verabscheuen dessen, was unsere Sinne beleidigt." Der Ausdruck *Gottmensch* ist freylich ein Lieblingsausdruck gewisser Theologen, aber er ist widersinnig, indem das Unendliche mit dem Endlichen nie so verschmolzen werden kann, dass man die Prädicate, die dem einen und dem andern zukommen, als Wechselbegriffe ansehen und gebrauchen kann. Wenn S. 321. behauptet wird, dass es *Pflicht* sey, das Abendmahl *mit Rührung* zu empfangen, so ist das unrichtig. Denn es kann nichts für uns Pflicht seyn, was nicht von unserer Willkür abhängt. Wir können zwar durch schickliche Mittel nach Rührung streben; aber dass wir wirklich gerührt werden, das hängt nicht schlechterdings von unserm Willen ab. Rec. übergeht noch einige andere Stellen, die Berichtigung bedürfen, und wünscht vorzüglich, dass sich der Vf. einer genauern Bestimmtheit der Begriffe befleissigen möge. — Endlich müssen wir den Vf. noch erinnern, dass es ein grosser Unterschied sey, gute Schriften *benützen* und sie *ausschreiben*, wie dieses letztere der Vf. einigemale gethan hat, besonders in der Predigt auf den ersten Sonntag nach Ostern, die grösstentheils nicht bloss dem Grundriss, sondern auch der Ausführung nach aus *Zollikofer* ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Zeitz*, b. Webel: *Purgatorium der Kritik des neuen Leipziger Gesangbuchs*, von *F. A. Lobeck*. 43 S. 8. — Von dem neuen Leipziger Gesangbuch sowohl, als dessen *Kritik* haben wir vor mehrerer Zeit unsern Lesern Rechenschaft gegeben. Hier erscheint abermal ein Urtheil über beides. Der Vf. lässt dem *Kritiker* die Gerechtigkeit wiederfahren, dass er viel Wahres gesagt, oft mit Grunde getadelt, und in der Einleitung richtige Gesichtspunkte angegeben habe. Aber des Tadels ist ihm zu viel und vieler Tadel scheint ihm ungegründet. Dies zu beweisen ist nun der Zweck seines Purgatoriums. Wir können ihm nicht in alle einzelnen Beyspiele folgen. Unser allgemeines Urtheil ist, dass er sehr oft die Ungerechtigkeit des Tadels mit Gründen gezeigt, oft aber auch durch eine zu warme Vorliebe zu der doch in der That etwas übereilten Leipziger Sammlung, gegen den Kritiker unbillig geworden ist. Dieser hatte z. B. die Zeile getadelt: „du gabst mir *Weisheit* und Verstand" und wohl mit Recht, in einem Liede, das von einer ganzen Gemeine gesungen wird, da doch wahrlich die *Weisheit* keine so gemeine Sache ist. Dies muss indess Hr. *L.* nicht glauben. Er meynt, ob denn der *ungleich grössere Theil* der Leipziger Gemeinde, um *einiger* Einfältigen willen den Dank für die *Gabe der Weisheit* unterdrücken solle. Ob *Hunderte*, vielleicht *Tausende* (tausend Weise in *einer* Gemeine!) eine so theure Pflicht vernachläsigen sollen, weil sie von zehnen (nur von zehnen!) nicht beobachtet werden könne?" — Dagegen scheint uns die Vertheidigung des 83ten Liedes vollkommen gegründet; so auch vieler andern, wo den Kritiker seine Anhänglichkeit an gewisse kirchliche Vorstellungen, zu Bitterkeiten verleitet hatte. Nur hätte er es doch keinen *Frevel* nennen, nicht von *Jacobs Stimme* und *Esaus Händen* reden sollen, wenn ein Mann nach seiner Ueberzeugung über ein Buch urtheilt, dessen Veranstaltung sehr gemeinnützig, dessen Ausarbeitung aber dennoch nicht in die geschicktesten Hände gefallen seyn kann. Darin liegt nichts *unmoralisches*, wie er meynt; oder es müsste überall *unmoralisch* seyn, über ein sehr gelesnes Andachtsbuch öffentlich zu urtheilen, weil viele Leser sich daraus erbauen.

Wir verbinden hiemit zugleich die Anzeige einer Predigt:

Leipzig, b. Barth: *Ueber den Werth des neuen für die Leipz. Stadtkirchen bestimmten Gesangbuches*, von M. C. F. *Enke*. 1½ B. — Der Vf. beweiset auf Veranlassung des 3ten Artikels des Catechismus in zwey Theilen: 1) das N. G. sey ächt christlich, rechtgläubig, enthalte z. B. auch die Lehre von der Persönlichkeit des heil. Geistes; 2) es helfe einem bisherigen Bedürfniss ab. — Beides mag für die Zuhörer nützlich gewesen seyn. Sonst hat weder Inhalt noch Darstellungsart etwas, was die Predigt auszeichnete.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weygand: *Handbuch der Kriegsarzneykunde, oder über die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten im Felde, über die Anstalten zur Heilung der Krankheiten derselben und über die Kenntniss und Cur der wichtigsten Feldkrankheiten. Erster und Zweyter Band.* 1795. XXXII. und 972 S. gr. 8.

Dies Werk scheint dem Rec. unter die wichtigsten und nützlichsten dieses Jahrzehends zu gehören, so wohl in Rücksicht des Gegenstandes, als in Rücksicht der kenntnisreichen und meisterhaften Bearbeitung und Ausführung desselben. Der dem Rec. unbekannte Vf. hat offenbar eine gesunde und reichhaltige Erfahrung in der Kriegsarzneykunde, und besitzt den ganzen Umfang von Gelehrsamkeit, der erfoderlich ist um alles zu sehen, was die Erzeugung der Soldatenkrankheiten begünstigen und was sie verhüten oder doch vermindern kann. Eine vollständige Anzeige des Inhalts dieses vortrefflichen Werks, so sehr sie auch die Wichtigkeit des Gegenstandes, und die unseligen Umstände der jetzigen Zeit rechtfertigen würden, erlaubt der Raum nicht; überdies darf man auch wohl von den Aerzten, die in der Lage sind, des Vf. Rath und Unterricht zu nutzen, mit allem Recht erwarten, dass sie dies wichtige Werk jetzt nicht allein schon besitzen, sondern auch studirt haben: es wird also genug seyn, wenn Rec. hier nur einige Beweise von der Vortrefflichkeit dieser Schrift giebt. Die Vorrede enthält eine kurze aber pragmatische Literärgeschichte der Kriegsarzneykunde bis ins vierzehnte Jahrhundert, und theilt die Regeln und Vorschläge des *Rhases* (*Libr. VI. ad Mansor de re medica Cap.* 1[illegible].) als erste Urkunde der Feldarzneykunde mit. Der *erste Theil* handelt in einer besondern *Einleitung* und in *vier Kapiteln* die *Erhaltung der Gesundheit des Soldaten im Felde* ab. Die erfahrensten Krieger behaupten, es würden im Kriege weit mehrere Soldaten von Krankheiten als vom Feinde aufgerieben. Wenn dieser Ausspruch Wahrheit ist, (und wenigstens hat er die allgemeine Stimme für sich): so hat dieser Theil der Kriegsarzneykunde für die Regenten der Staaten und für die Führer ihrer Heere ein äusserst groses und wichtiges Interesse, welches aber leider das Schicksal verkannt zu werden mit der sogenannten Medicinalpolicey, der Wissenschaft die Bürger des Staats gesund zu erhalten, gemein hat. Die Civilobrigkeiten begnügen sich, die Arzneywissenschaft blos zur Wiederherstellung der Gesundheit ihrer Bürger in Wirksamkeit zu setzen, und nutzen den besten und wichtigsten Theil derselben, die Wissenschaft die öffentliche Gesundheit zu erhalten, fast gar nicht, sondern überlassen ihn dem guten Schicksal, der Kenntniss und der Willkühr eines jeden Individuums. Gerade so wird bey dem Armeewesen, die Arzneywissenschaft oder der Feldarzt fast bloss nur zur Einrichtung und Besorgung der Lazarethe gebraucht, die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten, oder die Kriegs-Medicinalpolicey wird bey der Kriegskunst eben so in Schatten gestellt, als die medicinische Policey bey der Regierungskunst, und leider ist diese Vernachlässigung bey dem Kriegswesen noch schädlicher, weil die Befolgung der Gesundheitsregeln minder in der Willkür des Soldaten steht, die Kenntniss derselben unter den Kriegsleuten auch seltner und mangelhafter ist, die Anlässe und Reizungen zur Uebertretung derselben öfter und mächtiger sind, und weil bis jetzt selbst in dem Dienstwesen des Soldaten noch so vieles statt findet, was der Erhaltung der Gesundheit gerade zu entgegensteht. Warlich der König und Held, der in seinem Armeewesen eine thätige, zweckmässige und ächte Medicinalpolicey einführte, wäre des Lorbeerkranzes gewiss eben so werth, als wenn er eine neue siegreiche Taktik erfände, und neben dem Lorbeerkranz würde ihm die Humanität noch die Eichenkrone reichen. Wollte doch ein Arzt, der Kenntnisse, Erfahrung und Ruhm vereinigte, ein eignes Werk über die Erhaltung der Gesundheit des Soldatenstandes verfassen, welches für diesen Stand das wäre, was *Franks System der medicinischen Policey* für den Civilstand ist: vielleicht dass ein solches Werk auf Regenten und Helden den lebendigen Eindruck machte, der erfoderlich ist, wenn dem wichtigsten Theil der Kriegsarzneykunde Leben und Thätigkeit gegeben werden soll. Bisher ist die Gesundheitspflege der Soldaten noch nicht so isolirt beleuchtet und noch nicht in dem Gesichtspunkt dargestellt worden, dass ihre Darstellung den gehörigen Effect gemacht hätte, sie ist immer noch mit andern und mehr ärztlichern Theilen der Kriegsarzneykunde, oder mit der Medicinalpolicey des Civilwesens abgehandelt worden. Man überliess sie den Aerzten, hielt sie für ein ärztliches Geschäft, und so kam es, dass noch jetzt im Krieg mehr Soldaten von Krankheiten als vom Feind sterben! Unser Vf. hat fast alles angeführt und gerathen, was zur Erhaltung der Gesundheit der Soldaten erfoderlich ist: freylich hat er solche Vorschläge, die entweder schon ihrer Natur nach, oder wegen der vielen Kosten, die sie erfoderten, unausführbar sind, übergangen; aber mit Recht.

Recht, wie uns dünkt. Denn wozu solche Projecte, die nur die Masse aber nicht den Nutzen dieses Theils der militärischen Arzneykunde vermehren, und überdies noch bey den Heerführern, in deren Händen doch die Ausführung der ärztlichen Vorschläge liegt, ein Misstrauen aber wohl gar einen Ekel gegen das Ganze erwecken. Es mangelt an Raum, hier aus den vielen Vorschlägen, die der Vf. mit kluger Wahl aus den Schriften seiner Vorgänger in diesem Fach aufgestellt hat, alle wichtigen anzuführen. Wir müssen uns bloss auf einige einschränken. Zu den Zeltern sollte getheerte Leinwand genommen werden; die Soldaten sollen, so wie es nur Gelegenheit und Witterung erlaubt, auch im Winter exercirt werden, um den üblen Folgen einer zu grossen Ruhe und Unthätigkeit unmittelbar nach einem Leben voll Anstrengungen vorzubeugen. Unter die Ursachen zur Ungesundheit der Festungen rechnet der Vf. auch die Kriegsgefangenen, weil bey ihnen leider die Quellen zur Entstehung und Unterhaltung bösartiger Seuchen häufiger statt finden. Bey forcirten Märschen sollen die Soldaten die Flüsse nicht durchwaden dürfen, weil die Nässe der Füsse Rheumatismen, Bauchflüsse und Ruhren erregt: wenn keine Brücken in der Nähe sind, sollen die Reuter die Infanteristen hinter sich aufs Pferd nehmen. Unser Vf. erklärt sich dafür, dass bey Verwundeten nur solche Operationen in einer sicheren Nähe beym Schlachtfeld gleich gemacht werden, die unumgänglich zum Verband nöthig sind, und ohne welche selbst der erste Verband nicht angelegt werden kann. Das Mehl sollte vorher sorgfältig getrocknet werden, ehe es in Fässer gepackt wird, weil es sonst bald durch Schimmel und Moder verdirbt. Dem Teig zum Commissbrod soll nicht zu viel Sauerteig zugesetzt werden, damit er nicht zu schnell gähre und Anlass zu einer eiligen Verbackung gebe, wodurch Brod entsteht, das zwar äusserlich gut aussieht, von innen aber wässericht ist. Die Feldbäcker sollten schon in Friedenszeiten für den Krieg und die Feldzüge abgerichtet werden. Der Zwieback habe viele Vorzüge vor dem Commissbrod; er hält sich sehr lang und besitzt in einem geringen Umfang viel Nahrungsstoff, allein der deutsche Soldat ist nicht an ihn gewöhnt und liebt ihn nicht. Man solle auch sorgen, dass der Soldat Pflanzengewächse zu seiner Nahrung haben könne, z. B. Kartoffeln, gelbe Rüben, Obst. In den Magazinen sollte ein Vorrath von Sauerkraut seyn, so dass es an jeder Zeit wöchentlich wenigstens einmal ausgetheilt würde. Die Soldaten sollen nicht zur Kameradschafts - Menage gezwungen, sondern dazu nur überredet werden, weil der Menagezwang dem militärischen Freyheitsgeist entgegen sey und Anlass zur Desertion gebe. Man solle bey einer Armee nur ausgeschmelzte Butter dulden, weil sie dem Ranzigwerden minder unterworfen ist. Wo das Wasser schlecht ist, sollen die Soldaten angehalten werden, zu jedem Maass Wasser vier bis sechs Esslöffel voll Branntwein zu mischen. Guter Wein in gehörigem Maass vertheilt, sey unstreitig ein grosses Mittel die Gesundheit der Soldaten zu erhalten. Branntwein schade dem Soldaten nur, wenn er im Uebermaass oder zur Unzeit genossen wird. Von der Verpflegungs-Commission einer Armee sollte beständig eine Deputation im Lager vorhanden seyn, welche auf die Güte und Reinheit sowohl der zugeführten als durch Marketender verkäuflichen Nahrungsmittel die genaueste Aufsicht hätte. Der Soldat solle wenigstens drey Hemden mit ins Feld bekommen, und das Wäscherlohn solle nicht er, sondern die Regimentscasse vergüten. Man solle den Soldaten zum Baden aufmuntern. Wollene Hemden seyn bey uns nicht einführbar, weil sie nur bey weiter Kleidung nützlich sind, bey enger schaden. Die ungarische lange Hose mit den kleinen Stiefeln sey sehr zweckmässig. Wollene Strümpfe seyn besser als leinene. Die weisse Farbe sey für Monturen die gesündeste, die blaue aber die bequemste. Blaue Hemden befördern die Unreinlichkeit, und verhüten das Ungeziefer nur so lang sie neu sind. Die Schuhe sollen von Russischen Juchten, oder doch von schwachen Rinds- oder Pferdleder gemacht, und die Sohlen auf Rahmen genähet seyn, und vorne rund zulaufen. Weisse oder graue Hüte sind gesünder als schwarze; Caskette von Filz, die vorn und hinten herabgelassen werden können, und keine metallene Prunkschilder haben, sind besser als Hüte. Das Schmieren, Wichsen und Pudern der Haare ist im Feld schädlich, weil es den Unrath auf dem Kopf befördert. Im Tornister sollten auch eine oder etliche Binden und etwas Charpie befindlich seyn. Die Flinte müsse in Rücksicht des Kolbens, der Beschläge und des Schafts viel feiner gearbeitet werden, als jetzt geschieht. Unter die ungesunden und schädlichen Bestrafungsarten rechnet der Vf. vorzüglich, das Stossen auf die Brust mit dem Gewehrkolben, die Stockschläge auf den Rücken und das Steigbügelriemenlaufen; das Spitzruthenlaufen sey minder nachtheilig, wenn der Verbrecher nur etliche Gänge, und eine nicht allzulange Reihe zu gehen hat, und die Strafe nicht am folgenden Tag wiederholt wird. Die Begünstigung der Ehen unter den Soldaten wird sehr und fast als das alleinige Mittel gegen alle Ausschweifungen in der Wollust empfohlen. Der *zweyte Theil* handelt von den *Anstalten zur Heilung der Krankheiten der Soldaten im Felde* in einer *Einleitung* und *zehn Kapiteln*. Der Vf. glaubt man habe im Ganzen für die Heilung der im Felde krankgewordenen und verstümmelten Soldaten noch immer zu wenig gesorgt. Man sey so gar selbst über die ersten Principien des Medicinalwesens bey Armeen noch nicht einig: denn in Wien suche man die Wundärzte zugleich auch zu Aerzten für das Militär zu bilden, bey den Preussischen Heeren hingegen habe man noch nicht daran gedacht, die Geschäfte des Arztes und des Wundarztes durch einerley Person verrichten zu lassen. Der Vf. giebt Gründe für den Vorzug des Oesterreichischen Systems an, aber leider nur in der Voraussetzung, wenn die Josephs-Akademie so gewaltig lehren sollte, dass sie eine hinreichende Menge solcher eminenten Menschen bilden könnte, die zugleich gute oder ächte Aerzte und Wund-

Wundärzte in einer Person sind. Eine bessere Bildung der Feldwundärzte sey unumgänglich nöthig, die Unwissenheit der Unterwundärzte sey so allgemein und so grofs, dafs auch die besten Vorschriften von ihnen nicht anders als schlecht angewendet und befolgt werden können. Das Preussische Feld-Lazareth-Reglement von 178. sey das beste und vollständigste. Rec. führt es mit Vergnügen an, dafs unser Vf. vom grofsen *Friedrich* sagt: „wenn auch dies Reglement nicht sein Werk war, so wurde doch ein grofser Theil desselben auf seine Vorschläge und auf seine Bemerkungen gebaut." Von den Feld-Lazarethsystemen des Oesterreichischen und des Preufsischen Heers wird ein genaues und instructives Detail gegeben, das nicht zum Vortheil des erstern ausfällt. „So lange als der Verfasser einer Lazarethordnung solche Verordnungen mit einfliefsen lassen mufs, welche die Art und Weise betreffen, wie Krankheiten zu heilen und Arzneyen anzuwenden sind, kann es mit der Ausübung der Heilkunde im Felde nie gut stehen." Die Transportirung der Kranken in die Lazarethe sollte auf eignen Wagen geschehen, und wenn ja Magazinwagen darzu gebraucht werden müssen, so dürfen keine andern genommen werden, als solche, die Futter für die Cavallerie führen. Die Benutzung der Mehl- und Proviantwagen zum Transport der Kranken, die im Preufsischen Reglement befohlen ist, hat die schädlichsten Einflüsse auf die Gesunden und ist ekelhaft. Die stehenden Lazarethe müssen nicht in Eins zusammengedrängt sondern möglichst vertheilt werden. Die Fenster sind nie völlig hinreichend zur Reinigung der Luft; und Zimmer, die sehr hohe Fenster haben, sind allemal ungesund. Luftzüge sind in Lazarethzimmern durchaus nothwendig, sie müssen aber unumgänglich so angelegt werden, dafs auch die Luft auf dem Boden des Zimmers erneuert wird, wozu der Vf. *Thedens* Erfindung rühmt. Zur Luftverbesserung ist auch das öftere Austünchen der Krankensäle mit Kalk, das Abwaschen des Fufsbodens mit Kalkwasser oder Seifensiederlauge, und das Abbrennen des Schiespulvers auf dem Boden des Zimmers heilsam. Bey heifsen und trocknen Wetter wird *Days* Regenmaschine empfohlen. Die Oefen müssen durchaus von innen geheitzt werden. Kranke, deren Cur lange Zeit und Bequemlichkeit fodert, als Asthma, Wassersucht, Lungensucht etc. mufs man aus dem Lazareth wegzubringen suchen, weil sie da selten oder nie geheilt werden können. Das Bestreuen des Fufsbodens mit Sand ist zweckwidrig. Aeufserst und allenthalben dringt der Vf. auf Reinlichkeit, auch nicht das mindeste, was dazu beytragen kann, ist übersehen. Kaustische Lauge sey das beste Mittel, nicht allein die Unreinigkeiten in der Wäsche aufzulösen, sondern auch die daran befindlichen feprischen Miasmen zu zerstören. Ehe die Wäsche, Friesdecken, Strohsäcke der an Ruhr und Kerkerfieber liegenden Kranken warm ausgewaschen werden, soll man sie erst vorher vier und zwanzig Stunden in kaltes Wasser und Seifensiederlauge stecken, weil sonst der aufsteigende Dampf den Wäscherinnen und allen in der Nähe befindlichen Personen schädlich werden kann. Zur Verhütung der Luftverderbung und der Ansteckung, sollen die Breter zu den Lagerstätten gehobelt und glatt seyn und nicht auf Holz sondern auf gebrannten und drey bis vierfach auf einander gelegten Mauersteinen ruhen. Die Armatur des Soldaten sollte gleich beym Regiment bleiben, und nicht mit ins Lazareth gebracht werden. Nothwendig mufs das Lazareth mit einem hinreichenden Vorrath von Hemden versehen seyn, damit die Kranken oft genug damit wechseln können, und für ein Hospital von tausend Kranken sind wenigstens vierhundert Stück, zur Verhütung des Mangels erfoderlich. Neben jedem Bette sollte auch ein mit Sand gefüllter Spuckkasten stehen. Die Nachtstühle müssen aufser den Krankensälen aber in geringer Entfernung stehen, und in jedem Saal sollten einige Mäntel hängen, die man dem Kranken auf seinem Gang nach den Nachtstühlen umhängt, Kranke die nicht mehr zu dem Ende aufstehen können, sollten, so viel immer möglich, in besondere Zimmer zusammen gelegt werden. Für jedes Krankenzimmer sollte eine grofse Badewanne bereit stehen. Dem Collegienlesen in Feldlazarethen ist der Vf. nicht günstig. Es müfste eine eigne Feld-Lazareth-Bäckerey errichtet werden. Der Kranke und der Genesende darf nicht unumschränkt Herr über sein Brod seyn, oder es mufs täglich zu zweyenmalen ausgetheilet werden, um Ueberladungen und Rückfälle zu verhüten. Die Auffammlung der von Kranken übrig gelassenen Brodbrocken und deren Verwendung zu Suppen ist eine schädliche Ersparung, weil sie leicht besudelt seyn können und Ekel erregen. Das Rindfleisch verdient unter den Fleischarten im Allgemeinen den Vorzug. Pflanzenkost ist in den Lazarethen auch ein Bedürfnifs von erster Nothwendigkeit, besonders rühmt der Vf. die rothen Rüben mit Scheiben von Meerrettig zu Sallat gemacht. Im Bayerischen Successionskrieg hat der Genufs selbst noch unreifer Trauben die Ruhr gehemmt. Reis ist ein besseres Nahrungsmittel für Kranke als Grütze. Unter den Getränken, mit welchen sich das Lazareth zu versehen hat, sollte der Wein oben an stehen, er ist eins der besten tonischen Mittel, doch mufs ihn der Feldscheer nach der Vorschrift des Arztes austheilen. Das ärztliche Lazarethpersonale ist nach dem Oesterreichischen und Preufsischen Reglements angegeben und mit trefflichen Bemerkungen abgehandelt. Auch das Kapitel über die Feldapotheken und Felddispensatorien ist vortrefflich bearbeitet. Auf die Auswahl und Bildung der Feld-Lazareth-Krankenwärter wird noch gar nicht mit der Sorgfalt geachtet, die dieser Gegenstand erfodert und verdient. Schleunig und unerwartet Verstorbene sollten in ein luftreines, im Winter heizbares Zimmer gebracht werden, und die Unterchirurgen, unter Aufsicht eines Oberchirurgen oder eines Arztes, die Versuche zur Wiedererweckung ins Leben an ihnen machen.

(Der Beschlufs folgt.)

BERLIN, b. Himburg: *Medicinisch-chirurgische Beobachtungen, nebst einigen Anmerkungen darüber* von *Christian Ludwig Murſinna*, dritten Generalchirurgus u. ſ. w. *Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage*, 1796. 406 S. gr. 8.

Der berühmte Vf. hat ſeinen ältern Beobachtungen bey dieſer Auflage hie und da Anmerkungen beygefügt, berichtigenden, ergänzenden, beſtätigenden Inhaltes. Ueberdem hat er zwey neue Beobachtungen zugegeben, deren letztere (die zwey und zwanzigſte) *von einer falſchen Pulsadergeſchwulſt in der Beugung des linken Arms* handelt, welches nicht viel Ausgezeichnetes hat. Deſto merkwürdiger iſt die erſtere, die ein und zwanzigſte; *eine hartnäckige mit ſehr übeln Zufällen begleitete Gelbſucht, welche endlich den Tod verurſachte.* Ein ſechzigjähriger Mann hatte von einer Gelbſucht vor vierzig Jahren ein gilbliches Anſehn, Aergerlichkeit, und einige Empfindung über dem Nabel übrig behalten, und war bey Alterationen oder Ueberladungen einem drückenden Schmerze in dieſer Gegend und einer Leibesverſtopfung unterworfen, Zufälle die immer durch ein Brechmittel ziemlich gehoben wurden. Die letzte Aergerniſs brachte dieſelben Zufälle, aber das Brechmittel hob ſie nicht, ſondern verſchlimmerte ſie. Es erfolgte eine ſehr ſtarke bis an den Tod anhaltende Gelbſucht, und die Schmerzen im Unterleibe wurden unerträglich. Bey der Oeffnung des Leichnams erſchien die groſse Verhärtung des Gekröſes in der rechten Seite. Sie umgab den Zwölffingerdarm und hatte da den gemeinſchaftlichen Gallengang, ſo wie den Gallenblaſengang ganz vernichtet. Der Lebergang der geſunden, nur blaſſen Leber war um deſto weiter. Die Gallenblaſe enthielt eine wäſſerichte, faſt weiſse gallertartige Flüſſigkeit. So wäre es dann erwieſen, daſs nicht nur die in der Gallenblaſe, ſondern auch, wie hier, ſchon die in der Leber zurückgehaltene Galle Gelbſucht erzeugen könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRESSLAU, b. Meyer: *Karl von Willenberg oder die Erziehung nach der Mode. Ein Roman für Aeltern und Erzieher.* 1796. 238 S. 8.

Der Vf. meynt, der Weg, welchen Salzmann durch ſein Krebsbüchlein eingeſchlagen habe, ſey der, welcher am ſicherſten zu dem Zwecke führe, vernünftigere Ideen über Erziehung geltend zu machen. Vergnügen mit Nutzen verbunden, werde den Erziehungsſchriften mehr Leſer verſchaffen, und von dieſem Standpunkt ſey er daher auch bey ſeiner gegenwärtigen Schrift ausgegangen. — Indeſſen darf man nur ein paar Bogen ſeiner Arbeit geleſen haben, um zu ſehen, daſs es der Vf. zwar herzlich gut meynt, daſs er aber in der That keine Idee davon hat, was es heiſse, ernſte Wahrheiten, wie doch ſeine Abſicht war, durch eine gefällige Einkleidung annehmlich zu machen. Statt einer fortlaufenden Entwickelung der Methode, nach welcher ſein Held gebildet wurde, die man nach der Ankündigung des Titels und nach jenen Aeuſserungen der Vorrede erwarten muſste, findet man nur einzelne unzuſammenhängende Thatſachen, gleichſam als einen Text aufgeſtellt, dem dann ein weitläuftiger Commentar folgt, der nichts enthält, als was die bekannteſten pädagogiſchen Schriftſteller ſchon hundertmale, gröſstentheils um vieles beſſer, vollſtändiger und zweckmäſsiger geprediget haben. So eröffnet er ſeine Erzählung damit, daſs er auf zwölf Zeilen ſagt, die Frau von Willenberg habe ihren Sohn nicht ſelbſt geſäugt, ſondern ihn einer Amme übergeben, und eilf Seiten hindurch declamirt er nun über die Schädlichkeit der Ammen, ohne daſs Karl mit einem Wort weiter erwähnt wird: eben ſo verfährt er in allen Punkten der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung, welche er berührt. Die Briefform, welche er gewählt hat, gewährt doch noch zuweilen Ruhepunkte, ohnerachtet ſie übrigens den Vortrag nur noch einförmiger macht. Stil und Sprache ſind im Durchſchnitt genommen, erträglich, doch auch weiter nichts, als dies. Einzelne Verſündigungen zeigen ſogar, daſs der Vf. auch in dieſer Rückſicht ſeiner Sache keinesweges gewiſs iſt. So macht er ein um Lohn *gedungenes Weib* zu einem *gedüngten*, und in einer andern Stelle, wo er vom Spiel ſpricht, windet er ſich zwiſchen *Bet* und *Pet*, das gemacht wird, ohne zu ahnden, daſs dieſes Wort wohl *Bête* heiſsen möge.

LEIPZIG, b. Beer: *Karl Seltenau und Roder, oder Leiden und Freuden der Welt.* 1797. 318 S. 8.

Eine mittelmäſsige Dichtung, zu der es nicht einer innigen Kenntniſs des Menſchen und ſeines Herzens, ſondern nur einer fleiſsigen Romanenlectüre, vorzüglich aus der empfindſamen Gattung, bedurfte. Nur ein Cento aus Schriften dieſer Art iſt, was dieſe Arbeit uns giebt, und ſie wird langweilig theils durch die Dürftigkeit, mit welcher ſie nur aufgewärmte Empfindungen und Scenen aufſtellt, theils durch die Weitſchweifigkeit, mit der die Schilderungen von den Gefühlen des Helden abgefaſst ſind, von einem Ende zum andern ſo herzlich, daſs der Vf., trotz der untadelhaften Moralität ſeines Romans, ſchwerlich weder den Zweck zu nutzen noch zu unterhalten, erreichen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weygand: *Handbuch der Kriegsarzneykunde, etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte Theil* handelt in *eilf Kapiteln* die *gewöhnlichen Feldkrankheiten* ab. Das *erste Kapitel der ersten Abtheilung, worin die Ursachen, warum gewisse hitzige Krankheiten im Felde am häufigsten vorkommen, und einen schlimmen Gang nehmen, die Epidemien, der Wechsel und die Uebergänge der einen Epidemie in die andere*, abgehandelt werden, ist sehr gelehrt, praktisch und instructiv abgefasst. Alle fieberhaften Krankheiten sind entweder eine Folge der Jahreszeiten oder sie entstehen durch Mittheilung eines bestimmten Krankheitsstoffs oder von individuellen Ursachen z. B. Verwundungen. Der Vf. beweiset umständlich und durch kernichte Auszüge aus den berühmtesten Geschichtschreibern der Feldkrankheiten *Pringle*, *Monro*, *Ride*, dass der Soldat diesen drey Ursachen in einem hohen Grad ausgesetzt ist. *Kap. II.* handelt *die Entzündungskrankheiten. Katarrhalische, rheumatische und arthritische Krankheiten hitziger Art* ab. Weil bey Entzündungskrankheiten der Soldaten, die zurückgetriebene oder gehemmte Ausdünstung immer mit im Spiel ist, so finde man bey ihnen selten allgemeine Entzündungskrankheiten, (*Synochus imputris Galeni*) sondern sie sind fast allemal mit einer Localaffection verbunden, und selten von reiner Natur, sondern immer mit Katarrhen, oder mit rheumatischer oder mit arthritischer Materie. Die hitzigen Rheumatismen können das ganze Jahr hindurch vorfallen, richten sich aber nach der eben herrschenden Constitution; aber im Frühjahr sind sie häufiger und daher auch öfter entzündlich. Bey Soldaten wirkt die rheumatische Materie mehr auf die inneren als auf die äusseren Theile, im Sommer auf die Eingeweide des Unterleibs, und im Frühjahr auf die Eingeweide der Brust. Zu Krankheiten arthritischer Art findet fast keine grössere Anlage statt als unter den Soldaten im Feld, auch sie richten sich nach der herrschenden Constitution, doch verbinden sie sich selten oder nie mit der faulichten. Die langwierigen Entzündungen, besonders der Brusteingeweide kommen im Feld öfters vor. Die Natur der Entzündungskrankheiten ändert sich oft auch in so fern, dass sie, da sie vorher rein entzündlich war, nun die Gestalt der rothlaufsartigen annimmt: dies geschieht im Frühjahr bey der nach und nach überhand nehmenden Wärme. *Kap. III. Gallenfieber. Andere Krankheiten gallichter Art.* Statt der bisher gewöhnlich angenommenen fünf jährlichen Constitutionen könne man mit mehrern Grund nur zwey annehmen, nämlich diejenige, welche mit erhöheter Aeusserung der Lebenskraft der festen Theile überhaupt besonders der Gefässe, und diejenige, welche mit verminderter Aeusserung derselben in diesen Theilen verbunden ist, die letztere könne man die atonische Constitution nennen; der Vf. charakterisirt diese sehr gut, sie ist gewöhnlich mehr mit Affection des Unterleibs, und die entzündliche mehr mit Affection der Brust verbunden. Es gebe zwey wesentlich von einander verschiedene Gallenfieber: das Gallenfieber des Vorsommers bis in die Mitte des Augusts ähnelt in seinem Gang und seiner Gestalt mehr dem Entzündungsfieber, und das Gallenfieber im Nachsommer nimmt mehr den Gang der nachlassenden Fieber an, und ähnelt in seiner Gestalt dem faulichten aber dem bösartigen Nervenfieber; dies ist eigentlich dasjenige Gallenfieber, welches so leicht in Fäulniss übergeht, und das man ehedem gallichtes Faulfieber und jetzt bösartiges Nervenfieber nennt, und das eigentlich *Pringles* und *Monros* nachlassendes Herbstfieber ist. Die Behauptung, dass die nachlassenden Fieber nicht ansteckend wären, habe schon die gefährlichsten Folgen gehabt, der Vf. beweist unwidersprechlich aus den von den Schriftstellern beschriebenen Geschichten dieses Fiebers seine ansteckende Kraft. Durch die Annahme und Festsetzung so vieler verschiedenen Arten von Fiebern, habe man die Tödlichkeit derselben vermehrt; es gebe eigentlich nur ein Fieber (das nachlassende) und dieses herrsche auf jedem Theil der Erdkugel; den Beweis dieser Behauptung sucht der Vf. aus seiner eignen Beobachtung und aus den Beobachtungen anderer berühmten Schriftsteller über Krankheiten in andern Weltgegenden, zu führen. Nach der Erfahrung unsers Vf., der während seines zwölfjährigen Aufenthalts in Amerika, dort nichts als nachlassende Fieber sah, ist die gelbe Farbe der Haut kein gefährlicher Zufall, noch weniger mache sie eine eigene Art von Fiebern aus, sie rühre seines Erachtens davon her, dass man den Kranken zu Anfang der Krankheit die Fieberrinde nicht gab, er hat das gelbe Fieber auch nicht so tödlich gefunden als andere. In heissen Klimaten sey bey dem nachlassenden Herbstfieber die tonische und erregende Curmethode gleich im Anfang durchaus erfoderlich, auf ausleerende Mittel aller Art werde es heftiger; aber in kältern Klimaten sey der Fall anders, da sey dieses Fieber in seinem ersten Zeitraum gewöhnlich mit Ansammlung von unreinen Stoffen in den ersten Wegen verbun-

den, von deren Ausführung, am besten durch Brechmittel, der nachherige gefahrlose Ablauf der Krankheit abhange. Die Ausleerungen wirken aber auch bey uns schwächend, und eine zu lange Fortsetzung des Gebrauchs derselben ist gefährlich. Die Fieberrinde und andere tonische Mittel sind bey uns nur alsdann im Fortgange dieses Fiebers angezeigt, wenn schwächende Ursachen, besonders zu heftige Ausleerungen durch den Stuhl, oder die Haut oder die Blutgefäfse vorhergegangen, grofse Kraftlosigkeit vorhanden, und der Puls weich, schwach und nicht übermäfsig geschwind ist. Wegen der nördlichen Lage Deutschlands, wegen der langanhaltenden kalten und rauhen Witterung und unserer beträchtlichen Fleischnahrung ist oft die entzündliche Constitution sehr lange die herrschende, und diese verträgt die tonische Heilart nicht. Ist die Hitze des Kranken übermäfsig heftig, der Puls voll, schnell, doch nicht hart, das Gesicht sehr roth, und das Irrereden stark, so sind statt der tonischen Mittel die Mineral-Säuren mit einem einwickelnden schleimichten Stoff in grofser Menge nützlich. Ist mit diesem Fieber im Verlauf der Krankheit heftige Betäubung verbunden, und die Kraftlosigkeit übermäfsig grofs, so leistet der Wein, aber nicht süfser, feuriger, sondern Rhein- oder Frankenwein, treffliche Dienste. *Kap. IV. Schleimfieber.* Der Vf. sagt viel Wahres über die bisherige Eintheilung der Fieber, über den Misbrauch der ausleerenden Methode und über die Verwechselung der Ursache und Wirkung des Fiebers. Das Schleimfieber herrscht im Spätherbst und im Anfang des Winters, und entsteht nach sehr schwächenden Ursachen. Es kann sich mit jeder Krankheitsconstitution verbinden, öfters mit der faulichten, am gewöhnlichsten aber mit der nervichten, oder dem *statu nervoso Stollii*. In Lazarethen erscheint es besonders als Folge des Heimwehs und anderer Krankheiten. Die Entwickelung des thierischen Schleims ist nicht Ursache, sondern Folge der Schwäche; die Ausführung des einmal entwickelten Schleims ist nöthig, sie darf aber nicht durch schwächende Mittel (also nicht durch Abführungs- sondern durch Brechmittel) geschehen, auch nicht zu lange fortgesetzt werden. Die zweckmäfsigsten Mittel sind tonische erregende und betäubende. *Kap. V. Faulfieber; Lazarethfieber.* Das nachlassende Herbstfieber, wenn es mit Zufällen von grofser Schwäche und Auflösung der Säfte erscheint, ist das sogenannte Faulfieber, es ist die *febris biliosa putrida* der Systeme. Der höchste Grad des faulichten Fiebers, ist das englische Gefängniss- oder das deutsche Lazarethfieber; es entsteht allemal durch Ansteckung von septischer Art; das Contagium kann in Zimmern, Betten u. dgl. sehr lange haften und beym künftigen Gebrauch anstecken: es ist also keine Krankheit der Constitution des Jahrs. Wenn das Faulfieber mit grofser Erschlaffung und Schwäche verbunden ist, und sich keine andern bedeutenden Zufälle zeigen, ist Fieberrinde die beste Arzney: ist Eiterung besonders auf der Oberfläche z. B. bey den Pocken damit verknüpft, so ist kaltes Regimen und Mineralsäure nöthig; sind die äufserlichen und innerlichen Sinnen ermattet und betäubt, so dienen die virginische Schlangenwurzel, die Contraperon, der Liebstöckel, die Wohlverley, der Senfsaamen, die Naphthen, der Wein, der Kampher, die Zugpflaster; bey kleinen zusammengezogenen Puls, bey Krämpfen und Zuckungen der Bisam, der Mohnsaft und vorzüglich die Baldrianwurzel. *Kap. VI. Ruhren.* Sie hänge von Ursachen ab, die den Darmcanal schwächen, die Ausdünstungsmaterie zurücktreiben und sie determiniren, sich auf die Gedärme zu werfen, und ihr entzündlicher, gallichter oder faulichter Charakter entstehe von der individuellen Beschaffenheit des Körpers, und von der herrschenden Constitution. Umständlich wird nach *Montgarny* der preussische Durchlauf in Champagne beschrieben. *Kap. VII. Ausschlagsfieber, Petechien, Friesel.* Sie sind selten kritisch, meist Folgen gallichter Unreinigkeiten. *Kap. VIII. Wechselfieber.* Die Schwierigkeit ihrer Heilung hange minder von der Jahreszeit, als von der Beschaffenheit des Bodens ab, und die meisten Folgen derselben, die man auf Rechnung der Heilmittel schreibt, sind eigentlich nur Wirkungen der Fieber selbst. *Abtheil. II. Langwierige Krankheiten. Kap. I. Krankheiten von zurückgetretener Ausdünstung, Katarrhe, Diarrhöen. Kap. II. Hautkrankheiten. Kap. III. Cachexien.* Diese Krankheiten sind sehr kurz abgehandelt, und fast unbefriedigend. Der *Schluss* enthält eine kurze Vergleichung der ehemaligen und der jetzigen Art Krieg zu führen, in Hinsicht auf die davon abhangende gröfsere oder geringere Sterblichkeit.

Berlin, b. Oehmigke d. ä.: *Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie, und für die damit verbundenen Wissenschaften auf das Jahr 1796. Zweyter Jahrgang* mit zwey illuminirten Kupfern, und dem Portrait des Herrn *Wildenow*. 15 Bog. kl. 8.

Der Plan dieses Taschenbuchs ist, wie wir beym vorjährigen angezeigt haben, noch eben derselbe. „Da der Hauptzweck des Jahrbuchs (sagen die Herausgeber in der Vorrede) kein anderer ist als der, um Nutzen zu stiften, und Gutes zu verbreiten; so wird man uns nicht verargen, wenn wir nicht ängstlich darnach streben, unsern Lesern etwas Neues, sondern, wenn wir uns bemühen, ihnen das zu sagen, was wichtig gut und nützlich ist, und was den denkenden Pharmaceuten interessirt." — Der Inhalt ist folgender: *Erster Abschnitt.* Etwas über Bley-Glasur und Geschirre in den Apotheken von Hn. *H. D.* **. Ist es nothwendig, dafs eine Taxe der Arzneymittel in den Apotheken statt finde? Diese Frage wird nach Aufstellung sehr kräftiger Gründe bejahend beantwortet. Rüge einiger lächerlichen Gebräuche — kann immer noch zur Beherzigung eines und des andern Apothekers dienen. Ein paar Worte über eine Aeufserung des Hn. Prof. *Hufeland* vom Hn. *Freund*.

Zweyter Abschnitt. Ueber die vorzüglichsten chemischen Theorien. Fortsetzung vom Hn. D. *Frank.* Das Aloeholz beschrieben, und mit Kupfern erläutert vom

vom Hn. *Wildenow.* Botanische Bestimmung einiger in Apotheken gebräuchlichen Arzneymittel und Handels-Artikel, von demselben — sie begreifen vorzüglich solche, von welchen entweder die Pflanzen erst kürzlich entdeckt worden, oder die man verkannt, oder mit andern verwechselt hat, als da sind: der Blockzitwer (*rad. Cassumaniar.*), das Fernambuck-Holz (*Lign. Fernambuci*), die Agustura-Rinde (*cort. Angusturae*), das Eisenhütlein (*Aconit. nepellus*), die Tonkabohne, das Gummi-Traganth, das Benzoeharz, und die *Mirobalana chebula.* Kurze Anleitung zur chemischen Zergliederung der Vegetabilien, vom Hn. *Hermbstädt* — es ist dieses die Fortsetzung einer, im vorigen Jahre angefangenen, sehr schätzbaren Abhandlung, und enthält die Prüfung der Vegetabilien, auf die darin vorhandenen Bestandtheile — nebst den dazu nöthigen Reagentien, und der Verfahrungsart, solche zu gebrauchen. Gewiss siehet jeder Scheidekünstler und Pharmaceute, der Beendigung dieses interessanten Aufsatzes mit Verlangen entgegen. Chemische Bemerkungen — sie sind aus v. *Crell's* chemischen Annalen, *Gren's* neuen Journal der Physik, *Klaproths* Beyträgen zur chemischen Kenntniss der Mineral-Körper, *Girtanners* Anfangsgründen der antiphlogistischen Chemie, dem Bergmännischen Journal u. s. m. ausgehoben.

Dritter Abschnitt. Ueber die Medicinal-Anstalten in Berlin. Zehen Recensionen, als: über *Scheerers* Versuch einer populären Chemie. *Gren's* systematisches Handbuch der gesammten Chemie 3 Theil 2te Aufl. *Westrumb's* Handbuch für die ersten Anfänger der Apotheker-Kunst, erste und zweyte Abtheilung — dessen chemischen Abhandlungen, erster und zweyter Band. *Girtanners* Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, zweyte vermehrte Auflage. *Göttling's* chemische Bemerkungen über das phosphorsaure Quecksilber, und *Hahnemann's* schwarzen Quecksilber-Kalch. *Klaproth's* Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineral-Körper, erster Band. *Bucholtz* Taschenbuch für Aerzte, Physici und Apotheker, zum Gebrauche beym Ordnen und Prüfen der Arzneymittel — zuletzt: über *Klinge's* praktisches Handbuch für Apotheker zur Anschaffung der rohen, zubereiteten und zusammengesetzten Arzneymittel.

Göttingen, b. Dietrich: *D. Aug. Gottl. Richters chirurgische Bibliothek. Vierzehnten Bandes erstes Stück.* 1795. 158 S. *Zweytes Stück.* 161 — 316 S. *Drittes Stück.* m. 1 Kupf. 321 — 476 S. *Viertes Stück.* 481 — 624 S. ausser dem Register. *Funfzehnten Bandes erstes Stück.* 1796. 158 S. *Zweytes Stück.* 161 — 316 S. *Drittes Stück.* 317 — 472 S. 8.

Wir zeigen wie gewöhnlich mit Uebergehung der Recensionen nur die Abhandlungen an: XIV B. 1 St. *Krankheitsgeschichte einer Person, welche an Gallensteinen laborirte von D. Witting* zu Eschwege. Der erste Theil der Cur ist unbedeutend. Eine grosse Abwechselung von Mitteln, ein gewisses Zeichen der Ungewissheit des Arztes. Zuletzt äusserte sich ausser Magenkrampf, Schmerzen in der Brust bis in die Schulter, kupfrigem Geschmacke, trockner Zunge und grauen Excrementen auch der Abgang wahrer Gallensteine, und da scheint allerdings das Durandische Mittel aus Vitrioläther und Terpentinöl gemischt, und zehn Wochen lang gebraucht, die nachgängige vollkommene Heilung fast allein bewirkt zu haben. Die dreyzehn Jahr unfruchtbare Dame ward unter dem Gebrauche dieses Mittels schwanger.

2 St. *Ueber die Abweichung (diastasis) der Knochen,* von D. *Ad. Fr. Löfler.* Die kleine Abhandlung lehrt in Kürze und meisterhaft die Zufälle und die Abhülfe der Voneinanderweichung einiger durch Näthe und Synchondrosen vereinigten Knochen, 1) des Hirnschädels, 2) der Nasenbeine, 3) des Unterkiefers bey Kindern, 4) des Zungenbeins vom Kehlkopfe, 5) der Ribben vom Brustbeine, 6) des Schwerdknorpels, 7) der ungenannten Beine vom heiligen Beine, 8) der Schambeinknochen, 9) des Schwanzbeins, 10) des Ellbogen und der Speiche, 11) der Handwurzel und Mittelhand, 12) des Wadenbeins vom Schienbeine, 13) des Hinter- und Mittelfusses.

XV B. 2 St. *Geschichte einer Bauchempfängniss v. D. Jinecke* zu Edagsen. Alle Umstände ergeben, dass es, nicht wie der Vf. meynt, eine Bauchempfängniss, sondern eine beynahe ausgetragene Frucht gewesen, welche durch einen Riss der Bärmutter in den Bauch übergegangen, und in der rechten Seite einige Jahr liegen geblieben war, als sie halb mumienartig durch Vereiterung einer Stelle in den Buchmuskeln abgieng. Merkwürdig, dass dieser Bärmutterriss so gut geheilt seyn mochte, dass die Frau darauf noch zwey natürliche Geburten (während des Aufenthalts der todten Frucht im Bauche) erlebte, und nach dem Abgange derselben völlig hergestellt, noch eine dritte. — *Geschichte eines hartnäckigen Rheumatismus* v. Hn. Leibmedicus *D. Köler* zu Werstatt. Die Beschreibung dieser Leiden ist schauderhaft. Mit dem Gebrauch der Mittel ward etwas tumultuarisch verfahren, wie bey Verlegenheiten zu geschehen pflegt; zu vielerley auf einmal, und immer wieder etwas anders. Man erfährt nicht, warum der Kampher nicht in erhöheten Gaben und allein fortgebraucht worden; welches die Gabe des Sturmhuts war; warum keine Säure verschluckenden Mittel, keine scharfe Weinsteintinctur angewendet ward? Das Terpentinöl nahm in grossen Gaben die Schmerzen weg; aber der Sitz der grössten Schmerzen, der Arm, ward zugleich lahm und empfindungslos. Das Sadebaumpulver stellte Bewegung und Empfindung wieder her und schützte vor Rückfällen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Papiere aus den Archiven der Vorzeit.* I. Der Traum. II. Raubgraf Albert. Beschluss. *Zweyter und letzter Theil.* 1796. 271 S. 8. (16 gr.)

In diesen Blättern, die unterhaltend genug für eine gewöhnliche Romanenlectüre seyn mögen, hat der Leser

Leser weiter nichts erhebliches zu suchen. Weder in der Dichtung, noch in der Darstellung hat der Vf. etwas vorzügliches geleistet. Kaiser Conrad träumt, dass der Bube eines von ihm sehr feindselig behandelten Ritters sein Schwiegersohn werden würde. Der Kaiser verlangt des Bubens Herz. Dieses schrecklichen Befehles ungeachtet bleibt das Herz, wie man sich leicht denken kann, ruhig in seinem Herzbeutel, bis es anfängt für Giesela zu schlagen, die am Ende, trotz aller Hindernisse, des Ritter Leopolds Schwiegertochter und Seyfrieds Gemahlin wird. Raubgraf Albert enthält die grausenvolle Verführungsgeschichte eines von Natur gutgearteten Ritters unter der Leitung seines elenden Gefährten Toxa.

1) Leipzig, b. Voss und Comp.: *Weiberlaunen und Männerschwäche.* Ein Originallustspiel in fünf Aufzügen von *F. W. Ziegler.* 1797. 158 S. 8. (12 gr.)

2) *Ebend.*: *Die Freunde.* Ein Originalschauspiel in vier Aufzügen von *F. W. Ziegler.* 1797. 156 S. 8. (12 gr.)

Das erste Stück gehört zu denen, die von ihren Verfassern mehr dem Publicum als sich selbst zu Liebe geschrieben werden, da dieses leicht mehr Vergnügen dabey hat, als sie Ruhm davon einernten. Es ist nicht nur Wiener Costum darin beobachtet, sondern es trägt auch ganz die Localfarbe. Wir zweifeln nicht, dass es sich recht gut vorstellt, und besonders einige Scenen, wie z. B. die beiden Bedienten, die einander betrinken, um sich auszuforschen, die Verhaftung des einen von ihnen, die Ungeduld des Barons, mit lebhaftem Beyfall aufgenommen werden. Die Launen und Schwächen haben ausserdem nichts sehr ausgezeichnetes an sich, die Sitten wenig Feinheit, an Charaktere ist gar nicht zu denken, und die Intrigue ist so lose verknüpft, dass sie allenthalben enden, und ihr zu Gefallen, das Lustspiel auch etwa nur einen Akt haben könnte. Aber eben diese Leichtigkeit der Behandlung dient dem Ganzen zur Empfehlung, da sie sich glücklicher Weise auch auf den Dialog erstreckt. Hier und da sind die Einfälle freylich etwas gezwungen herbeygeholt, wie mehrmals bey Gelegenheit des Lektüre liebenden Bedienten und seiner Schönen, der Hausmagd, die sich Kants Kritik der reinen Vernunft mittheilen; und: „der „Bunkel liegt im Brodschrank, den kann Er sich holen;" oder auch ziemlich barbarisch wie S. 129. „Erst „essen, dann lieben — Ugolino im Hungerthurm wär „ein Stück Rindfleisch gewiss lieber gewesen, wie ei„ne Venus."

Das zweyte Stück hat mehr von der früheren Art des Vfs., und macht also höhere Ansprüche. Er bemühte sich damals, das *Ritterliche* einigermassen mit der reineren *Sittlichkeit* zu verschmelzen. Man kann nicht sagen, dass es ihm damit gelang, denn jenes gewann oft ein äusserst zufälliges Ansehn dabey, wie es hier wiederum der Fall ist. Es ist ganz und gar kein Grund vorhanden, warum das Stück im dreyssigjährigen Kriege spielt, und die Helden Schwedische Namen haben müssen. Da sey Decoration und Kleidung noch so sorgfältig angegeben, es wird dem wesentlichen Costum nicht aufgeholfen. Die Charaktere der beiden Freunde werden nicht männlicher dadurch. Einer von ihnen wird für todt gehalten; der andere vermählt sich mit der Geliebten des ersten, ohne sie als solche zu kennen. Der verloren Geglaubte kommt nach Jahren, in Begleitung seines Vaters, die Jugendgespielin aufzusuchen. Er erfährt nicht gleich, dass sie schon verheyrathet ist. Marianne zieht ihren Gatten vor, und giebt selbst den Grund davon an, dass sein Freund eine unmännliche Weichheit an sich gehabt: allein der Gatte zeigt sich so feige, dass man vermuthen muss, sie irre sich in der Person. Er hat nicht das Herz, die Sache aufzuklären, noch dem Ungestüm des alten Generals, der feuriger, als der Sohn, auf die Vermählung dringt, zu begegnen; der unmässige Jammer macht ihn für seine Frau fühllos und lähmt ihn gegen seinen Freund: kurz, er spielt eine schlechte Rolle. Die beste ist unstreitig Mariannens Mutter zugetheilt, die mit würdiger Festigkeit alles ins Gleis zu bringen sucht. Nur ist es übertrieben, dass sie ihrer Tochter, welche bisher über die fast nur kindische frühere Verbindung geschwiegen hatte, so pathetische Vorwürfe macht, und inconsequent, dass sie dieselbe so zur Unzeit erschüttert. Auch kommt selbst bey ihr häufig das moderne Wesen an den Tag: sie schilt die Freunde cultivirt, gerade so als wenn sie mit der Cultur des Siegwartschen Jahrzehends bekannt wäre. Die Reden des Zurückkehrenden schreiben sich aber auch völlig daher. S. 69. „O Gott! „Tödte mich nicht in diesem Augenblicke — ich wüss„te sonst den Abstand zwischen dieser Erde und dei„nem Himmel nicht!" S. 67. „Keusch und heilig „liebte ich dich, wie Verklärte lieben. Meine Sinne „schweigen auch noch jetzt. Meine Seele verliert „sich in der deinigen, und ein Hauch von dir raubt „mir alle Körperkraft." Sehr unversehens löst sich übrigens der Knoten: denn schwerlich wird es bis dahin jemanden einfallen, dass die Mutter eine zweyte Gemahlin des Generals, und also Marianne (was der Wink von dem Schweigen der Sinne, womit der Liebhaber ein wenig mit der Thüre ins Haus fällt, allerdings vorbereiten soll) die Schwester ihres ersten Freundes ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Francisco Gil*, Wundarztes des königl. Klosters San Lorenzo del Escorial etc. *Anweisung zu einer sichern Methode die Völker vor den Blattern zu bewahren, und dadurch die gänzliche Ausrottung dieser Krankheit zu erlangen. Nebst kritischen Betrachtungen auf Befehl der Regierung zu Quito in Peru über diese Methode angestellt*, von Dr. *Santa Cruz E. Espejo*. Aus dem Italienischen übersetzt von H. G. *Fürstenau* Dr. u. Prof. der AW. in Rinteln. Nebst einer Vorrede von B. C. *Faust*. 1795. XLVIII u. 174 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Urschrift ist spanisch und kam zu Madrit 1786 heraus; die italienische Uebersetzung, nach welcher die Verdeutschung gemacht ist, erschien 1789 zu Bassano, und ist aus der Feder des Hn. *A. Larber*, der ihr auch eine Einleitung beygefügt hat, in welcher er einen Theil der vielen Vorsichtsregeln angiebt, die bey einer allgemein herrschenden Blatterseuche zur Verhütung der Ansteckung der Gesunden nöthig sind, in der vor uns liegenden Verdeutschung ist diese Anleitung weggelassen worden, weil *Paulet* und *Haygarth* diese Vorsichtsregeln viel genauer und umständlicher lehren. Zwar kann Rec. die Verdeutschung nicht mit ihrem Original vergleichen, sie läfst sich aber sehr gut lesen, und man darf mit voller Zuversicht noch mehrere Uebersetzungen guter italienischer Schriften aus dieser Feder wünschen. Das Project der Pockenausrottung ist ein schönes, edles, grosses Project, dessen Ausführung aber, wenigstens in Europa, jetzt wohl noch nicht zu hoffen ist. Denn angenommen auch, dafs alle Regenten Europens von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit desselben überzeugt wären: so ist zur Ausführbarkeit desselben doch noch die lebendige Ueberzeugung des Volks, und der feste Entschluss, oder vielmehr das Vermögen nöthig, diesem Project einen sehr grossen Theil der Vorurtheile des Kopfs und der Gefühle des Herzens aufzuopfern. Dem Rec. scheint es unbillig zu seyn, die Ausrottung der Blattern jetzt noch von unsern Fürsten zu fodern; die dem Volk auf so mancherley Art proclamirten sogenannten Menschenrechte, und die Furchtsamkeit und Aengstlichkeit so vieler Staatsdiener, die von der Einführung und strengen Ausführung eines jeden neuen Gesetzes, das der Volksmeynung mehr oder weniger entgegen scheint, Aufruhr und Revolution befürchten, stehen mit den zur Ausführung des Projects der Pockenausrottung nothwendigen Gesetzen im offenbarem Widerspruch. Ehemals, als man die Fürsten noch nicht für die ersten Diener der Staaten erklärt hatte, als man sie noch für die Herren des Landes und die blinde Befolgung ihres Willens noch für unerlassliche Pflicht hielt, als die Religion noch nicht bloss Sache der Individuen, sondern der Gemeinheit war, als sie die Gesetze des Landesherrn für heilig erklärte und ihren mächtigen Einfluss für die Befolgung derselben verwendete, damals hätte eine Vereinigung der Regenten zur Ausrottung der Pockenpest wahrscheinlich die Menschheit von diesem Würgengel befreyt. Aber jetzt, wo jeder Bewohner eines Staats Herr in seinem Hause und in seiner Familie seyn will, und es auch seyn soll, wo das Recht der Verständigen und der Weisen, dem Recht der Thoren und der Unweisen gleich geachtet wird, wo der Staat die Religion von sich stöfst, wo der Glaube an die Weisheit und das Wohlwollen der Fürsten und das Vertrauen auf sie, für Thorheit und fast jede ihrer Verordnungen für Eingriff in die Menschenrechte geachtet wird, kurz jetzt, bey der Sucht eines grossen Theils der Menschen sich eigne Wege zu suchen, und bey der Furchtsamkeit, oder Indolenz der Staatsdiener auf die Befolgung der Gesetze zu achten und zu halten, jetzt kann der Menschenkenner und der billige Mann weder von der Weisheit noch von dem Wohlwollen, noch von der Kraft und Gewalt der Fürsten, die Ausrottung der Pocken fodern oder erwarten; jetzt ist sie bloss Sache der allgemeinen Meynung und des allgemeinen Willens. Leider steht aber die Menschheit noch nicht auf der Stufe, wo alle Köpfe hell und alle Herzen gut genug wären, um eine allgemeine Meynung und einen allgemeinen Willen für die Pockenausrottung anzunehmen. Rec. ist zwar von der theoretischen Möglichkeit der Pockenausrottung überzeugt, aber ihm sind grosse und erfahrne Aerzte bekannt, welche die Ausrottung der Blattern noch über die Grenzen der Menschenmacht hinaus setzen; zwar hat die Pockenvertilgung ihre *St. Pierre* und vielleicht dereinst auch ihre *Kante*, allein hat sie und wird sie nicht auch ihre *Embser* haben? werden es viele nicht für thörichte Verschwendung ihrer Kräfte halten, Schritte nach einem unerreichbaren Ziel zu thun? Rec., der den edlen grossen Zweck, die Thätigkeit, die Herzenswärme, den Glauben der *Fauste*, *Lenze*, etc. und auch der *Junker* innigst schätzt, der einsieht, dafs die Theorie der Blatterausrottung in sich richtig ist, der so gut als einer bereit ist, dafür mitzuwirken, mufs doch offen bekennen, dafs er sie jetzt für durchaus unausführbar hält, und dafs er alles, was dafür jetzt

gewirkt werden kann, darin setzt, dass Jeder, der auf irgend eine Art sich Einfluss auf die allgemeine Meynung des Menschen zutraut, sich bemüht, sie für die Möglichkeit und Heilsamkeit der Pockenausrottung zu stimmen. Mehr kann jetzt wohl nicht geschehen, vielleicht ist es auch der Klugheit nicht gemäss, dass jetzt mehr geschehe, denn wenn wirkliche Versuche und Anstalten dazu misslingen, so gewinnt die Meynung dagegen neue Stärke. *Gil* hat in der vorliegenden Schrift keine neuen Gründe oder Vorschläge in der Sache der Pockenausrottung gegeben; das wichtigste ist seine Versicherung, er habe durch sorgfältige Verhütung aller Gesellschaft mit Blatterkranken das Schloss und Kloster des Eskurials bisher von aller Blatteransteckung frey erhalten; ob das billigende weitläuftige Urtheil des *Santa Cruze Espejo*, eines Arztes zu Quito, dem die königl. Regierung aufgetragen hatte, das *Gilische* Project zu untersuchen, zur Ausführung gekommen sey, und mit welchem Erfolg, erfährt man nicht. Die Vorrede des Hn. *Faust* sucht verschiedene Einwürfe gegen die Möglichkeit der Pockenausrottung zu widerlegen, und athmet dieselbe Intoleranz anderer Meynung und denselben Feuereifer für seinen Glauben, wie seine anderen bekannten Schriften über diesen Gegenstand.

PRAG, in Commission b. Geers: *Darstellung einer durch das Krankenbesuchsinstitut einzuführenden allgemeinen medicinischen Gesundheitsassecuranzanstalt für minder bemittelte Beamte, Handwerker, Studirende und andere Einwohner einer Hauptstadt. Nach der Natur, und den verschiedenen unwandelbaren Verhältnissen einer jeden Classe*, verfasst von *Johann Melitsch*, der freyen Künste, Weltweisheit und Arzneykunde Doctor etc. — 1795. XVI und 144 S. 8.

Nur für solche Personen bestimmt Hr. *M.* seine Gesundheitsassecuranzanstalt, oder seine Zusicherung der ganzen ärzlichen Pflege, deren Vermögensumstände so beschaffen sind, dass sie bey bestehender Gesundheit- und Erwerbsfähigkeit zwar zureichen, den täglichen Bedarf bey einem häuslichen Leben zu bestreiten; allein zur Deckung anderweitiger Auslagen (in Krankheiten) unzulänglich sind. Die Classe der Dürftigen oder Armen gehört nicht hieher, denn deren ganze Pflege hat der Staat durch die bestehenden Versorgungsanstalten übernommen. Von den Beamten können diejenigen beytreten, welche 100 bis 500 Gulden Besoldung haben, auch Beamte deren Besoldung zwar höher ist, die aber wegen der beträchtlichen Anzahl ihrer Familie und andern häuslichen Umständen doch noch in dem nämlichen Verhältniss als die obigen stehen; man zahlt von jedem Hundert seines ganzen Gehalts jedes Jahr zwey Gulden. Die minder bemittelten Handwerker und Künstler sollen nicht einzeln, sondern nach ganzen Zünften eintreten, auch sollen ihre Vorsteher an der zu leistenden Versorgung ihrer Meister selbst werkthätigen Antheil nehmen, und der Beytrag soll der Anzahl der Glieder und den jedesmaligen Erwerbsumständen der ganzen Zunft angemessen seyn. Auch die Studirenden sollen nur in Communen nach den vier Facultäten beytreten dürfen. Individuen, die zu keiner der obigen Classen gehören, zahlen, wenn sie keine bestimmten Einkünfte haben, jährlich zwey Gulden, und die, welche von kleinen Capitalien leben, jährlich zehn Gulden. Dagegen macht sich die Anstalt anheischig, den Assecurirten samt ihren Familien (Gesellen und Dienstboten werden nicht dazu gerechnet,) wofern sie nur ein schickliches Obdach und Lagerstätte haben, alle ärztliche Hülfe und Arzneyverabfolgung durch den Verlauf der ganzen Krankheit zu leisten, da, wo es gänzlich an Krankenpflege fehlt, schickliche Aushülfe zu verschaffen, bey wichtigen Krankheiten ein Consilium medicum zu veranstalten, und den ärmsten Interessenten in dringenden Fällen auch mit Geld beyzustehn. Die Beyträge müssen pränumerirt werden. Die Besorgung der Kranken geschieht durch Bezirksärzte, die bettlägerigen Kranken werden besucht, die andern holen die ärztliche Verordnung zu bestimmten Stunden aus dem Hause des Arztes selbst ab. Ob dieser Plan angenommen und ausgeführt worden, ist dem Rec. unbekannt. Hr. *M.* hat sich durch Realisirung der Entbindungs- und Krankenbesuchsanstalt allerdings des öffentlichen Vertrauens werth gemacht; und Rec. bittet ihn hier öffentlich, Nachricht von den Schicksalen des hier bekannt gemachten Plans zu geben; wie sie auch gewesen seyn mögen, immer werden sie lehrreich seyn.

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. ält.: *Holländisches Museum für Deutschlands Aerzte und Wundärzte, und andere Liebhaber dieser Wissenschaft. Erster Band.* 1794. 377 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Zwar sind die Zeiten der *Boerhaave, Gaubius* und *Camper* in Holland vorüber, indessen ist es doch interessant und zuweilen auch lehrreich, die Arbeiten der Nachkömmlinge dieser grossen Männer vollständiger und genauer kennen zu lernen, als bisher in Deutschland geschehen konnte, weil, wie der dem Rec. unbekannte Herausgeber dieses Museums in der Vorrede der Wahrheit gemäss sagt, die holländischen Bücher, besonders aber die Disputationen, Programmen, Gelegenheits- und andere Flugschriften sehr selten oder gar nicht durch den Buchhandel nach Deutschland kommen, ja selbst in Holland schwer zu haben sind, da insgemein nur so viel gedruckt werden, als die Vf. an ihre Freunde austheilen wollen, und überdies von den dortigen Buchhändlern nur um hohe Preise verkauft werden. Der Herausgeber verdient also für seinen guten Willen, uns deutsche Aerzte mit holländischen akademischen und andern ärztlichen Flugschriften bekannt zu machen, allerdings Dank, doch unter der Bedingung, dass er uns nur solche Schriften mittheile, die von uns gelesen zu werden verdienen. Der vor uns liegende *erste Band* enthält zwölf Schriften dieser Art, wovon aber wenigstens die

die Hälfte dem Rec. der Verdeutschung unwerth scheinen. Auch hätte der Herausg. jeder Abhandlung den Titel des Originals nebst Jahrzahl und dem Druckort beyfügen und nicht so isolirt blofs den Inhalt und den (vielleicht oft nur angeblichen) Vf. angeben sollen. Zwar scheint es, als wenn die hier gelieferten Schriften alle aus den letztern Jahren wären, weil der Herausg. sagt: der verstorbene *Jansen* habe in seine Sammlung meistentheils alte zehnjährige Disputationen aufgenommen; allein es wäre doch gut, wenn er die Neuheit der von ihm mitgetheilten Schriften durch den Titel der Urschrift belegt hätte. I. *Ueber die Ursachen der Krankheiten im Allgemeinen*, von *Jo. Bernh. Ernst Wahnaar*. Eine blofse Compilation aus altmodischen Systemen. II. *Angabe zu einem bessern Vorrath von chirurgischen Mitteln in den Apothekerbüchern*, von *Rud. Meurs*. Enthält 1) eine gute Classification der chirurgischen Arzneymittel; 2) eine Uebersicht der in den holländischen Apothekerbüchern vorhandenen äusserlichen Mittel; in Rücksicht auf die Form und auf die vom Vf. angegebene Classification derselben und 3) des Vf. Beurtheilung der in den holländischen Dispensatorien aufgestellten Arzneymittel, nebst Vorschlägen zur Verbesserung einiger von ihnen, in Rücksicht ihrer Wirkung und Zusammensetzung. III. *Ueber den Schnupfen oder den Katarrh*, von *Simon Alb. Deimann*. Eine gute Abhandlung besonders in Rücksicht des pathologischen Theils. IV. *Ueber die Lungenschwindsucht*, von *Immanuel Ant. von Fonseka*. V. *Ueber die Lungenschwindsucht*, von *Alex. Peter Buchan*. *Fonseka's* Schrift ist voller Mängel und Unrichtigkeiten, *Buchans* ist besser und neigt sich im therapeutischen Theil sehr auf *Salvadoris* Seite. VI. *Ueber die erblichen Fehler*, von *Levy Salom. Davids*. Eine strenge und gute Kritik der Erbkrankheiten. VII. *Ueber die Wassersucht des Eyerstocks*, von *Arentius Bisdom*. Sehr gut compilirt. VIII. *Ueber die Veränderungen der Gestalt des Beckens, besonders über diejenigen welche von einer Erweichung der Knochen entstehen*, von *Nicol. Cornel. von Fremery*. Vielleicht die wichtigste Schrift in dieser Sammlung, die mit vielem Fleifs und sehr guten Kenntnissen ausgearbeitet ist. IX. *Ueber die Krankheiten des lymphatischen Systems*, von *Cornel. Caspar von Koning*. Ein brauchbarer Beytrag zu der Pathologie dieses Gefässsystems. X. *Ueber den Schlagflufs und die verschiedenen Arten desselben*, von *Heinr. Ferdinand Ingenhoufs*. Compilation. XI. *Ueber die katarrhalischen Krankheiten*, von *Joh. Pet. Perret*. Die bekannte alte Theorie und Heilmethode. XII. *Beschreibung einiger Mifsgeburten*, von *Mich. Joh. van Campen*. Sehr unbedeutend, blofse Beschreibung von vier Mifsgeburten ohne Aerme und Füfse, die umständlichste Beschreibung ist wörtlich aus *Bazzani historia monstri humani Bononiae nati* etc. 1751. und keine erstreckt sich weiter als auf die äussere Gestalt. Ueber die Treue der Verdeutschung kann Rec. nicht urtheilen, aber der Stil derselben ist schwerfällig und nachläfsig.

SCHÖNE KÜNSTE.

PRAG, b. Schönfeld: *Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag*. 1796. 194 S. 8.

Der Inhalt dieses für Musikliebhaber nützlichen Jahrbuches ist in 15 Numern vertheilt, welche erst von *Wien* und dann, in derselben Folge, von *Prag* handeln. Die 1te Numer: *Von den besondern Freunden, Beschützern und Kennern der Tonkunst in Wien*, und die zweyte von 206 *Virtuosen und Dilettanten in Wien*, und von 108 *dergleichen in Prag*. Die Nachrichten selbst schränken sich blofs auf eine kurze Charakteristik von eines jeden Virtuosität im Spiele oder Gesange ein, und nur bey einigen der gröfsten Meister, als *Haydn*, *Salieri*, *Kozeluch* u. s. w. breitet sich der Vf. etwas weiter aus. Dabey wäre aber wohl vor allen Dingen die Angabe der Vornamen eines jeden Virtuosen und Componisten, zur gehörigen Unterscheidung nöthig gewesen. Wie mag sonst ein mit dem Wiener musikalischen Personale unbekannter Leser, bey den Namen: *Müller*, *Schmid*, *Clement*, *Hummel*, *Kramer*, *Pfeiffer*. u. a. deren musikalische Talente hier gerühmt werden, errathen, welcher von allen den verschiedenen Componisten dieses Namens gemeynt sey? Allein der Mangel an Aufmerksamkeit in Behandlung dieser Namen geht noch weiter. So findet man z. B. S. 96 den Namen *Kreibich* und S. 83 denselben Mann unter den Namen *Greibich*. Ferner, S. 18 den Namen *Gellenick*, S. 82, *Gelinek*, und S. 117, *Gellinek*. Welcher von diesen Namen ist nun der rechte? In Musikverzeichnissen findet man den Namen *Gelinek*, bald mit dem Vornamen *H. Ant.* und bald mit *Johann*. Es scheinen also zwey verschiedene Klavieristen dieses Namens in Wien und Prag zu leben. Welchen von diesen Meistern meynt nun der Vf. an diesen verschiedenen Orten? Ferner findet man hier S. 110, einen *Brautner*, und S. 148 denselben Meister unter *Prautner* charakterisirt. Durch eine gleich unsichere Autorität scheint der Vf. des Tonkünstlerlexicons verführt worden zu seyn, diesen Mann unter dem Namen *Braupner* anzuführen. Noch findet man hier von einer und derselben Person, die Namen *Kirzinger* und *Kürzinger*, wovon vermuthlich der letzte der rechte ist. Auch ein Virtuose auf der Hoboe, wird einmal *Daümer*, und ein andermal *Teimer*, genannt, was einem Ausländer aber schwerer zu berichtigen fallen möchte. Diese Unbestimmtheit in der Angabe der Namen, mufs den Gebrauch dieses Jahrbuchs, ausserhalb Wien, allerdings erschweren. — Eine eben so billige Foderung, welche der Literator bey der Fortsetzung dieses Werks an den Vf. machen könnte, wäre wohl *die Angabe des Geburtsorts*, *Jahrs und Tages*, bey den Namen der *Virtuosen* und *Componisten* auch in Zukunft die *vorzüglichsten Werke der Componisten* anzugeben: was der Vf. selbst als ein Bedürfnifs seines Buchs anerkennt. — Noch ein besonderes Verdienst könnte er sich künftig, um die Ergänzung der Künstlergeschichte erwerben, wenn er ein Verzeichnifs *von*

verdienten verstorbenen Componisten, nebst den nöthig-
sten dazu gehörigen *biographischen Nachrichten*, bey-
fügen wollte. Wenigstens müsste ihm dies durch die
gute Gelegenheit, sich täglich mit ältern Wiener Ton-
künstlern zu unterhalten, sehr erleichtert werden. —
Endlich würde er sich auch manchen Liebhaber ver-
binden, wenn er diejenigen *Bildnisse* ausführlich an-
zeigte, welche uns der Grabstichel von verstorbenen
und noch lebenden Wiener Tonkünstlern geliefert
hat. —

Die dritte Numer enthält *die Dilettantenakademien von Wien*, und *von Prag*; von Wien werden derer
12 und von Prag 14 angegeben. Eine derselben, wel-
che wöchentlich bey der Baronesse *von Buffendorff* ge-
halten wird, hat die merkwürdige und lobenswürdi-
ge Aehnlichkeit mit Hn. *Faschens* Akademie in Berlin,
dass darin von einer geschlossenen Gesellschaft Herren
und Damen bloss *geistliche Chöre* und *Kirchenmusiken*
mit der Begleitung eines einzigen Flügels, gesungen
werden. Einige folgende Numern enthalten die ver-
schiedenen *Hof- und Hauskapellen*, auch das *Perso-
nale der Opern- und Komödienorchester* in Wien und
Prag, woraus wir abermals die leidige Erfahrung
machen, dass auch an diesen Orten der Haus- und
Kirchenkapellen immer weniger werden. Eine ande-
re Nummer zeigt *diejenigen Liebhaber* an, welche merk-
würdige und ansehnliche *Sammlungen musikalischer
Werke* besitzen. Des kaiserl. Musikarchivs und des
darin befindlichen Reichthums wird aber dabey nicht
gedacht. Die folgenden Numern enthalten die Ton-
setzer, deren sich nach dieser Angabe, gegenwärtig
in Wien 42, und in Prag 22 befinden: ein Vorzug,
dessen sich keine deutsche Stadt rühmen kann. Die
beiden letzten Numern handeln von den *Musikhänd-
lern*, und *Verlegern* und von den *Instrument- und Or-
gelmachern* beider Städte. Auch hier könnte der Vf.
bey einer künftigen Fortsetzung dieses Werks, mehr
Rücksicht auf die braven *Orgelmacher* nehmen, von
deren Kunst und weitumfassenden Kenntnissen sich nur
wenige einen gehörigen Begriff machen können. Ihre
vorzüglichsten Werke und die Beschaffenheit dersel-
ben müsste dabey angegeben werden. Den Beschluss
machen kurze *Betrachtungen über die Musik*, worin
der Liebhaber, bey aufmerksamer Durchsicht, man-
chen Aufschluss zur Berichtigung seiner Ideen fin-
den wird.

Unter dem angeblichen Druckorte Spandau: *Wellners und einiger seiner Getreuen Leben, Meynungen und Thaten.* In zwey Theilen. 1 Th. 252 S. 2 Th. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie misslich es mit der Ironie überhaupt ist, wie
schwer sie sich im Tone erhält, und wie leicht zu
gründlich ausdehnt, davon ist obige Geschichte zum
Theil von dem Teophile Speckius, Schulmeister in
Zwätzen verfasst, ein übrigens ganz rühmlicher Be-
weis. Sie fängt ganz schlicht an, uns von einem
Knaben zu erzählen, der durch die Umstände seiner
frühesten Kindheit und seinen nachherigen Stand als
Gänsehirt zum Visionär gebildet wurde; seine Anla-
gen, seine Fortschritte, der Nebel eines Gemüths,
das sich nur halb noch selbst betrügt, und schon dem
Reize nachgeht auch andre zu betrügen, das Aeussere
des jungen Menschen, und wie er im Reich der Fin-
sterniss zuerst als Nachtwächter Posto fasst: alles dies
wird recht gut von dem Teophile vorgestellt. Aber
nun verliert er sich in eine Schilderung von dem Zu-
stande des Reichs Caramanien und der Verfassung
des — Tempelherrenordens, wobey ihn der trockne
Ernst ein wenig zu sehr übernimmt, nämlich wenn
man den Gegenstand als Fiction betrachtet: und wem
könnte es einfallen hier Geschichte zu suchen? wer
würde sie rein und unvermischt hier finden? Dann
wird unser Robert (der im Buche niemals *Wellner*
heisst, so dass man nicht weiss, wen der Titel ei-
gentlich bezeichnen soll) seiner ihm von dem grossen
Orden zugetheilten Bestimmung näher geführt, und
die Vignette des Titelblattes, eine Katze, welche mit
einer Krone spielt, fängt an eine verständliche Be-
ziehung zu haben. Er soll einen grossen Monar-
chen in der Geisterseherey bestärken, welchen
der Orden zu seinen Zwecken mit einem Auf-
wande von Machinerien erzogen hat, deren es in der
Wirklichkeit, um ein ähnliches Ziel zu erreichen,
wahrscheinlich nicht bedurft hätte. Weil hier ent-
weder manche Scenen aus der grossen Welt, oder ro-
manhafte und magische Intermezzo's vorkommen, so
wird dem Teophile die Feder abgenommen, und
einem andern (zuletzt dem Robert selbst) übertragen,
der sie glänzend zu führen versteht, wodurch frey-
lich das Ende des Buchs wieder ein andres Ansehn
gewinnt wie der Anfang. Bemerkungswerth ist es,
dass, ungeachtet nur ein grosser Eifer für die Sache
ein Werk dieser Gattung unternehmen kann, mit wel-
cher Einbildungskraft und Kunsttrieb gar nichts zu
schaffen haben, jener den Vf. nicht zu grellen Schil-
derungen verleitet, sondern Wellner und seine Ge-
treuen vielmehr immer, ihre verfinsternden Absich-
ten abgerechnet, in einem gewissen glänzenden Lich-
te gehalten werden. Die Geschichte schliesst mit
einer gänzlichen Ebnung und tiefen Ruhe des cara-
manischen Reichs, in welchem man das Denken lan-
ge genug getrieben hatte, aber schon eine Weile vor-
her in ziemlich trockne Formeln darin ausgeartet war,
und nun gar keine Lust mehr dazu bezeugt.

Druckfehler. In Nr. 303. S. 775 steht mehrmals *Virbaum* und *Vysbaum* statt *Pirbaum* und *Pyrbaum*. Ebend. lese man *Meser* statt *Mese*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. December 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Beyträge zur Berichtigung der Urtheile über den Inhalt, den Ursprung und das Bekenntniss einer Religionslehre überhaupt und der christlichen insbesondere.* Von *Jonathan Schuderoff*, Prediger in Drackendorf bey Jena. 1797. XXII u. 175 S. 8.

Der achtungswürdige Vf. giebt durch diese *Beyträge* einen neuen rühmlichen Beweis seines fleissigen Forschens in den Principien der Wissenschaft, die er als Volkslehrer vorzutragen hat. Ein solches Bestreben, sich unabläßig um die Fortschritte seiner Wissenschaft zu bekümmern, verdient um so mehr als empfehlungswürdiges Beyspiel aufgestellt zu werden, je mehr es noch, besonders unter dieser Classe von Volkslehrern, an solchen Beyspielen mangelt, je mehr so viele sich mit den Kenntnissen, oder auch nur mit den Heften, begnügen, die sie von der Universität mitgebracht haben, und je nachtheiliger doch unstreitig ein solches Stillestehen in der Wissenschaft selbst für ihren Geist werden muss, indem es als ein, bey weitem nicht genug beherzigtes, Naturgesetz der Seele gilt, dass in dem menschlichen Geiste kein Stillestehen statt finde, und dass jeder zurückgehe, der nicht unabläsig vorwärts strebt. Doppelt wichtig aber ist für den Religionslehrer ein beständiges Fortschreiten mit den Erweiterungen seiner Wissenschaft, nicht nur weil er durch deutlichere und vollständigere Entwicklung der Begriffe auch in Rücksicht auf Deutlichkeit und Gemeinfasslichkeit in der Darstellung derselben gewinnt, und in sofern seinen Zuhörern nützlicher wird, sondern auch vorzüglich darum, weil er nur durch eine richtigere und reinere Religionsphilosophie (die er freylich nicht, wie es leider von Manchen geschieht, als Religionsphilosophie, in ihrer wissenschaftlichen Form, zum Volksunterricht anwenden muss) in den Stand gesetzt wird, seinen Religionsunterricht ohne Nachtheil für die Reinheit der Religion an die gemeine Vorstellungsart von Religion anzuschliessen, die Religionsideen unter dem Schema, unter dem sie in der gemeinen Vorstellungsart vorhanden und derselben allein begreiflich sind, vorzutragen, ohne doch die Reinheit jener Ideen zu zerstören und sonach seiner Gemeinde einen Baalsdienst statt reiner Religion zu lehren.

Wenn man also diese neue Schrift des Vf. auch blos in dieser Beziehung betrachten und beurtheilen wollte, so müsste man schon unstreitig seiner Gemeinde wegen eines solchen Predigers Glück wünschen, der es sich so angelegen seyn läfst, für sich selbst das Wesen und den Geist der wahren Religion aus den Tiefen der Religionswissenschaft kennen zu lernen, und der eben darum (da ihm zugleich auch das andere Hauptrequisit, Deutlichkeit und Fasslichkeit in der Darlegung seiner Gedanken, nicht fehlt,) auch um so geschickter seyn muss, diesen Geist der wahren Religion auch Andere kennen zu lehren, und in ihren Herzen ein lebendiges Interesse dafür zu erwecken. Aber dies ist in der That nicht das einzige Lob, das dem Vf. wegen dieser Schrift gebührt. Man findet in derselben eine vertraute Bekanntschaft mit den neuesten Untersuchungen der Religionswissenschaft; und nicht nur diese allein, sondern auch eigne Ansichten, fruchtbare Anwendungen und lehrreiche Winke. Es würde leicht seyn, dieses Urtheil durch eine ausführlichere Anzeige des Inhalts zu bekräftigen. Aber schon die Angabe des Inhalts nach den 12 Hauptnumern, aus denen diese Schrift besteht, wird einen Beweis davon abgeben. 1) Gutachten über die endliche Beylegung des Streites zwischen Ortho- und Heterodoxie. 2) Gehöret wirklich das alles zum Christenthum, was Jesus gelehret haben würde, wenn er in den neuesten Zeiten gelebt hätte? 3) Ist zu einer Offenbarung Inspiration, und in welchem Sinne ist sie nothwendig? Nebst einigen Folgerungen daraus, und etwas über den Primat der Vernunft in Religionssachen. 4) Darf eine Religionslehre, welche auf Allgemeinheit Anspruch macht, übervernünftige Sätze enthalten? 5) Gehören problematische Sätze in eine allgemeine Religionslehre? 6) Sind zu der Beglaubigung einer Offenbarung Wunder nothwendig oder nicht? 7) Friedensvorschläge für die Parteyen, deren eine die christliche Religionslehre für geoffenbart annimmt, deren andere hingegen ihr Geoffenbartseyn dahin gestellt seyn läfst, die aber beide Religiosität, vermittelst einer vernünftigen Religionslehre, zum Zweck haben. 8) Von dem Einflusse des Glaubens und Bekenntnisses besonderer Religionslehren auf den Charakter, oder: über den Charakter der Laien und Geistlichen. 9) Verlust und Gewinn aus der Umänderung des Bekenntnisses besonderer Religionslehren, in das Bekenntniss der Vernunftreligionslehre. 10) Verträgt sich der Protestantismus mit dem gläubigen Bekenntnisse einer geoffenbarten Religionslehre? 11) Wie soll die christliche Religionslehre vorgetragen werden? 12) Tritt man durch Empfehlung der Vernunftreligionslehre der Ehre Gottes, der Bestimmung des Menschen und guter Zucht und Ordnung zu nahe? — Wer mit den neuern Untersuchungen über Religionsphilo-

sophie bekannt ist, wird ohne genauere Anzeige schon aus den Ueberschriften den Weg, den der Vf. bey den einzelnen Fragen nimmt, ahnden; und eine genaue Darlegung der einzelnen Ausführungen würde uns hier zu weit führen.

HANNOVER, b. d. Gebrüdern Hahn: *Der Blick Jesus auf Natur, Menschenleben und sich selbst;* oder Betrachtungen über die Gleichnisse unsers Herrn. Ein Lesebuch für Christusverehrer, von *Johann Ludwig Ewald.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1796. XVI u. 503 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Buch ist bey seiner ersten Erscheinung von uns unangezeigt geblieben. Wir können es daher jetzt nicht mit Stillschweigen übergehen; welches sonst um deswillen geschehen würde, damit wir auch mit keinem Worte des widrigen Streites aufs neue erwähnen dürften, den die Vorrede zu dieser Predigtsammlung zwischen dem Vf. und *Hn. Stolz* erregt hat. Möge dieser Streit gegenwärtig vollkommen beendigt und auch die Herzen mit einander ausgeföhnt seyn; wir wollen uns wenigstens hüten, dieses durch Parteynehmen aufzuhalten. — Wer die Schriften des Vf. nur einigermaſsen kennt, der weiss, dass man in denselben viele treffliche Bemerkungen über das menschliche Herz, viele richtig und eindringend vorgetragne Lebensregeln, eine nicht gemeine Weltkenntnifs und eine Gabe warmer, lebendiger Darstellung findet. Aber er weiss auch, dass die Einsichten des Vf. in die Religionslehren nicht genug geläutert und seine Bibelerklärungen sehr buchstäblich sind er weiss, dass es der Vf. oft blos darauf anlegt, dunkle Gefühle zu wecken, und die Einbildungskraft zu beschäftigen, aber nicht den Verstand seiner Zuhörer aufzuhellen, und durch die Ueberzeugung des Verstandes den Entschliessungen Festigkeit zu verschaffen. Alle diese Vorzüge und Mängel wird man auch in den vorliegenden Betrachtungen über die Gleichnisse Jesu finden. Der Vf. scheint aber seine Vorzüge so stark zu fühlen und so wenig Lust zu haben, seine Fehler zu verbessern, dass es überflüssig seyn würde, ihn umständlich auf diese hinzuweisen. Er hat anderswo sehr nachdrücklich diejenigen getadelt, die Leute von warmen Herzen und lebendiger Einbildungskraft mit ihrer kalten Vernunft beurtheilen, und die nur wollen, dass man andre durch den Verstand solle empfinden lassen. Wenn daher Rec. auch über Stellen mit ihm rechten wollte, wo von Gott als von dem schwächsten, veränderlichsten Wesen geredet wird, das sich *erbitten* und *erweichen* läfst; wo von der Gebetserhörung und der Kraft des Glaubens überspannte Begriffe vorkommen; wo von Jesu gesagt wird, dass er unsre Geschäfte im Himmel treibe; — oder über Stellen, wie die: wo es in einer Vergleichung zwischen der Freude im Himmel über die Bekehrung des Sünders und der Freude unter den Menschen über andrer Fehltritte, heisst: „im Himmel wird Alles zusammen gerufen; Allen wird erzählt: da hat sich ein Mensch gebessert! Und bey uns wird Alles zusammen gerufen, man hat nichts dringenderes zu thun, als herum zu erzählen: da hat sich ein Mädchen verführen lassen, da ist etwas Böses ausgebrochen," — oder über Spielereyen wie zu Ende der 14ten Betrachtung; so wird der Vf. seine Wärme und des Rec. kalte Vernunft für unverträglich ausgeben, oder er wird, wie in der Vorrede zu diesem Buche, behaupten, dass in den kritischen Blättern nur Einseitigkeit herrsche, und man ihn tadle, weil er an eigenthümliche Lehren der Bibel glaube. Wir wollen also keine vergebliche Arbeit thun, sondern bloss die Versichrung geben, dass in diesen freyen Betrachtungen über die Gleichnisse Jesu, die sich nicht an homiletische Regeln binden, in denen aber eine natürliche Ordnung nicht vermisst wird, nicht nur für warme Menschen, sondern auch für Leute, die sich bey geläuterten Religionsbegriffen über die Eigenheiten des Vf. hinwegsetzen können, viel Richtiges, viel Anziehendes, viel Herzerhebendes gefunden wird; dass Rec. mehrere wiederholt gelesen, und sich dabey, ungeachtet des kritischen Blicks, womit er las, erwärmt gefühlt hat, und dass er sich daher über eine zweyte Auflage dieses Buchs nicht wundert. Von dieser merkt Hr. *E.* in der Vorrede selbst an, dass sie sich durch Bestimmtheit und Correctheit des Ausdrucks und durch mehrere kleinere und gröfsere Zusätze, auch eine ganz neue Betrachtung von der vorigen auszeichne.

LEIPZIG: *Ueber Bibellehre und Christenthum.* Für gebildete Layen. 1796. 120 S. 8. (8 gr.)

Hinter diesem Titel findet man Aphorismen über *Glauben, Wunder, Gott, Offenbarung, Zeitrechnung, Ursprung des Bösen, Wiederherstellung, unverdiente Rechtfertigung durch Jesu Verdienst, Tugend, Moral, Zufall, individuelle göttliche Vorsehung, Gebet.* — Leute von *Kindessinn* (ja wohl von Kindessinn!) werden in dem, was der Vf. über diese Materien sagt, Orakelsprüche finden, wobey sie wahrscheinlich nichts Deutliches denken, die sie aber mit desto gröfserm Beyfalle aufnehmen werden. Der Vernünftige wird die Ahnung des Vf. — der übrigens nicht durchaus ohne Einsicht und Kenntnifs ist — in Erfüllung bringen, und ausrufen: so etwas im Jahr 1796! Wir heben für die Liebhaber einige Stellen aus, die ihn hinlänglich in Stand setzen werden, zu beurtheilen, was er in diesem seltsamen Werkchen zu suchen hat. Vorr. S. 5 f. „Wer von der christlichen Religion gründlich urtheilen will, muss sie aus ihrer Quelle kennen lernen. Diese Quelle ist die Bibel. Schon lange her wollte man diese Quelle lebendigen Wassers verschütten! Man hatte aber kein Auge davor, dass dies darum unmöglich sey, *weil dieses lebendige Wasser Urstoff der Menschheit selbst ist, und also die Analogie zwischen beiden in der Natur selbst liegt.* Was ich hier sage, ist nicht Mystik, dem, der Jesu Lehre von der Wiedergeburt Joh. 3, 5. 6. *wörtlich* annimmt und kein Nicodemus ist." S. 51. „Was ist die Grundursache

allen

aller Trennungen in der Christenheit? Was anders als Abweichung vom *wörtlichen* Sinne der Offenbarung und die leidige *Sophisterey der Auslegungskunst!* Die Begierde, alles zu definiren und zu vergeistlichen! Woher alle närrische und ungereimte Fragen der Nestorianer, Eutychianer, Theopaschiten, Arrianer u. s. w. Aller dieser Unsinn floss aus der Schule der *Grammatiker* und *Dialektiker*." Der Vf. hält es deswegen mit dem Ausspruche Luthers, *literalis sensus, der thuts.* Da ist Lehre, Kraft, Kunst darin, in dem andern ists Narrenwerk, wie hoch es gleisse. Und diesen Ausspruch Luthers nimmt er selbst so ganz in *literali sensu*, dass er S. 50. die Thorheit derer schilt, die nicht nach der Offenbarung Joh. in der künftigen Welt: Stadt, Thore, Bäume, Wasser, Früchte erwarten wollen. S. 52 f. „Wagt es jetzt noch ein einfältig glaubiger Christ, laut zu sagen: Ich bin mit Gott vereinigt, *darum*, weil er in Jesu Gott und Mensch ist; ich *empfinde*, *fühle*, *geniesse* ihn, so versteht das kein Philosoph, und selbst Christen den Namen nach, zucken mitleidig die Achseln, und bedauern den armen Schwärmer. Redet man mit der Bibel in der Hand, *sinnlich* zu *sinnlichen* Menschen, so ist man wohl gar ein plumper Gotteslästerer, oder doch ein Visionär. Und das alles, weil man sich Gott, *als Menschen* in Jesu, *sinnlich* denkt, und Ihn *so* liebt, und so nur lieben *kann!*" S. 73. „In Jesu *waren wir schon vorweltlich da. Er repräsentirte* als *Urform*, die in Ihm enthaltne, in der Zeit ausgeborne *Nachform*, den Menschen. Ephes. 1, 10 bis 12. — In Jesu ist Gott Mensch, und in Ihm ist Mensch Gott. Diese Grundwahrheit steht mit den dürresten Worten in der Bibel und das Evangel. Joh. ist das *Concentratum* davon. S. 93. „In Paris ist noch *kein Christ Hungers* gestorben, der *Philosophen* aber desto mehr. Ich könnte das mit Beyspielen belegen, die aber gerade nicht mehr überzeugen würden, als alle Wunder, die Jesus unter den Augen seines unglaubigen Volkes that. Mir ist es genug, zu wissen: *Ein an Jesu Wort glaubender Mensch könne nicht verhungern.* Er halte Jesu im *Glauben* vor, was Er Matth. 6, 28—33. lehrte, und Jesus *muss*, *um seine Ehre* zu retten, auch wenn Ihn sein ewig liebendes Herz nicht ohnehin schon dazu trieb, ihn sättigen." S. 105. „Die Philosophie, der Frankreich sein Schicksal zu danken hat, ist ein Sauerteig, der bereits alle cultivirte Völker angesauert hat! Wer vor den Riss treten, wer beten kann, der bete: Herr, dein Reich komme!" S. 109. „Dass Gott Kindergebet wörtlich erhöre, Christen im *ächten* Sinne, habt ihr davon nicht tausendfältige Erfahrung? Mir ist ein Kind bekannt, dass einen unheilbaren Schaden am Halse bekam. Die geschicktesten Chirurgen bekannten ehrlich, ihre Hülfe vermöge hier nichts. Die Aeltern und das Kind waren — *Kindsseelen* und *Beter*. Wende dich, sagten die erstern zu diesem, zum Heilande. Das Kind ging in den Garten, warf sich auf die Kniee, betete einfältiglich: Lieber Herr, heile mich von dem Schaden! und *Er half auf der Stelle!* Das nicht zu erweichende Geschwür *brach* auf, und das Kind ward ohne menschliche Hülfe, gerettet. Soll ich hier noch ein Wort hinzusetzen?" — Soll, braucht es der Recensent?

LEIPZIG, b. Fleischer d. jüng.: *Predigten bey Amtsveränderungen, sowohl bey dem Antritte als bey dem Abschiede gehalten von verschiedenen Verfassern* und gesammelt von *Georg Friedrich Götz.* 1797. 592 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Ueber den Werth solcher Sammlungen bereits gedruckter Predigten (denn es sind unter diesen 26 nur 2 bisher ungedruckte) ist in diesen Blättern schon verschiedentlich geurtheilt, worauf sich Rec. bezieht. Hn. G. bleibt wenigstens das Verdienst, eine gute Wahl getroffen zu haben, wenn gleich einige, z. B. Nr. 9. unter den Abschiedspredigten ihre Stelle wohl bessern einräumen könnten. Bey dem allgemeinen Ueberblick, den hier die gesammelten Vorträge ausgezeichnet verdienter christlicher Lehrer gewähren, dringt sich die herzerhebende Empfindung recht lebendig auf, wie doch in diesen Männern allen *Ein* Geist des regen Eifers für wahre Frömmigkeit und Tugend lebt und webt, wie sie alle so völlig in dem, was eigentliches und praktisches Christenthum ist, mit einander übereinstimmen, und wie dieses und die Beförderung desselben auch da, wo ihr Herz am stärksten bewegt war, ihrem Gemüthe so lebhaft vorschwebte, dass dadurch die, auf ihre Personen sich beziehenden, Vorstellungen verdunkelt und in ihrem Vortrage nur möglichst kurz erwähnt wurden. Wie manche Antritts- und Abschiedspredigt handelt dagegen bloss von dem werthen Selbst des Verfassers! Enthalten sind in diesem Bande: Antrittspredigten: 2 von *Ammon*, 1 von *Spalding* (nach Rec. Gefühl kommt diesem an dem unwiderstehlichen Eindringen seiner sanften Beredsamkeit noch keiner bey) 1 von *Hausknecht*, 1 von *Koppe*, 1 von *Hufnagel*, 2 von *Hermes*, 1 von *Henke*, 2 von *Löffler*, 1 von *Feddersen*, 2 ungedruckte. Abschiedspredigten, 1 von *Teller*, 1 von *Miller*, 1 von *Ammon*, von *Spalding*, 1 von *Hermes*, 2 von *Löffler*, 2 von *Hohnbaum*, 1 von *Koppe*, 1 von *Feddersen*, 1 von *Tittmann*.

SCHÖNE KÜNSTE.

MANNHEIM, b. Schwan und Götz: *Julie.* Von *Rhynvis Feith.* Nebst einigen andern Aufsätzen des nämlichen Verfassers. Mit einem Kupfer. 1797. 184 S. 8. (16 gr.)

Das Original ist holländisch, vorliegende Uebersetzung aber nach der französischen Uebersetzung desselben verfertigt, die schon eine zweyte Auflage erlebt haben soll. Die zehnte würde uns indessen nicht überzeugen können, dass diese Aufsätze irgend ein Verdienst haben, wenn man nicht die fromme Absicht des Vf. dafür gelten lassen will. Sollte diese schwülstige Empfindsamkeit die Herzen der Holländer wirklich gerührt, und irgend ein Zufall sie in Frankreich

empfohlen haben? Unter uns wird sie wahrscheinlich für höchst ungeniessbar gehalten werden. Zum blossen Zeitvertreib ist sie zu langweilig, zur Gemüthserbauung gar zu leer und kalt. Man kann sich in der That nichts zweckloseres und unbestimmteres denken, wie diese Bogen, und der deutsche Uebersetzer ist sehr gut gesinnt, dass er so sorgfältig einzelne Flecken derselben rügt, da ein einziger Strich durch das Ganze hinreichen würde. Mag doch der Holländer einen Menschen, oder was es ist, einführen, den er Werther nennt, und ihn im lapidarischen Stil oder in Jamben seine Seufzer in einen Felsen eingraben lassen, und die poetische Gerechtigkeit träumend oder wachend verwalten: niemand wird ihn um einer solchen Kleinigkeit willen zur Rechenschaft ziehn. Die Auffätze heissen: *Julie*, *Themiere*, *der Einsiedler* und *Alpin*. Der letzte ist, um das Maass voll zu machen, eine Ossianische Dichtung. Wo es nur irgend seyn kann, da hängt sich die Geistlosigkeit an die poetische Prosa, welches auch der in den ersten Briefen und Erzählungen herrschende Ton ist.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Hallo der Zweyte*, vom Verfasser des Ersten. 2ter und letzter Theil. 1797. 318 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 356.)

Ebend., b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte*, in einen Auszug gebracht von *Christian Martin Koch*. 5ter Th. welcher den 13 bis 15ten Theil enthält. 1796. 766 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 246.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Zerbst*, b. Füchsel: *Allgemeine Grundsätze zur Bewirkung einer richtigen Taxation der Gegenstände aller Art.* Eine erweiterte Preisschrift von *K. F. Wiesinger*, Kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer- und Justizassessor zu Treuenbrizen, 1797. 6½ Bog. 8. — Bey der unternommenen Beantwortung der von der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste zu Kassel für das Jahr 1796 bestimmten Preisfrage: *welches möchten die zuverlässigsten sichersten Mittel seyn, in grössern und kleinern Fällen, in welchen Taxationen nöthig sind, die immer richtigsten und unfehlbarsten zu bewirken?* war des Vf. Augenmerk hauptsächlich dahin gerichtet, die Taxationsgeschäfte auf sichere allgemeine Regeln zu gründen, und deshalb von vielen bisher gewöhnlichen Willkürlichkeiten möglichst zu befreyen. Dies ist von ihm auf eine befriedigende Art geleistet, und der Werth seiner ersten Ausarbeitung hierüber nunmehr durch Hinzufügung einiger nützlichen Erweiterungen und erläuternden Beyspiele vergrössert worden. Jene Preisfrage scheint zwar die Angabe nicht bloss allgemeiner, sondern auch besonderer, auf jeden grössern oder kleinern Fall anpassender Grundsätze zu fodern: Dies würde aber ihre Beantwortung zu einem sehr weitläuftigen Werke ausgedehnt haben, da die Taxationen zur Berichtigung einer grossen Menge Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens erfodert werden, und ihre Gegenstände so mannichfaltig sind. Der Vf. hat sich daher nur mit den erstgedachten Grundsätzen beschäftigt, jedoch so, dass hierüber mehr Wahres, Gutes und Anwendbares auch auf einzelne Fälle, mit klaren und richtigen Begriffen, genauen Bestimmungen, gründlichen Entwickelungen und zusammenhängender Gedankenfolge, auf so wenigen Bogen nicht wohl gesagt werden konnte, als hier geschehen ist.

Nach der vorausgeschickten Erklärung der Taxationen (Schätzungen, Wardierungen) wird von ihrer Unentbehrlichkeit in vielen Geschäften, von ihrem wichtigen Einflusse in dieselben, von ihren Hauptabtheilungen, von den verschiedenen Begriffen des Werths, von den nöthigen Eigenschaften der Wardierer, von der bey ihrem Gebrauche zu beobachtenden Vorsicht, von den Mitteln, ihre Tüchtigkeit zu bewirken, von den Pflichten des Commissarius, welcher das Taxationsgeschäft anordnet und lenkt, von verschiedenen dabey vorfallenden missbräuchlichen Willkürlichkeiten und von deren Verhütung gehandelt. Hierauf allgemeine Grundsätze, z. B. dass nur Sachen von geringfügigem Werthe, oder von bekannten und gewöhnlichen Preisen nach dem Augenscheine, hingegen Sachen, bey denen es auf Maass, Gewicht oder Ertrag ankommt, allemal hiernach zu taxiren, und dass in beiden Fällen zugleich die Umstände des Orts und der Gegend, woselbst die Taxation geschieht, und der dasigen Einwohner mit in Betrachtung zu ziehen sind. Die hiernächst folgenden deutlichen und vollständigen Regeln betreffen den Werth, der vom Ertrage abhängt, und die Bestimmung sowohl des bisherigen als des wahren Ertrags; ferner die an den berechneten Ertrage wegen öffentlicher Abgaben, Lasten, Unterhaltungs-, Zubereitungs-, Verwahrungskosten etc. zu machenden Abzüge, sodann die Taxation einiger Hauptgegenstände derselben insonderheit, nämlich der Immobilien, Gerechtigkeiten, Verpflichtungen. Arbeiten des Geistes und des Körpers, der beweglichen Sachen und deren Hauptabtheilungen, und endlich das zu beobachtende Verfahren bey Abschätzung des Betragens der Realservituten, persönlichen Dienste, Naturallieferungen, Meliorationen und Deteriorationen.

Ueberall ist diese kleine Schrift so reichhaltig an richtigen und nützlichen Belehrungen, dass ihr Werth nicht wohl durch Auszüge ganz dargestellt werden kann. Sie verdient allen, die mit Taxationen zu thun haben, Oekonomen, Kameralisten, Justizbedienten etc. empfohlen zu werden. Nur eine einzige Bemerkung findet Rec. noch hinzu zu fügen nöthig: nämlich dass weder bey der Festsetzung der Begriffe vom Werthe (S. 14.), noch in dem übrigen Inhalte die in einigen Ländern gewöhnliche Absonderung des wirthschaftlichen Werthes von dem wahren Werthe angeführt worden ist; welches doch von dem Vf. nach seinen Dienstverhältnissen, und da besonders die erstgedachte Bestimmung des Werths bey den königl. preussischen Krieges- und Domänenkammern in den Geschäften der Pachtabnahmen und Uebergaben üblich ist, wohl zu erwarten war. Es bedarf gewiss keines ausführlichen Beweises, und vielfältige Erfahrungen haben den Rec. überzeugt, dass diese bald um ⅙, bald um ¼ mehr, bald weniger unter dem wahren Werth erniedrigte willkürliche Bestimmung sehr schwankend und unsicher sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. December 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: *Doctrinae de revelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum a Frider. Imman. Niethammero* phil. et theol. doctori et philos. prof. Jenensi. 1797. 110 S. 8.

Eigentlich die theologische Doctordisputation des Vf., die aber auch unter diesem Titel verkaufet wird, und von welcher Rec. gewünschet hätte, er möchte sie in deutscher Sprache lesen können, theils weil der Vf. dieser mächtiger ist, theils, weil es eigene Schwierigkeiten hat, lateinisch über Gegenstände zu schreiben, welche ihr Licht aus der kritischen Philosophie erhalten sollen, theils aber auch, weil sie in einer fremden Sprache, zuverläsig weniger gelesen und verstanden werden wird, als man um der guten Sache und der Wahrheit willen, wünschen muss. War es daher gleich wegen der Observanz und der Statuten der theologischen Facultät nothwendig, diese Schrift lateinisch abzufassen (denn dawider, dass ihr Vf. gemeynet hätte, er müsse in dieser Sprache schreiben, um den Layen kein Aergerniss zu geben, und seine Behauptungen nicht in das grosse, ungelehrte Publicum kommen zu lassen, verwahret er sich sehr); so wäre es doch wohlgethan, wenn er einen Auszug in deutscher Sprache, etwa seinem Journale einverleibte, wobey, wenn er noch einige Zeit damit anstände, sich Gelegenheit genug finden würde, auf Einwürfe Rücksicht zu nehmen, an welchen es schwerlich fehlen wird.

Da diese Schrift unter denjenigen, welche *pro veritate religionis christianae* erschienen sind, einen sehr ehrenvollen Platz behauptet, und da sie einen ganz eigenen und neuen, ja den einzig richtigen Gesichtspunkt festzusetzen Anspruch machet, aus welchem der Glaube an Offenbarung, und der Offenbarungsglaube anzusehen sey, so muss, ehe Rec. sich ein Urtheil über eine so wichtige Erscheinung erlauben kann, eine Darstellung des Inhaltes vorausgehen, damit der Leser in den Stand gesetzet werde, die Urtheile des Vf. mit den Urtheilen des Rec. zu vergleichen, und ihre Richtigkeit an dem Maasstabe vernünftiger Grundsätze zu prüfen.

Der erste Abschnitt handelt *de necessitate persuasionis pro revelatione ita stabilitae, ut argumentis oppositis labefactari non possit.* Es ist, da man auf der einen Seite so viel von der Nothwendigkeit einer Offenbarung gesprochen, und auf der andern so viel gegen sie eingewendet, und die Sache bereits für abgethan erkläret hat, der Mühe sehr werth, zu versuchen, ob sich nicht ein unerschütterlicher Grund des Glaubens an Offenbarung auffinden lasse. Inzwischen wäre es nur dann wahrhaftig wichtig, wenn sich ausmachen liess, dass dieser Glaube der Menschheit überhaupt nothwendig sey. Hier stehet aber die Einwendung derer entgegen, welche den Glauben an Revelation dem menschlichen Geschlechte für überflüssig und gefährlich ausgeben. II) *de principio, ex quo disquisitionem doctrinae de revelatione progredi necesse est.* Man kann bey der Beurtheilung dieser Einwendung nicht mehr *a concessis* ausgehen, und die Nothwendigkeit der Offenbarung voraussetzen, sondern man muss Gründe für diese Nothwendigkeit selbst angeben, die keinesweges etwa von der *Wahrheit* der O. hergenommen seyn dürfen, als wodurch der Gang des Beweises lediglich theoretisch würde, weil er von einem demonstrirten Objecte ausgieng. Eben so wenig kann aber ihre Wahrheit aus ihrer Nothwendigkeit bewiesen werden, sondern beide Beweise sind ganz unabhängig von einander. Ihre Nothwendigkeit wird allein daraus entschieden, dass sie ein Hülfsmittel der Religiosität und Moralität, und zwar das einzige Mittel ist, das zum Zwecke führet, und, in wie ferne es das wirksamste ist, das Kriterium der Wahrheit in sich schliesset, so dass die Frage über die Wahrheit erst durch die über die Nothwendigkeit Haltung und Sinn bekommt. An und für sich kann die Frage über die Wahrheit bloss auf einem theoretischen Wege eingeleitet und beantwortet werden; ist man aber durch die Frage über ihre Nothwendigkeit, einmal in die Natur des Menschen geführet, so lautet die Frage über ihre Wahrheit, nicht mehr: *ist die O. wahr?* Sondern: *ist der Glaube an sie Aberglaube?* Und kann nachgewiesen werden, dass es um der Moralität willen, ein Bedürfniss geben könne, etwas für O. zu halten; so wird es dem Gewissen eines jeden überlassen, ob er diesen Glauben entbehren wolle und könne, oder nicht. Durch die Frage über die Wahrheit der O. wird *der Glaube an O. (persuasio de revelatione)*; durch die Frage über die Nothwendigkeit hingegen *(persuasio pro revelatione) Offenbarungsglaube* erzielet. *Persuasio de revelatione*, sagt der Vf., *est persuasio de veritate eius, orta e re objecta, et cum agnitione mandati, quo id, quod revelatum nobis perhibetur, pro tali habere et adhibere jubemur, conjuncta. Persuasio pro revelatione est persuasio de veritate revelationis, orta ex animo* (subjectiv) *et cum principio agendi* (der Maxime) *conjuncta, quo id, quod ratio tanquam revelatum judicare se posse existimat, qua tale transfertur ad usum.* III) *De necessitate persuasionis pro revelatione.* Wie hänget der Offenbarungs-

glaube mit der Moralität zusammen? Theils ist er zu betrachten als Hülfsmittel der Moralität, theils als Erziehungsmittel zur rein moralischen Selbstbestimmung. So wie bey dem Religionsglauben die Idee der Gottheit dazu dienet, die moralische Triebfeder zu verstärken; so verhält es sich auch mit dem Offenbarungsglauben. Dieser ist nothwendig für jeden, welchem der Gedanke, dass seine Pflicht göttlicher Wille sey, noch nicht einmal hinlänglicher Antrieb ist, die Hindernisse zu überwinden, welche sich der Erfüllung der Pflicht entgegenstellen. Religions- und Offenbarungsglaube sind daher nichts, als *modi, vividius cogitandi officium.* Zwar stehet keine absolute Pflicht des O. Glaubens zu erweisen, sondern bloss die Pflicht für denjenigen, welcher desselben bedarf; aber die Majorität des menschlichen Geschlechts möchte wohl in dem Falle dieses Bedürfens befunden werden. Auch soll durch diesen Glauben die Menschheit nicht ewig in ihrer Kindheit erhalten werden; denn dies wäre bloss zu befürchten, wenn er auf theoretischen Principien gebauet würde, und die Gottheit und Offenbarung zu Objecten würden, die man ausserhalb des Menschen hinstellete. Dahin aber, dass der Mensch die Idee der Gottheit aus sich selbst schöpfe, kann er leicht gebracht werden, wenn man nur den in ihm befindlichen Hang zur Religion gehörig leitet und benutzet. Uebe̊rhaupt, sagt der Vf., habe alle Vernunftcultur ihren Anfang von der Religion genommen. IV) *Quibus opus sit ad persuasionem pro revelatione vere stabiliendam.* Der Offenbarungsglaube ist nicht etwa nur für diese und jene Vernunft, sondern für die Vernunft überhaupt, obgleich der Mensch dahin aufsteigen soll, dass er sich durch die Idee des moralischen Sollens allein zum Handeln bestimmt. Und eben um den Menschen auf diese Stufe zu stellen, soll der Glaube an O. benutzt werden, so dass also nicht er selbst, sondern die in ihm liegende Triebfeder zur Moralität aufhöre. Eben so kann er, nicht als Erziehungsmittel des Menschengeschlechtes in der Hand Gottes (diese Lessingische Behauptung ist dogmaticistisch und hebt den Gebrauch des Mittels für die irgend einmal eingetretene höhere Cultur der Menschheit auf), sondern in unserer Hand betrachtet werden. Um nun den Offenbarungsglauben auf eine allgemeingültige Weise zu begründen, muss gezeiget werden, dass er keine *Meynung*, sondern ein vernünftiger Glaube, dass er für einen gewissen Grad der Vernunftcultur ein eben so leichtes, als wirksames Mittel sey, die Idee von Pflicht zu verstärken, und endlich dass man denselben als ewigdauernd vorzustellen habe, da der Zeitpunkt, in welchem er aufhören soll, ein Hülfsmittel der Moralität zu seyn, selbst in der Unendlichkeit liegt. V) *De stabiliendae persuasionis pro revelatione modo cum rationis praeceptis consentaneo.* Der theoretische Glaube einer Offenbarung stehet dem Offenbarungsglauben aus reiner Vernunft geradezu entgegen. Bey diesem ist gar nicht die Rede von einer Thatsache, als solcher, sondern von dem Urtheile über eine Thatsache in der Idee. Man darf also nicht fragen: ob eine gewisse gangbare Religionslehre unmittelbar von Gott herrühre? Sondern: ob die Vernunft durch hinreichende Gründe zu dem Urtheile genöthiget werde, dass eine gewisse Religionslehre die unmittelbaren Aussprüche der Gottheit in sich enthalte? Die erste Frage ist aus dem dogmaticistischen Gesichtspunkte angestellet. Die zweyte ist kritisch, und wird folgendermassen beantwortet. Wenn es der Vernunft nicht widerspricht, eine Providenz anzunehmen (teleologischer Gesichtspunkt, nach welchem nicht behauptet wird, *das sey so*, sondern nach welchem man diese Idee bloss zu anderweitigem Gebrauche voraussetzet, folglich verfähret, *als ob es so sey*), so widerspricht es derselben auch nicht, einen specielleren Gebrauch von dieser Idee zu machen, und sie auf eine Religionslehre anzuwenden, die, laut der Erfahrung, so viel zur Verstandes- und Vernunftcultur beygetragen hat. Noch zeiget der Vf., dass der Glaube aus praktischer Vernunft eben so viel Gewissheit mit sich führe, als ein theoretischer Beweis in Sachen der Religion und Moralität nur irgend gewähren könne, und dass es eine leere Befürchtung sey, jener Glaube werde darum von seiner Kraft verlieren, oder wohl gar verschwinden, weil ihn der Mensch aus sich selbst erzeugen muss. Zuletzt macht er auf die Verschiedenheit seines Beweises von der physikotheologischen Ansicht des Gegenstandes aufmerksam.

Der Vf. hat nach dem Urtheile des Rec. in seiner Darstellung der Vernunftmässigkeit des Offenbarungsglaubens zugleich eine treffliche Apologie der Schriftsteller geliefert, welche sich zeither gegen den Glauben an Offenbarung als ein demonstrirbares, durch theoretische Gründe zu erweisendes, Object so laut und zum Theil so kräftig und nachdrücklich haben vernehmen lassen. Glaube an eine bestimmte Offenbarung oder einen dafür ausgegebenen unmittelbaren göttlichen Unterricht, ist, so wie jeder Glaube an eine fremde Auctorität, lediglich um dieser Auctorität willen, durchaus *Aberglaube*, und wer es gut mit der Menschheit meynet, muss wünschen und nach Kräften dazu beytragen, dass sein Geschlecht von dieser entehrenden Geistessklaverey je eher, je lieber, auf dem Wege der Vernunftcultur, befreyet werde. Man meyne also ja nicht (Rec. erinnert dies um so mehr, je gewisser er überzeugt ist, die Wette zu gewinnen, dass ein grosser Theil der Leser dieser Schrift, allen Protestationen ihres Vf. zum Trotze, dennoch glauben werde, er habe die Wahrheit der christlichen Religionslehre, als einer geoffenbarten, beweisen wollen), der Glaube an was immer für eine gangbare Religionslehre, die eine geoffenbarete zu seyn vorgiebt, oder dafür gehalten wird, habe in dem geführten Beweise, eine neue und feste Stütze finden sollen, sondern sey versichert, dass Hr. N. so gewiss als der Rec. selbst, den Glauben an eine bestimmte Offenbarung als eine göttliche (*fidem revelationi habitam qua divinae*) für nichtig und grundlos erkläre, wenn er gleich nichts gegen die Erlaubniss hat, einem irgendwo vorhandenen Pflichtgebote als (*instar divinitus praecepti*) einem göttlichen zu folgen. Er sagt weder: die christliche Religion ist eine geoffenbarete; noch: sie kann eine

geoffenbarete seyn, denn dies wäre wenig mehr, als nichts gesagt, weil sie auch eben so gut *keine* geoffenbarete seyn könnte; sondern: wenn der Gedanke, dass etwas Pflicht sey, dich nicht lebhaft genug ergreifet, um zu thun, was sie gebietet, dir fährt aber, wie ein Blitzstrahl, irgend ein Spruch, der dir deine Pflicht als göttliches Gebot ankündiget, oder den du in dem Augenblicke der Noth und Gefahr, wohl selbst abfassest (denkest, Gott in den Mund legest,) durch die Seele, so darfst du nicht nur diesem Spruche, diesem die Gottheit in das Spiel ziehenden Gedanken, durch welchen die Triebfeder zum Guten neue Kraft bekommt, folgen, sondern du sollst das, laut der Foderung deines Gewissens, sogar. Hier coincidiren Religions- und Offenbarungsglaube; ja sie sind eins und dasselbe. So oft ich nämlich religios, um Gottes willen, handele, so oft übe ich den Offenbarungsglauben aus, und handele, weil ich mir das Pflichtgebot als Gebot der Gottheit vorstelle. Und dieser Glaube ist der Würde des Menschen durchaus nicht zuwider, denn das Object desselben stehet nicht ausser, sondern in ihm; er schaffet die Gottheit und die Offenbarung aus sich selbst und für sich allein; ja dieser Glaube ist eben ein redender Beweis für die Kraft und Macht, mit welcher der Mensch in den Regionen der übersinnlichen Welt herrschet.

Dafür nun, dass der Vf. diesen neuen (d. h. auch nach des Rec. Literaturkenntniss in diesem Fache, noch von niemand auf dieses bestimmte Object, so bestimmt angewandten) Grund des Offenbarungsglaubens, geltend gemacht, und auf den wahren Gesichtspunkt des Streites über Offenbarung hingewiesen hat, verdienet er unstreitig von seinem Zeitalter eben so grosen Dank, als für seine bisherigen Aufklärungen in der Religionsphilosophie, welche vor Kurzem, in dieser Zeitung, nach Verdienste gewürdiget worden sind. Dass er aber den richtigen Gesichtspunkt verlässt, indem er, wenn Rec. ihn anders nicht missverstanden hat, behauptet, man könne von dem teleologischen Standpunkte aus, die christliche Religionslehre für Offenbarung ansehen (ein theoretisches Urtheil, das mit dem Offenbarungsglauben gar nichts zu schaffen hat), hält Rec. mehr für ein Compliment, welches diese Schrift als Probeschrift eines Doctors der Theologie auf einer christlichen Universität von dem Verfasser erschlichen hat, als für eine Ueberzeugung, die nicht bey genauerer Ansicht des Gegenstandes, verschwinden sollte. Ist nämlich die von dem Rec. gelieferte Darstellung des Offenbarungsglaubens, die richtige, so kann man von einer gegebenen Religionslehre, nie anders, als durch theoretische Gründe, über deren Werth oder Unwerth hier zu sprechen am unrechten Orte wäre, überzeuget werden, dass sie wirklich geoffenbaret sey. Gesetzt aber, man hält *im Gebrauche* eines in derselben befindlichen Ausspruches für seine Moralität, also durch praktische Gründe genöthiget, diesen Ausspruch für Gottes Wort; so erstrecket sich die Befugniss in Beurtheilung der Offenbarung nicht auf die Religionslehre, welche jenen Ausspruch enthält, als ein geoffenbartes Ganze, denn dies wäre ein theoretisches Verfahren, sondern bloss auf diesen bestimmten Ausspruch *während des Gebrauches.* Wenn ich daher auch teleologischen Grundsätzen gemäss zu Werke gehe, und das Christenthum für Offenbarung halte, so dehne ich doch die Erlaubniss, etwas für geoffenbarten Willen der Gottheit anzunehmen, über die Grenzen der praktischen Vernunft aus, und stelle das Object der Offenbarung ausser mich hin, als wogegen der Vf. doch so mächtig eifert. In Gemässheit zu teleologischen Principien lässet sich wohl die Naturwissenschaft erweitern und zu Stande bringen; aber ich werde durch ihre Anwendung nicht berechtiget, etwas ausser mir, als ob es Offenbarung wäre, Gesetztes, für Offenbarung anzuerkennen. In dem Momente des Handelns schaffe ich mir die Offenbarung. Ist dieser Moment vorüber, so höret die Offenbarung und das Urtheil, das oder jenes sey Offenbarung, auf, wenn ich es gleich in einem anderen Momente, wieder als Offenbarung für meine Moralität benutzen kann.

Dies sey genug, um unsere Leser auf ein Product aufmerksam zu machen, das unserer Nation die Ehre, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, in Absicht auf Moral und Religion, aufs Reine gebracht zu haben, sichern hilft.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Meyer: *Versuch zur Bildung des Geschmacks in Werken der bildenden Künste.* Von *Johann Gottfried Grohmann*, Prof. der Philos. zu Leipzig. Erste Abtheilung. 1795. XVI u. 255 S. gr. 8.

Theils schlechte Uebersetzung eines mittelmässigen Buchs, theils zwecklose und ohne Einsicht gemachte Compilation aus besseren Schriftstellern. Dem angeblichen Verfasser gehört fast nichts davon eigen zu, als die seltne Dreistigkeit, etwas so zusammengestoppeltes durch den Titel für seine Arbeit zu erklären. Das französische Werk, welches hier zum Theil übersetzt geliefert wird, ist *Manière de bien juger des Ouvrages de Peinture, par l'Abbé Laugier. Paris 1771.* Rec. hat das Original nicht gelesen; aber die Verdeutschung, (die so gallicistisch gerathen ist, dass wir bey vielen Stellen unternehmen würden, die französischen Ausdrücke und Wendungen wörtlich zu treffen) setzt hinreichend in Stand zu dem Urtheile, dass es oberflächliches Kennergeschwätz nach dem gewöhnlichen französischen Zuschnitte ist. Wir wollen dem Uebersetzer weder Ausdrücke wie: *Arrangement der Gesichtszüge, prädominiren, Prävention*, Durchdringung für *penetration*, noch Sprachfehler wie S. 91: *jene stolze Reiche* für *riches*, nicht *royaumes*, statt: *jene stolzen Reichen*; noch Versehen bey den bekanntesten Namen, S. 2: *Vasari* und *Felibian*, statt *Vasari, Felibien*, vorrücken, ob die letzten gleich nicht unter den Druckfehlern berichtigt sind. Seinen gleich grosen Mangel an Sach- und Sprachkenntnissen hat er durch untrüglichere Kennzeichen verrathen. Was

 sollen

follen S. 17: „So weit wird der Künstler durch Regeln geleitet; aber soll er *in einer unendlichen Unterabtheilung* eine bestimmte Halbtinte zwischen Hell und Dunkel wählen u. s. w. die cursiv gedruckten Worte bedeuten? Es müsste dem Zusammenhange nach heissen: *unter unendlichen Abstufungen.* S. 24 steht *Andrea del Sarte.* Der Uebersetzer hat also nicht gewusst, dass dies nur die französische Umendung des Namens ist, und dass der Künstler *Sarto* heisst. S. 74 wird eine Schilderung des Frühlings für den Landschaftsmaler entworfen: „Ein Himmel, dessen lebhaftes Blau gegen das weisslichte Grau einzelner dicker Wolken „absticht, Wiesen mit der Frischheit eines jungen „werdenden Grüns — Büsche, die erst beginnen sich „in Grün zu kleiden, grosse Bäume, die vermittelst „ihres Zauderns sich zu belauben, noch Spuren des „entfliehenden Winters zeigen u. s. w.; das Feld mit „Arbeitern bedeckt, um *der nahen Ernte* die letzten „Vorbereitungen zu geben." Die Ernte gleich nach dem entfliehenden Winter! In der That, Hr. G. muss eine seltsame Chronologie im Kopfe haben, oder in einem ganz eignen Klima leben. Im Französischen stand vermuthlich *la moisson prochaine*, die nächstkommende, künftige Aernte. — So viel mag zum Beweise hinreichen, dass die Ausführung der Arbeit wo möglich noch weniger taugt als die Wahl des übersetzten Buchs. Man erkennt auch noch in dieser Entstellung, dass Laugiers Schreibart nicht schlecht seyn mag, wenn gleich seine Lehren wenig bedeuten. Ueberhaupt, kann man einmal einem mittelmässigen Schriftsteller nicht entgehen, so wird man sich noch eher den Französischen gefallen lassen als den Deutschen: jener wendet doch noch mehr Fleiss auf seine äussre Erscheinung. Hätte uns Hr. G. denn nur das Buch von Laugier förmlich übersetzt und unverstümmelt geliefert, so könnte doch jemand in Ermangelung des Originals (wie man manchmal wohl ein schlechtes Buch nachschlagen muss) seine Arbeit gebrauchen. Allein er erklärt in der Vorrede, „er habe „sich nicht selten erlaubt, von den Worten und Grund„sätzen Laugiers abzugehen; indessen habe ihm Lau„giers *Einleitung*, sein ganzer *erster Theil*, und die „zwey ersten Kapitel des *zweyten Theiles* so beschaffen „zu seyn geschienen, dass er kein Bedenken getragen, „sie in seinen Plan aufzunehmen." In Hr. Gs. Buche scheint aber nur das, was er Einleitung nennt, bis S. 115 ganz von dem Franzosen herzurühren; in dem *ersten Theile*, der das Uebrige des Bandes einnimmt, geht der Uebersetzer in den Ausschreiber über, und *Hagedorn*, *Mengs*, *Ramdohr* u. s. w. sprechen einer um den andern. Es würde nicht die Mühe belohnen, zu untersuchen, ob denn Hr. G. hier irgend etwas von dem seinigen eingemischt hat, (etwa die vermeynte Widerlegung einer eingerückten, und nicht recht verstandnen Stelle über das Costum, aus einer frühern Schrift von *Göthe*), oder ob seine zuversichtliche Aeusserung in der Vorrede: „mit diesem Abschnitt gehe sei„ne eigne Arbeit an, und von hier an sey er für die „vorgetragenen Sätze verantwortlich," sich auf gar nichts gründet, und alles vom Anfange bis zu Ende in Häkchen eingeschlossen seyn sollte. Auf jeden Fall sind seine Zusätze äusserst unbedeutend. Die Compilation ist so verkehrt eingerichtet, dass das Buch gar nicht mit sich selbst einig ist; dass z. B. in der Einleitung nach Laugier mit der Strenge auf gelehrte Beobachtung des Costums gedrungen wird, welche französischen Kennerlingen, die aus conventionellen Regeln über die bildende Kunst schwatzen, ohne von ihrem Wesen einen Begriff zu haben, eigen ist; S. 182 u. f. hingegen veranlassen verständigere Schriftsteller Hn. G., dies wieder zurück zu nehmen. Den Beschluss machen vier Beschreibungen berühmter Gemälde: Raphaels Schule von Athen, von *de Piles*; Correggio's Nacht, von *Mengs*; Poussins Wasser in der Wüste, aus dem *Küremon* von *Scheib*; und Mengs Himmelfahrt Christi von *Casanova*. — Und so macht man Bücher!

Leipzig, b. Supprian: *Originalzüge aus dem Charakter englischer Sonderlinge.* 1796. 164 S. 8.

Wenn gleich der Herausgeber bescheiden genug ist, von den Recensenten bloss das Urtheil zu erwarten: „Abermals eine Anekdotensammlung, und weiter nichts!" so wollen wir sein Buch doch so kurz und wegwerfend nicht abfertigen. Es wäre Undank, wenn wir's thäten; denn es hat uns ein paar ganz angenehme Stunden gemacht, und diese möchten wir auch gern mehrern Lesern verschaffen. Auch darf der Sammler sich mit allem Rechte schmeicheln, ein besseres Buch in die Lesebibliotheken und Lesezirkel geliefert zu haben, als so mancher jämmerliche Romanenscribler. Es kann leicht der Fall seyn, dass manchem Leser, wie dem Rec., hier viele nicht fremde Anekdoten vorkommen; aber er wird sie doch gern wiederlesen, und die Zusammenstellung wird ihm nicht missfallen. Der Sammler ist aufrichtig genug zu gestehen, dass er mancherley Quellen benutzt habe, besonders die Schriften des Hn. *v. Archenholz*, einige englische Magazine, die englischen Blätter, das hanöverische Magazin, die hamburger Zeitungen, u. a. m. Die Anekdoten sind nicht unter besondere Rubriken gebracht, sondern stehen gemischt unter einander, obgleich manche, die einerley Gegenstände oder Personen betreffen, beysammen gestellt sind. Es ist übrigens hier mehr auf Charakterzüge als auf witzige Einfälle angesehen; und doch wird man nicht selten auch auf diese treffen, und sie oft nicht minder auffallend als die Handlungen finden, wodurch sie veranlasst wurden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. December 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Dilly: *An enquiry into the causes, which have most commonly prevented success in the operation of extracting the cataract*, with an account of the means, by which they may either be avoided or rectified; to which are added *observations on the dissipation of the cataract*, and *on the cure of the Gutta serena*. Also additional remarks on the *epiphora*, or watery eye. The whole illustrated with a variety of cases, by *James Ware*, Surgeon. 1795. 172 S. gr. 8.

So klein dieses Buch ist, so reichhaltig ist es an grossen Erfahrungen und neuen Wahrheiten. *Die Hindernisse, die die Ausziehung des Staars vereiteln*, bringt der Vf. auf folgende: 1) einen allzu kleinen Schnitt in die Hornhaut, 2) Verletzung der Regenbogenhaut mit dem Staarmesser, 3) Verlust eines Theils des Glaskörpers, 4) Zurücklassung eines Theils des Staars im Auge 5) fremde Körper, welche ungleich auf das Auge drücken, und 6) ein allzu zeitig in das Auge fallendes, allzu starkes Licht. Der Vf. will die Hornhaut immer über die Hälfte, bis zu $\frac{9}{18}$ ihres Umfangs durchschnitten haben. Es giebt einige wenige Fälle, wo die Hornhaut zu flach, und die Iris dagegen convex hervorragt; hier kann man nur ein Drittel mit dem Messer durchschneiden und muss die Oeffnung mit der stumpfspitzigen krummen Scheere, aber am äussern Augenwinkel, erweitern. Sobald die Spitze des Messers bey dem Staarschnitt auf der andern Seite herausgedrungen ist, muss der bis dahin zur Befestigung des Auges nöthige mässige Druck mit dem Finger auf der untern innern Seite des Augapfels sogleich aufgehoben werden. Das gelinde Reiben der Hornhaut mit der Spitze des Fingers bringt die hervordringende Iris zurück. Die Vollendung des Schnitts mittelst der wagerechten Vordrückung der Spitze des Messers nach seinem Wiederaustritt aus der Hornhaut könnte wohl zuweilen eine kleine Verwundung an den Theilen der Nase verursachen; sie ist aber theils nicht von Bedeutung, theils kann sie auch, sobald die Spitze wieder ausserhalb der Hornhaut erscheint, durch Niederbeugung des Messers, vermieden werden. Dünn und doch stumpf muss der Rücken des Messers seyn, bis auf anderthalb Linien Schneide an der Spitze. Ausser einem unbehutsamen Drucke aufs Auge nach vollendeten Schnitte kann auch das Vorwärtsziehen des Auges mit dem Messer bey grosser Zähigkeit der Hornhaut einen Vorfall der gläsernen Feuchtigkeit verursachen, so wie, wenn die Kapsel nicht recht auf ihrer Mitte geöffnet wird, oder der Löffel die Glashaut zerdrückt. Das schlimmste beym Hervordringen des Glaskörpers ist, dass man die etwa zurückgebliebnen, undurchsichtigen Stücken nicht wahrnehmen kann, deren Zurücklassung den Erfolg der Operation weit mehr beeinträchtigt, als der Verlust des Glaskörpers selbst, welcher, auch seiner Erfahrung nach, sich leicht wieder erzeugt. Gefährlicher ist das Austreten der Iris, oder, wenn etwas vom Staare in der Wunde der Hornhaut anklebt und ihre Vereinigung hindert. Können die zurückgelassenen, dunkeln Theile wegen Empfindlichkeit des Auges ja nicht herausgenommen werden, so kann man sie durch äussern Gebrauch des Aethers (wie der Vf. S. 39. einen Fall erzählt) zertheilen. Selten ist die Kapsel der Linse allein verdunkelt, letztere aber nicht. Ist erstere durch eine äussere Gewaltthätigkeit entzündet und verdunkelt worden, so ist sie gewöhnlich an die hintere Seite der Iris angeklebt, und verwachsen, und hindert merklich ihre Beweglichkeit. Die vordere Hälfte der Kapsel, ist immer von festerer Textur, als die hintere; letztere hat der Vf. injicirt gesehn. Ist der vordere Theil der Kapsel verdunkelt und die Hornhaut, wie bey der Extraction eröffnet, so punctirt der Vf. die Kapsel mit dichten Stichen im Umkreise der Pupille herum mit einer Staarnadel, und nimmt den umstochnen Theil mit der Zange aus, wenn er nicht schon mit der Nadel folgt. Wenzeln den Vater hat er dasselbe thun sehn. Rec. hält diese Operation für nicht wenig schwierig. Eine häufige Ursache der Entzündung des Auges nach der Operation rührt von dem einwärts gekrümmten untern Augenliede oder den Augenbraunen her; dies betrachtet der Vf. umständlich. Das Licht ist ein starker Reiz zur Entzündung die ersten vier Tage und es ist doch gar nicht nöthig, das Auge früher zu öffnen. Des Vf. Verband und seine übrige Behandlung des Operirten ist alles Beyfalls werth.

Im zweyten Theile, welcher von der *Zertheilung des Staars* handelt, werden einige Fälle erzählt. Der erste betrifft einen durch einen Schlag von aussen entstandnen Staar, der durch eine 12 Jahre hernach entstandene Entzündung des Auges verschwand. Die Folge lehrte, dass die Linse ganz aufgelöset und vernichtet war. Dieser Vorgang gab dem Vf. Anleitung, mittelst einer durch äusserlichen Gebrauch des Aethers öfters erregten Augenentzündung von äusseren Gewaltthätigkeiten entstandene graue Staare zu zerthei-

len. Es gelang ihm, in längerer oder kürzerer Zeit, öfters, wovon er in einer Anmerkung acht Beyspiele anführt. Ehe er dies aber thut, erzählt er zwey Geschichten, die aber nicht hieher gehören: zuerst von einem, nach Einstechung eines Splitters Holz ins obere Augenlied plötzlich verschwundenen Staar, der aber nach einem Jahre wieder empor kam, also bloss niedergedrückt gewesen war; zweytens von einem merkwürdigen Falle, wo der Staar des einen Auges ohne bekannte Veranlassung schon etliche Tage vor der Operation des zweyten, zu verschwinden anfieng, und nachgehends völlig verschwand.

Von *Heilung des schwarzen Staars* durch Elektricität S. 87. erzählt er vier Fälle. Im ersten ward ein seit etlichen Tagen ohne Schmerzen entstandener schwarzer Staar (nicht ohne einige Beweglichkeit der Pupille) durch büschelförmige Einströmungen in kurzer Zeit geheilt; ausgezogne Funken hatten die Besserung davon einige Tage rückgängig gemacht. Im zweyten Falle war der schwarze Staar ohne Pupillenbeweglichkeit) an beiden Augen ebenfalls erst seit einigen Wochen entstanden, aber unter starken Kopfschmerzen und Uebelkeit: die erstern liessen nur dann erst nach, da das Gesicht auf beiden Augen schon durch Funkenziehen und Einströmungen, wieder hergestellt war. Im dritten Falle war die Heilung einer neu entstandenen Amaurose (von Schwäche durch Kindersäugen) offenbar zwischen der Rinde mit äusserlichem Gebrauche des Aethers verbunden und dem elektrischen Funkenziehen getheilt. Der vierte Fall ist dem dritten ähnlich; bey ihm waren ausser der Rinde und Aether kleine elektrische Erschütterungen angewendet worden. Der Vf. meynt, (S. 106.): es entstünden viele Amaurosen (vorzüglich die mit Unbeweglichkeit des obern Augenliedes) von einer Erweiterung des vordern Theils des *circulus arteriosus*, und solche, wo gerade Objecte unsichtbar, die an den Seiten aber kenntlicher sind, von einer Erweiterung der den Sehenerven durchbohrenden Arterie (welches beides sich anatomisch wohl hören läfst); an letzterm Falle wären die Pupillen nicht sehr erweitert, obgleich nicht sonderlich beweglich. Fälle mit erweiterter Pupille sind durch die Elektricität am besten zu heben, doch auch die mit widernatürlich verengerter, welche gewöhnlich heftige Schmerzen zu Vorläufern haben. Letztere lassen sich jedoch (S. 114.) am besten durch den innern Gebrauch des Sublimats heben. Auch hat er selbst in sehr alten Amaurosen ein mit dem sechsten Theile mineralischen Turpeths zusammengesetztes Schnupfpulver oft dienlich gefunden, wie vier angehängte merkwürdige Fälle zeigen.

Zuletzt (S. 137.) eine kleine Abhandlung *über das Thränenauge*, welche eine grosse Erfahrung und Aufrichtigkeit verräth, aber keinen Auszug leidet. Sechs Krankheitsgeschichten, die beygefügt sind, zeugen von der Güte seiner Curart. Uebrigens ist auch der Stil dieses Buchs gut und correct.

Erfurt, b. Keyser: *Pharmacia selecta*, oder *Auswahl der besten und wirksamsten Arzneymittel*. Ein Handbuch für Aerzte, Wundärzte und Apotheker — entworfen von *Georg Heinrich Piepenbring* Doctor der Arzneygelahrheit und Apotheker in Meinberg. *Erster Band.* — Zweyte vermehrte und umgearbeitete Auflage. 1796. 636 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Deutsches, systematisches Apothekerbuch ausgewählter Arzneymittel, nach den heutigen Kenntnissen in der Pharmakologie und Pharmacie, bearbeitet für angehende Aerzte, Wundärzte und Apotheker. Erster Band u. s. w.

Voraus geschickt sind diesem Werke einige Kapitel über die unentbehrlichen Kenntnisse und Pflichten des Apothekers — über das Einsammeln der Pflanzen, nebst den Regeln, welche beym Einsammlen und Trocknen zu beobachten sind. Bereitung der Reagentien und ihre Anwendung — gröfstentheils zweckmäfsig. Dann folgt die Beschreibung der rohen und einfachen Arzneymittel, welche den Inhalt dieses ersten Bandes ausmachen — sie sind sämmtlich nach den drey Naturreichen geordnet, und es zerfällt daher dieser Band in eben so viel Abschitte.

Bey aller Weitläuftigkeit bleibt diese umgeänderte Ausgabe doch ein unvollkommenes Werk, denn es fehlet dem Vf. zu sehr an Fähigkeiten, die gehörige Auswahl zu treffen, die Dinge richtig zu ordnen, und darzustellen — seine systematische Eintheilung hat ganz sonderbare Eigenheiten. So findet man z. B. unter den Salzen, die nur aus einem Bestandtheil bestehen, bloss die Vitriolsäure! Gehören denn die übrigen Mineralsäuren nicht eben so gut in diese Classe? Waren die reinen Laugensalze nicht eben dahin zu ordnen? Oder gehören diese Dinge nicht in eine *Pharmacia selecta?* Die zwey Bestandtheile enthaltenden Mittel, und die metallischen Salze, als vitriolisirter Weinstein, Bleyzucker u. a. m. verdienten ihre Stelle eher unter den zubereiteten als unter den rohen und einfachen Arzneymitteln. Mit gleichem Rechte hätte ja die Bitter-Erde auch unter den Erden aufgestellt zu werden verdient, welche hier gar nicht erwähnt, und vermuthlich für den zweyten Band aufbehalten worden — dagegen finden wir hier, *auf sieben vollen Seiten*, den Schwerspath aufgeführt, welcher doch keinesweges eine einfache Erde ist. Ueberhaupt verliert der Vf. immer den richtigen Gesichtspunkt — dafs er für Aerzte, Wundärzte und Apotheker zu schreiben sich bemühet — davon nur ein Beyspiel: bey dem Artikel *gebrannter Kalk*, heisst es: *Benutzung*, zur Bereitung einiger Arzneymittel (diese anzugeben wäre allerdings lehrreich gewesen!) Im gemeinen Leben zur Bereitung der Seifensieder-Lauge, in den Gerbereyen zur Reinigung der Häute vom überflüssigen Fette und Schleim — in den Färbereyen als Zusatz zu den Blau-Kupen — in den Zucker-Raffinerien zur Läuterung des Zuckers — zur Bereitung des Mörtels — zu Kitten und Klebwerken — zum Bindungs-Mittel

Mittel der Steine bey den Gebäuden — zum Dünger, zur Verbesserung des thonigten Landes um dieses locker zu machen — auf Glashütten zu Spiegel- und auch wohl zu andern Gläsern u. s. w. welches Interesse können diese so allgemein bekannte Notizen für den Arzt, Wundarzt und Apotheker haben??

Oft stösst man auf Stellen, welche so dunkel sind, dass man deren Verstand nicht errathen kann. S. 240. heisst es: „die Preiss-Couranten der Materialisten *Danker et Clare* in Frankfurt haben von *Rahbarbara media* drey Sorten, einige Bremer haben nur zwey Sorten davon aufgestellt. Die dritte Sorte der Frankfurter, oder die zweyte Sorte der Bremer Materialisten ist eine Rhabarber, die sich mit gutem Gewissen zur Bereitung des Extracts, Syrups und der Tinctur gebrauchen lässt — denn sie grenzt der innern Güte wegen, ganz an die beste Rhabarber, und unterscheidet sich von dieser nur durch das äussere schlechte Ansehen. Die zweyte und dritte Sorte von *Rhabarbara media* der Frankfurter, oder die zweyte und letzte Sorte der Bremer Materialisten ist theils wurmstichigt, überhaupt weit schlechter, daher geringer im Preisse, und fast ganz und gar nicht brauchbar!!" Vom Gebrauche des Zuckers heisst es S. 516. „Innerlich als Auflösung zu zwey Unzen in sechs Unzen Wasser. *Aeusserlich zu dreyssig Gran bis zwey Drachmen* und darüber. Unter Klystieren zu ein bis zwey Unzen." — Man wird aus diesen Proben die medicinischen und chirurgischen Einsichten des Vf. zur Genüge beurtheilen können.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Das gelehrte Frankreich; oder Lexicon der Französischen Schriftsteller*, von 1771 bis 1796; von *J. S. Ersch. Erster Theil.* 1797. 1 Alph. 6 Bog. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

La France Literaire, contenant les Auteurs Français de 1771 à 1796., par *J. S. Ersch. Tome Premier.*

Es war dem unermüdeten deutschen Fleisse vorbehalten, auch ein Repertorium der neuern *französischen* Schriftsteller und ihrer Werke zu liefern, nachdem dieses wesentliche literarische Bedürfniss in Ansehung *Deutschlands* und *Englands* durch eben diesen Fleiss auf eine musterhafte Art befriedigt war. Nicht leicht konnte diese Arbeit in bessere Hände gerathen, als unter die Feder eines Mannes, der schon durch seine Geduld, Genauigkeit und Sorgfalt bey der Ausführung ähnlicher Unternehmungen bekannt ist. Er hat die gegenwärtige dem *Nationalinstitut* der Wissenschaften und Künste zu Paris in einer kurzen französischen Zuschrift zugeeignet, worin er das Bedürfniss eines solchen Hülfsmittels, vornehmlich in Ansehung der neuern Periode der französischen Literatur, erwähnt, und sich zugleich überzeugt erklärt, dass das in der Politik herrschend gewordene System der Ausschliessung und Aussonderung in der gelehrten Republik fremd geblieben sey, welche alle Schriftsteller vereint und als gemeinschaftliche Mitbürger betrachtet, so sehr sie auch in ihren Meynungen über Politik und Religion von einander abweichen mögen. Zugleich fodert er alle französische Literatoren auf, ihm ihre Bemerkungen über seinen Plan und dessen Einzelnheiten entweder in dem *Magazin Encyclopédique*, oder in der *Decade Philosophique* mitzutheilen, und seinen Versuch unter ihren Landesleuten bekannt zu machen.

Umständlicher erklärt sich der würdige Herausgeber in den deutsch geschriebenen Vorerinnerungen über die Einrichtung seines Werks, mit dem er sich schon seit einigen Jahren beschäftigte, dessen Bekanntmachung er aber absichtlich zurückhielt, um es desto vollständiger und reichhaltiger liefern zu können. Seine Bekanntschaft mit den Mängeln der *France Literaire*, die zu verschiedenen Zeiten bis 1784 fortgesetzt wurde, zeigte ihm zwar, dass selbst in Frankreich ein Werk dieser Art ein missliches Unternehmen sey; sie machte ihm aber auch Hoffnung, dass es einem unverdrossenen Bearbeiter wohl möglich seyn würde, wenigstens in Rücksicht des bibliographischen Theils, etwas Vollständigeres und Genaueres zu liefern. In Ansehung des biographischen Theils erkennt er schon mehr die Hülfe seiner Vorgänger; desto unvollständiger und minder genau aber war die Angabe der Schriften. Alles, auch der ältere Zeitraum, bedurfte einer neuen sorgfältigern, und dem hinzukommenden spätern Theile gleichförmige, Bearbeitung. Absichtlich schränkte sich der Vf. bis auf wenige Ausnahmen, auf das Vierteljahrhundert von 1771 bis 1796, und auf diejenigen Schriftsteller ein, die in diesem Zeitraume noch lebten. *Adelung's* nicht vollendete und noch nicht bis zur Hälfte des Alphabets gediehene Vorarbeit, in der Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrtenlexikons, that ihm nur unzulängliche Dienste. Vorzügliche Rücksicht nahm er auf *die* Schriftsteller, die in den neuesten Zeiten der gelehrten und politischen Welt als Märtyrer der Revolution bekannt wurden, ohne jedoch die übrigen zu vernachlässigen. Uebrigens nahm er, sehr zweckmässig, alle die Autoren mit auf, die in französischer Sprache schrieben, wenn sie auch nicht aus Frankreich gebürtig waren, oder in diesem Lande lebten. Nur bey solchen, die auch in *Meusel's* gelehrtem Deutschlande vorkommen, verwies er meistentheils auf dies allgemeine Handbuch unserer Literatoren. Doch sah er sich genöthigt, sich überall blos auf die Angabe der einzeln herausgekommenen *Bücher* zu beschränken. Die Angabe der einzelnen akademischen Schriften hofft er indess noch in einem Nachtrage zu liefern, im Fall nicht das darüber einst versprochne Repertorium unterdessen erscheinen sollte. Obgleich übrigens dieser erste Band nur die vier ersten Buchstaben des Alphabets enthält, so hofft doch der Vf. alles Uebrige in zwey ähnliche Bände befassen zu können.

Bedenkt man die mit einem Unternehmen dieser Art nothwendig verknüpften mannichfaltigen Schwierigkei-

rigkeiten, so wird man auf der einen Seite die darin hie und da noch übrig gebliebnen Lücken leicht entschuldigen, auf der andern aber auch überall Ursache genug finden, die beharrliche Geduld des Vf. und den grossen Grad von Genauigkeit und Vollständigkeit zu bewundern, den nur ein so emsiger und unermüdeter, aber auch mit nöthiger Hülfskunde so reich ausgerüsteter, Forscher dieser Sammlung ertheilen konnte. Die meisten Schwierigkeiten fanden sich bey dem biographischen Theile, aus sehr begreiflichen Gründen, wenn es auf neuere und grösstentheils noch lebende Schriftsteller ankommt. Desto vollständiger sind, im Ganzen genommen, die bibliographischen Angaben, welche die Titel der Bücher meistens genau und wörtlich, und von vielen auch die Preise, nachweisen. Die anonymischen Schriften sind von denen mit den Namen der Verfasser durch besondere Zeichen unterschieden. Ausserdem findet man auch die Uebersetzungen in andere Sprachen, besonders ins Deutsche, angezeigt, so viel es, bey den hier wieder eintretenden neuen Hindernissen, geschehen konnte. Hiedurch erhält dieses Buch einen neuen Werth für übersetzungslustige Autoren und Verleger, um sie mancher vergeblicher und schon geschehener Arbeit zu überheben.

Mit dem Allen aber begnügte sich der Fleiss des Vf. noch nicht. Er verspricht am Schluss des Werks noch eine möglichst genaue systematische Uebersicht dieses Theils der französischen Literatur, nach dem Plane des von ihm mit so gerechtem Beyfall bearbeiteten Allg. Repertorii der Literatur für die Jahre 1785 — 1790. Selbst zu einem historischen Raisonnement über diese systematische Nomenclatur giebt er uns einige Hoffnung, welches zugleich Nachtrag des neuen mit Grunde zu erwartenden ansehnlichen Gewinns der französischen Literatur in den letzten Jahren werden soll.

Königsberg, b. Nicolovius: *Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnson's Leben*, von *James Boswell*, *Esq.* Nach der zweyten englischen Ausgabe übersetzt. *Erster Theil.* Mit Johnson's Bildniss. 1797. 502 S. 8.

Von der aus drey ansehnlichen Quartbänden bestehenden Urschrift dieses Werks ist ehedem von uns (Jahrg. 1792. St. 30.) eine umständliche Anzeige gegeben worden. Seitdem erschien eine neue, mit Zusätzen bereicherte Ausgabe davon. Man wird sich daraus, oder aus eigner Kenntniss dieser Biographie erinnern, dass sie eigentlich eine Art von Protokoll ist, welches *Boswell*, der vieljährige Freund und enthusiastische Bewunderer *Johnson's* nicht blofs über dieses letztern Lebensvorfälle, sondern vornemlich über seine merkwürdigsten Handlungen, Reden und Aeusserungen im gesellschaftlichen Leben, viele Jahre hindurch geführt hatte. Darauf bezieht sich die zum Titelmotto ganz schicklich gewählte Horazische Stelle:

— — Quo fit ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita Senis.

Rec. gesteht, dass er keine *so* vollständige deutsche Uebersetzung dieses weitschichtigen und an Gehalt und Interesse sehr ungleichen Werks erwartet hätte, und noch weniger ahndete es ihm, dass sich ein Frauenzimmer mit dieser Arbeit beschäftigen werde; denn dass dies der Fall sey, sieht man aus einer Note zu S. 372. Der Name ist unter der Zuschrift nur durch die Buchstaben *M. L* angegeben, und Königsberg als der Aufenthalt der Uebersetzerin. Sie hat indess selbst eingesehen, dass nicht *Alles* zu liefern rathsam war, und daher theils zwey Vorreden des Vf. die nichts Denkwürdiges enthielten, theils manche ganz unbedeutende Nachrichten, mehrere Noten, worin die Richtigkeit mancher von Andern angegebener Umstände weitläuftig erörtert wird, vorzüglich aber viele Briefe weggelassen, die keinen besondern innern Werth hatten. Einige derselben sind jedoch im Auszuge beybehalten worden. So sind auch viele weitläuftige Untersuchungen über das englische Kirchenwesen und über theologische Materien u. s. f. nicht mit aufgenommen. Von den vielen Gebeten und andächtigen Betrachtungen, die der frömmelnde *J.* bey jeder Gelegenheit niederschrieb, ist nur das beybehalten, was *J.* besonders zu charakterisiren schien. Eine Menge von Anekdoten, die bey der neuen Ausgabe als einzelne Zusätze mitgetheilt wurden, sind da, wohin sie gehörten, eingeschaltet, und aus mehrern weitläuftigen Erzählungen ist nur das wesentliche ausgehoben worden. Diese ganz zweckmäsige Verfahrungsart wird der deutsche Leser der Uebers. gewiss Dank wissen, die sich ausserdem, nach ihrer eignen Versicherung, der gewissenhaftesten Treue in Uebertragung des richtigen Sinnes, nicht nur was die Zeichnung, sondern auch selbst was das Colorit betrifft, beflissen hat. *Boswell's* Arbeit hat nun freylich von Seiten der Composition, keine sonderliche Verdienste, und wenn man diese Tugend auch an den erzählenden und schildernden Stellen der Verdeutschung vermisst, so wäre es ungerecht, diese Mängel der Uebers. zur Last zu legen. Und da die Uebersetzung im Ganzen Einsicht und Fleiss verräth, so kann man leicht einige kleine Mängel übersehen, die auch zum Theil von dem Setzer mögen verschuldet seyn. So ist der Name des bekannten Admirals *Byng*, S. 195. ff. einmal *Bynch* und das zweytemal *Byach* geschrieben, und in der Grabschrift ist das: *Admiral des blauen*, ganz unverständlich; es soll: „Admiral der blauen Flagge" seyn. S. 199. heisst es, Dr. Burney habe an *J.* eine Liste von Subscribenten zu seinem Shakspeare *aus Sorgfalt* geschickt. Im Englischen steht vermuthlich: *by his care*, d. i. die er besorgt, gesammelt hatte. So hätte auch S. 114, 200 und 201, *Proposals* nicht durch *Vorschläge*, sondern durch *Unterzeichnungsplan*, übersetzt werden sollen. S. 351. „Er hatte die Gewohnheit, gewisse Tage mit frommer *Abziehung* zu begehen." *Abstraction* wäre hier besser durch *Einkehr in sich selbst* verdeutscht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. December 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Johann Friedrich Christoph Gräffens*, Doctors der Theol. und Philos. und Pastors an der St. Nicolaikirche zu Göttingen, *vollständiges Lehrbuch der allgemeinen Katechetik, nach Kantischen Grundsätzen*, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. *Zweyter Band.* 1797. XV u. 551 S. gr. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: *Joh. Friedr. Christoph Gräffens* u. s. w. *Grundriss der allgemeinen Katechetik nach Kantischen Grundsatzen*, nebst einem *kurzen Abrisse der Geschichte der Katechetik* von dem entferntesten Alterthume bis auf unsere Zeiten. Zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. 1796. XIV u. 424 S. gr. 8.

3) Ebend., b. Ebend.: *Neuestes katechetisches Magazin zur Beförderung des katechetischen Studiums. Dritter Band.* Ausgearbeitet von *Joh. Friedr. Christoph Gräffe* u. s. w. *Zweyte vermehrte Ausgabe.*

Auch unter dem Titel:

Die Katechetik nach ihren wesentlichen Foderungen betrachtet. Erster Theil. Ausgearbeitet von *J. Fr. Ch. Gräffe* u. s. w. *Zweyte vermehrte Ausgabe.* 1796. Ohne Dedication und Vorrede 461 S. 8.

4) Hannover, b. Ritscher: *Katechetisches Journal*, herausgegeben von *Joh. Friedr. Christoph Gräffe* u. s. w. *Dritter Jahrgang.*

Auch unter dem Titel:

Neues Journal der Katechetik und Pädagogik, herausgegeben von *J. Fr. Ch. Gräffe* u. s. w. *Erster Jahrgang, erstes Heft.* 1795. *Zweytes Heft.* 1795. *Drittes Heft.* 1796. zusammen VI u. 474 S. 8.

Alle diese Schriften können füglich mit einander verbunden werden, da sie in einem nahen Verhältnisse mit einander stehen. Nr. 1. 3 u. 4. ist den Lesern dieser Zeitung durch die Anzeige Nr. 168 und 319. des Jahrgangs 1795 schon bekannt. Wie sehr Hr. G. sich dadurch um das katechetische Studium und die Vervollkommnung der Katechetik als Wissenschaft verdient gemacht habe, ist dort bemerkt worden. Die Fortsetzung dieser Schriften ist ein Beweis, dass sein Eifer in der Ausführung seiner so rühmlichen Absicht nicht ermüde. Der *Plan* des Vf. bey dem *Lehrbuche* war nach der Vorrede zum ersten Bande, die Katechetik *nach den drey Vermögen unserer Seele* abzuhandeln. Der *erste Band* handelte daher die Regeln ab, die sich auf *das Erkenntnissvermögen* beziehen, der *zweyte* sollte die Regeln vortragen, die durch die Natur *des Gefühls- und Begehrungsvermögens* vorgeschrieben werden, er umfasst aber nur die aus dem *ersten* hergeleiteten Regeln, und es wird nun noch ein *dritter Band* über die auf das *Begehrungsvermögen* sich beziehende Katechetik folgen. Da auf die Weise aber das Lehrbuch zu akademischen Vorlesungen zu weitläuftig wurde, entschloss sich der Vf. einen Auszug daraus zu machen, um diesen unter dem Namen des *Grundrisses* zu seinen Vorlesungen zu gebrauchen. Der *zweyte Band des Lehrbuchs* handelt in sechs Abschnitten von dem Gefühlvermögen, von der Sprache überhaupt und der katechetischen insbesondere, von einigen besondern in der Sprache liegenden Hülfsmitteln, die sowohl die Deutlichkeit für den Verstand vermehren, als auch durch ihre erzeugte Lebhaftigkeit auf das Gefühlvermögen wirken, von den sinnlichen und den ästhetischen Gefühlen, dem Schönen und dem Erhabenen. Von allen diesen Objecten wird zuerst die Theorie aufgestellt und alsdann die Anwendung auf die Katechetik gemacht, so dass aus jeder Theorie mannichfaltige Regeln für den Katecheten hergeleitet werden.

Nach dem von dem Vf. gemachten Plane konnte die Ordnung freylich nicht nach den verschiedenen Functionen eines Katecheten eingerichtet werden, da manche aus der Theorie der Gefühle hergeleitete Regeln zur Entwickelung der Begriffe, andere zur Bewegung des Willens und noch andere zur Ausbildung des Stils gehören, aber der Absicht, die derselbe auszuführen suchte, alles aus kritischphilosophischen Grundsätzen herzuleiten, ist sie vollkommen angemessen. Nur vermisst man ungern die Regeln, wie die den Katechumenen beygebrachten Lehren auch für *das Gedächtniss* behaltbar gemacht werden können. Wie sehr Hr. G. sich dabey als einen Kenner der kritischen Philosophie gezeigt, wie viele Geschicklichkeit er bewiesen, daraus bestimmte katechetische Regeln herzuleiten und manche feine Bemerkungen einzustreuen, und wie viel die Katechetik als Wissenschaft betrachtet dadurch gewonnen habe, ist schon bey der Rec. des ersten Theils angezeigt worden, und Rec. findet es also unnöthig, dieses noch einmal zu wiederholen. Dagegen ist Rec. noch immer der Meynung, dass Hr. G. zu viel Fremdes, was eigentlich zu einer Katechetik nicht gehört, abgehandelt habe, ungeachtet dessen, was derselbe in der Vorrede zu seiner Rechtfertigung darüber gesagt hat. Dass die Katechetik auf philosophischen Grundsätzen gebauet werden müsse, wenn sie Gründlichkeit und Festigkeit erhalten solle, und dass der

jüngere Freund der Katechetik die Regeln derselben besser verstehen und sich von deren Richtigkeit mehr überzeugen könne, wenn er jene Grundsätze recht gefasst hat, ist unstreitig. Aber deswegen muss nicht die ganze Theorie selbst mit hineingebracht werden, weil jede Wissenschaft ihre Grenzen hat, die sie nicht überschreiten darf. Die Philosophie ist Vorbereitung auf alle übrige Wissenschaften, und sie wird mit Recht als Vorbereitungswissenschaft betrachtet, aber daraus folgt nicht, dass die entlehnten Grundsätze auch selbst wieder in einer jeden weitläuftig auszuführen sind, weil sonst ewige Wiederholungen statt finden würden. Diese Lehrsätze sind vielmehr als Grundlage kurz vorauszusetzen, um daraus die Anwendung auf die besondere Wissenschaft zu machen. Deswegen muss jeder Gelehrte Philosophie schon inne haben, ehe er zu den höhern Wissenschaften übergeht, und der, welcher Katechetik studieren will, muss mit den philosophischen Theorieen, die bey ihr zum Grunde liegen, schon vertraut seyn; alsdenn braucht er die Lehrsätze nicht auf Treue und Glauben blindlings anzunehmen, und sie als apodiktische Machtsprüche seines Lehrers zu betrachten. Man hat es an verschiedenen theologischen Moralen mit Recht getadelt, dass sie fast die ganze Psychologie wiederholen, auf gleiche Weise muss aber auch die Katechetik nicht zu sehr in das Gebiet der Philosophie ausschweifen. Wollte Hr. G. einmal eine Homiletik schreiben, so müsste er fast alle die hier befindlichen Theorieen noch einmal wiederholen, und dies würde bey mehrern Wissenschaften der Fall seyn. Dies findet auch bey diesem *zweyten Bande* statt. Die *Theorie der Gefühle* hat unstreitig über die zweckmässige Einrichtung der Katechisationen viel Licht verbreitet und zur Aufstellung mancher besondern Regeln gewirkt, die man sonst eben nicht beachtet hat. Aber zur Katechetik selbst gehörte höchstens nur ein kurzer Abriss derselben, da hingegen hier, z. B. die Theorie des Schönen auf 42, die Theorie des Erhabenen auf 26 S. abgehandelt, gegen andere zuweilen polemisirt wird, und bey jeder fünf Definitionen geprüft und mit der Kantischen verglichen werden. Dadurch will Rec. nicht sagen, dass diese Theorieen unnütz wären, nur zur Katechetik gehören sie nicht; der Leser erhält eigentlich mehr als der Titel verspricht, und kann das Geschenk immer mit Dank annehmen, weil er über manche Materien vielleicht mehr Licht erhält, und manche eigene Bemerkungen des Vf. finden wird. Besonders ist hieher der zweyte Abschnitt *von der Sprache überhaupt und der katechetischen insbesondere* zu rechnen, da man diese Theorie selten so wie hier in besonderer Beziehung auf die katechetische Sprache ausgeführt finden wird. Deswegen kann es sich der Leser auch gern gefallen lassen, wenn der Vf. seinem angenommenen Plane, der nun auch nicht geändert werden kann, treu bleibt, und die Materien des dritten Bandes auf eine proportionirte Weise ausführlich behandelt. Aber bey dem *Grundrisse* verursachen diese Theorieen wirklich eine schädliche Weitschweifigkeit, weil man bey Compendien sich der möglichsten Kürze befleissigen muss, zumal wenn mit den Vorlesungen praktische Uebungen verbunden werden. So ist der erste Abschnitt des dritten Buchs vom Begehrungsvermögen in allen philosophischen und abgekürzt auch in einigen theologischen Moralen schon befindlich, und konnte hier also desto eher weggelassen und nur das Resultat beybehalten werden. — Um nicht zu weitläuftig zu seyn, enthält sich Rec. einzelner Bemerkungen von geringerer Erheblichkeit über den zweyten Band des Lehrbuchs, und begnügt sich, nur eine einzige noch beyzufügen. Hr. G. behauptet gegen Kant und andere in der Vorrede S. XIII ff. und im Buche selbst §. 9. S. 25 ff. dass das *Gefühl* nicht *Empfänglichkeit der Lust oder Unlust*, sondern *eine Vorstellung* sey, woraus erst Lust oder Unlust entstehe. Genau betrachtet ist aber wohl Gefühl nicht selbst Vorstellung, sondern nur Folge einer vorhergegangenen Vorstellung, und zugleich Ursache einer andern Vorstellung, die von dem Gefühle in der Seele zu entstehen pflegt. Das sieht man daraus, weil Hr. G. selbst Freude, Traurigkeit, Hoffnung, Furcht etc. zu den sinnlichen Gefühlen rechnet, die aber doch nicht selbst Vorstellungen, sondern nur Folgen von Vorstellungen seyn können. Das ist auch offenbar die Meynung *Kants* in der S. 28. angeführten Stelle: „Also ist *das Gefühl* die allgemeine Mittheilungsfähigkeit des Gemüthszustandes in der gegebenen *Vorstellung*, *welche* als subjective Bedingung des Geschmackurtheils demselben *zum Grunde liegen*, und *die Lust an dem Gegenstande zur Folge haben muss.*" Die Lust wird hier nicht als *Folge des Gefühls* vorgestellt, wie Hr. G. meynt, sondern als *Folge der Vorstellung*, die dabey zum Grunde liegt, und als *Bestandtheil des Begriffs vom Gefühl* selbst betrachtet. Die Kantischen Stellen stimmen daher sehr gut mit einander überein. Auf die Bestimmung der katechetischen Regeln hat aber diese Verschiedenheit des Begriffs eben keinen grossen Einfluss, weil es doch dabey hauptsächlich darauf ankommt, Vorstellungen hervorzubringen, die diese Gefühle rege machen.

Im *Grundrisse* ist nun die allgemeine Katechetik völlig geendigt und auch das kurz abgehandelt, was der dritte Theil des Lehrbuchs ausführlicher enthalten wird. Der Vf. setzt auch hier die Theorie voraus und leitet daraus die katechetischen Regeln her. Manches scheint doch für Kinder etwas zu schwer, wohin Rec. besonders den Beweis des Daseyns Gottes §. 234. A. 6. S. 258. rechnet. Die weitere Ausführung des dritten Theils des Lehrbuchs wird dieses genauer beurtheilen lassen. Ueber die reinen Bewegungsgründe zu einzelnen Tugenden und deren fassliche Ausführung wird der angehende Katechet ungern eine Anleitung vermissen und wünschen, dass sie im Lehrbuche noch nachgeholt werde. Der Theorie der Katechetik ist auch *ein kurzer Abriss der Geschichte* angehängt, wo die vorzüglichsten Veränderungen und Schriften mit vielem Fleisse gesammelt und in einer natürlichen Ordnung dargestellt sind. Die neuere Geschichte ist im Verhältniss zu der ältern doch etwas zu kurz ausgefallen, dagegen hätte der ganze Zeitraum

raum vom Anfange der Welt bis auf Sokrates füglich wegbleiben können, weil in demselben noch gar keine Spur vom eigentlichen Katechisiren zu finden ist. Die S. 308 und 311. angeführten Katechismen gehören zum Theil in die folgende Periode. Nur selten vermifst man einige Katechismen, die nicht fehlen sollten, z. B. *Vernet instructions Chretiennes* und die deutsche Uebersetzung davon, S. 378. *Wenkens* und *Watts* Katechismen. Der letzte steht unter den Anweisungen, da doch die katechetischen Regeln nur den Vorbericht des Buchs ausmachen. Auch einige Druckfehler der Namen hätten billig zuletzt sollen angezeigt werden, als: S. 336. *Joh. Sigismund* katechetische Schlufskette, wo der Geschlechtsname *Pape* fehlt; S. 390. *Satzmann* st. *Salzmann;* S. 428. *Giorfeld* st. *Glörfeld.*

Der dritte Theil des katechetischen Magazins ist nun durch das Lehrbuch ziemlich entbehrlich gemacht worden, es unterscheidet sich von demselben blofs durch Beyspiele von Katechisationen, denn die Materien sind im Lehrbuche alle auch enthalten, nur zuweilen kürzer, zuweilen weitläuftiger ausgeführt. Es wäre daher gut, wenn in den folgenden Theilen die Wiederholungen ganz vermieden und etwa besondere Abhandlungen über einzelne wichtige Materien und Katechisationen aufgenommen würden. Ueber die *Katechisationen* überhaupt mufs Rec. noch eine Bemerkung beyfügen. Dafs Hr. G. die Kunst meisterhaft verstehe, den Katechumenen die Wörter und Begriffe abzulocken, diese in ihre Bestandtheile aufzulösen und wieder zusammen zu setzen u. dgl. ist überall sehr sichtbar. Aber doch dünkt dem Rec., dafs manches zu Gelehrte und Philosophische ihnen beygebracht werde, was ihnen eigentlich nicht nöthig ist und zwar am Ende glücklich herausgebracht wird, aber doch nur *in spem futurae oblivionis*, und dafs manche Worterklärungen nicht ganz natürlich und richtig genug sind. Man mufs doch auch dafür sorgen, dafs die Katechisationen nicht zu weitläuftig werden, um die Katechumenen, besonders Kinder, nicht zu ermüden und vom Ziele zu weit abzuführen. So will der Vf. S. 212. des Lehrbuchs die auf die Frage: was verstehet ihr unter der Vorsehung? gegebene Antwort: die Versorgung oder Erhaltung, berichtigen, und sucht es ihnen daher begreiflich zu machen, dafs es falsch geantwortet sey, wenn man mit einem Theile antworte, wo man das Ganze umfassen solle. Zu dem Ende fragt er nach den einzelnen Theilen des Baums und eines Gebäudes, um zu zeigen, dafs ein Theil nicht das Ganze ausmache. Da die Kinder vermuthlich nur durch die Aehnlichkeit der Wörter Vorsehung und Versorgung zur falschen Antwort verleitet worden, so wäre hinreichend gewesen, wenn gesagt worden wäre: ja, L. K. das war ja nur einer von den drey Theilen der Vorsehung. Gehört denn die Versorgung allein dazu? Was haben wir eben gehört, was gehörte noch mehr dazu? Was ist also die Vorsehung? S. 75. des Magazins soll die Frage des Kat. Wofür hat der Mensch vorzüglich zu sorgen? Für seine Seele und deren Vollkommenheiten und Glückseligkeit; erklärt werden. Zu dem Ende hält der Vf. für nöthig, unter andern die Begriffe von *Receptivität durch die Sinne afficirt zu werden* oder *Eindrücke zu empfangen*, zu entwickeln. Die Benennung *Eindruck* wird durch die Frage abgelockt: Was macht das Holz auf deinen Schultern? K. Einen Druck. L. Einen *Druck* oder *Eindruck*, welches doch gar nicht einerley ist. Dann heifst es: die Sonne hat auf dich und den Stein einen Eindruck gemacht, nur der Stein weifs es nicht, wie du. Wie kann man aber wohl sagen: dafs die Sonne auf den *Stein* einen Eindruck mache? Und wozu ist wohl immer eine philosophische Bestimmtheit eines Begriffs bey Kindern nöthig? Wenn es aber nöthig ist, so ist es doch bey Entwickelung desselben in vielen Fällen besser, die unbekannte Benennung gerade zu zu sagen, als solche weitläuftige und künstliche Deductionen zu machen.

Bey allen diesen Bemerkungen hat Rec. keine andere Absicht, als seine Achtung gegen diese Schriften dadurch zu beweisen, dafs er sie nicht zu oberflächlich beurtheilte. Desto weniger findet er bey dem *dritten Jahrgange des katechetischen Journals* zu erinnern, da dieser mit dem ersten eine gleiche Einrichtung und gleichen Werth hat. Hr. G. will den ganzen Umfang der katechetischen Schriften umfassen und dehnt seinen Plan auf diejenigen aus, die nur eine entfernte Beziehung auf Katechetik haben, z. E. Bendavids Versuch über das Vergnügen. Dieser Jahrgang enthält nur die neuesten Schriften, die ältern noch nicht recensirten sollen in dem zweyten Jahrgange, den der Vf. wegen anderer Arbeiten nicht liefern konnte, nachgeholt werden. Zuweilen kann Rec. doch nicht mit dem Vf. zusammenstimmen, wenn er z. B. II. 1. S. 23. die stellvertretende Genugthuung Jesu in Schutz nimmt, wo zwar die Gründe seines Gegners hinlänglich widerlegt werden, aber die Sache selbst doch moralisch unmöglich und praktisch schädlich bleibt; und wenn S. 58. behauptet wird, dafs die bösen Geister keine *Fähigkeit* hätten, sich bessern zu *können*, da sie ja alsdenn aufhören würden, *moralische Wesen* zu seyn.

Uebrigens wünscht Rec. mit dem Vf., dafs man sich durch Lesung dieser Schriften immer mehr überzeugen möge, wie nöthig das Studium der Katechetik sey, und dafs sich dasselbe nicht so geschwind beendigen lasse, wenn man mehr, als der Schlendrian erfodert, in dieser Kunst leisten will.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Weygandschen Buchh.: *Adelheid Sandler*, Tochter eines würdigen Geistlichen im Elsafs. Eine neuere wirkliche Geschichte. 1797. Erster Theil. 316 S. Zweyter Theil. 324 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter diesem Titel sollte man ein deutsches Original vermuthen, auch ist nirgends der kleinste Wink gegeben, dafs hier eine Uebersetzung aus dem Englischen

schen aufgetischt wird; aber die innere Beschaffenheit des Werks, der ganze Zuschnitt, manche kleinen Sittenzüge und das Grelle der sogenannten Charakterzeichnung würden dies schon für sich höchst wahrscheinlich machen, wenn der Uebersetzer auch sprachkundiger gewesen wäre, und seine Geschicklichkeit sich nicht bloss darauf beschränkt hätte, andre Namen der Personen und Schauplätze unterzuschieben. Es ist sehr lustig, unter andern auf die Frage zu stossen: *schön oder bräunlich?* für: *fair or brown?* wo der Uebersetzer also nicht einmal gewusst hat, dass unter verschiednen Bedeutungen *fair* auch *blond* heisst, was er doch hier durch den Gegensatz errathen konnte; oder die gewöhnliche englische Addresse an Geistliche: *to the reverend Dr. L.* getreulich durch: „an den würdigen L." gegeben zu sehn. Aber so muss sich ein unerlaubtes Verfahren immer selbst verrathen! Einer Menge andrer Anglicismen nicht zu denken, ist die Verdeutschung auch sonst sehr kläglich beschaffen, was durch den ungemeinen Schwulst des Buchs, und die moralischen Abschweifungen noch auffallender wird: denn das Kostbare und Steife nimmt sich in einer schlechten Uebertragung vollends unleidlich aus. Wir lesen: „die ungeheure Mannichfaltigkeit von Schönheiten;" „eine höchst furchtbare Schönheit;" bey Gelegenheiten, wo es kein Spott, sondern der bitterste Ernst damit ist. 2. Th. S. 154. steht: „Baron Weilers Gesundheit *wurde* für bedenklich *gehalten;*" die Luft Italiens *wurde* von seinen Aerzten empfohlen, und seine Gemahlin *wurde* für das einzige Mittel zu seiner Wiederherstellung *gehalten.* Der letzte sonderbare Umstand kann durch nichts erklärt werden, als dass es vermuthlich ursprünglich so heisst: „Die Luft Italiens wurde von seinen Aerzten empfohlen, und „von seiner Gemahlinn für das einzige Mittel gehal-„ten u. s. w." Der Werth des Romans selbst, oder vielmehr das einzige Wohlgefallen, welches man daran haben kann, beruht auf der interessanten Figur der Heldin, die man aber immer nur als Erscheinung im Hintergrunde erblickt. Das Uebrige ist unnatürlich und verworren, das Komische darin sehr grob, und die Entwicklung rasselt wie ein Postwagen, mit dem die Pferde flüchtig geworden sind.

LEIPZIG, in der Schäferischen Buchh.: *Gustav oder die Widersprüche des menschlichen Herzens.* Ein Charaktergemälde. 1797. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat Sorge getragen, uns auf alle Art von dem „Zweck und Ziel" seines Werkchens zu unterrichten, und er hat wohl daran gethan, denn es redet für sich selbst nicht vernehmlich genug. Dem Fehler des Auffallenden ist er glücklich aus dem Wege gegangen, wiewohl das, nach der Vorrede zu urtheilen, seine eigne Meynung nicht zu seyn scheint. „Mancher Umriss," sagt er, „mag zu scharf, manche „Perspective verschoben, manche Farbe zu grell, zu „blühend aufgetragen, aber um desto hervorspringen-„der, um desto ausdrucksvoller kann das Ganze da-„durch werden." Wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, dass er sein *Gemälde* durch Gründe empfiehlt, die jeder Fratze zu gut kommen, da es die Eigenschaft des *hervorspringenden* und *eindrucksvollen* mit dergleichen gar nicht gemein hat. Schiefe Ansichten haben wir ihm freylich hier und da vorzuwerfen, allein seine Gegenstände sind trivial, oft platt genug ausgewählt und eben so flach behandelt. Der Held hat übrigens wohl wenig Theil an der Ueberschrift: *Charaktergemälde;* er ist ein ganz rechtlicher, aber sehr gewöhnlicher Mensch, in dem es wenig Widersprüche aufzulösen giebt, und der von Weiss zu Schwarz (S. das Motto auf dem Titelblatte) nur darin übergeht, dass er sich anfangs ein Gewissen daraus macht, eine verheirathete Herzogin zu lieben, und es nachher doch thut. Den grössten Fleiss hat der Vf. auf die Zeichnung weiblicher Figuren gewandt, die ihm im Einzelnen weniger missrathen sind, weil er sie ziemlich aus der Menge aufgegriffen hat, als sein Begriff von dem Geschlechte überhaupt ein verunglückter seyn mag. Er hat ihn allen seinen Männern mitgetheilt, sogar einer unter ihnen, der eine recht gute Frau besitzt, ist so undankbar ihm darin beyzufallen. Wie dieser Begriff ungefähr beschaffen ist, lässt sich aus folgender Note S. 178. ersehen: „Der Mann muss nie seinen Werth verkennen, um „*einem* Geschöpfe, das dem männlichen Geschlechte „Glück, Ehre, Reichthum, alles schuldig ist, und sich „zum Danke damit bläht, zu *fetiren*." Sollte ein Schriftsteller, der bey Gelegenheit einer Närrinn alle Frauen für Geschöpfe erklärt, die für sich selbst nichts sind, wohl ernstlich im Stande seyn, seinem Plane gemäss, „die Grenzen von dem Schein und Seyn der Menschheit zu zeichnen?"

WARSCHAU, b. Wilke: *Adolf und Aline*, oder Jugendjahre zweyer Liebenden. Theils komischsatyrischen, theils ernsthaften Inhalts. Mehr Wahrheit als Erdichtung. Von *Karl Albrecht.* 1797. 257 S. 8. (16 gr.)

Eine lang gesponnene, verdünnte Bearbeitung des aus den kleinen Romanen von Friedrich Schulz und andern Uebertragungen aus dem Französischen bekannten *Antönchen und Trudchen*, gegen das Ende mit allerley Zusätzen beschenkt, die so tief unter aller Kritik sind, dass sie es zweifelhaft machen, ob bey diesem Schriftsteller mehr Stirn dazu gehört hat, fremdes Gut zu plündern oder eignes Machwerk aufzutischen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. December 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Lyceum der schönen Künste.* Ersten Bandes, erster Theil. 1797. 196 S. 8.

Zu dem Lyceum der Alten führte ein geräumiger Vorhof. Bey dem hier neu eröffneten Lyceum der schönen Künste giebt nicht die kleinste Vorrede Nachricht über Absicht und Plan. Der Gymnasiarch des alten Lyceums, welcher auch für das Oel der Kämpfer sorgte, ward nicht ohne Genehmigung des Areopagus angestellt. Der Vorsteher dieses neuen Instituts hat sich nicht einmal genannt. Ob die Gelehrtenrepublik ihn auch ungenannt dafür anerkennen werde, muss man erwarten. Rec. hält ihn, nach dem Anfang des Werks zu urtheilen, dieses Amtes nicht unwürdig. Die schönen Künste im weitesten Verstande, wornach sie die redenden Künste mit in sich schliessen, machen den Gegenstand dieses Werkes aus, und die hauptsächlichsten Aufsätze dieses Theils sind: 1) Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Deutschland, 2. *Georg Forster;* Fragment einer Charakteristik der deutschen Classiker, von *Friedrich Schlegel.*

Die *erste* Abhandlung hat die Form eines Briefes, den ein Kunstkenner nach zwanzigjähriger Abwesenheit bey der Rückkehr nach Deutschland über den, während dieses Zeitraums veränderten Zustand der Kunst an einen Freund schreibt. Der Vf. glaubt, um seinen Freund zuvor auf den wahren Standpunkt zu stellen, in die Urgeschichte der deutschen Kunst zurückgehen zu müssen. Er wirft die Frage auf, wie und wann die Kunst einheimisch bey uns wurde, und ob sie auch bey ihrer bessern Ausbildung in dem 14 und 15 Jahrhundert *deutsche* Kunst blieb. Das Eigenthümliche und Nationale in dem Stile derselben, sagt er mit Recht, ist noch nicht genau bestimmt. „So bald Deutschland ein eigenes für sich bestehendes Reich wurde, erhielt die ehemals römische und gallische Kunst gar bald ihren eigenthümlichen Charakter, den sie auch, ohne einen bestimmten Einfluss der neuern Italiener bis auf das 18te Jahrhundert in seiner ganzen Reinheit behauptet hat.“ Dieses, meynt der Vf. könne durch das Studium der deutschen Kunstwerke älterer und mittlerer Zeit, und durch Vergleichung derselben mit den Arbeiten anderer Völker dargethan werden, und er ist nicht ungeneigt, diese Untersuchung selbst anzustellen. Wir wünschen ihm hiezu Muth und Kräfte, da bey der Achtlosigkeit der Deutschen auf ihre Denkmale und bey der unendlichen Zerstreuung solcher Alterthümer, als gemalter Glasfenster, Siegel, Münzen, Waffen u. s. w., die Ausführung jenes Unternehmens mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft ist. „Ich habe,“ sagt der Vf. „in den Archiven der Abtey Gebweiler in dem obern Elsasse mehrere noch unbekannte Diplome Ludwigs des Deutschen gesehen, deren Siegel an Geschmack und Zeichnung die Arbeiten der damaligen Künstler zu Rom und Konstantinopel weit übertreffen.“ Ein gleiches Urtheil fällte schon Sulzer (*Theorie d. sch. K.* II. S. 68) von einem Siegel, das er an einem Diplome Kaiser Heinrichs IV fand. „Der Kopf des Kaisers ist“ (sagt er) „so schön, als wenn er zu den Zeiten der ersten Cäsarn wäre geschnitten worden.“ Zugleich erwähnt er, mit Beziehung auf Thunmanns bekanntes Buch, der Geschicklichkeit, welche auch die Wenden in den zeichnenden Künsten besessen haben. Herzlich stimmen wir in den Wunsch des Vf. ein, dass unsere Landsleute auf die Denkmale ihrer alten Kunst aufmerksamer gemacht, und hin und wieder Gelehrte oder Kunstliebhaber bewogen würden, die ehrwürdigen, nützlichen Denkmale alter Kunst, auch nur in ihrem Wohnorte, genauer zu untersuchen und bekannt zu machen, ohne sich durch das Lächeln und Nasenrümpfen Unkundiger, die *das* kleinfügig (mikrologisch) schelten, dessen Werth für das Ganze *sie* nicht erkennen, irre machen zu lassen. „Möchten sich doch,“ so schliesst er, „die Reichen und Grosen überreden lassen, ihre antiquarischen und artistischen Reisen auch durch Deutschland anzustellen, und für ihr Vaterland das zu thun, was die Engländer und übrigen Nationen schon lange für das Ihrige gethan haben!“

„Ueber nichts,“ (so beginnt der zweyte der genannten Aufsätze,) „über nichts wehklagt der Deutsche mehr, als über Mangel an Deutschheit. Wir haben siebentausend Schriftsteller, sagt Georg Forster, und doch giebt es in Deutschland keine öffentliche Meynung. In der That, wenn die Sache nicht einmal in Regensburg in Anregung gebracht, und allen Unterthanen ein Nationalcharakter von Reichs wegen befohlen wird; oder wenn es nicht etwa einem Sophisten der Reinholdischen Schule gefällt, die allgemein gültigen Principien der Deutschheit allgemein geltend zu machen; so hat es allen Anschein, dass die Deutschheit noch geraume Zeit nur ein gutherziges Postulat, oder ein trotziger und verzagter Imperativ bleiben werde.“ Dieser sarkastische Anfang, so wie noch einige andere Ausfälle, scheinen dem Rec. nicht zu dem ernsten Tone zu stimmen, den der Gegenstand der Abhandlung erfodert, und der auch im Ganzen nicht verfehlt ist. Das Denkmal, welches Hr. *S.* hier

Forstern setzet, ist des Unvergesslichen werth. Denn wohl ist es wahr: das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist, dass sein eigentlicher Werth öffentlich anerkannt wird; dass alle, einer allgemeinen Ausbildung fähige immer wieder mit Liebe und Andacht von ihm lernen; dass einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen." Eine solche Forschung hat der, durch seinen feinen Kunstsinn rühmlich bekannte Vf. mit Liebe angestellt, und so die Stimme des deutschen Publicums, welches, so sehr es verschrieen wird, das Vortreffliche doch wohl zu schätzen weiss, schön gerechtfertiget. *Forster* gehört zu den Schriftstellern, zu deren Schriften man, auch wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, gern zurück kehrt, nicht aus Langerweile, nicht um Kenntniss von dieser oder jener Sache zu erwerben, sondern um sich den Eindruck durch die Wiederholung schärfer zu bestimmen, und sich das Beste ganz anzueignen. Keiner der deutschen Prosaisten athmet so sehr den Geist freyer Fortschreitung, als Georg Forster. Man legt fast keine seiner Schriften aus der Hand, ohne sich nicht bloss zum Selbstdenken belebt und bereichert, sondern auch *erweitert* zu fühlen. In andern, auch den besten, deutschen Schriften fühlt man Stubenluft. Hier scheint man in frischer Luft, unter heiterm Himmel, mit einem gesunden Mann, bald in einem reizenden Thale zu lustwandeln, bald von einer freyen Anhöhe weit umher zu schauen. Unter allen noch so mannichfaltigen Ansichten seines reichen und vielseitigen Verstandes bleibt *Vervollkommung* der feste, durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn herrschende, Grundgedanke. Doch hängt er nicht an dieser oder jener Form. Jeden Funken vom ächten Geist gesetzlicher Freyheit erwärmet und ehret er, wo er ihn auch trifft. Nach Verdienst achtet er den Werth universeller Empfänglichkeit, und lebendiger Eindrücke aus der Anschauung des Gegenstandes selbst. Das Weitumfassende seines Geistes, dieses Nehmen aller Gegenstände im Grossen und Ganzen, giebt seinen Schriften etwas wahrhaft Grossartiges, beynah Erhabnes. Aechte Sittlichkeit athmet in allen seinen Werken; und ein lebendiger Begriff von der Würde des Menschen ist ihm überall gegenwärtig. Ueberall zeigt sich eine edle und zarte Natur, reges Mitgefühl, sanfte und billige Schonung, warme Begeisterung für das Wohl der Menschheit, eine reine Gesinnung und lebhafter Abscheu vor allem Unrecht. Was er wusste, meynte, glaubte, war in Saft und Blut verwandelt. Nicht bloss die unendliche Lebenskraft der allerzeugenden und allernährenden Natur ist es, über die er sich oft mit der Begeisterung ihrer geweihtesten Priester, eines *Lucrez* oder *Büffon*, in Bewunderung ergiesst. Auch die Spuren von dem Endzwecke einer allgütigen Weisheit verfolgt er in der umgebenden Welt und in der Geschichte der Menschheit mit wahrer Liebe, und mit jener, nicht bloss gesagten, sondern tief gefühlten Andacht, welche einige Schriften von *Kant* und *Lichtenberg* so anziehend macht.

Wenn wir unter *classischen Schriften* einer Nation solche verstehen, die in irgend einer nachahmungswürdigen Eigenschaften noch nicht übertroffen sind, bis dahin als Urbilder bleiben, so gehören für die Deutschen *Forsters* Schriften zu den classischen: Kein deutscher Prosaist kommt ihm auch nur nahe an Weltbürgerlichkeit und Geselligkeit. Keiner hat in der Auswahl der Gegenstände, in der Anordnung des Ganzen, in den Uebergängen und Wendungen, in Ausbildung und Farbe so sehr die Gesetze und Foderungen der gebildeten Gesellschaft erfüllt und befriediget, wie er. Nur selten verliert sich sein Ausdruck in's Spitzfindige und Geschrobene; und hier entsprang es weniger aus Affectation, als aus dem arglosen und herzlichen Bestreben, sich ganz und offen mitzutheilen und auch das Unaussprechliche auszusprechen. Französische Eleganz und Popularität des Vortrages und engländische Gemeinnützigkeit vereinigte er mit deutscher Tiefe des Gefühls und des Geistes. Alles ist aus einem Stücke in seinen Schriften, und hat deutsche Farbe. Denn er blieb ein Deutscher; und noch zuletzt in Paris fühlte er seine Deutschheit sehr bestimmt. Man hat die *parisischen Umrisse* unsittlich, seine letzten Briefe leichtsinnig gefunden. Aber er hat sich selbst vertheidigt. „Ist es nicht Thorheit," sagt er in den *Ansichten*, (III. 218) „die Schriftsteller richten zu wollen, wegen einzelner Empfindungen eines Augenblickes, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menschen aufzudecken, bewundern sollte? Die schnellen, tausendfachen Uebergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die sich unaufhörlich jagen, wenn Gegenstände von aussen, oder durch ihre lebhafte Phantasie hervor gerufen, auf sie wirken, wäre verlorne Mühe."

Diese Aushebung und Zusammenstellung einiger Züge aus der Charakteristik *Georg Forsters* hat die gedoppelte Absicht, theils das Publicum zu Lesung des ganzen Aufsatzes zu ermuntern, theils dem edlen Todten auch in diesen Blättern ein Denkmal zu stiften. Sein Geist schiffte, ohne zu ermüden, auf dem weiten Meere der menschlichen Erkenntniss mit dem Compasse der Wahrheit. Zittern konnte die Magnetnadel; aber untrüglich war doch ihre Leitung. Er wusste wohin er steuerte, und obgleich er erlag in dem Streben nach dem Einen, was Noth ist, so war doch nicht eitel sein Thun, so bleibt sein Ruhm doch unvergänglich. Leben wird er, wie Cook. Dass die nordwestliche Durchfahrt nicht sey, das fand Cook, und darum heisst er: *der Entdecker*. Auch Forster entdeckte — was zu erreichen wir Armen vergebens uns mühen! Friede seiner Asche!

Anzeigen müssen wir wenigstens auch die übrigen Aufsätze, welche der erste Theil dieses Lyceums enthält. Man findet weiter *Theaternachrichten* (es ist die Ansicht des Berliner Nationaltheaters beym Schlusse des Jahres 1796) *Kunstnachrichten*, *Anekdoten* (es sind Züge aus dem Leben *Georg Bendas*). Die Verehrer Vossischer Uebersetzungen treffen auch hier in der Erzählung *Deukalion* eine Probe seiner Bearbeitung des Ovid. *Zelter* stellet eine Scene aus *Benda's* Romeo

und Julie sehr belehrend dar. Der Verfasser der langen und noch nicht geendigten Kritik des musicalischen Romans: Hildegard von Hohenthal (welche das Stück beschliesst) wird, obgleich *ungenannt*, den Lesern des verblichenen Journals, *Deutschland* nicht unbekannt bleiben.

Die neuen Ungerschen Lettern fallen trefflich ins Auge und sind des Lyceums der schönen Künste würdig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgart, b. Mezler: *Ueber die Wirkung der westphälischen Friedenshandlungen auf das Religionswesen in der Unterpfalz und das durch den Frieden darin bestimmte Normaljahr.* 1798. 119 S. gr. 8.

Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab dem ungenannten Vf. ein schon 1794 zu Mannheim herausgekommenes Tractätchen, welches den Titel führt: *Geschichte der westphälischen Friedenshandlungen zur Beleuchtung der vorgeblichen Streitfrage über das Entscheidungsjahr für die Pfalz.* Mit diesem Büchlein, welches bey dem gelehrten Publicum so wenig Sensation gemacht hat, dass Rec. sich nicht erinnert, irgendwo eine Erwähnung desselben gefunden zu haben, hat es gleichwohl eine eigne Bewandnifs, von der man sich aus dem, was der Vf. dieser Abhandlung in der Vorrede sagt, und den hier und da in dem Buche selbst von ihm angeführten Thatsachen ungefähr folgende Vorstellung zusammensetzen kann: Die Jesuiten, welche (nachdem die katholischen Pfalzgrafen von der neuburgischen Linie zur Kurwürde und dem damit verbundenen Besitze der rheinischen Pfalzgrafschaft gekommen waren) einen grossen Einfluss auf die Regierung des Landes gewannen, hatten sich in den Kopf gesetzt, das damals noch ganz protestantische Land in den Schoofs der allein seligmachenden Kirche zurück zu führen. Dies Unternehmen war nicht ohne Schwierigkeit, welche die gewöhnlichen Verführungskünste nicht zu heben vermochten. Man musste Gewalt gebrauchen, die Reformirten ihres beträchtlichen Kirchengutes berauben, und sich vornehmlich gegen die Bekenner dieser Confession grosse Härte und Grausamkeit erlauben. Die Regenten der Pfalz, obwohl von Jesuiten erzogen, und von einem brennenden Proselyteneifer belebt, waren doch ihrem Herzen nach mehr gutmüthige als tyrannische Fürsten, und eben nicht zu Maafsregeln der Grausamkeit gegen ihre Unterthanen aufgelegt. Ihre Beichtväter mussten sie also überführen, dass sie zu dem, was man ihnen unaufhörlich als die Pflicht christkatholischer Regenten vorstellte, ein volles äusseres Recht hätten. Dazu bediente sich nun der erfinderische Geist dieser Väter des westphälischen Friedensinstruments, auf welches sich die pfälzischen Protestanten als einen Schutzbrief ihrer bürgerlichen und kirchlichen Gerechtsame zu berufen pflegten. Aus dem ten §. des 4ten Artikels zogen sie den Satz, dass nur die Person des Fürsten, nicht aber das Volk oder die Unterthanen in die vor dem Kriege genossenen bürgerlichen und kirchlichen Gerechtsame hergestellt seyen; der erstere folglich, vermöge des ihm zustehenden Reformationsrechts (bey welchem man die in dem Friedensschlusse so deutlich bestimmten Schranken künstlich aus den Augen zu rücken wusste) zu einer jeden willkürlichen Abänderung der Landesverfassung vollkommen berechtigt sey.

Dies empörende System, welches die Schüler der frommen Väter (mit denen nun alle Landesstellen in Kurpfalz besetzt waren) nicht nur in öffentlichen Schriften vertheidigten, sondern auch durch die gewaltthätigsten Handlungen in Ausübung brachten, setzte ganz Deutschland und vornehmlich den evangelischen Theil desselben in solche Bewegung, dass der kurpfälzische Hof davon abzustehen sich genöthigt sah, und um nun einen Theil von demjenigen, was offenbare Gewalt geraubt hatte, der inzwischen neu entstandenen katholischen Kirche mit einigem Scheine Rechtens zueignen zu können, bewogen ward, mit dem damaligen König von Preussen den Interimsvertrag zu schliessen, der unter dem Namen der Religionsdeclaration bekannt ist. Aber kaum war dieser Vertrag geschlossen, so fanden die Jesuiten schon Mittel ihn zu brechen, und ihr einmal eingeführtes Bedrückungssystem durch den mächtigen Einfluss, den sie auf alle Glieder der kurpfälzischen Regierung hatten, bis auf die neuesten Zeiten fortzusetzen. *Clemens XIV* hob nun zwar diese der Ruhe des Menschengeschlechtes so gefährliche Gesellschaft auf; aber hindern konnte er nicht, dass ihr Geist in einem Lande, worin sie so lange Zeit eine so wichtige Rolle gespielt hatten, in ihren zahlreichen Schülern fortlebte und wirkte. Diese durften es nun freylich nicht mehr wagen, das von ihren Lehrern aufgestellte System, dass die Rechtswohlthat des westphälischen Friedens nur dem Fürsten, nicht aber auch dem Volk zukomme (zumal, da in mehrern katholischen Ländern, die in neuern Zeiten unter den Scepter protestantischer Fürsten gekommen sind, eine solche Behauptung ihren eignen Glaubensgenossen zum Verderben gereichen würde) der Welt so roh und beleidigend vor die Augen zu legen. Sie suchten also durch eine neue Wendung, von welcher man sich eine gleiche Wirkung versprechen durfte, die Vortheile des alten Systems, welches ohne Gefahr nicht mehr vertheidigt werden konnte, fortdauernd zu machen. In dem westphälischen Frieden, behaupteten sie, sey nur ein Normaljahr für die Unterthanen der Fürsten vorhanden, nämlich das Jahr 1624. Die Evangelisch Lutherischen in der Pfalz (welche sich, weil sie in diesem Jahr in dem Besitze der Kirche zu Oppenheim standen, das Jahr 1624 von den Paciscenten als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel erbaten und erhielten) hätten sich also des Besitzstandes dieses Jahres rechtlich zu erfreuen; die Reformirten hingegen (welche vor dem Kriege in dem Besitze aller Kirchen und Kirchengüter des Landes waren) hätten gar kein Normaljahr in dem Frieden, und seyen folglich der Willkühr und Gnade

des Fürsten überlassen. Da nun der ganze Inhalt des Friedens dieser Behauptung entgegen steht, so nehmen sie, als ob die Urkunde mit allen sich darauf gründenden Handlungen, Besitzergreifungen, Verträgen u. s. w. ganz aus der Welt verloren sey, ihre Zuflucht zu den vor dem Friedensschluss gepflogenen Unterhandlungen, um aus den nie zu Stande gekommenen Entwürfen der katholischen Klerisey den armseligen Schein eines vermeynten Beweises zu erkünsteln.

Diese nur der Wendung nach von dem alten jesuitischen System verschiedene Behauptung hat der Vf. des schon erwähnten zu Mannheim 1794 heraus gekommenen Tractätchens dem Publicum vorgelegt, und mit einem grossen Aufwande jesuitischer Verdrehungskunst geltend zu machen gesucht. Die Blösse und Unhaltbarkeit dieses neu aufgestutzten Jesuitensystems aufzudecken, ist nun der eigentliche Zweck des ungenannten Vf. der angezeigten Abhandlung, welche in zwey Abschnitte zerfällt. In dem ersten wird die Geschichte der westphälischen Friedenshandlungen, in so weit sie eine Beziehung auf die rheinische Pfalz hat, vorgetragen. Der Kenner der Geschichte und des deutschen Staatsrechts ist mit dem Gange dieser Unterhandlungen bekannt; aber hier, wo man aus einseitigen und nicht zu Stand gekommenen Parteyentwürfen sich berechtigt glaubt, Schlüsse zu ziehen, die dem Inhalt des Friedensschlusses selbst entgegen stehen, hat der Vf. ganz zweckmässig gehandelt, auch den Nichtkenner der Geschichte und des Staatsrechts in diesem Labyrinthe mit so vielem Lichte zu versehen, als er zur Begründung des eignen Urtheils nöthig hat. Auch muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er das fein gesponnene Gewebe von List und Ränken, wodurch die Klerisey und vornehmlich die damals an allen katholischen Höfen so mächtig wirkenden Jesuiten die Friedensunterhandlungen (während alle Provinzen des deutschen Reiches unter den Kriegsverwüstungen seufzeten, und mit dem Blute deutscher Völker befleckt wurden) so lange Jahre hin zu halten wussten, mit geschickter Hand aus einander gelegt hat.

Wichtiger ist der zweyte Abschnitt der Abhandlung, worin die Grundsätze des deutschen Staatsrechts über den Einfluss der westphälischen Friedenshandlungen auf das für die Unterpfalz für den Frieden selbst bestimmte Normaljahr aufgestellt werden. Nach einigen eben so scharfsinnigen als wahren Bemerkungen über die Abänderungen, welche das deutsche Staatsrecht durch die veränderten Staatsverhältnisse erhielt, wirft der Vf. folgende fünf Fragen auf: 1) Wiefern bedarf eine in dem westphälischen Friedensinstrument bestimmt entschiedene Stelle eine Erläuterung aus Handlungen, die dem Frieden vorher gingen? 2) Ist das in diesem Frieden bestimmte Normaljahr über die Restitution der Unterpfalz und der damit verbundene Religionszustand so zweifelhaft und unbestimmt, dass man darüber zu den Friedenshandlungen seine Zuflucht nehmen muss? 3) Ist das Normaljahr in der Unterpfalz durch den westphälischen Frieden bloss für den Fürsten, und nicht auf gleiche Art für die Unterthanen vorhanden? 4) Ist die Unterpfalz die einzige Provinz in Deutschland, die das Gesetz in Absicht der Unterthanen von dem Vortheil des Normaljahrs ausschliesst? 5) Kann der, durch das Normaljahr von 1618 für die Unterthanen dieses Landes unwiderruflich festgesetzte Religionszustand ohne ihre Zustimmung durch einseitige Verträge des Landesherrn abgeändert werden?

Hier müssen wir jedoch unsre Leser auf das Buch selbst und die von dem Vf. gegebene Beantwortung und Erörterung dieser Fragen verweisen, die mit einer so richtigen Unterscheidung der wirklich dunkeln Stellen des Friedensinstruments und derjenigen, worin Ausdruck und Sinn klar und bestimmt da liegt, und einer so gründlichen Sachkenntniss ausgeführt ist, dass nach dem Urtheil des Rec. kein ehrlicher und unbefangener Leser den geringsten Zweifel haben kann, das sich daraus ergebende Resultat zu ziehen, dass das Jahr 1618 für die reformirten Einwohner des Kurfürstenthums Pfalz das in dem Friedensschlusse deutlich bestimmte Normaljahr sey, so wie es das Jahr 1624 als eine ausdrücklich von der allgemeinen Regel gemachte Ausnahme für die evangelisch-lutherischen Einwohner des Landes ist. Wir wünschen nur, dass die wohlgerathene Arbeit des ungenannten Vf. von denjenigen, welche in dem Lande, wovon die Rede ist, etwas zu wirken vermögen, einer unparteyischen Prüfung möge gewürdigt werden, und wenn nach den veränderten Umständen der rechtliche Zustand schwerlich wieder herzustellen seyn dürfte, doch dadurch der Weg zu einem billigen Vergleich zwischen dem Regenten und den Unterthanen gebahnet werden möchte. Die Schreibart des Vf. unterscheidet sich vortheilhaft von dem gewöhnlichen Stil staatsrechtlicher Deductionen; sie ist nicht nur dem Ausdrucke nach grösstentheils rein, sondern auch männlich und kräftig. Nur einige Provincialismen, die das Vaterland des Vf. verrathen, hätten wir hinweg gewünscht.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

I.

Alphabetisches Register

der

im Jahrgange 1797.

der

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

recensirten Bücher

und angezeigten Dissertationen und Programmen.

Anm. *Die Römische Ziffer zeigt den* Band, *die deutsche aber die* Seite *an.*

A.

B.

E.

F.

G.

Gaspari.

H.

I.

L.

M.

Religions-

S.

Situa-

U.

V.

Vifurgis

X.

Y.

Z.

II.

Register

über die

merkwürdigsten Sachen.

A.

B.

C.

D.

E.

Künste,

Neapel.

Q.

Q

R

S

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

Philologisch kritische Bemerkungen über einzelne Stellen der Profanschriftsteller.

Aristot-

Exegetische Bemerkungen über einzelne Stellen der Bibel.

III.

Register

über das

INTELLIGENZBLATT.

I. Literarische Nachrichten.

a) Vorläufige Nachrichten von Schriften, vorzüglich ausländischen.

Weston's

b) Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

c) Belohnungen.

d) Todesfälle.

e) Vermischte literarische Nachrichten von und über Gelehrte.

f) Vermischte literarische Nachrichten von gelehrten Anstalten u. s. w.

II. Literarische Anzeigen oder Ankündigungen.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

Ma-

N.

O.

P.

